Digitized by Google

CE LIVRE A ÉTÉ DONNÉ A LA
BIBLIOTHÈQUE CANTONALE
ET UNIVERSITAIRE
DE LAUSANNE

par Monsieur Louis BARBLAN.
Lausanne.
1943

Digitized by Google

Jacob Barblan.
Königsfeld. 1865.—

I.

Richard Burton's Reise

von

Aegypten nach Medina und Mekka.

Leipzig. A. Edelmann.

Ansicht von Hárrár.

Digitized by Google

Burton's Reisen

nach

Medina und Mekka

und in

das Somaliland nach Härrär

in

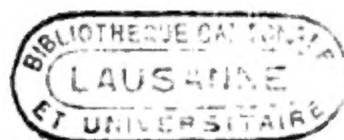
Ost-Afrika.

Bearbeitet von

Karl Andree.

Nebst 4 Tonbildern und zahlreichen eingedruckten Holzschnitten.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.



Einleitung.

Die Länder am rothen Meere und am indischen Ocean haben in unseren Tagen eine ungemein gesteigerte Bedeutung gewonnen. Der arabische Golf ist eine große Post- und Handelsstraße geworden und neben kleinen Baglas der Küstenbewohner schwimmen große Dampfer. Von Kairo nach Suez hat man durch die Wüste eine Eisenbahn gebaut, und im Meere Telegraphen gelegt, um die europäischen Drähte mit jenen Indiens zu verbinden. An den ostafrikanischen Gestaden nimmt der Handel einen immer größern Aufschwung, und kühne Reisende dringen von dort ins Innere, um Eroberungen für die Wissenschaft und den Verkehr zu machen. Auch sind ihre Bemühungen nicht fruchtlos gewesen; wir haben durch sie Kunde von hohen Schneebergen im äquatorialen Ostafrika erhalten und eine Seenregion kennen gelernt, in welcher eben jetzt die Quellen des weißen Nil anfgesucht werden. Man ist nun fest überzeugt, ihnen ganz nahe gerückt zu sein, und der Eifer wird nicht erkalten bis sie entdeckt worden sind. Härrär, das früher nie eines Europäers Fuß betreten hat, ist von Burton besucht worden. Abyssinien war einst ein mächtiges Reich und später in drei Königreiche zerfallen; dort hat sich ein Mann aus niederm Stand erhoben, Theodoros, um das Kaiserthum von Aethiopien wieder aufzurichten.

Am arabischen Meere liegt der Schlüssel zu Indien. Deshalb nahm England im Jahre 1841 die Stadt Aden in Besitz und

schuf dasselbe zu einem Gibraltar des Orientes um. Es eignete sich vor einigen Jahren auch die kleine Insel Perim an, weil sie die südliche Einfahrt in das schmale Binnenmeer völlig beherrscht; um diese nach Belieben schließen zu können, hat Großbritannien auch die Muschaschinseln besetzt, welche zwischen Zeyla und Tadschurra liegen, und läßt diese beiden Hafenplätze ebensowohl als Berbera unter Aufsicht halten. Der Handel der Somaliküste und die Verbindung mit dem Innern steht also unter englischer Controle. Darüber ist die alte Eifersucht Frankreichs von Neuem rege geworden; zwei gegenwärtig in scheinbarem, in Grund und Boden unnatürlichem Bündniß stehende Nebenbuhler arbeiten auch in jenen Gegenden wider einander. Schon König Ludwig Philipp hatte einem Häuptling an der abyssinischen Küste den Hafen Aït abgekauft, und später eigneten die Franzosen sich auch die Bucht von Hanfila, etwas südlich vom 15. Grade nördlicher Breite, an. So gewannen sie einen Weg nach Tigre hinein und können Massawah, den Haupthandelshafen von Abyssinien, umgehen. Eben jetzt unterstützen sie in Tigre einen Gegner des Kaisers Theodoros, weil dieser den Engländern und den Protestanten gewogen scheint. Der Gegensatz zwischen dem katholischen und dem evangelischen Elemente wird leider auch in jenen halbbarbarischen Ländern als politischer Hebel angesetzt und, wie immer, mißbraucht. Auf Antrieb französischer Missionaire wurden 1839 protestantische Sendboten vertrieben und alle Bibeln verbrannt; 1856 erfolgte ein Umschlag, indem die Katholiken verjagt wurden und die Protestanten wieder einziehen durften. In Abyssinien sind seit einem Vierteljahrhundert fast ununterbrochen englische und französische Reisende thätig gewesen, scheinbar zu Zwecken der Wissenschaft und des Handels allein, hauptsächlich aber um politischen Einfluß zu gewinnen. Ich erinnere an die Gesandtschaften von Harris und Johnston und an Rochet aus Hericourt. Alle brachten Waffen und Pulver als Geschenk für die Häuptlinge mit. Gegenwärtig bekleidet ein Engländer, Bell, beim Kaiser Theodoros die einflußreiche Stelle eines Lika Mankuas, das heißt, er ist Kleiderträger des Monarchen in der Schlacht. Die zuverlässigsten Nachrichten über Abyssinien haben wir von deutschen Landsleuten, namentlich von Krapf, von Heuglin und von Werner Munzinger.

Die Nebenbuhlerschaft zwischen den beiden Seemächten tritt auch in Bezug auf den Kanal von Suez zu Tage. Ich glaube in einem Aufsatze über dieses vielbesprochene Unternehmen („Geographische

Wanderungen", Dresden 1859, Band II. S. 121 bis 161) die Erwartungen, welche man von demselben hegen darf, auf das gebührende Maaß zurückgeführt zu haben. Auch heute ist es immer noch sehr zweifelhaft, ob man den Kanal vollenden werde, so viel planmäßigen Rühmens und Aufhebens auch von Paris her darüber gemacht wird. Und würde er vollendet, so könnte er doch, trotz der Dampfkraft, die Hoffnungen, welche in so ausschweifender Weise erregt wurden, doch nur etwa zum vierten Theil erfüllen. Allem Anscheine nach wird es mit dem Kanale von Suez gehen, wie mit jenem, welchen Nero durch die Landenge von Korinth graben lassen wollte. Philostratus erzählt (Leben des Apollonios von Thyana, Buch IV. Kap. 24) Folgendes: „Als Apollonios sich auf dem Isthmus befand und das Meer um das Lechäum, den westlichen Meerbusen von Korinth, her brüllte, sagte er: dieser Nacken der Erde wird zerschnitten werden, oder vielmehr nicht. Dieses war eine Weissagung der Durchstechung des Isthmus, welche Nero sieben Jahre nachher beabsichtigte. Denn da verließ er seinen Palast und kam nach Hellas, um sich dem olympischen und pythischen Heroldsrufe zu unterwerfen. Damals soll er das Unternehmen auf dem Isthmus begonnen haben, um eine Durchfahrt zu bewirken und das ägäische Meer mit dem adriatischen zu vereinigen, damit nicht jedes Schiff Malea zu umsegeln brauche, sondern mit Abkürzung der Fahrt durch den Kanal gehen könne. Der Graben nahm seinen Anfang an dem Lechäum, und war bei anhaltender Arbeit ungefähr vier Stadien vorgerückt, als Nero die Fortsetzung hemmte; entweder weil, wie Einige sagen, die Aegypter nach Untersuchung der Meere behaupteten, die See über dem Lechäum werde sich ergießen und Aegina begraben, oder weil er Unruhen im Reiche fürchtete. Also wurde der Isthmus durchschnitten und nicht durchschnitten."

Die Herstellung des Suezkanales wäre allerdings im Interesse des Verkehrs sehr zu wünschen. Die Verbindung der beiden Meere müßte im Fortgange der Zeit nothwendig einen anregenden Einfluß üben, und wesentlich dazu beitragen, befruchtende Keime der Gesittung in die Länder am rothen Meere zu tragen. Dieses wird eine belebte Handelsstraße werden; neben arabischen und indischen Kaufleuten wird man in den verschiedenen Hafenplätzen, wie schon jetzt in Aden, auch europäische Geschäftshäuser thätig sehen. Die Einwirkung auf Abyssinien muß eingreifender werden; das productenreiche Ostafrika in den äquatorialen Breiten wird auch für den Handel des rothen

Meeres werthvolle Erzeugnisse liefern und seinen Verbrauch an Fabrikaten steigern. Diesen Verkehr werden vorzugsweise die Schiffe aus den Häfen des Mittelmeeres vermitteln, und gerade ihnen wird der Kanal wesentliche Vortheile bringen, weil er für sie einen kürzern Weg nach dem Süden und Osten eröffnet. Aber die Achse, um welche sich der große Welthandel bewegt, wird auch in Zukunft vorzugsweise atlantisch bleiben, und ein Suezkanal kann dieselbe nicht verrücken.

Im Wesentlichen wird das Verhältniß bleiben, wie es sich im Fortgange der letzten drei Jahrhunderte bis jetzt gestaltet hat. Es ist von hohem Interesse, die Wandelungen zu verfolgen, welche der indische Handel nach Europa erlitten, und wie im rothen Meer ein Volk das andere abgelöst hat. Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß der Verkehrszug durch den arabischen Golf nach Aegypten und Europa vorzugsweise durch den Weg um die Südspitze Afrikas herum lahm gelegt worden sei; aber zwei Jahrhunderte lang bot dieser letztere an und für sich kaum einen Vortheil über die alte Handelsbahn dar. Die Karawanenschiffe aus den Morgenländern machten mit Benutzung des Passates den Weg von Calicut auf der Malabarküste nach Aden in zwanzig Tagen, von wo sie bis Dschidda, wohin sie in etwa zehn Tagen fuhren, acht Monate lang den Südwind, Asiab, benutzten und binnen zehn bis zwanzig Tagen nach Suez gelangen konnten. Die Reise, welche freilich nur in einer beschränkten Zeit des Jahres gewagt werden durfte, ließ sich also in zwei Monaten zurücklegen, während vor vierthalbhundert Jahren, als die Schifffahrtskunde auch der Europäer sich noch in der Kindheit befand, ein portugiesisches Fahrzeug mindestens zehn bis zwölf Wochen Zeit gebrauchte, um nur bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung zu gelangen. Die Portugiesen bedurften im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts für die Fahrt von Lissabon bis nach Calicut oder Goa nicht weniger als sechs bis acht Monate Zeit, und noch ein Jahrhundert später hielt man es für fabelhaft, daß ein niederländisches Fahrzeug ausnahmsweise einmal in vier Monaten von der Nordsee bis Java gesegelt war. Diese Fahrt gab Veranlassung zu der Sage von dem fliegenden Holländer. Der indirekte Weg, welchen die indischen Waaren über das rothe Meer und Aegypten nahmen, hatte anfangs an und für sich, gegenüber jener wenig vervollkommneten Schifffahrtskunde der Europäer, wenig vom Mitbewerb der atlantischen Seevölker zu besorgen. Diese fanden

an den Windstillen unter dem Aequator, an den Südoststürmen der afrikanischen Westküste, an den heftigen und gegeneinander prallenden Strömungen der Winde und Wellen am Kap, manche Hindernisse, und auf den langwierigen Reisen richtete der Scharbock große Verheerungen unter den Schiffsleuten an. Auf dem indirekten Wege konnten damals die indischen Waaren rascher und billiger nach Europa geschafft werden. Aber Christen und Mohammedaner wetteiferten miteinander in Gewaltthätigkeiten und widersinnigen Maaßregeln, dieser Handelsbahn die alte Bedeutung zu nehmen. Die langen Reibungen und Kämpfe zwischen Kreuz und Halbmond waren in den östlichen Gewässern nicht weniger erbittert und wild als im Mittermeere, und der Fanatismus hatte da wie dort dieselben beklagenswerthen Folgen. Während er Seelen bekehren und für das Paradies gewinnen wollte, schlachtete er Leiber und schuf weit und breit nur Verwüstung.

Der größte Theil der Länder, welche in Asien und Afrika einst den Römern gehorchten, war schon im achten Jahrhundert von den Mohammedanern unterworfen worden. Sie machten sich auch zu Herren von Spanien und Sicilien; im elften Jahrhundert war Pisa ein Hauptshafen, wohin die Saracenen fuhren; diese waren die erste Handelsmacht auf dem Mittelmeere, welches ihre Flotten beherrschten. Diese Uebermacht ging während der Kreuzzüge verloren; die Saracenen wurden nach und nach aus den nördlichen Theilen der Thalassa verdrängt, und einige italienische Städte, vor allen Genua und Venedig, rissen den Handel an sich; nun beherrschten sie das Mittelmeer einige Jahrhunderte lang, ohne daß ihnen der Wettbewerb mit Erfolg streitig gemacht werden konnte.

Auch in den Tagen des Mittelalters fand, wie noch heute, unter den vom Senegal bis Indien und China verbreiteten Arabern ein lebhafter Verkehr statt. Das Land im Süden der Pyrenäen war lange im Besitz der Mauren, und von ihnen erhielten die Spanier und Portugiesen genaue Kunde über die Handelswege der Araber im Osten. Als die Mauren auf der pyrenäischen Halbinsel den Waffen der Christen unterlagen und nach Afrika hinübergedrängt wurden, trachteten zuerst die Lusitanier, dann unter Karl dem Fünften auch die Spanier dahin, sich vom Zwischenhandel der Venetianer unabhängig zu machen, und die indischen Erzeugnisse selber zu holen. Columbus dachte nicht daran, eine neue Welt zu entdecken, sondern er wollte auf dem Wege nach Westen hin Indien

suchen. Johann der Zweite von Portugal schickte erst einen Mönch und bald nachher zwei Ritter nach dem Osten, um Indien kennen zu lernen. Die letzteren kamen 1487 bis Aden. Von dort ging der eine, Affonso da Payne, nach Abyssinien, der andere, Pedro Covilhano, schiffte auf einem arabischen Fahrzeuge nach Goa, Calicut und nach Ormus im persischen Meerbusen. Die Rückreise machte er mit dem Nordostmonsun nach dem rothen Meere, und über Kairo kam er nach Europa zurück. Auf diesen Fahrten erwarb er eine umfassende Kunde über die Handelsverhältnisse Indiens, über die Niederlassungen der Araber an der Ostküste von Afrika, und die Verbindungen, welche diese mit der Malabarküste unterhielten. Und von da ab setzten die Portugiesen Alles daran, die Südspitze Afrikas zu umschiffen und auf diesem Wege in die „Gewürzländer" zu gelangen. Seit Vasco da Gama, der acht Monate unterwegs war, ehe er in Mozambique einlief, wo er die ersten Araber traf und von diesen anfangs für einen Türken gehalten wurde, folgten dann die Seezüge der Portugiesen nach den östlichen Gewässern rasch aufeinander, und es begann eine allerdings nur kurze Periode der portugiesischen „Heroenzeit", die aber, ruhig und unbefangen angesehen, ein Zeitalter abscheulicher Barbarei war. Barros hat die allerdings kühnen Thaten seiner Landsleute mit großem Talent geschildert und Camoëns sie poetisch verklärt; aber die nackten Thatsachen sprechen deutlich, und selbst der große Freibeuter Alboquerque klagt über die „grenzenlose Habgier und die Raubsucht" seiner Portugiesen. Bei diesen, die als Eindringlinge und Mitbewerber erschienen, um von den Arabern große Vortheile abzulenken, war der Handelsneid und die Glaubenswuth noch schroffer als bei den Mohammedanern. Gleich in Mozambique verbrannte Gama zwanzig Schiffe, und an der Küste Indiens gerieth er sofort in Zwist mit den Herrschern. Der zweite Schiffszug, welchen die Portugiesen im Jahre 1500 unter Pedro Alvarez Cabral nach Indien aussandten, hatte außer zwölfhundert Kriegern auf zehn Schiffen, schon sechszehn Geistliche an Bord, und den Auftrag, das Christenthum mit Waffengewalt zu verbreiten, während er gegen den Handel der Araber feindselig auftrat und denselben zu zerstören trachtete. Aber schon jetzt zeigen sich die Besorgnisse der Italiener; sie gossen Kanonen für die Araber. Die Portugiesen hatten auf dem Seewege Ingwer, Pfeffer, Zimmt und noch andere indische Waaren nach Europa gebracht; Grund genug, die Eifersucht derer

zu erregen, welche so lange im Besitz des Handels mit jenen Erzeugnissen gewesen waren.

Die Portugiesen legten Faktoreien und Burgen auf der Küste von Malabar und auf den östlichen Gestaden Afrikas an; Vasco da Gama gründete Niederlassungen in Mozambique und Sofala, der König von Kiloa wurde zinspflichtig. Als aber einst ein Portugiese sich zum Islam bekehrt hatte, kaperte der christliche Seemann „zur Sühne für ein solches Verbrechen“ ein reichbeladenes, nach Aegypten bestimmtes Schiff und verbrannte es mit seiner gesammten Bemannung. Vor Calicut raubte er malabarische Fahrzeuge, den mohammedanischen Matrosen wurden Hände und Füße abgehauen, und andere Portugiesen veranstalteten gegen Pilgerschiffe, die nach Mekka fuhren, eine wilde Jagd. Der Seeraub wurde bei den Portugiesen zum System, und die Araber waren ihren Feinden zur See auf die Dauer nicht gewachsen. Sie wollten dann ihren Handel weit nach Südosten hin verlegen, nach Ceylon, Malakka und Sumatra; die Folge war aber, daß ihre Nebenbuhler nun auch dorthin drangen, um sie zu vertreiben. Mit dem Erfolg wuchs die Kühnheit der Portugiesen; auch die Handelsstraße über den persischen Meerbusen, welche durch die Euphratländer einestheils über Syrien, anderntheils über das schwarze Meer nach Europa ging, sollte gesperrt werden, und zu diesem Zweck wurde Ormus besetzt und befestigt, während auch die Insel Socotra vor dem Eingange zum rothen Meere in die Gewalt der Portugiesen fiel. Sie waren nun Herren der Fahrbahnen, sie herrschten an manchem Punkte der indischen und afrikanischen Küste, selbst die Straße von Malakka fiel in ihre Gewalt, und nach wenigen Jahren waren sie schon auf den Molukken. Später gingen sie nach China und Japan.

Für ein menschenarmes Land wie Portugal waren diese Besitzungen zu ausgedehnt; man konnte sie wohl erobern, aber nicht behaupten. Auch stand Alles auf Zwang, Gewalt und Ausschließlichkeit. Der kurzen Anspannung aller Kräfte folgte eine Ermattung, die noch heute andauert, und als Brasilien bebaut wurde, zog diese amerikanische Kolonie einen großen Theil der Menschen an, welche Portugal in die Fremde abzugeben hatte. Kein katholisch-romanisches Volk hat verstanden, irgend eine Pflanzung zur Blüthe und zu anhaltendem Gedeihen zu erheben. Was ist von allen Schöpfungen der Portugiesen im Osten übrig geblieben? Von

Mombas und Kiloa, von Maskat bis Goa und Diu, nichts als Verfall und Getrümmer und ein verkommenes Mischlingsgeschlecht! Der Fanatismus und das Schwert sind unfähig, etwas Dauerndes und Gesundes zu schaffen, und von einem sittlichen Elemente sind die Portugiesen bei ihren Eroberungen nicht getragen worden. Ihr „Heroenzeitalter" ist nichts als ein schauderhaftes und blutiges Zwischenspiel in der Geschichte. Und schon zwei Jahrzehnte nach Vasco da Gamas Auftreten begann im Kleinen der Verfall der portugiesischen Macht; das Meteor sank!

Aber der alte Handelsweg verlor seine Bedeutung und Venedig büßte sein Uebergewicht ein. Er konnte, wie schon hervorgehoben wurde, sehr wohl den Mitbewerb gegen jenen um das Vorgebirge der guten Hoffnung bestehen, allein die kurzsichtigen Türken, welchen Aegypten zur Beute wurde, beschwerten ihn in ganz unverständiger Weise mit hohen Zöllen. Die Venetianer ahneten bald, was ihnen bevorstand, und kühne Staatsmänner drangen darauf, daß von der Lagunenstadt aus Aegypten erobert werden müsse, weil man nur dadurch den Handel mit Indien behaupten könne. Der Portugiese Alboquerque hatte ja dem Kaiser von Abyssinien den Rath gegeben, den Nil ins rothe Meer abzuleiten, damit ganz Aegypten in eine Wüstenei zu verwandeln und dem Handel der Venetianer einen Todesstreich zu versetzen. Gleichzeitig faßte er den Plan, Mekka zu zerstören und alle Pilgerkarawanen und Pilgerschiffe aufzuheben; dann kamen ferner keine indischen Waaren ins rothe Meer und Portugal hatte für sie das Monopol! Aber in Venedig fehlte der Muth, Alles für die Behauptung des indischen Handels zu wagen; man unterstützte zwar erst den Sultan gegen die Portugiesen, suchte aber schon 1521 eine Ausgleichung mit diesen zu treffen, um sich wenigstens einen Antheil am Gewürzhandel zu sichern. Als die Anträge abgelehnt wurden, belegte Venedig die aus Portugal eingeführten Waaren bei sich mit hohen Zöllen, rief dadurch Gegenbedrückungen hervor und schadete nur sich selbst. Seit etwa 1530 sank Venedig auch in Folge unglücklicher Kriege, während zugleich Sultan Soliman der Zweite den ägyptischen Handel bedrückte, weil er Konstantinopel zum einzigen Ausfuhrhafen seines Reiches machen wollte.

Inzwischen entwickelte sich auf der westlichen Erdhalbe das Kolonialwesen. Amerika wurde nach und nach besiedelt, die Pflanzungen gewannen eine immer größere Ausdehnung und lieferten

jene Waaren, welche man früher aus Indien bezogen hatte, in beträchtlicher und steigender Menge. Der Welthandel fing an wesentlich atlantisch zu werden, als man Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo und viele andere Erzeugnisse nicht mehr allein aus Indien zu holen brauchte, sondern vorzugsweise aus den neuen Kolonien bezog. Der Orient trat für Europa immer mehr in den Hintergrund; die Besitzungen im fernen Osten rückten in die zweite Linie zurück. Erst seit den Kämpfen der Engländer und Franzosen um Indien, dem bessern Ausnützen der holländischen Besitzungen, und seitdem der Thee im Handel eine Rolle zu spielen anfängt, gewinnt der Osten wieder eine neue Bedeutung. Siam, Birma, China und Japan sind eröffnet, Australien ist zu einem wichtigen Factor geworden, kein Land an dem ungeheuern Ocean zwischen Asien und Amerika ist für den Verkehr verschlossen, Dampfer fahren um Afrika herum und von Suez bis Yeddo, San Francisco und Panama. Für alle diese östlichen Regionen hat ein neues Leben begonnen; die geschichtliche Entwickelung setzt neue Triebe an. Europa blickt wieder mit gespannter Aufmerksamkeit dorthin, und Nordamerika versorgt die Häfen von Mozambique bis nach Kosseir mit Zeugen aus den Fabriken, die am Merrimac oder am Penobscot Baumwolle aus Alabama am mexikanischen Meerbusen verspinnen und weben. Zugleich ist ein reger Wetteifer entstanden, das Innere Afrikas näher zu erforschen und genaue Kunde über die Gegenden am rothen Meere zu erlangen.

Arabien, von wo aus der Islam ausging, und wo er in der Kaaba zu Mekka seinen Mittelpunkt hat, wird stets das Interesse denkender Menschen in hohem Grade fesseln. Seine Bewohner sind gewissermaßen auf die Grenze zweier Welten gestellt; sie waren stets dem Wandern und der Seefahrt zugethan, und ihre Handelsverbindungen reichten schon vor Jahrhunderten von Siam und China bis an den Niger. In ihrem eigenen Lande reichen die Handelsstädte bis ins hohe Alterthum; das nun von den Engländern besetzte, auf einem ausgebrannten Krater stehende Aden ist, der Sage zufolge, auch das Grab des Brudermörders Kain, und bei Dschidda wird das Grab der Urmutter Eva gezeigt. Oft wurde Aden zerstört und immer hat es sich, seiner günstigen Handelslage wegen, wieder erhoben. In unseren Tagen ist es abermals nicht nur ein Schlüssel zum rothen Meer und indischen Ocean, sondern auch zum Stapelplatz für die Erzeugnisse der gegenüberliegenden

afrikanischen Küste von Suakim im Norden bis Ras Hafun im Süden geworden, und zieht von Mokka einen beträchtlichen Theil des Handels ab. Es hat die Kohlenniederlagen für die großen indischen Dampfer, welche dort anhalten, und ist Zwischenpunkt für den Telegraphen von Suez nach Karratschi an der Mündung des Indus. Noch immer sprechen Pilger dort an, und jeder, der zum heiligen Grabe in Mekka wallfahrtet, ist auf seiner Wanderschaft mehr oder weniger Kaufmann.

Ohne die Kaaba wäre das rothe Meer nicht so lebhaft geworden; die Pilgerkarawanen, schwimmende oder wandernde, waren von je Hauptträger des Handels. Die meisten Pilger landen in Dschidda und bringen Waaren aus ihrer Heimath. Sie kommen selbst aus Singapore und aus Surabaya auf Java. Muselmänner von den Comoroinseln und Magadoscho finden sich in der heiligen Stadt zusammen mit Glaubensbrüdern aus Belgrad an der Donau oder Samarkand, mit solchen vom Benue, der in den Niger mündet, und vom Ganges. Noch heute fahren von den Malediven nach Arabien kleine Schiffe, an denen sich nicht einmal ein eiserner Nagel befindet, denn die Bretter werden mit Riemen verbunden; zum Kalfatern bedient man sich der mit Weihrauch getränkten Baumwolle, und statt des Theers nimmt man Kalk mit Haifischthran, während die Segel durch ausgespannte Matten ersetzt werden. Gegen die Waaren, welche die Pilger bringen, tauschen sie andere ein; zunächst solche, welche als Erinnerung an die heilige Stadt dienen, sodann europäische und nordamerikanische Fabrikate, endlich Pottasche und Salz, Elfenbein und Gummi, Sennesblätter und Krapp, getrocknete Fische und Haifischflossen, Butter und Kaffee und noch manches Andere.

Am rothen Meere berühren sich vier oder fünf verschiedene Handelsgebiete. Das ägyptische hat die beiden Häfen Suez und Kosseir; für jenes des Hedschas in Arabien bildet Mekka den Mittelpunkt; seine drei Häfen sind Jambo, Dschidda und Mekka, während für das Gebiet von Yemen, also der weiter südlich liegenden Strecke, für die Kaffeeregion von Zebith und Sana, die Hafenplätze Loheia, Hodeida, Mokka und Aden den Handel vermitteln. Für Nordabyssinien sind Suakin und Massawah die Seehäfen; für Ankober und für Härrär, die Plätze Tadschurra, Zeyla und Berbera.

Ich habe diese Handelsverhältnisse erörtert, weil Richard Burton auf dieselben nicht ausführlicher eingeht. Dieser britische

Offizier ist ein ganz ausgezeichneter Reisender, mit reichen Kenntnissen ausgestattet, ein Mann voll Muth und Ausdauer, und von eben so feiner als scharfer Beobachtungsgabe. Dabei hat er ein bewundernswürdiges Talent der Darstellung; er schildert Alles, was er sah, ungemein klar und lebendig. Seit länger als zwölf Jahren ist er ununterbrochen thätig um die Länder- und Völkerkunde zu bereichern. Die Ergebnisse seines Aufenthaltes am Indus und an der Malabarküste hat er in zwei früheren Werken mitgetheilt. Im Jahre 1853 unternahm er dann das große Wagniß, als mohammedanischer Pilger verkleidet, die heiligen Städte der Mohammedaner und das Grab des Propheten zu besuchen. Er erzählt Alles, was er in Arabien gesehen und erlebt, in der Personal narrative of a pilgrimage to El Medinah and Meccah. By Richard F. Burton, Captain Bombay Army. London 1857, zweite Auflage, zwei Bände XVI und 418; VI und 422 Seiten.

Bald nachher trat er eine zweite nicht minder gefährliche Reise durch das Somaliland nach Härrär in Ostafrika an; jener Stadt eines mohammedanischen Herrschers, über welchen wir früher nur ganz unbestimmte Nachrichten hatten; sie war gleichsam in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, ihre geographische Lage war nicht einmal genau bestimmt, und kein Europäer hatte sie besucht, obwohl der Weg von der Küste bis Härrär nur wenige Tagereisen beträgt. Man wußte, daß diese Stadt einen Stapelplatz für den Kaffee bildete, welchen die Gallas bauen, und daß derselbe von besserer Beschaffenheit sei, als jener von Mokka. Es war bekannt, daß arabische Kaufleute dorthin Datteln, Tabak und persische Manufacturen brachten, um dafür Saflor und Sklaven einzutauschen. Ein Araber aus Algerien hatte berichtet, Härrär habe eine Lage wie Constantine, und zähle etwa zwanzigtausend Einwohner, von denen viele eine eigenthümliche Sprache, das Härräri, reden; die Zibethkatze werde als Hausthier gezogen, und der Handel mit Elfenbein sei ein Monopol des Herrschers, der keine weißen Leute zulasse und den Franken abgeneigt sei. Zwei Missionaire, die 1837 von Zeyla über Härrär nach Ankober in Abyssinien reisen wollten, wies er zurück; und auch Cruttenden, der 1841 die Reise zu versuchen gedachte, erhielt den Bescheid: jeder Franke, welcher Härrär betrete, sollte getödtet werden. Trotzdem wagte Burton das Unternehmen, und es gelang. Seine Reise hat er in den First footsteps in East Africa, or an exploration of Harar, by Richard F. Burton,

London 1856, XLII und 648 Seiten ungemein anziehend beschrieben.

In dem vorliegenden Bande ist der Inhalt beider Werke im Wesentlichen mitgetheilt worden. Die wissenschaftliche Unterlage wurde streng festgehalten und Manches aus Burtons Anmerkungen in den Text verwebt. Ein näheres Eingehen auf den gelehrten Theil des Inhalts, zum Beispiel auf Alterthümer und Linguistik, erschien mit dem Zwecke dieser Bearbeitung nicht vereinbar. Bei ihr kam es darauf an, der tüchtigen und anziehenden Persönlichkeit des Verfassers ihr volles Recht zu lassen, und jenen Freunden der Länder- und Völkerkunde, welchen die englischen Ausgaben nicht zugängig sind, die Ergebnisse von Burtons Wanderungen, Forschungen und Beobachtungen in Arabien, dem Lande der Somal, und in Härrär zugängig zu machen.

Der zweite Band wird in ähnlicher Weise die neuen Entdeckungen im äquatorialen Ostafrika, welche wir Reisenden aus Deutschland und England verdanken, und welche die allgemeine Theilnahme in so hohem Grade in Anspruch nehmen, übersichtlich und zusammenfassend schildern.

Leipzig, 1. Juni 1860.

Karl Andree.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Seite

Zweite Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Der Aufenthalt in Kairo. — Der Ramadan.

Am vierten April des Jahres 1853 ging ein vornehmer Perser, der am Abend vorher aus London nach Southampton gekommen war, an Bord des Dampfers Bengal, welcher zur Abfahrt nach Aegypten bereit lag. Er war ein noch junger Mann mit gebräuntem Antlitz, regelmäßigen aber scharf geschnittenen Zügen und ernstem Gesichtsausdrucke. Die Reise nach Alexandria dauerte volle dreizehn Tage und während dieser Zeit hielt sich der „persische Prinz“ von seinen abendländischen Reisegefährten fern, vielleicht weil es ihm schwer wurde sich geläufig im Englischen auszudrücken. Als er in der Stadt, welche nach dem großen Könige der Macedonier benannt wird, an's Land gestiegen war, schritt er langsam und mit Würde durch die neugierige Menge und sprach halblaut: Alhamdulillah! Ruhm sei Allah, dem Herrn der (drei) Welten! So ruft jeder ächte Muselmann, wenn er irgend ein wichtiges Unternehmen zu Ende geführt hat. Die Umstehenden hörten das fromme Wort und raunten einander zu: „Er ist ein Gläubiger!“ Diese Eigenschaft überhob ihn auch der Zudringlichkeiten, Belästigungen und Schimpfreden, mit welchen die arabische Jugend der Stadt so freigebig gegen alle europäisch gekleideten Menschen zu sein pflegt, aber das verhängnißvolle „Backschisch“, „gieb mir etwas“, blieb auch ihm nicht erspart. Doch der ernsthafte Mann

entgegnete auf diese Zumuthung kalt und trocken nur ein „Mafisch!“ das heißt, ich gebe nichts, und stieg majestätisch in einen Wagen, der für ihn bereit stand; er fuhr nach dem Hause eines reichen englischen Kaufmannes, der ihm eine Wohnung zur Verfügung stellte.

Die zahlreiche Hausdienerschaft bestand zumeist aus strenggläubigen Arabern, welche durch die Frömmigkeit und das ernste Benehmen des Persers sehr erbaut waren. Freilich war er nur ein Adschemi, ein Anhänger Ali's, also nicht nicht ein Sunnit, sondern ein Schiit, und sein Glaube konnte, wie die Araber meinten, mit dem ihrigen gar keinen Vergleich aushalten; indessen schienen sie doch geneigt, diesen Perser für ein klein wenig mehr als nichts zu halten. Freilich wollte doch ein armenischer Dolmetscher, gleich den meisten seiner Landsleute im Spioniren unermüdlich, an Abdallah Mirza allerlei Verdächtiges bemerkt haben, und äußerte gegen die Dienerschaft, daß es mit der Frömmigkeit des Persers wohl nicht ganz richtig bestellt sein möge; aber der Dragoman war ja ein Ungläubiger, auf dessen üble Nachreden kein Muselmann Gewicht legen durfte. Und dennoch hatte der Armenier den richtigen Treffer gehabt, denn der angebliche Mirza war Niemand anders, als ein junger Officier im Dienste der indischen Compagnie, der muthige Lieutenant Burton. Er hatte, im Vertrauen auf seine gründliche Kenntniß morgenländischer Sprachen, Sitten und Gebräuche, das Wagstück unternommen, auf jede Gefahr hin Medina und Mekka zu besuchen, jene heiligen Stätten des Islam, welche seit einigen Jahrhunderten von keinem christlichen Europäer besucht worden waren. Nur Burckhardt hatte sie gesehen; aber dieser Reisende war damals krank, wurde ängstlich überwacht, konnte seine Beobachtungen nur in beschränktem Umfange anstellen und durfte weder Karten noch Pläne oder Ansichten zeichnen.

Anfangs war es Burton's Absicht, zu Maskat an der Südostküste Arabiens zu landen und von dort nach Westen hin durch die Wüste bis zu den heiligen Städten zu reisen. Er hätte dann Gegenden kennen gelernt, von denen wir nur wenig wissen, und sowohl die Erd- und Völkerkunde wie jene der Handelsverhältnisse im Innern Arabiens würden durch ihn wesentlich bereichert worden sein. Aber die Directoren der ostindischen Compagnie fanden die Ausführung dieses allerdings kühnen Planes viel zu gefährlich und gewagt und

verweigerten ihre Einwilligung. Burton erhielt nur auf ein Jahr Urlaub und sollte im April 1854 wieder in Bombay eintreffen. Deshalb sah er sich genöthigt, seine Reise auf das arabische Gestadeland an der östlichen Seite des rothen Meeres, auf das sogenannte Hedschás, zu beschränken. Auf keinen Fall durfte er für einen Christen gelten, sondern mußte nothwendig als Muselmann auftreten. Es war also klug, daß er gleich in London die Kleidung anlegte, mit welcher er sich in Arabien sehen lassen wollte. Im Orient, wo es überall müßige und neugierige Leute giebt und die Gerüchte sich wunderbar schnell von einer Stadt zur andern verbreiten, konnte auch die geringste Unvorsichtigkeit, welche Burton etwa in Alexandria oder Kairo beging, in Medina oder Mekka von verhängnißvollen Folgen sein und die größte Gefahr bringen. Deshalb legte er sich den Zwang auf, unterwegs mit keinem Europäer zu verkehren; nur allein der Kaufmann, in dessen Hause er wohnte, wußte um das Geheimniß.

Burton verweilte längere Zeit in Alexandria, um seine Erinnerungen an den Orient wieder aufzufrischen und alle Vorschriften und Gebräuche des Islam so genau zu kennen und ihnen so nachzuleben, wie ein ächter Muselmann. Er nahm Unterricht bei einem Scheich, studirte mit ihm den Koran, disputirte über theologische Angelegenheiten, vervollkommnete sich in den Reinigungen, Abwaschungen und Verbeugungen. Während seiner Mußestunden besuchte er die Moscheen und Bäder, Kaffeehäuser und Bazare, überhaupt alle öffentlichen Orte und beobachtete das Leben und Treiben der Gläubigen. Auch finden wir ihn nicht selten in den Waarenläden der Kaufleute, wo er Tabak raucht, Kaffee trinkt und seinen Rosenkranz betet; überhaupt lag ihm daran, den Leuten zu zeigen, daß er nicht zu den abhängigen Menschen gehöre, sondern Herr seiner Zeit sei.

Es ist keine leichte Aufgabe, mit allen Förmlichkeiten des morgenländischen Lebens ganz genau vertraut zu werden; wir Europäer machen uns nur schwer eine deutliche Vorstellung von den vielen Einzelnheiten und Kleinigkeiten, auf welche der strenge Muselmann großes Gewicht legt. Wir wollen nur ein Beispiel anführen, das von Burton selbst hervorgehoben wird. Es handelt sich darum, ein Glas Wasser zu trinken. Für einen Europäer ist das ein höchst einfaches Ding, aber bei einem Mohammedaner kommen dabei

nicht weniger als fünf Vorschriften in Betracht. Zuerst muß der Gläubige das Glas oder den Becher so fest packen, als wolle er seinem Todfeinde mit den Fäusten die Kehle abdrücken. Bevor er dann das Getränk an seine Lippen bringt, hat er zu sprechen: „Im Namen Allah's, des gütigen und barmherzigen.“ Drittens: er muß den Becher ohne abzusetzen austrinken und dann ein Gemurmel hören lassen, durch welches er sein Wohlgefallen zu erkennen giebt. Bevor er den Becher niedersetzt, hat er auszurufen: „Gelobt sei Allah!“ und man begreift diesen Ausdruck des Dankgefühls sehr wohl, wenn man in der heißen Wüste so glücklich ist, einen Trunk frischen Wassers genießen zu können. Wenn, fünftens, irgend ein Reisegefährte oder ein beliebiger Mann die Worte: „Vergnügen und Gesundheit“ ausspricht, also etwa unser: „Wohl bekomm's“, dann hat man zu entgegnen: „Möge Allah Dir dieses Vergnügen gewähren!“ Uebrigens sind das bei weitem noch nicht alle Vorschriften, die man beim Trinken zu beobachten hat.

Nach einem etwa vierwöchentlichen Aufenthalte in Alexandria rüstete sich Burton zur Abreise nach Kairo. Als Perser durfte er natürlich die Verwendung und den Schutz des englischen Consuls nicht in Anspruch nehmen, sondern mußte sich von den ägyptischen Behörden einen Paß erwirken, welchen er dann auch nach vielen Plackereien von einem habgierigen Beamten erhielt. Der Reisende hatte nämlich den stolzen Titel eines Prinzen abgelegt, und sich in einen bescheidenen Derwisch verwandelt. Seiner Angabe zufolge war er längere Zeit im Lande der Franken zu dem Zwecke gewesen, sich in der Arzneikunde auszubilden, und jetzt hieß er nicht mehr Abdallah Mirza, sondern er war der arme Scheich Abdallah, ein Hekim, das heißt ein Arzt, welcher ergebenst um Erlaubniß bat, auf seiner Pilgerfahrt nach den heiligen Städten durch Aegypten reisen zu dürfen.

Es war klug, die Rolle eines Derwisches zu spielen. Burton sagt: Ein ehrwürdiger Mann hatte mich schon vor längerer Zeit in den Chadirigeh-Orden eingeweiht, und mir den hochtönenden Namen Bismillah Schah, König im Namen Gottes, gegeben; nachdem ich alle Proben bestanden, erhob er mich zu der Würde eines Murschid, so daß ich nun auch meinerseits Muriden, Schüler, annehmen konnte. In muselmännischen Ländern ist es sehr bequem, ein Derwisch zu sein; und deshalb nehmen Leute jeden Standes und Alters diesen Charakter an. Der Vornehme, der bei Hofe in

Ungnade gefallen ist, der lebensmüde Reiche, der Arme, welcher betteln will, wird Derwisch. Ein solcher braucht sich um gute Sitte und Höflichkeit nicht zu kümmern, er mag beten oder nicht beten, eine Frau nehmen oder unverheirathet bleiben, im Prunkgewand oder in armseliger Kleidung einhergehen, es ist alles einerlei. Er ist ein privilegirter Landstreicher, und je hochmüthiger und unverschämter er sich geberdet, um so mehr wird er respectirt und sein Ansehen steigt noch, wenn er Quacksalberei treibt.

Auf dem Dampfer, welcher nach Kairo fuhr, befand sich eine Menge von Leuten aus verschiedenen orientalischen Völkerschaften, und an Stoff zu interessanten Beobachtungen fehlte es nicht. Aber der arme Pilger hatte auch allerlei Drangsale zu erleiden, weil er ein Schismatiker, ein Schiit, war, und mehr als einmal mußte er seine Hand an den Dolch legen, um zudringliche Menschen abzuwehren. Uebrigens traf er mit einem Kaufmanne zusammen, den er schon in Alexandria kennen gelernt hatte. Dieser Aegypter war durch vieljährigen Verkehr mit Europäern sehr duldsam geworden, und glaubte nur an Gott und Mohammed, ohne auf das Beiwerk und die vielen Nebendinge im Islam Gewicht zu legen. Aeußerlich trat freilich Hadschi Wali als ein strenger Muselmann auf, innerlich hatte er sich, wie gesagt, ziemlich frei gemacht, und Burton konnte sich eines solchen Gefährten nur freuen. Auch bezog er mit ihm in Kairo ein und dasselbe Haus.

Eines Tages äußerte Hadschi Wali im vertraulichen Gespräche Folgendes: „Vernimm, was ich Dir wohlmeinend rathe. Bleibst Du dabei, als ein Adschemi zu reisen, so geräthst Du ganz gewiß in viele Verlegenheiten. In Aegypten wirst Du mit Schimpfreden überhäuft und in Arabien wird man Dich prügeln, weil Du ein Schismatiker bist. Alles, was Du kaufst oder verlangst, mußt Du doppelt und dreifach bezahlen, und wirst Du krank, so leistet Dir Niemand Hülfe; Du kannst dann irgendwo am Wege elend sterben.“ Nach langer Berathung mit Hadschi Wali, der es gut meinte, faßte Burton den Entschluß, den Perser fallen zu lassen und sich in einen Afghanen zu verwandeln. Diese neue Rolle war zweckmäßig ausgewählt. Der Derwisch konnte neugierigen Leuten sagen, seine Aeltern hätten sich in Indien niedergelassen, wo er geboren sei, aber schon in früher Jugend wäre er nach Ranguhn in Birma gebracht und dort erzogen worden; afghanischem Brauche gemäß sei er dann weit und breit umhergewandert. „So war ich völlig

gedeckt, Niemand konnte mich erkennen und ich brauchte nicht zu besorgen, daß irgend ein unbequemer Landsmann mir Verlegenheit bereiten würde. Meine genaue Kenntniß des Persischen, Arabischen und Hindustanischen machte es mir möglich, meine neue Rolle unter allen Umständen durchzuführen. Darauf kam allerdings viel an, denn im Morgenlande wird, gleichviel ob in der Moschee, im Kaufmannsladen oder auf dem Kameel, an den Fremden sehr bald die Frage gerichtet: „Wie heißt Du und woher kommst Du?" Ich nahm also das geschmeidige und höfliche Wesen eines indischen Arztes an und trug die bescheidene Kleidung eines schlichten Effendi (Gelehrten); dabei gab ich mich jedoch forwährend für einen Derwisch aus, und besuchte die Orte, an welchen die Derwische sich versammeln. Hadschi Wali äußerte: „Diese ehrwürdigen Männer kümmern sich nicht um Politik oder überhaupt um Angelegenheiten, welchen Du Deine Theilnahme schenkst; allein es kann nicht schaden, daß Du als Derwisch auftrittst. Wenn Dich die Leute fragen, weshalb Du Deine Pilgerreise machst, so mußt Du ihnen sagen, daß ein Gelübde Dich dazu verpflichte. Dadurch kannst Du sie auch glauben machen, Du seiest ein Mann von Stand unter einer Wolke, und vielleicht erweisen sie Dir dann mehr Ehre, als Du wirklich verdienst." Bei diesen letzten Worten lächelte Hadschi Wali, aber sein Rath war gut, und ich habe es nicht zu bereuen gehabt, daß ich ihn befolgte."

Der afghanische Derwisch setzte in Kairo seine islamitischen Studien fort. An einem Doctor aus Indien erschien es sehr begreiflich, daß er den dringenden Wunsch hatte, sich in der Kenntniß göttlicher Dinge zu vervollkommnen und die Aussprache des Arabischen ganz genau kennen zu lernen; denn ist nicht in ihr der Koran verfaßt worden? Hat nicht der Engel Gabriel sie gesprochen, wenn er dem Propheten Mittheilungen machte? Burton nahm also Unterricht bei einem Scheich, und wählte den Lehrer unter den Anhängern jener der vier rechtgläubigen Schulen, die in ihren Gebräuchen am wenigsten streng ist. Dieser Mann war Scheich Mohammed, el Attar, das heißt: der Kräuterhändler. Einst hatte sich dieser vielbelesene Greis in sehr blühenden Verhältnissen befunden, als er noch Prediger in einer der Moscheen des Vicekönigs Mehemed Ali war. Der Nachfolger desselben hatte ihn verabschiedet, und so war ihm kein anderer Ausweg geblieben, als einen Kräuterladen zu eröffnen.

Burton entwirft von seinem Verkehr mit diesem Gelehrten eine höchst ergötzliche Schilderung. Die kleine Bude meines Scheich Mohammed, schreibt er, kann als ein wahres Muster von der Betriebsamkeit der Leute am Nil gelten. Sie bildet einen Verschlag von etwa fünf Fuß Breite und mag eben so tief sein; sie ist in der Mauer eines Hauses angebracht und durch einen Bretterverschlag in zwei Abtheilungen gesondert. Die innere enthält das Waarenlager, und ich sehe dort eine Menge leerer Körbe, welche auf dem staubigen Boden umherliegen. In der vordern Abtheilung liegen und stehen alle für den Verkauf bestimmten Gegenstände ohne Ordnung durcheinander. Hier eine Matte, auf welcher persischer Tabak ausgebreitet ist, dort Gefäße mit Pfeifen; ein Korb aus Palmblättern mit schlechten Kaffeebohnen und brauner Zucker in gleichfalls braunes Papier geschlagen. Auf dem Auslegebrette der Bude sehe ich hölzerne, schon etwas abgegriffene Büchsen mit allerlei Kräutern und Apothekerwaaren. Sie tragen alle eine Aufschrift, welcher jedoch der Inhalt nicht immer entspricht; denn ich finde Pfeffer in der Rhabarberbüchse, Arsenik statt des Schmirgels und so weiter. In einer sorgfältig angeketteten Schublade liegen einige kleine Münzen, beschädigte Parfumerien, schlechter Spießglanz zum Färben der Augenbrauen und rothe Schminke, die auch nicht viel besser ist. Ich gewahre ferner ein Paar alter verrosteter Waagschaalen; sie sind so mangelhaft, daß selbst die käufliche ägyptische Justiz sich ein Gewissen daraus machen würde, nach ihnen abzuwägen. Auf den Nägeln an der Vorderseite der Bude liegen Pfeifenröhre von Rosenholz, hängen Talglichter, Wachsstöcke und Bündelchen Papiercigarren, aber Alles ist dick mit Staub überzogen. Von einer mit Glasfenstern versehenen Thür ist natürlich gar keine Rede; statt ihrer hat mein Scheich einen durchlöcherten Vorhang, welcher den drinnen sitzenden Kaufmann vor Fliegen und die Waare vor Dieben schützen soll. Denn der Scheich kann nicht aufpassen, wenn er sich in die benachbarte Moschee zum Gebete begeben hat, und dieses Ya sin versäumt er nicht. Ich sehe weiter eine große hölzerne Fallklappe, die bei Tage in die Höhe geschlagen und Abends niedergelassen wird. Vor der Bude stehen zwei gepolsterte Schemel, die von Flöhen wimmeln. Früher hatten die Kaufleute vor ihren Buden oder Läden eine Mastaba, das heißt eine Bank, auf welcher die Kunden Platz nahmen und sich unter-

hielten; aber weil dadurch die Straßen verengt wurden, befahl Mehemed Ali, diese Bänke fortzunehmen.

So ist die Bude beschaffen, in welcher mein würdiger Lehrer seine Tage verlebt. Dort sitzt er, wenn er nicht gerade liegt um zu schlafen, und ich glaube, daß er fast den ganzen Tag sich den Süßigkeiten des Schlummers hingiebt. Der kleine Mann ist ein Greis von etwa sechszig Jahren, mager und bleich; doch sieht man in seinem Antlitze noch jetzt Spuren, welche darauf hindeuten, daß es einst hübsch und regelmäßig gewesen. Er scheert sein Haupt; in seinen Wangen ziehen sich Falten nach unten, und seine Augen triefen etwas. Der graue Bart kennt weder Kamm noch Pommade; der nun gebräunte Turban läßt kaum ahnen, daß er jemals weiß gewesen, und die Kleider zeigen verschiedene Löcher. Der Islam befiehlt den Gläubigen mehr als eine Abwaschung an jedem Tage, und mein Scheich ist ein gläubiger Mann; trotzdem hat er ein schmutziges Gesicht und seine Hände sind gleichfalls nicht sauber. Oft kommen Kinder, um etwas Pfeffer und Zucker zu holen, und stets behandelt er sie sehr grob und hochmüthig. Er steht nicht gern auf, sondern dreht sich mit wunderbarer Gewandtheit auf seinem Sitzfleisch rund um, wenn er aus einem Fache etwas hervorlangen muß, das im Bereich seiner Arme und Hände steht oder liegt. Seine religiösen Kniebeugungen und das Neigen und Bücken bewerkstelligt er auf einem Teppich, der keine Elle in's Gevierte hat und so klein ist, daß kaum ein Kind sich darauf ausstrecken könnte. Vom Handel versteht er nicht viel, und das hat er mir selbst gesagt; die beiden Schemel vor der Bude sind gewöhnlich unbesetzt. Er ist ungemein vergnügt, wenn ich gegen Abend mit Hadschi Wali bei ihm erscheine; wir setzen uns dann zu ihm, und er ist uns behülflich, die Pfeifen anzubrennen. Wir lassen Kaffee holen, und stets dringt er in uns, denselben mit dem obenerwähnten braunen Zucker zu versüßen. Unsere Gespräche machen ihn aufgeräumt und er wird sehr redselig; manchmal kommt ein Witz heraus oder er erzählt Schnurren. Gewöhnlich bringen wir ihn auf seine Jugendzeit und seine Studentenjahre und allemal erfahren wir die schon oft vernommene Neuigkeit, daß er damals der Lieblingsschüler des großen und heiligen Scheichs Abd ül Rahman gewesen sei, während der nicht minder berühmte und eben so heilige Scheich Nassreddin ihn gar nicht habe ausstehen können. Er erzählt die höchst denkwürdige Geschichte, wie dieser Lehrer, welchem

er einmal widersprach, ihn eingesperrt und dann zornig ausgerufen habe: Du bist ein höchst unverschämter Mensch! — Dann und wann bringen wir eine dogmatische Frage vor, scherzen über sein vieles Schlafen und sagen ihm schöne Dinge über die Ehrwürdigkeit seines Alters; zum Beispiel: Das Wasser, welches durch Deine Finger fließt, ist so rein, wie jenes aus dem Brunnen Zemzem; oder: Wir sind zu Dir gekommen, um würdig zu werden, daß unsere Unternehmungen durch die Segnungen des Weisen geweiht werden.

Manchmal bewegen wir ihn, mit uns ein Hammam, ein öffentliches Bad, zu besuchen. Diese Anstalten sind Stiftungen frommer Leute und man zahlt für ein Bad ganz nach Belieben. Unser Scheich gab immer nur eine kleine Münze und zankte mit den Leuten. Ueberhaupt hatte er keinen Freund; wir waren so ziemlich die Einzigen, welche ihm Besuche machten und mit ihm verkehrten. Der einst wohlhabende Mann war nun als Greis völlig verlassen, und ich sah jedesmal, wenn ich zur Unterrichtsstunde kam, wie erfreut er war, daß ich mich einfand. Er ließ mich lesen, trug mir dann etwas vor, und begann jedesmal mit den Worten: „Aywa, Aywa, Aywa! (ja, bei Allah!) Wir suchen Schutz bei Allah gegen den bösen Geist. Im Namen Allahs, des gütigen und barmherzigen, und bei dem Segen Allahs über unsern Herrn Mohammed, über dessen Familie, Freunde und All und Jeden! So steht es in der Schrift, welche Allah segnet, in der zweiten Abtheilung des ersten Abschnitts.“ Er wird allemal ungeduldig und hänselt mich ganz unbarmherzig, wenn ich über irgend eine grammatische oder theologische Frage eine abweichende Meinung geltend zu machen suche; er sagt dann: „Ei, Allah sei gelobt und gepriesen, daß er solch ein Wunder von Gelehrsamkeit, wie Du bist, in die Welt gesetzt hat! Nun, wenn Du recht hast, so mache Deinen Turban größer, und kümmere Dich nicht mehr um Arzeneien, denn glaube es mir, Abdallah, es ist viel ersprießlicher, die Seele der Menschen zu erquicken, als ihren Leib zu zerstören.“

Manchmal ziehe ich mein Notizenbuch hervor und schreibe etwas hinein; dann sagt er wohl: „Du schreibst ja immer, wackerer Mann! Das ist eine ganz abscheuliche Angewöhnung; Du hast sie Dir wohl im Lande der Franken angeeignet? Fühle Reue deshalb!“ Nicht selten tadelt er mich, daß ich für meinen ärztlichen Rath kein Geld nehme. „Du hast zwei Diener zu ernähren, mein

Sohn. Kein ägyptischer Arzt schreibt auch nur ein A oder B, ohne sich dafür bezahlen zu lassen. Schämst Du Dich etwa davor? Nun, dann geh lieber in's Gebirge und sage bei Tag und Nacht Deine Gebete her wie ein Einsiedler.“ Auch um meine Ausgaben kümmert er sich. „Gestern hat Dir Dein Diener zwei Pfund Fleisch angerechnet. Was soll das heißen? Ya hu! Wirst Du niemals beten: Allah, bewahre mich vor Verschwendung?“

Es ermüdet ihn, wenn er sich längere Zeit ununterbrochen über ernste und wissenschaftliche Gegenstände unterhalten soll; deshalb wirft er häufig ganz fremdartige Bemerkungen in seinen Vortrag, zum Beispiel in folgender Weise: „Du hast nun vernommen, daß es sieben verschiedene Arten Wasser zur Reinigung giebt. Daraus folgt dann: — — hast Du eine Frau? — Nein. — Nun, junger Mann, so kaufe Dir eine Sklavin. Deine Aufführung verdient den strengsten Tadel, und die Männer werden mit vollem Rechte von Dir sagen: Reue, Reue, ich flüchte mich zu Allah;*) sie werden sagen, daß Du nach den Frauen anderer Muselmänner ein Begehren trägst.“ Manchmal hält er bei einer schwierigen Stelle inne, liest dieselbe ganz mechanisch wohl ein halbes Dutzend mal hintereinander, geberdet sich wie ein Schüler, der sich nicht zurecht finden kann, und wagt sich dann endlich mit einer offenbar unstatthaften Erklärung hervor. Dann werde ich meinerseits ungeduldig und spreche mit erhobener Stimme: „Es ist wahr und gewiß, daß Kraft und Gelehrsamkeit nur allein bei Allah zu finden ist, dem Allerhöchsten und Allmächtigen.“ Dann sieht er mich starr an und murmelt: „Junger Mann, fürchte Allah!“

Burton war kurz vor dem Eintritt des Ramadan, der Fastenzeit der Muselmänner, in Kairo eingetroffen und mußte natürlich alle dabei üblichen Gebräuche mitmachen, um seinen Charakter eines streng Gläubigen aufrecht zu erhalten. Seine Schilderung über das Leben und Treiben der Muselmänner während dieser Wochen ist meisterhaft.

Der Ramadan fiel diesmal in den Juni, in die heiße Jahreszeit, und deshalb war der heilige Monat eine wahre Plage. Wir durften sechzehn Stunden lang weder essen noch trinken, weder rauchen noch schnupfen und nicht einmal unsern Speichel verschlucken,

*) Eine religiöse Formel, welche ein frommer Mann gebraucht, wenn er nicht umhin kann, irgend einer schimpflichen Sache zu erwähnen.

es sei denn wider Willen. Diese Gebote sind nicht etwa ein leeres Wort. Zwar werden sie von vornehmen Türken, die sich in abgelegene Zimmer zurückziehen, keineswegs selten übertreten, und das läßt man ihnen hingehen, aber jede öffentliche Nichtachtung der Vorschriften würde Anstoß erregen und mit der größten Strenge beurtheilt werden. Die Mittelklasse und das Volk überhaupt erfüllt mit strenger Gewissenhaftigkeit alle Verpflichtungen, welche der Ramadan dem Gläubigen auferlegt. Ich hatte sehr viele Kranke zu besorgen und alle litten durch das Fasten sehr schwer, mir ist aber nicht ein einziger vorgekommen, der dasselbe brechen wollte, und hätte er auch durch Uebertretung der Gebote sein Leben retten können. Selbst jene Leute aus den unteren Klassen, welche das ganze Jahr hindurch unregelmäßig leben und geistiger Getränke sich nicht enthalten, sind während des Ramadan andächtig und fasten gewissenhaft.

Man kann in Italien und Griechenland beobachten, daß während der Fasten die Menschen gereizt, heftig, empfindlich werden, und dasselbe ist bei den Muselmännern der Fall. Ihre Stimme ist niemals sanft und weich; jetzt aber hat sie etwas eigenthümlich hartes und kreischendes, besonders am Abend. Das Gesetz verbietet dem Gläubigen während des Ramadan jeden Streit, jedes beleidigende Wort; nichtsdestoweniger fluchen und schimpfen die Männer und suchen eine Art von Trost und Erleichterung darin, daß sie ihre Frauen prügeln. Diese halten sich an den Kindern schadlos, welche ihrerseits auf Katzen und Hunde losschlagen. Man hört in den dichtbevölkerten Stadttheilen heftigen Zank, und die Wachthäuser der Polizei sind mit Männern angefüllt, welche ihre schwächere Ehehälfte doch gar zu arg geschlagen, oder mit Frauen, die gekratzt oder gebissen haben. In den Moscheen drängen sich mürrische Leute, die da kamen, um sich Bahn zum himmlischen Paradiese zu brechen, aber auf Erden sich ganz unausstehlich machen. Ganze Rotten von Knaben drängen sich in's Heiligthum, verüben Unfug, werden vor die Thür geworfen und machen sich nun draußen in höchstem Grade unnütz. In den Bazaren und auf den Gassen gewahrt man nur bleiche, abgemüdete Gesichter, denen man sofort die Ungeduld und die üble Laune anmerkt, denn sie sehen einen an, als ob sie schon durch den bloßen Blick beleidigen wollen. Die Kaufleute kümmern sich nicht um den Handel, die Schüler nicht um die Bücher; bei manchen Berufsklassen nimmt der Ramadan

den zwölften Theil der Jahresarbeit hinweg, und sie verdienen während der ganzen Fastenzeit gar nichts.

Mit einem Fasttage verhält es sich in folgender Weise. Eine Stunde nach Mitternacht verkündigt ein Kanonenschuß von der Citadelle herab den Gläubigen, daß die Zeit da sei, in welcher man sich zum Frühmahle, Sahur, rüstet. Mein Diener weckt mich, bringt Wasser, damit ich die vorgeschriebenen Waschungen vornehmen kann, und breitet vor mir den Sufrah aus, ein Tischtuch von gegerbtem Leder, auf welches er Alles stellt, was vom Abend vorher an Speisen übrig geblieben. Der Magen gewöhnt sich nur langsam an die Aufnahme von Speisen in so zeitiger Stunde, aber er gewöhnt sich doch, und ohnehin wird es durch Rücksicht auf die Gesundheit erfordert, daß man so stark als möglich frühstücke. Nachdem dies geschehen, kommt der Salam, welcher Bitten an Gott enthält, damit dieser den Propheten segne; er ist ein Vorspiel für das eigentliche Morgengebet. Inzwischen rauche ich zwei Stunden lang, bis die Kanone abermals erdröhnt und den Insak verkündigt, das Gebot, welches dem Gläubigen untersagt, irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen. Ich lege die Pfeife so betrübt zur Seite, als ob ich mich von einem alten Freunde trennen müßte, und warte nun auf den Azan, den Ruf zum Gebet, welcher während des Ramadan etwas früher als gewöhnlich vernommen wird. Nachdem ich dann den Niyat vorgenommen habe (eine Feierlichkeit, durch welche man sich auf das Fasten vorbereitet), spreche ich mein Gebet und lege mich zum Schlafen nieder. Für die arbeitenden Klassen beginnt der Geschäftstag um sieben Uhr Morgens, während der wohlhabende Mann bis Mittag schlummert.

Gleich nachdem man erwacht und aufgestanden ist, verrichtet man den Wuzu, eine Abwaschung, die nur dann gültig ist, wenn man sie in geneigter Stellung vornimmt. Wer das letztere versäumt, darf, streng genommen, weder beten, noch in eine Moschee treten oder einem Priester nahe kommen; eben so wenig darf er den Koran berühren. Ich richte mich streng nach der Vorschrift, und empfange dann den Besuch armer Kranken, deren ausführliche Leidensgeschichte ich geduldig anhöre; nachdem ich Arzenei verordnet

---

*) Sufrah ist eigentlich ein Stück gut gegerbten Leders, gewöhnlich gelb mit schwarzem Rande, rund, mit einigen Taschen für Messer und Löffel. Man kann das Ganze zuschnüren wie einen Beutel und thut Lebensmittel hinein. Bildlich bedeutet das Wort die Mahlzeit.

habe, entfernen sie sich. Um neun Uhr erscheint Scheich Mohammed in meiner Wohnung oder ich treffe ihn wohl auch unterwegs und wir gehen dann in die große El Azhar-Moschee. Nach dreistündigem ununterbrochenen Lesen, das ungemein langweilig und abspannend ist, vernehme ich den Ruf zum Mittagsgebet. Im Orient wird vorzugsweise während der Morgenstunden gearbeitet, deshalb hat der Stifter des Islam während dieser Tageszeit nur wenige Gebete vorgeschrieben; aber am Nachmittag und für den Abend folgen sie rasch aufeinander und werden mit vorrückender Tageszeit immer länger. Aus der Moschee gehe ich zu meinen wohlhabenden Kranken, schlendere in der Straßen umher, um mich an die Sonne zu gewöhnen, und bleibe vor den Läden der Bücherhändler stehen. So kommt drei Uhr heran; ich gehe nun nach Hause, sage die Nachmittagsgebete her, und arbeite.

Das letztere ist freilich keine leichte Aufgabe. In Aegypten sind im Sommer die Nacht- und Morgenstunden recht angenehm, aber Nachmittags wird die Hitze erdrückend und erstickend. Ein mit dem feinen und brennenden Wüstenstaube geschwängerter Wind weht über Kairo hin; der heiße Boden giebt der Atmosphäre mit Wucher die Wärme zurück, die er von ihr bekommen hat, und kein Gewölk zieht einen Schleier vor die blendende Sonne. In Kairo ist man unbekannt mit den Vorkehrungen, durch welche in Indien die Hitze einigermaßen gemildert wird; nur wenige Häuser haben Glasfenster, und deshalb ist die Gluth in den Wohnungen oft viel drückender, als in den Gassen. Der Körper, durch andauerndes Fasten abgemattet, empfindet die Schwüle doppelt unangenehm, und der geschwächte Magen wirkt auf das Gehirn zurück. Mit einer krankhaften Ungeduld zählt man die Minuten, welche noch bis Sonnenuntergang verfließen, und Menschen, welche unter einem solchen Klima schwere Handarbeiten verrichten müssen, sind doppelt zu beklagen. Mancher sucht Erleichterung oder Vergessenheit der Qual im Schlummer, im Allgemeinen wird aber die Kailulah oder Siesta nur während der Mitte des Tages gehalten, weil ein tief in den Nachmittag hinein verlängerter Schlaf für ungesund gilt.

Wie langsam schleicht der Maghrib, der Sonnenuntergang für den Ungeduldigen heran! Aber endlich kommt er, und nun ist es, als ob die ganze Stadt eine heftige Krisis überstanden habe. Die Leute sind schon an's Fenster oder auf die Söller getreten, um den Augenblick zu begrüßen, der sie von ihren Leiden befreit.

Einige beten oder sagen den Rosenkranz her; andere vertreiben die Langeweile durch Gespräche und stehen in Gruppen neben einander, aber Alle sind in ängstlicher Spannung. Endlich werden die Kanonen auf der Citadelle gelöst, und gleichzeitig ertönt aus der Luft herab der sachte Ruf des Muezzin, welcher hoch vom Minaret herab die Gläubigen an's Gebet mahnt. Al Fitar, al Fitar! Das Fasten ist gebrochen, das Fasten ist gebrochen! rufen Alle, und ein Freudengeräusch summt durch ganz Kairo. Auch mein Ohr war schon längst gespannt, um den köstlichen Donner des Kanonenschusses aufzufangen. Nun kann meine lechzende Zunge wieder gelabt, mein hohler Magen gefüllt werden, und ich greife sofort nach einem großen mit Wasser gefüllten Topfe, den ich in einem Zuge ausleere, und klatsche dann in die Hände, damit der Diener mir so rasch als möglich Tabakspfeife und Kaffee bringe. Ich schlürfe Wonne ein, setze mich behaglich zurecht und harre mit Gemüthsruhe dem Vergnügen entgegen, das der Abend bringen wird. Die ärmeren Leute speisen sofort nach Sonnenuntergang, die reicheren essen vorerst nur etwas Brot, getrocknete Früchte oder Confect, rauchen dann eine Pfeife, trinken eine Tasse Kaffee oder ein Glas kalten Sorbets, dann sagen sie das Abendgebet her und setzen sich zum Fatur hin, der Hauptmahlzeit, bei der sie sich nichts abgehen lassen und sehr reichlich essen.

Auf den Straßen ist nun Alles Freude und Lust, die Leute drängen sich durcheinander und gehen ihren Vergnügungen nach oder begeben sich in die Moschee, wo der Imam das Tarawih spricht, ein besonderes Gebet, das eine Stunde lang dauert. Während dieser Zeit muß sich der Gläubige dreiundzwanzig Mal zu Boden strecken und elf Mal den Salam hersagen, welcher Gottes Segen auf den Propheten herabfleht. Die Läden und Buden bleiben bis tief in die Nacht hinein geöffnet und werden von rauchenden Männern besucht, mit welchen auch die Kaffeehäuser angefüllt sind. Dort unterhält man sich oder hört Sängern und Mährchenerzählern zu. Vor einem Hause, in welchem irgend ein heiliger Muselmann begraben liegt, steht ein junges Mädchen; sie ist barfuß, und ihr religiöser Gesang wird mit einem Tamburin und einem schrillenden Flageolet begleitet. Sie erinnert mich an die Zampognari in Italien, welche aus den Abruzzen herabkommen und ihren Dudelsack vor dem Bilde einer Madonna schreien lassen. Ein vierschrötiger Maghrebi, der aus einer Wüstengegend im Westen herkam

und auf einer Pilgerfahrt nach den heiligen Städten begriffen ist, breitet auf der Erde einen großen schmutzigen Papierbogen aus, auf welchem man viele schwarze Linien und Punkte sieht; seiner Behauptung zufolge stellen sie den Plan der heiligen Kaaba vor. Dieser Mann aus dem Westen wendet sich an die Beschauer des Blattes und bittet um ein Almosen, damit er seine Reise nach Arabien fortsetzen könne. Das Gedränge wird immer stärker, eine lebhafte Gruppe folgt der andern, und Alle nehmen ihre Richtung nach dem großen Esbekiyehplatze. Dort lagern sie sich im Mondschein, essen Kuchen und Zuckerbackwerk, trinken Kaffee und horchen auf die griechische oder türkische Musik oder auf die derben, nicht gerade züchtigen Erläuterungen, mit welchen der Director des Schattenspiels, der Kara Guyuz, das Spiel seiner Figuren begleitet. An dem genannten Platze wohnen viele Europäer und deshalb bietet dort das Treiben keinen so durchaus morgenländischen Anblick dar, wie im Innern der Stadt. Aber etwas Ueberraschendes und Zauberhaftes tritt dem Abendländer doch entgegen; der helle Mond ergießt sein Licht über eine unendliche Mannigfaltigkeit von Trachten; der Himmel ist tiefblau, über dem Laube der Akazien hängt ein leichter Duft; die üppigen wohlriechenden Blumen dieser Bäume vergleicht das Volk mit dem weißen Barte eines alten Pascha.

In den muselmännischen Theilen von Kairo wogt tausendfaches Getöse wirr durcheinander, denn Jedermann spricht, und nicht selten laut und in hohem Tone. Das Volk gesticulirt lebhaft und regt schon dadurch die Lungen auf. Ein Fremder begreift anfangs nicht, daß Menschen, die einander so heftig anschreien, ein sehr friedliches Gespräch führen; er hält sie für toll oder meint doch, daß sie bald wahnsinnig werden müssen. Ein Bauer (Fellah) wird von einem Polizeisoldaten nach der Wache getrieben und dabei reichlich mit Stockprügeln bedacht; er ruft in einem fort: „In Deinem Schutze!“ während eine Schaar Frauen ihm folgt und dabei schreit: „O mein Unglück, o meine Schande!“ An einer andern Stelle haben kleine Knaben sich einen Pascha gewählt, der einen aus Stroh gewundenen Turban trägt und mit einer Schaar seiner kleinen Officiere und Leibwächter stolz einherschreitet; dabei ist des Schreiens und Lärmens kein Ende und die Lustbarkeit groß. Ein Läufer rennt keuchend der Kutsche eines vornehmen Mannes voraus, schwingt in der einen Hand eine Fackel, in der andern einen Stab, und ruft der Menge zu: „Deine Rechte! Deine Linke! Dein Gesicht! Deine Fersen!

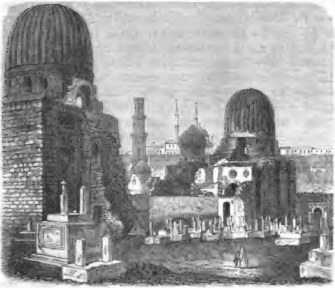
Dein Rücken! Drücke Dich zur Seite und preise den Propheten!" Die frommen Muselmänner entgegnen: „Allah möge ihn segnen!" und drücken sich hart an die Mauer, um nicht mit dem Stabe des Läufers in Berührung zu kommen, oder rennen erschrocken in der Mitte der Gasse, wo sie in Gefahr sind, erdrückt oder überfahren zu werden. Dort treibt ein Mann einen Esel, den er ganz unbarmherzig prügelt; er schimpft den unglücklichen Langohr Christ und Jude, und fügt noch andere nicht minder schmachvolle Ausdrücke hinzu, die für das Ohr eines Abendländers zu stark sind und deren Wiederholung ich mir versagen muß.

Hier ruft ein Mann Kichererbsen aus und schüttelt die gerösteten Körner in seinem Korbe; der stämmige Wasserträger seufzt unter der schweren Last seiner ledernen Eimer und ruft Jenem zu: „Geh' zur Seite, mache Platz, und sag', daß es nur einen Gott giebt." Ein anderer Mann ruft Limonade und Zuckerwasser aus, klappert mit den Bechern und schreit: „Erfreue Dein Herz!" Natürlich fehlt auch der Bettler nicht, und er bildet einen ächten Localtypus: „Mein Abendbrot liegt in Allah's Händen! Alles, was Ihr mir gebt, wird Euch frommen!" So ruft er in einem fort, und doch ist der Quersack des alten Landstreichers oft viel besser gefüllt als der Speiseschrank eines fleißigen Arbeiters. Der Bettler hat mit seinem Stabe einen reizbaren Griechen berührt, der ihn ärgerlich anschnauzt: „Dein Vater sei verflucht!" Ein Blinder schlägt zwei Stäbe gegeneinander und wimmert mit kläglicher Stimme: „Das Grab ist dunkel, aber gute Handlungen leuchten hell." — „O Allah, Allah, Mädchen!" ruft ein Mann, den ein sechszigjähriges Weib festhält; sie will ihn nicht eher loslassen, bis er ihr ein Almosen gereicht hat. „Ich will gut und rasch bedient sein!" spricht laut und in befehlendem Tone ein stolzer Albanese. Dieser Mann mit langem Schnauzbart tritt in ein Kaffeehaus, dessen Wirth ihm einige freundliche Worte entgegnet. Dann entspinnt sich zwischen Beiden ein orientalisches Gespräch, welches zu stark mit derben Ausdrücken gepfeffert ist, als daß man es einem europäischen Leser wiederholen dürfte.

Lärm und Getöse erreichen einen immer höhern Grad, aber in Zwischenräumen vernimmt man doch die wohlklingende Stimme des blinden Muezzin, der von seinem hohen Minaret herab die geheiligten Worte ruft: „Zum Gebet! Zur Erlösung! Beten ist besser als schlafen! Beten ist besser als schlafen!" Bei diesen Worten

erhebt sich der wahre Muselmann andächtig und murmelt vor Anbeginn seines Gebetes vor sich hin: „Ich bin bereit, Deinem Rufe zu folgen, Allah! Ich folge Deinem Rufe!“ —

Manchmal ging ich mit Hadschi Wali aus der Stadt hinaus nach der Citadelle, wo wir dann gewöhnlich auf einer hohen Terrasse Platz nahmen; sie gehört zu der von Mehemed Ali erbaueten Moschee. In den heiteren Sommernächten ergoß der Mond sein mildes Licht, und ich hatte einen Anblick, dessen zauberhaften Reiz



Gottesacker in Kairo.

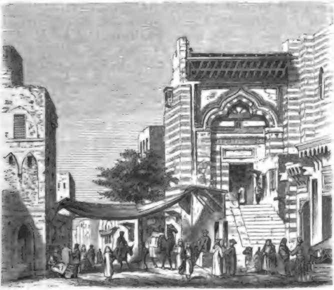
ich mit Worten nicht beschreiben kann. Um dem Staube, den üblen Gerüchen und der erstickenden Luft Kairo's zu entrinnen, gingen wir auch wohl zum Siegesthore hinaus und schöpften Athem auf dem Sande jenseit der Todtenstadt. Wir setzten uns auf irgend einen Ruinenhügel und schlürften die belebende Wüstenluft ein, die uns immer wunderbar erquickte. Das Flimmern der Sterne und der thauige Duft, welcher sich über die Gegend lagerte, gab dieser Ebene einen eigenthümlichen, ich möchte sagen romantischen Anblick.

Digitized by Google

Bei Tage gleicht sie einem Sandmeer, und die aus weißlicher Kreide bestehenden Hügelreihen, von welchen sie durchzogen wird, gleichen den Wellen. Alles ist wüst und öde, und doch ist diese Stätte kaum eine halbe Stunde Weges von der volksbelebten Hauptstadt entfernt. Hinter mir dehnt sich die grenzenlose Wüste aus, vor mir erheben sich Tausende von weißen Leichensteinen, die wirr durcheinander stehen oder liegen und über welche die Kuppeln und Minarete emporragen. Sie gehören der Moschee der Mamelukensultane an, erheben sich hoch in die Lüfte und kommen mir vor wie Schatten der Könige, welche in diesem Todtenreiche herrschen. Dann und wann wird die Stille der Nacht durch melancholische Töne unterbrochen; ich höre nun das scheußliche Lachen der Hyäne, das klägliche Heulen des Schakals und das unheimliche Krächzen der Eule.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht vernehmen wir den Abrar, den letzten Ruf zum Gebet. Nun eilen Alle, welche sich etwa noch verspätet haben, nach Hause, um Vorbereitungen zum Sahur zu treffen, jenem schon weiter oben erwähnten Frühmahle. Auf den Straßen wird es leer und still, und man darf jetzt, namentlich wenn man keine Laterne trägt, nicht unterlassen, jede Schildwache mit den Worten anzusprechen: „Friede sei mit Dir.“ Wer das versäumt, läuft Gefahr, in die Wache geschleppt zu werden. Unterwegs mag man sich mit Muße die Straßen von Kairo betrachten, die uns Europäern so fremdartig erscheinen. Es giebt Scenen, welche sich so tief einprägen, daß man sie nie wieder vergessen kann; sie bleiben auch nach Jahren ganz ungeschwächt in der Einbildungskraft und im Gedächtniß. Dahin gehört zum Beispiel ein Sturm hoch oben auf den Alpen, ein Orkan am Vorgebirge der guten Hoffnung, ein einsamer Ritt durch die Wüste. Ich rechne dahin auch ein Durchwandeln der Straßen von Kairo bei Nacht. Am hellen Tage treten alle Mängel und Flecken hervor; die Dunkelheit der Nacht läßt die Gegenstände nur einfach als Schattenrisse erscheinen; aber wunderbar, ich möchte sagen himmlisch ist die Wirkung, wenn der Mond am Himmel glänzt, wenn im Orient die Sterne am Firmament funkeln und das sanfte Licht über diese ägyptische Stadt ausgegossen ist. An einer Stelle sind die Häuser so hoch, daß ich nur einen schmalen Streifen des blauen Himmels sehe; weiterhin stehen die Häuser noch dichter nebeneinander, die Straße wird ganz eng, die Dächer scheinen sich zu berühren, die Söller stoßen beinahe zusammen. Weiterhin sind sie, wie durch

einen leichten Pinselstrich, abermals getrennt, und wenn ich dann einige Schritte vorwärts gegangen bin, öffnet sich urplötzlich vor mir das ganze Firmament in voller Pracht. Auf die Vorderseite der Häuser fällt das volle Himmelslicht; ich sehe weit vorstehende Portale und Karniesse, reichgeschnitztes Gitterwerk von Holz vor den großen Fenstern; hin und wieder schimmert eine Lampe. In Kairo hat man beim Häuserbau vorzugsweise gern Arkaden in verschiedener Gestalt angebracht; bald treten sie in der Gestalt einfacher



Straße in Kairo.

rahmenartiger Einfassungen auf, durch welche man in einen großen leeren Saal blickt; bald gewahrt man eine Oeffnung, welche durch steinerne Sculpturen und hölzerne Gitter maskirt wird. Ganz senkrechte Linien findet man nicht; die hohen Mauern der Moschee neigen sich gegen ihre massiven Strebepfeiler, während die schlanken Minarete derart überhängen, daß es uns scheint, als müßten sie in jedem Augenblick einstürzen und uns den Weg versperren. Nicht minder drohend und gefährlich hängen die Karniesse weit nach vorne

Digitized by Google

über und wir möchten fast meinen, daß lediglich die Gewalt der Cohäsion die hohen Giebel festhalte. Völlig im Einklang mit alle dem steht das leichte und anmuthige Schwanken der Palmengipfel, welche vom Winde durchfächelt werden und im Mondschein phantastische Schatten werfen. Ja, der ganze Anblick ist phantastisch, und er ist es in so hohem Grade, daß man sich kaum vorstellen kann, wie menschliche Wesen, Leute unsres Gleichen, an solchen Orten leben und sterben können.

Endlich war der heilige Monat verflossen und wir fühlten uns herzlich froh, als der Donner des Geschützes von der Citadelle herab uns verkündete, daß die Leiden und Entbehrungen der Fastenzeit nun zu Ende seien. Am letzten Tage des Ramadan theilte jede Familie Almosen an die Armen aus; gewöhnlich giebt sie an jedem, der zum Hausstande gehört, die Sklaven eingeschlossen, anderthalb Piaster. Am nächsten Morgen beginnen dann die Lustbarkeiten und dauern drei Tage hintereinander. Wir standen vor Tagesanbruch auf, nahmen unsre Abwaschungen vor und gingen dann in die Moschee, um das für diese Festtage besonders angeordnete Gebet, das Eed, zu sprechen. Darauf hörten wir einen Ferman verlesen, der uns einschärfte, während der Fröhlichkeit auch verständig zu sein; voll von guten Lehren eilten wir heim und aßen und tranken mit großer Befriedigung; dann nahmen wir die Pfeifen, schlenderten in den Straßen umher und freueten uns an den heiteren Mienen der Menschen. Während dieser frohen Tage lustwandeln die Bewohner Kairos in großer Menge nach dem großen Friedhofe vor dem Bab el Nars, einem massiven Thore, durch welches der Weg nach Suez führt. Dort ging es in der That lustig her. Die Zelte und Kaffeebuden waren mit Leuten angefüllt, die ihre besten Kleider angelegt hatten. Sie rauchten, unterhielten sich lebhaft und drängten sich um Gaukler, Possenreißer, Schlangenbeschwörer, Derwische und Tänzer, die als Weiber verkleidet waren. Den Weg entlang standen die Buden der Garköche, Pastetenbäcker und Syrupverkäufer; alle waren mit bunten Fähnchen und Wimpeln geschmückt, um die Aufmerksamkeit der Kinder zu erregen. Auch das weibliche Geschlecht war vertreten; die Schönen Kairos trugen große Palmenzweige, um damit die Gräber ihrer Verwandten oder Freundinnen zu schmücken. Uebrigens wird behauptet, daß bei dieser Gelegenheit nicht selten Liebesverhältnisse sich anspinnen, und ich selber beobachtete vielfach, daß zärtliche Paare sich hinter den Sand-

hügeln verloren. Auch hörte ich einige Male, daß tüchtige Bastonnaden ausgetheilt wurden. In Zwischenräumen sind nämlich Polizeisoldaten aufgestellt, um mit Hülfe ihrer langen Knüttel Alles, was von der Schicklichkeit abweicht, sofort zu ahnden. Uebrigens wird durch dergleichen gelegentliche Bastonnaden die allgemeine Heiterkeit nicht beeinträchtigt. Alle freueten sich, in den neuen Kleidern einherstolziren zu können, die Meisten trugen die ihrigen zum ersten Male, weil fast Jedermann sich für dieses Fest einen neuen Anzug schafft. Die Eitelkeit im Morgenlande ist ohnehin so stark, daß man von Kairo bis Calcutta unter einem hübschen Rocke schwerlich ein betrübtes Herz findet. Die Männer gaben sich ein Ansehen, das etwas bedeuten sollte; die Frauen trippelten mit kleinen Schritten einher, ließen ihre schwarzen Augen rollen und zupften kokett am Schleier. Die kleinen Jungen endlich spielten den am besten Gekleideten einen Schabernack, während die Mädchen, ganz glücklich über ihren Anputz, einander betrachteten und sich mißgünstige oder verächtliche Blicke zuwarfen.

Nachdem ich längere Zeit unter diesen Gruppen umhergewandelt war, ging ich mit Hadschi Wali in die Stadt zurück, um einige Besuche zu machen. Sie haben an diesem Tag etwa dieselbe Bedeutung, wie jene, welche man in Europa am Neujahrstag abstattet. Die Unterhaltung ist in allen Häusern dieselbe und drehet sich zumeist um Pfeifen und Tabak. Man umarmt die Bekannten, welche einem begegnen und sagt: „Jedes Jahr möge Dir Glück bringen", und fügt noch andere Wünsche oder günstige Prophezeihungen hinzu; wer einen geistlichen Charakter hat, unterläßt nicht Segenswünsche zu äußern und ein Gebet zu sprechen. Die ganze Feier hat Aehnlichkeit mit dem Carneval der katholischen Länder, auch genießt man am Eed besondere Speisen. —

Wir sehen, daß Burton sich ganz und gar in das morgenländische Leben und Treiben versenkt hatte; er war ein untadelhafter Muselmann, der sich in Kairo bald völlig zurecht fand. In seiner Jugend hatte er sich einige Zeit mit medicinischen Studien beschäftigt, und diese kamen ihm nun trefflich zu Statten; er war ein vielgesuchter Arzt und hatte als solcher manche Gelegenheit, Einblicke in das häusliche Leben der Muselmänner zu thun. Wahrscheinlich wäre er noch einige Zeit in Kairo geblieben, wenn nicht ein Abenteuer eigenthümlicher Art ihn zu schleuniger Abreise veranlaßt hätte. Er schildert dasselbe mit lebhaften Farben.

Hadschi Wali wohnte im Karawanserai. Einst traf ich bei ihm einen Hauptmann von den unregelmäßigen albanesischen Truppen, der auf Urlaub in Aegypten war; sein Regiment stand damals in Arabien, im Hedschas. Dieser Arnaute, ein kräftig gewachsener Mensch aus den epirotischen Gebirgen, war hoch und schlank, breitschulterig und von gewaltigem Knochenbau. Er mochte etwa vierzig Jahre alt sein, hatte eine sehr gewölbte Stirn, stolzen Blick, magere Wangen, dünne feingeschnittene Lippen und ein vorstehendes Kinn, demnach alle physiognomischen Eigenthümlichkeiten, welche wir durchgängig bei seinem Volksschlage (jenem der Schkipetaren) finden. Sein Schnauzbart war von ungeheurer Länge; dagegen hatte er das übrige Haar im Gesicht und auf dem Kopfe ganz glatt weggeschoren. Seine Fustanella war weiß, aber nicht sauber, und auch seine rothe Kappe, welche er nachlässig aufgestülpt trug, keineswegs ohne Flecken. Zum großen Leidwesen des Albanesen verbieten die ägyptischen Gesetze allen nicht in Dienst befindlichen Leuten das Tragen von Waffen; er durfte deshalb seine Lieblingspistolen nicht in den Gürtel stecken, und mußte sich damit begnügen, ohne Mordgewehr einherzustolziren. Das that er denn auch im Karawanserai wie auf der Straße; jeder Zoll an ihm sollte den Kriegsmann andeuten. An seinem Leibe trug er mehr als eine tiefe Narbe; da er noch ein Knabe war, hatte eine türkische Kugel ihm einen Beinknochen verwundet, wahrscheinlich auf einem jener Streif- und Raubzüge, welche in Albanien nicht zu den Seltenheiten gehören. So hinkte er denn ein wenig, suchte das aber durch langsames und gravitätisches Einherschreiten zu verdecken. Er sprach mit einer affectirt rauhen und barschen Stimme, lächelte mit unheimlichem Grinsen und war nur selten vollkommen nüchtern.

Mit diesem Menschen war ich auf eine unliebsame Art bekannt geworden, indessen folgte auf den Sturm schönes Wetter. Als ich einst meinem Freund Hadschi Wali meine Pistolen zeigte, deren Läufe sehr schön damascirt sind, trat Ali Aga ins Zimmer, setzte sich mir gegenüber, und zog eine grinsende Miene, die etwa so viel bedeuten sollte als: Wie kommst du zu solchen Waffen und was willst du mit derartigen Dingen machen? Dann nahm er mir ohne Weiteres ein Pistol aus der Hand und betrachtete dasselbe mit Kennerblick. Ein solches Benehmen verdroß mich; ich riß ihm die Waffe wieder aus der Hand, sah ihn weiter gar nicht an und fuhr fort meinem Freund Erläuterungen zu geben. Das verdroß

ihn seinerseits, er stand auf, warf mir einen grimmigen Blick zu und rückte seine Kappe auf das rechte Ohr, gleichsam zum Zeichen, daß er mir Trotz bieten wolle; seine ganze Haltung wurde drohend. Nun warf ich mich auch in Positur und fing an meinen Schnauzbart zu drehen. Hätte der Hauptmann seine Pistolen im Gürtel gehabt und wären wir im Hedschas gewesen, so würde ein Kampf ganz unvermeidlich gewesen sein, denn die Albanesen sind, nach einem italienischen Ausdrucke „furchtbar mit der Pistole“.

Ja wohl sind sie terribili colla pistola, denn beim geringsten Anlaß greifen sie nach dieser Waffe, reißen sie aus dem Gürtel heraus und drücken sie gegen Feind oder Freund ab. Wer sein Leben retten will, muß ihnen zuvorkommen; aber dem einzelnen Fremden ist damit nicht viel gedient, weil gewöhnlich mehrere Albanesen zusammen sind. Ich habe nie gewaltthätigere Menschen gesehen als diese Arnauten. Ihre wilde Streitlust und Raufsucht geht so weit, daß die Regierung ihnen beim Antritt des Marsches die Patronen wegnimmt, weil ohne das Mord und Todtschießen unter diesen Leuten selbst an der Tagesordnung sein würde. Insbesondere kommt beim Essen häufig Streit vor und dabei greift man flugs nach dem Pistol, daß man dem Gegner sofort entgegenhält. Der Albanese hat stets seine Waffen in gutem Stande und fehlt selten; wer aber früher schießt als der Andere wird sofort von den Anwesenden niedergestreckt. In Aegypten werden diese Soldaten als unregelmäßige Truppen verwandt und häufig bei den Bauern, welche die Abgaben nicht bezahlen können, ins Quartier gelegt. Sie sind ein Schrecken für das Volk und eine Geißel für das ganze Land; mehr als einmal haben sie auch Europäer angegriffen und den Frauen Schimpf angethan. Im Hedschas benehmen sie sich so unbändig, daß selbst die Beduinen vor ihnen zittern. Man sagt häufig in den arabischen Städten: „In Konstantinopel sind die Arnauten nur Aufwärter in den Bädern und Kaldaunenverkäufer, aber in Arabien sind sie Pharaonen“, nämlich Tyrannen. In Dschiddah machten sie sich eines Tags den harmlosen Scherz, nach dem englischen Consul zu schießen, der auf der Terrasse seines Hauses stand! Ueberhaupt macht es ihnen Vergnügen, friedliche Leute als Zielscheibe zu benutzen, in Kairo haben sie zum Beispiel gar nicht selten Kameelführern, welche bei der Arnautenkaserne vorübergingen, Kugeln zugesandt. Sie rühmen sich ihrer Sicherheit im Gebrauch der Waffen, und wissen sich mit der-

selben viel, gegenüber den Arabern und Aegyptern; ich habe sie aber nur als tüchtige Pistolenschützen kennen gelernt.

Mein Hauptmann hatte, wie bemerkt, keine Pistolen im Gürtel, und mußte also auf das Vergnügen verzichten, mir sein Mißvergnügen durch eine Kugel zu erkennen zu geben. Er blickte mich scharf an und ging dann majestätisch aus der Thür. Mein Erstaunen war nicht gering, als er einige Tage später mir einen Besuch machte und sich höflich benahm; er setzte sich, trank eine Tasse Kaffee, rauchte und begann eine Unterhaltung. Leider verstand er nur ein paar hundert Wörter Arabisch, und bei mir war es mit dem Türkischen nicht viel besser bestellt; die Unterredung konnte also nicht in den rechten Fluß kommen. Der Hauptmann verlangte Araki*), das heißt Branntwein, ich entgegnete, aber daß ich dergleichen nicht im Hause habe. Darob grinsete er und murmelte etwas vor sich hin; mir kam es vor, als ob er Himar sagte, nämlich Esel; denn als solchen bezeichnet der Muselmann, welcher geistige Getränke nicht verschmäht, den Strenggläubigen, der sich mit Wasser begnügt. Als er Abschied nahm, packte er mich an, scheinbar zum Spaß, um zu erproben, wie es mit meiner Körperkraft bestellt sei. Ein indischer Doctor, der obendrein nur Wasser trank, war in seinen Augen sicherlich kein gefährlicher Ringer oder Faustkämpfer; allein ich schlug ihm ein Bein, er stürzte zu Boden, und wäre er nicht auf mein Lager, sondern auf die platten Steine gefallen, so würde ihm sicherlich für einige Zeit das Arakitrinken vergangen sein. Dieser Fall übte indessen auf sein ganzes Benehmen einen höchst wohlthätigen Einfluß; er stand auf, nahm meinen Kopf zwischen beide Hände, forderte noch eine Pfeife, setzte sich ruhig nieder, zeigte mir seine Wunden, und erzählte mir von seinen Heldenthaten. Ich bemerkte an seinen sonnegebräunten Fingern einen goldenen Fingerring, offenbar von englischer Arbeit, und fragte, wie er zu diesem Reif gekommen sei. Ganz offenherzig erzählte er mir in seinem aus arabischen, türkischen und arnautischen Worten gemengten Kauderwälsch, daß er denselben zu Dschiddah einem Consul abgenommen habe, aber leider blieben mir manche Einzelheiten unverständlich. Am Ende bat er mich um ein

*) Das Wort bedeutet im Allgemeinen ein spirituöses Getränk, insbesondere aber ein solches von Datteln oder getrockneten Trauben. Das letztere ist besonders beliebt, weil es für magenstärkend gilt.

kleines Gift, das nicht trüge, damit er gelegentlich einen persönlichen Feind, dessen Haß ihm Verdruß mache, aus dem Wege schaffen könne. Ich gab ihm zu diesem höchst löblichen Zwecke fünf Gran Calomel, die er denn auch sorgfältig in seine Tasche steckte. Beim Abschied drang er sehr in mich, mit ihm zu gehen und ein Trinkgelage zu feiern; ich lehnte das aber ab, so lange es heller Tag sei, versprach indeß nach Einbruch der Dunkelheit zu kommen. Ich wollte doch gern wissen, in welcher Art Leute solchen Schlages dem Bacchus opfern.

Als nun, etwa um neun Uhr Abends, im Karawanserai Alles ruhig geworden war, nahm ich die Tabakspfeife, steckte meinen Dolch in den Gürtel und schlich in Ali Aga's Gemach. Er saß auf seinem Bette, das er mitten ins Zimmer gerückt hatte, und vor ihm brannten vier große Wachskerzen. Die Orientalen wollen bei derartigen Gelegenheiten gern glänzend erleuchtet sein. Auf einem Tische fand ich einen Napf mit dicker Suppe, eine Schüssel mit gedämpftem Fleisch und zwei Näpfe mit Salatah. Dieses sehr erfrischende Gericht besteht aus geronnener Milch mit Gurkenschnittchen, die etwas gesalzen und gepfeffert sind. Aus einem mit kaltem Wasser gefüllten Topfe ragten zwei Flaschenhälse hervor. Die eine Flasche von weißem Glase war lang und dünn; sie enthielt den Araki; die andere war mit einer wohlriechenden Flüssigkeit gefüllt.

Ali Aga empfing mich sehr höflich. Er sah, daß ich seinen Vorkehrungen meinen ganzen Beifall zollte, und bemerkte, die Albanesen verständen sich darauf, wie man gut trinken müsse. Ich mußte auf dem Bette Platz nehmen, er warf seinen Dolch fort, forderte mich auf, dasselbe zu thun, und dann begann die Sitzung. Der Hauptmann nahm einen kleinen Becher, betrachtete die innere Seite sehr aufmerksam, wischte sie mit dem Finger aus, füllte das Glas bis zum Rande, und überreichte es mir mit einer Verneigung; diese Höflichkeit erwiederte ich meinerseits mit einem tiefen Gruße, trank das Glas aus und stellte es auf den Tisch. Dann beschrieb ich, etwa in der Art der englischen Boxer, mit dem Arm einen Kreis in der Luft, verneigte mich, nachdem ich diese feierliche Bewegung gemacht, noch einmal, und bat dann Ali Aga, er möge nun gleichfalls trinken. Das that er denn auch, nachdem er seinerseits jene Bewegungen gemacht hatte und nun folgte Schluck auf Schluck. Nach jedem Glas Araki tranken wir etwas Wasser

und nahmen einen Löffel Salatah, um den Mund zu erfrischen; dazu wurde geraucht, und wir bliesen dicke Tabakswolken von uns, genau in der Weise, welche der Gläubige während des Fastens beobachtet. Mit komischer Gravität blickten wir einander ins Gesicht, und unsere Mienen bewiesen, daß wir die verbotene Frucht mit Bewußtsein und Behagen genossen.

Als unser Zechgelag anfing, befand sich mein Albanese schon zur guten Hälfte im Weinberge des Herrn. Nichts desto weniger leerte er Glas auf Glas, und doch war äußerlich keine Veränderung an ihm zu bemerken. Vergeblich harrte ich auf jene plumpen, saftigen Scherze, welche der Morgenländer stets zum Besten giebt, wenn er betrunken ist. Ali Aga griff dann und wann zu der mit wohlriechendem Wasser gefüllten Flasche, goß sich die hohle Hand voll und sprengte mir die Flüssigkeit ins Gesicht. Ich that desgleichen, aber weiter wurde dieser Scherz nicht getrieben.

Mein Zechbruder schwieg eine Weile, denn er überlegte sich einen großen Plan, mit dem er endlich herausrückte: Hadschi Wali sollte kommen und mit uns trinken. Der Gedanke war köstlich, und ich ging zu dem achtbaren Manne. Als ich mit ihm ins Gemach trat, sahen wir wohl, daß Ali Aga stark betrunken war. Er hatte einen großen grünen Zweig ins Fenster gestellt und derart mit Wasser beschüttet, daß Alles tropfte. Dieser Baum erinnerte den Albanesen an die frischen Wälder und rieselnden Bäche seiner Heimath; vor ihm saß der Trunkenbold, in tiefe nebelhafte Betrachtungen versunken, und sein sonst so wildes Gesicht hatte einen sanftern Ausdruck; ja, es schien sogar als ob eine Thräne in seinem Auge perle.

Als er aber meinen Freund Hadschi Wali bemerkte, verwandelte sich urplötzlich die ganze Scene. Ali Aga sprang rasch auf, umfaßte ihn mit beiden Armen, und zwang ihn Platz zu nehmen. Der Abscheu, welchen der Greis kundgab, ergötzte den Albanesen, der ihm einen Becher vorhielt. Hadschi Wali wollte nicht trinken und lehnte standhaft ab; da nahm der Aga ärgerlich das Glas, leerte es auf einen einzigen Zug und schleuderte dem Alten einen unwilligen Blick zu. Nur mit Mühe konnte ich diesen bewegen, eine Pfeife anzunehmen und ein paar Züge zu rauchen. Indessen wir drangen immer stärker in ihn, ein Glas zu leeren, und kehrten uns an seine Einwendungen nicht. Vergeblich betheuerte er, sich niemals dieser Todsünde schuldig gemacht zu haben, vergeblich berief

er sich auf Sprüche des Koran. Er versuchte uns durch Scherze umzustimmen, und am Ende drohete er sogar, die Polizei herbeizurufen. Aber wir ließen uns nicht einschüchtern und waren unerbittlich. Da sprang er auf und rannte aus der Thür, aber Pfeife, Pantoffeln und Turban waren beim Albanesen zurückgeblieben. Der Hauptmann wagte übrigens nicht, den Flüchtigen zu verfolgen, machte aber seinem Unwillen Luft; er begoß nämlich den Turban, die Pfeife und Pantoffeln Hadschi Walis mit Araki und schimpfte den Greis in allen ihm zu Gebote stehenden Sprachen Esel und wieder Esel.

Nun ging es ans Essen. Wir genossen die Suppe, das gedämpfte Fleisch und was von der Salatah noch übrig war, leerten abermals einen Becher nach dem andern, und rauchten zur Verdauung einige Pfeifen Tabak. Plötzlich stand Ali Aga auf und verkündete mir, daß er Tänzerinnen kommen lassen werde. Ich sollte also Zeuge eines Balletes sein. Uebrigens erinnerte ich ihn daran, daß seit einiger Zeit den Tänzerinnen der Eintritt ins Karawanserai nicht mehr erlaubt sei. Aber da fuhr er wild und grimmig auf: „Wer hat es verboten?“ — „Der Pascha“, entgegnete ich. Da nahm Ali Aga seine rothe Kappe, bürstete ganz ruhig mit dem Aermel an ihr herum, stülpte sie auf den Kopf, drehete seinen Schnauzbart, nahm seine Pfeife, ging zur Thür hinaus und schwur hoch und theuer, daß er zum Pascha gehen und ihn zwingen wolle, vor uns zu tanzen.

Jetzt konnten heftige Auftritte nicht ausbleiben, und ich dankte dem Himmel, daß mein Zechbruder den Dolch vergessen hatte. Die Klugheit rieth mir, sofort nach meinem Zimmer zu gehen, mich einzuschließen und schlafen zu legen; dagegen raunte mir mein Gewissen zu, den Albanesen, der sich in einem so bedenklichen Zustande befand, nicht im Stiche zu lassen. Ich eilte ihm also nach, traf ihn im äußern Gange, und bot Alles auf, ihn wieder in sein Gemach zu zerren. Allein vergebens; er war im höchsten Grade ärgerlich über meine weibischen Rathschläge und machte seinem Aerger dadurch Luft, daß er dem ersten besten, der ihm in den Weg kam, Schläge mit seinem Pfeifenrohre versetzte. Dergleichen gilt im Morgenlande für den größten Schimpf, welchen man einem Menschen anthun kann. Er warf einen Mann die Treppe hinab, rannte ihm nach und rief aus Leibeskräften: „Ihr Aegypter seid

alle verdammte Schurken. Ihr seid Pharaonenbrut, Christenhunde, ihr verfluchten Aegypter!"

Während er in höchster Wuth war, lehnte er sich gegen eine nicht gut verschlossene Thür. Sie sprang auf und der Trunkenbold stürzte in ein Zimmer, in welchem zwei ehrsame Korbmacher neben ihren bejahrten Frauen ruheten. Diese hatten alle jene Schimpfreden vernommen und gaben sie nun mit geläufiger Zunge dem Albanesen reichlich zurück. Ali Aga wurde durch diese Weiberzungen in die Flucht geschlagen; er fiel aber wieder hin, kollerte die Treppe hinab und rannte an den Thürsteher. Er fluchte und schwur, er wolle dessen Blut trinken; doch zum Glück für den Thürsteher und für den Hauptmann selbst kam eben noch des letztern Diener herbei, ein junger, kräftiger Arnaut, der in einem Nebengange auf seiner Matratze geschlafen hatte und durch den Lärm wach geworden war. Er fand seinen Gebieter in gränzenloser Wuth, war aber wohl schon an dergleichen Auftritte gewöhnt, denn er packte sofort den Aga und schleppte ihn nach dem Zimmer. Aber auch dabei schimpfte der Arnaut noch in einem fort: O, diese ägyptischen Hunde! Ich habe ganz Alexandria beschmutzt, ganz Kairo beschmutzt, ich beschmutze Suez! Und so weiter. Während er allerlei Flüche ausstieß, wurde er zu Bette gebracht.

Am andern Morgen kam Hadschi Wali zu mir und sagte: „Du thust wohl daran, wenn Du unverweilt Deine Reise fortsetzest." Er hatte ganz recht, denn acht Tage lang sprach man im Karawanserai von dem rohen Wesen des albanesischen Hauptmanns und der Scheinheiligkeit des indischen Doctors. So hatte ich in der Stadt Kairo den guten Ruf eines gesetzten Mannes verwirkt, und davon weiter keinen Vortheil, als daß ich nun wußte, was ein Zechgelag mit einem Arnauten bedeuten will. So verlor ich denn weiter keine Zeit und nahm in aller Eile Abschied von meinen Bekannten, denen ich sagte, daß ich über Dschiddah nach Mekka reisen wollte, während es doch meine Absicht war, über Yambo nach Medina zu gehen; denn das arabische Sprüchwort sagt: „Verstecke Deine Absichten, Deine Börse und Deinen Weg".

So verließ Burton Kairo, wo er einen Paß auf den Namen des Afghanen Abdallah Chan erhalten hatte, und begab sich auf die Reise nach Suez, auf welcher wir ihn begleiten. —

In Kairo.

Zweites Kapitel.

Ritt durch die Wüste von Kairo nach Suez. — Leben und Treiben in der Hafenstadt am rothen Meere. — Die Mekkapilger.

Um drei Uhr Nachmittags erschien der Beduine, welcher mir als Führer dienen sollte, und meldete, daß die Dromedare gesattelt ständen. Ich kleidete mich sofort reisemäßig an, steckte ein Pistol in den Gürtel, und hing die karmoisinrothe Seidenschnur über die Schulter, an welcher ein Koran, als äußeres Zeichen meiner Pilgerwanderung, befestigt war. Nachdem ich an meine Bekannten und die Dienerschaft im Karawanserai Geschenke ausgetheilt hatte, stieg ich gravitätisch die Treppe hinab; Hadschi Wali und Scheich Mohammed folgten mir. Der erstere umarmte mich herzlich, der

Digitized by Google

arme Scheich that dasselbe, und wollte mich trotz seiner körperlichen Schwäche bis vor das Thor begleiten. Ich bestieg das Kameel, schlug meine Beine auf dem Sattel übereinander und ritt durch die Straße, welche nach der Wüste zu führt. Ich muß bemerken, daß mich beim Ausreiten aus dem Thore des Karawanserai alle Anwesenden grüßten, nur der Thürsteher nicht, welcher mich in Gesellschaft des albanesischen Hauptmanns gesehen hatte. Jene riefen: „Allah segne Dich, Pilger! Er geleite Dich in Deine Heimath zurück zu Deinen Freunden“. Als ich durch das Bab el Nasr ritt, rief ich der Schildwache den Salam des Friedens zu, und sprach zu dem Officier denselben Gruß. Beide erwiederten denselben mit Freude, denn in den muselmännischen Ländern wird dem segnenden Gruße des Pilgers eine ganz besondere Wirksamkeit beigelegt. Außerhalb des Thores sagten mir meine Freunde das letzte Lebewohl, und ich verspürte doch eine heftige Herzenswallung, als diese guten, rechtschaffenen Menschen von mir schieden. —

Der Ritt durch die Wüste gewährte dem Reisenden einen hohen Genuß. Die ganze Gegend ist höchst einförmig und beschäftigt doch den Geist und die Einbildungskraft sehr lebhaft. Jede kleine Abwechselung in den Bodenverhältnissen, jeder Farbenwechsel erregt Aufmerksamkeit, die Sinne werden geschärft, das Auffassungs- und Beobachtungsvermögen wird lebendiger. Das stürmische Meer am Vorgebirge der Guten Hoffnung, die Gletscher der Alpen, die wellenförmigen Wiesenfluren Nordamerikas machen keinen tiefern Eindruck als diese Wüste, in welcher der Reisende sich fortwährend in Aufregung befindet, ein wolkenloser Himmel über ihm blauet, die Sonne unbarmherzig herabbrennt und der Simum ihn liebkost wie ein Löwe, der flammenden Odem ausstößt. Auf den Hügeln von Flugsand läßt jeder Windstoß seine Spuren zurück, indem er Sandwellen aufwirft; er legt die Felsen nackt und bloß. Der Wanderer sagt sich, daß er eines langsamen und qualvollen Todes sterben könne, wenn ihm der Wasserschlauch platze oder sein Kameel sich einen Dorn in den Huf trete. In der Wüste schwärmen wilde Thiere und noch wildere Menschen; in ihr rufen selbst die Quellen dem Wanderer die Warnung zu: „Trink, und eile weiter“. Die Wüste regt auf und ist erhebend und erhaben, dem Manne klopft das Herz so stark in der Brust, daß er die Schläge hört; aber er hofft alle Schwierigkeiten zu überwinden. Deswegen hat der Araber das Sprüchwort: „Das Reisen

ist ein Sieg.“ In der Wüste ist uns der Tod näher als auf dem Ocean; auch sie hat Entbehrungen, hartes Tagewerk, Piraten und Schiffbrüche.

In dem Allen liegt nicht etwa Uebertreibung. Wer solche Eindrücke empfangen will, braucht nur von der Straße nach Suez abzuweichen und einige Stunden weit in der Richtung nach Norden zu reiten. Dann ist er von Todtenstille umgeben, er hat Einöde und Wüstenei vor und hinter sich. Wie entzückt ist er, wenn er dann eine Oase sieht; einen schmalen Streifen, auf welchem etwas Grünes sproßt; ein Wady el Ward erfreuet ihn, wenn auch ein solches „Thal der Blumen“ nichts weiter ist als ein kleiner Bodenfleck, auf welchem ein paar armselige Sträucher wachsen. Dem Manne brennt der Gaumen und die Haut springt auf, aber er verspürt keineswegs die Abspannung, welcher man sich in heißfeuchten Klimaten nicht erwehren kann; er fühlt im Gegentheil seine Lungen erweitert, das Gesicht geschärft, das Gedächtniß lebhaft angeregt und dem Geist ungemein thätig. Vor Allem ist jedoch die Einbildungskraft hoch gesteigert, das Wilde und Erhabene einer solchen Gegend stachelt alle Kraft der Seele auf; er kann Mühseligkeiten ertragen und ist auf Gefahr und Kampf vorbereitet. Der Mensch wird offen und zutraulich, gastfrei und aufrichtig; gemachte Höflichkeit und die Sklaverei der Civilisation läßt er hinter sich in der Stadt. Die Sinne sind lebhaft und bedürfen keiner weitern Anregung als Luft und Bewegung; vor geistigen Getränken hat man in der Wüste einen Widerwillen. Auch das blos körperliche Leben steigert sich; die Lust zum Essen ist stark und der Magen verdaut auch die schwerste Kost; der Sand gewährt ein weicheres Lager als ein Dunenbett, und die reine Luft vertreibt eine Schaar von Krankheiten. In der Wüste fühlt Jeder, wer er auch sei, wie ihm das Herz aufgeht und wie es sich erweitert; der Puls schlägt stärker, wenn man vom Dromedar herab in die Wüste hinausblickt. Welcher Reisende wäre jemals durch sie getäuscht worden? Ach, wer einmal die Wonne einer solchen Wanderung gekostet hat, wird schwere Pein empfinden, wenn er wieder in das wirre Getriebe der Civilisation geräth: der Lärm in ihrem gekünstelten Leben, ihr Prunk und ihre falschen Vergnügungen thun ihm anfangs wehe, und er wird eine Zeit lang unfähig zu jeder geistigen oder körperlichen Anstrengung sein. Die Stadtluft droht ihn zu ersticken. —

Dem Wege durch die Wüste entlang hat die ägyptische Regierung eine Anzahl von Stationen eingerichtet. Als Burton bei der dreizehnten ankam, fand er dort ungefähr ein Dutzend Moghrebiner, Pilger aus dem Westen, rohe Menschen aus der niedrigsten Klasse. Ihre Bekleidung bestand aus einem Burnus und Sandalen, ihre Waffe war ein langes Messer und über der Schulter hing ein Beutel mit einigen Lebensmitteln. Wasser trugen sie nicht mit sich, wohl aber hatte jeder einen hölzernen Napf. Sie waren hungerig, durstig und ermündet; Burton ließ jedem etwas Brot und einen Trunk Wasser reichen. Statt zu danken wurden sie unverschämt, forderten mehr, und als ihnen gesagt wurde, daß die Vorräthe erschöpft seien, verlangten sie Geld. Unter anderen Umständen würde unser Reisender ihnen eine Kleinigkeit gegeben haben; jetzt aber, und noch dazu wilden Blicken und drohenden Worten gegenüber, zog er nicht die Börse, sondern seine Pistolen hervor. Das war verständlich genug; die Moghrebiner wichen zurück, der Leser wird aber diese Leute bald näher kennen lernen. Uebrigens ist die Straße zwischen Kairo und Suez so sicher, wie irgend ein Weg in Europa; jetzt war sie ohnehin sehr belebt durch Pilger aus der Türkei und Afghanistan, durch Araber und sogar durch Leute aus Indien.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang bog Burton links von der Straße ab, unter dem Vorwande, die Dromedare zu tränken, in der That um sich das Fort El Adschrudi näher zu betrachten. Es ist ein viereckiges Festungswerk mit runden Thürmen an den Ecken und über dem Eingangsthore, und könnte nicht einmal einem Zwölfpfünder widerstehen. Die Besatzung bestand aus etwa einem Dutzend Fellahs, die als erbliche Hüter, Ghafirs, die Festung hüten. Das Volk betrachtet dieses armselige Fort als den Schlüssel von Suez, und doch befindet sich der Brunnen nicht in demselben, sondern in einiger Entfernung; das Wasser ist obendrein brackig und schlecht.

Jetzt war Suez in der Nähe, das Meer kam in Sicht, aus dem Schlot eines Dampfers wirbelte Qualm in die Luft. Zur Rechten lagen die breiten Abhänge des Dschebel Mokattem, einer Hügelrühe, welche sich von Kairo, den ganzen Weg entlang, bis zum Rothen Meere zieht. Das Naturschauspiel war herrlich. Die nächste Hügelkette von Kreide und Sandstein war mit Roth wie übergossen, und überall, wohin die Strahlen der Abendsonne

fielen, glänzend vergoldet, während die Falten und tieferen Schluchten mit Purpur ausgefüllt zu sein schienen. Der Hintergrund, welchen der höhere Hügel Abu Deradsch, Vater der Stufen, bildete, war himmelblau und mit tiefem Purpur gestreift. Bei einem kleinen Gebäude, Bir Suweys, das heißt dem Brunnen von Suez, machte Burton Halt, ruhete eine halbe Stunde und erfreuete sich an dieser Pracht der Wüste. Als er in Suez einritt, war es schon Nacht geworden. Die Strecke von Kairo bis zu dieser Stadt beträgt vier und achtzig englische Meilen.

In Suez fand Burton schon eine Menge Pilger, doch ist ihr Andrang nicht mehr so beträchtlich als in früheren Zeiten. Den Mittheilungen eines Herrn Levick zufolge, welcher seit sechszehn Jahren in der Stadt wohnte, schifften sich 1838 und in den folgenden Jahren durchschnittlich zehn- bis zwölftausend ein. Dagegen betrug ihre Zahl im mohammedanischen Jahre 1268, das heißt von 1851 auf 1852, nur 4893 Köpfe, und sank im folgenden auf 3136. Die mittelbaren Wirkungen der in den mohammedanischen Ländern immer weiter um sich greifenden europäischen Einflüsse, sind wohl nicht ohne Wirkung geblieben. Uebrigens findet man unter den Pilgern Leute von allen Klassen, Farben und Trachten. Die Länder in der Umgegend Aegyptens liefern einen ansehnlichen Beitrag, aber viele kommen auch aus Buchara, Persien, Cirkassien, den verschiedenen Theilen des osmanischen Reiches und der Krim. Die meisten ziehen den Weg über Konstantinopel, wo sie sich einschiffen, dem weiten Karawanenwege über Damascus oder Bagdad vor. Aus dem Westen kommen Mauren, Algeriner und Tunesen, aus dem innern und westlichen Afrika schwarze Takruris in Menge, insbesondere aus Bornu, dem östlichen Sudan (Obernubien, Sennaar, Kordofan 2c.), aus Ghadames, und Dschabarti. Mit diesem letztern Namen werden die abyssinischen Mohammedaner von den Arabern bezeichnet.

Die Schiffsbauer in Suez stammen aus Candia und Alexandria und sind nicht ohne Einfluß. Als Mehmed Ali in Suez eine Flotte ausrüstete, um Truppen nach dem Hedschas bringen zu lassen, mußten Griechen, welche sich auf den Schiffsbau verstehen, nach Suez kommen, und die Nachkommen derselben treiben auch jetzt das väterliche Gewerbe. Die ganze westliche Küste des rothen Meeres ist baumlos, wenn man von Dattelpalmen, Tamarisken und Mimosen absieht; diese sind zum Schiffsbau nicht brauchbar

und man muß das Holz aus anderen Gegenden beziehen. Teckhölzer kommen über Dschidda aus Indien, Planken aus Venedig nach Alexandria, von wo sie auf Kameelen durch die Wüste getragen und dadurch in Suez um hundert Procent theurer wurden; jetzt befördert man sie auf der Eisenbahn. Segelmacher wohnen in Suez; das Schiffsvolk ist ein buntes Gemisch von Arabern und Aegyptern, der Raïs, das heißt der Schiffsführer, Capitain, stammt gewöhnlich aus Yambo. Die zwei Arten von Fahrzeugen, welche auf den Werften gezimmert werden, unterscheiden sich nicht durch Bauart, sondern nur durch Größe und Tragfähigkeit. Die Baghleh (weibliche Form von Baghl, ein Maulthier), oft fälschlich Baggalow geschrieben oder gesprochen, hält mehr als funfzig Tonnen Last, ein Sambak dagegen nur von funfzehn bis dreißig Tonnen, jede zu zweitausend Pfund gerechnet. Im Jahre 1853 bestand die Rhederei des Hafens von Suez aus 92 Fahrzeugen mit einem Gehalt von 25 bis zu 250 Tonnen. Im Jahre 1851 auf 1852 liefen davon nur 38 aus, so daß jedes Schiff nach der Heimkehr beinahe zwei Jahre lang aufliegen mußte. Während der Pilgerzeit, welche etwa vier Monate dauert, gingen allwöchentlich im Durchschnitt zwei Fahrzeuge ab; während der acht übrigen Monate zusammen nur sechs bis zehn. Die Einfuhren kommen zumeist in Schiffen, welche nach Dschidda gehören; sie dürfen Waaren bringen, aber keine Rückladung nehmen. Die ganze Hafenordnung war in hohem Grade unverständig, doch ist sie in der neuesten Zeit in mancher Hinsicht verbessert worden.

Der Handel von Suez ist nicht unbedeutend. Im Jahre 1853 bestand die Einfuhr aus 41,395 Packen und Ballen, die Ausfuhr aus 15,988. Das Ueberwiegen der Importe erklärt sich aus der Menge baaren Geldes, das nach Suez fließt; blos in Kronen- oder Maria-Theresiathalern kommen jährlich für dreißig- bis vierzigtausend Pfund Sterling nach Suez, um von dort nach Arabien, Abyssinien und anderen Theilen Ostafrikas verschifft zu werden. Die Gesammteinfuhr mag den Werth von etwa 350,000 Pfd. St., die Ausfuhr nach Dschidda an 300,000 Pfd. St. betragen. Unter den Importen nehmen Kaffee, 17,460 Ballen, und Gummi, 15,132 Ballen, die erste Stelle ein, und der Werth dieser beiden Artikel stellte sich auf je 75 bis 80,000, der Gesammtbetrag auf 160,000 Pfund Sterling. Man berechnet den Werth eines Ballens von beiden Waaren auf je fünf Pfd. Sterling. Ferner kommen Wachs

aus Yemen und dem Hedschas, und Perlmutter vom rothen Meere. Diese geht theils nach England, theils nach Jerusalem, wo man Rosenkränze, Heiligenbilder und Crucifixe daraus verfertigt; auch in Mekka ist die Fabrikation von Rosenkränzen aus Perlmutter für die Hadschis nicht unbeträchtlich. Pfeffer kommt von der Malabarküste, Gewürznelken bringen die Pilger aus Borneo, Singapore und Java; von der letztern Insel kommen in manchem Jahre etwa zweitausend nach Mekka; Pilger aus Persien und Bassora führen Pfeifenröhre aus Kirschholz und persischen oder Surate-Tabak ein. Diese Waaren mögen zusammengenommen einen Werth von 20,000 Pfund Sterling haben. Kleinere Einfuhrartikel sind Gewürze, namentlich Ingwer, Kardamomen und dergleichen, Aloe- (Aquila-)holz, Rosen- und Nelkenessenz, Tamarinden aus Indien und Yemen, Bankazinn, Häute, welche von den Beduinen gebracht werden, Sennablätter aus Yemen und dem Hedschas, blaugewürfelte Melayehs von Baumwolle, die im südlichen Arabien verfertigt und von den Frauen als Mantillen getragen werden. Alle diese kleineren Importe mögen zusammen einen Werth von gleichfalls 20,000 Pfund Sterling ausmachen.

Die Ausfuhren bestehen in englischen und einheimischen grauen Domestics, gebleichtem Madipilams, schottischem Musselin aus Paisley, und anderm Musselin zu Turbanen; sodann kommen an den Markt bedruckte Kattune aus Manchester, Spießglanz, syrische Seife, Eisen in Stangen, allerlei Eisenwaaren, Glasperlen aus Venedig und Triest, die in Arabien und Abyssinien als Schmucksachen gesucht sind, Schreibpapier, Tarbusche, Pantoffeln und allerlei Kleidungsstücke.

Was die klimatischen Verhältnisse anbelangt, so stellt sich in Suez die Mitteltemperatur auf 67° Fahrenheit, also zwischen 15 und 16° Réaumur oder 19 bis 20° Celsius. Am kältesten ist der Januar, in welchem der Thermometer ein Minimum von 38°, ein Maximum von 68° F. zeigt; August ist der heißeste Monat, 68° bis 102 und 104° F., also 32° R. Diese Hitze ist drückend. Jene äußersten Punkte werden selten überschritten; selbst beim heftigsten Chamsin (Wüsten-Winde) ist der Thermometer nicht über 108° gestiegen, und beim kältesten Wintersturm nicht unter 34° gefallen. Im März kommen heftige Stürme aus Süden. Die Regenverhältnisse sind sehr unregelmäßig; manchmal ist drei Jahre lang kein Regenschauer eingetreten, während es im Jahre 1841 neun

Tage lang ununterbrochen so stark aus den Wolken herabgoß, daß die ganze Stadt überschwemmt war und viele Häuser einstürzten*).

Die Bevölkerung betrug 1853 nur etwa 4800 Köpfe, eine genaue Zählung wird in einer mohammedanischen Stadt nicht angestellt; einigen Angaben zufolge beläuft sich die Ziffer auf ungefähr 6000; sechszehn Jahre früher war sie unter 3000 gefallen, stieg rasch bis 1850, dann aber wurde die Hälfte von der Cholera hinweggerafft. Durchschnittlich sterben zwölf Menschen im Monate. Einheimische Krankheiten sind im Frühjahre Typhoïdal- und Wechselfieber, weil dann bei starkem Nordwinde das Wasser der Bay zurücktritt und die Sonne auf den vom Meere entblößten Boden brennt; daraus entstehen Miasmen. Im October und November sind Fieberanfälle sehr stark, Augenleiden häufig. Doch kommt die Augenkrankheit in Suez nicht so oft vor wie in Kairo, aber die Symptome sind acuter; in manchen Jahren wird sie epidemisch, tritt sehr heftig auf und verläuft entweder in völlige Blindheit, oder verdunkelt die Hornhaut derart, daß die Gegenstände, welche man erblickt, verschwimmen; das Auge bleibt dann zeitlebens schwach. Von Herrn Levicks Bekannten wurden einst drei in einem einzigen Monate ganz blind Auch Durchfall und Geschwüre sind häufig. Während der kalten Jahreszeit ist Suez nicht ungesund, denn die Wüstenluft kräftigt den von der Hitze erschlafften Leib.

Die Mauern, Thore und Vertheidigungsanstalten befinden sich in vernachlässigtem Zustande, seitdem man keine Ueberfälle der sinaïtischen Beduinen mehr zu befürchten hat. An Häusern zählte die Stadt etwa fünfhundert. Die Bewohner leben recht gut; der Bazar ist immer wohl versorgt mit Fleisch und flüssiger Butter, die vom Sinai kommen, mit Geflügel, Mais, Gemüsen aus der Provinz Scharkiyeh, Obst wird von dort und aus Kairo gebracht, Weizen vom Nil auf Kameelen, jetzt auf der Eisenbahn. Ein Lieblingsgericht sind Bohnen, welche bekanntlich von den alten

*) Suez hat gar kein süßes Wasser, man muß dasselbe vom Nil kommen lassen. Früher wurde es auf Kameelen von dort gebracht; jetzt kommt es auf der Eisenbahn; die Dampfer der Peninsular- und Oriental-Compagnie werden mit Wasser aus Arabien versehen. Der Brunnen in Suez, Bir Suez, liefert nur für Thiere genießbares Wasser; der Mosesbrunnen im Osten und jene unterhalb Abu Deradsch an der Westküste des Golfes von Suez geben ein eben so schlechtes Getränk. Suez hat, aus Mangel an süßem Wasser, nicht einmal ein Hammal, öffentliches Bad.

Aegyptern nicht genossen wurden. Der Menschenschlag ist in Suez hübscher und kräftiger als in Kairo; er hat mehr Arabisches, die Tracht ist malerischer; man schwärzt die Augen mit Kohle und trägt nicht Pantoffeln, sondern Sandalen. Diese Leute sind ein etwas unruhiges Geschlecht, zanken gern und treiben nicht selten öffentlichen Unfug zum Beispiel in folgender Weise. Die Knaben werden von ihren Vätern aufgereizt, in Menge durch die Straßen zu ziehen; sie rufen: Lang' lebe der Sultan! Tod den Ungläubigen! Das hören die Christen, beklagen sich beim Gouverneur, und dieser läßt ein Paar der vorlautesten Bursche einsperren oder abprügeln. Dann erhebt man die Klage, daß die Christen Alles in Allem seien; dabei müsse nothwendig der Islam zu Grunde gehen. Das wird dem Volke öffentlich verkündet, und der Redner geberdet sich so unverschämt, daß der Gouverneur auch ihn festnehmen läßt. Dadurch wächst die Erbitterung, die Gläubigen halten heimliche Zusammenkünfte und die Vorsteher der Körperschaften führen eine drohende Sprache, mit der es im Uebrigen nicht viel auf sich hat. Manchmal kommt es aber doch zum Blutvergießen, welchem die Regierung dadurch einigermaßen vorzubeugen sucht, daß sie das Waffentragen in der Stadt verbietet. Außerdem werden alle Theilhaber an einem Streit, bei welchem Blut floß, mit beträchtlicher Geldbuße und der Bastonnade bestraft. Der Aegypter ist, beiläufig bemerkt, gutlaunig, aufgeweckt, sorglos, aber wenn er einmal gereizt wird, auch starrköpfig. Deshalb ist er auch als Soldat sehr brauchbar; er bekommt als solcher eine gewisse mechanische Gewandtheit im Gebrauche der Waffen, und ein ägyptisches Regiment feuert eben so regelmäßig ab, wie ein gut gedrilltes Bataillon in Europa. Mit seiner Handfertigkeit ist Alles recht gut bestellt, aber es fehlt überall, wo der Kopf das Seinige thun soll. Er ist also steifsinnig, verdaut gut, erträgt die Beschwerden des Kriegslebens vortrefflich und hat sich seinem alten Besieger, dem Türken, furchtbar gemacht.

Unser Reisender hatte in dem Gasthause, oder wenn man will Karawanserai, eines Kopten, Namens Georg, Unterkommen gefunden. Die Wände starrten von Schmutz, an den verräucherten Decken hingen Spinngewebe, am Fußboden wimmelte es von Ameisen; auf den Brettern nisteten Tauben und girrten den lieben langen Tag, ohne sich durch die Musik gewaltig großer Katzen stören zu lassen. Dann und wann machte auch wohl eine Ziege oder

ein Esel ihre Aufwartung. Noch an anderen ägyptischen Plagen fehlte es nicht. Burton vertrieb sich die Zeit, so gut er konnte, schlenderte im Bazar umher, ging in die Kaffeehäuser, wo man heißes Salzwasser mit gebrannten Bohnen für Kaffee verkauft, betete in der Moschee oder nahm ein Seebad. Einige Zerstreuung gewährte ihm der Verkehr mit einer ägyptischen Familie, welche in demselben Gasthaus wohnte und sehr vertraulich wurde, als sie erfuhr, daß er Kranke heile; er tändelte und scherzte namentlich mit einer wohlbeleibten Frau, die sehr redselig war, und sich gern Schmeicheleien sagen ließ. Oft sprach er zu ihr: „O Fattamah, nimm mich zum Manne, o Du Mädglein, o Pilgerin!" Sie entgegnete kokettirend, und mit Kopfneigen, so daß der Schleier zur Seite fiel: „O junger Mann, ich bin ja verheirathet!" Sie gehörte indessen nicht zu den spröden Schönen, und konnte auch nicht lange verdrießlich bleiben, wenn ein Scherz mit ihr die Grenzen des Anstandes überschritt, und statt liebkosender Worte, ein „altes Weib von sechszig Jahren, alte hinfällige Creatur", ihr an den Hals geworfen wurde. Sie war nur etwa dreißig Jahre alt, und guter Laune. Im Allgemeinen stehen die ägyptischen Frauen, Misriyeh, im Hedschas in keinem guten Rufe. Selbst die Männer wollen nicht gern Aegypter heißen, denn sie haben nicht vergessen, daß die Leute im Nillande Jahrhunderte lang, durch Sklaven von Sklaven nämlich durch die Mameluken beherrscht worden sind.

In Suez fand Burton eine Menge neuer Reisegefährten, von denen er köstliche Porträts entwirft. In denselben schildert er uns lebendige Typen orientalischer Menschen, und die Wahrheit dieser Gemälde läßt nichts zu wünschen übrig.

Zunächst lernen wir einen jungen Burschen aus Mekka kennen, welchem der Reisende schon in Kairo begegnet war; er hatte dort von ihm die zur Pilgerfahrt nöthigen Kleider gekauft. Dieser mekkanische Jüngling, Mohammed el Basyuni, kam eben aus Konstantinopel zurück, war auch schon in Indien gewesen, kannte die Engländer, und wußte zu viel, als daß mir ein näherer Verkehr mit ihm hätte genehm sein können. Ich wurde ihn aber nicht los, bis ich in Kairo einen seiner Freunde von einer Augenkrankheit geheilt hatte. Dann ließ er sich ferner nicht mehr blicken, gab mir aber seine Wohnung in Mekka an. Hadschi Wali hatte mich vor ihm gewarnt und mehr als einmal gesagt: er hat es darauf angelegt, Dich auszuziehen. Damit hatte er das Richtige

getroffen, und ich war entschlossen, mit diesem Burschen nichts zu schaffen zu haben. Aber der Mensch denkt und die Vorsehung lenkt, denn in der Wüste zwischen Kairo und Suez heftete sich Mohammed an meine Fersen. Er ist ein junger Mensch von etwa 18 Jahren, noch ohne Bart, von chocolatenbrauner Hautfarbe, scharf gezeichnetem Profil und markirten Zügen. Sein knochiges Gesicht deutet entschieden auf mekkanischen Ursprung, während sein Auge ägyptischen Schnitt und Ausdruck hat. Dadurch rechtfertigt sich auch sein Zuname El Basyuni, welcher andeutet, daß Mohammeds Vorfahren von den Ufern des Nils stammen. Er ist kurz und breit gewachsen und hat Anlage zum Fettwerden. Seine ganze Gelehrsamkeit besteht darin, daß er mangelhaft lesen und seinen Namen schreiben kann, aber auf Handel und Wandel versteht er sich ganz trefflich. Als Mekkaner spricht er das beste Arabisch, redet den gelehrten Dialekt, die Sprache der Schrift, ist in seinen Ausfällen sehr beredt, betet regelmäßig und beobachtet alle Vorschriften und Gebräuche, welche der Pilger nicht außer Acht lassen darf. Uebrigens hat er in Konstantinopel gelernt, sich an geistigen Getränken zu erfreuen und saftige Liebeslieder zu singen, auch hat er dort den Verkehr mit ausschweifenden Weibern lieb gewonnen, und sich überhaupt aller Vorurtheile entledigt. Mohammed, der jüngste Sohn einer Wittwe, deren blinde Zärtlichkeit allen bösen Neigungen des Knaben Vorschub geleistet hat, ist, wie so viele verzogene Kinder, in hohem Grade wohlwollend und dann wieder selbstsüchtig und sehr unbeständig. Er wird ungemein leicht gereizt, aber auch schnell wieder besänftigt, und das ist ein allgemeiner Charakterzug der meisten Orientalen. Er verschwendet, was er besitzt, ist aber immer gierig nach dem was Andere besitzen, und das ist ächt Arabisch. Als ein Mensch, der weit gereist ist, tritt er in Rede und Haltung mit großer Zuversicht auf, aber als herzhaft kann ich ihn nicht bezeichnen. Wohl aber geht seine Schlauheit sehr weit, und sein Ehrgefühl ist, namentlich in Bezug auf Alles was seine Aeltern betrifft, sehr empfindlich. Das möchte wohl Mohammeds beste Seite sein.

Da ist Omar Effendi. Er stammt aus Daghestan oder Cirkassien; sein Großvater war Mufti in Medina, sein Vater ein Scheich, welchem von Amtswegen die Obhut der Dromedarkarawanen anvertraut war. Dieser Mann sieht kränklich aus, hat gelbe Gesichtsfarbe, gallige Gemüthsanlage, graue Augen und ein feines

Gesicht. Es verdrießt ihn ganz entsetzlich, daß er gar keinen Bart hat und wie ein Knabe von funfzehn Jahren aussieht, obwohl er achtundzwanzig alt ist. Er kleidet sich anständig, versäumt kein Gebet und verabscheut die Weiber auf das Aeußerste. Als ächter Araber giebt er seinen Abneigungen den stärksten Ausdruck. Ich sehe ihn immer nur sehr ernst, sein ganzes Betragen ist sanft und bescheiden, seine Stimme leise und langsam; wenn er aber gereizt wird, wüthet er wie ein bengalischer Tiger. Seine Aeltern wollten ihn zum Heirathen bewegen, er hatte aber geantwortet wie Kamaralzaman in Tausend und Eine Nacht, und seinem Vater in's Gesicht gesagt: Du zählst zwar viele Jahre, besitzest aber nicht Verstand in entsprechendem Verhältnisse. Schon in früher Jugend hatte er einen Hang zum Trübsinn, und als er sich in Medina in seinen Studien behindert glaubte, war er heimlich aus dem Vaterhause entwichen und nach Kairo gegangen. Dort war er als Bettelstudent an der berühmten Universität der El Azhar-Moschee aufgenommen worden. Seine Aeltern waren untröstlich und hatten nun einen vertrauten Mann abgeschickt, welcher den entflohenen Sohn mit Güte oder Gewalt heimbringen sollte. Omar hatte sich gefügt und harrte nun auf eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Arabien, welche er, wenn irgend möglich, umsonst machen wollte.

Jener vertraute Mann ist ein vormaliger Negersklave, der Saad heißt und den Beinamen El Dschinni, das heißt der Teufel, führt. Er ist in Omar Effendi's Hause geboren und erzogen, hat seine Freiheit erhalten, als Soldat gedient, ist Kaufmann gewesen und bis Bagdad, Gibraltar und Rußland gekommen. In ihm steht der ächte Afrikaner vor mir; bald überläßt er sich lärmender Freude und versinkt dann gleich wieder in Trübsinn und Schweigsamkeit; er ist zuthunlich, gefällig, unverschämt, herzhaft und prahlerisch, thätig und verschlagen, sehr streitsüchtig, und hat gar kein Gewissen. Die lobenswerthe Seite seines Wesens finde ich in der aufrichtigen Anhänglichkeit an seinen jungen Herrn Omar Effendi, den er übrigens bei jeder Zorneswallung schimpft und beleidigt; auch stiehlt er ihm Alles, dessen er habhaft werden kann. Mit dem, was er selbst besitzt, knausert er nicht, borgt aber immer Geld, das er nie wieder bezahlt. Er kleidet sich wie ein Bettler, trägt auf seinem Wollkopfe einen schmutzigen Turban und auf seinem schwarzen Leibe weiter nichts als einen baumwollenen Kittel, während seine beiden Koffer mit schönen Kleidern für seine werthe

Person und seine Frauen zu Medina gefüllt sind. Er hat deren nicht weniger als drei. Diese kostbaren Koffer überwacht er mit der größten Sorgfalt. Als wir in Suez uns nach einem Schiffe zur Ueberfahrt umsahen, bestürmte er bei dem geringsten Anlaß den Gouverneur Dschiaffar Bey mit nichtigen Beschwerden und betrug sich dabei höchst unverschämt. Wir meinten immer, daß der hohe Beamte ihm dafür die Bastonnade geben lassen werde, aber die zudringliche Unverschämtheit des Negers schien dem türkischen Würdenträger Spaß zu machen. Saad der Teufel trieb sich gern auf dem Bazar umher, wo er wegen des Ueberfahrtspreises feilschte; er lebte der Hoffnung, daß er die Seereise umsonst werde machen können.

Mein vierter Reisegefährte ist Scheich Hamid, zubenannt El Lamman, weil einer seiner Vorfahren mit flüssiger Butter handelte. Dieser stand im Geruche der Heiligkeit und hatte in dem religiösen Orden der Kadiriya die Würde eines Sufi. Scheich Hamid saß am liebsten auf einem Koffer, in welchem sich Geschenke für „die Tochter seines väterlichen Oheims“ befanden, denn so bezeichnete er seine Frau. Er erscheint als ein ächtes Muster der Bewohner von Medina, wo seine Familie seit langer Zeit angesiedelt ist. Auf seinem Kopfe hat er einen Schuschah wachsen lassen, einen Büschel Haare, um seinen Schädel gegen die Sonnenstrahlen zu schützen; denn das ist dem Muselmann auf der Reise gestattet. Er hat eine dunkelbraune Gesichtsfarbe, stutzt seinen dünnen Bocksbart niemals, geht immer barfuß, und trägt weiter nichts als einen entsetzlich schmutzigen Kittel, welchen er mit einem ledernen Gürtel über den Hüften zusammenschnürt. Er unterläßt das Beten, weil er sich nicht entschließen kann, reine Kleider aus seinem Koffer hervorzulangen, raucht aber gern, am liebsten von anderer Leute Tabak. Er ist sehr lebhaft und klagt den ganzen Tag bald über Das, bald über Jenes; kann nicht einmal buchstabiren, trägt aber stets ein altes, schlechtgeschriebenes Manuscript bei sich, das eine Sammlung moralischer Erzählungen und Gebete enthält. Von Zeit zu Zeit öffnet er dieses Buch, wirft einen flüchtigen Blick hinein, küßt es und steckt es dann wieder bei. Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß Scheich Hamid alle möglichen Lieder singen kann, auch versteht er sich trefflich darauf, einen Hammel zu schlachten und zu zertheilen; ferner weiß er alle Rufe zum Gebet auswendig und giebt sie mit lauter Stimme zum Besten; er kocht sehr gut, ist ein gewandter

Bartscheerer und weiß im Nothfalle auch mit dem Säbel umzugehen. Er äußert sich sehr streng über jede Nichterfüllung der religiösen Gebote und Vorschriften, während er doch, gerade wie der Neger Saad, seine Andacht niemals verrichtet, wenn er nicht unbedingt muß. Seiner Behauptung zufolge hat er geschworen, eher zu sterben, als das Gelübde der Treue zu brechen, welches er seiner Frau abgelegt; ich habe ihn aber stark im Verdacht, daß er es mit der Erfüllung dieses Gelübdes nicht allzugenau nimmt. Sobald vom Wein nur die Rede ist, runzelt er gleich die Stirn, ich gewahre aber um seinen Mund gewisse Falten, welche den Unwillen, der seine Stirn überzieht, Lügen strafen; ohnehin hat er einige Zeit in Konstantinopel gelebt, also in einer Stadt, in welcher man lernt Vorurtheile abzulegen. Uebrigens weiß er nicht zehn Worte Türkisch, hat nur ein paar Piaster in der Tasche, weil er Alles, was er als Führer zum heiligen Grabe erwarb, in Konstantinopel und Kairo vergeudete.

Da ist endlich Salih Schakkar, der Sprößling, welchen ein türkischer Vater mit einer Araberin gezeugt hat, ein magerer Bursche von etwa sechszehn Jahren, der aber denkt und spricht wie ein Vierziger. Er liegt so ziemlich den ganzen Tag auf einem Teppich und schmaucht Tabak, ist ein Selbstsüchtling durch und durch, ohne Herz oder edle Anwandlungen, kalt und hochmüthig wie ein Türke, und entsetzlich geizig wie ein Araber. Dieser junge Mensch betet häufiger als Scheich Hamid, kleidet sich auch mit mehr Anstand und spielt einigermaßen den konstantinopolitanischen Stutzer. In den Augen des gemeinen Volkes giebt ihm seine ziemlich weiße Haut einen höhern Rang. Ich habe mir während der Reise viel mit ihm zu schaffen gemacht, und er benutzte unsere Bekanntschaft, um mir Geld abzuborgen. Als wir aber in Medina angekommen waren, kannte er mich gar nicht mehr und benahm sich genau wie ein Londoner, dem im Hydepark ein Mann begegnet, mit welchem er auf dem Continente bekannt geworden ist. Offenbar wollte er mich um mein Geld prellen, was ihm aber nicht gelungen ist. Dieser Bursch war ein wenig angestreift von literarischer Bildung und hatte sich namentlich viel mit der Moral der Freigebigkeit abgegeben; Diese löbliche Eigenschaft pries er mir öfters an. Der Freigebige und Großmüthige, sprach er, ist ein Freund Allah's, wäre er auch sonst ein noch so verhärteter Sünder; der Knauser dagegen, und wäre er in allem Uebrigen ein Heiliger, ist Allah's Feind. Diesen

Ausspruch erläuterte er mit einem Hinweis auf Pharao, der zwar ein ausbündiger und gottloser Frevler gewesen sei, dessen aber doch der Koran erwähne, weil er sich freigebig gezeigt habe. Auf Nimrod dagegen spiele das heilige Buch nur an, denn er war geizig, ein rechter Filz.

In unserm Karawanserai zu Suez traf ich noch zwei andere Männer aus Medina; ich schildere sie aber nicht näher, weil sie aus Mangel an Geld in Aegypten zurückbleiben mußten. Den einen, Mohammed Schikiliba, traf ich später in Mekka und gestehe gern, daß mir nie ein Mann von mehr Geradheit und Herzenswärme begegnet ist. Als wir an Bord gingen umarmte er seinen Landsmann Scheich Hamid, und Beide vergossen Thränen, obgleich ihre Trennung in jedem Falle nur kurz war.

Die oben näher geschilderten Männer verloren keine Zeit, mir allerlei Eröffnungen zu machen, die sich allemal auf ein Darlehn bezogen. Die Lage, in welcher diese Leute sich befanden, kann als Erläuterung für die praktische Philosophie der Orientalen dienen. Diese Leute hatten eine Schiffsreise von etwa zwölf Tagen in Aussicht, auf welche dann eine mehrtägige Wanderung durch die Wüste folgen mußte. Es kam darauf an, das Gepäck zu befördern, Zollabgaben zu bezahlen, den Magen zu füllen, und doch glaube ich, daß es ihnen Allen zusammen schwer gefallen wäre, auch nur zwei Dollars an baarem Gelde aufzuweisen. Dagegen waren ihre Koffer mit werthvollen Sachen, zum Beispiel Waffen, Kleidern, Schuhen, Pfeifen, Confect und dergleichen angefüllt, sie würden aber nur im Angesichte des Hungertodes etwas davon veräußert haben.

Die Gesellschaft dieser Leute konnte mir von Nutzen, sein und deshalb willfahrte ich ihnen gern, als Einer nach dem Andern mich um ein Darlehn bat. Mohammed el Basyuni erhielt sechs Dollars, Scheich Hamid, in dessen Hause ich zu Medina wohnen wollte, fünf Pfund Sterling, Omar Effendi drei Dollars und Saad der Teufel nur zwei Dollars; Salih Schakkar empfing funfzig Piaster. In jenen Ländern ist es herkömmlich, daß man überhaupt nicht gern Geld verleiht, weil der Glückliche, welcher ja etwas geborgt erhält, die vorgestreckte Summe nicht wieder zurückgiebt. Auf das letztere rechnete ich auch gar nicht, hielt mich aber dadurch einigermaßen schadlos, daß der erstgenannte meiner Gefährten mir allerlei Dienste verrichten mußte; dem zweiten borgte ich zwei hübsche Röcke ab, der dritte mußte mir eine Pfeife, der vierte einen Yataghan

(Bala) leihen, und von dem fünften nahm ich einen falschen Kaschmirshawl. Das Alles that ich mit Vorbedacht, um am Tage der Abrechnung mich als einen wahrhaften Hatim, das heißt einen großmüthigen und freigebigen Mann hinstellen zu können. Meine Gefährten schlugen jene Vorschüsse hoch an, bewiesen mir große Aufmerksamkeit und sangen mein Lob. Sie luden mich zum Essen ein, ich wurde mit Fragen bestürmt, und mußte Confect annehmen. Da ich bei alle dem die Eigenschaft eines Derwisch geltend machte, so fanden sie bald, daß ich ein großer Mann hinter einer Wolke sei, und jeder wollte mich in Medina oder Mekka beherbergen. Stets wurde mir der erste Platz eingeräumt, man fragte mich bei Allem um Rath und nichts wurde ohne mein Gutachten entschieden; kurzum, der Derwisch Abdallah war plötzlich ein wichtiger Mann geworden. Aber diese unverhoffte Größe verleitete mich zu einer Unbesonnenheit, die mir hätte theuer zu stehen kommen können. Sie erregte Verdacht gegen mich; das war aber auch das einzige Mal während der ganzen Reise.

Meine Freunde durchmusterten eines Tages erst meine Kleider, dann meinen Arzeneikasten und bewunderten meine Pistolen. Bei dieser Gelegenheit fanden sie auch meine Uhr, der ich übrigens aus Vorsicht ein mit arabischen Schriftzeichen versehenes Gehäuse von Kupfer gegeben hatte. Einer erzählte, daß er in Konstantinopel einen Compaß gesehen habe, und nun glaubte ich auch meinen Sextanten zeigen zu dürfen. Das war jedoch ein Irrthum, denn kaum hatte ich das Gemach verlassen, als der junge Mohammed behauptete, ich sei zwar angeblich ein Pilger, in Wahrheit aber ein Ungläubiger aus Indien. Darüber wurde dann lebhaft hin und her gestritten. Zu meinem Glück hatte Omar Effendi gerade an jenem Morgen einen Brief gelesen, welchen ich an Hadschi Wali geschrieben, und ich war bei diesem Anlaß mit ihm in Erörterungen über schwierige theologische Gegenstände eingetreten. Als Mann der Wissenschaft glaubte er sich nun verpflichtet zu behaupten, daß Mohammeds Ansicht schlechterdings unzulässig sei. In demselben Sinne sprach sich auch Scheich Hamid aus, der darauf rechnete, daß ich in Medina, wo er mir als Führer dienen wollte, bei ihm wohnen würde. Natürlich war ihm auch eine gute Belohnung sicher, und außerdem kümmerte es ihn wohl nur in sehr geringem Maße, ob mein Glaube ganz rein sei. So schwor er denn hoch und theuer, daß alles Licht des Islam auf meinem Antlitz strahle,

Mohammed dagegen sei ein ganz elender Mensch, ein Fakir, eine Eule, ein Friedenstörer, ja ein Wahabi; es sei schändlich, den Glauben eines Bruders im Propheten anzutasten. Dann fuhren auch die beiden Anderen über den jungen Menschen her, machten ihm strenge Vorwürfe über seine Unbesonnenheit, nannten ihn schamlos und erklärten, er thue besser, Allah zu fürchten als zu verläumden. Alle diese Einzelnheiten hat mir Omar Effendi selbst erzählt, als ich nach meiner Rückkehr von Mekka wieder in Kairo mit ihm zusammenkam. Ich wollte ihm nicht zu nahe treten und sagte deshalb nicht, daß ich als verkappter Mann gepilgert sei; er seinerseits war höflich genug, keinen Verdacht zu äußern, und wir schieden als gute Freunde. Ohne Zweifel hatte er wohl ein allgemein verbreitetes Gerücht vernommen, dem gemäß ein als Perser verkleideter Engländer die Wallfahrt nach Mekka unternommen, das Land ausgemessen und die Denkmäler abgezeichnet habe. Wie dem aber auch sein möge, die Auftritte, zu welchen das Vorzeigen meines Sextanten Anlaß gegeben hatte, machten mich vorsichtig; ich legte meinen Sextanten bei Seite und betete eine Woche lang täglich nicht weniger als fünfmal.

Saad der Teufel hatte es übernommen, für uns eine Reisegelegenheit ausfindig zu machen. Endlich kam er mit der Nachricht, daß wir in einem nach Yambo bestimmten Fahrzeuge Plätze haben könnten. Freilich bemerkte er auch sogleich, die Reise werde mit manchen Unbequemlichkeiten verbunden sein, weil das Schiff auch moghrebinische Pilger an Bord nehme; übrigens mache Allah jedes Ding leicht. —

An der Sache selbst war schwerlich etwas zu ändern, aber unangenehm blieb sie in jedem Falle. Burton kannte diese Moghrebiner schon; er war, wie bereits früher berichtet ward, mit etwa einem Dutzend derselben in der Wüste zusammengetroffen, schmutzigen, zerlumpten, halbverhungerten und vor Durst schmachtenden Leuten. Als er ihnen freigebig Lebensmittel verabfolgte, dankten sie mit Schimpfreden und Drohungen. Hören wir ihn weiter.

Der zur Einschiffung anberaumte Tag war gekommen, und die Verwirrung groß. An einem heißen Julimorgen standen wir am Meeresufer und überwachten unser Gepäck; die Sonne schoß ihre glühenden Strahlen auf uns herab. Eine müßige und gaffende Menge trieb sich zwischen den Reisenden herum, offenbar nicht in uneigennütziger Absicht. Die Pilger waren in fieberhafter Auf-

regung, nahmen Abschied von ihren Freunden, viele weinten, andere riefen ein lautes Lebewohl. Die Bootsführer verlangten das Fährgeld, die Kaufleute forderten noch Frachtgelder ein, die Frauen schnatterten mit unglaublicher Zungenfertigkeit durcheinander, die Kinder schrieen, kurz wir waren eine Stunde lang in einem wahren Menschensturme. Um die Verwirrung wo möglich noch zu steigern, liegen die Boote etwa ein Dutzend Schritte vom Ufer entfernt, und daraus leiten die Gepäckträger den Vorwand her, sich die doppelte Gebühr zahlen zu lassen. Stämmige Matrosen nehmen türkische Weiber auf den Arm, um sie an Bord zu bringen; diese heulen ganz entsetzlich, die Kinder thun es ihren Müttern nach, die Männer schelten und fluchen; kein Mensch bleibt ruhig. Als wir dann endlich im Boote uns befinden, stellt sich heraus, daß Jeder etwas vergessen hat, eine Pfeife oder ein Kind, einen Koffer oder eine Wassermelone. Die Diener sollten am Strande sein, hatten es aber vorgezogen, sich auf dem Bazar umherzutreiben.

Von dem Strande, wo wir eingeschifft wurden, führte man uns nach dem kleinen Hafendamme, auf welchem Dschiaffar Bey, der türkische Gouverneur, sehr majestätisch Platz genommen hatte, um noch einmal die Pässe zu prüfen. Er findet, daß einigen Reisenden dieser unentbehrliche Ausweis fehlt, und macht kurzen Proceß, denn einige erhalten sofort die Bastonnade und andere werden nach Kairo zurückgewiesen. Um zehn Uhr spannt endlich unser Boot sein kleines Segel auf und fährt nach der Rhede hinaus. Unterwegs ereignet sich gleich ein Vorfall, der einen Vorgeschmack von dem giebt, wessen wir von unseren Reisegefährten, den moghrebinischen Pilgern, uns zu versehen haben. Ein mit diesen Leuten besetztes Boot legt an das unsere an, und bevor wir uns zur Abwehr rüsten können, wirft sich das wilde Gesindel in unsere Barke, schlägt auf uns ein, stößt uns hin und her, lacht über uns und will zu noch ernstlicheren Thätlichkeiten übergehen. Mein indischer Diener wagte einige Aeußerungen, welche den Moghrebinern nicht anstanden, und erhielt dafür einen Hieb mit dem Knüttel. Diese Leute waren bewaffnet und uns an Zahl überlegen; wir mußten deshalb für jetzt ihre unverschämten Gewaltthaten ruhig ertragen.

Unser Schiff heißt der Goldfaden, Silk el Sahab, ist ein Sambak von plumper Bauart, hält etwa funfzig Tonnen, hat kein Deck, aber ein erhöhtes Hintertheil, und zwei Masten; die dreieckigen Segel sind schwierig zu handhaben. Von Compaß, Logleine

oder Karten ist keine Rede. Auf einem derartigen Fahrzeuge mag vor mehr als dreißig Jahrhunderten der alte Sesostris über das rothe Meer gefahren sein.

Das erste Wort, welches mir bei meiner Ankunft in Aegypten entgegentönte, war Bakschisch, und es war auch das bei meiner Abreise. Unser Bootsführer gestattete Keinem die Schiffsleiter hinaufzusteigen, bevor das Fährgeld erlegt war, und verlangte dann obendrein ein Bakschisch. Uebrigens habe ich niemals einen Engländer gesehen, der sich dazu verstanden hätte, diesem argen Mißbrauche Vorschub zu leisten.

Was ich an Bord des Goldfadens sah, bot einen sehr niederschlagenden Anblick dar. Der Schiffsführer hatte versprochen, nicht mehr als sechszig Fahrgäste aufzunehmen, und doch zählte ich deren nicht weniger als siebenundneunzig. Vom Klüverbaum bis zum Stern war der ganzen Raum mit Kisten, Kästen und Koffern überfüllt, die in wilder Unordnung durch einander lagen; die Reisenden wimmelten durch einander wie Ameisen. Selbst das erhöhete Hinterdeck, für welches wir unsere Plätze belegt, war durch allerlei Gepäck versperrt und von einer Anzahl Pilger eingenommen worden, die gar kein Recht hatten sich dort aufzuhalten. Glücklicherweise erschien Saad der Teufel in Matrosentracht, und Niemand hätte in ihm den Besitzer von zwei reichgefüllten Koffern vermuthet. Er machte sofort Anstalt, den Dingen eine andere Wendung zu geben, und reinigte das Hinterdeck von den Eindringlingen und deren Habseligkeiten, indem er, von uns nach Kräften unterstützt, ohne viele Umstände Alle in den Raum hinabwarf. Nun konnten wir uns einrichten, so gut es eben gehen wollte. Unserer waren nicht weniger als achtzehn Personen, unter diesen drei Syrier, ein Türke mit Frau und Kindern und der Capitain nebst einigen Matrosen; der uns zugemessene Raum war zehn Fuß breit und acht Fuß tief. Die Kajüte, ein armseliges Loch über uns, hatte nur drei Fuß Höhe und war, wie das Zwischendeck eines Sklavenschiffes, mit funfzehn bedauernswerthen Geschöpfen, lauter Weiber und Kindern, vollgepfropft. Die übrigen siebenundneunzig Reisenden standen, saßen oder lagen zwischen dem Gepäck im Raum umher. Ich machte an der Außenseite des Schiffes ein Matrosenlager ausfindig, das mir gegen einen baaren Dollar vom Inhaber eingeräumt wurde. Ich wollte lieber dem Ungestüm des Wetters ausgesetzt sein, als mich auf dem Hinterdeck wie einen Häring zusammenquetschen lassen.

Unsere „Maghrebis“ waren wilde Thiere, so schön, wie man dergleichen nur sehen kann, und stammten aus der Wüste zwischen Tunis und Tripoli; fast durchgängig junge kräftige Kerle, hochgewachsen, breitschulterig, mit mächtigen Armen und brüllender Stimme. Ihr ganzes Benehmen war äußerst roh, und aus ihren Mienen sprach bald eine brutale Mißachtung Anderer, bald eine unverschämte Vertraulichkeit. Unter ihnen befanden sich auch einige Greise, an denen mir eine ungemein verhärtete Physiognomie auffiel; die Frauen waren eben so plump und abstoßend wie die Männer. Dazu kamen dann noch einige hoffnungsvolle Knaben, die immer schrieen und die Hand an's Messer legten. Ich muß noch hervorheben, daß die Weiber mit so schmutzigen Lumpen behängt waren, daß man das ursprüngliche Weiß der Kleider nicht mehr zu erkennen vermochte. Jeder Moghrebiner trug einen baumwollenen oder gestreiften Burnus mit Kapuze; der Kopf war unbedeckt, denn diese Leute machten sich nichts mehr aus den Sonnenstrahlen, gegen deren Einwirkungen sie sich durch ihr dichtes Lockenhaar und ihre dicken Schädel hinlänglich geschützt glaubten. Alle waren bewehrt; zum Glück für uns bestand ihre furchtbarste Waffe in einem nur zehn Zoll langen spitzen und doppelschneidigen Messer.

Die Maghrebis reisen in Horden unter der Führung eines Obmannes, welcher zeitweilig den Titel Maula, Herr, führt. Er ist insgemein ein Hadschi, der die Wallfahrt nach den heiligen Stätten schon einige Male gemacht hat und also Erfahrung besitzt. Seine Schaar hegt deshalb einige Hochachtung vor ihm, während die amtlichen Pilgerführer in Mekka und Medina ihn verachten. Diese Afrikaner sind während ihrer langen und weiten Reise unglaublichen Beschwerden und Entbehrungen unterworfen. Sie treten die Wallfahrt ohne Mittel an, denn sie verlassen sich auf Almosen oder was ihnen sonst die Vorsehung schickt. Zu diesen Geschenken der Vorsehung rechnen sie auch das Eigenthum anderer Leute, und stehlen deshalb, wo sie nur irgend Gelegenheit finden. Auch am Bord des Goldfadens kamen einige Diebereien vor, und man sagt den moghrebinischen Pilgern nach, daß sie Mordthaten nicht scheuen.

Wer einen Platz erobert hatte, wollte es sich nun auf demselben möglichst bequem machen, aber dabei gab es Zank und Kampf in Hülle und Fülle. Der Krieg begann, als einige zerlumpte Türken aus Anatolien und Karamanien, welche unter die Moghrebiner gerathen waren, diesen einige Rippenstöße versetzten. Sofort über-

nahm Maula Ali als Obmann die Leitung seiner Schaar, und bevor noch eine Minute verflossen war, sah ich einen wirren Knäuel von Menschen, die auf einander losschlugen, um sich bissen, kratzten, einander mit Füßen traten und gräßlich schrieen. Einer unserer Syrer auf dem Hinterdeck sah, wie ein Landsmann mißhandelt wurde, und sprang in den Raum hinab, um Ruhe zu stiften. Das war eine große Unvorsichtigkeit, denn er verschwand sofort in der kämpfenden Menge, und als wir ihn endlich wieder heraufziehen konnten, war ihm die Hälfte seines Bartes ausgerauft; auf der Stirn hatte er eine weit klaffende Wunde und in seinem Dickbein einen Biß von zwei Reihen scharfer Zähne. Die Moghrebiner fielen immer zu Vieren oder Sechsen über einen Feind her, woraus schlimme Folgen erwuchsen; denn den schwächere Theil, welcher so der Uebermacht erliegen mußte, griff zum Dolche, und es gab einige sehr gefährliche Verwundungen. Fünf Männer waren schon nach wenigen Minuten unfähig zu weiterem Kampfe, und die moghrebinischen Sieger kamen nun einigermaßen zur Besinnung. Die Schlacht war vorbei.

Wir lagen noch immer vor Anker. Als sich herausstellte, daß in der That mehrere Fahrgäste gar keinen Platz finden konnten, wurde an den Schiffseigenthümer, Ali Murad, eine Abordnung geschickt, um Vorstellungen zu machen und Abhülfe zu verlangen. Der würdige Rheder ließ drei volle Stunden auf sich warten; dann kam er endlich in seinem Boot heran gerudert, war aber vorsichtig genug, sich in gehöriger Entfernung vom Schiffe zu halten. Den vielen wohlbegründeten Beschwerden wußte er weiter nichts entgegenzuhalten, als den leidigen Trost, daß Jeder, dem es an Bord nicht gefallen, an's Land zurückkommen möge, wo ihm das Fahrgeld zurückerstattet werden solle. Aber damit war nichts gebessert, denn Ali Murad wußte sehr wohl, daß den Leuten Alles daran lag, befördert zu werden. Ohne sich weiter um sie zu kümmern, ruderte er nach Suez zurück, doch gab er uns zum Abschied einige weise Lehren, indem er uns mit Salbung ermahnte, vernünftig zu sein. Lebt in Frieden und vertragt Euch!

Seine Abfahrt war aber nur das Zeichen zu einem neuen Kampfe, der ähnlich verlief wie jener frühere, bei welchem wir mit bewaffneter Hand unsere Plätze behauptet hatten. Jetzt aber drangen die Moghrebiner in uns, etwa ein Dutzend der ihrigen auf unserem Deck unterzubringen, damit sie dort unten etwas mehr Platz

bekämen. Darüber gerieth Saad der Teufel in wilden Grimm; er sprang auf, fluchte gräßlich, und warf uns ein Bündel eschener Knüttel zu, sechs Fuß lang, armsdick, und rief uns zu: „Jetzt vertheidigt Euch, wenn die Moghrebiner Euch nicht auffressen sollen!“ Dann hielt er dem Feind eine Standrede: „Ihr Hunde! Hundesöhne seid Ihr! Ihr sollt sehen, was die Kinder Arabiens sind! Ich bin Saad der Teufel!“ Und nun riefen wir Alle durcheinander: „Ich bin Omar aus Daghestan! Ich bin Abdallah, Jussufs Sohn!“ und so fort. Ich muß unseren Gegnern Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie griffen kräftig an, drangen gegen unser Deck ein wie Schaaren gereizter Hornissen, und ermuthigten einander mit dem Rufe: „Allah akbar, Gott ist groß!“ Allein unser Stand war beträchtlich höher als der ihrige, und mit ihren schwachen Palmenstäben und kurzen Messern vermochten sie gegen unsere gewaltigen Knüttel nichts auszurichten. Allerdings waren sie uns an Zahl weit überlegen, konnten aber das Halbdeck nicht ersteigen, und je heftiger sie eindrangen, um so wuchtiger fielen auch die Schläge auf ihre Köpfe.

Ich hatte mich anfangs wohl gehütet, derb darein zu hauen, weil ich befürchtete, daß ich bei voller Kraftanwendung mit meiner mächtigen Knüttelwaffe einen Menschen todtschlagen könne; doch fand ich bald, daß afrikanische Schädel und Köpfe auch die heftigsten Schläge vertragen, und ohnehin war die nachdrücklichste Abwehr geboten. Mitten im Gewühl des Kampfes flog mir ein Gedanke durch die Seele. Auf dem Halbdeck, gerade da, wo der Streit am heftigsten war, stand ein sehr großes irdenes Wassergefäß in einem hölzernen Kasten, und das Ganze zusammen mochte wohl hundert Pfund schwer sein. Ich benützte einen günstigen Augenblick, um mich hinter den Kasten zu drücken, gab ihm einen Stoß und warf ihn auf die Moghrebiner hinab. Er flog in sie hinein wie eine Bombe, und ein wildes Geschrei übertäubte plötzlich jeden andern Lärm; denn Köpfe, Arme, Schultern und Leiber waren geschlagen oder gequetscht; die Trümmer und Scherben des irdenen Gefäßes hatten Manchen verwundet, und der Wasserguß übte eine beruhigende Wirkung aus. Die Moghrebiner mochten jetzt wohl besorgen, daß noch etwas Schlimmeres hinterher kommen könnte, und wichen zurück, während wir, im Vollgefühl des Triumphes, unsere Plätze wieder einnahmen. Bald darauf erschienen Abgeordnete der Männer aus dem Westen in blutbeflecktem Burnus; sie trugen die Spuren

der Schlacht an sich. Auf ihre Bitte, daß fortan Frieden zwischen uns sein möge, gingen wir ein, falls sie selber sich verpflichteten, die Ruhe nicht ferner zu stören. Zum Zeichen ihrer Reue und Unterwürfigkeit küßten sie unsere Köpfe, Schultern und Hände. Den Sieg verdankten wir lediglich unseren Anstrengungen; der sanfte Omar Effendi hatte am tapfersten gekämpft. Unser Schiffsführer war ein alter Dummkopf; er wußte weiter nichts als den Fathah*) herzusagen, und verlangte an jedem Abend, wenn er Anker geworfen hatte, Bakschisch. Während seiner Mußestunden ließ er sich gewisse Insecten absuchen, deren er eine große Menge an sich beherbergte. Das Schiffsvolk bestand nur aus einem halben Dutzend junger Bursche aus Aegypten, die manchmal von den Moghrebinern mit Schlägen bedacht wurden, am meisten dann, wenn sie zu rauchen anfingen, weil die Kinder der Wüste den Tabak verschmähen.

Endlich, am 6. Juli 1853 Nachmittags, wurden die Segel aufgehißt, ein günstiger Wind schwellte sie, wir sprachen andächtig das Fathah und erhoben unsere Hände gen Himmel, um für unsere Fahrt jenen Segen herabzuflehen, welchen Allah so würdigen Bekennern des Propheten unmöglich versagen konnte. Dann legten wir unsere, solchergestalt mit himmlischen Gaben gefüllten Hände auf unsere Häupter, auf daß unser ganzer Leib ihrer Wohlthat theilhaftig werde.

*) Es ist die Einleitung in den Koran gemeint, die erste Sure, geoffenbart zu Mekka. Sie lautet: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen, und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die Deiner Gnade sich erfreuen, und nicht den Weg derer, über welche Du zürnest, und nicht den der Irrenden." Diese Sure pflegt der Muselmann herzusagen, wenn er sich in Gefahr befindet oder ein schwieriges Unternehmen beginnt.

Drittes Kapitel.

Die Fahrt auf dem rothen Meere von Suez nach Yambo.

Der Goldfaden war flott geworden und schwamm auf dem rothen Meere, lief aber an jedem Abend in eine Bucht ein und die Fahrgäste begaben sich an's Land. Diese Küstenschiffer gehen auch heute noch eben so zu Werke wie ihre Vorfahren in den Tagen des Königs Salomo, und für die Pilger, welche in arabischen Segelschiffen befördert werden, ist die Seereise mit großen Unannehmlichkeiten verbunden. Burton entwirft davon eine lebhafte Schilderung.

Am dritten Abend befand sich der „Goldfaden" auf der Höhe der sogenannten Pharaobäder, einer gebirgigen Gruppe, und landete an einer sandigen Stelle, an welcher der Wind kleine Hügelreihen aufgeworfen hatte. In den Vertiefungen schaufelte man den gelben Sand einen Fuß tief hinweg und gewann auf solche Weise ein frisches, weiches Lager. Die Reisenden waren den ganzen Tag über von dem tiefgehenden Meere hin- und hergeschleudert worden, und auf dem Goldfaden war die Hitze wahrhaft erdrückend gewesen; deshalb fanden sie ihre Ruhestätte doppelt behaglich. Die meisten nahmen ein Bad, andere machten ein Feuer an und wieder andere richteten die Kochkessel her. Der Indier Scheich Nur warf seine Fischangeln aus und wurde durch einen sehr ergiebigen Fang belohnt. Diese Ausbeute der See schmeckte zu gesottenem Reis

und gerösteten Muscheln ganz vortrefflich, und mundete um so mehr, da die Gerichte an Bord lediglich aus steinhartem Schiffszwieback und getrockneten Aprikosenschnitten bestanden, die, nach dem Ausdrucke der Araber, so zäh wie Roßleder waren.

Nur ein Theil der Fahrgäste war an's Land gegangen, weil der Raïs, das heißt der Schiffsführer, die meisten durch die Behauptung zurückschreckte, daß möglicherweise ein Ueberfall von Seiten der Beduinen zu besorgen stehe. Einige Moghrebiner hatten sich indessen nicht bange machen lassen und nun auch wieder Erdboden unter den Füßen. Sie baten Burton und dessen Gefährten um einige Fische und boten dafür Kuskussu (Mais) an. —

Als es dunkel geworden war, erhob sich Scheich Hamid und sprach feierlich nach der in Medina üblichen Weise den Asan, den Aufruf zum Gebet, und forderte die Moghrebiner auf, ihre Andacht zu verrichten. Sie thaten es, und zwar so, daß sie sich, zum Zeichen der Achtung, welche sie gegen uns hegten, hinter uns stellten. Nach beendigtem Gebete fragten sie allerlei über die heiligen Städte, und wir gaben ihnen Auskunft. Als wir endlich schlafen gehen wollten, küßten diese Söhne der Wüste uns, diesmal zum Beweis ihrer Andacht, nicht, wie auf dem Schiffe als Zeichen der Reue, den Kopf und die Schultern, die Hände und die Kniee. Meine Freunde verstanden nur zur Hälfte, was die Moghrebiner in ihrer rauhen afrikanischen Mundart sagten, während jene aus unserm Arabisch sich recht gut vernehmen konnten. Wir führten ihnen zu Gemüthe, wie hoch wir an Würde ständen, indem wir unsere Abstammung vom Propheten herleiten könnten; auch priesen wir die Heiligkeit unsres Landes, das seine Söhne unter allen Umständen gegen Betrug oder Gewaltthätgkeit schütze. Endlich versprachen wir ihnen, daß sie in der heiligen Stadt Medina an uns kundige Führer finden sollten; der junge Mohammed gab ihnen die Zusage, in Mekka ihr Begleiter zu sein, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie auch fortan Reue über ihre an uns begangenen Missethaten empfänden, sich gut betrügen und überhaupt alle Pflichten erfüllten, welche einem guten, glaubenstreuen Pilger obliegen.

Unser Raïs pflegte die Abendzeit durch Erzählung von allerlei Wundergeschichten zu verkürzen. Dieser schon bejahrte Mann kannte jeden Hügel an der Küste und wußte von jeder Oertlichkeit eine Sage zu erzählen. An jenem Abend theilte er allerlei über den Schutzheiligen jener Meeresgegend mit. Dieser heißt Abu Suleïma,

und sein kleines Grabmal lag nicht weit von unserm Lagerplatze. Der heilige Mann beschützt die frommen Seefahrer; er wohnt im Hintergrund einer Felsenhöhle, und trinkt Kaffee, dessen Bohnen von grünen Vögeln aus Mekka gebracht werden; aus diesen bereiten dann die Engel für ihn das Getränk. Ferner zeigte uns der Raïs die Stelle, wo der schreckliche Pharao von Aegypten, während seiner Verfolgung der Kinder Israel unter Wasserbergen begraben worden sei.*) Am andern Morgen, sagte er, würden wir durch eine sehr gefährliche Meeresgegend zu schiffen haben, an Brandungen, Klippen und Riffen vorüber; die Strömung sei gewaltig, weil seit jenem furchtbaren Tage Pharao's, der Engel des Sturmes dort ohne Unterbrechung mit seinen schwarzen Flügeln rausche. Diese Erzählungen machten auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck. Als die Nacht schon weit vorgerückt war, machte der Schlaf sein Recht geltend, und wir wickelten uns in unsere Decken. Wer war glücklicher als wir? Wir hatten gegessen und getrunken, ruheten auf einem kühlen Lager und gaben uns der freudigen Erwartung hin, daß der Engel der Stürme gegen uns barmherzig sein werde. Wir hofften, am nächsten Tage frische Datteln im Hafen von Tor zu essen.

Aber am Morgen wurden die Phantasieen über süße Datteln durch die rauhe Wirklichkeit unterbrochen. An jener Küste ist das Meer tief; am Abend vorher hatten wir bei hoher Fluth den Anker dicht am Ufer ausgeworfen, jetzt lag aber der Goldfaden völlig auf dem Trocknen. Darüber entstand nun ein großer Lärm, und der Raïs wäre ohne unsere Dazwischenkunft sicherlich von den Moghrebinern mißhandelt worden. Sie wollten ihm zu Leibe, weil er sein Geschäft nicht ordentlich verstehe. Als ihr Zorn sich gelegt hatte, gaben sie sich große Mühe, das Schiff wieder flott zu machen. Weiber und Kinder schrieen und munterten die Männer auf, welche das Fahrzeug mit ihren Schultern in Bewegung bringen wollten; aber der Goldfaden blieb wie festgebannt auf dem Sande liegen, und alle körperlichen Anstrengungen halfen nichts. Nun versuchten die Moghrebiner ein anderes Mittel; auf den Rath ihres Maula

*) Auch Burckhardt erwähnt eine Sage, der zufolge die Schatten der ertrunkenen Aegypter sich noch im Meere bewegen. Sie trachten dahin, ihre Anzahl durch Schiffbrüchige zu vermehren. Der Pharao ist aber an jener Stelle nicht vom Meere verschlungen worden. Ritter, Vergleichende Erdkunde der Sinaihalbinsel, von Palästina und Syrien, Berlin 1858. Band I. S. 288.

verbrannten sie „Weihrauch“ zu Ehren des heiligen Abu Suleïma, dessen Geschichte sie am Abend vorher vom Raïs gehört hatten. Da ihnen aber der eigentliche Weihrauch fehlte, so ersetzten sie denselben durch Kaffee, und darin liegt ohne Zweifel die Schuld, daß der heilige Mann keine Hülfe leistete. Der Raïs sagte den Moghrebinern, sie hätten die Arbeit begonnen, ohne vorher ein Fathah zu beten, und so holten sie denn das Versäumte nach. Aber auch jetzt wollte das Schiff nicht vom Flecke, und blieb selbst ungerührt, als jeder einzelne Moghrebiner ein Stoßgebet an seinen besondern Schutzheiligen richtete. Sogar Scheich Hamid flehete laut zu seinem heiligen Vorfahren, der, wie schon erzählt worden, bei Lebzeiten ein Butterhändler war; trotzdem wich und wankte der Goldfaden keinen Augenblick. Es war schon neun Uhr und das Meer fing wieder an zu steigen. Ich hatte die Rückkehr der Fluth längst bemerkt, ließ aber die Moghrebiner machen was sie wollten. Als ich dann die rechte Zeit gekommen glaubte, stand ich auf, schritt langsam und mit Würde an den Strand, wies den Pilgern ihre Stellen an, und sagte ihnen, daß sie gleichzeitig mit den Schultern aus allen Kräften schieben müßten, sobald sie hörten, daß ich den geweiheten Namen des großen Schutzheiligen ausspräche, der über Indien wache. Dann faltete ich meine Hände, gab das Zeichen und rief: Yau Pirau Pir! Ya Abd el Kader Dschilani! Die Moghrebiner schoben aus Leibeskräften; der Goldfaden kam in Bewegung, rutschte abwärts und schwamm auf dem Wasser! In den Augen meiner Gefährten war das ein kleines Wunder, und ich wurde von ihnen wenigstens ein paar Tage lang förmlich verehrt.

Der Goldfaden, Self el Sahab, war, wie schon bemerkt, ein Sambuk von etwa funzig Tonnen Trächtigkeit, mit scharfem Kiel und ohne Deck. Er hatte keine Vorkehrungen zum Einreffen, keinen Compaß, weder Logleine noch Karte am Bord. Solch ein Kasten schwamm nun auf dem rothen Meere, einem nichtswürdigen Wasser, das von Felsen und Korallenriffen starrt und so viele gefährliche Seichten hat. Er kroch langsam an der Küste hin, die an und für sich einen kahlen, trostlosen Anblick gewährt. Aber nicht selten werden durch die verschiedenen Wirkungen des Lichtes, durch veilchenblaue und orangegelbe Färbungen die weißen Felsen in man möchte sagen Topashaufen, und die schwarzen Bergketten in Amethystmassen verwandelt. Oft steigt silberheller Nebel auf,

der dann eine rosige Färbung annimmt und über dem hellblauen Wasser schwebt. Bei Nacht fällt starker Thau.

Die obenerwähnte Pharaobucht ist mit vollem Recht bei den Schiffern sehr verrufen. Dort verengt sich der Golf, die Winde strömen aus den Bergklüften von der Ost- wie von der Westseite zugleich herab, und treffen auf Fluth und Gegenströmungen. Deshalb ist das Wasser stets in unruhiger Bewegung.

Tor oder Tur, einst eine hochberühmte phönicische Pflanzstadt, bietet jetzt einen armseligen Anblick dar; aus den Tagen des Alterthums ist nichts mehr übrig als die Brunnen; aus den Zeiten der Portugiesen stammen Festungswerke. Der Ort liegt auf einer allmälig ansteigenden Ebene; diese ist flach und sandig und spärlich mit einigen salzhaltigen Pflanzen bewachsen. Die Bewohner sind zumeist Abkömmlinge von christlichen Griechen und Syrern, welche aus Kandia, Scio, von den ionischen Inseln und aus Palästina vor den Verfolgungen der Türken sich hierher flüchteten. Sie kleiden sich arabisch und reden auch die Landessprache; daß sie jedoch fremd im Lande sind, kann man schon an ihren Gesichtszügen abnehmen, auch findet man unter ihnen Blondköpfe und blaue Augen. Diese Christen versorgen Schiffe und Pilger mit Wasser und Lebensmitteln. Der Raïs wagte, eines Sturmes wegen, nicht in See zu stechen, und ich fand deshalb Zeit, die warmen Bäder Mosis zu besuchen. Nach einem Ritt von etwa drei Meilen, lag der Hammam vor mir, ein kleines Landhaus, welches der Pascha von Aegypten dort hat bauen lassen. Die Bäder sind eine Cisterne, das Wasser, etwa vier Fuß tief, ist im Winter warm, im Sommer kühl, schmeckt bittersalzig und ist, äußerlich angewandt, sehr stärkend. An einer Seite des Kalkfelsens, nahe dem Boden, ist das Loch, welches Moses mit seinem Stabe öffnete; auch zeigt man tiefe Einrisse als Spuren, welche Mosis Nägel zurückgelassen haben. Josephus berichtet, Moses sei großschlank und von göttlicher Gestalt gewesen; die Araber wissen daß er genau dreihundert Ellen maß; sie behaupten auch sein Grab zu kennen, das irgend wo südöstlich vom todten Meere liege. Die wohlthätigen Wirkungen des Wassers rühren davon her, daß der Prophet es gesegnet hat. Auf die Frage, weshalb Moses demselben nicht einen süßen Geschmack verliehen habe, entgegnete der Badewärter: Moses habe es zum Baden, nicht zum Trinken bestimmt. Wir aßen die kleinen gelben Datteln von Tur, die köst-

lich schmecken; sie schmelzen wie Honig im Munde und haben einen vortrefflichen Nachgeschmack. Dann rauchten wir, tranken Kaffee und ritten zum Mosesbrunnen, Bir Musa, den wir in etwa einer halben Stunde erreichten. Er ist mit Steinen überwölbt und hat süßes Wasser. In der Nähe befindet sich ein Kaffeehaus.

An jenem Tage waren einige Schiffe in Tor eingelaufen; eins derselben war mit persischen Pilgern befrachtet, die auf der Reise höchst widerwärtige Menschen sind. Erst wollten sie nicht ans Land gehen, weil sie sich vor den Beduinen fürchteten, dann wollten sie kein Wasser nehmen, weil es von Christen geliefert wurde. Nachher erklärten sie, daß sie keinem andern Aufruf zum Gebete folgen würden als ihrem eigenen; aber dieser ist ketzerisch, weil er fünf Worte mehr enthält, als der bei den Sunniten übliche. Wir aber waren orthodoxe Leute und konnten eine solche Anmaßung unmöglich zugeben. Als trotzdem ihr Asan gerufen wurde, erhoben wir ein lautes Hohngeschrei, und manche griffen nach den Waffen. Die Moghrebiner hatten gehört, daß diese Perser Rafas, das heißt Ketzer seien, und schaarten sich nun um einen kleinen Dschihad, einen Mann, der für den Glauben fechten wollte. Das Alles machte die Perser bedenklich und sie gaben nach, obwohl sie uns an Zahl weit überlegen waren. Ihr Hochmuth wich allmälig einer großen Verzagtheit; in Arabien nahmen sie alle Beleidigungen still hin, und schon in Yambo waren sie fügsam wie Hunde.

Am 11. Juli verließen wir Tur, mit der Aussicht, während der nächsten sechs und dreißig Stunden nicht ans Land zu kommen.

Morgens. Die Luft ist mild und balsamisch wie an einem italienischen Frühlingstage. Dicker Nebel rollt aus den Bergthälern zur See hinab; an den vorspringenden Höhen hängt ein Duft, den ich mit einer Krone aus Perlmutter vergleichen möchte. Die weiter landeinwärts liegenden Felsen gleichen Titanenwällen, hohen Burgen, weit vorspringenden Bastionen und schattigen Festungsgräben. An ihrem Fuße strömt ein Meer von Amethyst, und sobald die ersten Lichtstrahlen auf die Erde fallen, verschwimmen ihre fast durchsichtigen Gipfel mit der gelblichen Färbung des Himmels. Nichts kann köstlicher sein als diese Stunde. Aber bald steigt die Sonne herauf und wird ein grimmiger Feind. Sie färbt den Himmel orangegelb, das Meer roth oder veilchenblau, verjagt die achatfarbigen Wolken, die sich im Aether verlieren; die Atmosphäre ist so klar, daß man dann und wann einen Planeten

erkennt. Während der ersten zwei Stunden läßt diese Sonne sich noch ertragen, dann aber wird sie unausstehlich. Mich überkommt ein Gefühl des Unwohlseins; sie prallt auf das Wasser, dessen Wiederglanz mir die Augen blendet; sie zieht mir Blasen auf der Haut, mein Mund trocknet aus; ich habe nur noch einen einzigen Gedanken; ich zähle wie viele Stunden und Minuten der grimmige Feind noch sichtbar bleiben werde.

Mittags. Der Wind wird von den glühheißen Felsen zurückgetrieben und ist wie der Hauch aus einem feurigen Ofen. Alle Färbung verschwindet in einem matten Milchweiß, und die spiegelglatte See wirft dieses Milchweiß derart zurück, daß man die Kimmlinie nicht zu erkennen vermag. Nach Mittag ruhet der Wind auf der, Glühhitze ausstrahlenden, Küste; Alles ist still, nur dann und wann klappen die Segel. Die Menschen schlafen nicht etwa, sondern sind halb ihrer Sinne beraubt und meinen, sie müßten vollenden, wenn die Hitze nur noch ein wenig stärker werde.

Sonnenuntergang. Der grimmige Feind sinkt hinab in die tiefblaue See, unter einem gigantischen Lichtbogen, welcher den halben Himmel einnimmt. Dem Kimm zunächst wölbt sich ein Bogen von dunklem Orange, über ihm steht ein anderer von hellem Golde, und an diesen schließt sich ein Halbkreis von mildem Seegrün, der allmälig in Sapphir übergeht. Durch diesen Regenbogen schießt die Sonne ihre Strahlen, welche rosafarbenen Speichen eines ungeheuern Rades vergleichbar sind. Im Osten tauchen die Felsen und die Wüste aus purpurrothen Streifen hervor. Die Sprache ist viel zu arm, als daß sie die Harmonie und die Erhabenheit dieser Stunden auch nur annähernd zu schildern vermöchte. Aber auch solche Herrlichkeit verschwindet, doch nur um einer andern Platz zu machen. Die Nacht bricht rasch herein; plötzlich steigt ein Zodiakallicht auf; die grauen Hügel und die schroffen Felsen färben sich rosig oder golden, die Palmen grün, der Sand wird safrangelb und das Meer hollunderfarbig. Aber auch das Alles ist nach einer Viertelstunde verschwunden; die Klippen starren geisterhaft und nackt im Schein des Mondes, dessen Licht auf diese geheimnißvolle Wildniß herabfällt.

In der Nacht. Am Horizont ist Alles dunkel, die See gleicht einem Spiegel von Stahl und wirft das weiße Gesicht des Mondes zurück. In die Luft empor steigen riesige Säulen matten Lichtes aus den indigoblauen Wellen; ihr Haupt verliert sich in

dem unendlichen Raume. Die Sterne funkeln mit wunderbarer Helle; ich verspüre „den süßen Einfluß der Plejaden,“ aber der kalte Thau gemahnt mich, eine Decke überzuwerfen, und ich schlafe ein.

Wenn die Sonne sich gen Westen neigte und nicht mehr unerträglich auf uns herabbrannte, standen wir auf, riefen nach Wasser, tranken, rauchten und genossen Kaffee. Das Abendessen bestand aus etwas Reis, einigen Datteln oder einer Zwiebel. In solchem Klima muß man einfache Kost genießen, ein einziges „gutes Mittagsessen“ wie in Nordeuropa, würde einem Menschen den Tod bringen. Ohnehin verspürt man keine Lust zum Essen. Die Araber genießen in vier und zwanzig Stunden ein Mal etwas Warmes. Als die Luft sich abgekühlt hatte, wurde gesungen. Einige lasen den Hisb el Bahr, ein Gebet, durch das man sich gegen alle Gefahren auf dem Meere schützt.

Am 11. Juli bekamen wir spät Abends die Akabahfelsen in Sicht; dort verengt sich das Meer und die Gegend gilt für höchst gefährlich, weil dort, wie im Golf von Cambay, stets ein Sturm „brauet.“ Wir kamen glücklich vorüber, sahen dann eine Zeitlang nur Himmel und Wasser, und legten am 12. Juli auf dem Ankerplatze (Marsa) Damgha an. Am Ufer fanden wir einige arme Dschehaynehs, welche dürres Holz an die Reisenden verkauften. Diesen Leuten ist nicht zu trauen; ihr Stamm reicht von der sinaitischen Halbinsel bis in die Gegend von Yambo, ist streitbar, dabei von edler Abkunft, und besitzt schöne Pferde. Am andern Morgen erreichten wir das von Damgha nur wenige Meilen entfernte Wedsch, einen natürlichen Ankerplatz; die Hütten dieser Ortschaft bestehen aus runden Steinen, und liegen etwa fünf englische Meilen von einem gleichnamigen Fort, an welchem die zu Lande aus Aegypten kommenden Pilger vorüber müssen, um sich mit Wasser und Lebensmitteln zu versorgen. Der kleine Bazar am Ankerplatze liegt hart am Meere; ich fand dort Schöpsenfleisch, Reis, gebackenes Brot und andere Sachen zu mäßigem Preise, auch Opium. Das Kaffeehaus war gedrängt voll, und ich will dasselbe beschreiben, weil es als ein Muster oder Urbild aller betrachtet werde, die man von Alexandria bis Aden antrifft. Es bestand aus einem Raume, dessen Dach auf Dattelstämmen ruhete; der Fußboden war sehr einfach, nämlich von hartgestampfter Erde; den Seiten entlang lief eine aus ungebrannten Ziegeln verfertigte

Erhöhung und bildete einen Diwan, auf welchem die Matten und Schlafdecken ausgebreitet wurden. In der Mitte erhob sich ein Gerüst, eine Mastabah, die auch als Ruhestätte dient. Durch die Wände, die wohl als Luxus galten, schauete das Tageslicht hinein. In einem Winkel stand eine altarartige Erhöhung, gleichfalls aus ungebrannten Ziegeln, der Kahwadschi; er bildet einen Heerd, auf dessen Holzkohlenfeuer Kaffeetöpfe stehen. In der Nähe findet man in Reihen die Schischas oder ägyptischen Hukahs, Tabakspfeifen, alle sehr schmutzig und abgenutzt. Auf einem von runden Oeffnungen durchbrochenen Holzgestelle stehen poröse Thongefäße, Gullehs, mit kaltem süßem Wasser. So ist das Kaffeehaus; es war erfüllt mit Qualm und Dampf, mit Fliegen und Mücken.

In diesem „Paradiese“ fing der Saad der Teufel mit dem Inhaber des Kaffeehauses eine Schlägerei an, die zum Glück noch unblutig ablief. An mich drängte sich ein sehr neugieriger Mensch, der sich für einen Patanen (Afghanen) ausgab, fünf bis sechs Sprachen redete, und weit und breit durch Centralasien gereist war. Vor solchen Leuten muß man sehr auf der Hut sein, weil gerade sie ein Incognito herausspüren können. Auf seine Frage, woher ich stamme, antwortete ich ausweichend; ich gehöre keinem Land und keinem Volk mehr an, weil ich ein Derwisch sei; er möge selbst rathen, wo meine Mutter mich geboren habe. Zu meiner Freude erklärte er mich für einen Patanen; er selber war Neffe eines afghanischen Kaufmannes, mit dem ich in Kairo bekannt geworden war. Wir rauchten mit einander und er sprach sich offen gegen mich aus. Seine Reisegefährten, die persischen Pilger, die doch schiitische Ketzer waren, hatten ihn, den rechtgläubigen Sunniten, geschimpft, mißhandelt, geschlagen. Sogleich bot ich ihm den Beistand meiner Reisegefährten an, war bereit, ihn, meinen Landsmann, zu rächen, und mit afhanischer Gewaltthätigkeit gegen die Perser vorzugehen. Darüber war er baß erfreut und zweifelte nun sicherlich nicht mehr, daß ich sein Landsmann sei; mein Anerbieten lehnte er jedoch ab, mit dem Zusatze, daß er in Mekka sein Scharay, das scharfe afghanische Messer, einem Perser in die Brust rennen werde.

Am andern Morgen fuhren wir von Wedsch ab, vielen starrenden Felsen, gelben Sandstrichen und grünem Seekraut entlang. Das Meer war durchsichtig wie blaues Glas. Den ganzen Tag über saß ein Matrose oben auf dem Mast, rief, wie man zu

steuern habe, und wir rannten nicht auf den Grund. Um Mittag kamen wir am Grabe des Scheichs Hassan el Marabit vorüber; es ist, wie fast alle derartige Gebäude, sehr einfach, weiß getüncht, hat eine Kuppel, liegt auf einer kleinen Insel, und ist von den Hütten der Grabhüter umgeben. Gegen Sonnenuntergang erhob sich ein frischer Wind und wir warfen neben dem Schiffe der persischen Pilger, auf einem Felsen die Anker aus. Wir befanden uns auf einem sehr berüchtigten Korallenriffe; an einer gewaltigen Felsenleiste, die nur ein wenig über das Wasser hervorragte; die dem Meer zugekehrte Seite fiel steil wie eine Festungsmauer ab; eine Fregatte hätte bis hart an sie heranfahren können. Jede Welle schlug über das Riff und füllte die kleinen Vertiefungen der Oberfläche mit Wasser. Der Ocean war amethystblau, und so durchsichtig, daß man die unterseeischen Wiesen mit ihrem wunderbaren Schmuck deutlich zu erkennen vermochte. Möwen und Seeschwalben waren in Menge vorhanden und verzehrten auf dem Riff ihre Beute. Andere Vögel stritten sich um einen todten fliegenden Fisch, welchen die Araber jener Gegend als Dschered el Bahr, Seeheuschrecke, bezeichnen.

Die Nacht war herrlich, aber wir schwebten in großer Gefahr, denn der frische Wind trieb uns immer näher gegen den gefährlichsten Theil des Riffes, unser Anker konnte nicht fassen, weil das Tau zu kurz, und weiter kein Seil an Bord war. Man hatte den Goldfaden ganz entsetzlich schlecht ausgerüstet, gerade so erbärmlich wie manche andere Pilgerschiffe, und es darf uns nicht wundern, daß jährlich manche Fahrzeuge im rothen Meere scheitern. Rannten wir gegen die messerscharfen Kanten des Riffs an, so waren wir verloren; das Schiff wäre durchgeschnitten worden wie ein Apfel. Was sollten wir machen? Wir lärmten und schrieen. Zum Glück hatte der Raïs des persischen Schiffes, ein Araber aus Dschidda, Taue am Bord; zwei seiner Leute schwammen heran und so wurde uns geholfen. Wir konnten nun das Schiff festlegen, und nachdem das geschehen war, gaben wir unserm Raïs eine tüchtige Tracht Schläge, die er reichlich verdient hatte. Am nächsten Mittag kamen wir am Dschebel Hassan vorüber und waren am Abend beim Marsa Mahar. Als ich über die scharfen Steine ging, trat ich mir etwas in die große Zehe, wahrscheinlich einen Stachel von irgend einem Echinus, und diese kleine Wunde verursachte mir lange Zeit viel Schmerz und Unannehmlichkeit. So

lange ich in Arabien war, wollte sie, trotz sorgfältiger Behandlung, nicht heilen, in Aegypten dagegen verschwand sie äußerst rasch. Am Ufer fand ich einige halbnackte Araber im Schatten liegen. Diese Leute wohnen noch heute, wie in den Zeiten des Alterthums, in Höhlen, sind Ichthyophagen, welchen das Meer allen Lebensbedarf liefert. Datteln und Milch hatten sie nicht. Während der Rast wurden die Perser wieder einmal verhöhnt als „Pantoffeln Ali's und Hunde Omars;" und man sang Spottlieder auf die Ketzer.

Wir hätten unsern Bestimmungsplatz Yambo recht wohl am nächsten Tage erreichen können, wenn unser Raïs sich auch jetzt nicht so nachlässig benommen hätte. Wir prügelten ihn nach Gebühr, denn wir mußten vor der offenen Küste ankern, wo wir nur wenig geschützt lagen. Wir waren ganz in der Nähe von Yambo; in der Ferne erhob sich der Berg Radawah, einer jener „Paradiesberge", deren Arabien so viele zählt. Von diesem hier bezieht Medina viele Schleifsteine. Wir gingen ans Land, kochten, hatten aber kein Trinkwasser und waren ärgerlich und brummig wie die Bären.

Am zwölften Tage erreichten wir die enge Einfahrt, welche zum Hafen von Yambo führt, und waren glücklich, dem Goldfaden ein Lebewohl für immer zu sagen.

Yanbua el Bahr (Yambo, Yembo, Yanbu) das heißt Yambu am Meere, wird für das Jambia des Ptolemäus gehalten, ist ein wichtiger Platz und führt, gleich einigen anderen Städten, den Titel „Eingangsthor zur heiligen Stadt." Es bildet das dritte Quartier auf der Karawanenstraße von Kairo nach Mekka; das erste ist zu Akaba, das zweite Manhal Salmah, Salmah's Platz zum Tränken der Kameele, das vierte ist Mekka. In Yambo lassen viele Pilger solche Waaren zurück, die nicht sogleich weiter befördert werden können oder welche sie vor den Räubern sichern wollen. Es bildet den Hafenplatz für Medina, hat beträchtlichen Transporthandel und erhält viele Einfuhrwaaren von der westlichen Küste des rothen Meeres. Hier beginnt die Herrschaft des osmanischen Sultans und jene des Pascha von Aegypten hört auf, doch liegen in Yambo keine regelmäßigen türkischen Truppen. Der Gouverneur ist ein arabischer Scheich. Die Stadt selbst bietet nicht viel Bemerkenswerthes dar; sie steht am Rande einer unfruchtbaren Ebene, die sich vom Meere bis zum Gebirge erstreckt;

an Yambos Nordseite fließt ein Bach. Die Häuser sind weiß angetüncht; außerhalb der Mauer bemerkt man einige kleine Gebäude mit Kuppeln über Gräbern. Die Häuser in den sehr breiten Straßen stehen meist nicht in zusammenhängender Reihe, sondern weit von einander, sind roh aus Kalk und Korallenfels aufgeworfen, die Wände krümeln auseinander wie ein Mandelkuchen. Der Marktplatz ist länglich und mit Palmblättern überdeckt, die Kaffeehäuser sind äußerst unsauber und so voll Fliegen, daß man sich eines Fächers bedienen muß. Im Zollhause sitzen türkische Beamte; sie erheben von jeder Kiste drei Piaster, ohne sich um den Inhalt zu kümmern. Dieser Zoll ist die einzige Abgabe, welche der Sultan im nördlichen Hedschas erheben läßt; die Wahhabis dagegen erpreßten von den Einwohnern eine Steuer und werden noch jetzt dafür verwünscht. Yambo hat auch ein Hammam, warmes Bad, und einige Wakaleh oder Karawanseraien. Auch das Grab eines Heiligen ist vorhanden. Süßes Regenwasser zum Trinken wird auf Kameelen aus dem Gebirge gebracht.

Die Bewohner gehören zu den am meisten fanatischen Leuten im Hedschas, und sind sehr streitsüchtig. Ihr ganzes Auftreten bildet einen scharfen Gegensatz zu jenem der Aegypter. Der vornehme Mann in Yambo trägt möglichst viele Waffen und ist modisch gekleidet. Der bürgerliche Reisende hat ein Pistol im Gürtel, der Soldat zwei oder mehr, allemal mit Pulverhorn, Kugelbeutel, eisernen Ladestöcken und dergleichen. Das Pistol steckt in dem mit carmoisinrothen Seidenschnüren verzierten Gürtel so, daß der Kolben von der Jacke bedeckt wird. Der Baschi Bosuk stolzirt durch die Straßen über und über mit Waffen behängt; grimmige Beduinen, selbst wild wie ihre wilde Wüste, prangen mit ihrer Würde und ihrem Schmuz; auch sie sind bis an die Zähne bewaffnet und jeden Augenblick bereit, den Dolch aus der Scheide zu ziehen. Selbst der Bürgersmann geht nicht unbewehrt aus, er trägt wenigstens eine Keule, Nibat, und je größer sie ist, um so besser. Die Frauen kleiden sich wie die Aegypterinnen, nur ist ihr Schleier weiß. Die Leute in Yambo haben in ihrem ganzen Auftreten etwas so Unabhängiges und Sicheres, wie man es im Orient nur selten antrifft; sie sind stolz aber nicht unverschämt, männlich ohne zu poltern. Das Selbstgefühl, welches sie zur Schau tragen, ist nicht anstößig; sie sehen gesund und kräftig aus, und Augenkrankheiten habe ich nicht bemerkt.

Ich traf Anstalten zur Weiterreise nach Medina und ließ einen Mucharridsch holen. Solch ein Mann ist ein „Kameelagent," dessen man nicht wohl entbehren kann, wenn man Thiere miethen will. Er bringt Beduinen mit, leitet die Unterhandlung und ist für das Halten am Vertrag verantwortlich. Ich miethete zwei Kameele, zahlte für jedes drei Dollars und wollte mich einer Getreidekarawane anschließen, welche von einer Schaar berittener Baschi Bosuks geleitet wurde. Nachdem ich Lebensmittel auf sieben Tage gekauft hatte, legte ich auf den Rath eines erfahrenen Mannes arabische Kleidung an, um dadurch der Zahlung des Dschisiyet überhoben zu sein, einer Kopfsteuer, welche die arabischen Stämme von nichtarabischen Reisenden erzwingen. Auch wurde ich ermahnt, in der Nähe der Dörfer immer nur Arabisch zu reden.

Hier will ich einige Bemerkungen über die Tracht der Araber einschalten. Ein Scheich, der sich vollständig für eine Reise ausgerüstet hat, gewährt einen höchst malerischen Anblick. Dicht auf dem Kopfe trägt er eine enganliegende Kappe von weißer Baumwolle und darüber ein Kafiyeh, ein großes viereckiges Tuch von gemischtem Stoffe (Baumwolle und Seide); es ist dunkelroth, hat gelben Rand, und seidene Schnüren, die in Quasten endigen, hängen bis zum Gürtel hinab. Dieses Tuch wird doppelt zusammengelegt, so daß es ein Dreieck bildet, und mit einem Aakal oder Netz, einem Strange von Wolle oder Leinwand, am Hinterhaupt dicht zusammengebunden Diese Verschleierung des Gesichts nennt man Lisam; die Häuptlinge legen sie auch im Gefecht nicht ab; Leute, welche sich verhüllen wollen, um von einem Bluträcher nicht erkannt zu werden, tragen eben so wohl den Lisam, wie Frauen, die auf den Sar ausgehen, das heißt Blutrache üben wollen, sich desselben bedienen. Man glaubt überdies, daß er bei heißem Wetter den Simum, bei kaltem Wetter den Schnupfen abhalte.

Die Leibtracht besteht aus einem Kamis, baumwollenen Hemde, mit engen Aermeln, vorne offen, am Gürtel, Halse und vor der Brust netzförmig gestickt. Diese Bekleidung reicht von der Schulter bis zu den Füßen. Einige tragen weite Beinkleider; die Beduinen erklären das jedoch für weibisch. Socken und Strümpfe kennt man noch nicht. Ueber das Kamis wird ein Rock mit langen Schößen und kurzen Aermeln geworfen; es ist von Kameelhaar und heißt Aba. Man verfertigt dergleichen von Zeug in sehr

verschiedenen Mustern, von Seide und Wolle, braun, weiß, namentlich im Hedschas, oder gestreift, bringt Stickereien von Zindel oder Gold darauf an, füttert die innere Seite mit gemischtem Stoffe von Baumwolle und Seide, und knüpft ihn vorne mit Schnüren zu. Um den Gürtel befestigt man ihn mit einer Leibbinde; der Schambiyeh, oder krumme Dolch, und Sandalen vollenden den Anputz. Als Waffe trägt der Scheich eine Flinte mit Luntenschloß über den Rücken geworfen; er hat ein Schwert und in der rechten

Ein arabischer Scheich.

Hand einen dritthalb Fuß langen Hakenstock, Maschab, mit welchem er das Kameel leitet, oder einen Wurfspeer. Die ärmeren Araber tragen einen langen, aus Leder geflochtenen Gürtel auf der bloßen Haut, und binden um das Hemd gewöhnlich einen Strick, oder ein Tuch. In dieses stecken sie den Dolch, an einem über die Schulter geworfenen Riemen hängt der Schießbedarf. Geld wird unter dem Hemde und dem Gürtel verborgen; in letzterm sollte jeder Reisende ein paar Pistolen mit Flintenschloß, einen

Digitized by Google

großen und kleinen Dolch, so wie einen eisernen Ladestock tragen. Das Schwert hängt über die Schulter herab.

Viele Pilger, insbesondere jene aus der Türkei, tragen, um sich als Pilger zu kennzeichnen, einen Hamaïl, das heißt einen Koran, in einem Futteral von rothem Maroquin oder goldgesticktem Sammet; er hängt an rothseidenen Schnüren über die linke Schulter herab nach der rechten Seite hin, darf aber nie bis über den Gürtel hinweg reichen. Statt dieses Korans hatte ich einen ganz andern Hamaïl; der meinige bestand nämlich aus drei Abtheilungen: in der einen befanden sich Uhr und Compaß, in der andern baares Geld, in der dritten Federmesser, Bleistifte und kleine Papierstückchen, die ich in der hohlen Hand verbergen konnte, um Bemerkungen und Zeichnungen zu machen. Mein Tagebuch war lang, schmal und konnte in der Brusttasche unbemerkt getragen werden. Ein Reisender muß sich wohl hüten in Gegenwart von Beduinen zu zeichnen; sie halten ihn leicht für einen Spion oder Hexenmeister. Unser europäischer Brauch, alles mögliche auf's Papier zu bringen, fällt ihnen auf, regt ihre Einbildungskraft an und kann in große Unannehmlichkeiten verwickeln. Höchstens darf man ein Horoskop oder einen Talisman schreiben, oder einen Stammbaum verzeichnen, wobei man dann etwa fragt: „Und ihr, Männer von Harb, welcher Abstammung rühmt ihr euch?“ Dann werden sie redselig und man kann nach Belieben jede Bemerkung an den Rand schreiben. In den Städten ist eine so große Vorsicht nicht nöthig; dort haben sogar orientalische Künstler die Heiligthümer der Prophetenstädte lithographirt.

Die Reise von Yambo durch die Wüste verlief in ganz einförmiger Weise, bis der Zug sich, ungefähr mittewegs, einer Hügelkette näherte. Dort wurde den Pilgern mitgetheilt, daß der Weg durch eine Räuberbande unsicher gemacht werde, deren Anführer, Namens Saad, die Karawanen plündere. Aus der Geschichte dieses Räubers geht hervor, wie ohnmächtig die Herrschaft der Türken in Arabien ist.

Saad ist Häuptling zweier Abtheilungen der Hamidafamilie, die ihrerseits den beträchtlichsten Zweig des großen Stammes der Beni Harb bildet. Er strebte nach dem Oberbefehl über den ganzen Stamm, um solchergestalt zum thatsächlichen Gebieter des heiligen Landes in Arabien zu werden. Dahin wollten es weder der Scherif noch der türkische Pascha von Mekka kommen lassen; sie

trachteten vielmehr aus politischen Gründen dahin, Saad klein zu machen, und erklärten ihn für abgesetzt. An seine Stelle erhoben sie einen gewissen Scheich Fahd, der aber auch ein Bandit desselben Schlages war. Er stand als Häuptling an der Spitze der Beni Amr, welche die dritte Unterabtheilung der Hamidafamilie bilden. Jene Maaßregel hatte eine allgemeine Verwirrung im Gefolge, denn Saad's Leute, die etwa fünftausend Köpfe zählten, waren höchst erbittert, wie denn in Angelegenheiten, welche sich auf die Verhältnisse des Stammes beziehen, die Araber sehr empfindlich sind. Die Anhänger Fahd's wurden auf's Haupt geschlagen; Fahd erhielt jedoch Unterstützung von den Türken und schnitt seinen Feinden die Zufuhr der Lebensmittel ab. Beide Stämme sind gleich sehr erbittert und unermüdlich; beide ergreifen jede Gelegenheit, die Soldaten des Pascha niederzuschießen, die Reisenden zu plündern und die Straßen zu verlegen. Das war die Lage der Dinge, während ich im Hedschas verweilte; als ich das Land verließ, traf eben der Scherif von Mekka Vorkehrungen, um in eigener Person gegen Saad in's Feld zu rücken. Dieser drang fortwährend darauf, daß man ihm Titel und Würde wieder verleihen solle, und als das standhaft verweigert wurde, schickte er die kaiserliche Fahne zurück, welche ihm einst vom Sultan verehrt worden war; auch verlegte er der großen Pilgerkarawane aus Damaskus den Weg.

Schon die bloße Thatsache, daß solch ein Räuber unbestraft bleibt, liefert einen schlagenden Beweis für die erbärmliche Ohnmacht des türkischen Regiments, mit welchem es sich folgendermaßen verhält: Der Sultan zahlt den arabischen Häuptlingen Jahrgelder, und sie stehen mit ihren Leuten gegen ihn in Waffen. Die türkischen Paschas rauben was und wo sie irgend können, und verschaffen obendrein den Feinden ihres Gebieters die Mittel, ihm Widerstand zu leisten. Möglicherweise hat Abd ül Medschid niemals die Wahrheit über die kläglichen Zustände im Hedschas erfahren, und seine gierigen Höflinge schwatzen ihm vor, daß sein Name im ganzen Reiche geehrt und gefürchtet werde. Aber das heilige Land der Muselmänner verschlingt in Hülle und Fülle das Gold der Pforte und das Blut ihrer Soldaten; die Türken sind dem Namen nach Herren und Gebieter, befinden sich jedoch thatsächlich in einer geradezu schimpflichen Lage. Sie wagen nicht einmal einen Dieb zu verhaften, den sie auf frischer That betreffen. Sie

zahlen, wie schon gesagt, den rebellischen Häuptlingen Jahrgelder und werden dafür mit Flintenschüssen belohnt, wenn ein türkischer Soldat sich ins Gebirge wagt. Sie stellen sich, als wären sie Gebieter, die vornehm auf die Araber herabsehen, und werden doch von diesen verachtet. Das sind in Arabien die Folgen des Hatti-scherifs von Gülhane, der als ein Heilmittel verkündet wurde, und von dem man Beseitigung aller Leiden erwartete, unter welchen Türken, Araber, Syrer, Griechen, Aegypter, Armenier, Kurden und Albanesen seit Jahrhunderten seufzen. Das sind ferner die Früchte des Tansimat, der weiter nichts ist, als eine elende Nachahmung der albernen abendländischen Bureaukratie und Centralisation. Unter dem kräftigen Despotismus Mehemed Ali's von Aegypten hätte ein einziges Menschenalter genügt, um das Hedschas von allen Plagen zu säubern. Er wußte geschickt die Zerwürfnisse unter den einzelnen Stämmen zu benützen, unterstützte die Schwächeren gegen die Starken, welche mit ihrer Macht Mißbrauch trieben; warf alle Häuptlinge nieder, sobald sie sich Uebergriffe erlaubten, und übte eine strenge und unbarmherzige Gerechtigkeitspflege. Wenn die Türken in ähnlicher Weise zu Werke gingen, dann wären sicherlich in gar nicht langer Zeitfrist die Räuber, welche aus dem Land ein Schlachtfeld machen, zu Paaren getrieben. Man braucht gerade kein Prophet zu sein, um voraus zu sagen, daß die Wahhabiten und Beduinen, wenn sie sich einmal in Masse erheben, die Türken aus dem Hedschas fortjagen werden. Wer im Orient nicht versteht, den Leuten Furcht einzuflößen, kann sich nicht behaupten; dafür liefert die Geschichte viele Beispiele. Als der Chalif El Moawiyah den Siyad ben Abihi nach Bassora schickte, um diese große Stadt, welche durch Räuber und Diebe unsicher gemacht war, von dem bösen Gesindel zu säubern, verkündete er sofort, daß er mit dem Säbel herrschen werde, und befahl allen Missethätern, unverweilt die Stadt zu räumen. Dann verbot er den Einwohnern, sich nach dem Abendgebet auf der Straße blicken zu lassen. Am ersten Abend nach diesem Erlaß wurden von den Schaarwächtern ungefähr zweihundert Leute betroffen und hingerichtet, am folgenden nur noch sechs, am dritten Niemand, und seitdem war es nicht mehr nöthig, Blut zu vergießen.

Saad ist ein kleingewachsener Mann mit dunkelfarbiger Haut und von kränklichem Aussehen, aber voll Muth und Geistesgegenwart. Er zeigt ein besonderes Talent darin, die verborgenen

Ränke und verrätherischen Anschläge seiner Feinde zu nichte zu machen, denn sie suchen ihm auf jede Weise beizukommen. Einst brachten sie ihm ein Gift bei, er kam aber mit dem Verlust aller seiner Zähne davon; sein Leben rettete er, weil er sogleich einen großen Topf flüssiger Butter trank, als er die Wirkungen des Giftes spürte. Seitdem genießt er lediglich Früchte, die er selbst pflückt, und Kaffee, welchen er eigenhändig zubereitet. Vor langen Jahren, als noch Sultan Mahmud regierte, wurde ihm eine prächtige Börse zum Geschenk gemacht, und dabei bemerkt, daß er selbst sie öffnen möge, weil sie etwas enthalte, woran er Freude haben werde. Aber der schlaue Mann ahnete Verrath, gab das schöne Gewebe einem Sklaven und ließ es durch diesen öffnen, wohlverstanden in einiger Entfernung; der Sklave gehorchte, büßte aber sein Leben ein. Die Börse enthielt ein sehr geschickt verborgenes Pistol, dessen Drücker losging, sobald die Umhüllung abgelöst wurde. Noch jetzt schickt der Sultan dann und wann diesem Saad schöne Pferde, Ehrenkleider und Getreide; aber der alte Häuptling des Gebirges verkauft die Rosse, schenkt die Ehrengewänder seinen Sklaven, und giebt das Getreide an seine Stammesgenossen. Ueber seinen Charakter weichen die Urtheile weit von einander ab; die Einen preisen seine Freigebigkeit und loben ihn als einen Freund der Armen; das letztere mag insofern richtig sein, als er ohne Zweifel ein geschworener Feind der Reichen ist. Andere erklären ihn für rachsüchtig, im höchsten Grade geizig und grausam. Die Wahrheit mag wohl in der Mitte liegen. Ich muß hinzufügen, daß die, welche Saad aus allen Tonarten priesen, so lange wir noch weit von ihm entfernt waren, sehr kleinlaut und ängstlich wurden, als wir uns den Engpässen näherten, in welchen er sein Unwesen treibt. —

Unterwegs hatten die Reisenden mancherlei Gefahren zu bestehen. Sie werden in einem Engpaß angehalten, dürfen jedoch ihre Wanderung fortsetzen, nachdem sie erklärt haben, daß sie allesammt entweder Pilger oder Einwohner der heiligen Stadt seien. Diese Erlaubniß erhalten sie aber erst unter der Bedingung, daß ihr bewaffnetes Geleit, zweihundert albanesische Reiter, die zur Besatzung der Burg El Hamrah gehörten, sich ohne Weiteres zurückziehe. Die Reiter lassen sich das nicht zweimal sagen, und kehren spornstreichs um. Einige Tage später befinden sich die Reisenden schon in der Nähe von Medina; ihre Karawane ist inzwischen durch Vereinigung mit einer andern so stark geworden, daß die Räuber

keinen Ueberfall wagen, aber sie feuern von den verschanzten Hügeln herab und schießen etwa ein Dutzend Wanderer todt. Am 25. Juli, bei erstickender Hitze und nach einer Reise von acht Tagen, liegt Medina vor den Augen der Pilger. Die Entfernung von Yambo mag etwa fünfundzwanzig bis dreißig deutsche Meilen betragen. —

Wir waren durch das Wady el Akik, das heilige Thal, gekommen; es wird so benannt, weil dort der Prophet von einem Engel den Befehl erhielt, zu beten. Eine halbe Stunde später gelangten wir an den Fuß einer langen Reihe von Stufen, welche sich an einer schwarzen und sehr harten Basaltbank emporheben; sie sind nicht künstlich, sondern ein Werk der Natur. Auch dieser Weg ist eine geheiligte Stätte, weil sich der Prophet günstig über denselben geäußert hat. Als wir oben waren, befanden wir uns an einem tiefen Gange, der von beiden Seiten von Steinfelsen überragt wird, und als wir dann einige Minuten über schwarze Schlacken weiter gewandert waren, lag plötzlich das Becken von Medina vor uns.

„Als wir desselben ansichtig wurden, hielten wir Alle, wie auf Befehlwort, unsere Thiere an, und beeilten uns, gleich den frommen Männern der Vorzeit, den Fuß auf den Boden zu setzen. Wir vergaßen Hunger und Erschöpfung, setzten uns und weideten unsern Blick an der heiligen Stadt."

„O Allah! Da liegt das Heiligthum (Harem) des Propheten! Gewähre, daß dieser heilige Ort ein Schutz sei gegen die Flammen der Hölle, eine Zuflucht gegen die ewigen Strafen. O Allah! Mögen die Pforten des Erbarmers sich öffnen, damit wir eingehen können in's Land der Glückseligkeit! O Allah! Ueberschütte den letzten Deiner Propheten, ihn, das Siegel der Weissagung, mit Segnungen, so zahlreich wie die Sterne am Himmelsgezelt, wie die Wellen des Meeres, wie die Sandkörner in der Wüste. Segne ihn, Herr, mit Deiner Macht und Majestät, so lange das Getreidefeld und der Dattelbaum die Menschen nähren! O, lebe ewig und immerdar, Du herrlichster unter den Propheten! Weile im Schatten des Glückes bei Tag und in den Stunden der Nacht, wenn der Vogel der Tamariske (die Taube) seufzt, wie die Mutter, der man ihr Kind geraubt; wenn der Abendwind sanft über die Hügel des

Nedschd *) hinwehet, wenn der helle Blitz am Firmament des Hedschas zuckt!"

Solche Ausrufungen vernahm ich um mich her, und sie gaben mir den Beweis für die reiche Einbildungskraft, mit welcher die Sprache der Araber durchschwängert ist, wenn eine tiefe oder leidenschaftliche Begeisterung die Menschen packt oder der religiöse Enthusiasmus überwallt. Damals begriff ich vollkommen, wie wahr ein Ausdruck im Ritual der Muselmänner ist: „Und wenn die Blicke des Pilgers auf die Bäume von Medina fallen, dann soll er seine Stimme erheben und den Propheten benedeien und dabei der ausgesuchtesten Segensworte sich bedienen."

Wir waren eben erst durch eine öde Gegend gekommen, jetzt lag eine üppige Landschaft vor uns und eine mit Gärten und angebaueten Feldern umgebene Stadt. Dieselbe Bewunderung, von der meine Gefährten erfüllt waren, ergriff auch mich, und ich glaube, daß einige Minuten lang meine Begeisterung nicht geringer war als die ihrige. Als wir dann wieder zu Kameel gestiegen waren, machte der Enthusiasmus der kühlen Beobachtung Platz; ich entwarf rasch eine Skizze der Stadt, ließ mir die Hauptgebäude nennen, und sammelte Stoff.

*) Das Innere von Arabien, die sogenannte Wüstenplatte, eine an Weidegründen reiche Gegend, das arabische Arkadien. Hedschas ist das nordwestliche Küstenland.

Ansicht von Medina. Begräbnißplatz.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in der heiligen Stadt Medina. — Die Moschee des Propheten und andere Heiligthümer.

Unser Weg führte nach Osten hin; die Sonne war gerade vor uns hinter niedrigen Hügeln emporgestiegen, und auf ihrer röthlichen Scheibe hoben sich in schwarzen Umrissen einige Palmen ab, welche, vom Morgennebel umflossen, riesige Verhältnisse annahmen. Die Landschaft war mit Gold und Purpur übergossen. Zu unseren Füßen lag eine weite Ebene, die uns gerade gegenüber, also nach Morgen hin, von den Hügeln des Nedschd begrenzt wurde. Zur Linken, im Norden, ragte der Berg Ohod empor, eine gewaltige Masse rauher Felsen; an ihrem Fuße erglänzte eine

Digitized by Google

weiße Kuppel und überragte einen Palmenhain. Nach Süden hin gewahrten wir breite, veilchenfarbene Nebelstreifen, welche hie und da die wagerechten Strahlen der Morgensonne durchscheinen ließen; diese Dunstmassen wogten über die Gärten und die Palmenhaine von Kuba langsam dahin; das Smaragdgrün der letzteren stach lebhaft vom dunkeln Braun der Ebene ab. Uns gerade gegenüber, etwa eine Stunde Weges entfernt, lag Medina, das beim ersten Anblick sich wie eine große Stadt ausnimmt; aber dieser Eindruck verschwindet, sobald man sie näher betrachtet. Von dem Basalthügel, auf welchem wir Halt gemacht hatten, führt eine gewundene Straße nach Medina; sie endet an einem hohen Thore von rechtwinkeliger Gestalt, das in die alte, ziemlich verfallene Mauer der Vorstadt hineingebrochen worden ist. Dieser Eingang heißt Ambari; er ist zur Linken, also auf der Nordseite, von den Kuppeln und Minareten eines schmucken türkischen Gebäudes (Takiyeh) flankirt, welches Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, für die Aufnahme reisender Derwische hat bauen lassen. Zur Rechten dehnt sich eine lange Reihe niedriger Gebäude hin, die mit Kalk übertüncht und ganz in der Art europäischer Kasernen mit häßlichen viereckigen Fenstern versehen sind. Von dem Punkte aus, wo ich meine Beobachtungen begann, und zur Linken des Beschauers angefangen, treten die wichtigsten Punkte der Stadt uns folgendermaßen entgegen.

In der Ebene gewahrt man zuerst unter den Palmen, die nach Norden hin stehen, die malerischen Trümmer eines alten Brunnens; sie nehmen einen beträchtlichen Raum ein. Weiter nach der Stadtmauer hin gewahrt man einen Pavillon von türkischer Bauart; dort wohnt der Statthalter. Am nordwestlichen Winkel der Ringmauer liegt auf Felsen, welche die Stadt überragen, eine weiße Burg mit Wällen und Schießscharten; dadurch gewinnt sie ein ganz europäisches Aussehen. In der Vorstadt El Munakhah, das heißt dem Orte, wo die Kameele knien, um auszuruhen und sich die Traglast abnehmen zu lassen, erheben sich über die graue Häusermasse die Dome und Minarete von fünf Moscheen, die erst in der neuern Zeit gebaut worden sind. Hinter der Vorstadt im Osten liegt die Stadt; über alle Häuser ragen die vier großen Thürme des Harem und die geräumige graue Kuppel hervor, welche des Propheten Grab schützt. Dieses berühmte Denkmal ist Medina's Ruhm und Stolz; hinter der Masse desselben und zum Theil durch sie dem Blick entzogen, gewahre ich einige weiße Punkte auf grüner

Oberfläche; es sind die Grabsteine auf dem geheiligten Friedhofe El Bakia. Von diesem aus erstreckt sich nach Süden hin ein langer Saum von Palmen, jenen Bäumen, die in der ganzen Welt des Islam als Bäume von Medina berühmt sind. Das Alles gewährt einen prächtigen Anblick; im Vordergrunde liegt die weite Ebene, die mit vulkanischen Blöcken und kleinerem Gestein gleichsam übersäet ist. Durch sie schlängelt sich, wie schon bemerkt, der Weg zur heiligen Stadt.

Ich stieg wieder auf mein Kameel und ritt langsam dem Thore zu. Es war noch frühe Morgenstunde, aber ich fand die Straße schon sehr belebt, weil viele Leute der Karawane entgegen gingen. Meine Reisegefährten waren abgestiegen, um ihre Freunde und Verwandten leichter begrüßen zu können. Die Araber zeigen bei derartigen Gelegenheiten weit mehr Herzlichkeit als alle anderen Morgenländer, die ich kenne. Sie sind liebreicher als die Perser, und ihr ganzes Benehmen ist lebhafter und ausdrucksvoller als das der Indier. Eine achtbare Frau, die von Mekka kam, hatte sich bei El Hamra unserer Karawane angeschlossen; als ihr Sohn sie erblickte, weinte er vor Freude, sprang um das Kameel herum und hob sich auf den Zehen so hoch als möglich empor, um seine Mutter zu küssen; diese bog sich so tief hinab, als sie irgend konnte. Es war ein rührendes Bild. Gewöhnlich fließen Thränen, wenn Verwandte, Freunde oder alte Schulgenossen nach längerer Trennung sich wieder begrüßen. Ich habe gesehen, daß Leute, die an Rang und Stand sehr verschieden waren, sich mit herzlicher Zuneigung umarmten; beide Theile waren gleich unbefangen; die niedriger Stehenden küßten den Höheren die Finger; Bekannte drückten einander erst die Hand, ganz in europäischer Weise, dann küßten sie sich gegenseitig die Fingerspitzen.

Wir kamen durch das Thor, Bab, Ambari in eine breite, sehr staubige Gasse. Sie hatte nichts Auffallendes für einen Reisenden, der Kairo kannte, war aber luftiger und regelmäßiger als gewöhnlich die Straßen in den Städten Asiens. Eine große Anzahl von Häusern lag in Trümmern und war unbewohnt. Weiter führte der Weg über eine Brücke, die nur einen Bogen hatte; sie war aus roh behauenen Steinen über einen Gießbach von etwa funfzig Fuß Breite geschlagen; sein Bett ist durch die Gewalt des Wassers tief ausgehöhlt worden, und die Ufer fallen steil ab. Wir ritten dann über einen weiten Raum, den Barr el Munakhah, oder kürzer

ausgedrückt El Barr, das heißt der Platz; verfolgten auf einer kleinen Strecke die bisherige Richtung und waren dem Bab el Misri, dem ägyptischen Thore, nahe, das in die innere Stadt führt; allein wir lenkten plötzlich nach der rechten Seite hin ein und befanden uns nach wenigen Augenblicken vor dem Hause meines Freundes Scheich Hamid.

Dieser hatte sich schon vor mehreren Stunden von uns getrennt und war vorausgeeilt, um seiner Aussage nach für mich ein Zimmer herrichten zu lassen. Das mochte wahr sein, aber ohne Zweifel lag ihm auch viel daran, seine Mutter und „die Tochter seines Oheims" zu umarmen, bevor ich eintraf. Die Orientalen werden bei der Heimkehr von einer weiten Reise gewöhnlich mit hellem Freudengeschrei von den weiblichen Gliedern ihrer Familie empfangen und mögen dabei keine fremden Zeugen haben. Hamid war offenbar noch immer mit seinen häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, denn die Kameele lagen schon seit mehreren Minuten vor seiner Thür auf den Knien, ehe er sich blicken ließ und uns willkommen hieß. Binnen drei oder vier Stunden war sein ganzer äußerer Mensch umgewandelt worden. Das Messer des Bartscheerers war ihm über Kopf und Gesicht gegangen; er trug nun einen gewaltigen Turban von Musselin, den er um eine neue, reich verzierte Kappe gewunden hatte; sein Schnauzbart war ziemlich zugestutzt und sein Kinnbart gleich einem Ausrufungszeichen !. Auf der Reise trug er einen schmutzigen, zerrissenen Kittel, und statt des Gürtels diente ein Strick; jetzt war er in eine Dschebbah gekleidet, einen leichten Rock aus nelkenrother Merinowolle, und einen Kaftan aus reichgeblümtem Stoffe mit weiten Ärmeln. Sein Unterkleid bestand aus Halaili, einem Baumwollenzeuge mit weißseidenen Streifen, das in Konstantinopel gewirkt wird und insbesondere bei den Arabern großen Beifall findet. Sehr gut stand ihm dabei ein breiter glänzender Gürtel von gewürfelter Seide, der an beiden Enden Franzen hatte. Auch seine Pantoffeln waren von Halaili und hatten eine hohe zierliche Einfassung, die bis zu den Knöcheln hinaufreichte. Seine von der Sonne gebräunten Füße trug er auf der Reise unbekleidet; jetzt steckten sie in Miß, einer Art von Socken aus leichtem Corduanleder, welche nicht mit der Erde in Berührung kommen, und die man deshalb weder in der Moschee noch auf dem Diwan abzulegen braucht, denn über ihnen trägt man Babuschen; jene Hamid's waren citronengelb und nach dem neuesten konstantinopolita-

nischen Schnitte. Als frommer Mann trug der Scheich einen Rosenkranz von feinen Perlen am Arme; in der Hand hielt er eine stattliche Pfeife, deren Rohr, von Jasminholz, oben einen Knopf von Bernstein hatte. Der am Gürtel hängende Tabaksbeutel war aus einem golddurchwirkten Stoffe gearbeitet. Ich will hier noch bemerken, daß sich auch meine anderen Reisegefährten nach ihrer Ankunft in Medina mehr oder weniger umgestalteten.

Das ganze Wesen und Benehmen meines Scheichs hatte gleichfalls eine gründliche Umwandelung erfahren. Auf der Reise erschien sein Betragen oft roh und gemein; jetzt benahm er sich mit Ruhe und Würde. Er ergriff meine Hand und geleitete mich äußerst höflich zum Medschlis, „dem Ort, an welchem man sich setzt;" man kann ihn als das Empfangzimmer oder als Salon betrachten. Dieser Medschlis war sauber ausgekehrt und für seinen neuen Bewohner hergerichtet. Der junge Mohammed folgte uns, aber er war niedergeschlagen und schämte sich, weil er noch die schmutzigen Reisekleider trug; er meinte, Jeder müsse fragen: „Wer ist denn dieser elende, armselige Tropf?" Er wollte sich schüchtern in einen Winkel drücken, und der eben so schmutzige Indier Scheich Nur wäre wo möglich gern hinter ihn gekrochen, aber diesem befahl ich, sofort im Hause sich nützlich zu machen und Hand anzulegen.

Es ist in Medina hergebracht, daß ein Mann, der von einer längern Reise heimkehrt, baldmöglichst von seinen Freunden und Verwandten besucht wird. Deswegen hatte auch Hamid sogleich den Diwan herrichten lassen; die Pfeifen standen bereit und der Kaffee duftete. Ich nahm Platz am Fenster, weil es dort immer am wenigsten heiß ist; gleich nachher kam ein Besuch nach dem andern, und bald war das Gemach angefüllt. Scheich Hamid umarmte Jeden, der eintrat. Die Leute setzten sich auf den Diwan, rauchten, sprachen über Politik, fragten über Reiseangelegenheiten und nach fernen Freunden, tranken Kaffee, sprangen nach etwa einer halben Stunde rasch auf, umarmten den Hausherrn und gingen wieder fort. Die geringeren Leute traten ohne Geräusch ein, machten die Umarmung bescheiden ab, grüßten die Anwesenden und nahmen die letzten Plätze ein; nachdem sie geraucht und Kaffee getrunken hatten, gingen sie eben so still von dannen, wie sie gekommen waren. Ganz anders benahmen sich jene, die etwas aus sich machten und für vornehm gelten wollten; aus ihrem Gesichte strahlte große Selbstzufriedenheit, sie traten geräuschvoll ein und die An-

wesenden erhoben sich, um sie zu begrüßen. Mit einer gewissen Wichtigthuerei nahmen sie Platz, bemächtigten sich der Unterhaltung, erhoben sich und schritten majestätisch aus dem Zimmer. Wie gewöhnlich sprach man auch damals viel über den heiligen Krieg. Der Sultan hatte dem Czar befohlen, Muselmann zu werden; der Czar hatte um Frieden gebeten, wollte einen Tribut zahlen und Vasall der Pforte werden. Allein der Sultan rief: Nein, bei Allah, Du mußt Dich zum Islam bekennen. Natürlich besann sich der Czar und konnte nicht sofort zu einem Entschlusse kommen; aber Allah schlägt die Ungläubigen mit Blindheit, und Abd ül Medschid wird bald Herr über die Moskoffs sein. Nachher wendet er dann seine siegreichen Waffen gegen alle Götzendiener in Frangistan; mit den Engländern, Franzosen und Griechen macht er den Anfang. Dann und wann fragte man mich um meine Meinung, und ich äußerte mich so, daß meine Ansicht kein Mißfallen erregen konnte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich Allerlei, das mir von schlimmer Vorbedeutung für meine beabsichtigte Reise zu sein schien. Ich hegte nämlich den Plan, quer durch Arabien nach Maskat am Busen von Oman zu gehen; nun waren aber die Beduinen entschlossen, bei der in Europa zu erhoffenden Beute nicht leer auszugehen, und wollten in ganzen Schaaren am heiligen Kriege theilnehmen. Jeder Stamm hatte Ansprüche geltend zu machen gesucht und darüber war es zu Streitigkeiten gekommen; alle Männer ohne Ausnahme drangen darauf, in den Kampf zu ziehen, selbst zehnjährige Knaben wollten nicht zurückbleiben. Deshalb waren denn diese Beduinen einander in die Haare gerathen und in der ganzen Wüste tobte Kriegslärm. So erzählten die Gäste meines Scheichs, und ich überzeugte mich später, daß sie die Wahrheit gesagt.

Von acht Uhr früh bis Mittag wurde der Medschlis nicht leer, und so lange mußten wir auch mit dem Frühstück warten. Das war für ausgehungerte Reisende allerdings eine Qual, allein wir hatten uns nach dem Gebote der Höflichkeit zu richten. Jene Besuche waren uns sehr lästig gefallen, aber sie erschienen noch erträglich gegen einen Unfug, von dem wir gleich darauf viel litten. Als die erwachsenen Leute das Zimmer verlassen hatten, stürmte eine Menge von Kindern herein. Sie machten einen Höllenlärm, traten uns auf die Füße, zerbrachen Alles was, in ihre Hände kam, und führten unfläthige Redensarten, die auch ein alter Matrose nicht in den Mund nehmen möchte. Wer nicht, gleich mir, die

Schiffsladungen von Donnerkeilen, von jenen Enfants terribles beobachtet hat, welche alljährlich aus Indien nach England zur Abhobelung geschickt werden, kann die Geißel, welche mich damals in Medina heimsuchte, gar nicht würdigen. Ich hatte, wie schon bemerkt, am Ufer des rothen Meeres mir den Fuß schwer beschädigt, und er war noch krank. Jetzt tobte ein naseweiser vierjähriger Junge im Medschlis umher, und ich hielt ihn von mir ab, damit er nicht auf das schlimme Glied trete. Da sagte er mir rundweg: „Mein Vater hat zu Hause einen Säbel, mit dem will ich Dir die Kehle von einem Ohre bis zum andern abschneiden.“ Dabei machte er die entsprechende Geberde und Bewegung. Ich hänselte ihn nun, weil er noch so schwach und winzig sei; aber da wurde der kleine Halunke wie toll und wild, er streckte mir die Faust entgegen, starrte mich mit seinen schwarzen Augen an und beleckte sein Knie. Das ist im Morgenlande ein Zeichen der alleräußersten Verachtung. Eben jetzt erschien Scheich Hamid und war ganz erstaunt über so eine abscheuliche Ungezogenheit; er wollte den Galgenstrick auf der Stelle derb abstrafen, und ich konnte ihn nur mit Mühe von seinem Vorhaben abbringen. Während dieses Vorganges hatte ein anderer Junge meine Pistolen weggenommen und hielt sie gegen einen seiner Nachbarn; zum Glück war der Hahn in Ruhe und ich bemerkte noch zu rechter Zeit den Unfug. Darauf wurde mir das Vergnügen zu Theil, einen sehr würdigen jungen Mann von etwa sechs Jahren vor mir zu erblicken; in seinem Gürtel steckte ein Schreibzeug, und damit war angedeutet, daß der Inhaber ein der Gelehrsamkeit Beflissener sei. Er nahm meine Pfeife und paffte dicke Rauchwolken aus seinem Munde hervor. Ich verglich scherzweise seine hagere Person mit dem schlanken Pfeifenrohre; da warf er flugs das letztere auf den Teppich hin, blitzte mir flammende Blicke zu und war so wüthend, daß seine Gesichtszüge sich verzerrten. Ich wußte bald, warum diese Brut so abscheulich ungezogen ist. Man sollte diese Jungen tüchtig durchpeitschen, aber das geschieht nicht; höchstens zeigt man ihnen eine drohende Miene, und darüber lachen sie. Uebrigens haben sie auch einige „gute Eigenschaften“; sie sind kräftige Jungen, die sich im Hause tüchtig mit Fäusten bearbeiten und draußen mit Knütteln prügeln oder mit Steinen werfen. Vor allen Dingen widmeten sie meinen Waffen große Aufmerksamkeit.

Endlich mußte ich die Gebote der arabischen Höflichkeit verletzen und meinem Wirthe kundgeben, daß ich durch Hunger, Durst und Ermüdung ganz und gar erschöpft sei; bevor ich meinen Weg nach dem Harem, das heißt nach der Moschee des Propheten, anträte, bedürfe ich nothwendig einiger Erholung. Da brachte mir denn der gute Scheich, welcher sich eben anschickte, nach dem Grabe seines Vaters zu gehen und dort zu beten, sogleich mein Frühstück, zündete mir eine Pfeife an, machte ein Lager zurecht, schloß die Fensterläden, damit das helle Licht mir nicht störend werde, schickte die Kinder fort und ließ mich allein. Späterhin rief er Mutter, Frau und einige Verwandte in ein Gelaß, wo er die während der Reise eingekauften Sachen stehen hatte. Schon am Morgen hatte ihn ein Oheim in Anwesenheit mehrerer Gäste gebeten, den Reisekoffer, Sahharah, zu zeigen, Hamid gab aber wohlweislich keine Antwort darauf. Denn es ist Sitte, daß die Personen, welche beim Eröffnen eines Koffers zugegen sind, von der Freigebigkeit des Eigenthümers ein Geschenk erwarten; er darf ihnen nichts abschlagen, weil das unhöflich wäre; er muß sich vielmehr ausplündern lassen und obendrein die beste Fassung zeigen. Hamid handelte also klug, daß er erst allen Besuch fortgehen ließ, bevor er seine Schätze und und sieben Sachen zeigte. Sie gefielen den Frauen ungemein, denn ich hörte Ausrufe des Beifalls und der Bewunderung.

Nach einem erquickenden Schlafe begaben wir uns nach dem Harem. Mohammed hatte seine Fassung wieder gewonnen, nachdem der Scheich ihm einen mit Goldborten besetzten Rock geborgt. Scheich Nur's Mütze war sorgfältig gebürstet worden; einige meiner alten Kleidungsstücke paßten ihm, und so erschien er halb in indischer, halb in türkischer Tracht, und sah etwa aus wie ein abyssinischer Sklave aus einem vornehmen Hause.

Ich will hier Einiges über Hamid's Wohnung mittheilen. Das Haus steht am Barr el Munakhah und bildet ein Eck; die beiden Vorderseiten sind nach Osten und Norden gerichtet. Das Erdgeschoß enthält nur einen Raum, in welchem alle Geräthschaften, Lebensmittel und allerlei andere Sachen aufbewahrt werden. Im ersten Stock wohnen die Männer; man gelangt zu demselben auf einer dunkeln Wendeltreppe, deren Stufen nach vorne hin abschüssig und mit einer schwarzen, sehr harten Erde bedeckt sind. In diesem Geschoß liegen nach der Vorderseite hin zwei Hauptgemächer, nämlich der Medschlis oder das Empfangzimmer, das schon weiter oben ge-

schildert worden ist, und ein Vorrathsgemach. Die Thüren beider gehen auf einen dunkeln Gang hinaus; an diesem liegt ein drittes Zimmer; es ist lang und hat keine Fenster. Dort steht ein Hanefiyah, ein großes kupfernes Gefäß, das verzinnt ist und einen Hahn zum Abführen des Wassers hat. Dort findet man überhaupt Alles, was zur Reinigung nöthig ist. Die Küche befindet sich im zweiten Stock; ich habe sie aber nicht gesehen, weil dort oben die Frauengemächer sind. Der Medschlis hatte nach Norden und Osten kleine Fenster oder vielmehr Oeffnungen mit hölzernen Läden und Vorhängen aus Mattengeflecht. In den Fenstervertiefungen lagen Kissen, auf denen wir Morgens und Abends saßen, um frische Luft zu genießen. Die Decke bestand aus Stäben von Dattelholz und wurde von rothangestrichenen Palmenbalken getragen. Die Wände sind ein Gemisch von vulkanischen Steinen, braunen Ziegeln und Lehm. Sie ruhten auf Balken und Zimmerwerk. Im Empfangzimmer läuft den Wänden entlang ein Diwan; der Boden ist mit einem Teppich belegt; in einem Winkel steht ein großer hölzerner Koffer, und an der südlichen Mauer ist ein Suffeh angebracht, eine kleine Steinplatte, die auf einer Stütze ruht. Auf ihr stehen allerlei Sachen, die man in täglichen Gebrauch nimmt, also Flaschen mit wohlriechendem Wasser, Kaffeetassen, einige Bücher; manchmal liegt dort auch der Turban, weil die Kinder nicht so hoch hinaufreichen können. Auf einem Paar Haken in der westlichen Mauer hängen Pistolen mit karmoisinrothen Schnüren und ein halbes Dutzend Pfeifenröhre. In der Mitte steht allemal eine Schischa, eine große Kokosnuß mit hölzernem Stiele in Kupfer gefaßt auf einem Dreifuß; in einem Winkel sieht man ein großes kupfernes Kohlenbecken nebst allerlei Zubehör; dort wird der Kaffee warm gehalten. Auch der Fußboden des Ganges ist mit schwarzer Erde bedeckt und wird täglich zweimal besprengt, damit die Luft kühler bleibe. Im Hause wohnen Hamid's Mutter, seine Frau und einige kleine Neffen und Nichten, die immer halbnackt umherlaufen. Zwei Negersklavinnen aus Afrika bilden die Dienerschaft.

Das Haus ist nicht groß, liegt aber ganz angenehm, denn aus den Fenstern des Medschlis übersieht man den großen Platz, El Barr, hat einen Blick auf die Stadtmauern, das ägyptische Thor, die großen Minarets des Harem, auf eine Moschee in der Vorstadt, einige Wälle der Festung und auf den Berg Ohod. El Barr bietet einen ungemein belebten und malerischen Anblick dar,

wenn dort eine Karawane ihre Zelte aufschlägt. In den Morgenstunden ist das Medschlis recht kühl, wird aber Nachmittags drückend heiß. Ich berichte das Alles ausführlich, weil sich dadurch der Leser eine Vorstellung von den Wohnungen der Mittelklassen in Medina machen kann. Die Reichen ahmen den Luxus der Türkei und Aegyptens nach; davon überzeugte ich mich in Omar Effendi's Hause. Die Armen wohnen schlecht, wie überall.

Wir wohnen bei Scheid Hamid ruhig und gar nicht unangenehm. Nie habe ich ein Frauengesicht erblickt, jenes der Negerinnen ausgenommen. Während der ersten Tage suchten sie ihre Reize unter dem Lappen zu verbergen, der für einen Schleier gelten sollte, und wollten auf keine Frage antworten; nach und nach ließen sie sich jedoch ansehen und auch mit sich reden. Ich fand ihre Stimme ungemein sanft und fein; eine gewisse zurückhaltende Scham legten sie mir gegenüber niemals ab. Das Gesicht der jungen Hausfrau habe ich nicht gesehen und eben so wenig ihre Stimme gehört; sie blieb den ganzen Tag im obern Stockwerk. Die Mutter Hamids trat zuweilen an die Treppe vor, um mit ihrem Sohne zu sprechen; das geschah aber nur, wenn keine Fremden im Hause waren. Sie kam nie in das Medschlis hinab, um neben mir Platz zu nehmen, was doch die alte Dame that, bei welcher ich in Mekka wohnte. Während der Mittagsstunden machte ich gewöhnlich in dem dunkeln Gange ein Schläfchen; dann kamen manchmal Frauen, um im Harem einen Besuch abzustatten. Die eine oder andere blieb wohl einen Augenblick stehen und gab dem Scheich, mit welchem einige Worte gewechselt wurden, die verhüllte Hand. Ein Muselmann, welcher eine nicht zu seiner Familie gehörende Frau angerührt hat, muß sich waschen, bevor er beten darf; sie nimmt deshalb ein Stück vom Schleier in die Hand, wenn sie diese einem Freunde oder Verwandten reicht. Alle, die ich in Hamids Hause sah, waren sorgfältig verhüllt und ließen auch nicht die Spur von ihrem Antlitz blicken.

Mit Tagesanbruch standen wir auf, verrichteten unsere Abwaschung und „brachen die Nüchternheit", indem wir etwas Brot genossen; nachher wurde eine Tasse Kaffee getrunken und Tabak geraucht. Nachdem wir uns in die Kleider geworfen hatten, besuchten wir einen heiligen Ort in der Stadt oder außerhalb derselben, gingen wieder heim und setzten uns auf den Diwan; wir unterhielten uns, rauchten, tranken wieder Kaffee und wohlriechendes

des Wasser, und so kam, etwa um elf Uhr, die Stunde zum Mittagessen heran. Dieses Mahl, el Ghada, wurde im Medschlis genossen. Man trug die Speisen in großen kupfernen Schüsseln auf, die aus dem obern Stockwerk heruntergebracht wurden. Wir setzten uns, sagten einander Bismillah und griffen mit den Fingern zu. Gewöhnlich hatten wir ungesäuertes Brod, mehrerlei Fleisch und gedämpfte Gemüse, und nach dem ersten Gange bekamen wir Reis, den wir mit Löffeln aßen; der Nachtisch bestand aus frischen Datteln, Trauben und Granatäpfeln. Sobald das Mahl eingenommen war, brachte ich irgend eine Entschuldigung vor, um mich auf gute Art entfernen zu können; ich sei daran gewöhnt, eine Kailula, eine Mittagsruhe, zu halten; oder ich sei in trüber Gemüthsstimmung, welche der Araber allemal respectirt, denn sie kommt bei ihm häufig vor. Da streckte ich mich hinten im dunkeln Gange auf meine Decke hin, warf die meisten Kleider ab, rauchte, oder schrieb insgeheim; schon in Kairo hatte ich mir ein passendes Schreibzeug machen lassen, und so konnte ich mit Bleistift Bemerkungen auf kleine Blätter schreiben, die ich in die linke Hand legte. Auf diese Art vertrieb ich mir die Zeit von Mittag bis gegen Abend; nachher empfängt, oder macht man Besuche. Wir Beiden, Hamid und ich, hatten die Bekanntschaft mit Omar Effendi und Saad dem Teufel nicht abgebrochen; Saleh Schakkar dagegen ließ sich beim Scheich nicht ein einziges Mal blicken; wahrscheinlich waren wir ihm nicht vornehm genug. Nach den Besuchen sagten wir, je nachdem es sich traf, zu Hause oder in der Moschee des Propheten, das Abendgebet her, darauf folgte das Ascha oder Nachtessen, zu welchem eben so reichlich aufgetragen wurde wie am Mittag, und zuletzt wurde abermals Kaffee getrunken und geraucht. Zuweilen machten wir uns auch eine Zerstreuung, legten unsere gewöhnlichen Kleider an, nahmen einen Knüttel auf die Schulter und gingen ins Kaffeehaus; manchmal erfreuten wir uns auch an einer Taatumah; sie besteht aus Zuckerwerk, Granatäpfeln und getrockneten Früchten; meistentheils aber nahmen wir Platz vor dem Hause des Scheichs auf einem Teppich, unterhielten uns mit denen, welche vorsprachen, trieben Scherz, erzählten uns Geschichten und legten uns zur Ruhe. In Medina sind die Tagesstunden sehr heiß, aber die Nächte frisch und angenehm, weil die Stadt ziemlich hoch über der Meeresfläche steht.

Nachdem wir die große Abwaschung vorgenommen und weiße Kleidung angelegt hatten, weil der Prophet solche geliebt, besuchten wir die Heiligthümer. Mein kranker Fuß schmerzte sehr, und Hamid hatte deshalb einen Esel für mich bestellt. Dieser ließ nicht lange auf sich warten, war aber ein erbärmliches Thier; nichts als Haut und Knochen, dazu lahm, auch hatte er nur ein Ohr; von Sattel oder Steigbügeln war keine Spur, und ich mußte mich mit einem Halfter begnügen. Während ich nach dem Thore zu ritt, verhöhnten mich die Beduinen, denn sie halten, gerade so wie die Indier, das Reiten auf einem Esel für schimpflich; die türkischen Pilger kümmern sich jedoch in ihrem Hochmuth um das Vorurtheil der Araber gar nicht und reiten auf Eseln. Die Leute meinten, ich sei ein Osmanli und verstehe kein Arabisch; deshalb ließen sie ihrer Zunge freien Lauf. „Womit haben wir Allahs Zorn verdient, weshalb sind wir verdammt, solchen Eselreitern zu gehorchen?“ Mir war dergleichen Geschwätz einerlei, und Scheich Hamid sprach über Moscheen.

Die Mesdschid el Nebawi oder Moschee des Propheten ist eines der beiden großen Heiligthümer des Islam und nimmt unter den drei Hauptstätten, welche von den muselmännischen Völkern verehrt werden, den zweiten Platz ein. Den Vorrang hat die Mesdschid el Harem (die Moschee des Heiligthums, die Unverletzliche) zu Mekka, die man auf Abraham zurückführt; die dritte Stelle wird der Moschee in Jerusalem eingeräumt; man bringt sie mit König Salomo in Verbindung und nimmt an, daß sie auf der Stelle sich erhebe, wo einst der berühmte Tempel dieses Königs gestanden. Die Ueberlieferung weiß, daß Mohammed gesagt habe: „Ein Gebet in meiner Moschee zu Medina ist wirksamer als tausend Gebete an anderen heiligen Stätten, jene in der Haremmoschee zu Mekka allein ausgenommen.“ Es ist deshalb Pflicht eines Pilgers, so lange er in Medina verweilt, in der Moschee des Propheten fünf Mal zu beten, dort im Koran zu lesen und wo möglich auch bei Nacht sich religiösen Betrachtungen hinzugeben und zu beten.

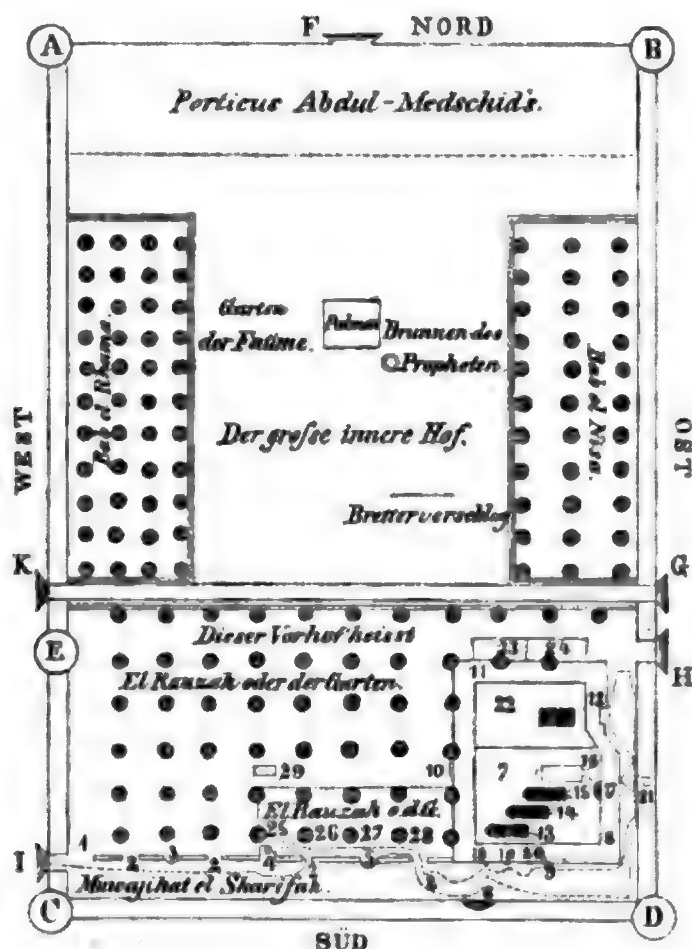
Ein Besuch in der Moschee des Propheten und bei den Heiligthümern, welche sie einschließt, wird als Ziyarat oder die Besichtigung bezeichnet; der Gläubige, welcher dieselbe vorgenommen, heißt Zair, und der Führer, welcher ihn dabei geleitet, Mosawwer.

Es ist ein erheblicher Unterschied zwischen der Pilgerfahrt nach Mekka, durch welche man ein Hadschi wird, und der Wanderung nach Medina. Jene erstere ist geboten, der Koran legt jedem Muselmanne die Verpflichtung auf, das Heiligthum zu Mekka wenigstens ein Mal in seinem Leben zu besuchen. Der Tawaf, der Gang um das Gotteshaus (Bait Allah) zu Mekka, darf um das Grab des Propheten zu Medina niemals stattfinden; auch darf man das letztere nicht in Pilgerkleidern besuchen, es nicht küssen, auch nicht mit der Hand berühren, oder mit der Brust daran drücken, was Alles bei der Kaaba geschieht. Eben so wenig ist gestattet, daß man sich das Gesicht mit dem am Grabe aufgesammelten Staube reibe, und wer seine Andacht an demselben durch Niederwerfen bezeugt, was manchmal von unwissenden Indern geschieht, macht sich einer Todsünde schuldig. Aber nur ein Ungläubiger würde irgend einen Theil der Moschee bespeien, oder diese selbst verachten.

Rang und Würd edieses Tempels sind also durch die Religion und die Wissenschaft genau bezeichnet worden. Aber im Morgenlande verfallen die Menschen leicht in Extreme. So nimmt zum Beispiel die orthodoxe Schule El Maliks an, Medina stehe über Mekka, und beruft sich dafür auf die Heiligkeit des Grabes und die religiösen Vortheile, welche man bei diesem erwerben könne. Die Wahhabis dagegen halten die Ansicht fest, daß am Tage des Gerichtes der Prophet keine Stimme habe; sein Grab gilt ihnen eben so viel und eben so wenig wie das eines andern Sterblichen, es hat also gar keinen Anspruch auf besondere Verehrung. Sie verdammen dieselbe als götzendienerisch; zur Zeit, da sie in Arabien mächtig waren, plünderten sie die heilige Moschee und verboten fremden Pilgern den Zutritt. Wie dem auch sein möge, die bei weitem überwiegende Zahl der Muselmänner stellt Allahs Haus in Mekka weit über alle anderen Heiligthümer der Welt, giebt aber im Uebrigen zu, daß als Stadt Medina heiliger sei als Mekka, folglich auch heiliger als alle anderen Stätten auf Erden, Allahs Haus ausgenommen.

Ich stand vor der Moschee. Gleich jener in Mekka ist sie durch den Anbau schlechter Häuser verunziert worden; einige lehnen sich an die Ringmauer des Heiligthums, andere sind von demselben nur durch eine schmale Gasse getrennt, und so hat man von der Moschee keinen Gesammtanblick; sie sieht weder schön noch

würdig aus. Ich stieg auf abgetretenen Stufen durch die Pforte der Barmherzigkeit, Bab el Rahma, zum Innern ein, und war überrascht, in diesem von allen Muselmännern so hoch verehrten Tempel so viele Schnurrpfeifereien zu finden. Er machte eine kleinlichen Eindruck, und kann auch nicht von ferne mit der Moschee in Mekka verglichen werden, denn diese ist der Ausdruck eines erhabenen Gedankens, zugleich einfach und großartig. Je mehr ich mir das Ganze und die Einzelnheiten näher betrachtete, um so mehr



Plan der Moschee des Propheten.

glaubte ich in einem Museum oder einer Raritätenbude zu sein, die man mit allerlei Flitter aufgeputzt hat.

Der beifolgende Plan der Moschee des Propheten wird durch die nachstehende Erläuterung verständlich werden.

A. Minaret Schikayliyeh. B. Minaret Soliman des Prachtliebenden. C. Minaret Raisiyah. D. Minaret an der Pforte der Begrüßung. E. Minaret an der Pforte der Barmherzigkeit.

F. Porticus Abd ül Medschids. G. Pforten der Frauen, Bab el Nisa. H. Pforte des Erzengels Gabriel, Bab Dschibraïl. I. Pforte des Grußes, Bab el Salam. K. Pforte der Barmherzigkeit, Bab el Rahma.

1. Innere Gegenmauer. 2. Gänge durch die Gegenmauer. 3. Nische des Sultans Soliman. 4. Gebetkanzel des Propheten. 6. Nische Osmans. 7. El Hedschra, das Gemach, in welchem der Prophet starb und begraben wurde; ist ein unregelmäßiges Viereck von etwa 50 Fuß. 8. Gang, welcher die Gräber umgiebt. 9. Pforte El Muwajiha, durch welche man zur Hedschra gelangt. Zu dieser führte auch die Pforte 10. der Reue; 11. die syrische Pforte und 12. die Pforte der Fatime. 13. Grab des Propheten. 14. Grab Abu Bekr's. 15. Grab Omar's. 16. Leere Grabstätte, welche für die Aufnahme des Isa ben Miriam (Jesus) bestimmt ist. 17. Makam Sayyidna Jesu, Platz unseres Herrn Jesus. 18. Fenster des Propheten, Schubak el Nebi. 19. Fenster Abu Bekr's. 20. Fenster Omar's. 21. Hier stieg der Engel Gabriel herab. 22. Grab der Fatime. 23. Platz, wo die Verschnittenen sich aufhalten. 24. Stelle, an welcher unablässig der Koran gelesen wird. 25. Die Pfeiler El Mokhallak. 26. Der Pfeiler Ayischa's. 27. Der Pfeiler der Flüchtlinge. 28. Der Pfeiler der Reue. 29. Der Mokabbariyeh, die Stelle, an welcher in der Moschee das Gebet verkündet wird. Die mit Punkten bezeichneten Linien sind der Umgang Mowajihat el Scherifeh; bei den stärkeren Punkten sind Stationen, wo man anhält.

Die Mesdschid el Nebawi bildet ein Parallelogramm von ungefähr 420 Fuß englischer Länge und 340 Fuß Breite und ist in der Richtung ihrer größten Länge nach Norden und Süden orientirt. Sie hat, gleich allen Moscheen, einen großen von Gallerien umschlossenen Hofraum; diese werden von mehreren Pfeilerreihen getragen und erinnern an die Kreuzgänge mancher italienischen Klöster. Diese Säulengänge sind nicht hoch und von einer großen Menge halbrunder kleiner Kuppeln überwölbt; in Spanien bezeichnet man dergleichen als media naranja, weil sie die Gestalt einer halben Orange haben. An der Nordseite des Hofes lehnt sich an die Umfassungsmauer ein Säulengang, genannt Medschid Riwak, weil der Bau desselben vor einigen Jahren vom Sultan Abd ül Medschid begonnen wurde. Der Stärke der Säulen nach zu schließen, mit welchen er geziert werden soll, ist es darauf abge-

sehen, alle andere in Schatten zu stellen, man befürchtet aber in Medina, daß er, in Anbetracht der bedenklichen Lage des türkischen Reiches, unvollendet bleiben werde. Die beiden Säulengänge, welche im Westen und Osten den großen Hofraum einschließen, werden nach den beiden zunächstliegenden Pforten (Bab el Rahma und Bab el Nisa) benannt. Der Porticus im Süden ist ungleich größer als die übrigen, hat auch mehr Säulenreihen, und bildet den wichtigsten Theil des Tempels, weil er die vorzugsweise heiligen Stätten umschließt. Man nennt ihn El Rauzah, den Garten, weil er sich dort befindet, wo der Prophet seinen Garten hatte. Diese vier Säulengänge haben auf der Außenseite Arcaden, im Innern ruhen sie auf Pfeilern, die an Stoff und Form sehr verschieden sind; manche sind ganz plump, andere ungemein zierlich, viele von Porphyr, andere mit Gyps überzogen. Der südliche Porticus hat ein Pflaster von schönen Marmorplatten und Mosaik. Auf diesen liegen Strohmatten, worüber man Teppiche ausbreitet, die sehr bald von den zahlreichen Gläubigen abgenützt werden. Den Tempeleunuchen liegt es ob, diese Teppiche rein zu fegen, sie treten aber manchmal für Geld und gute Worte den Besen an fromme Pilger ab. So viel kann ich versichern, daß der Eifer der Eunuchen und der Pilger nicht ausreicht, um gewisse lästige Insekten zu entfernen.*)

Doch ich finde keine Zeit zum Kritisiren, denn Scheich Hamid deutet mir durch einen Wink an, daß ein Zaïr sich um ganz andere Sachen zu bekümmern habe. Er geleitet mich an die Pforte des Grußes und bahnt uns mit sanfter Gewalt einen Weg durch eine Schaar von Bettlern. Auch fragt er mich, ob ich mich vollständig gereinigt habe; wenn das nicht der Fall sei, müsse ich meine Abwaschung an dem Brunnen vornehmen, welcher sich in der Mitte des großen Hofes befindet. Wir steckten nun unsere Hände in den Gürtel, und zwar so, daß die innere Fläche der Rechten die äußere Fläche der Linken bedeckt; wir haben also die Stellung zum Gebet, setzen den rechten Fuß voraus, wandeln langsam im Mowajibat el Scherifeh und dann in einem Gange, welcher in gleichem Striche mit der südlichen Mauer läuft. Der Scheich geht mir zur Rechten und spricht laut ein Gebet, das auch ich hersage.

---

*) Schon Burckhardt hat über die ungeheure Menge von Flöhen geklagt, von welchen es im Heiligthume wimmele.

„Im Namen Allahs und im Glauben an Allahs Propheten! O Herr, laß mich eingehen durch den Eingang der Wahrheit und laß mich ausgehen durch den Ausgang der Wahrheit. Gestatte, daß ich Dir nahe und mache mich zu einem siegreichen Sultan über die Welt, über das Fleisch und über den Teufel.“ Dann folgen die üblichen Segenswünsche für den Propheten, und mit folgenden Worten schließt dieses Gebet: „O Allah, öffne mir die Pforten Deiner Gnade und beschütze mich vor dem Teufel.“

Inzwischen hatten wir etwa zwei Drittheile des Mowajihat el Sherifeh zurückgelegt. Uns zur Linken befand sich eine mannshohe Nebenmauer die mit Arabesken bemalt ist und vier kleine Oeffnungen hat. In diese innere Mauer sind eingelassen, erstens die Nische Soliman des Prachtliebenden (Mirab Sulaymanni), die aus Konstantinopel nach Medina geschickt worden ist; zweitens die Kanzel des Propheten (Mambar el Nebawi); drittens die Nische des Propheten (Mirab el Nawabi). Die beiden Nischen bestehen aus einer wunderschönen Marmormosaik; die Kanzel wird von einer anmuthigen Gruppe schlanker, mit hübschen Zeichnungen arabeskenartig verzierter Säulen gebildet; die darauf befindlichen Inschriften sind meisterhaft eingegraben. Wir gingen nun durch die dritte dieser kleinen Pforten und waren alsbald in dem berümhmten Garten. Der Prophet sagt: „Zwischen meinem Grabe und meiner Kanzel befindet sich ein Garten der Gärten des Paradieses“. Im Norden und Westen hat dieser Platz keine Einfassung; im Süden wird er von der Gegenmauer begrenzt, durch deren Pforten wir gekommen waren, im Osten ist er von dem Gitter umschlossen, welches um das Grab und dessen Zubehör läuft. Mich führte mein Mosawwer in diesen „Garten“; er stellte mich genau zwanzig Schritte von der Lehrkanzel des Propheten und hieß mich eine halbe Wendung gen Süden machen, damit mein Antlitz die Richtung nach Mekka hin erhalte. Auf dieser Stelle sprach ich mein Nachmittagsgebet, warf mich zwei Mal zu Ehren des Tempels nieder, und wir beteten die Kapitel 109 und 112 des Koran.*)

*) Die Sure 109, überschrieben „die Ungläubigen“, ist geoffenbart worden zu Mekka und lautet: „Sprich: O ihr Ungläubige, ich verehre nicht das, was ihr verehrt, und ihr verehrt nicht, was ich verehre, und ich werde auch nie verehren das, was ihr verehret, und ihr werdet nie verehren das, was ich verehre. Ihr habt eure Religion und ich die meinige.“ Diese Sure wurde geoffenbart, als einige Araber von Mohammed verlangten, er solle ein Jahr lang ihre

Um Allah dafür zu danken, daß er mir im Voraus beschieden habe, den heiligen Ort zu besuchen, mußte ich mich niederwerfen. Das ist der Augenblick, wo Almosen gegeben werden, und ich sah mich flugs von Bettlern umringt, welche ihre Sacktücher ausbreiteten und einige Kupfermünzen hinlegten; dadurch wollten sie offenbar meine Freigebigkeit aufstacheln. Ich wußte im Voraus, daß zudringliche Bettler mich belästigen würden, und hatte deshalb meine Vorkehrungen getroffen. Ehe wir Hamids Haus verließen, mußte Mohammed für zwei Dollars kleines Geld einwechseln; dabei schärfte ich ihm ein, daß er mit diesen Almosen ausreichen müsse. Ich verwies also die Bettler an meinen Säckelmeister, der hinter mir ging, kehrte meine leeren Taschen um, und besah mir nach wie vor den Garten.

Dieser Rauzah ist der Theil der Moschee, welcher am besten im Stande gehalten wird, und doch kann man ihm weiter nichts zum Lobe nachsagen, als daß er nothdürftig einer italienischen Kirche zweiten Ranges gleicht. Er ist rechtwinkelig, etwa achtzig Fuß lang und nicht ganz die Hälfte so breit. Damit er an einen Garten gemahne, hat man ihn armselig verziert; in die Teppiche sind Blumen eingewirkt, das Untergestell der Säulen ist mit grünbemalten Ziegeln bekleidet, selbst die Schäfte sind bis zu Mannshöhe mit plumpen Malereien bekleckst, welche Pflanzen und Baumschlag darstellen. Der Vicekönig von Aegypten hat für den „Garten" einige schöne Krystallleuchter, londoner Fabrikat, hergeschenkt, sie passen aber gar nicht zu den grünen Verzierungen. Einen bessern Eindruck machen schon die mattgeschliffenen Fensterscheiben in der südlichen Mauer. Durch sie fällt das Tageslicht bis zu dem schönen grünen, vergoldeten Gitter, mit welchem das Grab umgeben ist; von weitem glaubt man einen großen Vogelkäfig zu sehen. Aber wenn am Abend das Licht der Kerzen und Lampen auf die vielen Pilger fällt, welche in Festgewänder gekleidet sind, und wenn die Vornehmen der Stadt ernst beisammen sitzen, um Allahs Ge-

---

Götter verehren, dann wollten sie eben so lange seinen Gott verehren. Dieses Kapitel (Surat el Kafirnu) muß ein Muselmann hersagen, den man für betrunken hält. Man sieht, daß die einzelnen Sätze sich von einander nur dadurch unterscheiden, daß dieselben Worte eine verschiedene Reihenfolge haben; ein Betrunkener wird sie in den meisten Fällen verwechseln. — Die 112te Sure lautet: „Sprich: Gott ist der einzige und ewige Gott. Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich."

bote verkündigen zu hören, dann empfängt man einen wahrhaft religiösen Eindruck. Auch muß man solche Dinge aus dem Standpunkt und aus den Gefühlen der Muselmänner beurtheilen, und ein Reisender muß tief vom Orient durchdrungen sein, wenn er in diesem „Garten“ zu Medina finden soll, was der Baumeister ihn glauben machen will, nämlich einen Garten.

Die Hedschra oder das Gemach, heißt so, weil Ajischa, die Lieblingsfrau des Propheten, darin wohnte; es bildet ein unregelmäßiges Viereck von etwa vierzig bis fünf und vierzig Fuß Seitenlänge und ist durch einen mehr als zwanzig Fuß breiten Gang völlig von der Umfassungsmauer getrennt. Man nimmt an, daß im Innern des Gemaches drei gleichförmige Gräber sich befinden, die von Osten nach Westen gerichtet sind, aber von Süden nach Norden staffelweis zurücktreten, so wie es auf unserm Holzschnitte verzeichnet ist. Der Behauptung einiger Schriftsteller zufolge sind diese Denkmäler mit einer Steinmauer umgeben, andere sagen, es sei nur ein Holzgitter ohne Thür vorhanden. Darüber kann man jedoch nicht ins Reine kommen, weil dieser Verschlag durch einen dichten Vorhang verhüllt wird; so nimmt sich denn das Ganze etwa aus wie ein großes, ganz mit Vorhängen umspanntes Bett, dergleichen wir vor hundert Jahren in Europa allgemein hatten. Das äußere Gitter, dessen ich schon erwähnte, ist durch einen engen finstern Gang von der innern Umfassung, die er umgiebt, völlig getrennt. Dieses Gitterwerk ist grün bemalt, um an den Garten des Propheten zu erinnern; auf diesem Grün heben sich mehrere Inschriften mit ihren goldenen Buchstaben lebhaft ab. Sie enthalten das Glaubensbekenntniß, Zeugnisse für Gottes Einheit und andere religiöse Sprüche. Durch dieses Gitter darf kein Neugieriger dringen, es hat aber vier Eingänge, nämlich die Mowajihatpforte im Süden, jene der Fatime im Osten, die Pforte der Reue im Westen und die syrische Pforte im Norden. Die drei ersten werden stets verschlossen gehalten; die vierte geht auf den dunkeln Gang hinaus, welcher beide Gitter trennt, und durch sie treten die Beamten der Moschee ein, insbesondere die Verschnittenen. Diese haben die Obhut über das Tempelgut, unterhalten die Lampen und nehmen die Geschenke an sich, welche von den Gläubigen durch drei kleine fensterartige Oeffnungen des äußern Gitters in den Gang geworfen werden. Diese Löcher sollen nur drei bis vier Ellen weit vom Kopfe des Propheten angebracht sein; das westliche, sagt man,

liege dem Grabe Mohammeds gerade gegenüber; deswegen heißt es auch Schuback el Nebi oder Fenster des Propheten. Das zweite und das dritte hat man nach Abu Bekr und Omar benannt, weil sie den Gräbern dieser beiden ersten Chalifen gerade gegenüber liegen.

Ueber der Hedschra erhebt sich die große grüne Kuppel und oberhalb derselben prangt ein riesiger Halbmond auf einer Reihe vergoldeter Kugeln. Die glühende Einbildungskraft der Muselmänner sieht über diesem Gipfel des Heiligthums eine himmlische Lichtsäule, welche drei Tagereisen weit sichtbar ist, und dem Pilger die Richtung nach der heiligen Stadt und deren Lage andeutet. Allein es ist nicht Vielen vergönnt, dieses Zeichen zu schauen; nur wer sich zu vollk mmener Heiligkeit emporgearbeitet hat, und dessen Sinne so fein geworden sind wie seine geistigen Gesichte, wird erfreut durch den Glanz dieses göttlichen Lichtes.

Als wir uns beim Schuback el Nebi befanden, blieb Hamed sechs Fuß vom Gitter entfernt stehen, wandte sein Gesicht dem Grabe zu, erhob seine Hände wie zum Gebet, das er halblaut sprach, nachdem er mich aufgefordert hatte, ihm die Worte mit Verehrung, Furcht und Liebe nachzusprechen.

„Friede sei mit Dir, o Prophet Allahs! Mit Dir seien die Gnade Allahs und dessen Segnungen. Mit Dir sei Friede, o Allahs Freund! Mit Dir sei Friede; Du bist das Beste, was Gott geschaffen hat. O Prophet Allahs! vor Dir erscheinen Wanderer, die aus fernen Ländern gekommen sind; sie reiseten bei Tag und bei Nacht, unter Beschwerden und Gefahren, aber mit dem brennenden Verlangen, Dir zu danken für das, was sie Dir schulden, und die Wohlthat Deiner Verwendung (Dazwischenkunft, Fürbitte) zu erlangen.*) Denn unsere Sünden haben uns das Rückgrat gebrochen, und Du wirst für uns einschreiten bei ihm, der da heilt. Und Allah hat gesagt: obgleich sie sich selbst Unrecht zugefügt haben, so sind sie doch zu Dir gekommen, und haben Dich gebeten, daß Du Vergebung für sie auswirkest, und sie haben gefunden, daß Gott erbarmungsvoll ihre Reue annimmt. O Prophet Allah's!

*) Diese Dazwischenkunft Mohammeds, die von den rechtgläubigen Muselmännern in Anspruch genommen wird, ist ein Hauptgrund der Spaltung zwischen ihnen und den Wahhabis, welche die Vermittelung eines Menschen zwischen Gott und der Creatur für gotteslästerlich halten.

Vermittlung, Vermittluug, Vermittlung. O Allah, segne Mohammed und dessen Familie."

„Bei Dir, Du Prophet Gottes, lege ich mein Glaubensbekennntniß ab, das unwandelbar ist von heute bis zum Tage des Gerichtes. Es giebt keinen andern Gott als Allah, und unser Herr Mohammed ist sein Diener und sein Prophet. Amen. O Herr der Welten!"

Nach diesem Gebet mußte ich das Fathah (die erste Sure des Koran) hersagen, einmal für mich und einmal für meinen alten Scheich in Kairo, dem ich es versprochen hatte. Ich betete es „im Namen Allahs des Barmherzigen, des Gütigen. Lob sei Allah, der die drei Welten geschaffen hat, er, der Barmherzige, Gütige. Nur Dich allein beten wir an und nur von Dir erflehen wir Hülfe. Leite uns auf den richtigen Pfad; auf den Pfad derer, für welche Deine Liebe groß ist, und nicht auf den Pfad derer, auf welche Dein Haß kommt oder auf welchen er schon ruhet. Amen. O Herr der Engel, der Geister und der Menschen!"

Wir sagten dieses Stoßgebet im Geiste her mit erhobenen Händen, so daß die Zeigefinger gerade aus gerichtet waren, legten dann die inneren Handflächen auf das Gesicht und erfüllten den Almosenritus, der beim Besuche des Grabes für sehr wesentlich erachtet wird. Hamid trat anderthalb Schritte zur Rechten hin, ich that genau dasselbe und stellte mich der zweiten Oeffnung gerade gegenüber, also dem Fenster Abu Bekr's. Wir machten eine Bewegung mit der Hand gegen das Grab hin und wandten uns mit folgenden Worten an den Chalifen.

„O Abu Bekr, Friede sei mit Dir, mit Dir, Abu Bekr, dem Getreuen! Friede sei mit Dir, dem Chalifen des Propheten Allahs über sein Volk! Friede sei mit Dir, dem Gefährten (Mohammeds) in der Höhle und seinem Freund auf der Reise! Friede sei mit Dir, o Banner der Flüchtigen (von Mekka) und der Hülfsgenossen (von Medina). Wir bitten Gott, daß er uns sterben lasse in Deiner Freundschaft." Und dergleichen mehr.

Noch ein Schritt weiter zur Rechten, und wir standen vor dem Fenster Omars, das am weitesten nach Morgen hin liegt. Wir machten abermals eine Bewegung mit der Hand und sprachen: „Friede sei mit Dir, Omar! O Du, der Gerechte; o Du, der Fürst der wahren Gläubigen" und so fort. Scheich Hamid entfernte zwei Bettler, die mir auf Tritt und Schritt folgten, und führte

mich dann zum kleinen Fenster des Propheten, in welches ich hineinsehen konnte. Jetzt wurde mein ganzes Benehmen aufmerksam und argwöhnisch überwacht, denn fanatische Perser benutzen gern diese Gelegenheit, um die Gräber der beiden Chalifen zu schänden, welche Ali's Nebenbuhler waren. Durch diesen unsinnigen Fanatismus sind auch schon Unschuldige um's Leben gekommen, denn sobald die Araber Verdacht schöpfen, hauen sie alle Perser nieder, die ihnen in den Weg kommen. Ich vermuthe sogar, daß die Bewohner von Medina Gelegenheit gesucht haben, die Perser auszuplündern und ihnen Geld abzupressen, und zu diesem Zwecke friedfertige Leute, die gar keinen Unfug verübt, der Schändung jener Gräber bezüchtigt haben. Aber andrerseits steht fest, daß in Schiras ein Mann sofort für eine Art von Helden gilt, wenn er sich rühmen kann, die Gräber Ali's und Omar's beschmutzt zu haben.

Nachdem mein Auge sich an das Dunkel gewöhnt hatte, erkannte ich einen Vorhang mit drei goldenen Inschriften; sie besagten, daß hinter demselben das Grab des Propheten Allahs und der beiden ersten Chalifen sich befinde. Mohammeds Grabstätte ist durch einen Rosenkranz von Perlen und dem berühmten Kaukab el Durri bezeichnet; der letztere ist eine Constellation von Perlen, welche etwa in Brusthöhe am Vorhange befestigt ist. Man behauptet, dieser glänzende Stern sei aus Perlen und Diamanten zusammengesetzt und man hänge sie in's Dunkel, damit das Auge ihren herrlichen Strahlenglanz ertragen könne; das Volk erblickt in ihm das Juwel aller Juwele des Paradieses, ich halte aber die angeblichen Diamanten für Krystall. Doch bin ich nicht nahe genug herangekommen, um ein sicheres Urtheil fällen zu können, denn ich verspürte kleine Lust, eine ganz ungeheure Summe zu zahlen, mit welcher ich die Begünstigung, den innern Gang zu betreten, hätte erkaufen müssen. Ohnehin schien er keinerlei Merkwürdigkeit darzubieten. Uebrigens wird der Schatz der Moschee dort verwahrt, und man giebt ihn für unermeßlich reich aus; aber daran zweifle ich sehr. Er darf nur angegriffen werden, wenn es sich um die Vertheidigung des Glaubens handelt; dann mag der Sultan, als Nachfolger des Chalifen, über ihn verfügen. Der obenerwähnte Vorhang wird von Zeit zu Zeit durch einen neuen ersetzt, welchen jeder neue Sultan nach seiner Thronbesteigung schickt. Die Karawane von Damascus bringt ihn nach Medina, eben so den Kiswak oder die Grabdecke, sammt anderen Geschenken, welche all-

jährlich aus Konstantinopel für das Grab des Propheten gesandt werden. —

Burton hat also das Grab des Propheten nicht gesehen, er fand auch in Medina keinen, der aus persönlicher Anschauung ihm Kunde über dasselbe hätte geben können. Aber allgemein ist der Glaube, daß ein viertes noch leeeres Grab neben den drei anderen vorhanden, und für Isa ben Maryam, Jesus der Maria Sohn, bestimmt sei; er wird sich hineinlgen, nachdem er zum zweiten Mal auf der Erde erschienen ist. —

Nachdem ich vor Omars Grabe das Fathah gesprochen und mich in der Hedschra umgesehen hatte, führte mich Scheich Hamid um den südöstlichen Winkel des Gitters nach Norden hin zum Mahbat Dschibrail, der Stelle, wo der Erzengel Gabriel herabgestiegen war. Dort ist ein kleines Fenster in der östlichen Mauer der Moschee angebracht. Ich wandte ihm den Rücken, der Hedschra aber mein Gesicht zu, und wir beteten: „Engel Allah's, Friede sei mit euch, Cherubim und Seraphim, den reinen, den heiligen, welchen Ehre erwiesen wird von den Bewohnern Himmels und der Erden. O wohlthätiger, geduldiger, allmächtiger und barmherziger Herr! Mache unsere Erkenntniß vollkommener, vergieb uns unsere Sünden, nimm unsere Reue an für unsere Vergehungen und laß uns unter den Heiligen sterben. Engel des Herrn der Barmherzigkeit, Friede sei mit euch, einem und Allen. Die Gnade Gottes und sein Segen sei über euch!"

Dann zeigte man mir in der Hedschra die Stelle, wo Sayyidna Isa (Jesus Christus) neben Mohammed begraben werden soll. Die Muselmänner behaupten, Christus sei gar nicht gekreuzigt worden, sondern statt seiner ein Phantom; sie glauben, er werde als Vorläufer Mohammeds noch einmal auf Erden erscheinen, dieser letztere aber am Tage des jüngsten Gerichtes kommen.

Wir nahmen an der Stelle, wo die Einfassung der Hedschra eine Biegung macht, die Richtung nach Westen und kamen an die sechste Station, gegenüber dem Grabe Unserer Lieben Frau Fatime, der Tochter des Propheten. Dasselbe steht außerhalb der Umfriedigung und des Vorhanges, welcher sich vor Mohammeds Grabe befindet. In Allem, was auf Frauen Bezug hat, findet man bei den Muselmännern ein Schicklichkeitsgefühl, und Fatime wird, ihrer geistigen Reinheit wegen, als Jungfrau bezeichnet. Ich sah ihr

Grab durch eine viereckige Oeffnung, welche den schon erwähnten glich; es erschien mir wie ein langes, mit schwarzem Tuch überdecktes Leichengerüst. Es ist aber keineswegs ausgemacht, ob Fatime nicht etwa auf dem Friedhof El Bakia begraben wurde, neben ihrem Sohne Hassan; trotzdem wird ihr Grabmal in der Moschee von frommen Pilgern besucht, welche zu Ehren der liebenswürdigen Tochter des Propheten folgendes Gebet sprechen: „Friede sei mit Dir, Tochter des von Allah Gesandten! Friede sei mit Dir, Tochter von Allah's Propheten! Friede sei mit Dir, Mutter des Scheriffs (der Abkömmlinge Mohammeds). Friede sei mit Dir, Du bist die erste unter den Frauen. Friede sei mit Dir, reine Jungfrau! Friede sei mit Dir, Gattin unseres Herrn Ali! Friede sei mit Dir, Mutter Hassan's und Hosseïn's, der beiden Monde, der beiden Leuchten, der beiden Perlen, der beiden Fürsten der Himmelsjugend und der Augenweide für die wahren Gläubigen." Dann wird das Bekenntniß und das Fathah hergesagt.

Wir waren umdrängt von einer Menge Frauen, welche vor Fatime's Grabe gleichsam ihre Laren und Penaten aufgeschlagen haben, drängten uns hindurch und gelangten an das Ende des Mowajihat. Dort sprachen wir das Gebet für Hamsa und die übrigen Märtyrer, welche am Fuße des Berges Ohod begraben liegen, machten einige Schritte nach Westen hin und beteten für die Heiligen, deren irdische Hülle auf dem Friedhof El Bakia ruhet. Von da gingen wir zurück, geraden Weges nach der südlichen Mauer der Moschee, wandten unser Antlitz in der Richtung nach Mekka und beteten: „O Allah (dreimalige Wiederholung), Du guter, Du wohlthätiger; Du verzeichnest die guten wie die bösen Handlungen; Du Fürst, Du oberster Herrscher, Du unerschöpflicher Quell von Wohlthaten. Du weißt Alles, Du giebst, wenn man von Dir verlangt, Du hilfst, wenn man Deinen Beistand anfleht. Genehmige unsern Besuch, behüte uns vor Gefahren, erleichtere uns unsere Obliegenheiten, erfreue unsere Herzen und nimm unsere Anbetung entgegen. Belohne uns nach Gebühr unserer guten Handlungen und kehre unsere schlimmen Thaten nicht gegen uns. Setze über uns keinen Mann, der Dich nicht fürchtet und für uns kein Erbarmen hat. Schreibe Sicherheit und Gesundheit auf uns, und auf Deine Sklaven die Pilger und Zaïrs und auf alle Muselmänner, ob sie daheim seien oder über Land und Meer wandern. Laß Verzeihung angedeihen Allen, welche den

Glauben unseres Herrn Mohammed haben, Jedem und Allen." Darauf sagten wir abermals das Bekenntniß und das Fathah her.

Von der südlichen Mauer gingen wir wieder nach dem Fenster des Propheten zurück, um dort ein Gebet zu sprechen, das mit nachstehenden vier Versen anhebt: — „O Mustafa (Mohammed), ich stehe auf Deiner Schwelle, — Ich, ein schwacher Mensch, voll Schrecken wegen meiner Sünden; — Wenn Du mir nicht zu Hülfe kommst, Prophet Allahs — dann sterbe ich. Denn im Weltall ist Niemand so großmüthig wie Du." — „Allah und seine Engel mögen den Propheten segnen." Und nun abermals das Bekenntniß und das Fathah.

Wir gingen aus der Hedschra fort gegen Süden hin, gaben aber wohl Acht, daß wir unsern Rücken nicht dem Gesicht des Propheten zukehrten, und nahmen unsere Stellung vor der Nische Mihrab Osman. Auch hier sprach der Scheich ein langes Gebet, das ich wiederholte; es endete gleich den früheren mit dem Glaubensbekenntnisse und dem Fathah. Nun endlich kehrten wir in den Garten zurück, warfen uns dort wieder zweimal zur Erde und sprachen, wie zu Anfang unserer Stationen, die Anbetung des Schöpfers aus.

Ich habe weiter oben erzählt, daß mein Diener Mohammed vom Scheich Hamid ein Kleid geliehen hatte. Zu meinem Mißgeschick war der Rock sehr stattlich; die Agas oder Verschnittenen des Tempels sind wegen der Heiligkeit ihres Amtes sehr angesehene Leute und stets geneigt, ihrem Ansehen unter den Pilgern durch häufiges Austheilen von Stockprügeln Nachdruck zu geben. Diesen Eunuchen war die schmucke Kleidung meines Adjutanten in's Auge gefallen, und sie waren nur im Garten versammelt, um mir die üblichen Glückwünsche zu sagen, vor allen Dingen aber auch die Gaben einzufordern, auf welche sie ein Anrecht haben. Die Reihe, den Pilgertribut zu erheben, war gerade an dem Sakka, dem Wasserträger des Zemzem,*) der mir in einem kleinen Zinnnapfe das Wasser des geheiligten Quelles darbot. Dabei war ich wieder von Bettlern beiderlei Geschlechts umlagert; sie Alle, gleichviel ob alt oder jung, krank oder gesund, verlangten, in ihrer Eigenschaft als

*) Man überträgt diesen Namen, welcher dem Brunnen in der heiligen Moschee zu Mekka angehört, überhaupt auf jeden Brunnen, der in einer Moschee sich befindet.

Kinder der heiligen Stadt, Almosen vom Pilger. Meine früheren Reisegefährten hatten mich sehr gegen meinen Wunsch und Willen für einen Mann von Rang ausgegeben, und deshalb mußte ich nun standesgemäß bezahlen, während mein Säckelmeister in seinem schönen Rock einherstolzirte und auf meine Unkosten den Großmüthigen und Freigebigen spielte. Dieser erste Besuch kostete mich vier Dollars, doppelt so viel, als Mohammed hatte ausgeben sollen; und später mußte ich bei jedem Besuche der Moschee mindestens zwei Dollars an Abgaben und Almosen spenden.

Uebrigens hatte ich nun alle Pflichten eines guten Zaïr erfüllt und durfte folglich das Gebäude in allen seinen Einzelnheiten näher betrachten. Zuerst besichtigte ich die Pforte des Grusses, Bab el Salam, in der westlichen Mauer, unweit vom südwestlichen Winkel der Umfriedigung. Dieses schöne Portal ist reich mit Marmor und verglaseten Ziegeln belegt, und die auf ihm angebrachten zahlreichen Inschriften mit goldenen Buchstaben machen ganz besonders am Abend eine hübsche Wirkung. Die Thüren sind von Holz, aber mit Stahlplatten beschlagen; auch die Nägel sind von Stahl. Draußen ist ein öffentlicher Springbrunnen, an welchem Jeder, der dem Sakka am Zemzem nicht tributpflichtig werden mag, seine Reinigungen vornehmen kann. Auch an den Stufen, welche zu dieser Bab el Salam hinaufführen, treiben sich viele Bettler umher. Die Pforte des Mitleids, Bab el Rama, liegt nach der Mitte der westlichen Mauer hin; durch sie trägt man die Leichname der Gläubigen in die Moschee, wenn die Todtengebete gesprochen werden sollen. Die Pforte des Sultans Abd ül Medschid, Bab Medschidi, befindet sich in der Mitte der nördlichen Mauer, war noch nicht vollendet, wurde aber allem Anscheine nach prächtiger als alle anderen, die Bab el Salam allein ausgenommen. In der Ostmauer sind die Pforten der Frauen und des Erzengels Gabriel, Bab el Nisa und Bab Dschibraïl. Zu allen diesen Eingängen gelangt man von außen her auf einigen Stufen, denn der Boden des Tempels ist höher als jener der angrenzenden Straßen. Gleich nach dem Abendgebete werden alle Thüren geschlossen; nur während des Ramadan und der Pilgerzeit bleiben sie geöffnet, weil dann viele Gläubige auch während der Nacht an einem so heiligen Orte des Gebets, der Betrachtung und der Beschaulichkeit pflegen wollen.

Die Moschee hat fünf Minarete. Das Schikayliyeh in der nordwestlichen Ecke wurde eben damals umgebaut; jenes an der

Bab el Salam ist ein hübscher Thurm und wird von einer kolossalen Kuh von vergoldetem Kupfer überragt. Das dritte Minaret erhebt sich an der Bab el Rama; das vierte liegt im nordwestlichen Winkel der Mauer und ist auf Kosten Soliman des Prachtliebenden gebaut worden. Im südöstlichen Winkel endlich steht der Munar Raisiyeh, ein Thurm, der seine Benennung nach dem Ruasa oder Obersten der Ausrufer (Muezzins) führt. Der Ueberlieferung zufolge erhebt er sich an der Stelle, wo Belal, der Ausrufer des Propheten, auf das Dach eines ärmlichen Hauses stieg, um die ersten Muselmänner zum Gebete zu rufen. Die beiden letzteren Thürme laufen in ein gemauertes Halbrund aus; dort sind viele hölzerne Dreiecke befestigt, welche bei feierlichen Gelegenheiten glänzend beleuchtet werden. In der Zeichnung und in den Verhältnissen jener vier Minarete ist auch nicht entfernt auf Gleichmäßigkeit oder Uebereinstimmung Bedacht genommen; sie sind allerdings großartig und hübsch, erschienen mir jedoch beim ersten Anblick unschön und verschroben. Aber nachdem mein Auge mit ihnen vertraut geworden war, bemerkte ich doch, daß ihre Verhältnisse sowohl zierlich als majestätisch sind.

Muezzin.

Die Unregelmäßigkeit ist auch ein Kennzeichen der Riwaks oder Säulengänge, welche den großen innern Hof einschließen. Der nördliche Riwak, welchen der jetzt regierende Sultan hat bauen lassen, wird, sobald er ganz vollendet dasteht, mit seinen schönen Granitsäulen und dem Marmorpflaster recht ansprechend sich ausnehmen. Der östliche Riwak hat nur drei, der westliche vier Säulen- oder Pfeilerreihen, der südliche aber, in welchem die Gräber liegen, noch mehrere. Manche Säulen bestehen aus Marmor, andere dagegen sind aus gewöhnlichem Stein gehauen und mit ganz ge-

meinen Pinseleien bemalt. Die Gestalten sind eben so verschieden wie die Stoffe, kaum zwei Capitäle gleichen einander, und oft haben sie nicht einmal einen Sockel. Kurzum, wir finden Mangel an allem künstlerischen Sinne und werden für denselben durch nichts entschädigt.

Unter den zahlreichen Pfeilern sind drei in den Jahrbüchern des Islam berühmt, und fünf andere in ehrenhafter Weise erwähnt worden. Der erste heißt El Mochallak, der wohlriechende; er war einmal besudelt, dann aber feierlich mit wohlriechenden Sachen abgerieben worden. Der zweite ist berühmt als Pfeiler der Aeyischa oder Säule der Loose; denn der Prophet hat, nach dem Zeugniß seiner liebsten Gemahlin, gesagt: wenn die Menschen wüßten, wie großen Werth diese Stätte hat, so würden sie darum loosen, wer kommen solle, um dort zu beten. Der dritte Pfeiler, jener der Reue, erinnert durch seine Benennung an die Reue und Buße eines gewissen Abu Lubabah, der sich mit einer eisernen Kette an diese Säule befestigte und nicht eher wieder ablöste, als bis Allah und der Prophet seine Reue angenommen hatten. Eine andere Säule, der Pfeiler der Hütte, bezeichnet den Ort, an welchem der Prophet sich auf einen Palmenkloß setzte, um nachzudenken und zu beten, und der Pfeiler Ali's erhebt sich da, wo der vierte Chalif gewöhnlich mit seinem Schwiegervater betete und Nachtwachen hielt. Da, wo der Pfeiler El Tahajjud steht, breitete Mohammed seinen Teppich aus, um während der Nächte zu beten. Endlich heißt auch eine Säule nach dem Erzengel Gabriel.

Diese vier Säulengänge sind nach dem großen innern Hofe zu offen; nach der Mitte des letztern hin umschließt ein hölzernes Gitter ein wohlbewässertes Viereck, das man als Garten Unserer Lieben Frau Fatime bezeichnet. In demselben stehen etwa ein Dutzend Dattelbäume, deren Früchte von den Eunuchen als Geschenk an den türkischen Sultan und an einige andere hochgestellte Muselmänner geschickt werden. Unter diesen Palmen bemerkt man die ehrwürdigen Ueberreste eines sehr alten Elsbeerenbaumes, dessen Blätter und Früchte für schweres Geld verkauft werden. Gärten dieser Art findet man bei sehr vielen Moscheen; davon hatte ich mich schon in Kairo überzeugt; sie erscheinen auch als Zugabe für die Tempel „dessen, der über die Erde Blumenteppiche ausgebreitet hat und aus dürrem Boden grünen Schatten zieht.“ Auch soll der Prophet gesagt haben: „eine Andacht im Garten oder unter Fruchtbäumen ist ganz besonders empfehlend.“

Im südwestlichen Winkel der Umfriedigung liegt, unter einem von Pfählen getragenen Dache, der Zemzem, den man gewöhnlich Brunnen des Propheten nennt (Bir el Nebi); mehrere Schriftsteller behaupten, er erhalte sein Wasser aus der Quelle unter dem Grabe des Propheten. Die Gelehrten legen aber diesem Brunnen und dem Garten der Fatime eben keinen besondern Grad von Heiligkeit bei. Zwischen dem Zemzem und der östlichen Säulenhalle wird Schule gehalten. Morgens und Abends, vor und nach der heißen Tageszeit finden sich die Lehrer ein und richten die muselmännische Jugend mehr zum Disputiren als zum Raisonniren ab. Südlich vom Palmengarten ist ein beweglicher Verschlag, der aus grün angestrichenen Brettern besteht; er bildet eine Schranke zwischen den Andächtigen und dem Iman, wenn dieser im Hofe betet. In der nordwestlichen Ecke der Umfriedigung steht ein riesengroßer kupferner Armleuchter. Das sind die Merkwürdigkeiten in der Moschee des Propheten.

Der Schatten des Abends senkte sich herab. Wir verließen den Tempel und gaben wohl Acht, beim Hinaustreten den linken Fuß voranzusetzen.

Jeder aufrichtige Muselmann glaubt zuversichtlich, daß Mohammeds Leiche in der Hedschra ruhe; ich meinerseits halte aber die Sache für sehr zweifelhaft. Ich möchte daran erinnern, daß gleich nachdem der Tod des Propheten angezeigt wurde, ein großer Tumult sich erhob; das Volk hielt ihn für unsterblich und wollte an sein Ableben nicht glauben. Bedrohete doch selbst Omar Jeden mit dem Tode, der da behaupte, der Prophet sei gestorben. Als Mohammeds Leiche kaum erkaltet war, entstand über seine Nachfolge ein heftiger Streit zwischen denen, die mit ihm aus Mekka geflohen waren, und den medinesischen Hülfsgenossen. Noch am Abend seines Todes war das Haus Ali's und der Fatime, das dicht neben der Stelle des gegenwärtigen Grabes lag, von einer Feuersbrunst bedroht, während gleichzeitig Abu Bekr's Wahl zum Chalifate stattfand. In den ersten Jahren nach Mohammed's Tode, wußte der Islam nichts von der Gestalt seines Grabes, und seit jener Zeit befinden sich die Schriftsteller über diesen wichtigen Punkt in Widerspruch. Die Priester und Verschnittenen der Moschee behaupten, daß Jeder erblinden müsse, der dem Grabe sich allzusehr nähere, und diese Fabel scheint mir zu dem Zweck ausgesonnen zu sein, dem gemeinen Volk eine wichtige Lücke zu verdecken.

Künftige Forscher mögen über diese Angelegenheit vollständig ins Klare zu kommen versuchen. Die Geschichte hat die Thatsache, daß Mohammed dort begraben sei, angenommen, wenn aber der Volksglaube verdächtig erscheint, und die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein Betrug mit unterlaufe, dann verdient solcher Verdacht immerhin Beachtung.

Burton erörtert ausführlich die Geschichte der Moschee zu Medina. Beim Bau derselben hat Mohammed selbst Hand angelegt, er war sehr oft bei der Arbeit zugegen, unterhielt sich mit seinen Getreuen, unterwies und tröstete die Armen. In der Nähe standen die Wohnungen seiner Frauen, seiner Verwandten und genauesten Freunde. Dort betete er, vernahm den Asan, Aufruf zum Gebet, der vom Dache herab erschallte, denn Minarete kannte man damals noch nicht; dort empfing er auch sowohl die Gesandten der Fürsten, wie die Himmelsbotschaften, welche der Erzengel Gabriel ihm überbrachte. Wenige Schritte von diesem geheiligten Orte hat er seinen Geist ausgehaucht und, der Sage zufolge, fand er auch dort sein Grab.

Mohammed hat während seiner zehn letzten Lebensjahre in Medina sich aufgehalten. Er starb an einem Montag, wie Einige sagen um neun Uhr Morgens, nach Anderen um Mittag, am zwölften Tage des Monats Rabia el owwal, im elften Jahre der Hedschra. Seine Angehörigen berathschlagten darüber, wo man ihn begraben solle; da sagte sein Schwiegersohn Ali, er müsse in Medina ruhen, und sein Schwiegervater Abu Bekr bezeichnete als Grabstelle Aeyischa's Gemach, weil Mahommed einmal gesagt habe, Propheten und Märtyrer müßten immer an der Stelle begraben werden, wo sie gestorben seien. So setzte man denn ihn unter dem Bette, auf welchem er gestorben war, in die Erde; das geschah von Ali und den beiden Söhnen des Abbas, der ein Oheim des Verstorbenen gewesen; diese gruben das Grab.

Seit Mohammeds Tode hat die Stadt Medina an sich weiter kein Interesse mehr; sie hat nur noch Bedeutung durch ihre Moschee, an welche sich ihre Geschichte knüpft. Die heilige Stadt wechselte oftmals ihre Gebieter; sie fiel in die Gewalt der Chalifen, in jene der Scherife von Mekka, der Sultane von Konstantinopel, der Wahhabis und der Aegypter. Jetzt steht sie wieder unter der Hohheit des osmanischen Großherrn, der aber allgemach einsieht, daß in unseren Tagen der bloße Titel eines „Dieners der heiligen Stätten“

mit einem unverhältnißmäßig hohen Preise bezahlt werden muß. Die Türken haben große Noth, ihre Herrschaft und Gewalt im Hedschas aufrecht zu erhalten; ihre Truppen werden schlecht besoldet, und die Beamten sind nicht im Stande, das widerborstige Volk der Araber im Zaume zu halten. Auch zahlt die Pforte die Jahrgelder nur sehr unregelmäßig. Ehemals waren die heiligen Stätten im Besitz zahlreicher Güter, sowohl in Aegypten wie in andern mohammedanischen Ländern; aber die ägyptischen Güter nahm Mehemed Ali vor mehr als dreißig Jahren in Beschlag und zahlte dafür einen unbedeutenden Zins, welchen seine Nachfolger nicht einmal genau und rechtzeitig abtragen. Der Sultan hat die bedrängte Lage des osmanischen Reiches zum Vorwand genommen, um sich die Moscheengüter anzueignen, und so sind nun Medina und Mekka lediglich auf die Einkünfte verwiesen, welche aus den Beisteuern der Pilger oder aus gelegentlichen Geschenken mohammedanischer Fürsten und Gläubigen verschiedener Länder fließen. Dadurch wird ihre Abneigung gegen die hohe Pforte von selbst erklärlich. Sie würden sich gern in Masse erheben, um die alten Freiheiten ihres Landes zurück zu erobern, aber der Eigennutz hält sie zurück, weil während des Krieges der Besuch der Pilger, also die Haupteinnahmequelle, ins Stocken gerathen müßte. Ich erfuhr übrigens aus zuverlässiger Quelle, daß die Wahhabis schon den Tag erwarten, in welchem sie einen neuen Kriegszug beginnen, um die heiligen Städte von dem Schmutz zu säubern, der sie jetzt verunreinige; sie meinen nämlich das Gold und Silber.

Also am ersten Bau der Moschee zu Medina hat Mohammed selbst mitgearbeitet, aber seitdem ist sie fünf Mal erneuert worden. Das gegenwärtige Gebäude ist, mit Ausnahme der Anbaue und Ausbesserungen, welche Soliman der Prachtliebende im sechszehnten Jahrhundert unternahm, von Kaid Bey im Jahre 888 der Flucht, also 1484 nach Christi Geburt, aufgeführt worden. Dieser Herrscher war der neunzehnte Sultan der ägyptischen Mamelukendynastie. Die Wahhabis nahmen Medina 1803 ein, raubten die Kostbarkeiten aus der Moschee, ließen jedoch diese im Uebrigen unbeschädigt und zogen auch den heiligen Vorhang vor dem Grabe des Propheten nicht weg; das Denkmal ist also unversehrt geblieben. Auch hat der Scherif von Mekka einen großen Theil der Kostbarkeiten den Wahhabis wieder abgekauft und der Moschee zurückgegeben; die Würdenträger und Diener aller Rangstufen sind auch jetzt noch vollzählig

und beziehen ihren Sold von der Pforte. So behielten die Bewohner Medinas die Aemter und Beschäftigungen, welche ihnen seit uralter Zeit obliegen. Sehr vortheilhaft ist für sie namentlich das Führeramt, welches sie bei zugewanderten Muselmännern versehen, das eines Mosawwer. Dieser begleitet den Pilger, giebt ihm bei allen religiösen Uebungen die erforderliche Anweisung und beherbergt ihn. So knüpft sich zwischen dem Mosawwer und dem Zaïr, der oft ein reicher Mann aus Konstantinopel oder Kairo ist, ein dauerndes Band. Der Letztere sendet in manchen Fällen seinem Führer in der heiligen Stadt Geschenke, und kommt dieser als Reisender an seinen Wohnort, so muß er ihn in seinem Hause aufnehmen und ihm auf alle Weise hülfreich an die Hand gehen.

Es ist für den Zaïr, welcher Medina besucht, strenge Pflicht, die drei Hauptstellen in der Nähe der Stadt zu besuchen. Zuerst die Moschee von Kuba. Sie ist die allerälteste des Islam, und wurde von Mohammed an dem Orte gegründet, wo freiwillig die Kameelstute anhielt, die er auf der Flucht aus Mekka ritt, um in Medina eine Zuflucht zu suchen. Zweitens der Berg Ohod. Er verdankt seine Heiligkeit der Höhle, in welcher der Prophet Schutz fand, als seine Feinde ihn verfolgten, und der Schlacht, welche Mohammed im dritten Jahre nach der Flucht mit nur siebenhundert Muselmännern gegen dreitausend Ungläubige gewann. Auf den Gipfel dieses Berges verlegt die Ueberlieferung das Grab Aarons, bei welchem eine Moschee sich erhebt. Drittens der Friedhof El Bakia. Er ist für die Bekenner des Islam ungefähr, was für die Christen die Katakomben in Rom sind. Nicht weniger als hunderttausend Heilige und Blutzeugen der Wahrheit sollen dort begraben liegen. Unter ihnen befinden sich der dritte Chalif, Osmar, die Amme des Propheten, seine fünfzehn Frauen und sein Sohn Ibrahim, welchen er mit eigenen Händen zur Erde bestattete.

Burton erfüllte bei den obenerwähnten drei Heiligthümern alle Pflichten eines gläubigen Pilgers; es giebt aber außer denselben noch vierzehn andere Moscheen, welche bei den Muselmännern in hoher Verehrung stehen. Weil aber der Besuch derselben mit Kosten verknüpft ist, so verzichtete der Reisende auf ihn um so eher, da sie ihm keine besonderen Merkwürdigkeiten dargeboten hätten.

Fünftes Kapitel.

Die Stadt Medina und ihre Bewohner. — Die Dattelgärten von Kubah und der Berg Ohod.

Ueber die Grenzen des Hedschas giebt es, weil die Natur dergleichen nicht gezogen hat, verschiedene Ansichten; Burton meint, es sei zweckmäßig, sie derart zu ziehen, daß sie das ganze „heilige Land" umfassen und demnach von Yambo im Norden bis Dschidda im Süden reichen; die Linie im Osten könne man dann durch Medina, über Suwarkiyeh, Dschebel Kora und den Berg Taïf ziehen. Demgemäß würde das Hedschas ein unregelmäßiges Parallelogramm bilden, von etwa 250 englischen Meilen in der Länge und 150 Meilen in der Breite. Das Wort soll „Schranke" bedeuten, entweder zwischen Nedschd und Tehama, oder zwischen Yemen und Syrien, oder auch „vereinigt, zusammengebunden," nämlich durch Gebirge. Niebuhr rückt die Südgrenze bis Hali, einer kleinen Stadt südlich von Gunfoda. Die Beduinen unterscheiden das Niederland als Tehamat el Hedschas, die Seeküste, von dem höher liegenden Land oder eigentlichen Hedschas.

Medinet el Nebi, die Stadt des Propheten, gewöhnlich der Kürze halber El Medina, die Stadt, genannt, liegt am Rande des Nedschd auf der weiten Hochebene, welche Centralarabien bildet. Etwa drei englische Meilen nach Norden hin liegt der Berg Ohod, und noch ein wenig weiter der Saur; sie sind die letzten

Leipzig. A. Edelmann.

Ansicht von Medina.

Digitized by Google

Rippen des aus Granit gebildeten Rückgrates, das, vom Libanon in Syrien bis in die Nähe von Aden und von dort bis nach Maskat sich erstreckend, gleichsam die Einfassung des arabischen Trapeziums bildet. Im Südwesten wird die Ebene durch Hügelreihen von Basaltschlacken und dem Dschebel Ayr begrenzt, der, gleich dem Ohod, etwa drei Meilen von der Stadt entfernt liegt. Westwärts steht die Moschee Zu'l Halifah, nach Osten hin ist keine natürliche oder künstliche Landmarke vorhanden, man zieht deshalb eine unregelmäßige Linie, welche einen unregelmäßigen Ring bildet; dieser hat einen Durchmesser von zehn bis zwölf englischen Meilen und die Stadt bildet den Mittelpunkt. Das ist das Heiligthum. Geographisch betrachtet ist allerdings die Ebene im Osten durch eine schmale Linie niedriger schwarzer Hügel begrenzt; durch diese zieht die Darb el Scharki oder die östliche Straße durch Nedschd nach Mekka. Die Hochebene ist ganz offen und, so weit das Auge blickt, durchaus flach.

Medina reicht ohne Zweifel hoch in's Alterthum hinauf und verdankt sein Gedeihen einem Zusammentreffen von mancherlei Umständen, wie es in Arabien nicht gerade häufig ist. Es hat Lehmerde zu Backsteinen und Kalk in Menge. Die Stadt liegt an dem sanften Abhang der Ebene und hat Wasser; die südlichen und südöstlichen Mauern der Vorstadt werden manchmal von heftigen Sayl oder Gießbächen eingerissen, die nach starkem Regen vom westlichen wie vom westlichen Oberland herabströmen. Wasser ist, wie gesagt, in Menge vorhanden, aber selten von guter Beschaffenheit. Von den Brunnen, welche in den Tagen des Propheten vorhanden waren, zählt man jetzt noch sieben; der zweite Chalif, Omar, soll eine Wasserleitung gebaut haben. Jetzt erhält die Stadt Wasser aus der Quelle Ayn el Zarka, der blauen Quelle, welche am Fuße des Berges Ayr oder wohl richtiger in den Dattelgärten von Kuba entspringt und durch einen etwa dreißig Fuß unter der Erde liegenden Kanal herabfließt; an einigen Stellen liegt das Wasser offen. In der Stadt selbst sind viele Brunnen, und man findet in zwanzig Fuß Tiefe fast überall Wasser, das aber theils salzig, theils bitter ist.

Der Prophet sagte: Wer die Kälte in Medina und die Hitze von Mekka geduldig erträgt, verdient Belohnung im Paradiese. Medina hat nämlich, für eine südliche Stadt, einen strengen Winter. Eis kommt zwar in der Stadt selbst nicht vor, soll aber

manchmal auf dem Ohod zu bemerken sein; im Winter unterhält man Feuer in den Häusern. Das frische Aussehen der Bewohner giebt Zeugniß für den Winter. Man fürchtet die kalten heftigen Winde aus der östlichen Wüste, obwohl dort der Ohod eine Schutz- mauer bildet; aber durch eine Lücke in den Bergen stürmen von Nordwesten her heftige Winde. Der Regen beginnt im October und hält mit kurzen Unterbrechungen den Winter hindurch an; zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sind Gewitter häufig. Dann ist der Barr el Meraka, der offene Platz zwischen Medina und den Vorstädten, überschwemmt. Regen gilt aber nicht für ungesund, sondern ist sehr willkommen, weil er für die Dattelgärten als eine Wohlthat betrachtet wird. Im Winter fällt der Regen bei Nacht, im Frühling Morgens, und im Sommer gegen Abend. Das ist in ganz Hedschas der Fall. Die Araber rechnen nur drei Jahreszei- ten, da ihnen Herbst und Winter zusammenfallen. Ich fand die Hitze in Medina sehr beträchtlich, aber die Luft war trocken und zog, so daß ich nicht von jener Schwüle bedrängt wurde, die mir in Mekka so empfindlich war. Nacht und Morgen waren kühl und thauig. Im Sommer schlafen die Leute auf den Dächern oder vor den Thüren; aber der Fremde muß dabei sehr vorsichtig sein. In der Wüste schadet die freie Luft dem Schläfer nicht, in den Städten zieht er sich dabei leicht Erkältung und Fieber zu.

Viermal ist Medina durch die Cholera (Rih el Asfar, der gelbe Wind) heimgesucht worden, aber die Pest, Taun, hat die Stadt niemals berührt. Die Blattern, Judari, scheinen in den Gestadeländern des rothen Meeres einheimisch zu sein; sie werden schon in alten arabischen Werken erwähnt und richten auch jetzt noch in Arabien und den Somaliländern manchmal große Ver- wüstungen an. In Medina sind sie den Kindern sehr gefährlich, doch werden nur manche geimpft; bei den Beduinen erliegen alte Leute den Blattern, Erwachsene selten. Augenkrankheiten kommen nur in höchst geringer Zahl vor, im Sommer tägliche und drei- tägige Fieber; sie nehmen, wenn dabei Erbrechen stattfindet, oft einen tödtlichen Ausgang. Gelbsucht und Gallenkrankheiten treten häufig auf, eben so Durchfälle, wenn das Obst reif wird. Fast Jeder- mann leidet in Medina, wie in Aegypten, an Hämorrhoiden. Filaria Medinensis (Farantit) ist nicht mehr häufig in der Stadt nach welcher sie benannt wurde, in Yambo leidet aber das Volk viel daran. Man behandelt die Krankheit gerade so wie in

Abyssinien und Indien; sobald die Geschwulst berstet und der Wurm zum Vorschein kommt, wird er um ein Holzstückchen gebunden und nach und nach herausgewunden. Wasserscheu ist selten; der in Hedschas vorkommende Aussatz, Baras, zeigt sich in weißen Flecken auf der Haut, gilt für unheilbar, und kommt nur bei den ärmeren Klassen vor. Auf Wunden legt man Balsam von Mekka, verbindet sie und die Heilung geht leicht von statten. Wer an schweren Wunden oder chronischen Uebeln leidet, wird zu den Beduinen in die Wüste gebracht, lebt wie ein Beduine, und trinkt Kameelsmilch. Diese einfache Kur schlägt trefflich an.

Medina besteht aus drei Abtheilungen, dem Fort, der eigentlichen Stadt und der fast eben so beträchtlichen Vorstadt. Jene ist etwa halb so groß wie Mekka, ist in unregelmäßigem Oval mit Mauern umzogen und hat vier Thore. Das syrische, Bab el Scham, liegt an der Nordwestseite; das Bab el Juma oder Freitagsthor führt nach dem Begräbnißplatz und nach Nedschd; zwischen dem Schami und Jumah nach Norden ist Bab el Ziyafeh, das Nordthor, und westwärts das ägyptische, Bab el Misri; vor diesem befindet sich der Barr el Munaka. Dieses westliche und das östliche sind hübsche massive Bauwerke mit Thürmen und bunt bemalt; das Innere ist schattig. In der zur Moschee führenden Straße befindet sich der große Bazar, außerhalb desselben der Gemüsemarkt und der Getreidebazar mit vielen Kaffeehäusern. Diese Märkte werden von langen Hüttenreihen gebildet, die mit Palmblättern gedeckt sind und einen ärmlichen unsaubern Anblick gewähren. Die Ringmauer ist in gutem Stande, tüchtig und fest aus Granit und Lavablöcken aufgeführt, mit Zinnen und Schießscharten und halbrunden Thürmen. Die Straßen sind, wie es für eine solche Gegend paßt, tief, düster und eng, an einigen Stellen gepflastert, aber im Allgemeinen besteht der Boden aus festgestampfter schwarzer Erde, die mit Wasser begossen wird. Die Hauptstraßen laufen auf die große Moschee zu. Medina hat vier Hauptwakalehs, Karawanserais, die aber mehr zu Speichern, nicht, wie in Kairo, zum Wohnen benutzt werden; der Reisende muß sich in Privathäusern ein Unterkommen suchen. Das Bad Harad Zarawan ist sehr gut eingerichtet. Die Häuser sind, für eine orientalische Stadt, recht gut gebaut, mit zwei Geschossen und platten Dächern; der Baustoff besteht aus Basaltsteinen, Lehmziegeln und Palmenholz. Manche haben einen geräumigen Hof und einen

Garten mit Brunnen; vergitterte Ausbausöller sind fast allgemein, die Fenster nur Oeffnungen in der Mauer und mit Laden versehen. Während des Wahhabisturmes litt Medina viel, hat sich aber rasch wieder erholt und ist eine der hübschesten Städte im Orient. Die Zahl der Straßen mag zwischen funfzig und sechszig betragen. Von den etwa sechszehntausend Einwohnern kommen wohl neuntausend auf die innere Stadt, die übrigen auf die Vorstadt und das Fort. Letzteres konnte ich im Inneren nicht besehen, weil man mir den Eintritt verweigerte; ich hörte, es sei bombenfest und mit Kriegsbedarf wohl versehen. Die Besatzung, ein halbes Bataillon, etwa vierhundert Mann, wurde von einem Pascha befehligt, unter dem auch etwa fünfhundert kurdische und arnautische Baschi Bosuks stehen. Diese geleiten Karawanen und lassen sich in den Bergpässen von den Räuberbeduinen todt schießen.

In der Vorstadt liegen fünf Moscheen. Die Vorstädte nach Süden hin bestehen aus einer Anzahl ummauerter Dörfer, zwischen denen Felder und Gärten liegen. Die Gehöfte werden bei Nacht vermittelst starker Thorwege geschlossen.

Unter den Bewohnern stammen nur wenige von den Gefährten des Propheten ab; mir wurden nur vier Familien genannt, deren Abkunft in dieser Beziehung keinem Zweifel unterliegt. Diese sind Beyt el Ansari, deren Ahn Abu Ayub ist; diese edle Familie hat die Schlüssel zu der Kubamoschee, liefert die Imams für den Harem, ist aber nicht mehr reich. Auch aus den Beyt Abu Jud gingen Imams und Muezzins hervor; aber 1853 waren nur noch ein Knabe und ein Mädchen vorhanden, so weit war die Familie ausgestorben. Dagegen sind die Beyt el Schaab sehr zahlreich; sie gehen viel auf Reisen, treiben Gewerbe oder haben Beschäftigungen im Harem, und die Beyt el Karrani treiben vorzugsweise Handel.

Auch Ketzer wohnen in Medina. Dahin gehören die Nakhawile; das Wort bildet die Mehrzahl von Nakwali, Gärtner, einer, welcher Dattelbäume pflanzt. Ueber ihre Herkunft ist man nicht sicher; vielleicht sind sie identisch mit den syrischen Mutualis. Sie schmähen auf die beiden Scheichs Abu Bekr und Omar, ob auch den dritten, Osman, konnte ich nicht erfahren. Sie sind zahlreich und streitbar, werden aber von den Bürgern verachtet, weil sie aus ihrer Ketzerei kein Hehl machen und von niedriger Abkunft sein sollen. Sie haben ihre besonderen Geistlichen und Lehrer, sind aber

dem orthodoxen Kadi unterworfen, heirathen untereinander, und treiben Geschäfte, die für niedrig gehalten werden; sie schlachten nämlich Thiere. Sie dürfen das Harem nicht betreten, und auch ihre Leichen werden nicht durch dasselbe getragen. Uebrigens sprechen sie Arabisch wie andere Medinesen auch.

Seyds und Scherifs, Abkömmlinge des Propheten, trifft man in der heiligen Stadt in Hülle und Fülle. Im Allgemeinen ist die Einwohnerschaft von Medina ein buntes, aus allen islamitischen Völkern zusammengesetztes Gemisch. Viele Fremde lassen sich dort dauernd nieder und heirathen. Als vorherrschende Klasse kann man die Sufat betrachten, die Söhne türkischer Väter und arabischer Mütter; sie sind zahlreich und haben die einträglichsten Aemter inne. Außer den Türken findet man auch Familien, die aus dem westlichen Afrika stammen, also Moghrebiner; ferner Takruris, Aegypter in Menge, Ansiedler aus Yemen und anderen Theilen Arabiens, Syrer, Kurden, Afghanen, Daghestaner aus dem Kaukasus und einige Muselmänner aus Java, Jawi. Auch sind etwa hundert Familien aus Sindh in Medina, werden aber ihrer Feigheit halber verachtet, dagegen achtet man die Beludschen und Afghanen. Indier sind nicht so häufig wie in Mekka, dort hört man auf der Straße viel hindostanisch reden. Sie behalten ihre heimische Tracht bei, die Frauen verschleiern das Gesicht nicht und tragen sehr knapp anschließende Beinkleider. Sie werden deshalb von den Arabern verachtet, halten Läden, verkaufen Droguen und Kleider und halten sich abgesondert.

Unter den Medinesen zählt die rechtgläubige Schule der Hanifiten, wie unter den Muselmännern überhaupt, überwiegend viele Anhänger, doch sind auch einige Bürger, gleich beinahe allen Beduinen, Schafeiten. Die Bürger von Medina zahlen keine Steuern; die Beamten der Moschee beziehen Jahrgelder vom Sultan und haben Einkünfte vom Aukaf, Zins von Häusern und Ländereien, welche dem Heiligthum gehören. Ein Medani, der eine Reise machen will, wendet sich an den Mudir el Harem; von diesem erhält er einen Schein, welcher ihn berechtigt, eine nicht unbeträchtliche Summe zu Konstantinopel in Empfang zu nehmen. Dieser Ikram (Honorar) ist je nach dem Range des Empfängers verschieden, denn die Bürger sind in dieser Beziehung in vier Klassen getheilt. Die Sedat (Plural von Seyyid, den Nachkommen Hassan's und Hosseïn's) und Imams haben Anspruch auf zwölf

Beutel, etwa sechszig Pfund Sterling. Es giebt deren an dreihundert Familien. Die Chanadan, welche offenes Haus halten und arme Fremde umsonst aufnehmen, beziehen acht Beutel; die Ahali oder eigentlichen Medani, welche Haus und Familie haben und in der Stadt selbst geboren sind, bekommen sechs Beutel; die Moschawirin, Fremden, als da sind in Medina ansässige, aber nicht dort geborene Aegypter oder Indier, erhalten vier Beutel.

Der reisende Medani meldet sich in Konstantinopel beim Wakil el Haremayn, den man als einen Consul bezeichnen könnte. Dieser „Agent der beiden heiligen Städte" wendet sich an den Nasir el Aukaf, Intendanten der Vermächtnisse, welcher das Geld bei der zuständigen Behörde erhebt und dem Wakil zusendet; von diesem erhält es dann der Reisende. Manchmal giebt er es für Vergnügungen aus, meist legt er es jedoch in Ankauf von allerlei Waaren an, zum Beispiel Frauenkleidern und Schmucksachen, Pistolen und Balas (Yataghans, türkischen Säbeln) seidenen Quasten, Bernsteinspitzen, Pantoffeln, gestickten Beuteln und dergleichen mehr. Viele Medani's finden bei reichen Leuten in Konstantinopel freie Kost und Herberge. Wer nicht selber auf die Reise geht, erwartet von Konstantinopel einen Ikram, wenn die Karawane aus Damaskus eintrifft. Ohne diese Spenden und Vortheile, welche das Heiligthum abwirft, würde Medina wenig bedeutend sein. Handel treiben gilt für ein ehrenhaftes Gewerbe; er ist aber in Medina nicht schwunghaft, die höheren Klassen machen es sich bequem, indem sie ihre Grundstücke verwalten oder Beamte an der Moschee sind Ich hörte, daß nur vier respectable Handelshäuser in Medina seien, und das reichste derselben nur ein Capital von zwanzigtausend Dollars besitze; sie machen Geschäfte in Getreide, Lebensmitteln und Tuch. Während der kühlern Jahreszeit sind immer Karawanen zwischen Medina und Kairo unterwegs; diese Reisenden sind aber nicht Kaufleute, sondern haben zumeist nur die Absicht, Konstantinopel zu besuchen. Getreide kommt von Dschidda zu Lande; die Beduinen kaufen Lebensmittel, die syrischen Pilger bringen Luxusartikel, Tabak, getrocknetes Obst, Süßigkeiten, Messer und vielerlei kleine Artikel. Alle Arbeit ist theuer; für das Ausbessern eines Regenschirms werden dem Fremden funfzehn oder zwanzig Piaster abgefordert. Die Handwerker, zum Beispiel Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Töpfer ꝛc., sind entweder Fremde, zumeist Aegypter, oder Sklaven. Der Medinese ist sehr stolz, man sagt ihm von Jugend

auf, er sei ein bevorzugtes Wesen, und wäre er selbst ein Ketzer oder Schismatiker; Allah's Rache trifft den, welcher einen Medani schimpft oder gar ihn schlägt. Er empfängt den Fremden an seinem Ladenfenster mit dem Hochmuth eines Pascha und nimmt sich kaum die Mühe, mit ihm zu reden. Mit diesem Dünkel geht Trägheit Hand in Hand; das ächt arabische Vorurtheil sitzt auch heute noch so fest, daß ein Beduine die Tochter eines Handwerkers nicht heirathet. Arbeit gilt für herabwürdigend und ist gut genug für Sklaven, und allerdings ist sie herabwürdigend, wenn man das Leben in einer Werkstatt mit jenem in der Wüste vergleicht. Schwert und Speer gelten für würdiger, als Webstuhl und Feile.

Das Leben in Medina ist kostspielig, alle Waaren sind theuer, aber die Bewohner lassen sich nichts abgehen, obwohl sie meist in Schulden stecken. In der Kochkunst haben sie, gleich den Mekkanern, viel aus Aegypten, Syrien, Persien, Indien und der Türkei angenommen; sie genießen, gleich den meisten Orientalen, sehr gern flüssige Butter. Diese „Samn" wird frisch von den Beduinen zur Stadt gebracht und ist nicht ranzig, wie in Indien. Die Dienste im Hause werden von schwarzen Sklavinnen besorgt; sie müssen nähen, kochen, waschen, fegen und Wasser holen. Ein Mädchen kostet vierzig bis funfzig Dollars, und wenn es recht geschickt ist auch wohl bis zu hundert Dollars. Sklavinnen aus Abyssinien, namentlich Gallamädchen, die sehr geschätzt werden, weil ihre Haut auch bei heißem Wetter kühl ist, sind selten; sie werden mit zwanzig bis sechszig Pfund Sterling bezahlt. Ich habe nicht gehört, daß weiße Mädchen auf den Sklavenmarkt kommen; sie sind für die Bewohner des Hedschas zu theuer, da sie schon beim Ankauf in Cirkassien mit hundert bis vierhundert Pfund Sterling bezahlt werden. Der Bazar von Medina wird nicht stark versorgt; fast alle Sklaven werden aus Mekka von den Dschellabs gebracht, die vorher schon das Beste nach Aegypten verkauft haben.

Es muß uns Wunder nehmen, daß bei einer aus so mannichfaltigem Gemisch gebildeten Bevölkerung die arabische Gesichtsbildung so sehr vorherrscht. Die Medinesen sind ziemlich hell, manchmal scheint das Roth durch die Haut; das Haar ist tief kastanienbraun, und meine Hautfarbe erregte kein Aufsehen. Die Kinder bezeichnet man wohl auf den Wangen und an anderen Theilen des Leibes mit kleinen Einschnitten, gewöhnlich je drei neben einander; aber die Maschali oder Taschrisch weichen von den drei langen

Streifen ab. In mancher Beziehung tritt der ächt arabische Typus der Beduinen von alter und edler Abstammung vor. Die Backenknochen sind hoch und stehen weit hervor, das Auge ist klein, mehr rund als lang, stechend, feurig, tiefliegend und mehr braun als schwarz. Kopf klein, Ohren hübsch geschnitten, Antlitz lang und oval, Wangen manchmal tief eingefallen; Vorderkopf hoch, knochig, breit und etwas zurücktretend, Bart dünn und dürftig, gewöhnlich zwei Büschel am Kinn und auf der Wange dünn oder gar nicht vorhanden. Das hat der Medani mit dem Beduinen gemeinschaft-

Die Araber in Medina.

lich; in anderm weicht er ab. So ist z. B. sein Temperament nicht rein nervös, sondern hat eine cholerische und lymphatische Beimischung; die Wangen sind oft voller als beim reinern Stamme, die Lippen voller und sinnlicher, die Jochbeine ragen weit hervor, das Gesicht ist breiter, die Glieder sind knochiger; auch trifft man in der Stadt stärkere Bärte. Manche junge Medinesen scheeren sogar den Bart ab, weil er doch nie so hübsch und voll wird wie bei Türken und Persern, oder sie färben ihn. In Betreff der Kleidertracht herrscht viel Prunk; angesehene Leute tragen einen Benisch oder eine Jubbah, letztere von knallenden Farben. Der lange Rock

ohne Aermel; Badan, welcher in ächt arabischen Gegenden noch immer getragen wird, kommt in Medina nur bei niederen Klassen vor. Der häßliche und unzweckmäßige Tarbusch (die sogenannte tunesische Kappe, Fes) ist häufig, aber die Araber wickeln einen Turban um ihn. Die Frauen kleiden sich hübsch und geschmackvoll. Im Hause tragen sie ein Sudameyriyeh, Schnürleibchen von Kattun oder einem andern Stoff, ähnlich dem indischen Scholi; es trägt den Busen ohne ihn zu klemmen. Darüber wird ein Saub oder weißes Hemde mit sehr weiten Aermeln geworfen; dieses reicht bis auf die Füße und bedeckt die Sarwal, Beinkleider, die nicht so weit sind wie die ägyptischen. Wer aus dem Hause geht, legt eine gewöhnlich weiß- und blaugestreifte Milayeh über den Kopf; der Burka ist überall im Hedschas weiß. Frauen aller Klassen färben die Fußsohlen und das Innere der Hände schwarz und ziehen auf der innern Seite der Finger Streifen. Das Haar wird in zwanzig kleine Zöpfe, Dschadile, geflochten. Die Schönen lieben allerlei Schmuck und starke Wohlgerüche.

Die Medani reiten nicht viel und halten auch wenig Thiere. Die Reiterei hat kleine ägyptische Klepper; reiche Leute haben Pferde aus dem Nedschd, welche das Stück zwei- bis dreihundert Dollars kosten. Kameele sind häufig, aber die im Hedschas gezüchteten nur klein und schwach. Dromedare von guter Zucht haben einen Preis von zehn bis zu vierhundert Dollars; sie sind klein, aber ungemein rasch, sicher auf den Beinen, scharfsinnig, gut abgerichtet, haben Augen wie die Antilopen und eine feine Schnauze. Maulthiere habe ich in Medina nicht gesehen.

Die Medani haben ein gravitätisches Benehmen, aber dieser Ernst sitzt nicht tief; denn wer ärgerlich wird, schreit und schimpft. Auch schwatzen sie gern und viel. Die Sitten sind locker. Die dunkelfarbigen Mekkaner sagen: die Haut der Medani ist weiß, aber das Herz ist schwarz. Darin liegt Uebertreibung, wahr aber bleibt, daß sie hochmüthig, streitsüchtig, im Punkt der Ehre empfindlich und höchst rachsüchtig sind. Der äußere Schein wird bewahrt, schlechte Häuser duldet man nicht, und die Frauen werden im Allgemeinen als züchtig gerühmt. Araki wird nur von Türken bereitet, die Bürger trinken ihn selten.

Wir wollen die Hochzeits- und Begräbnißfeierlichkeiten nicht schildern, aber hervorheben, daß Medina noch immer viele Bücher hat. Neben dem Harem befinden sich zwei Medressehs, Schulen, die Mahmudieh und die des Beschir Aga, bei welchen sich Biblio-

theken befinden; sodann hörte ich von einigen Privatsammlungen. Auch hat die Moschee ein Vermächtniß von Büchern, und der Vorwurf, welchen einst Burckhardt der Begräbnißstadt des Propheten machen konnte, trifft diese nicht mehr. Die Medinesen erklären, daß ihre Ulemas sehr gelehrte Leute, ihre Unterrichtsanstalten besser seien, als jene in Mekka; aber trotzdem gehen die Studenten nach Damaskus und Kairo, weil sie in Medina keine Vorträge über Philosophie, Medicin, Mathematik und Arithmetik hören können; der Unterricht ist lediglich theologisch. Von sogenannten geheimen Wissenschaften weiß man nichts; einige Leute haben nur oberflächliche Kunde vom Zauberspiegel. Die Bürger sprechen das Arabische recht gut aus, wenn sie sich auch nicht so rein ausdrücken wie das Volk im südlichen Hedschas. Aber ihr Arabisch ist erquickend im Vergleich zu den abscheulichen Mundarten, die man in Kairo oder Maskat hört. In Folge der ungemein ausgedehnten Verbreitung des arabischen Volkes entstanden verschiedene Volksmundarten, deren jede ihre Eigenthümlichkeiten hat. —

Wir erwähnten schon im vorigen Kapitel, daß dem Pilger die Pflicht obliege, einige heilige Stätten in der Umgegend von Medina zu besuchen. Auch Burton entledigte sich derselben. An einem Samstag Morgen ritt er nach der Moschee von Kuba hinaus.

Der Weg führte durch die berühmten Palmenpflanzungen, Nakhil, deren saftiges Grün dem Auge wohlthat. Die Luft war weich und balsamisch wie an einem schönen Frühlingstage; die Vögel sangen munter im Gezweig, und das Knarren der Schöpfräder, welche das Wasser aus den Brunnen in die Felder leiten, war allerdings eintönig, aber keineswegs unangenehm. Die Datteln von Medina verdienen ihren Ruf. Die Stämme scheinen höher zu sein als in anderen Ländern, und man läßt ihnen hier auch die unteren Zweige. Die Palmen waren mit reifenden Früchten gleichsam beladen und manche Traubenbüschel wohl an achtzig Pfund schwer. Sie hingen zwischen den unteren Zweigen an einem gelben Stiele von mehr als Arms Dicke. Arabische Bücher zählten 139 Arten von Datteln auf; zwischen 60 und 70 derselben sind genauer bekannt, und jede hat ihren besondern Namen. Die beste heißt El Schelebi, wird in Häuten oder flachen runden Schachteln verpackt, etwa so wie die Zwetschen von Bayonne, und als Geschenk nach allen mohammedanischen Ländern verschickt. Jeder Pilger bringt solche Datteln in seine Heimath zurück, um Frauen und Kinder damit zu erfreuen.

Diese Dattel ist zwei Zoll lang, kleinkernig und von eben so herrlichem Geruch als Geschmack. Der Preis beträgt von zwei bis zu zehn Piastern für das Pfund. Die Schelebidattel ist nicht so häufig als andere Arten und trägt auch weniger Früchte. Die Adschwa wird gegessen, aber nicht verkauft, weil der Prophet einmal gesagt hat, wer das Fasten durch den täglichen Genuß von sechs oder sieben dieser Datteln bricht, weder Gift noch Zauber zu fürchten brauche. Die dritte Art, El Hilwah, ist auch groß und hat diesen Namen wegen ihrer ungemeinen Süßigkeit. Andere beliebte Arten sind El Birni und Sayhani, an welche sich gleichfalls Sagen aus dem Leben des Propheten knüpfen; die Chuseyriyeh behält ihre grüne Farbe auch nach der Reife; die Dschebeli ist am häufigsten; die Laun und Hilayeh sind die geringsten Sorten. Ich kann nicht behaupten, daß die Datteln von Medina besser seien als jene von Mekka, obwohl das eine Art von Ketzerei ist. Die Bekenner des Islam ziehen nun einmal die von Medina vor, weil der Prophet sie gelobt und auch während der Fasten gegessen hat; sie stehen also im Geruche der Heiligkeit. Sie dienen als Speise und als Arznei; Rutab oder nasse Datteln gelten für heilkräftig, und jedenfalls ist die Dattel eine sehr wohlschmeckende Medicin. Man bereitet die Frucht auf sehr mannigfache Weise zu, röstet sie zum Beispiel mit flüssiger Butter; aber dieses Gericht widersteht dem Gaumen eines Europäers. Man läßt die Dattel auf dem Baume trocknen und dann heißt sie Balah. Kelladat el Scham, das syrische Halsband, ist die unreife Frucht, welche man in siedendes Wasser taucht, damit sie ihre gelbliche Farbe behalte; dann zieht man sie auf einen Faden und läßt sie an der Luft trocknen. Solche Stränge tragen die Kinder im Hedschas um den Hals.

Im Januar und Februar findet das Taskir statt, das heißt die männliche Befruchtung. Der Nakhwali, so wird der Gärtner genannt, öffnet die weibliche Blüthe, steckt die männliche Blüthe verkehrt hinein und bindet beide zusammen. Das geschieht, wie in Aegypten, an jedem Büschel. Der männliche Baum ist unfruchtbar; in manchen Ländern begnügt sich der Gärtner damit, den befruchtenden Staub, den Pollen, über die weibliche Blüthe zu streuen. In der Mitte des Maimonats wird die Dattel reif und dann beginnt die Ernte, welche für die Araber so viel bedeuten will, wie in Europa die Weinlese. Ihr Ausfall hängt von allerlei Umständen ab; in manchen Jahren richten Dürre oder Heuschrecken

großen Schaden an; die Datteln von Medina sind so ausgezeichnet, weil sie alle drei Tage bewässert werden; jeder Garten hat einen Brunnen. Der Dattelbaum gedeiht übrigens auch an trockenen Stellen, kommt aber am besten fort, wo er auch Feuchtigkeit findet. Die in anderen Theilen der Ebene von Medina wachsenden Dattelbäume, welche lediglich auf den Regen angewiesen sind, geben nur eine sehr mittelmäßige Frucht.

Grüne Stellen gelten in Arabien für nicht gesund, aber in Medina begeben sich Genesende in die Dattelgärten, wo sie kühlen Schatten finden. Diese Gärten sind in lange und schmale Streifen getheilt und an beiden Seiten eingehägt. Als ich an ihnen hinritt, schützten mich die von Manna perlenden Zweige der anmuthigen Tamariske und die breiten Blätter der Castorpflanze vor den Sonnenstrahlen. Der Boden war an beiden Seiten etwas vertieft, um die Bewässerung zu vertheilen. Der Mais stand üppig, Weizen und Gerste nahmen geringern Raum ein; da und dort stand Barsein, ägyptischer Klee. Ich sah ferner die Eierpflanze, Badanschau (Solanum melongena), und Bamiyeh; dieser ist eine Art von eßbarem Hibiscus, der in Indien Bhendi heißt; sodann Mulukhiyeh (Corchoris olitorius), ein schleimhaltiger Spinat, der in jenen Theilen des Orientes häufig genossen wird. Auch sah ich viele Zwiebeln und Lauch, einige mit gelben Möhren und Bohnen bestellte Felder, Radiese, Rüben, Kürbise, Gurken, Obst und fünf Sorten von Weinreben. Unter diesen gilt El Scherifi mit langen weißen Trauben für die beste; sie hat Aehnlichkeit mit der toskanischen; dann kommen die Birnitraube, die Hedschasi, rund und süß, aber nicht schmackhaft; das letztere gilt auch von der schwarzen Sawadi; die Rasiki ist klein, weiß und hat sehr kleine Steine. Die Jujube, Nebek, bildet hier einen hübschen Baum mit dunkelgrünem Laub; die strohfarbige Beere hat die Größe einer Stachelbeere, schmeckt aber nicht gut, obwohl die Medinesen sie gern genießen. Die Pfirsiche sind so hart wie die ägyptischen, ohne Wohlgeschmack und nur zum Kochen brauchbar. Auch sah ich große grobe Bananen, Limonien, Wassermelonen, Feigen und Aepfel, aber weder Aprikosen noch Birnen. Unter den drei Arten Granatäpfel ist die syrische, Schami, bei weitem die beste; sie ist außen roth, sehr süß und das Stück wird mit einem Piaster bezahlt, die türkische ist groß und weiß, die ägyptische, Misri, mit grünlicher Rinde, schmeckt sauer und scharf. Die Schami ist beinahe

ohne Kerne, gleich jenen in Maskat, ungemein würzig und fast so groß wie ein Rindskopf. Der weit und breit berühmte medinesische Granatäpfelsyrup, Rubb Rumman, wird mit Wasser gemischt und giebt ein liebliches und kühlendes Getränk.

Hinter den Dattelgärten ragte das schlanke Minaret von Kuba hervor. Vor mir lag ein wirres Durcheinander von Hütten, Wohnhäusern, Kapellen, Bäumen, Durchgängen und Kehrichthaufen; die Hunde bellten und wir befanden uns in einem ächten Hedschasdorfe. Ein Dutzend Beduinenknaben, Sprößlinge der Gärtner, schrieen uns ein Backschisch entgegen. Sie waren dazu von ihren Müttern angestiftet, und ich gab gern eine Kleinigkeit, um mit Nebenmenschen näher bekannt zu werden, die leibhaftig wie ungeschwänzte Affen aussahen. Der Leib war nicht rund aufgetrieben wie bei den Kindern in Aegypten, sondern schlank und schmal, die Rippen standen weit heraus, die Hautfarbe war wie öliger Lampenruß auf dem Gesicht eines Essenkehrers, das Haar auf den kokosförmigen Köpfen hing struppig herab und war röthlichbraun von der Sonne gebleicht. So schildern die indischen Gesänge das Haar der Backschasas oder Dämonen. Die Mütter trugen kleine Kinder auf den Armen, die mit den Augen glotzten; jene waren schlank, sehr mager, ohne starke Hüften, hochschulterig, mit geradem Rücken, lang herabhängendem Busen, spindeldürren Armen, und auswärts gebogenen Füßen. Auch ihr Haar hing zottig um den Kopf, das Gesicht mit den weit vorstehenden Backenknochen war voll Runzeln, die Lippe dunkler als die Haut, die scharfen Augen lagen tief, die Stimme war kreischend. Jede dieser Beduinenfrauen war wie die Hexe Sykorax, wie eine Huri der Hölle. Alle trugen schmutzige blaue Röcke; die unsauberen Kleider hatten nur einen Streifen Zeug auf den Hüften. Dieses Bild ist nicht etwa überladen, und diese arabischen Bauersleute sind unter allen ihren Landsleuten die, welche man am tiefsten verachtet.

Die Moschee von Kuba erhebt sich, wie schon früher angedeutet wurde, auf der Stelle, wo El Kaswa, des Propheten Kameelstute, nach der Flucht aus Mekka niederkniete. Die Mauern des Gebäudes stehen auf den Fußstapfen jenes Thieres, und diese Stätte ist die erste Betstelle im Islam. Mohammed selbst legte den ersten Stein. Der Grund und Boden gehörte Abu Ayyub dem Ansari, und deshalb ist auch der Moscheendienst ein Vorrecht seiner Nachkommen, der Beyt Ayyub, welche den Schlüssel bewahren, und die

einlaufenden Gaben mit den Bawwabs oder Almosenempfängern theilen. An diese Stätte knüpfen sich viele Ueberlieferungen; eine derselben behauptet, daß ein Gebet in Kuba eben so wirksam sei, wie der kleinere Pilgergang in Mekka, eine andere, daß sie Gott wohlgefälliger sei als eine Anbetung in Jerusalem. Auch sind dort manche Wunder geschehen und ein Vers des Koran ist vom Himmel herabgekommen. Deswegen hielt Omar diese Moschee in großen Ehren und kehrte sie mit einem Dornbesen eigenhändig aus, als er sie einst ganz leer von Gläubigen fand. Burckhardt fand sie im Verfall, aber seitdem hat Sultan Abd el Hamid, ein hübsches Gebäude von behauenen Steinen aufführen lassen.

Burton verrichtete die üblichen Gebete, fand aber in der Moschee nichts Bemerkenswerthes. Einige kufische Inschriften rühren aus neueren Zeiten her; an der Stelle, wo das Kameel des Propheten niederkniete, erhebt sich auf vier Pfeilern eine Kuppel; auch sie ist nicht alt. Neben der Moschee der Frömmigkeit steht eine kleine Kapelle mit einem Bogen an der Stelle, wo Fatime Korn auf einer Handmühle gemahlen hat. Vor dem Eingang stand ein Hüter, der in befehlendem Tone einen Dollar verlangte; der Reisende nahm daran Anstoß, ging nicht hinein, sondern betete, zum Aerger des Hüters, der über „gemeine Kerle“ schimpfte, am Fenster. Auch die dritte kleine Moschee, Mesdschid Arafat, ist sehr armselig. Die letzten Gebete verrichtete Burton an dem tiefen Brunnen Bir el Aris, wo er eine Zeit lang der Ruhe pflegte. Der Prophet besuchte diesen Brunnen gern. Er war ehemals sehr bitter; da zog Mohammed einen Eimer voll heraus, trank ein wenig, spiee hinein, goß das Wasser wieder in den Brunnen, und siehe da, das Wasser im Brunnen wurde süß. Burton fand freilich, daß es einen entschieden medicinischen Geschmack habe. In den Tagen des Propheten waren zwanzig Brunnen vorhanden, von welchen nur noch sieben übrig sind. Diese muß der Zaïr besuchen, weil Mohammed aus ihnen getrunken hat.

Am 28. August unternahm unser Pilger einen Ritt nach dem Berg Ohod, von welchem der Prophet gesagt hat: „Er ist ein Berg, den wir lieben und der uns liebt; er steht an der Pforte des Himmels. Ayr aber ist eine Stätte, die uns haßt und die wir hassen; sie liegt auf der Pforte der Hölle.“ Am Ohod fand Mohammed Schutz und Sicherheit gegen Gefahr, und deshalb wird am Tage der Auferstehung dieser Berg ins Paradies gehoben, aber

sein Nachbar, der Hügel Ayr, in die Hölle hinabgestoßen werden, weil man dort dem dürstenden Propheten Wasser verweigerte.

Man zeigt die Höhle im Ohod, wohin der Prophet flüchtete, als seine Feinde ihn verfolgten, die Quellen, an denen er sich labte, und das Schlachtfeld, auf welchem er am 26. Januar 625 (am Sonnabend, 11. Schawal), im dritten Jahre nach der Flucht, mit siebenhundert Gläubigen dreitausend Ungläubige auf das Haupt schlug. In diesem Gefecht verlor er seinen Oheim Hamza, den Herrn der Märtyrer. Auf dem Gipfel sieht man das Kubbat Harun, eine über Aarons Leiche errichtete Kuppel. Nach einem Ritt von einer halben Stunde kam Burton zum Mustreah, dem Ruheplatze, wo der Prophet vor der Schlacht am Ohod ein Weilchen ausruhete. Der Platz ist mit einer niedrigen Mauer umfriedigt; innerhalb derselben beten die Gläubigen; auf der gen Medina gekehrten Seite ist ein Sitz von rauhen Steinen angebracht; dort wurde wieder gebetet. Auf dem Heimritt kam unser Reisender durch die Gärten von Ohod, die jenen von Kuba gleichen, und dann auf das berühmte Schlachtfeld, das dicht am südlichen Fuße des Ohod liegt, etwa drei englische Meilen von Medina entfernt. Der Boden besteht aus Kies; die Stellen, an welchen die Märtyrer fielen, sind durch Haufen von Granit, rothem Sandstein oder Porphyr bezeichnet. Von dort aus gewährt der Berg mit seinen kahlen und rauhen Abhängen einen eigenthümlichen Anblick; er steigt wie eine Eisenmasse aus der Ebene empor; er dampfte vor Hitze, weder Halm noch Strauch wächst an ihm, kein Vogel findet eine Stätte auf diesem Berge. Links vom Berge steht Hamza's Moschee, die zugleich Tempel und Begräbniß ist; ein kleines viereckiges Gebäude von behauenen Steinen mit einer Kuppel und einem Minaret. Dort wurde Hamza angerufen. Das Gebäude ist kleiner als jenes in Kuba und weiter nicht merkwürdig. In der Nähe liegen andere Gräber. Die Beduinen bezeichnen die Stelle, wo der Todte eingescharrt wird, mit vier Steinen, über dem Kopf, über den Füßen und zu beiden Seiten; in der Mitte wird ein kleiner Hügel, ein „Kameelhöcker“ aufgeworfen.

Sechstes Kapitel.

Ankunft der Pilgerkarawane aus Damaskus. — Burtons Reise mit derselben von Mekka nach Medina.

Am 28. August langte die große Karawane aus Damaskus an. Sie war etwa siebentausend Personen stark und diesmal mit großer Ungeduld erwartet worden. Sie brachte für die Hedschra des Propheten eine neue Decke und für die Beamten der Moschee und die Bewohner Medina's reiche Geschenke; auch kamen viele Angehörige der Stadt mit ihr von weiten Reisen zurück.

Wir wollen hier eine Darstellung des syrischen Hadsch mittheilen, durch welche die später folgende Erzählung Burtons mehrfach erläutert wird. Die Ansätze zu dieser Karawane beginnen schon in Konstantinopel, wo sich die Pilger aus der europäischen Türkei zusammenfinden und nach Asien übersetzen. Auf ihrem Wege durch Anatolien und Syrien schließen sich dann die Reisenden aus diesen Ländern an. Bis Damaskus geht sie unter guter Bedeckung, findet überall Brunnen und wird an den verschiedenen Orten von den Behörden festlich empfangen. In jener syrischen Stadt verweilt sie einige Wochen und rüstet sich mit allem Nöthigen für die Wanderung, welche bis Medina dreißig Tage dauert. Statt der kleinasiatischen Kameele, welche für die Beschwerden in der Wüste zu schwach sind, nimmt der Pilger die schönen syrischen oder die dauerbaren arabischen Thiere. Die Häuptlinge der Beduinen

schließen mit dem Statthalter von Damaskus Verträge über die Lieferung von Vorräthen.

Unser vortrefflicher Reisende Burckhardt hat im Jahre 1814 die Wanderung mit der syrischen Karawane von Damaskus nach den heiligen Städten Arabiens gemacht; aber gerade damals waren in Folge des wahhabitischen Sturmes, der über die ganze Halbinsel vom Omanbusen bis zum rothen Meere dahin gebraust war, eine Störung in das Pilgerwesen gekommen; deshalb war die syrische Karawane auch nur schwach, und zählte nicht einmal fünftausend Kameele. Seitdem ist sie wieder stärker geworden, und Burton bemerkt, daß sie 1853, als er mit ihr aus Medina zog, wie schon oben bemerkt, aus siebentausend Menschen zusammengesetzt war. In den blühenden Zeiten des Islam war sie ungemein stark; arabischen Geschichtschreibern zufolge, bestand sie im Jahre 1333 unserer Zeitrechnung aus hundert und zwanzigtausend Kameelen. Die meisten Chalifen haben die Pilgerreise gemacht; Harun al Raschid legte sie nicht weniger als acht oder neun Mal zurück, und vertheilte an Almosen Millionen; deswegen lebt er jetzt noch im Munde des Volkes, welches auch sehr wohl weiß, daß kein einziger türkischer Sultan die heiligen Stätten besucht hat. Wir werden bei Mekka erwähnen, wie es sich mit den Pilgerzügen aus anderen Ländern, verhält und hier die Bemerkungen eines französischen Beobachters, P. de Segur Dupeyron, einschalten.

Den Anhängern des Propheten Mohammed gilt bekanntlich die Kaaba, das heilige Haus zu Mekka, für das größte Heiligthum. Dem Koran zufolge, welcher hier nur alten Ueberlieferungen sich anschließt, wurde dasselbe von Abraham und dessen Sohn Ismael gebaut, und lange vor Mohammed wallfahrteten Araber nach Mekka und wandelten sieben Mal um die Kaaba. Durch das Gebot nach Mekka zu pilgern, befestigte der Prophet nur einen alten Brauch. Nächst der Kaaba genießt der in Mekkas Nähe liegende Berg Arafat große Verehrung; man kann ihn als einen Berg Tabor des Islam bezeichnen; dieser letztere nahm gern Wunder aus anderen Culten herüber und wollte auch für seinen Propheten eine Verklärung haben. Ohnehin hat der Arafat einen besondern Anspruch auf Heiligkeit, weil dort Adam und Eva sich wiedersahen, nachdem seit dem Sündenfalle einhundert und zwanzig Jahre der Trennung verflossen waren. Den Muselmännern zufolge hat Gott geboten, daß Abrahams Haus, die Kaaba, rein von aller

Götzendienerei sei; der Koran befiehlt den Gläubigen, die heiligen Stätten zu besuchen. Gott hat gesagt: „Verkündige den Völkern die Pilgerschaft nach dem heiligen Hause; sie mögen zu Fuß kommen oder auf schnellgehenden Kameelen reiten;" und: „Es ist für Jeden, der dazu irgend im Stande ist, eine Pflicht gegen Gott, die Pilgerreise zu machen." Ueber die Bedeutung der Worte: „der dazu im Stande ist", streiten die muselmännischen Schriftgelehrten von jeher. Die Praxis lehrt, daß nur ein geringer Bruchtheil der Muselmänner nach den heiligen Oertern pilgert, und die übrigen sich doch für gläubige Bekenner des Islam halten. Aber die Wallfahrt gilt für in hohem Grade verdienstlich, und wer sie gemacht hat, ist des Paradieses gewiß.

Freilich hat es Zeiten gegeben, in denen sie unmöglich war, weil Kriege oder die Waffen siegreicher Ketzer, zum Beispiel im zehnten Jahrhundert die Karamathier und in unseren Tagen die Wahhabis, den Weg versperrten. Dann halfen sich viele Gläubige damit, daß sie nach Jerusalem pilgerten; dieses ist die dritte heilige Stadt des Islam. Für verdienstlich gilt auch schon eine Wallfahrt auf den Berg Salahieh bei Damaskus, der gleichfalls heilig ist, weil Mohammed ihn einmal betreten hat.

Aus Konstantinopel gehen alljährlich Geschenke nach Mekka mit einer Karawane ab; ihr schließen sich die Pilger zunächst bis Damaskus an. Der Weg von dort zur heiligen Stadt führt durch die Wüste, und ist genau bezeichnet. Viele Chalifen, Sultane und Gläubige aus allen muselmännischen Ländern haben zum Nutzen der Pilger Geschenke gegeben und Vermächtnisse gestiftet. Vor allem kam es darauf an, ihnen hinreichend Wasser zu verschaffen; deshalb wurden alle Brunnen und Quellen untersucht, gefaßt, in gutem Stande gehalten, und mit Befestigungen versehen. Dafür sorgten die Chalifen, welche die Haltepunkte bestimmten. Im Fall eines Angriffes kann allerdings die Karawane in einem solchen Thurme keine Zuflucht finden, denn sie ist erstens viel zu zahlreich, und zweitens darf sie sich an den einzelnen Rasten nur eine bestimmte Anzahl von Stunden aufhalten. Sie muß zum Beiramfest in Mekka sein; auch sind die Vorräthe und Lebensmittel so genau bemessen, daß eine Verzögerung von nur wenigen Tagen verhängnißvoll werden könnte. Die Ruhestätten liegen nicht etwa in gleichweiten Entfernungen von einander, sondern richten sich nach den

Brunnen und Quellen; an manchen Tagen währt die Reise nur sechs, an anderen doppelt so viele Stunden und länger.

In früheren Zeiten, da der Islam Glanz und Macht entfaltete, ging man mehr als einmal mit dem Vorhaben um, die Pilgerstraße auf ihrer ganzen Länge zu pflastern; dasselbe ist aber nicht einmal theilweise zur Ausführung gekommen, und daran trägt vorzugsweise der mohammedanische Kalender die Schuld. Die Araber rechnen nach Mondsjahren. Auch ihr Jahr ist in zwölf Monate eingetheilt, aber diese zählen nicht abwechselnd dreißig und ein und dreißig Tage, sondern neun und zwanzig und dreißig; das Jahr hat also nicht 365 Tage wie das Sonnenjahr, sondern nur 354 Tage. Aber die Jahreszeiten werden nicht durch den Lauf des Mondes, sondern durch jenen der Sonne geregelt, und aus der geringern Länge des arabischen Jahres ergiebt sich, daß ein beliebiges Datum, z. B. ein Festtag, binnen drei und dreißig Jahren alle Jahreszeiten durchläuft. In Mekka wollen die Pilger das Kurban Beiramfest feiern; die Reise von Damaskus und wieder zurück dauert, mit Einrechnung des Aufenthalts, etwa vier Monate, die trockene Jahreszeit währt in Syrien von Ende Mai bis Anfang Decembers, also acht Monate, und so trifft es sich, daß die Karawane zwei und zwanzig Mal binnen drei und dreißig Jahren die Reise während solcher Monate macht, in denen kein Regen fällt; acht Monate sind zwei Drittel von zwölfen, wie zwei und zwanzig zwei Drittel von drei und dreißig. Die Pilgerwanderung hat also in diesen drei und dreißig Jahren nur elf Mal Regen, welcher den Wallfahrern allerdings manche Unbequemlichkeiten verursacht, weil die Kameele im Schlamme oft ausgleiten, fallen und somit das Gepäck beschädigen. Zur Abhülfe dieser Uebelstände sollte die Straße gepflastert werden, das ist aber, wie wir schon gesagt haben, nie geschehen.

Viele Pilger treiben Handel, und die Damaskuskarawane führt stets eine beträchtliche Menge von Waaren mit sich. Die Kaufleute nehmen Schawls und Teppiche aus Persien mit, Tabak, Seidenstoffe aus Damaskus und Brussa, Aprikosenschnittchen, arabische Mäntel, Seife und noch manches Andere. Als Rückfracht haben sie Datteln von Medina, Kaffee aus Yemen, Henna, und Straußenfedern, deren Beschaffenheit nach den Jahrgängen verschieden ist. In solchen, wo viel Regen fällt, und deshalb die Pflanzen, von welchen der Strauß sich nährt, kräftiger und saftiger wachsen, und

ein reichlicheres und besseres Futter geben als in trockenen Jahren, sind auch die Federn schöner.

Am Tage des Aufbruchs der Karawane ist ganz Damaskus in Bewegung. Schon früh sind die Straßen, welche sie durchzieht, ungewöhnlich belebt. Die Pilger finden sich auf dem Mesaribplatze zusammen, wo Markt gehalten wird; dort kaufen sie dann noch einige Lebensmittel oder andere Waaren ein. Die Beamten der Karawane versammeln sich im Seriaskerat, der Wohnung des Oberfeldherrn für die nach Arabien bestimmten Truppen. Die Karawane in ihrer Gesammtheit ist einem wandernden Verwaltungsbezirke gleich; sie hat ihr Gericht und ihren Schatz, ihre Verordnungen, Schreiber, Soldaten, und nicht minder auch jene Verschwendungen und Unterschlagung von Geldern, welche überall in der Türkei an der Tagesordnung sind. Bevor die Pilger sich in Bewegung setzen, erscheinen der bürgerliche Statthalter der Paschaliks, die Generäle, der Mufti, die Ulemas, der Kadi, und die Mitglieder der Stadtbehörde, um die heilige Fahne zu begrüßen, welche schon tausend Mal den Weg nach Mekka zurückgelegt hat. Sie war und ist noch eine Kriegsfahne und in Damaskus unter der Obhut der Militärbehörde, welche sie nur für die Zeit der Pilgerfahrt aus den Händen giebt. Alle jene Beamten stellen sich in einen Kreis, um ein großes schönes Kameel, auf dessen Rücken sich das Makmal erhebt, ein Zelt aus grünem Sammet mit goldenen Franzen; in diesem befindet sich während der Reise die heilige Fahne. Das bevorzugte Thier muß ein weißes sein und von den Kameelen des Propheten abstammen, der bei seinem Tode vier Stuten, zwanzig junge Kameele, einhundert Schafe, zwei und zwanzig Pferde, fünf Maulthiere und zwei Esel besaß. Vor einigen Jahren starb solch ein Makmalträger an den Folgen eines Sturzes bald nach Abzug der Karawane und wurde im Hofe des Seriaskerates unter einer großen Sykomore feierlich zur Erde bestattet. Das Grab wird von den Muselmännern mit religiöser Theilnahme betrachtet.

Hinter den Beamten stellen sich die Truppen, welche der Karawane als Geleit und Bedeckung dienen, in Schlachtordnung auf. Hier stehen die Baschi Bosucks, die unregelmäßige Reiterei, in sehr mannigfaltiger Tracht und machen einen malerischen Eindruck; dort schaaren sich die Ruallahbeduinen; sie tragen Lanzen, ihr Kopf ist mit einem roth und gelbgestreiften Tuch umwunden; die Kameele, auf welchen sie reiten, sind hoch gewachsen und zeichnen sich durch

raschen, taktmäßigen Gang aus. Das schwere Geschütz der Karawane besteht aus vier kleinen Kanonen und wird von Kameelen gezogen; mit ihnen giebt man das Zeichen zum Aufbruch oder zur Rast. Für kriegerische Zwecke wollen sie nichts bedeuten; um nicht ununterbrochen Streit und Kampf zu haben, giebt man den Beduinenstämmen der Wüste Geld und Geschenke. Unter den einzelnen Pilgerabtheilungen flattern Fahnen von verschiedenen Farben. Das Ganze gewährt einen für den Abendländer ungemein überraschenden Anblick. Er vernimmt allerlei Gesänge, die rauhen Kehltöne der Männer, das Geschrei von Kindern und Frauen; die Trommeln und Pauken dröhnen in das wilde Geräusch hinein; die Kameele schnalzen und schnaufen, die Rosse wiehern, und nicht selten werden auch Flintenschüsse abgefeuert.

Schon am Abend vor dem Aufbruche ist die Fahne des Propheten in einen Saal gebracht worden, der mit vielen Lampen erhellt ist und von Weihrauch duftet; auch hat sie eine Ehrenwache. Am andern Morgen holt der Seriasker selbst sie aus diesem Heiligthume; dann werden Kanonen gelöst und Gewehre abgeschossen, das Volk schreit, Alles ist in größter Bewegung. Der Seriasker übergiebt die Fahne dem Muschir, das heißt dem Beamten, welchen der Sultan zum Befehlshaber der Karawane ernannt hat. Dieser tritt heran und verneigt sich tief; bevor er das heilige Banner ergreift, streicht er mit den flachen Händen über das Zeug, und reibt sich dann das Gesicht, gleichsam um dasselbe durch eine solche Berührung zu heiligen. Nun erst setzt die Karawane sich in Bewegung, die Kanonen donnern abermals, und der Zug geht aus dem Gottesthore, Bab Allah, über die Ebene bis zum Dorfe Kesueh, wo er die erste Rast hält. Zwei Tage später ist er dann in Mesarib, wo er endgültig für die weite Reise durch die Wüste geordnet wird.

Diese Damaskuskarawane hat, wie schon früher bemerkt, nicht mehr die große Bedeutung, welche in früheren Zeiten ihr anhaftete, denn die Dampfschiffahrt thut ihr Abbruch. Viele Pilger aus Europa und Afrika nehmen den Seeweg nach Alexandria, fahren auf der Eisenbahn nach Suez und schiffen von dort nach Yambo oder Dschidda. Sie ersparen dabei Zeit und Geld und haben bei weitem weniger Gefahren und Beschwerden. Im Jahre 1851 bestand die Karawane aus nicht viel über zweitausend Köpfen, und doch kostete sie dem Sultan, wie Dupeyron behauptet, etwa

zwei Millionen Francs; er stellte zum Karawanendienst 2491 Kameele für die Beamten; der Pascha allein hatte deren nicht weniger als 226; für die vier Geschütze 95, und so fort. Die Unterschleife sollen ungeheuer sein, aber man wird diese Mißbräuche nicht abstellen, und die Karawane nach wie vor, in hergebrachter Weise, durch die Wüste ziehen lassen. Allerdings wäre es viel leichter, bequemer und weniger kostspielig, wenn sie die kurze Strecke von Damaskus nach dem Akababusen am rothen Meere nähme, und dort auf Dampfer ginge; aber man wird die heilige Fahne des Propheten nicht den Wellen anvertrauen mögen.

Nach diesen erläuternden Zwischenbemerkungen wenden wir uns wieder zu unserm Reisenden, welchen wir in seiner ruhigen Wohnung zu Medina verlassen haben. Während der Nacht kamen drei Brüder Scheich Hamids, welche sich bei reichen Pilgern als Mosawwers verdungen hatten, plötzlich vor unserm Hause an. Sie sprangen von den Kameelen, umarmten und küßten meinen Wirth, die Freudethränen flossen reichlich. Bei Tagesanbruch ging ich an mein Fenster und hatte nun einen überraschenden Anblick. Gestern war der große Platz leer gewesen, und ich hatte nur einige Beduinenzelte und Kameele gesehen, heute zeigte er mir bunte Bilder in unendlicher Abwechselung und Mannigfaltigkeit. Ich war erstaunt über die hundert und aber hundert Einzelnheiten, welche mein Auge erst überraschten und dann ermüdeten. Ich wandte mich ab, um dann wieder hinzublicken und einen Gesammteindruck zu erhalten. Binnen wenigen Stunden und mitten in der Nacht war eine förmliche Stadt wie durch Zauber auf dem Barr el Munaka emporgewachsen; ich sah Zelte von allen Farben und Gestalten, vom prächtigen Paschapavillon mit vergoldetem Halbmond und schönen Teppichvorhängen bis zu der bescheidenen Zeltbude des Tabakhändlers herunter. Diese Zelte standen in bewundernswürdiger Ordnung da; wo ein Gang nöthig war, hatte man sie in langen Reihen aufgeschlagen, auf anderen Punkten bildeten sie dichte Gruppen. Es ist unmöglich, dieses Gewirr und Geräusch darzustellen. Hier sehe ich die großen weißen Dromedare aus Syrien, neben welchen sich die arabischen Kameele aus dem Hedschas wie winzige Klepper ausnehmen; sie schütteln ihre großen Glocken, und die hohen Sänften, mit denen sie belastet sind, gleichen Pavillons, welche über dem Gewühl hin und her schwanken. Dort reiten Beduinen auf Kameelstuten und halten sich an dem zottigen Höcker

fest. Albanesische Reiter, Türken und Kurden lärmen und toben in brutaler Heiterkeit und kommen mir noch wilder vor als die Bauern der Campagna von Rom. Pilger aus Persien, ganz erschöpft von den Beschwerden der Reise, lassen ihre Kameele kneien, oder steigen von ihren Eseln, Sorbet- und Tabaksverkäufer rufen ihre Waare aus; arabische Bauern schreien unablässig, treiben Schöpse oder Ziegen vor sich her und werden von gallopirenden Reitern fast umgerannt. Die Stadtbewohner drängen sich dahin und dorthin, um Freunde aufzusuchen; die Heimgekehrten werden von ihren Angehörigen begrüßt, und die Pilger wetteifern, wer zuerst die Heiligthümer besuchen könne. Sie kriechen zwischen den hohen Beinen der Kameele hindurch, und stolpern über Zeltpflöcke oder Stricke. Von der Burg herab ist die Karawane mit Kanonenschüssen begrüßt worden. Die liebe Jugend läuft hinter den ketzerischen Persern her und weiß der Schimpfreden gegen sie kein Ende. Wasserträger und Fruchthändler rufen den Preis ihrer Labungen aus. Da reiten mehrere alte arabische Häuptlinge auf prächtigen Rossen würdig einher, und ihre Diener führen den Kriegstanz aus, gegen welchen freilich eine Menuette pyrenäischer Bären als anmuthig erscheint. Viele schießen ihre Gewehre ab, andere verbrennen Pulver, ohne sich um die Nebenstehenden zu kümmern, schwenken mit den Säbeln in der Luft, oder springen wie besessen umher; auch schwirren manche mit Straußenfedern geschmückte Wurfspeere umher; wer sie fortschleudert, macht sich keine Sorge darüber, wo sie etwa niederfallen. Der Diener sucht den Herrn und dieser jenen; er ruft einmal über das andere Ya Mohammed! denn Mohammed ist im Allgemeinen der Name für den Diener, etwa wie bei uns Johann. Vornehme Leute, die auf Maulthieren reiten oder auch zu Fuße gehen, lassen sich von ihren Läufern den Weg bahnen; diese bewegen ihre schweren Stäbe und schreien laut, man solle Platz machen. Die Sänften auf den Kameelen stoßen da oder dort an einander zum Entsetzen der darin befindlichen Frauen und Kinder, die hell auf schreien. Arme kranke Leute, abgehungert und erschöpft, ächzen und stöhnen und suchen eine abgelegene Stelle, vielleicht um in Ruhe zu sterben. Ueber dem Allen brennt eine helle Sonne und liegt ein dicker Staub, der einen förmlichen Dunstkreis bildet.

An jenem Tage wollte ich den Berg Ohod besuchen, und nahm einen Umweg, an den Mauern der Burg entlang, um mich

nicht durch das Gewühl auf dem großen Platze zu drängen. Aber unterwegs wogte mir ein mächtiges Menschengedränge entgegen und mitten unter so vielen Kameelen war das Reiten auf Eseln unbequem, doch ging das Ganze noch leidlich ab und wir gelangten auf die im Norden der Stadt liegende Ebene, welche gleichfalls mit Zelten bedeckt war. Ueber alle ragte jenes des Emir el Hadschi, des Befehlshabers der Karawane, empor. Neben demselben flatterte, innerhalb eines bis zu halber Mannshöhe mit Leinwand umspannten Vierecks, die grün und goldene Fahne des Sultans; um sie herum standen die Zelte der höheren Officiere und der vornehmsten Personen. Auf der andern Seite lagen die Brunnen, aus welchen die Pilger Wasser schöpften.

Am Abend ging ich mit meinen Freunden in die große Moschee. Die Gallerien der Minarete strahlten in Lampenbeleuchtung und auch das Innere des Tempels war glänzend erhellt. Die Pilger drängten in Massen hinein und zum ersten Male sah ich auch Frauen unter ihnen. Einige Leute hatten das Recht, die Wachskerzen anzuzünden, mit schwerem Geld erkauft, und standen auf Leitern, um sich dieser frommen Obliegenheit zu entledigen; man empfängt dafür Belohnungen im Paradiese. Viele Pilger verrichteten die Ceremonien des Ziyarat; andere saßen oder standen in verschiedenen Theilen der Moschee in religiöser Erregung oder Betrachtung. Die Bettler und die kleinen Buben waren aufgeweckter und noch zudringlicher als gewöhnlich, die Verschnittenen, überhaupt die Tempelbeamten, noch gröber und viel unleidlicher als sonst. Die jungen Männer aus der Stadt trieben sich zwischen den Pilgern umher, und unterhielten sich in äußerst zwangloser Art mit einander.

Ich betrachtete mir insbesondere die Perser, deren etwa zwölf hundert mit der Karawane gekommen waren. Manche von ihnen kamen vor die Moschee und begehrten Einlaß, wurden aber von den Thürstehern festgehalten und mit Schimpfreden überhäuft. Jeder mußte fünf Piaster zahlen, während die sunnitischen Muselmänner frei eintreten durften. Diese unglücklichen Perser! Wo war das großprahlerische Wesen geblieben, das sie im Schiras zur Schau tragen? Ihr Schnauzbart hing herab, sie wagten Niemand anzusehen, ihre hohen Mützen saßen nicht ganz fest auf dem Kopfe. Wenn solch ein Adschemi, gleichviel welchen Ranges und Standes, einem Araber oder Türken in den Weg kam, wurde er ohne Weiteres

barsch zur Seite gestoßen und so laut mit Schmähreden überschüttet, daß Jeder sie hören konnte. Aller Blicke waren auf sie geheftet, namentlich dann, wenn sie das Ziyarat verrichteten, und den Gräbern Abu Bekr's und Omar's oder dem Mausoleum der Fatime nahe traten. Bei diesem letztern standen sie in Gruppen, nachdem sie am Fenster von Mohammed's Grabe ein Gebet verrichtet hatten. Einer las aus einem Buche die rührende Geschichte von Ali's Gattin, ihrem Kummer und ihrem kläglichen Ende vor; die übrigen hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wagten kaum zu athmen, und manchmal wurde ihre Aufregung so stark, daß sie dieselbe nicht mehr bewältigen konnten. Ay Fatime, ay Masluma, way, way! riefen sie. „O Fatime, o Du welche, man beschimpft hat, ach, ach!" Diese Worte drangen unwillkürlich über ihre Lippen, obwohl sie recht gut wußten, wie gefährlich an solcher Stelle diese Ausrufungen waren. Auf die bärtigen Wangen strömten Thränen herab und die gebräunte Brust hob sich und zuckte. Diese rauhen Gebirgsleute und nicht minder die stolzen Bewohner der Ebene weinten wie Kinder; sie schluchzten oder stießen Seufzer aus wie junge Mädchen; sie konnten Kummer und Trübsal nicht bemeistern, die aufrichtig waren, und wenn ich so sagen darf in plump natürlicher Weise zum Durchbruche kamen. Es lag darin etwas tief Rührendes. Und dann wieder die satanischen Blicke, wenn sie an dem von ihnen verabscheuten Grabe Omar's vorübergingen oder sich so stellten, als ob sie vor demselben ein Gebet verrichteten! In dem Herzen dieser Menschen tobten Flüche, während es den Anschein haben sollte, als ob ihr Mund Segnungen spräche. Im Innern segneten sie Feyrus; sie sprachen diesen persischen Sklaven selig, welcher den verruchten Omar erdolchte, und in Gegenwart dieses von ihm Ermordeten beten sie für die ewige Seligkeit des Mörders mit Inbrunst. Das Alles thaten sie trotz der Knüttelhiebe und Steinwürfe, ja trotz der Messer und Dolche, durch welche der Sunnit den Schiiten an jener Stätte schon oftmals gezeigt hat, wie gefährlich es sei, den Gefühlen freien Lauf zu lassen. So zeigt denn bei den Meisten nur ein düsteres Runzeln der Stirn, die Bewegung des Auges, ein Zusammenziehen der Muskeln um den Mund, die innere Qual und den Grimm, von welchen sie erfüllt sind. Sie suchen einigen Trost darin, daß sie Worte sprechen, welche einer doppelten Auslegung fähig sind. Ein fanatischer Medinese ging an einem Adschemi hochmüthig vorüber und rief: „Begrüße Omar, Du

Schwein!" Der Perser antwortete mit einem unverständlichen Segensspruche, dessen Sinn und Bedeutung eine Feindseligkeit gegen Omar einschloß, während er sich doch ganz unverfänglich anhörte.

Nach etwa einer Stunde verließ ich die Moschee, in der es drückend heiß und sehr feucht war, und wollte sie nur bei der Abreise der Pilger noch einmal betreten. Die Klugheit gebot mir, mit den Adschemis keinerlei Umgang zu pflegen, und ich ließ ganz entschieden merken, daß ich mit diesen Leuten gar nichts zu schaffen haben wolle. Meine Freunde zweifelten nun nicht mehr daran, daß ich, der Hadschi Abdallah, in irgend einem Kriege mehrere persische Ketzer niedergehauen hätte, und nun deren Landsleute mied, um nicht ein Gegenstand ihres Nachgefühls zu werden. Damals wurde auch wieder an meine Heldenthat auf dem Goldfaden erinnert; man erzählte, wie ich den Moghrebinern das große Wassergefäß auf die Köpfe geworfen, und erbot sich, mir nöthigenfalls mit den Waffen Beistand zu leisten.

Die Karawane von Damascus sollte am ersten September nach Mekka abgehen; ich wollte aber noch ein paar Tage länger in Medina bleiben, und mit der sogenannten fliegenden Karawane, Kafilat et tayyara, die etwa zwei Tage später aufbricht, ihr folgen. Allein bald verbreitete sich die Nachricht, daß alle Pilger sich der großen Karawane anschließen oder bis zu einer andern günstigen Zeit warten müßten; Saad im Gebirge hatte nämlich erklärt, daß er Jedem, den er in seinen Engpässen betreffen würde, den Hals abschneiden wolle.

Am ein und dreißigsten August kam Scheich Hamid in der Frühe vom Bazar zurück und rief: „Effendi, Du mußt in aller Eile Deine Anstalten zur Reise treffen. Alle Pilger setzen sich morgen in Bewegung; eine fliegende Karawane geht nicht. Möge Allah Dir die Sache leicht machen. Sind Deine Wasserschläuche in gutem Stande? Bedenke, daß Du durch die Darb el Scharki wandern mußt, wo Du in drei Tagen kein Wasser findest."

Der gute Hamid wußte nicht, daß er mir eine freudige Nachricht brachte. Vor mir war noch kein Europäer auf dieser in der muselmännischen Welt so berühmten Straße durch die Wüste des Nedschd gereist. Jetzt sollte ich des Weges ziehen, auf welchem vor mir der Chalif Harun al Raschid mit seiner Gemahlin Zobeide gewandert war.

Allerdings hatte ich keinen Augenblick zu verlieren. Mohammed ging sogleich aus, um eine Sänfte zu kaufen, die er dann mit Matten und Teppichen überzog und mit großen Taschen versah, in welche wir Lebensmittel und Wasserflaschen stecken konnten. Mein Indier, Scheich Nur, hatte sich inzwischen überzeugt, daß zwei Schläuche von den Ratten bös zernagt worden waren. An jenem Tage hätte ich für Gold keine Arbeiter bekommen können, ich mußte mich also selbst daran machen, die Schläuche auszubessern. Mein Diener kaufte in aller Eile Lebensmittel ein, nämlich Mehl, Reis, Zwiebeln, Datteln, ungesäuertes Brot, Käse, Citronen, Tabak, Zucker, Kaffee und Thee.

Hamid bemühete sich, einen guten Führer ausfindig zu machen. Es kommt viel darauf an, daß man einen zuverlässigen Kameeltreiber habe, weil unterwegs sehr oft gestohlen wird, manchmal auch Mordthaten vorkommen. Uebrigens giebt es kein Mittel, sich vor den unverschämten Forderungen sicher zu stellen, die unterwegs dem Reisenden so lästig fallen; auch kommt es vor, daß ein Führer, dessen Begehrlichkeit unbefriedigt bleibt, ohne Weiteres fortgeht. Mein Wirth kam mit einem Knaben und dessen Vater, einem Beduinen, zurück. Der Alte war klein und mager, doch im Uebrigen wohlgestaltet; er hatte regelmäßige Gesichtszüge, weißen Bart und ruhigen Blick; an seinem Körper gewahrte ich manche Narben, die von Wunden herrührten. Dieser Masud, denn so hieß der Beduine, rühmte sich, einem Stamme der Beni Harb anzugehören. Er war mit würdigem Ernst in's Zimmer getreten, hatte seine flachen Hände gegen die meinigen gelegt, sich dann auf den Diwan gesetzt, die Tabakspfeife abgelehnt, aber Kaffee angenommen. Nachdem er getrunken, schaute er uns schweigend an, und war bereit, unsere Vorschläge zu hören. Wir eröffneten die Verhandlung mit den Worten: „Menschen suchen wir, nicht Kameele.“ Nach langen Verhandlungen einigten wir uns dahin, daß ich ihm, falls wir genöthigt wären, durch die Darb el Scharki zu reisen, zwanzig Dollars zahlen solle, und zwar zur Hälfte mit klingendem Silber im Voraus. Dafür hatte er zwei Kameele zu stellen, und erforderlichen Falls mit denselben zu wechseln. Auch mußte er das Trinkwasser für seine Thiere schaffen und uns auf den Berg Arafat führen. Zu dem Allem ließ er sich hierbei, aber von der Uebernahme meines Gepäcks wollte er platterdings nichts wissen. Wir unsrerseits verpflichteten uns, ihn und seinen Sohn zu speisen und nach der

Rückkehr vom Berg Arafat ihm in Mekka den Rest des bedungenen Lohnes auszuzahlen; auch versprach ich nach meinem Belieben noch ein Geschenk beizufügen.

Nachdem wir solchergestalt handelseins geworden, erging sich Hamid zum Lobe des alten Beduinen in allerlei blumigen Redensarten und schloß mit den Worten: „Du Masud, vom Stamme der Harbi, wirst meinen Freund gut behandeln.“ Dieser entgegnete mit ungezwungener Würde: „Wir werden uns gegen den Vater des Schnauzbartes (Abu Schawarib) so benehmen, wie er sich gegen uns benimmt.“*) Dann stand er auf, ersuchte mich, beim Kanonenschuß zur Abreise bereit zu sein, grüßte und ging fort. Sein Sohn hatte inzwischen alle Sachen im Zimmer sorgfältig beobachtet.

Nachdem die Beduinen fort waren, schüttelte Hamid den Kopf und rieth mir, diesen Leuten ja reichlich zu essen zu geben, nie vier und zwanzig Stunden verlaufen zu lassen, ohne ihnen meine flache Hand in ihre flache Hand zu legen, damit ich mit ihnen auf dem Fuße der Gastfreundschaft bleibe. Dabei wußte er viel von Verrath zu erzählen, und daß die Beduinen gern des Reisenden Wasser trinken. Ich sollte immer meine Schläuche vor mir auf das Kameel laden, nie hinter mir, den Hals der Wassergefäße sorgfältig zubinden und nicht nach unten hängen lassen, sodann Nachts alle Schläuche in meinem Zelte aufbewahren.

Nachmittags fanden sich Omar Effendi und andere Freunde ein, um von mir Abschied zu nehmen. Mein alter Reisegefährte überreichte mir zum Andenken einige Pinsel und ein Federmesser. Es war sehr ungewiß, ob wir uns jemals wieder sehen würden.

Abends bot der große Platz das Schauspiel einer allgemeinen Verwirrung. Die Zelte waren abgeschlagen und lagen an der Erde; die Kameele wurden beladen und seufzten unter dem Gewicht der Sänften oder des Gepäcks; Pferde und Maulthiere liefen durcheinander, Pilger drängten sich in allen Richtungen, theils um noch allerlei nothwendige Geschäfte zu besorgen, theils um noch einmal das Grab des Propheten zu besuchen. Weiber und Kinder

*) Die Araber sind aufmerksame Beobachter und hängen jedem Fremden einen Spitznamen an, vor dem sie gewöhnlich ein Abu, Vater, setzen. Bei ihnen ist man allemal Vater von dem oder jenem. So bezeichneten sie den Reisenden Sonnini als Vater mit der großen Nase. Burton wurde nach seinem langen Schnurrbarte benannt.

schrien wie gewöhnlich und drückten sich bei Seite, um nicht übergerannt zu werden. Manchmal fiel auch ein Schuß, und viele glaubten, er gebe das Zeichen zur Abreise; auch Schüsse aus dem Gebirge her vernahmen wir, zum großen Schrecken der Pilger, denn sie wußten nun, daß die Räuber nahe waren. Die Renner wieherten, die Dromedare schnaubten, die großen Kameelglocken läuteten.

Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang waren meine Vorkehrungen zur Reise vollendet. Der Abend war heiß und wir nahmen unser Nachtessen vor der Thür ein. Nachher sagte mir Hamid, es sei nun Zeit, in die Moschee zu gehen und dem Grabe des Propheten Lebewohl zu sagen, ich wußte aber dagegen allerlei Einwendungen geltend zu machen und meine Freunde meinten, ich könne die erforderlichen Ceremonien unterwegs eben so gut verrichten wie am Grabe selbst. Hamid wiederholte mit mir das Gebet der beiden Niederwerfungen, ich mußte mein Gesicht in der Richtung nach der Moschee hin halten und folgendes Gebet sprechen.

„O Prophet Allahs, wir bitten Dich, Allah den Allmächtigen anzuflehen, daß er uns nichts von dem Segen verkürzen möge, der uns daraus erwachsen muß, daß wir Dich und Dein Heiligthum besucht haben. Möge er es so lenken, daß wir in unser Heimathland zurückkehren; möge er uns Gunst erzeigen in den Kindern, die er uns gegeben hat, mit seinen Wohlthaten gegen uns fortfahren, und es so machen, daß wir dankbar seien für unser tägliches Brot. O Allah, gewähre uns, daß dieser Besuch, welchen wir am Grabe des Propheten verrichtet haben, für uns nicht der letzte sei. Wenn Du uns aber zu Dir rufst, bevor wir dieser Wohlthat theilhaftig geworden, dann will ich bei meinem Tode dasselbe Zeugniß ablegen, das ich während meines Lebens gegeben habe (dabei wird der Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt, um damit anzudeuten, daß der ganze Leib mit dem, was die Zunge sagt und das Herz fühlt, übereinstimme), daß es keinen andern Gott giebt als einzig und allein und ungetheilt Allah, und daß unser Herr Mohammed sein Diener und Prophet ist. O Allah! gewähre uns Glück in dieser und in jener Welt, und behüte uns vor den Martern der Hölle! Lob sei Dir, Herr des Ruhmes; Du bist größer, als der Mensch sagen kann. Friede sei mit dem Propheten und Preis und Ruhm Allah, dem Herrn der drei Welten."

Nun mußten noch viele kleine Rechnungen bezahlt werden, denn im Morgenlande wartet der Gläubiger mit dem Einfordern

immer bis auf den letzten Augenblick. Hamid hatte mich auf diesen Uebelstand mehrmals aufmerksam gemacht, es gebe jedoch dagegen kein anderes Mittel als auf Allah zu rechnen. Er selber war so gastfreundlich gewesen, daß ich die fünf Guineen, welche ich ihm in Suez vorgestreckt, unmöglich zurückverlangen konnte; jedem seiner Brüder schenkte ich zwei Dollars, und als zwei Vettern mir andeuteten, daß eine solche Gabe auch ihnen sehr willkommen sein werde, verweigerte ich sie ihnen nicht.

Bald nachher wurde das Gepäck aus dem Hause geholt, um zum Aufladen bereit zu sein, und nun mußte ich das Uebrige in Geduld abwarten. Als um zehn Uhr noch kein Zeichen zur Abreise gegeben, auch Masud mit den Kameelen noch nicht da war, legte ich mich nieder, um ein wenig zu ruhen.

Das war meine letzte Nacht in Medina. Ich mußte mich glücklich preisen, daß ich den ersten und gefährlichsten Theil meiner Reise wohlbehalten überstanden hatte. Mekka liegt nicht weit von der Küste, und im Fall ich dort als Muselmann erkannt wurde, konnte ich in wenigen Stunden Dschidda erreichen, wo ich den Schutz eines englischen Consuls, jenen der türkischen Behörden und vielleicht ein Kriegsschiff im Hafen fand. In Medina hätte dagegen der geringste Verdacht mir die größte Gefahr bringen können. Freilich stand mir noch die Reise zwischen den beiden heiligen Städten bevor, und es ist unterwegs eine leichte Sache, irgend einen verdächtigen Menschen ohne Weiteres bei Seite zu schaffen, da sich stets Beduinen für einen blanken Thaler bereit finden lassen, dergleichen Liebesdienste zu erweisen. —

Der Kameeltreiber Masud vom Stamme der Beni Harb erschien erst am andern Morgen etwa um acht Uhr, bepackte die Lastthiere, und Burton verließ Medina; seine Freunde gaben ihm das Geleit bis an's Thor. Zu Reisegefährten hatte er einige Türken und Mekkaner, welchen der alte Beduine, der Besitzer von neun Kameelen war, gleichfalls zum Führer diente. Der Haupttheil der großen Karawane hatte sich schon während der Nacht in Bewegung gesetzt, und wurde erst gegen Abend von unserm Pilger eingeholt, den wir in die Wüste begleiten.

Die furchtbare Hitze an jenem Tage, schreibt er, war verhängnißvoll für viele Lastthiere geworden; Esel, Pferde und Kameele lagen in Menge am Wege. Ueber Alles, was verendet war, hatten sich schon Geier und wilde Thiere hergemacht; jene Thiere dagegen,

welche man niedergestochen hatte, um sie langsamen Todesqualen zu entziehen, waren von Banden jener afrikanischen Bettelpilger umgeben, die unter dem Namen Takruri bekannt sind. Diese stets hungrigen Leute schnitten den Kameelen lange Streifen Fleisches aus dem Leibe, warfen sie über die Schultern und gingen damit fürbaß; Abends bereiteten sie sich davon am Lagerplatze aus dieser Beute ein für sie leckeres Mahl. Ich hatte noch nie so bedauernswerthe Menschen gesehen. Sie trugen Holznäpfe, welche sie, um Wasser bettelnd, anderen Pilgern entgegenstreckten. Wasser ist in der Wüste Almosen. Am Arm war eine lederne Scheide, in welche sie ihr Messer gesteckt hatten; eine andere Waffe führten sie nicht. Auch waren sie im höchsten Grade mangelhaft und dürftig bekleidet; auf dem Kopfe trugen sie eine alte Kappe, an den Füßen statt der Sandalen nur Lederstreifen, auf dem Leibe einen langen schmutzigen Rock oder auch wohl nur ein in Fetzen um die Hüften hängendes Stück Zeug. Manche sahen geradezu aus wie die Wilden, doch fand ich auch schöne, kräftig gewachsene Männer unter ihnen. Nicht wenige waren in Folge der weiten Wanderung lahm oder hinkend geworden, hatten Fußwunden und schleppten sich mühsam fort, und manchen war schon das Siegel eines baldigen Todes auf die Stirn gedrückt.

Es wurde dunkel, aber wir mußten noch eine volle Stunde reiten, bevor wir die Karawanenfeuer erblickten. Als wir uns denselben näherten, wurden wir von Schildwachen angerufen. Der Lagerplatz befand sich in einem von Hügeln eingesäumten Thalgrunde und Alles war in bester Ordnung. Um das Zelt des Pascha herum standen jene seiner Soldaten; alle Zugänge zum Lager wurden durch Truppenpikets bewacht. Wir hatten einen unserer Leute vorausgeschickt, der uns nun entgegen kam und an eine leere Stelle geleitete, wo wir unsere Kameele entlasteten und Zelte aufschlugen; dann machten wir ein Feuer an und trafen die Vorbereitungen zum Abendessen. Dieses war sehr einfach. In den Taschen unserer Sänften steckten Flaschen und Lebensmittel, die wir hervorholten. Am Tage kamen dann und wann Leute, die Sorbet, Limonade und Kaffee verkauften, auch wohl Tabakspfeifen anboten, welche ganz trefflich zubereitet waren. Man kann auch in der Sänfte rauchen, aber nur wenige Reisende thun es, wenn der Simun, der brennende Wüstenwind weht. Aber sobald irgend wo auch nur eine kurze Rast gemacht wird, verlangt man gleich nach

der Tabakspfeife, welche stets eine beruhigende Wirkung ausübt, besonders wenn man eine Tasse Kaffee trinkt und sich auf dem Sande einige Bewegung macht; solch ein Wandelgang befördert auch die Neigung zum Essen.

Morgens um drei Uhr hörten wir einen Kanonenschuß, das Zeichen zum Aufbruch. Die Zelte wurden abgeschlagen, die Kameele beladen, und wir mußten eilen, um eine gute Stelle in der Karawanenreihe zu erhalten. Darauf kam viel an, weil wir durch einen Engpaß ziehen sollten. Die Ordnung der Karawane darf den Tag über nicht verändert werden, jeder muß in der Reihe bleiben. An kleinen Unfällen fehlte es nie; Sänften stießen aneinander, Kameele stürzten; Treiber und Reisende zankten. Als die feurige Sonnenscheibe über den Gesichtskreis trat, gelangten wir in einen, etwa fünf englische Meilen breiten, zwölf Meilen langen Thalgrund. Dort stiegen wir ab, sprachen ein Gebet, frühstückten und ruheten eine halbe Stunde lang; dann ging es weiter. Unsere Karawane, welche langsam durch diesen Grund zog, bot einen wunderbaren Anblick dar. So weit das Auge reichte, sah ich Menschen und Thiere wimmeln. Ich habe schon gesagt, daß wohl siebentausend Menschen beisammen sein mochten. Da waren Reiter und Fußgänger; viele saßen in Sänften; stattlich nahmen sich die großen syrischen Kameele aus.

Ich konnte unter den Reisenden acht Abtheilungen unterscheiden. Die ganz Armen gingen zu Fuß am Wanderstabe. Wer auf Esel, Maulthier oder Kameel ritt, mußte schon über einige Mittel verfügen; Reiche bedienten sich zum Fortkommen der Dromedare, die Soldaten waren zu Pferde. Frauen, Kinder und Kranke saßen auf dem Gepäck, mit welchem die Kameele belastet waren. Sehr vornehme Pilger saßen in schönen, zum Theil in vergoldeten Sänften, hinter welchen muntere, allezeit gesattelte Rosse geführt wurden, so daß der Besitzer, wenn es ihm in der Sänfte zu schwül wurde, einen Ritt machen konnte. Die Waffen der Reiter, welche die in einem Gehäuse steckende Fahne des Sultans umgaben, erglänzten in der Sonne, und das ganze wunderbare Wüstenbild war unglaublich mannigfaltig. Jeder Mensch war anders gekleidet als die übrigen, jedes Kameel oder Pferd anders an- und aufgeschirrt; das Auge des Beobachters gewahrte überall Verschiedenheiten und Gegensätze in vielfachen Abstufungen. Der halbnackte Takruri schritt neben den mit Pracht belasteten Kameelen des Paschas; Perser mit

spitzen hohen Mützen unterhielten sich mit Türken, deren Gesicht geschoren, deren Kopf mit einem Tarbusch bedeckt war.

Am Nachmittage hielten wir Rast, und es kam nun darauf an, unsern Wasservorrath wieder zu vervollständigen. Ich hörte von Masud, daß seine Kameele seit neunzig Stunden nicht getrunken hatten, jetzt aber erquickt werden müßten. Er bestieg also mit Mohammed ein Dromedar, nahm die leeren Schläuche mit, sprengte fort, und ich konnte inzwischen Bemerkungen in mein Tagebuch schreiben. Erst in der Dämmerung kamen die Beiden zurück, und hatten allerlei kleine Abenteuer zu erzählen. Das Wasser mußte aus einem Bache eine gute Wegstunde weit hergeholt werden; die Füllplätze wurden von Soldaten bewacht, denen man für die Erlaubniß zum Schöpfen Geld geben mußte; Masud hatte zehn Piaster gezahlt. Diese Bewachung des Wassers war nothwendig, denn ohne sie würde Alles hingestürmt sein und das Getränk verdorben haben. Mohammed hatte mehrmals Zank mit den Leuten gehabt und sein Pistol auf dem Kopfe eines Persers entzweigeschlagen.

Bevor ich schlafen ging, hatte ich ein paar sehr angenehme Stunden. Masud aus dem Stamme der Beni Harb gefiel mir, und das merkte der schlaue Beduine sehr wohl. Er erzählte mir viel von seiner Sippe und Abkunft, seinem Familienleben und seinen Kämpfen. Meine übrigen Reisegefährten langweilten sich sehr, als ich den Beduinen nach der Lage der Flüsse, der Gebirge und Dörfer, überhaupt nach den Eigenthümlichkeiten des Landes und dessen Bewohnern fragte. Aber mein Alter rief: „Der Vater mit dem Schnauzbarte möge nur immerhin fragen; er lernt dabei etwas; er ist ein Freund der Beduinen, und weiß mehr als ihr alle zusammen.“ Darüber lachten die andern um so mehr, weil meinen Spitznamen früher der verhaßte Wahhabiketzer Saad getragen hatte.

Am dritten September, es war ein Sonnabend, wurde das Zeichen zum Aufbruche schon eine Stunde nach Mitternacht gegeben. Das war mir höchst unangenehm, weil eine Wanderung in der Wüste bei nächtlicher Weile ganz ungemein beschwerlich ist. Aber in diesem Punkte sind die Araber unerbittlich, und man kann platterdings mit ihnen nichts anfangen, denn der Prophet hat gesagt: „Tritt Deine Reise an, wenn es dunkel ist, denn was häßlich ist auf der Erde, Schlangen und wilde Thiere, zeigt sich bei Nacht nicht.“ Ich kann gar nicht sagen, wie erschrecklich die Leiden und

Unannehmlichkeiten auf einer solchen nächtlichen Wanderung in der Wüste sind. Der Reisende fühlt sich durch die Anstrengungen erschöpft und abgemattet, er sieht nichts von der Gegend und der langsame Gang des Kameels verursacht ihm unaussprechliche Langweile. Der Schlummer, welchem er sich dann am Tage hingiebt, bringt keine Erquickung, und von Eßlust verspürt man während der Hitze gar nichts. —

Jene Nacht in der arabischen Wüste war entsetzlich. Die Reisenden mußten zwei hohe Hügelketten überschreiten, und der Pfad war so schlecht, daß die Kameele nur unter großen Anstrengungen vorwärts kamen. An manchen Stellen wurde der Weg durch einzeln stehende Akazienbäume gefährlich, indem die Sänften an die Zweige prallten. Gegen Mittag war dann die Karawane in einem theilweise mit Holz bestandenen, von steilen Hügeln eingeschlossenen Thalgrunde.

Hier war die Luft mit Sand gefüllt, der in Wirbeln vom Winde über die Fläche dahingetrieben wurde. Diese gelben Sandpfeiler liefen wild umher; oben waren sie dick, und die Kapitäle dieser Säulen in der Wüste breiteten sich zu Sandwolken aus. Viele Kameele, die in ihren Bereich kamen, wurden umgeworfen. Man bedarf in der That nur einer schwachen Einbildungskraft, um den Aberglauben der Araber erklärlich zu finden. Sie erblicken in diesen riesigen und gewaltigen Sandsäulen die bösen Geister der Wüste, deren man nicht habhaft werden kann, weil sie unablässig in Bewegung sind. Der fromme Muselmann streckt gegen einen solchen Sandpfeiler, der auf ihn zukommt, die Hand aus, und ruft: „Zurück, böser Geist!"

An jenem Morgen hatten wir auch viel vom Simun, dem Wüstenwinde, zu leiden. Er drängt den Schweiß zurück und trocknet die Haut aus. Die Araber wissen wohl, daß er gerade in jener Gegend sehr heftig ist, und ich überzeugte mich damals, wie schwer die Beduinen Durst ertragen. Alle Augenblicke riefen sie: „Ya Latif," o barmherziger Herr; aber sie benahmen sich wie Männer. Ich hatte das mit meinen Schläuchen beladene Kameel vor mir, um gut aufpassen zu können. Masud und dessen Sohn tranken nur selten, aber der Neffe des Beduinen, ein hagerer Bursch von etwa 18 Jahren, mit einem Wollkopfe, der auf halbafrikanischen Ursprung deutete, war unersättlich; Verbote, Scheltworte und

Schläge fruchteten nichts; er wollte nichts thun, wohl aber immer trinken und schlafen.

Die Araber aus den östlichen Landestheilen verschlucken flüssige Butter, um dadurch die brennenden Qualen des Durstes zu sänftigen; die Pilger aus Europa bedienen sich anderer Mittel. Einige nehmen eine Bleikugel oder ein Steinchen in den Mund, andere reiben die Schenkel mit Butter ein, wieder andere genießen ganz trockene Brotkrusten, wodurch zwar anfangs die Pein nur noch ärger wird, aber allmälig läßt sie nach und man fühlt sich erleichtert. Noch andere benetzen Gesicht, Hände und Füße. Ich meinerseits habe gefunden, daß es am besten ist, Geduld zu haben und kein Wort zu sprechen. Denn je mehr man trinkt, um so heftiger wird der Durst; nachdem man aber die Qual ein paar Stunden ertragen hat, läßt sie nach und wird einigermaßen erträglich.

Am vierten September hatten wir zwar eine weite Tagereise zu machen, brachen aber spät auf. Dagegen war nichts zu thun, weil man bei großen Karawanen sich in die Anordnungen der Befehlshaber unbedingt zu fügen hat. Unterwegs ist die Zeit zum Rasten, welche gleich jener zum Aufbruch, durch einen Kanonenschuß angezeigt wird, nur kurz, und dauert nicht viel länger, als nöthig ist, die Gebete zu verrichten, namentlich jene bei Tagesanbruch, um Mittag, um drei Uhr Nachmittags und bei Sonnenuntergang. Die Diener aus Syrien und Persien sind äußerst gewandte Leute; sie wußten die kurze Ruhezeit wohl zu benutzen, und schlugen binnen wenigen Minuten grüne, mit vergoldetem Halbmond prunkende Zelte für die Würdenträger und deren Harem auf. Jene Diener sind allemal voran, und wo sie Halt machen, ist allemal auch ein Ruhepunkt oder ein Brunnen. Die Zeit der Abendrast wurde immer durch drei Kanonenschüsse verkündigt.

Das Oberhaupt der Karawane heißt Emir el Hadschi, Haupt der Pilger. Er war ein bejahrter Mann und hieß Aschgar Ali Pascha. Meine Gefährten sprachen mit Geringschätzung von ihm, denn er sei Sklave eines Sklaven gewesen. Wahrscheinlich war er einst Pfeifenträger eines vornehmen Mannes, der in seiner Jugend bei einem Andern dasselbe gewesen. Der wichtigste Mann nach ihm war der Wakil oder Stellvertreter, der alle Einzelnheiten zu ordnen hatte; der dritte, Emir el Surrah oder bloß Surrah genannt, d. h. die Börse, war Säckelmeister der Karawane und hatte zugleich die für Mekka bestimmten Geschenke unter seiner

Obhut. Der vierte Würdenträger, der Baschat el Asker, führt den Befehl über das bewaffnete Geleit, das aus vielleicht eintausend Reitern bestand. Sie waren halb Soldaten, halb Räuber, buntscheckig und nach des Einzelnen Belieben ausgerüstet und bewaffnet, ungeheuer schmutzig, äußerst malerisch, wohl ganz tapfer, aber in einem solchen Lande vollkommen unnütz und überflüssig.

Als wir sechs Uhr Abends aus den Engpässen und Akazien herauswaren, stiegen wir wieder in einen weiten Thalgrund hinab, wohin das von den Hügeln herobkommende Wasser fließt. Ich hatte schon häufig die Wirkungen der Luftspiegelung beobachtet, aber jetzt führte sie mich irre. Der Tag neigte sich; in der Ferne

El Suwayrkiyeh.

war der Boden mit Salpeterausschlag bedeckt, ganz hinten auf der Ebene erhoben sich Felsgruppen, die genau wie Gebäude aussahen; ich hielt sie auch dafür, weil mir Masud gesagt hatte, daß wir einer Ortschaft nahe seien; aber wir wurden unseres Irrthums inne, als das Salz unter den Füßen der Kameele knackte. Jetzt sahen wir auch Weihen und Krähen, waren also nicht mehr fern von menschlichen Wohnungen. Doch kam elf Uhr heran, ehe wir den Bezirk von El Suwayrkiyeh betraten. Wir merkten es erst,

Digitized by Google

als die Kameele über die kleinen Erdwälle strauchelten, mit welchen die Ackerfelder umzogen sind. Bald sahen wir auch Gartenmauern, Brunnen und Hütten, und um Mitternacht waren wir in dem El Suwayrkiyeh.

Diese Ortschaft zählt etwa hundert Häuser; sie stehen am Fuß und am Abhang eines Basaltfelsens, der sich steil aus der Ebene emporhebt. Auf dem Gipfel befindet sich ein, aus losen Steinen aufgeworfener Wall; er bildet eine Art von Burg, und Zufluchtsstätten dieser Art sind in einem solchen Lande sehr nöthig. Der untere Theil des Fleckens ist von einer mit halbrunden Thürmen versehenen Erdmauer umschlossen. Der Bazar wird von den Beduinen der Umgegend reichlich mit Fleisch versorgt; auch kann man Weizen, Gerste und Datteln kaufen. Die Straßen sind eng, die Häuser, nach arabischem Brauch, aus Erde gebaut, die Felder durch kleine Erdmauern oder Steine abgetheilt. Einige Palmengruppen waren sehr schön, Brunnen sind in Menge da, haben aber Brakwasser. Die Bewohner gehören zum schismatischen Stamme der Beni Hosseïn und erkennen die Oberherrschaft des Scherifs von Mekka nur dem Namen nach an.

Am andern Morgen kam unter meinen Gefährten ein Streit zum Ausbruche, der schon unterwegs gegährt hatte, aber damals wegen der gemeinsamen Gefahr hatte ruhen müssen. Zu uns gehörte ein alter Mann, Ali ben Yasin; der war ein Zemzemi, das heißt er beschäftigte sich damit, das Wasser der heiligen Brunnen zu vertheilen. In Mekka gehörte ihm ein großes Haus, in welchem er Zimmer an Pilger vermiethete. Dieser Zemzemi war schwächlich und abgelebt, diente aber trotzdem noch Pilgern zum Führer und kam deshalb alljährlich nach Medina. In Folge so häufiger Wanderungen wußte er dann mit Allem, was auf die Reise Bezug hat, ganz genau Bescheid; er lebte besser und billiger als jeder andere, und seine Sänfte, die er sich in Mekka hatte bauen lassen, war in ihrer Art ein Prachtstück; mit Kissen und weichen Teppichen, und außerdem unzähligen Taschen und Behältern versehen. An Flaschen mit Limonade und an Lebensmitteln war kein Mangel. Während der Rast verschmähete dieser Zemzemi unser Zelt, und hatte recht, denn seine Sänfte war so hübsch wie ein Zimmer. Der Greis selber war so recht das Urbild eines bejahrten Arabers; er brummte den ganzen Tag und, da er an Schlaflosigkeit litt, auch bei Nacht; seine Nerven waren ungemein reizbar, und wer in seine

Sänfte stieg, mußte stillsitzen wie ein Götzenbild. Er war immer aufgeregt, ungeduldig, und dabei von ängstlicher Reinlichkeit; jeder kleine Aufenthalt, jegliche Unordnung verstimmte ihn. Er war sehr geizig, denn er sammelte die Körner von Granatäpfeln auf und aß sie; zum Vorwande dafür nahm er den arabischen Aberglauben, daß die Körner himmlische Aussaat seien, die man nicht umkommen lassen dürfe.

Als Ali Ben Yasin jetzt nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, hatte er in der Wahl seines Reisegefährten einen Mißgriff begangen, indem er einen aus Aegypten stammenden Medinesen in seine Sänfte aufnahm. Dieser Mann hatte einen sehr gemeinen Ausdruck im Gesichte. Bis El Suwarkiyeh vertrugen sich Beide, so gut oder schlecht es eben gehen wollte; nun aber erfolgte die Trennung auf Anlaß einer Kleinigkeit. Ali hatte seinen Genossen aus der Sänfte mit beleidigenden Schimpfworten fortgejagt, die nur ein Aegypter ertragen kann. Nachträglich war ihm jedoch eingefallen, daß sein neuer Feind möglicherweise mit einigen Syrern, die bei uns waren, ein Complot gegen ihn anzetteln könne; denn schon hatten diese Syrer ihm drohende, grimmige Blicke zugeworfen. Deshalb suchte er nun ein Bündniß. Er war mit der Familie meines jungen Mohammed bekannt, und wußte es so anzustellen, daß dieser ihn mit mir bekannt machte. Er küßte mir die Hand mit tiefer Unterwürfigkeit, sprach, er sei mein Sklav und bat um meinen Schutz. Diesen gewährte ich ihm, weil er ein alter Mann sei, und nun hatte seine Erkenntlichkeit keine Gränze. Er erbot sich, meinen Indier Scheich Nur, der durch seine eigene Nachlässigkeit zu Fuße gehen mußte, in die Sänfte zu nehmen. Dieser arme Bursche war etwas ängstlich und wurde darüber von den Beduinen ausgespöttelt; sie warfen ihm vor, daß er wohl eigentlich ein Mädchen sei. Jetzt glaubte sich Scheich Nur aller Beschwerden überhoben und stieg voll Freude in die Sänfte; aber am andern Morgen sah er trübselig aus. Der Alte hatte während der ganzen Nacht gesprochen oder gebrummt und ihn gar nicht zum Schlafen kommen lassen.

Auch an jenem Tage war der Wüstenwind ungemein lästig, und wirkte drückend auf unsere Gemüthsstimmung. Alle Menschen waren reizbar und gereizt. Ich sah einen Zank mit an zwischen einem Türken, der kein Arabisch verstand, und einem Araber, der nichts vom Türkischen wußte. Sie schrien wie besessen und packten ein-

ander bei der Kehle; der Türke schlug den Araber. Später erfuhr ich, daß in der folgenden Nacht jener osmanische Pilger einen tödtlichen Dolchstich in den Magen erhalten habe. Man hatte ihn in sein Leichentuch gewickelt und noch halb lebendig am Pfad in eine offene Grube gelegt. Das ist so herkömmlich, wenn ein Unglücklicher allein steht, weder Gefährten noch Beschützer hat, und aus irgend einer Ursache nicht im Stande ist, die Wanderung fortzusetzen. Ich kann nicht ohne Grausen an das Ende solcher Menschen denken; die Wunde schmerzt, der Durst quält, die Sonnenstrahlen brennen auf Kopf und Leib, und dann kommen Schakale, Geier, Raben, und warten nicht, bis der Sterbende seinen Geist aufgegeben hat.

Als wir unsern nächsten Lagerplatz, das Dorf El Sofeïne, erreichten, war es schon dunkel und die Ebene mit Zelten bedeckt; die Feuer brannten, und die Karawane von Bagdad, welche sich hier mit jener aus Damaskus und Medina vereinigt, war angekommen. Sie besteht bei der Abreise vorzugsweise aus Persern und Kurden, unterwegs schließen sich Pilger aus allen Gegenden des nordöstlichen Arabiens an, namentlich auch Wahhabis. Das Geleit übernehmen der Stamm der Agayl und die stolzen Gebirgsbewohner des Dschebel Schammar.

Wir schlugen unsere Zelte auf. Plötzlich vernahmen wir Musketenfeuer und Geräusch von Pauken; irgendwo mußte ein Streit ausgebrochen sein. So war es auch. Die Bagdader Karawane konnte sich mit der unsern an Zahl nicht messen, weil sie mit Einschluß von Frauen und Kindern wohl nicht über zweitausend Köpfe stark war, aber sie wollte den Pilgern aus Damaskus beweisen, daß sie immer bereit zum Kampfe sei und jenen den Vorrang nicht einräumen werde. Seitdem rasteten beide Pilgerkafilas immer an verschiedenen Plätzen. Ich war überrascht, die Leute so kriegslustig zu finden; ein schiefer Blick reichte zum Streite hin. Ein Wahhabi trat uns gegenüber, zeigte frech mit dem Finger auf mich und machte allerlei beleidigende Geberden, weil ich Tabak rauchte, was bekanntlich den Wahhabis für ein Gräuel gilt. Ich erwiderte seine Unverschämtheit damit, daß ich ihm höhnend meinen Tschibuck entgegenhielt. Er zog sogleich seinen Dolch, steckte ihn jedoch wieder ein, als ich ein Pistol zur Hand nahm.

Masuds Kameele hatten seit drei Tagen nicht getrunken, und er ging noch an jenem Abend fort, um Wasser zu suchen. Die

Soldaten, welche den Brunnen bewachten, hatten ihm nicht weniger als vierzig Piaster (etwa zwei Thaler und zwanzig Neugroschen) abgepreßt.

An jenem Abend wurde ich auch mit einem Namensgenossen bekannt, einem gewissen Scheich Abdallah, der aus Mekka stammte. Er bat mich um eine Arzenei, weil ihm unwohl sei, und um einen Platz in meiner Sänfte. Beides gewährte ich ihm. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, schlank gewachsen, hager, bleich, rachsüchtig, aber ich habe unter den Arabern nie einen Mann getroffen, der so wohlanständig und so gut unterrichtet gewesen wäre, wie er. In Konstantinopel hatte er etwas Griechisch, Französisch und Italienisch gelernt; er kannte die Eigenschaften eines jeden Strauches, er war gleichsam ein Conversationslexicon nützlicher Kenntnisse. Mit ihm reiste ich zwei Tage lang.

Am 5. September zogen wir fünf bis sechs Stunden durch eine Ebene, die recht eigentlich das Gepräge der arabischen Wüste trägt. In dieser Einöde schien Alles wie vom Tode berührt zu sein; meine Gefährten sagten: „Hier ist nichts Lebendiges, außer Ihm, dem Schöpfer.“ Die Erde war nackt; sie wollte gleichsam einen Blick in ihren innern Bau gestatten; der Horizont bot nur ein Meer von Luftspiegelungen dar; unserm Pfad entlang erhoben sich in der Ferne steile Felsen aus dem Sande empor, bald in ebenmäßigen Gruppen, bald als vereinzelte Blöcke, säulenartig auf schmaler Unterlage. Die Felsen bestehen aus grobkörnigem Granit; ich bemerkte eine Masse von etwa dreißig Fuß Höhe. Um vier Uhr gebot die Kanone Rast. Weit und breit war keine Spur von Menschenwohnungen; ich sah etwas verdorrtes Gesträuch, einige Granitblöcke und sonst weiter nichts als Sand und wieder Sand, soweit das Auge reichte. Scheich Masud vermuthete ganz richtig, weshalb wir still hielten. „Bereitet Euer Essen; die Kameele sollen ein paar Stunden ausruhen, und spät am Abend geht es wieder vorwärts.“

Wirklich wurde schon nach zehn Uhr das Zeichen gegeben und wir brachen auf. Es war Neumond, sehr dunkel, und wir mußten uns auf eine sehr beschwerliche Reise gefaßt halten. Die Kameele strauchelten häufig oder glitten aus; die auf ihren Rücken befestigten Sänften schwankten hin und her wie Nachen auf bewegtem Meere und waren nicht selten dem Umschlagen nahe. Als wir an eine vorzugsweise schwierige Stelle gelangten, ergriff der alte Masud den

Zaum meines Kameeles, sein Sohn und Neffe trugen Fackeln vor, und nun munterte er die Thiere mit Geberden und Worten an. Der ganze Auftritt hatte etwas wundersam Fremdartiges. In diesem Gewirr von Basaltfelsen erschienen die Gestalten der schweigsam einherschreitenden Kameele wie riesige Phantome; der heiße Wüstenwind machte sich vernehmbar und riß von den Fackeln Flammenbüschel ab, die er umherstreute. Manchmal kam eine in raschem Tritte von Maulthieren getragene Sänfte eines vornehmen Mannes in Sicht; sie war umgeben von bewaffneten Reitern, welche lange Fackeln schwenkten. Dadurch fiel vorübergehend ein unsicheres Licht auf die schwarzen Felsen und die düstere Masse der Pilger. Unter solchen Verhältnissen heißt die Losung: Jeder sorgt für sich selbst! Und Jeder ist auch nur mit sich beschäftigt und bietet Alles auf, den Anderen vorauszueilen. Unsere kleine Schaar befand sich zwischen einem Haufen von Syrern, die sich recht böswillig benahmen. Oft hinderten sie uns am Vorwärtskommen, oder traten uns in den Weg, ja einer von ihnen hatte die Frechheit, den Zaum meines Kameeles abzulösen, und wir kamen dadurch aus der Reihe. Da griff ich nach meinem Säbel, und es wäre zu einem ernsten Auftritte gekommen, wenn Scheich Abdallah mich nicht zurückgehalten hätte. Er trieb den Syrer durch scharfe Redensarten zurück und wußte überhaupt mit diesen Leuten sehr angemessen umzugehen. Gewöhnlich begann er sanftmüthig: „Du, Vater, mach' ein wenig Platz." Wenn das vergeblich war, sprach er: „Platz da, Platz, Vater aus Syrien!" Half das nicht, so folgte in befehlendem Tone ein: „Fort mit Dir, Mensch; weg, Mensch!" Und weiter wurde dann den Syrern der Schimpf angethan, daß man sie Salzschänder und Schimrgezücht nannte. Salzschänder bedeutet einen schaamlosen Menschen, der weder Treu noch Glauben hat, und die geheiligten Pflichten der Gastfreundschaft mißachtet. Schimr, ein Syrer von Geburt, war der Mörder des heiligen Imams Hosseïn. Ich machte noch eine Bemerkung, welche den Unterschied zwischen dem Abendländer und dem Orientalen kennzeichnet. Man lenkt die Kameele durch Worte und ruft ikh, ikh! wenn das Thier niederknien, yah, yah! wenn es schneller gehen, hai, hai! wenn es sich vorsehen soll. Nun rief ich an gefährlichen Stellen allemal hoy, hoy! und gab dazu einen Schlag mit der Reitgerte. Mein Namensvetter dagegen empfahl sich Allah und rief in einem fort: Ya Satir, ya Sattar! Das sind Benennungen des Allmächtigen.

Am 7. September, um elf Uhr Morgens, kamen wir nach einer abermals sehr beschwerlichen Nachtwanderung an einen Lagerplatz, der el Birkat, die Cisterne, hieß, weil dort noch die Trümmer eines vom Chalifen Harun al Raschid gebauten Brunnens vorhanden sind. Auf der Pilgerstraße wird man überhaupt bei jedem Schritte an diesen großen Herrscher erinnert. Jene Stelle gehört den Utaybeh-Beduinen, welche für den tapfersten und wildesten Stamm im ganzen Hedschas gelten. Die Bewohner der Städte haben vor diesen Nomaden große Furcht und versichern, sie tränken das Blut ihrer Feinde, um sich den eigenen Muth zu kräftigen. Als ich meine Gefährten fragte, ob das wahr sei, schüttelten sie mit dem Kopfe, meinten aber, es wäre ein Glück, wenn wir mit diesen furchtbaren Räubern nicht zusammenträfen.

Der Pascha gewährte uns fünf Stunden Rast, die ich in meinem Zelte hielt. Dort fanden sich auch Scheich Abdallah's Freunde ein. Wir waren nun der heiligen Stadt Mekka schon ziemlich nahe gekommen; die Mekkaner sprachen von den Wohnungen, die sie zu vermiethen hatten, und boten den Pilgern ihre Dienste an. Dann und wann erhob sich ein Zank. Unserer Gesellschaft hatte sich ein alter weißbärtiger Albanese angeschlossen, der so hinfällig war, daß er nur mit Mühe und Noth vorwärts konnte; trotzdem war er so heftig und gewaltthätig, daß Niemand ihn zu Vernunft bringen konnte; nur auf seinen vierzehnjährigen Negersklaven hörte er. Zwischen diesem Manne und meinem Beduinen Masud war ein Wortwechsel entstanden, während dessen der letztere bemerkte, man würde jenen besser verstehen können, wenn er noch Zähne hätte. Darüber gerieth der Arnaut in wilde Wuth, griff nach einem Knüttel und schlug mit aller Gewalt auf meinen Kameelführer ein. Aber der Streich verfehlte das Ziel und der Arnaut fiel der Länge nach auf den Boden. Nun war Masud wüthend und schrie: „Ist es dahin mit uns gekommen, daß solch ein türkischer Feigling nach uns zu schlagen wagt?“ Wir hatten große Mühe, die Beiden zu besänftigen. Der Araber gab sich erst dann ruhig, als wir ihm mit dem Pascha droheten; aber mit dem Albanesen war lange Zeit gar nichts zu beginnen. Endlich drohten wir, ihn fortzujagen und mit seinem Negerknaben allein unterwegs zu lassen.

Am andern Morgen gegen sechs Uhr waren wir bei dem Ruheplatze El Zaribeh, das Thal, wo wir etwas Grün sahen und Wasser fanden. Wir speisten, schliefen und trafen die Vorkehrungen

zum Ihram, dem Anlegen der Pilgertracht. Am Nachmittage schor uns der Barbier das Haar von den Köpfen, beschnitt die Nägel, stutzte den Schnauzbart. Nachdem wir uns dann gebadet und gesalbt, legten wir das heilige Kleid an. Es besteht ganz einfach aus zwei Stücken neuen Baumwollenzeuges, das weiß und mit kleinen rothen Streifen versehen ist. Seine Länge beträgt sechs, die Breite viertehalb Fuß. Das eine Stück wird um die Hüften geknüpft und fällt bis auf die Knie herab; das andere wirft man über den Rücken,

Arabische Pilgertrachten.

so daß es die linke Schulter bedeckt, während der rechte Arm völlig frei blebit, und bindet es dann am Gürtel fest; der Kopf bleibt nackt und die Fußbekleidung darf nicht über den Knöchel hinausgehen. Je eher der Pilger diese Tracht anlegt, um so größer ist sein Verdienst.

Nachdem wir uns solchergestalt umgekleidet hatten, mußten wir unser Gesicht gen Mekka wenden und sprachen mit lauter Stimme: „Ich weihe diesen Ihram des Hadsch (der großen Pilgerschaft)

und des Omrah (der kleinen Pilgerschaft) Allah dem Allmächtigen!" Nach dem Gebet und der doppelten Adoration sprachen wir, ohne die Stellung zu verändern, folgende Worte: „O Allah! Ich nehme mir in der That den Hadsch und den Omrah vor; mache mich fähig, sie beide zu vollführen, und mögen mir aus beiden Segnungen erstehen."

Unmittelbar nachher folgt der Talbiyat oder die Ausrufung, die folgendermaßen lautet: „Hier bin ich, o Allah, hier bin ich! Deine Macht ist ungetheilt; hier bin ich. Wahrhaftig, Ruhm und Güte und Macht sind Deine Kennzeichen. Deine Macht ist ungetheilt; hier bin ich!"

Man schärfte uns ein, diese Verse bis zum Schluß aller Ceremonien, welche die Pilgerreise erfordert, zu wiederholen. Scheich Abdallah war gleichsam unser Gewissensrath oder Beichtvater, ermahnte uns, fromme Pilger zu sein, Zank zu vermeiden, kein unzüchtig Wort zu reden und überhaupt aller unnützen Gespräche uns zu enthalten. Wir sollten das Leben aller geschaffenen Dinge achten, kein Wild erlegen, kein Thier zur Flucht zwingen, nichts thun, wodurch es gefährdet werde. Wir durften uns nicht mit den Fingern kratzen, sondern nur mit der flachen Hand, weil wir sonst in Gefahr kämen, ein Schmarotzerinsect zu tödten oder ein Haar zu entwurzeln. Nur wenn es unbedingt nöthig war, erschien es gestattet, eine Krähe, einen Geier, einen Skorpion, eine Ratte oder einen Hund, welcher gebissen hatte, zu tödten. Unsere Achtung vor dem Heiligthum mußten wir auch dadurch bezeugen, daß wir die Bäume schonten und keinen Grashalm ausrupften. Unserm Leibe mußten Oel, Salben und Wohlgerüche fern bleiben; wir durften den Kopf nicht mit Malwen- oder Elsbeerenwasser waschen und kein Haar färben, abstutzen oder ausreißen. In den Schatten durften wir uns wohl stellen und sogar die zusammengelegten Hände über den Kopf halten, um uns vor der Sonne zu schützen, allein es war verboten, irgend etwas auf unserm Haupte zu haben. Wer irgend eine von diesen Vorschriften brach, mußte einen Hammel opfern. Ein Sprüchwort der Muselmänner besagt, daß allein der Prophet im Stande sein würde, alle Gebote der Pilgerschaft genau zu erfüllen.

Eines Türken Frau und Töchter, welche zu unserm Trupp gehörten, nahmen gleichfalls mit uns den Ihram. Sie waren in ein langes weißes Gewand gehüllt; statt des anmuthigen Musselinschleiers, welcher bis jetzt ihr Gesicht verhüllt hatte, ohne doch die

Formen ganz unkenntlich zu machen, trugen sie nun eine Maske mit zwei Löchern für die Augen, und sahen ganz abscheulich aus. Als ich sie zum ersten Mal in solcher Weise umgestaltet sah, konnte ich das Lachen nicht lassen, und an der Bewegung ihrer Schultern nahm ich ab, daß es ihnen eben so erging.

Um drei Uhr verließen wir El Zaribeh. Die Pilger trugen ihre weißen Gewänder, welche gegen die dunkle Haut scharf abstachen; die eben glatt geschorenen, unbedeckten Köpfe glänzten in der Sonne. Die Felsen gaben den oft wiederholten Ruf zurück: „Hier bin ich! Hier bin ich!" (Lebbeyk! Lebbeyk!) Als wir an einen Engpaß kamen, trafen wir mit Wahhabis zusammen, welche sich in der Bagdader Karawane befanden und gleichfalls ihr Lebbeyk riefen. Sie hatten eine gewaltig große Pauke bei sich, und zogen in doppelter Reihe hinter einem Kameel her, das eine große grüne Fahne trug. Ich las auf ihr das mit großen Buchstaben geschriebene Glaubensbekenntniß des Islam. Diese Gebirgsbewohner sahen wild und stolz aus; ihr Haar hing in kleinen Zöpfen herab. Jeder trug Muskete, Lanze oder Dolch; die Sättel waren von Holz, und hatten weder Kissen noch Steigbügel; die Frauen führten ihre Dromedare selbst oder saßen hinter den Männern und blickten kühn um sich. Sie waren nicht verschleiert; in ihren Zügen konnte ich nichts Weiches bemerken. Diese Wahhabis waren keine angenehmen Gefährten, denn allemal, wenn sie uns rauchen sahen, schimpften sie uns aus; wir galten ihnen für Götzendiener und Ungläubige.

Gegen fünf Uhr waren wir wieder in einem Engpasse, der uns sehr verdächtig vorkam. Zur Rechten bildeten die Felsen eine Art Vorgebirge, an welchem sich ein Gießbach hinschlängelte, oder, genauer ausgedrückt, das von Steinblöcken und stacheligem Gesträuch eingefaßte Bett eines solchen. In diesem mußten wir wandern, weil kein anderer Pfad vorhanden war. Zur Linken war ein hohes Gebirge mit nackten steilen Felsen; vor uns schien der Weg durch Hügel versperrt, die hinter einander in blauer Ferne emporstiegen. Auf den höheren Gipfeln lag noch die Sonne, während an den unteren Abhängen und im Strombette schon ein Halbdunkel lagerte.

In dieser gefährlichen Schlucht wurden alle Gemüther mit Angst erfüllt; die Frauen und Kinder schrien nicht mehr, das „hier bin ich, hier bin ich!" der Pilger verstummte. So zog man fort. Bald nachher gewahrten wir einen weißen Rauch am Gebirge, hörten eine Muskete knallen, und in demselben Augenblicke wälzte sich

ein Dromedar, das eben noch vor mir hertrabte, im Sande, während sein Reiter sechs Fuß weit fortgeschleudert wurde. Das Thier hatte einen Schuß in's Herz erhalten.

Jetzt entstand eine allgemeine Verwirrung; die Frauen und Kinder schrien, die Männer fluchten, Alle drängten vorwärts und kümmerten sich nicht um die Hindernisse. So war denn der Engpaß bald durch eine dichte Masse versperrt, die sich nicht mehr bewegen konnte. Bei jedem Musketenschuß zitterte die Menge, wie ein Kranker unter dem Messer des Wundarztes. Daß die Reiter, welche der Karawane zum Schutze dienen sollten, ganz unnütz waren, stellte sich nun klärlich heraus; sie galoppirten lärmend und in Unordnung zwischen den Felsen- und Steinmassen herum. Der Pascha hatte auf der dem Feind entgegengesetzten Seite seinen Teppich ausbreiten lassen und rathschlagte mit seinen Officieren; er rauchte dabei ruhig seine Pfeife Tabak. Keiner von ihnen dachte daran, die Höhen zu besetzen, welche den Engpaß beherrschen. Nur die Wahhabis benahmen sich so, daß ich sie lieb gewann. Sie galoppirten auf ihren Kameelen wild heran, ihre schwarzen Haarzöpfe flatterten um den Kopf und ihre Lunten brannten. Ein Theil nahm eine solche Stellung, daß er das Feuern der Utaybehs erwidern konnte, während zwei- bis dreihundert Mann abstiegen, und unter der Leitung ihres Anführers Sadd den Berg hinanklimmten. Diesen Häuptling hatte ich schon in Medina gesehen, wo ich ihn als ein ächtes Gepräge eines reinblütigen Arabers bewunderte. Gleich allen Scherifs ist er durch seine Tapferkeit berühmt, und hat mehrere Männer mit eigener Hand getödtet. Als die Karawane bei El Zaribeh lagerte, hatte man ihn gebeten, sie nach Mekka zu begleiten, und er hatte geschworen sie nicht zu verlassen, bevor sie die Mauern der heiligen Stadt erreicht habe. Dieses Versprechen hielt er. Bald hörte man keine Schüsse mehr, die Räuber waren auf der Flucht, und wir kamen nun ungehindert durch den Engpaß. Jenseit desselben war dann ein wirres Durcheinander, aber Masud geleitete uns glücklich weiter. Mehrere Pilger waren von den Utaybehs getödtet worden, andere hatten Wunden davon getragen. Die Zahl jener Beduinenräuber schätzte man auf etwa anderthalbhundert; ihre Absicht war, zu plündern; im schlimmsten Falle glaubten sie an dem Fleische der erschossenen Kameele eine Beute zu gewinnen. Sie konnten sich wenigstens rühmen, die Fahne des Sultans eine Stunde lang unterwegs aufgehalten zu haben.

Ich griff gleich anfangs, als das Scharmützel begann, nach meinen Pistolen, sah aber bald, daß es für mich nichts zu thun gab. Es war aber eine günstige Gelegenheit geboten, auf meine Gefährten einen guten Eindruck zu machen, und ich verlangte sehr laut nach dem Abendessen. Der Indier Scheich Nur zitterte vor Angst, und mein Mohammed rief ganz erschrocken: „O Herr!“ Die Uebrigen wandten sich widerwillig von mir ab und sagten: „Bei Allah, er speist!“ Scheich Abdallah, der Mekkaner, dagegen war ein Mann von Muth und schien sich an diesem Auftritte zu belustigen; er rief mir aus seiner Sänfte, in der er sitzen geblieben war, die Worte zu: „Sag' mir, Effendi, ist das so Brauch bei den Afghanen?“ Ich entgegnete ihm: „Allerdings. Bei uns zu Lande speisen wir allemal, bevor wir die Räuber angreifen, weil diese Leute gewohnt sind, Andere in den Schlaf zu befördern, bevor diese zu Abend gegessen haben.“ Ueber diese Antwort lachte der Scheich hell auf, aber einigen Anderen mißfiel sie. Ich selbst gerieth in Zweifel, ob die Großprahlerei nicht etwa übel angebracht sei, doch überzeugte ich mich später, als ich in Dschidda ein kleines Abenteuer bestand, daß sie vollkommen am Platze gewesen ist.

Unsere türkischen Reiter steckten das Gesträuch in Brand, um den Pfad zu erhellen, und so bot die Karawane wiederum einen äußerst malerischen Anblick dar. Die Gipfel der hohen Felsen blieben in Dunkel gehüllt, während das enge Thal, welches von hier eingeschlossen war, einem flammensprühenden Schlunde glich. Dann und wann knallte noch eine Flinte, und dann drängte die Menschenmasse allemal unter Lärm und Geschrei vorwärts. Der Qualm der Fackeln und der Rauch, welcher aus dem knisternden Gesträuch aufwirbelte, bildeten über unseren Häuptern einen Baldachin, der etwa bis zur halben Höhe der Felsen von den Flammen geröthet war. Das Alles war, wie gesagt, ungemein malerisch, hatte aber auch manche Unbequemlichkeiten. Denn es war kein geebneter Pfad vorhanden, Steinblöcke und Bäume versperrten den Weg, die Kameele strauchelten, an Zank fehlte es nicht, Kameeltreiber und Pilger geriethen in Streit, kurzum die Unordnung war vollständig. Ich rief während jener Nacht meinem Thiere unablässig haï, haï! zu, und prügelte zur Abwechselung den wollköpfigen Neffen Masuds, weil er auf den Wasserschläuchen eingeschlafen war und gar nicht wach werden wollte.

Bei Tagesanbruch knickte plötzlich das Kameel, auf welchem Ali ben Yasin's und Scheich Abdallah's Sänfte ruhete, mit allen vier Füßen zusammen, schlug um sich und schleuderte die beiden Insassen der Sänfte einige Schritte weit fort. Dieses Meisterstück war zerbrochen; Abdallah erging sich in heftigen Schmähungen gegen die Beduinen, die freilich nicht in der Nähe waren; als Masud kam, schwieg er wohlweislich. Das Alles geschah in der Nähe des Wady Leimon, des Thals der Citronenbäume, in welchem Rast gehalten werden sollte. Am Ufer des nun ausgetrockneten Gießbaches erhob sich das grüngoldene Zelt des Scherifs von Mekka, der mit zahlreichem Gefolge unserer Karawane entgegen gekommen war. Ich hielt an einer durch Hügel geschützten Stelle Rast, die aber nur vier Stunden währte, weil Masud der Kafila vorauseilen wollte. Wir genossen Citronen, Granaten und frische Datteln, und und ich betrachtete mir dann die Gegend, denn ich befand mich auf durchaus klassischem Boden, der von den arabischen Dichtern hoch gepriesen worden ist; sie rühmen, daß man dort eine reine Luft athme. Und allerdings gewährt es dem Reisenden, welcher unter großer Mühsal so eben noch durch die Wüste wanderte, eine wahre Erquickung, die grünen Citronen- und Granatbäume zu betrachten; auch murmelt an einer Stelle ein kleiner Bach, welcher aus den Felsen hervorspringt und zur Bewässerung in die Gärten geleitet worden ist.

Gegen Mittag nahm Masud mein Kameel am Zaum und wir wanderten in dem schon erwähnten trockenen Bette des Gießbaches entlang. Beduinenmädchen schauten über die Gartenmauern und lachten; Kinder boten uns Wasser und frisch gepflückte Früchte zum Verkauf. Um drei Uhr befanden wir uns in einer Ebene; Baumgruppen, Dörfer, der ganze Anblick der Gegend deutete auf die Nähe einer großen Stadt. Im Hintergrunde stieg, uns zur Linken, der hohe Spitzberg Taïf empor, und jetzt sah ich zum ersten Male den Baum, oder besser gesagt, Strauch, von welchem der kostbare Gileadbalsam kommt. Ich bat unsern Masud, mir einen Zweig abzupflücken, damit ich ihn näher betrachten könne, und er that es ohne Arg. Aber sogleich entstand ein allgemeines Gelächter auf Kosten des Kameelführers, der ja eine Handlung begangen hatte, wofür er ein Sühnopfer zu bringen hatte! Natürlich warf er alle Schuld auf mich, denn ich hatte ihn zu dem Vergehen veranlaßt; übrigens erklärte ich mich bereit, die Kosten zu tragen.

Als wir eben eine Thalschlucht hinter uns hatten, kam eine Reiterschaar an uns vorüber. An der Spitze ritt kein geringerer Mann als der Scherif von Mekka, Abd el Motalleb ben Galeb, ein Greis ohne Bart, mit afrikanischen Gesichtszügen. Alle seine Kleider waren weiß, und von dem großen weißen Turban stach sein stark in's Schwarze spielende Gesicht scharf ab. Er ritt auf einem Maulthier, das zum Paßgang abgerichtet war; als Zeichen seiner Würde wurde ihm von einem zu Fuße gehenden Diener ein großer, grünseidener Regenschirm vorgetragen; sein Gefolge bildeten etwa vierzig Musketenträger. Nach einem nicht unbeträchtlichen Zwischenraume folgten die vier Söhne des Scherif; die drei älteren trugen prächtige seidene Kleider und ritten schöne Dromedare; ihr Rang war durch vergoldete Säbel und Dolche bezeichnet. Der vierte Sohn war noch Knabe.

Gegen Abend hielten wir an, sahen aber von Mekka nichts, weil die Stadt in einem mehrfach gewundenen Thale liegt. Ich verrichtete meine gewöhnliche Andacht und sprach dann, nach meines Motawwef, d. h. Führers, Anweisung, folgendes Gebet: „O Allah, wahrlich dort ist Deine schützende Burg, dort Dein Heiligthum. Wer dasselbe betritt, ist gerettet. Halte das Feuer der Hölle fern von meinem Fleisch und Blut, von meinen Knochen und meiner Haut. Ich beschwöre Dich darum, denn Du bist Allah, der Barmherzige und Gütige, dem nichts verglichen werden kann. Habe Erbarmen mit unserm Herrn Mohammed, seinen Nachkommen und Getreuen, mit einem und mit Allen!" Darauf folgte dann das Talbiyet und noch ein besonderes Gebet für mich selbst.

Nun ritten wir weiter, aber es war dunkel und wir sahen nichts. Ich schlief ein. Um ein Uhr in der Frühe weckte mich der Ruf: „Da ist Mekka, Mekka! Das Heiligthum, das Heiligthum!" Alle riefen Lebbeyk, lebbeyk! viele weinten und schluchzten. Ich bog mich aus der Sänfte und gewahrte beim Sternenschimmer die verschwommenen Umrisse einer großen Stadt, welche sich schwarz auf dem Horizont der Ebene abhoben. Bald überstiegen wir noch eine Hügelreihe, durch welche ein Weg ausgehauen war. Zu beiden Seiten desselben erheben sich Thürme, um den Darb el Maula zu beschützen, das heißt den Pfad, auf welchem man von Norden her zur heiligen Stadt gelangt. Und nun kamen wir in die Maabideh, die nördliche Vorstadt, in welcher der Palast des Scherifs liegt, und bogen zur Rechten ab, um

in das afghanische Stadtviertel zu gelangen. Mohammed, dessen Wohnung im syrischen Viertel lag, war nicht ohne Besorgniß, weil diese beiden Stadtviertel mit einander in schlechtem Einverständniß leben. Die Kinder werfen sich mit Steinen, die Männer prügeln sich, wenn sie einander begegnen; manchmal greift man auch, allen Verboten der Religion Trotz bietend, zum Säbel oder Dolch. Bei diesen Feindseligkeiten gilt eine feste Regel. Sobald zum Beispiel ein Bürger getödtet wird, eröffnet man eine Sammlung, um den Blutpreis zu bezahlen. Der Bewohner des einen Stadtviertels, der in ein anderes geht, wird dort als Gastfreund behandelt, sobald er aber die Grenze überschreitet, läuft er Gefahr, von denselben Leuten niedergeschlagen zu werden, die ihm eben noch gastfreundlich begegneten.

Nachdem ich noch durch mehrere enge, zum Theil sehr abschüssige Gassen gekommen war, in denen ich absteigen mußte, gelangte ich vor das Haus meines jungen Geleitsmannes Mohammed.

Siebentes Kapitel.

Die heilige Stadt Mekka, die Kaaba und der Berg Arafat. — Reise nach Dschidda.

Mohammed mußte lange an die Thür seines väterlichen Hauses klopfen, bevor ein alter indischer Diener öffnete; dann eilte er die Treppe hinauf zu seiner Mutter, während ich auf der Straße blieb, und das Zaghrite vernahm, jenen hellen Schrei, mit welchem die Frauen ein heimkehrendes Mitglied der Familie begrüßen. Der junge Mensch war aber bald wieder unten und benahm sich nun sehr gemessen, höflich und aufmerksam, denn jetzt war ich sein Gast, den er in einen großen unbeleuchteten Saal führte. Dort setzte ich mich auf eine breite Mastaba, eine Erhöhung, die mit einem Teppiche bedeckt war. Ein Diener brachte Licht, auch hörte ich in dem Gemache über mir rasche Tritte, und vernahm, daß die Kabira, die Hausfrau, allerlei Vorkehrungen traf. Mich hungerte sehr, aber mein Verlangen wurde bald befriedigt, weil gleich, nachdem die Kameele entlastet waren, eine große Schüssel voll zuckerbestreuter Nudeln aufgetragen wurde. Diese Kunafa schmeckten prächtig und wurden rasch verzehrt. Wir ließen dann aus einem Kaffeehause Decken holen und streckten uns der Länge nach hin, um ein wenig zu schlummern, schon nach zwei Stunden, bei Tagesanbruch, mußten wir wieder auf den Beinen sein, um den Tawaf el Kudum, den „Umgang nach der Ankunft“ zu halten.

Die heilige Kaaba, das Gotteshaus, Beith Allah, erhebt sich in der Mitte einer ausgedehnten, fast rechtwinkeligen Einfriedigung von etwa dritthalb hundert Schritten Länge und zweihundert Schritten Breite. Innerhalb derselben befinden sich vier Reihen Säulen auf der Ostseite, während die übrigen Seiten nur drei solcher Säulenreihen haben. Die, welche der innern Seite, dem Hofraume, zunächst sind, haben Bogengewölbe, und das Dach besteht aus drei Reihen halbrunder Kuppeln, die mit Gyps beworfen und geweißt sind. Solcher kleinen Dome, deren Zahl sich auf nicht weniger als einhundert zwei und funfzig beläuft, gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick. Die Säulen haben ungefähr zwanzig Fuß Höhe und anderthalb Fuß Durchmesser; je vier und vier sind durch einen weit dickern achteckigen Pfeiler von einander getrennt. Drei Viertheile oder vielleicht auch vier Fünftel dieser Säulen oder Pfeiler sind von Marmor, die andern aus Granit, wie er in der Nähe von Mekka gebrochen wird. Einige sehr schöne Schäfte von rothem Porphyr oder rosafarbenem Granit fallen als Ausnahmen auf und sollen aus Aegypten hergebracht worden sein. Unter diesen Hunderten von Säulen sind nicht zwei mit gleichförmigem Capitäl oder einerlei Sockel. Die Capitäle zeigen zumeist schlechte saracenische Arbeit; einige haben früher anderen Gebäuden angehört, und sind nun hier von den ungeschickten Werkleuten verkehrt eingesetzt worden, so daß der obere Theil nach unten steht, oder der untere nach oben. An einigen Sockeln erkennt man vortreffliche griechische Arbeit; an verschiedenen Marmorsäulen arabische oder auch kufische Inschriften, aber diese sind noch nicht abgeschrieben oder übersetzt worden. Das Pflaster besteht aus roh neben einander liegenden Steinen. Manche Säulen und Minarete sind mit schlechten Malereien von rother, gelber oder blauer Farbe bepinselt.

Auf der Südseite ist die Kaaba etwas schmäler als auf der Nordseite, und daraus geht wohl hervor, daß diese Moschee später als das innere Hauptgebäude, um dieses letztere herum, aufgeführt und zu verschiedenen Zeiten vergrößert worden ist. Der letzte Ausbau fällt in das Jahr 1627 und seitdem hat sie weiter keine Veränderungen erlitten. Sie bildet einen massiven Bau von achtzehn Schritt Länge, vierzehn Schritt Breite und ist ungefähr fünf und dreißig bis vierzig Fuß hoch. Das Dach ist platt und sie gleicht deshalb aus der Ferne gesehen einem Würfel oder vielmehr einem länglich geformten Würfel. Die Unterlage der Wandmauer bildet

Digitized by Google

in der Höhe von etwa einer Elle einen Vorsprung, der ungefähr einen Fuß weit aus der Mauer hervortritt. Die einzige Pforte zum Innern liegt auf der Ostseite sechs oder sieben Fuß über dem Boden; ihre Thürflügel sind mit vergoldeten Silberplatten bedeckt; auf der Schwelle wird an jedem Abend Weihrauch verbrannt; auch werden brennende Lichter dorthin gestellt.

Unweit von der Thür, im südöstlichen Winkel der Kaaba, befindet sich der berühmte schwarze Stein (Hadschar el Aswad), welchen die Engel dem Abraham zutrugen, als dieser am heiligen Tempel bauete. Er war seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand der Verehrung für die Araber, bildet vier bis fünf Fuß über dem Boden einen Theil des Vorsprungs in der Mauer, hat eine länglich runde, unregelmäßige Gestalt von sechs bis sieben Zoll Durchmesser, und seine ungleiche Oberfläche ist aus etwa einem Dutzend Bruchstücken zusammengesetzt, die, an Umfang und Gestalt sehr verschieden, durch einen Mörtel gut zusammengekittet und vollkommen abgeglättet sind. Der Stein sieht aus, als wäre er durch einen kräftigen Schlag in Trümmer zerschlagen worden, die man dann zusammensuchte und wieder an einander fügte. Seine Farbe ist sehr dunkelbraun, beinahe schwarz, und man hat ihn mit einem goldenen oder silbernen, mit Gold überzogenen Reifen umgeben. Der Hadschar el Aswad ist seit vielen Jahrhunderten durch Millionen und aber Millionen Küsse und Handberührungen dermaßen abgeglättet worden, daß es schwer hält, über seine eigentliche Beschaffenheit in's Reine zu kommen. Während Einige ihn für ein Stück Lava erklären, halten ihn Andere für einen Aërolithen, und dieser Meinung pflichtet auch Burton bei.

In der westlichen Mauer, neben dem Yemeniwinkel, liegt ein anderer Stein, welchem die Pilger Ehrfurcht bezeigen; er heißt El Mustaschab, Stein des Gebetes; die Gläubigen dürfen ihn nicht küssen, sondern nur anrühren. Unten an der östlichen Mauer, nördlich von der Thür, ist der Boden etwas eingedrückt, und diese Stelle hat man mit einer Marmoreinfassung versehen, auf welcher drei Menschen Platz nehmen können. Das ist die Stätte der Vermischung, El Maaschan, weil dort Abraham und sein Sohn Ismael den Lehm und Thon vermischten, dessen sie beim Bau bedurften. Die Stelle wird auch Makam Dschibraïl, der Ort Gabriels, genannt, weil der Erzengel dem Propheten Mohammed dort den Befehl überbrachte, die fünf täglichen Gebete des Islam anzu-

ordnen; auch hat der Engel an dieser Stelle mit dem Propheten Andacht verrichtet.

Die berühmte Dachrinne, Myzab, vermittelst welcher das Regenwasser vom Dache der Kaaba abfließt, liegt an der nördlichen Mauer; sie wurde 1573 aus Konstantinopel nach Mekka gebracht und ist angeblich von gediegenem Golde. Ihr Vorsprung beträgt etwa vier Fuß; unter ihr befindet sich ein sehr schönes Mosaïkpflaster; in dessen Mitte bezeichnen zwei grüne Platten die Stelle der Gräber Ismaels und seiner Mutter Hagar. Es gilt für sehr verdienstlich, dort zu beten. Dieses Doppelgrab ist von einer halbkreisförmigen Mauer (Hatim) umschlossen; der Ueberlieferung zufolge hat dieser Platz einst zur Kaaba selbst gehört, ist aber bei einem Umbau von derselben abgeschieden worden. Wie dem auch sei, die Gebete, welche man im Hatim hersagt, gelten für eben so verdienstlich, als wären sie im Innern der Kaaba selbst gesprochen worden. Deshalb darf ein Pilger, welcher nicht in das Heiligthum gelangen konnte, der aber im Hatim gebetet hat, mit gutem Gewissen schwören, daß er im Beit Allah, im Hause Gottes, gebetet habe.

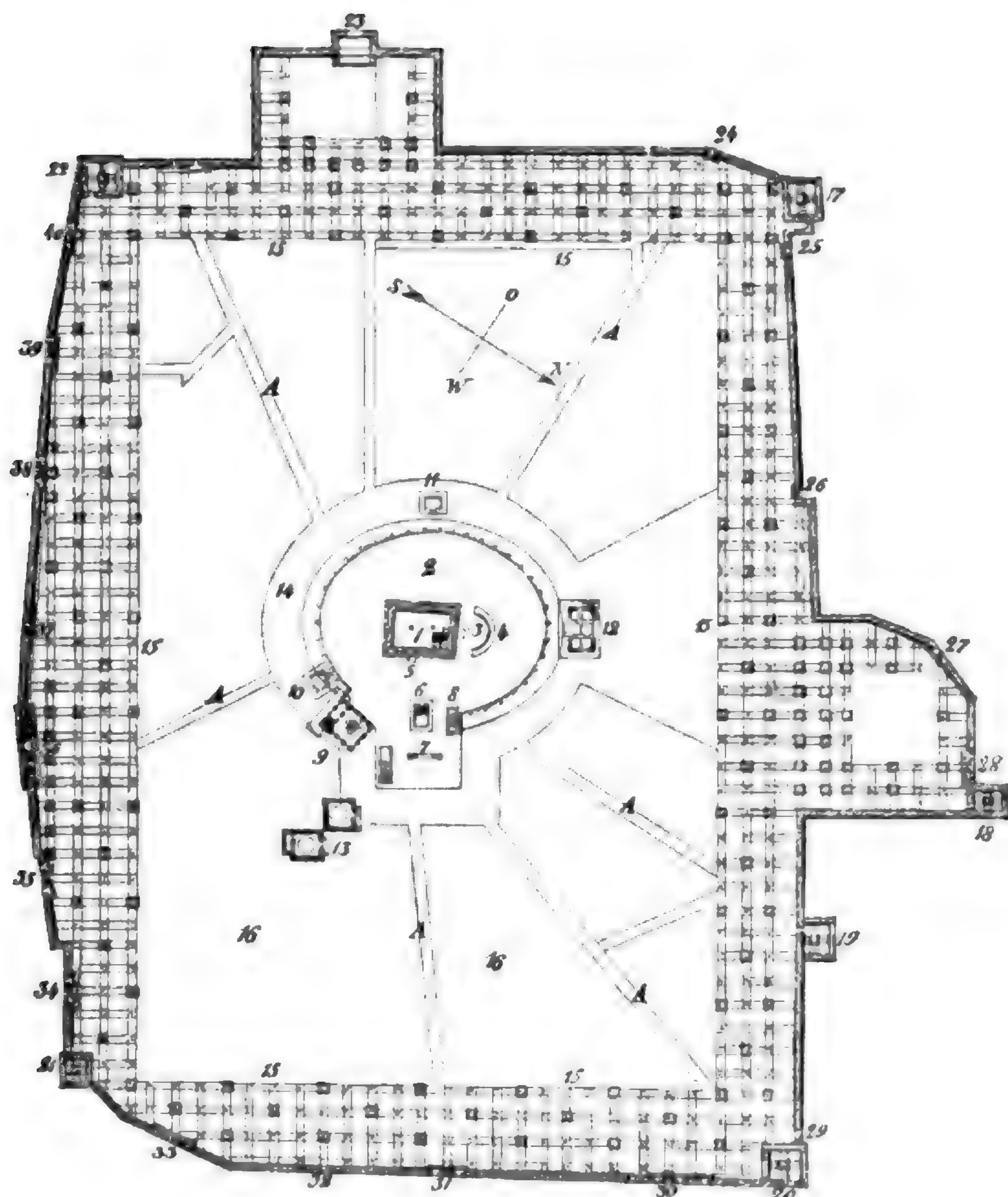
Die Kaaba ist rings mit schönen Marmorwürfeln umlegt, die etwa acht Zoll über dem Boden des großen Hofraumes liegen. Dieser bildet ein unregelmäßiges Oval und ist von zierlichen Broncepfeilern eingefaßt, in deren Zwischenräumen schlechte Glaslaternen hängen; diese geben eine sehr dürftige Beleuchtung. Jenseit der Pfeiler ist wieder ein Marmorpflaster, aber nur acht Schritte breit und nicht so zierlich als jenes. Noch weiter hin ist ein dritter Rundgang, doppelt so breit.

An die Kaaba schließen sich mehrere Nebengebäude. Da sind die vier Makams oder Stätten, an welche die Imams der vier rechtgläubigen Sekten (der Hanifiten, Schafeiten, Hanbaliten und Malekiten) sich stellen, wenn sie vorbeten. Der Makam el Maleki im Westen und der Makam el Hanbali in der Nähe des schwarzen Steines, bilden kleine von allen Seiten offene Pavillons, deren Dach auf vier dünnen Pfeilern ruht und an eine indische Pagode erinnert. Der Makam el Hanifi liegt im Norden, ist größer und hat zwölf Säulen, sammt einem Obergeschoß, von welchem herab der Muezzin den Gläubigen zum Gebet ruft. Der Makam el Schafei bildet das Gebäude über dem Brunnen Zemzem; er ist massiv, viereckig und hat die Eingangsthür auf der Südostseite. Das Gemach, in welchem sich der Brunnen befindet, hat man reich

mit verschiedenfarbigem Marmor geschmückt; in einem Nebengemache befindet sich ein stets mit Wasser gefülltes Sammelbecken. Die Pilger, welche von dem Wasser dieser Hagarquelle trinken wollen, reichen ihre Schalen durch ein Gitterfenster, denn die Oeffnung dieses Brunnes ist mit einer fünf Fuß hohen Mauer umgeben und auf dieser stehen die Brunnendiener, welche das Wasser in ledernen Eimern heraufziehen. Die Makams und das Gebäude über dem Zemzem scheinen in den Jahren 1661 und 1663 aufgeführt worden zu sein.

Südöstlich vom Zemzembrunnen stehen zwei kleine viereckige Gebäude. Sie werden von einer Kuppel überragt und ihre schwerfällige Bauart bildet einen starken Gegensatz zu den leichten, zierlichen Makams. Man nennt sie die Kobbateyns. Sie wurden 1540 auf Kosten eines Statthalters von Dschidda gebaut und bilden die Bibliothekräume, in denen die von frommen Muselmännern der Moschee vermachten Bücher nebst den von Konstantinopel ihr geschenkten Uhren und Chronometern aufbewahrt werden. Einige Schritte vom Zemzem, gegenüber dem Eingange zur Kaaba, liegt die bewegliche Treppe, El Daray, auf welcher die Gläubigen zu dieser Pforte gelangen. Die Treppe ist von Holz, mit etwas Schnitzwerk versehen und ruhet auf vier Rädern. Neben der Stelle, wo die bewegliche Leiter angelegt wird, erhebt sich ein halbkreisrunder Bogen, Bab el Salam, die Pforte der Begrüßung; man darf aber diesen Bogen nicht verwechseln mit dem großen Portal der Moschee, welches die gleiche Benennung führt. Die Pilger, die das Gotteshaus zum ersten Male besuchen, müssen durch beide Thore der Begrüßung gehen, und wenn sie durch das zweite einschreiten, die Worte sprechen: „Allah, gewähre, daß dieser Eingang mir günstig sei."

Zwischen der Kaaba und dem Bab el Salam liegt der Makam Ibrahim, die Stätte Abrahams, ein zierlicher Pavillon, der auf sechs Pfeilern ruhet. Um vier derselben läuft ein hübsches Eisengitter, welche einen Einblick in das Innere ermöglichen. Man sieht dort einen großen pyramidenförmigen Holzdeckel, unter welchem jener Stein aufbewahrt wird, auf dem Abraham stand, als er die Tempelmauern bauete; man gewahrt auch, wie die Muselmänner glauben, noch den Eindruck, welchen die Füße des Patriarchen in den Stein gemacht haben. Diese Stätte wird für sehr heilig gehalten, und vor dem Gitter liegen stets Gläubige, welche um Abra-



Plan der Moschee des Propheten in Mekka.*)

*) Wir theilen hier den Plan des Beyt Allah, des Gotteshauses, der großen Moschee mit, wie Ali Bey ihn im Anfange unseres Jahrhunderts entworfen hat. Den Gesammtanblick gewährt der beiliegende Holzschnitt.

1. Die Kaaba. 2. Das innere Oval. 3. Die Gräber des Ismael und der Hagar. 4. El Hatim. 5. El Maadscham. 6. Makam Ibrahim. 7. Bab el Salam, die Pforte der Begrüßung. 8. Betkanzel. 9. Der Zemzem, Brunnen. 10. Maka Hanbaty. 11. Makam Maleky. 12. Makam Hanuly. 13. El Kobbaleyn. 14. Rundgang. 15. Kreuzgänge. 16. Die freien Stellen des Hofes, mit Kies beschüttet; die Gänge (A) auf diesem Hofe sind gepflastert. 17. Minaret. 18. Minaret der Pforte Zivadeh. 19. Minaret. 20. Minaret der Pforte des Grußes. 21. Minaret der Pforte (Bab) Ali's. 22. Minaret der Pforte

hams Vermittelung bei Gott flehen; denn Abraham war ja ein Vorläufer Mohammeds.

Neben dem Makam Ibrahim sieht man den Manbar, die aus weißem Marmor gebaute und mit Sculpturen verzierte Kanzel. Der Prediger steigt auf einer engen Treppe zur obern Flur hinan, die sich unter einer Art von Himmel oder Spitzdache von vergoldetem Metall befindet.

Die Moschee hat neunzehn sehr unregelmäßig vertheilte Eingangsthüren; vier sind auf der östlichen, sieben auf der südlichen, drei auf der westlichen Seite; die übrigen fünf liegen nach Norden hin. Sie werden niemals geschlossen und die Bewohner der heiligen Stadt rühmen sich gegen die Fremden, daß die Kaaba immer und ewig, sei es bei Tage, sei es in der Nacht, Gläubige finde, welche den Tawaf, den Umgang, machen. Die Umfassungsmauer ist für sämmtliche Gebäude, mit welchen die Moschee umgeben ist, gemeinschaftlich. Diese gehörten ursprünglich zum Heiligthum, sind aber nun im Besitz von Privateigenthümern und werden gegen hohen Zins an die reichsten Pilger vermiethet. Sie haben Fenster, aus denen man die Kaaba sehen kann, und die Bewohner können deshalb im Zimmer ihre Gebete hersagen, ohne daß diese weniger verdienstlich wären.

Die sieben Minarete sind bei weitem nicht so hübsch als jene der Moschee zu Medina, aber die Dienerschaft des Tempels ist eben so zahlreich, faul und habsüchtig wie in jener Stadt.

El Widua. 23. Minaret der Pforte Ali's oder der Beni Haschem. 24. Pforte Beni Saham oder El Omrah. 25. Pforte El Alik. 26. Pforte El Adschla oder El Basitiveh. 27. Pforte Kutuby. 28. Pforte El Ziyadeh oder El Nadwak. 29. Pforte Dureybeh. 30. Pforte der Begrüßung. 31. Bab el Nebi. 32. Bab el Abbas. 33. Bab Ali oder Beni Haschem. 34. Bab el Zeyt oder El Aschara. 35. Bab el Baglah. 36. Bab el Safa. 37. Bab el Ramah. 38. Bab el Dschiyat. 39. Bab Udschlan oder Bab el Scherif. 40. Bab Omm Hani.

Nach Ali Bey ist die Moschee 536 Fuß 9 Zoll lang und 356 Fuß breit; nach Burton hat sie 257 Schritte in der Länge, 210 in der Breite. Auf jeder kurzen Seite zählte er 24, auf jeder langen 35 Kuppeln; die Araber rechnen deren im Ganzen 152. Dem Pilger wird gesagt, sie ließen sich gar nicht zählen. Die Menge der Säulen und Pfeiler beträgt 554. Der gepflasterten Gänge sind acht, alle so breit, daß vier bis fünf Leute neben einander gehen können, und neun Zoll über dem Kies erhaben. An einigen Stellen, wo Wasser aus dem Zemzem den Boden befeuchtet, wächst Gras.

Die Geschichte des Beith Allah verliert sich in der Nacht der Zeiten, aber die Ueberlieferung weiß von nicht weniger als zehnmaligem Bau und Umbau. Gott faßte den Gedanken, für die Menschen einen Tempel zu bauen, schon zweitausend Jahre vor der Schöpfung. Dieser himmlische Tempel kam aus Allahs Händen selbst, bestand ans vier Jaspissäulen und hatte ein Dach von Rubinen. Als er fertig war, umgaben ihn alsogleich die Engel und riefen: „Lob sei Allah; es giebt keinen Gott außer Gott.“ Und dann machten sie den Umgang, welchen noch heute die Gläubigen halten. Der zweite Tempel stand zu Adams Zeit und verschwand, als Adam starb; er war ein Tabernakel aus Rubinen und ein Geschenk Allahs. Der dritte war ein Gebäude, das Seth, Adams Nachkomme, aus Stein und Kalk aufführte. Damals wurde der schwarze Stein aus dem Gebirge Abu Kubeys bei Mekka geholt und zum Bau des Tempels verwandt, welchen dann die große Sintfluth vernichtete. Späterhin befahl Allah dem Abraham und dessen Sohn Ismael auf jener Stelle den vierten Tempel zu bauen. Dieser war unregelmäßig, von Osten nach Norden zwei und dreißig Ellen lang, von Norden nach Westen auch zwei und dreißig, von Westen nach Süden ein und dreißig, aber von Süden nach Osten nur zwanzig Ellen; auch hatte er eine Höhe von nicht mehr als neun Ellen, gar kein Dach, und nur im Osten und im Westen eine Thür; der Engel Gabriel brachte den schwarzen Stein, welchen Abraham im Winkel dort anbrachte, wo der Umgang beginnt. Auch lehrte der Engel den Patriarchen alle Gebräuche, welche bei der Pilgerfahrt beobachtet werden müssen. Als Abraham die heilige Kaaba fertig gebaut hatte, stieg er auf Allahs Befehl zum Dschebel Sabir hinan, um von diesem Berge aus aller Welt zu verkünden, daß die Menschen den heiligen Ort besuchen sollten. Und alle Bewohner der Erde hörten ihn.

Die Amalekiter, Abkömmlinge von Noahs Sohne Sem, welche sich in der Gegend von Mekka niederließen, bauten den fünften Tempel oder besserten den von Abraham errichteten aus.

Die sechste Kaaba wurde etwa um die Zeit errichtet, da das Christenthum entstand, und zwar von den Beni Dschorhem, die sich gleichfalls für Nachkommen Noahs hielten. Ismael soll ein Weib aus diesem Stamme genommen haben. Diese Beni Dschorhem wohnten in den höher gelegenen Theilen Mekkas, die Amalekiter dagegen in der Unterstadt. — Kosseï ben Kilab, Statthalter von Mekka

und Urältervater des Propheten, stellte den Tempel nach dem Plan Abrahams wieder her, versah ihn mit einer Bedachung aus Palmenblättern und stellte Götzenbilder hinein. Das Dach gerieth späterhin durch Zufall in Brand; eine Frau war nicht vorsichtig mit ihrem Weihrauchbecken umgegangen und so loderte das Dach in Flammen auf. Bald nachher wurde die Kaaba von einer Ueberschwemmung heimgesucht, wie sie deren überhaupt mehrere hat aushalten müssen. Ein beträchtlicher Theil der Mauern stürzte ein. Damals hatte ein griechisches Fahrzeug in der Nähe von Dschidda Schiffbruch gelitten; die Mannschaft desselben wurde beim Wiederaufbau des Tempels beschäftigt. Diesen betrieb der Stamm der Koreischiten, sie hatten aber nicht Geld genug, um das Werk vollständig herrichten zu können; sie machten den Tempel um sieben Ellen kürzer und ließen den schon oben von uns erwähnten Raum El Hatim außerhalb desselben. Aber die Höhe der Mauer, welche ehemals nur neun Ellen betrug, wurde jetzt auf achtzehn Ellen gebracht; die Pforte an der Westseite fiel weg, und den einzigen östlichen Eingang brachte man in solcher Höhe an, daß kein Fremder ohne Erlaubniß der Thürwächter in's Heiligthum eintreten konnte. Als dieser Bau unternommen wurde, zählte Mohammed schon fünf und zwanzig Jahre; er schlichtete den Streit, welcher sich unter den verschiedenen Stämmen wegen des schwarzen Steines erhoben hatte, indem er denselben auf einem Teppich emporheben ließ, an welchen sämmtliche Aeltesten gemeinschaftlich die Hand legten.

Im Jahre 64 nach der Flucht (684 nach Chr.) bauete Abdallah ben Zobeïr, Neffe von Mohammeds Lieblingsfrau Aejischa, die Kaaba wieder auf, nachdem sie durch eine Feuersbrunst stark beschädigt worden war; während derselben zerbrach der schwarze Stein in drei Stücke. Auch durch die Wurfgeschosse des Chalifen Yesid hatte der Tempel viel gelitten. Abdallah zog den Hatim wieder in das Gebäude, welches die frühere Länge erhielt, während die Mauern sieben und zwanzig Ellen hoch wurden; die westliche Pforte wurde abermals eröffnet, um den Gläubigen als Ausgang zu dienen. Das Innere hatte nicht mehr sechs Säulenreihen, sondern nur drei, und der Tawaf oder Umgang der Kaaba wurde mit Platten gepflastert. Die Moschee wurde vergrößert, indem man einige anliegende Gebäude mit ihr vereinigte.

Zehn Jahre später erstürmte Hadschasch ben Yussuf, Feldherr des Chalifen Abd el Malik, die Stadt Mekka, Abdallah leistete

ihm tapfern Widerstand, wurde aber getödtet. Die Aenderungen, welche derselbe bei seinem Tempelbau angebracht hatte, wurden für unberechtigte Neuerungen erklärt, und der Chalif ließ das Gebäude nach dem frühern Plan umändern, so daß nun der Hatim wieder außerhalb der Mauer zu liegen kam und die westliche Thür wieder zugeschlossen wurde. Später sind dann Kaaba und Moschee noch einmal und zwar mit großem Geldaufwande zwischen den Jahren 1030 und 1040 nach der Flucht (1621 und 1631 nach Chr.) ausgebessert und theilweis umgebaut worden; doch ist der Plan im Wesentlichen so geblieben, wie Hadschasch ben Yussuf ihn entworfen hatte.

Wir nehmen nun die Erzählung Burtons wieder auf; er hatte, wie weiter oben bemerkt wurde, nur ein paar Stunden zum Ausruhen, mußte dann aber sogleich an das heilige Werk gehen.

Als die Gipfel des östlich von Mekka sich erhebenden Gebirges Abu Kobeïs von den ersten Strahlen der Morgensonne vergoldet wurden, gingen wir nach der Moschee, und traten durch das Thor Zinedeh, also auf der Nordseite hinein, stiegen auf zwei langen Treppen hinab, eilten durch die Säulengänge und befanden uns dann im Angesichte des Gotteshauses. Es machte nicht etwa den gewaltigen Eindruck, dessen wir uns beim Anblick ägyptischer Denkmäler nicht erwehren können; es war auch nicht etwa anmuthig wie die griechischen Monumente, aber das Schauspiel, welches ich sah, war wundersam befremdend, ich kann wohl sagen einzig in der Welt. Wie wenigen Europäern ist es vergönnt gewesen, dasselbe vor mir zu genießen! Da lag das weltberühmte Heiligthum des Islam vor meinen Augen! Unter allen Menschen, welche den Tempelvorhang mit ihren Thränen benetzten oder ihre hochwallende Brust an den schwarzen Stein in der Mauer drückten, war sicherlich kein einziger so tief bewegt, so gewaltig im Innern ergriffen, als ich, der einsame Pilger, welcher fernher aus dem Norden bis hierher wanderte. Aber freilich, jene fromme Menge war von religiöser Begeisterung erfüllt, ich dagegen hatte nur den Enthusiasmus der Neugier und Wißbegierde, und war von dem selbstsüchtigen Gefühle durchdrungen, daß meinem Stolze Genüge geschehen sei. Ich stand am Grabe des Propheten!

Mohammed ließ mich eine Weile ungestört; dann erinnerte er mich daran, daß nun die Pflichten der Pilgerschaft erfüllt werden müßten. Wir gingen in das Innere der Kaaba durch die Pforte

der Begrüßung, erhoben unsere Hände, sprachen das Lebbeyk, das Tekbïr und das Tahlil und einige andere Gebete, und bedeckten dann das Gesicht mit unseren Händen. Dann begaben wir uns zu der Stätte, an welcher die Schafeïs beten; sie liegt zwischen dem Makam Ibrahim und dem Brunnen Zemzem. Dort hat der Pilger das zweimalige Verbeugen zu Ehren der Moschee zu erfüllen. Die Sakkas oder Brunnenwärter brachten uns eine Schale Wasser; in Anbetracht des Geschenkes, welches ich ihnen dafür verabreichte, gaben sie in meinem Namen auch armen Pilgern zu trinken, für welche sie ein großes irdenes Gefäß füllten. Darauf schritten wir dem östlichen Winkel der Kaaba zu, wo der schwarze Stein sich befindet, stellten uns in einer Entfernung von etwa zehn Schritten ihm gegenüber, erhoben unsere Hände und sprachen: „Es giebt keinen Gott außer Gott; seine Verheißungen sind Wahrheit und die, so ihm dienen, sind siegreich. Es giebt keinen andern Gott als Allah, den einzigen, ungetheilten. Er besitzt die höchste Gewalt. Ihm sei Ruhm, er verfügt über alle Dinge!" Wir gaben uns Mühe bis dicht an die Mauer vorzudringen, in welcher der Stein angebracht worden ist, konnten aber nicht dorthin gelangen, weil die Menge der Pilger zu groß war. Er blieb also diesmal von uns unberührt, aber wir erhoben die Hände bis an die Ohren, ließen sie dann wieder sinken und riefen: „O Allah, ich erfülle diese Handlung in dem Glauben an Dich, gemäß Deinem Buche (dem Koran) und nach dem Beispiel Deines Propheten. Möge Allah ihn segnen und bewahren! O Gott, ich strecke meine Hand nach Dir aus und groß ist mein Verlangen Dir zu nahen. O, erhöre mein Flehen, mindere meine Sorgen, erbarme Dich meiner Erniedrigung und bewillige mir gnädig Verzeihung."

Der Andrang war immer noch so stark, daß wir auch jetzt noch nicht zum Steine gelangen konnten. Wir erhoben also wiederum die Hände bis zu den Ohren, wandten die flache Seite nach dem Steine hin, gleichsam als ob wir ihn berührten, sprachen das Takbir, Tahlil und Hamdilah, segneten den Propheten und küßten die Fingerspitzen unserer rechten Hand. Darauf begann die Feierlichkeit des Tawaf, des Umgangs. Dabei mußten wir dem Mataf folgen, das heißt dem länglich runden Wege, der mit Granit gepflastert ist und dicht an der Kaaba um diese herumführt. Unter Anleitung meines Führers (in Mekka werden diese Leute als Metowwef, Motawwif, bezeichnet) sprach ich folgende Worte, die er

mir vorsagte: „Im Namen Allahs. Allah ist allmächtig. Ich habe den Vorsatz sieben Umgänge zu machen zu Gottes Ehre, des Ruhmreichen, des Erhabenen, des Allmächtigen. Gott, ich vollziehe diese Handlung in dem Glauben an Dich, gemäß Deinem Buche," u. s. w. wie oben. Dieses Gebet sprachen wir während des Ganges zum El Moltasem, einer Stelle zwischen der Kaabathür und dem schwarzen Steine, und als wir dort waren, riefen wir: „O Allah, Du hast die Wahrheit gelehrt; verzeihe mir, wenn ich Deine Gebote übertreten habe!" Der Thür gegenüber wurde Folgendes gesprochen: „Gott, dieses Haus ist Dein Haus, dieses Heiligthum Dein Heiligthum, diese Zuflucht Deine Zuflucht; hier ist die Stätte für Alle, welche bei Dir Schutz suchen gegen das Feuer der Hölle."

Vor dem Makam Ibrahim wird Folgendes gesprochen: „O Gott, wahrlich, hier ist der Ort, wo Abraham bei Dir seine Zuflucht nahm gegen das Feuer der Hölle. Dulde nicht, daß den ewigen Flammen zur Beute werden mein Fleisch und mein Blut, meine Haut und meine Knochen." Nachdem wir langsamen Schrittes um den Irakwinkel gekommen waren, sprachen wir: „O Gott, wahrlich, ich nehme meine Zuflucht zu Dir gegen Götzendienerei, Ungehorsam, Scheinheiligkeit, böse Vorsätze oder schlimme Gedanken in Betreff des Eigenthums, der Familie und der Nachkommenschaft." Vor der Dachrinne wird gebetet: „O Allah, wahrlich, ich bitte Dich um Glauben, der nicht wankt, um Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt, und um die zuverlässige Unterstützung Deines Propheten Mohammed. Möge Gott ihn segnen und behüten. O Allah, decke mich mit Deinem Schatten an dem Tage, da kein anderer Schatten sein wird als Dein Schatten, und laß mich trinken aus der Schale Deines Propheten Mohammed; möge Gott ihn segnen und behüten, — diesen himmlischen Trank. Wer von ihm getrunken, verspürt in alle Ewigkeit keinen Durst mehr, o Herr der Ehre und des Ruhmes!" Darauf wendet man sich nach dem westlichen Winkel, Ruhn el Schami, und ruft: „O Allah, möge diese Pilgerschaft Dir genehm sein und mir Vergebung meiner Sünden bringen; möge sie sein ein löbliches Unternehmen, eine vor Dir angenehme Handlung, ein wirksames Bewahrungsmittel. Du bist voll Ruhm und Barmherzigkeit!"

Diese Worte müssen dreimal gesprochen werden. Wir gelangten dann an den Yemeniwinkel, wo wir den Andrang nicht so stark fanden. Deshalb konnten wir, nach dem Beispiel des

Propheten, mit unserer rechten Hand die Mauer berühren, küßten dann die Fingerspitzen und sprachen, ehe wir noch den schwarzen Stein erreichten, an welchem unser Umgang endete, folgende Worte: „O Allah, wahrlich, ich suche Zuflucht bei Dir gegen Untreue, Dürftigkeit und Grabespein, gegen die Unruhen des Lebens und des Todes. Ich komme zu Dir, um Schutz zu finden gegen die Schmach in dieser und jener Welt; ich flehe um Deine Verzeihung für die Gegenwart und für die Zukunft. Herr, gewähre mir Glück in diesem und in jenem Leben, und bewahre mich vor der Züchtigung durch das ewige Feuer."

Damit war unser erster Umgang vollendet. Dieser und die beiden folgenden werden rasch, gleichsam im Turnerschritt vorgenommen, die vier übrigen müssen mit berechneter Langsamkeit zurückgelegt werden. Bei allen diesen Umgängen war es uns nicht möglich, bis dicht an den schwarzen Stein vorzudringen und zum Kuß zu gelangen; wir mußten uns damit begnügen, vor ihm stehen zu bleiben, hielten die Hände an die Ohren und sprachen: „Im Namen Allahs, und Gott ist der Allmächtige." Dann küßten wir die Fingerspitzen, begannen wieder einen Gang und sprachen dieselben Gebete.

Der Tawaf war nun vollendet und es kam darauf an, den Stein zu küssen. Lange verzweifelte ich daran, durch die Masse von Beduinen und andern Pilgern, welche ihn umlagerten, hindurchdringen zu können. Aber Mohammed zeigte sich den Umständen gewachsen. Während unserer Umgänge hatte er seinen religiösen Eifer auch dadurch bethätigt, daß er alle Perser, die uns in den Weg kamen, ausschimpfte. Beleidigende Reden gegen diese verruchten Ketzer und fromme Gebete entströmten wechselsweise seinem Munde. Es waren, wenn ich so sagen darf, malerische Unterbrechungen, zum Beispiel so: „O Allah, ich suche meine Zuflucht bei Dir gegen die Schmach dieser Welt!" Ein bärtiger Mann aus Chorassan begegnete uns, Mohammed bricht in seinem Gebet ab und ruft ihm unter den Bart: „Du verfluchter Sohn eines Verfluchten, Du Schwein, und Bruder einer Sau!" Dazu kamen andere Liebenswürdigkeiten ähnlicher Art. Keiner dieser Adschemis wagte ein Wort zu entgegnen. Höfliche Reden und Bitten halfen bei den frommen Pilgern vor dem Steine nichts; sie standen dicht gedrängt, ein Wald von nackten Schultern und geschorenen Köpfen und wollten weder weichen noch wanken. Da brachte mein Führer

ein halbes Dutzend stämmiger Mekkawis, ächte Stadtkinder, zusammen, und mit deren Unterstützung brachen wir uns Bahn. Die Beduinen waren grimmig wie wilde Katzen, aber sie hatten keine Dolche und waren ohnehin sehr abgemagert, weil ihnen im Sommer ihre Hauptnahrung, die Milch, spärlich zugemessen war. Ich hätte mit leichter Mühe ein halbes Dutzend dieser Leute umwerfen können. Also trotz ihres Grimmes und Geschreis erreichten wir unsern Zweck und blieben wohl zehn Minuten lang in ausschließlichem Besitze des schwarzen Steines. Wir küßten ihn, rieben an ihm Hände und Stirn, aber dabei betrachtete ich das Heiligthum mit der größten Aufmerksamkeit, und bin nun überzeugt, daß der Stein ein Aërolith ist.

Wir gelangten dann mit Mühe bis zur Stätte Multazem, drückten dort Magen, Brust und rechte Wange gegen die Kaaba, hoben die Arme über den Kopf empor und riefen: „O Allah, Herr des alten Hauses. Befreie meinen Leib vom Höllenfeuer, beschütze mich vor jeder Missethat, laß mich zufrieden sein mit dem täglichen Brote, das Du uns giebst, und segne mich bei Allem, das Du mir gewährst!“ Darauf folgte der Istighfar oder die Bitte um Vergebung: „Ich erflehe die Verzeihung Allahs, des Höchsten, Einzigen, Lebendigen, Ewigen, und biete ihm meine Reue dar.“ Dann sprachen wir die Segnung für den Propheten, erbaten für uns, was unser Herz am meisten begehrte, küßten den Multazem, gingen nach der Stätte beim Makam Ibrahim, wo die Schafeïs beten, und sprachen die beiden Sunnat el Tawaf, das heißt die Gebete des Umgangs des Propheten. An der Thür zum Zemzem war ich genöthigt noch einmal zu trinken; das Wasser ist sehr bitter. Auch einem Sturzbad entging ich nicht, denn man goß mir ein paar Eimer Wasser über den Kopf; indem es vom Leibe des Pilgers zur Erde fiel, nahm es alle Sünden fort, mit denen meine Seele beschmutzt war. Während dieses Sturzbades sagte ich: „O Allah, ich flehe Dich, daß Du mir Ueberfluß an täglichem Brote gewährest und Wissenschaft, welche dem Menschen nütze ist, auch Heilung von allem Uebel.“

Noch einmal mußte ich zum schwarzen Steine zurückgehen und, da ich jetzt nicht bis zu ihm vordringen konnte, das Takbir, Tahlil und Hamdilah hersagen. Das war aber die letzte Station. Meine nackten Füße waren wie geschunden, mein geschorener Kopf war von

der Sonne verbrannt. Um zehn Uhr verließ ich die Moschee und begab mich nach Hause.

Mohammeds Mutter war Wittwe und hatte die verfügbaren Gemächer an ihren Bruder vermiethet, einen alten ausgetrockneten Mekkawi mit einem Geiergesichte, Habichtskrallen und Hyänenlachen. Dieser liebenswürdige Mann war sehr ungehalten, als ich in meiner Eigenschaft als Gast den Anspruch erhob, ein besonderes Zimmer zu haben. Am Ende versprach er aber doch, daß mir eine kleine Kammer, die als Magazin benutzt wurde, eingeräumt werden solle, wenn ich vom Berge Arafat zurückkäme. Damit mußte ich vorerst mich begnügen und den übrigen Theil des Tages im gemeinschaftlichen Männerzimmer zubringen. Dieser große Saal nahm etwa drei Viertel des Erdgeschosses ein. In einem Winkel, links vom Eingange, war eine breite viereckige Mastaba, die eine Erhöhung, welche als Diwan benutzt wird, mit einem Teppich belegt. An der Hinterwand befand sich ein kleinerer, abscheulich schmutziger Diwan, und hinter demselben ein dunkler Winkel, in welchem das Gepäck der Pilger aufgehäuft lag. Der Mastaba gegenüber stand in einer Ecke ein großes Kohlenbecken, auf welchem die indischen Diener den Kaffee kochten oder die Pfeifen anzündeten.

Ich nahm auf der Mastaba Platz. Bald nachher trat eine Schaar türkischer Pilger ein, die im Hause Unterkommen gefunden hatten. Anfangs begegneten wir einander keineswegs mit herzlicher Zuvorkommenheit, ich sah aber bald, daß ich in ihnen wackere, umgängliche Leute vor mir hatte, mit denen ich recht gut auskam.

Am Abend ging ich mit Mohammed und Scheich Nur, der eine Decke und eine Laterne trug, wieder in die Moschee. Der Mond fiel mit seinem Silberlichte auf den Gipfel des Abu Kobeys und in den Tempelhof; die große schwarze Masse der Kaaba überschattete alle kleineren Gebäude, mit denen sie umgeben ist. Ich hatte nur Sinn und Augen für dieses in der Welt einzig dastehende wundersame Denkmal. Da war der Tempel Allahs, des einigen Gottes, des Gottes Abrahams, Ismaels und seiner Nachkommen. Der Anblick war erhaben; die Kaaba drückte mit einer Gewalt, die ich nicht beschreiben kann, die Größe des Gedankens aus, welchem der Islam entsprossen ist und der dessen Bekennern eine so unerschütterliche Zuversicht einflößt.

Vor den Zugängen drängten sich Männer, Weiber und Kinder hinter den Metowwefs; einige gingen bedächtig, andere bewegten

sich rasch hin und her, die meisten standen still und beteten. Es waren immer dieselben Gegensätze. Da schritt die Frau aus der Wüste mit stolzem Gang einher, in langem schwarzen Gewande; aus den beiden Oeffnungen des rothen Schleiers blitzten ein paar schwarze Augen hervor. Ich sehe eine alte Indierin mit halbtatarischem Gesicht, häßlicher Gestalt und mageren Beinen. Man bringt eine Leiche auf der Bahre daher; vier Träger, welche von eifrigen Gläubigen für ihre Mühwaltung belohnt werden, führen den Todten um das Heiligthum. Die Türken erkenne ich an ihrer hellen Haut; sie gehen schweigsam einher und zeigen jene abstoßende hochmüthige Kälte, welche ihnen eigen ist. Dort sehe ich einen ausgehungerten Indier aus Calcutta mit häßlichem Turban, ungestalten Armen und schwankendem Gange. An die Mauer des Heiligthums drückt sich ein armer, von Mühsal beladener Mann, der krampfhaft zuckt und Seufzer hervorpreßt, so tief und schmerzhaft, daß man meint, das Herz müsse ihm brechen.

Wir waren in der Moschee, bevor es dunkelte. Mohammed hatte Gerste mitgebracht, um die Tauben zu füttern, welche sich in Menge am liebsten zwischen der kleinen Pforte der Begrüßung und dem östlichen Säulengange aufhalten. Dort sitzen auch den ganzen Tag über Frauen und Kinder, die gegen eine Kupfermünze den Gläubigen Futter ablassen.

Ich verweilte bis zwei Uhr Morgens in der Moschee, um abzuwarten, ob sie wohl leer würde; aber das geschah nicht. Viele Pilger blieben, ohne in ihre Wohnungen zu gehen, im Hofraume des Heiligthums, um gleich von dort in der Frühe den Pilgerzug nach dem Berge Arafat anzutreten. Sie hatten sich in Gruppen getheilt, vor deren jeder eine Laterne stand, saßen auf ihren Decken, unterhielten sich und betrachteten die Kaaba. Die Menschenmenge war so groß, daß ein paar Stunden verliefen, ehe ich zum Gebet auf Ismaels Grabe kam. Zwischen den Säulen fand ich Kaufleute, welche geweihte Sachen feilboten, zum Beispiel Kämme, Rosenkränze, Zahnreiniger und was dergleichen mehr ist.

Meine beiden Gefährten waren um Mitternacht eingeschlafen. Ich faßte nun den Vorsatz, ein Stück von dem Gewande abzureißen, welches die Kaaba deckt; es waren aber zu viele Blicke auf das Heiligthum gerichtet, und ich mußte mich begnügen, mit abgezählten Schritten, mit meinem Arme und einem Streifen Band die Verhältnisse des Gebäudes abzumessen. Späterhin konnte auch ich der

Ermüdung nicht länger widerstehen, weckte Mohammed und Scheich Nur und ging mit ihnen durch die mondbeleuchteten Gassen heim. Alles war still und die Sicherheit allgemein, denn fast überall schliefen die Leute vor den Häusern, deren Thüren offen standen.

Am andern Morgen, 12. September, stieg ich in meine Sänfte und nahm unter Masuds Leitung den Weg zum Berg Arafat. Die Straße war mit weißgekleideten Pilgern förmlich bedeckt. Einige gingen zu Fuß, andere ritten oder ließen sich in Sänften tragen, Kopf und Füße Aller waren unbekleidet. Das Ganze erschien ungemein bunt und malerisch.

Ich kam durch das Dorf und Thal Muna, die wegen ihrer großen Heiligkeit berühmt sind; anderthalb Wegstunden jenseit desselben wurde Rast gemacht und das Mittagsgebet gesprochen. Dort holte uns die Damaskuskarawane ein, die einen großartigen Anblick darbot. Jetzt war die Fahne des Sultans nicht mehr in ihrer Hülle, sondern die grüne, mit goldenen Stickereien bedeckte Seide wurde von der Sonne beschienen. Hinter ihr zog eine dichte Säule von Pilgern einher; bewaffnete Beduinen galoppirten auf ihren Dromedaren. Viele waren von ihren Frauen begleitet, und die Gewänder flatterten im Winde. Das Gesicht war mit dem Lisam verhüllt, jenem Schleier, welchen in der Wüste Männer und Weiber tragen. Deshalb konnte ich manchmal beide nicht von einander unterscheiden; ohnehin waren die Frauen nicht minder kräftig wie die Männer, ritten eben so gut wie diese, und handhabten den Stock sehr wuchtig, wenn es darauf ankam, irgend einen Esel, ein Maulthier oder ein Kameel, das den Weg versperrte, hinwegzutreiben.

Als der Arafat in nahe Sicht kam, stimmte die ganze ungeheuere Menge das Lebbeyk an. Der Berg liegt etwa zwölf englische Meilen, sechs Wegstunden, von Mekka nach Osten hin. Wir waren sehr rasch vorwärts gekommen, hatten aber auch unsere Kameele sehr ermüdet. Auch die Menschen hatten viel auszustehen; auf der Strecke zwischen Muna und dem Arafat sah ich unterwegs nicht weniger als fünf umfallen und sterben. Erschöpft und schon todtkrank hatten sie sich so weit geschleppt, um unmittelbar die Seligkeit zu erlangen, denn wer auf dieser Pilgerfahrt verendet, wird für einen Märtyrer gehalten. Ich sah mit eigenen Augen, wie leicht unter jenem Himmelsstriche der Tod wird. Jene Unglücklichen, die ich beobachtete, schaukelten und wankten etwas hin und her, zuckten dann zusammen, fielen zu Boden, und aus war es mit

ihnen. Die Todten wurden mit allem Anstand aufgehoben und noch an demselben Abend ohne alle Leichen-Feierlichkeiten in den leeren Räumen zwischen den Zelten eingescharrt.

Mein Führer Mohammed war eitel und hätte mich gern für einen recht vornehmen Mann ausgegeben; es verdroß ihn, daß ich nur ein Derwisch sein wollte. Bei der Wallfahrt nach dem Arafat wollte er aber die Gelegenheit, sich wichtig zu machen, nicht ungenützt lassen. Am vorigen Abend hatten wir unsern alten Freund und Reisegefährten Omar in den Straßen von Mekka getroffen und Mohammed wollte ihn bewegen, mit uns nach dem heiligen Berge zu gehen, damit unser Zug sich stattlicher ausnehme. Omar lehnte es aber ab, und nun nahm Mohammed zwei seiner Vettern und die vier indischen Diener seiner Mutter mit. Er löste den hübschen persischen Behang von meiner Sänfte, um damit unser Zelt auszuschmücken, in welches er auch Teppiche legte. Auch einen seidenen Diwan mit Sammetkissen hatte er mitbringen lassen, und eben so wenig fehlte eine Sammlung von Tschibuks. Vor den Zelteingang stellte er ein großes kupfernes Mankal, Kohlenbecken, zum Kaffeekochen, und das Summen und Sieden des Kessels sollte die Eintretenden begrüßen. Dem Zelte gegenüber standen die Sänften. Nun, das Alles machte sich recht hübsch und sah stattlich genug aus. Zu guter Letzt drang dann Mohammed noch in mich, meinen baumwollenen Mantel abzulegen, der allerdings während der Reisen etwas unscheinbar geworden; ich mußte statt dessen einen schönen Mantel von Kaschmir umthun, welchen mein Führer vor einigen Jahren von einem Vornehmen, einem „Prinzen aus Delhi", erhalten hatte. Dieser Anputz war schuld, daß ich am andern Tage von der Predigt auf dem Berge Arafat auch nicht ein Wort zu hören bekam!

Die Araber nennen den Arafat Dschebel el Rama, den Berg der Barmherzigkeit. Er bildet eine vielfach zerrissene, mit Gesträuch überkleidete Granitmasse, die schroff aus der sandigen Ebene emporsteigt und etwa zweihundert Fuß Höhe hat. Von den Ausläufern des Taïfgebirges ist er durch die steinige Thalschlucht Bathna geschieden; die Grenze auf der Südseite wird durch eine niedrige Mauer angedeutet. Der ganze Anblick hat etwas Ueberraschendes. Hinten in der Ferne erheben sich die blauen Spitzberge des Taïf; am Fuße des Arafat dehnt sich auf gelbem Sande in der unbebauten Ebene das Zeltlager der Pilgerkarawanen aus. Nach Norden hin lagern die Soldaten, welche den unbewaffneten Wallern zum Schutze

dienen. An der östlichen Seite prunken Fahnen und Standarten und große grüne Zelte, überragt von vergoldeten Halbmonden; dort verweilen der Scherif und die Vornehmen, während im Westen die Zelte der gemeinen Pilger stehen, oft als Duars, das heißt im Kreise, in deren Innerm sich die Kameele und Hammel befinden. Ich habe mir das Ganze sehr genau betrachtet und bin überzeugt, daß die Menge wenigstens fünfzigtausend Menschen betrug. Das ist freilich etwas weniger, als Burckhardt im Jahre 1814 dort bei-

Der Berg Arafat.

sammenfand; er schätzte sie auf siebenzigtausend und Ali Bey 1807 auf dreiundachtzigtausend. Uebrigens sagen die Araber, daß die Gläubigen, welche den Arafat besuchen, gar nicht gezählt werden können; denn wenn nicht sechsmalhunderttausend Pilger vorhanden sind, dann steigen Engel vom Himmel herab, um die Zahl voll zu machen. Meine Begleiter versicherten mich, daß diesmal einhundertundfunfzigtausend himmlische Geister herabgekommen seien und Menschengestalt angenommen hätten.

Als Adam und Eva von der verbotenen Frucht genossen und aus dem Paradiese verstoßen wurden, stieg Eva auf den Berg Arafat und Adam ging nach Ceylon. Er sehnte sich aber sehr nach seiner

Digitized by Google

Eva und hätte sie gern wieder gehabt. Deshalb trat er eine Reise an; er wollte sie aufsuchen. Diese Wanderung ist Ursache, daß wir jetzt auf Erden eine so große Mannigfaltigkeit in der Bodengestaltung erblicken. Adam hatte einen sehr großen Fuß; wohin er mit ihm trat, da sollte in Zukunft eine Stadt gebaut werden; die Räume, welche er überschritt, sollten Felder bleiben. Adam wanderte manches liebe Jahr umher, bis er endlich an den Berg der Erbarmung kam. Auf diesem stand Eva und rief ihren Mann. Der Erzengel befahl diesem, auf dem Berge eine Betstelle zu errichten; das lange getrennte Paar wurde wieder vereinigt und wohnte bis zu seinem Tode am Fuße des Berges, zwischen diesem und Muna.

Ich betrachtete mir diesen heiligen Hügel und ging dann in's Lager zurück, dessen Straßen durch Zelte, Hütten und Buden gebildet und von Laternen beleuchtet waren. In den Bazaren wogte eine dichte Menschenmenge und ich sah dort alle Leckereien des Orientes. Auch hier wieder schroffe Gegensätze! Manche Pilger, namentlich die Soldaten, waren ohne Pilgergewand und trugen ihre gewöhnlichen Kleider. Ein ziemlich betrunkener Arnaut schritt stolz einher, stieß die Leute mit den Elbogen und suchte Streit. In einem großen schlecht beleuchteten Zelte saßen Aegypter auf Rohrbänken, lärmten und berauschten sich in Hanf. Ueberall war Zank und Unordnung. Viele Leute hatten ihre Freunde und Gefährten verloren und schrien laut nach ihnen; aller Orten hörte man das Lebbeyk. Auch die Diebe verhielten sich nicht müßig. Als ich nach unserm Zelte zurückkam, fand ich eine aufgeregte Menschenmenge vor demselben. Eine Frau hatte einen Dieb auf frischer That ertappt und ihn beim Barte festgehalten, bis Hülfe kam. Einmal mußten wir mit Gewalt die Todtengräber fortjagen, welche dicht neben unserm Zelt einige Leichen verscharren wollten. Ueberall bemerkte ich den großen Abstand, welcher in Bezug auf Reinlichkeit zwischen den Beduinen und den Stadtbewohnern herrscht. Der arme Masud saß traurig in einem Winkel und hielt sich die Nase zu; die Unsauberkeit verursachte ihm einen unüberwindlichen Ekel. Ich tröstete ihn und stimmte den berühmten Gesang von der schönen Beduinin Meysuna an, welche Gemahlin des Chalifen Moawiyah wurde, aber mit ihrem kleinen Knaben ihn verließ und wieder in die Wüste ging. Das Lied hört sich im Arabischen ganz reizend an und den Beduinen geht dabei das Herz auf. Die Tochter der Wüste sagt zum Chalifen:

„O, nimm Deine Purpurgewänder wieder und gieb mir mein schlichtes Gewand aus Kameelhaar zurück. Bring mich weit hinweg von diesem Prachtpalaste; dorthin, wo der Wind über das schwarze Dach der Zelte meines Stammes weht. Das junge Kameel, das noch nicht gehen kann, der Hund, welcher alle anbellt, nur mich allein nicht, diese erfreuen mein Herz mehr, als Maulthiere, die zum Paßgang abgerichtet sind, mehr als alle fein ausgesonnenen Verse der Dichter u. s. w."

Der alte Beduine hörte mir mit Wonne zu und sagte: „Wahrlich, Vater mit dem Schnauzbarte, Du sollst die Zelte meines Stammes sehen!"

Am 13. September wurden bei Sonnenaufgang die Kanonen gelöst; das war das Zeichen zum Aufstehen und zur Vorbereitung für die Feierlichkeiten des Tages. Nachdem ich Abwaschungen und Gebet verrichtet hatte, machte ich mich in Mohammeds Gesellschaft auf den Weg zum Berge des Erbarmens. Zuerst gingen wir nach einer hochliegenden Stelle, die etwa hundert Schritte südöstlich vom Hügel liegt. Sie heißt Dschami el Sakhra, die Vereinigung des Felsens, wegen zweier Steinblöcke, auf welche sich Mohammed der Prophet stellte, um das Talbiyat zu sprechen. Sie ist mit einer niedrigen Mauer von weißen Kieselsteinen eingefaßt, in zwei Hälften getheilt und hat auf der nach Mekka zugewandten Seite eine Betstätte. Wir traten hinein und fanden den ganzen Raum mit Gläubigen angefüllt. Gegen eine geringe Vergütung erhielten wir einen Teppich, auf dem wir unser Gebet verrichten konnten, und begaben uns dann in die innere Abtheilung, wo wir auf die beiden Streinblöcke traten und Lebbeyk riefen.

Nachdem dort Alles abgemacht war, bahnten wir uns nicht ohne große Mühe einen Weg durch Zeltreihen hindurch, über unebenen Boden und stiegen dann die Felsenstufen hinauf, welche an der Südseite des Hügels hinaufführen. Wir fanden trotz der noch frühen Morgenstunde schon jetzt den Pfad mit Menschen überfüllt und theilweise versperrt, zumeist durch Beduinen und Wahhabis, welche sich gute Plätze sichern wollten, um die Predigt genau hören zu können. Schon jetzt hatten sie ihre grüne Fahne oben auf dem Hügel neben Adams Betplatz aufgepflanzt. Etwa in der Mitte Wegs hatte ich, richtig gezählt, sechs und sechszig Stufen zurückgelegt, weiter nach oben wurde der Abfall steiler und der Weg schmäler. Auf Schritt und Tritt wurden wir von Bettlern ange-

halten, die uns am Gewande festhielten und uns nicht bis in den zweiten innern Raum vordringen lassen wollten. Er gleicht dem weiter oben beschriebenen, nur daß er im Innern ohne Abtheilung ist und keine Steinblöcke hat. An dieser Stelle unterwies Mohammed seine Getreuen durch das Wort, und dort hält auch, zur Nachahmung des letzten Propheten, ein Geistlicher von einem Dromedar herab die Arafatpredigt. Wir verrichteten das doppelte Gebet und gaben den Wärtern ein kleines Geschenk. Dann stiegen wir weiter; der Pfad wurde immer beschwerlicher, bis wir auf eine breite Fläche gelangten, wo wir ein Oratorium und eine Art Obelisk von sehr plumpem Bau fanden; man erblickt denselben, weil er weiß ist, schon aus weiter Ferne. Die Stätte heißt Adamsort, Makam Sayyidna Adam. Auch dort verrichteten wir unsere Andacht inmitten eines großen Pilgerhaufens und stiegen dann wieder hinab. Unterwegs erblickte ich die Quelle, welche das Lager mit Wasser versorgt; sie ist klar und sprudelt aus dem Gestein hervor.

Dieser Ausflug hatte eine beträchtliche Zeit in Anspruch genommen, denn es war neun Uhr geworden, ehe ich wieder im Lager anlangte, wo Alles in Bewegung war. Die Geschütze donnerten unaufhörlich, Rosse und Kameele liefen wirr durcheinander. Als ich in mein Zelt trat, fand ich dort zu meinem Mißvergnügen den alten Ali ben Yasin, dem sein Maulthier abhanden gekommen war. Während er es suchte, hatte er unsere Gesellschaft erkannt. Ich fand alle Ursache diesen unglücklichen Zufall zu verwünschen, denn der Zemzemi war ein aufmerksamer Beobachter und viel zu neugierig.

Unser Frühstück nahmen wir so spät als möglich ein, weil wir eine zweite Mahlzeit erst am Abend halten konnten. Nach dem Mittagsgebet nahmen wir eine außerordentliche Abwaschung vor, und wurden dadurch zum Anhören der Predigt fähig. Von da an zog eine stets wachsende Menge von Pilgern unter lautem Geräusch den Hügel hinan. Zwischen drei und vier Uhr verkündeten die Kanonen die Zeit zum Nachmittagsgebet und ich vernahm auch Musik; der Scherif begab sich mit einem zahlreichen Gefolge auf den Arafat. Da unser Zelt gerade an dem Wege stand, welchen er einschlug, so konnte ich den ganzen Zug recht bequem beobachten. Voran gingen Stabträger, welche nach morgenländischer Weise vermittelst ihrer Stöcke freie Bahn machten. Ihnen folgten Reiter aus der Wüste; an ihren langen Lanzen flatterten bunte Büschel;

dann kamen die ächten Stammpferde des Scherif, unvergleichliche Renner von der edelsten Abkunft; auch den mächtigsten Herrschern verkauft man keines von diesen Prachtrossen. Hinter ihnen gingen schwarze Sklaven mit Musketen, darauf kamen fünf Träger mit rothen und grünen Fahnen vor dem Scherif, welchem eine zahlreiche Gruppe von Angehörigen seiner Familie und von Hofleuten folgte. Der Fürst saß auf einem Maulthiere, trug das einfache Gewand des Ihram und war unbedeckten Hauptes; ich erblickte kein anderes Zeichen seines hohen Ranges als einen großen mit Gold besetzten Sonnenschirm von grüner Farbe, welchen ihm ein Sklav über dem Kopfe hielt. Diesen Zug schloß eine zweite Abtheilung von Reitern aus der Wüste auf Pferden oder Kameelen. Nachdem er das Gewirr der Zelte hinter sich hatte, schlug er langsam fortschreitend den Weg nach dem Hügel zu ein, der auf allen Seiten mit einer unzähligen Menschenmenge bedeckt war. Sie alle trugen daß weiße Ihramkleid, weheten mit den Zipfeln in der Luft und schrien aus vielen tausend Kehlen: Lebbeyk, Lebbeyk!

Um die Stunde des Nachmittagsgebetes waren die beiden Mahmals, das heißt die kaiserlichen Standarten der Damaskus- und der Kairo-Karawane, nebeneinander aufgepflanzt worden; sie standen auf einer Fläche an einem der unteren Abhänge des Berges. Der Scherif stellte sich mit seinen Fahnen und seinem Gefolge etwas höher, so daß er die Stimme des Predigers vernehmen konnte. Solche Pilger, die an und auf dem Berge keinen Platz gefunden hatten, hielten sich dicht gedrängt am Fuße desselben auf. Bald folgte dem lauten Lebbeykschreien eine feierliche Stille und die weißen Mäntel wurden nicht mehr in der Luft herumgeschwenkt. Der Prediger begann seine Rede. Von meinem Zelte aus konnte ich genau die Gestalt des Greises erkennen, von den Worten aber nichts vernehmen. Er saß auf einem Kameel.

Aber weshalb war ich nicht auf den Berg gegangen, sondern in meinem Zelte geblieben? Das will ich erzählen: Ich hatte ein Blatt Papier hergerichtet und einen Bleistift in den Falten meines Ihram versteckt, um insgeheim den Hauptinhalt der Predigt aufzuschreiben. Unglücklicherweise hing aber der schöne rothe Kaschmir Mohammeds auf meinen Schultern. In unserer Nähe saßen einige Damen aus Mekka, welche allem Anschein nach den vornehmsten Familien der Stadt angehörten. Eine dieser Damen hatte ich schon mehrmals bemerkt; sie war ein Mädchen von etwa achtzehn

Jahren, groß und schlank, mit regelmäßigen Zügen, von matteitronengelber Hautfarbe und sanftem Ausdruck des Gesichts; die Brauen wölbten sich im Bogen über den herrlichsten Augen, die man nur sehen kann. Die ganze Erscheinung war in hohem Grade anmuthig und hatte nicht die Mängel, welche an arabischen Frauen unangenehm auffallen. Statt des gewöhnlichen Schleiers trug sie einen Yaschmak von durchsichtigem Musselin, den sie um das Gesicht gebunden hatte, und ihre Mutter oder Aufseherin schien weder argwöhnisch noch bösartig zu sein. Dieses schöne Mädchen warf einen Blick der Bewunderung auf meinen Kaschmir; ich erwiederte denselben, aber noch ausdrucksvoller, durch einen Blick auf ihre prächtigen Augen. Sie öffnete dann mit feinster Coquetterie ein wenig den Schleier, so daß ich Stirn und Augenbrauen sehen konnte. Ich gab meiner gesteigerten Bewunderung über solche Reize den angemessenen Ausdruck und wurde dadurch belohnt, daß die Schöne den Musselin noch tiefer fallen ließ; nun schauete ich Wangen und Grübchen und ein rundes Kinn. Da die Aufmerksamkeit meiner Begleiter eben auf etwas ganz Anderes gerichtet war, so unternahm ich ein Wagniß und machte mit der Hand ein Zeichen vor meiner Stirn. Die Schöne lächelte und wandte ihr Gesicht weg; der Pilger war vor Entzücken außer sich.

Die Predigt war inzwischen weit vorgerückt, und ich beschloß zu bleiben wo ich war, um zu sehen, was meine Schöne weiter thun würde. Dank meinem Kaschmir, wir kamen zu völligem Einverständniß. Aber ein böser Stern verdarb Alles; noch an demselben Abend gab ich den Kaschmir ab und legte mein schlichtes Pilgerkleid wieder an.

Der Redner auf dem Kameele predigt etwa drei Stunden lang, bis gegen Sonnenuntergang. Anfangs hört man ihn mit tiefem Schweigem an; im Verlauf der Rede muß aber von den Versammelten oft ein Amen gesprochen oder ein Lebbeyk gerufen werden. Gegen das Ende trieb mir der Wind einen wahren Höllenchor von Geschrei, Schluchzen und Seufzern entgegen; auch meine Gefährten thaten, als ob sie tief ergriffen seien. Der alte Ali hätte gewiß bei jeder Gelegenheit nur Krokodilsthränen vergossen und aufrichtig nur in Folge eines Geldverlustes geweint; jetzt rieb er sich die Augen; Mohammed machte das Ding anders, er bedeckte das Gesicht mit seinem Ihram. Endlich war die Menge der Aufregung satt und müde; kleine Gruppen begannen bergab zu ziehen;

während die Leute, welche im Lager zurückgeblieben waren, die Zelte abschlugen und anfingen die Kameele zu beladen. Doch war die Predigt erst zu zwei Drittheilen beendigt.

Wir beeilten uns nach besten Kräften, waren aber erst um Sonnenuntergang zum Aufbruch fertig, als der Prediger das Zeichen zum Israf gab, das heißt die Ermächtigung zum Weggehen. Jetzt schrien alle Pilger so laut als immer möglich das Lebbeyk und stürzten wie eine Lawine den Berg hinunter. So war ich Zeuge des El Dafa min Arafat, des Herabsteigens vom Arafat. Jeder lief oder trieb sein Thier nach Kräften an. Die Sonne war verschwunden, die Erde starrte gleichsam von den langen Pflöcken, an welchen man die Zeltstricke befestigt, die Kameele stürzten, Sänften zerbrachen, Fußgänger wurden niedergetreten. Auch gab es Zweikämpfe, auf allen Seiten regnete es Stockprügel und auch gefährliche Waffen kamen zum Vorschein. Der eine suchte ein Thier, der andere eine Frau, der dritte ein Kind. Mit einem Worte, es herrschte eine wahrhaft chaotische Verwirrung.

Zu meinem größten Aerger bestand der alte Ali unbedingt darauf, mir Gesellschaft zu leisten; er stieg in meine Sänfte und gab sein Maulthier meinem Führer Mohammed zur Obhut. Masud hatte von mir einen Dollar bekommen und hielt sich deshalb stets in der Nähe meiner schönen Mekkanerin. Aber Ali vermaß sich, ihm allerlei Weisungen und Befehle über die Richtung zu geben, welche unser Kameel nehmen solle; ich befahl das Gegentheil. Ali wollte still halten, ich wollte vorwärts. Während des Streitens darüber entfernte sich die Schöne immer mehr, und als uns dann ein Trupp Kameele den Weg abschnitt, verlor ich die Liebliche für alle Ewigkeit aus den Augen.

Die Pilger hielten ihr Nachtlager einige Meilen vom heiligen Berge entfernt in der Ebene und waren am andern Morgen in Muna, wo sie die Steinigung verrichteten. Es kostete meinen Mohammed große Mühe, die dazu erforderlichen Esel zu erhalten. Ehe wir sie bestiegen, um an den Ort der Steinigung zu reiten, wuschen wir mit sieben Wassern sieben kleine Steine, die etwa so groß wie eine Bohne waren, und die wir am Abend vorher am Arafat gesammelt hatten. Am westlichen Ende der langen Straße, welche das Dorf Muna bildet, war der Weg, welcher zum Scheïtan el Kebir führt, von der Menge versperrt. Das Wort bedeutet buchstäblich den großen Satan, und bezeichnet einen Stein-

Leipzig. A. Edelmann.

Steinigung des grossen Teufels.

Digitized by Google

haufen, der am Eingange des Dorfes auf der Seite von Mekka her, vor einer roh aus Steinen aufgeworfenen Mauer liegt. Jeder Pilger muß die Feierlichkeit des Rami, das heißt der Steinigung, in der Zeit zwischen dem Aufgang und Untergang der Sonne verrichten. Der böse Feind ist abscheulich genug gewesen, sich in einem sehr schmalen Engpasse blicken zu lassen, in welchem die Gläubigen, welche ihn hassen, einander drängen; dort richtet er nun alljährlich unter ihnen Unglück an. Der Pfad ist etwa vierzig Fuß breit; an der einen Seite desselben steht eine Reihe von Buden, die meist im Besitz von Barbieren sind. Auf der andern Seite befinden sich die Mauer und der Steinhaufen, zu welchem der Zugang durch eine lebendige Mauer von Beduinen und nackten Kindern versperrt war. Die Pilger kämpften in dem Gedränge, welches sie selbst veranlaßten, verzweifelt, etwa wie ein Ertrinkender, der Alles aufbietet um sich zu retten. Jeder wollte dem großen Satan einen Denkzettel geben. So dicht war die Masse, daß man auf den Köpfen und Schultern bequem hätte gehen können; und unter dieser Menge befanden sich Reiter auf unruhigen Thieren. Beduinen sprengten mit ihren Kameelen heran, vornehme Pilger auf Maulthieren, hinterher kam eine Schaar von Dienern, um Platz zu machen. Das Gewirr war in der That ungeheuer. Ich wußte, daß einer meiner Vorgänger, Ali Bei, demselben erst entronnen war, nachdem er zwei Wunden erhalten; deshalb hatte ich mich für den Nothfall mit einem Dolche versehen, und es zeigte sich bald, daß ich wohl daran gethan. Mein Esel wurde nämlich von einem Dromedar über den Haufen gerannt und ich kam unter den Bauch des Thieres zu liegen, das mit allen Vieren um sich schlug. Mit Hülfe meiner Waffe konnte ich mich losmachen, ich war aber nahe daran, erdrückt und erstickt zu werden. Einige Muselmänner behaupten freilich, der Ort sei dermaßen heilig, daß dort kein Mensch das Leben verlieren könne, dagegen sagen die Mekkawi, welche die Sache besser wissen, daß allerdings manche Pilger zu Grunde gehen.

Als ich wieder auf den Beinen stand, drängte sich Mohammed durch das Gewühl zu mir heran; er hatte eine blutige Nase davon getragen. Wir setzten uns auf die Bank vor einer Barbierbude, um eine günstigere Gelegenheit abzuwarten. Eine solche fand sich dann auch, und wir kamen der heiligen Stätte bis auf ein paar Schritte nahe. Sogleich nahmen wir die sieben Steine einen nach

dem andern, warfen sie auf Satans Schandsäule und sprachen: „Im Namen Allahs. Allah ist der Allmächtige. Ich thue dieses aus Haß gegen den bösen Geist und ihm zu Schimpf und Hohn!" Dann sprachen wir das Thalil und das Sana, kehrten um und gingen in eine Barbierbude, wo im Innern den Wänden entlang Erdbänke angebracht waren. Jetzt war der Augenblick, das Ihram oder Pilgergewand abzulegen, und das Ihlal, die gewöhnliche Tracht der Muselmänner, wieder anzuziehen. Der Barbier schor mir das Kopfhaar ab, beschnitt Bart und Nägel und wir mußten sprechen, „Ich will meinen Ihram ablegen, gemäß dem Vorgange des Propheten. Möge Allah ihn behüten und segnen. O Allah, gieb daß in mir seien bis zur Wurzel der Haare Einsicht, Reinheit und Freigebigkeit. Im Namen Allahs und Allah ist der Allmächtige!" Der Barbier sprach bei seiner Arbeit höflich: „Naïman, das Vergnügen sei mit Dir!" Worauf wir entgegneten: „Möge Allah Dir dieses Vergnügen gewähren." Unsern gewöhnlichen Anzug hatten wir nun noch nicht, konnten aber von jetzt an uns den Kopf bedecken und die Füße gegen die brennenden Sonnenstrahlen schützen. Auch konnten wir dem Bart eine Güte thun, was nicht erlaubt ist, so lange man das Ihram trägt. Wir blieben etwa eine Stunde lang in der Bude des Barbiers; sie war mit Menschen überfüllt, und kam uns doch recht kühl vor, weil sie wenigstens Schatten gab, während draußen eine unbarmherzige Sonne ihre Strahlen herabschoß. Doch wir mußten hinaus, um rechtzeitig in Mekka einzutreffen und die Kaaba zu besuchen.

Ich war noch nicht lange in meinem Gemach, als Mohammed in aller Eile zu mir kam. „Effendi, steh rasch auf, nimm ein Bad, kleide Dich an und gehe mit mir!" Die Kaaba war so eben für die Pilger geöffnet worden, aber die meisten waren noch unterwegs, und so hatten wir kein starkes Gedränge zu besorgen. Deshalb sputete ich mich, und war bald im Heiligthum, wo ich doch schon viele Gläubige fand. Ich hatte keine Lust, gleich ihnen, in der Sonne auf dem glühheißen Pflaster zu stehen, und ließ rufen: „Macht Platz dem Hadschi, der in das Beith Allah, das Gotteshaus, eintreten will." Zwei stämmige Mekkaner hoben mich in die Höhe; ein dritter stand auf der Thürschwelle und zog mich heran. So war ich nun in der Kaaba und inmitten der Tempelbeamten, die sehr hochmüthige, mürrische Leute sind. Unter ihnen befand sich ein junger Mann aus der Familie der Beni Scheybeh, welchem die

Obhut über den Tempel erblich zugehört; sie ist das wahre Voll- und Kernblut vor allen anderen Arabern im Hedschas. Dieser Hüter des Heiligthums saß auf einem hölzernen Kasten an der Thür und hatte die große vergoldete Kette der Kaaba in der Hand; er fragte von Amtswegen nach Namen, Heimath und allerlei anderen mich betreffenden Angelegenheiten. Meine Antworten wurden für befriedigend erachtet und Mohammed bekam Erlaubniß, mit mir im innern Heiligthum umherzuwandeln und die erforderlichen Gebete mir vorzusprechen. Nun war ich zwischen vier Mauern, die keine Fensteröffnung hatten, unter Leuten mit düsterm Gesicht; ich hörte die Gebete des fanatischen Volkes, das draußen stand, und dachte nicht ohne Schaudern an die Gefahr, in welche ich mich begeben hatte. War ich doch in eine Falle gegangen, aus der kein Entrinnen möglich gewesen wäre. Aber dieses Gefühl hinderte mich nicht, alle Gebete herzusagen, Alles sorgsam zu beobachten und den Plan des Gebäudes mit Bleistift auf meinem weißen Gewande in Umrissen zu zeichnen.

Das Innere dieses berühmten Tempels ist äußerst einfach. Das Pflaster gleicht einem Schachbrette und besteht aus Marmorplatten von verschiedenen Farben. Nach dem zu schließen, was mir von den Mauern sichtbar wurde, sind auch diese mit Marmorplatten von unregelmäßiger Gestalt bekleidet; an mehreren Stellen gewahrte ich lange Inschriften mit modernen Buchstaben. Der obere Theil der Mauern und die Decke (auf welche letztere man keinen Blick werfen soll, weil das die Hochachtung verbietet) sind mit einem schönen Zeug überzogen; es ist rother, mit Goldblumen bedeckter Damast. Diese Bekleidung beginnt etwa sechs Fuß vom Boden, damit sie nicht von den Händen der Pilger berührt werde. Unter der Decke hin laufen als Stützen derselben drei Querbalken, deren Gestalt man trotz der Zeugbekleidung erkennt; als ihre Träger dienen drei mit Schnitzwerk versehene Säulen aus Aquilaholz. In dem Irakiwinkel ist eine kleine Thür, die Bab el Taubah oder Pforte der Reue angebracht; sie führt zu einer schmalen Treppe, vermittelst welcher man auf das Dach gelangt; diese Thür wird aber nur geöffnet, wenn der Tempeldienst es verlangt. Im Winkel des schwarzen Steines steht eine Art Koffer von Aquilaholz, in welchem die Schlüssel zur Kaaba niedergelegt werden. Zwischen den Säulen befinden sich in neun Fuß Höhe Metallstangen; an

diesen hängen mehrere Lampen. So ist es mit dem Innern der Kaaba beschaffen.

Auf der Außenseite hatte man an jenem feierlichen Tage an zwei Stellen auf jeder Seite, vermittelst vieler auf dem Dache angebrachter Stricke den großen Schleier, Kiswa, emporgezogen; für gewöhnlich hängt er bis unten hinab und ist mit großen Metallringen befestigt. Diese Bekleidung, Kiswa, wird erneuert, wenn ein anderer Sultan den Thron besteigt. Die Verfertigung desselben gilt für ein frommes Werk und ist in der Familie Beit el Sadi zu Kairo erblich. Das Gewebe ist ziemlich grob und von Seide und Baumwolle; ein Stück davon ist in meinem Besitz. Der ganze Schleier besteht aus acht Stücken, so daß auf jede der vier Seiten zwei kommen; die Nähte sieht man nicht, weil über sie der Hizam geht, ein breiter vergoldeter Streifen, der weit in die Ferne glänzt. Der Sage zufolge hatte ehemals der ganze Koran auf dem Kiswa geschrieben gestanden; jetzt findet man auf ihm nur noch sieben Kapitel und folgende Inschrift, die man schon von Weitem lesen kann: „Wahrlich, der erste Tempel, welcher für das Menschengeschlecht gegründet wurde, ist jener in Mekka. Er ist gesegnet und ein Führer für alle Geschöpfe." Der Hizam ist etwa zwei Fuß breit und in vier Stücke getheilt, von denen die beiden ersten fromme Inschriften haben; auf den beiden anderen stehen die Titel des regierenden Sultans. Diese Inschriften und die Burka, der Teppich, welcher vor der Thür hängt, sind von rother mit Gold gestickter Seide. Sobald ein Kiswa fertig gewebt worden ist, trägt man denselben zu Kairo feierlich in großem Zuge nach der Moschee El Hassanayn, wo er dann gestickt, zusammengenäht und zum Abschicken nach Mekka fertig gemacht wird.

Im Innern der Kaaba fand ich nur einige Tempeldiener, welche allerlei zum Empfange der Pilger vorrichteten; es waren nur wenige Menschen in diesem Raume, aber dieser hat keine Fenster, die Thür ist mit einem Teppich verhängt, es kann also keine Luft hineindringen, und ich fand es in der Kaaba schwüler als in den Bleikammern Venedigs. Ich war im Schweiß wie gebadet, dicke Perlen troffen mir von der Stirn auf den Marmor hinab, und ich dachte mit Schaudern und Ekel an den Dunstkreis, der sich an einem solchen Orte bilden muß, wenn derselbe mit religiös erregten Menschen überfüllt ist. Meine Andacht bestand in einem Gebet und zweimaliger Adoration, vier langen Anflehungen Allahs, welche

in den drei Winkeln Schami, Iraki und Yemeni gesprochen werden müssen und vor der Mauer hinter dem zweiten Querbalken. Als diese Pflicht erfüllt war, ging ich nach der Thür zurück, um meine Gebühren zu entrichten. Mohammed hatte geäußert, daß ich Alles in Allem wohl mit sieben Dollars abkommen werde, er verdarb mir aber mit seiner gewöhnlichen Großthuerei das Spiel, denn er hatte den Tempelleuten gesagt, ich sein ein Indier. In Mekka will das so viel bedeuten als ein reicher Mann. Meine sieben Dollars wurden verächtlich zurückgewiesen. Auf etwas Aehnliches hatte ich mich gefaßt gemacht und deshalb nur acht Dollars eingesteckt. Ein halbes Dutzend Wächter des Heiligthums drangen gleichzeitig auf mich ein und sprachen mich an, aber ich spielte den Dummen und stellte mich, als ob ich die Sprache nicht verstehe. Da nahm der junge Mann aus der Familie Beni Scheybeh zu einem sinnreichen Mittel seine Zuflucht, um mir die Dummheit auszutreiben und mich für das Licht der Erkenntniß empfänglich zu machen. Er zog nämlich aus dem Koffer einen grünen mit Gold gestickten Beutel hervor, in welchem der Schlüssel zum Heiligthum aufbewahrt wird; mit dem vergoldeten Ringe dieses Schlüssels, welcher die Gestalt eines vierblätterigen Kleeblattes hat, rieb er mir die Augen! Das ließ ich ganz ruhig geschehen, und als er aufhörte, legte ich zu den sieben Dollars noch meinen achten und letzten. Der junge Scherif nahm ihn hin, ich sah ihm aber am Gesicht ab, daß er sehr enttäuscht war und sich auf mehr Thaler keine Hoffnung machte. Auch gab er, zu meiner großen Befriedigung, sein Mißvergnügen dadurch kund, daß er mir seine Hand nicht zum Kusse darreichte. Jetzt forderten auch die Diener eine Belohnung, denen gab ich eine zwar stumme, aber leicht verständliche Antwort, indem ich meine leeren Taschen umwandte. Als ich endlich draußen war, verlangten auch die breitschulterigen Mekkaner, welche mich in die Kaaba hineingehoben hatten, ihre Gebühren; ich sagte ihnen ganz einfach, sie möchten sich in die Wohnung meines Führers Mohammed bemühen, dort wolle ich sie befriedigen. Darüber knurrten und murrten sie, begriffen indessen, daß kein anderer Ausweg bleibe. Als ich endlich Alles überstanden hatte, wünschte mir mein schlauer Mohammed alles Glück. „Wallah, Effendi, Du bist noch prächtig davongekommen, denn viele Leute kommen nur ganz geschunden wieder heraus.“

Ich hatte genug von der Kaaba, war matt und müde, ging heim und wusch mich mit Henna und warmem Wasser, um den brennenden Schmerz zu lindern, welchen ich in Folge des Sonnenbrandes auf Armen, Brust und Schultern fühlte. Ich fand unser Haus leer, weil die türkischen Pilger noch in Muna waren. Die Kabira empfing mich mit achtungsvoller Aufmerksamkeit und ließ mich in ein Zimmer führen, das ich hoch und luftig fand. Das Getäfel war von Teckholz und hatte Inschriften; die großen Teppiche und breiten Diwane zeugten von ehemaligem Glanz. Die Familie hatte einst bessere Zeiten gehabt, aber der Scherif hatte ihr drei Häuser weggenommen. Doch war der alte Stolz geblieben, und sie bewahrte gern das Andenken an ihren frühern Wohlstand. Die gute Frau ließ mir Pfeife und Kaffee, frisches Trinkwasser und ein Frühstück bringen. Ich gewann ihre Zuneigung besonders dadurch, daß ich ihren Mohammed lobte, denn ihr war, wie den meisten Müttern, der ungezogenste Sohn der liebste. Diese mekkanische Frucht trat eben in's Zimmer. Als er sah, daß seine Mutter den Schleier bis zum Mund herabgelassen hatte, fing er darüber zu schelten an. „Du wirst wohl gar in den Saal zu den Männern gehen!“ — „O Sohn, fürchte Allah! Deine Mutter ist bei Jahren.“ In der That zählte sie deren etwa funfzig. Aber Mohammed rief ein spöttelndes „Bah, bah!“, denn dieser junge Weltmann hatte eine nicht gerade vortheilhafte Meinung von den Frauen. Die Mutter verstand, was der Bursch sagen wollte, und entgegnete lächelnd: „Allah wird erlauben, daß Du Dich irrst!“

Bald nachher kam sie wieder, brachte mir Wasser für meine Abwaschungen, und drang in mich, noch einmal nach Muna zu gehen, wo ich einen Schöps zum Opfer bringen sollte, denn das sei eine wichtige Pflicht. Wir gingen auch wirklich am kühlen Nachmittage dorthin. Ich will bemerken, daß ich in der Kaaba den Ihram trug; jetzt hatte ich meine gewöhnliche Tracht wieder angelegt. Ich selbst opferte keinen Hammel, sah aber in der Schlucht bei Muna ein fürchterliches Gemetzel; Tausende von Thieren, auch Kameele und Ochsen, werden zu gleicher Zeit abgeschlachtet. Sobald ein Zeichen gegeben wird, stürmen die Takruris in Masse heran, fallen über das getödtete Vieh her und häuten dasselbe ab. Das Fleisch ist diesen abgehungerten Pilgern eine willkommene Beute. Am andern Tage, wenn die Sonne auf diese schauderhafte Opferstätte brennt, wird sie geradezu pestilenzialisch, und doch wird gar

keine Vorkehrung getroffen, um die übeln Einflüsse einer solchen Abdeckerei zu beseitigen. Die Behörden dürfen nichts thun, weil sie dadurch die Religion beeinträchtigen würden!

Am andern Morgen wurde Satan noch einmal gesteinigt und die Höhle besucht, in welcher Abraham, der arabischen Sage zufolge, seinen Sohn opfern wollte; aber ein Engel fiel ihm in den Arm. Dann gingen wir nach Mekka zurück, um die feierliche Predigt anzuhören. Um Mittag waren wir im Harem, im Heiligthume. Ich trat durch den Säulengang unterhalb der El Ziyadehthür ein und war von Erstaunen über den merkwürdigen Anblick ergriffen, welcher sich mir darbot. Der weite viereckige Hofraum war dicht gedrängt voll Pilger, die in langen Reihen saßen und das Antlitz der Kaaba zukehrten. Kein in herrlichem Blumenschmuck prangender Garten kann den bunten Glanz dieser mannigfaltigen Pilgerkleider übertreffen; kein anderer Punkt auf Erden kann ein solches Schauspiel darbieten. Die Frauen trugen zumeist dunkele Gewänder und saßen an der für sie angewiesenen Stelle. Der Pascha, von Soldaten umgeben, welche die Uniform des Nizam, des regelmäßigen Heeres, trugen, saß auf dem Dache des Zemzem. In der Nähe der Stelle, wo der oberste Ulema seinen Platz hat, waren die Menschen am dichtesten zusammengedrängt, und überall gewahrte ich eine undurchdringliche Masse von Köpfen und Schultern. Alle waren fast unbeweglich und wie gebannt an den Platz, welchen sie inne hatten; nur einige Derwische mit Weihrauchfässern gingen durch die Reihen der Gläubigen, um Almosen in Empfang zu nehmen, die jedoch nicht erbeten wurden. Die Kanzel ragte hoch über die Menschenmenge empor; sie hat ein Spitzdach, auf welchem eine große vergoldete Aehre prangt; diese erglänzte im Sonnenstrahl. Auf der Kanzel saß der Prediger, ein Greis mit schneeweißem Barte; mit seiner linken Hand stützte er sich auf einen kurzen Stab. Gewand und Turban waren weiß. Jetzt erhob er sich, nahm den Stab in die rechte Hand und sprach einige Worte, die ich aber nicht verstehen konnte.*) Darauf setzte er sich auf eine der unteren Treppenstufen, während ein Muezzin am Fuße der Kanzel den Aufruf zum Predigen sprach. Als er damit fertig war, ging der Greis wieder an seine frühere Stelle und begann die Rede. Er sah wahrhaft majestätisch aus. In der Versammlung herrschte tiefes Schweigen,

*) Sie lauten: „Mit Euch sei Friede, Allahs Erbarmen und sein Segen!“

das nur dann und wann, am Schlusse langer Sentenzen, durch ein allgemeines Amen unterbrochen wurde. Gegen das Ende der Predigt erhoben sich in gewissen Zwischenräumen plötzlich Tausende von Stimmen, schwiegen aber dann eben so plötzlich. Ich bin in vielen Ländern bei großen religiösen Feierlichkeiten gewesen, aber sie haben nirgends einen so feierlichen und imponirenden Eindruck auf mich gemacht, wie jene in Mekka.

Die Zeit, welche ich noch in der heiligen Stadt verlebte, ging recht angenehm hin. Omar Effendi besuchte mich täglich und traf

Betende Muselmänner.

insgeheim Anstalten, um mich ohne Vorwissen seiner Familie nach Kairo zu begleiten. Mohammed Schiklibeh, der nach meiner Abreise von Suez Mittel gefunden hatte, über Dschidda nach Mekka zu gelangen, kam auch zu mir, und mit ihm besprach ich meinen Plan, quer durch die arabische Wüste nach Maskat am persischen Meerbusen zu ziehen. Aber der wackere Mann runzelte die Stirn und seine Augenbrauen berührten fast den Turban. „Wallah, Effendi, Du bist wohl nicht recht bei Sinnen!“ Er erzählte mir täglich die Neuigkeiten, welche mit den verschiedenen Karawanen einliefen. Die Beduinen im Hedschas waren in großer Aufregung und sprachen sogar von einem Angriffe auf Dschidda. Der Geldmangel, der Zwist zwischen dem Scherif von Mekka und dem türkischen Pascha und das Gerücht von einem heiligen Kriege übten Einfluß auf

die Söhne der Wüste. Mit Scheich Masud setzte ich mich in sehr freundlicher Weise auseinander; er rieth mir, noch einige Monate in Mekka zu bleiben, bevor ich daran dächte, meine Wanderung nach Osten zu beginnen. Andere sprachen sich in demselben Sinne aus. Kurzum, mir blieb nichts übrig, als nach Aegypten zurückzukehren und günstigere Umstände abzuwarten.

Die türkischen Pilger, welche in unserm Hause wohnten, sehnten sich nach dem Tage der Abreise. So lange die Feierlichkeiten währten, welche der Pilger mitmachen muß, empfanden sie kein Heimweh; jetzt aber dachten sie lediglich an Frauen und Kinder. Sie trafen ihre Vorkehrungen zum Abzuge. Ganze Stöße von blauen Porzellantellern und Körbe mit Flaschen, die Wasser aus dem heiligen Brunnen enthielten, wurden herbeigeschleppt, denn solche Andenken nimmt der Pilger mit; auch kauft er Bilder, Kämme, Henna, Balsam, Zahnbürsten, Aquilaholz, Türkise, Korallen, Mäntel aus Kameelhaarzeug, Rosenkränze aus Perlmutter und Zeugstückchen des Kiswa. Wer jetzt die Treppe hinaufstieg, mußte vorher Tarik rufen, denn sonst wäre er in Gefahr gekommen, irgend einer Frau zu begegnen, die beim Packen und in der Eile vielleicht ihren Schleier nicht über das Gesicht gezogen hatte. Im Erdgeschoß ließen sich viele Handelsleute blicken, und die Unterhaltung drehte sich zumeist darum, ob wohl in Dschidda ein Dampfer einlaufen und nach Suez weiter fahren werde.

Unruhe und Geräusch in dem großen Saale waren mir zuwider; ich überredete deshalb meine freundliche Wirthin, mir, trotz der Einsprache ihres spindeldürren Bruders, ein kleines Gemach im ersten Stock herzurichten, wo ich während der heißen Tagesstunden alle Kleider ablegen und ungestört ausruhen konnte. Mekka liegt tief, zwischen Hügeln eingeklemmt, und ist außerordentlich heiß; die Häuser sind wahre Backöfen. Ich zog mich gleich nach dem Frühstück in mein kleines Gemach zurück, das ich besprengte; dann streckte ich mich auf eine Decke hin. Diese Einsamkeit war mir von hohem Werthe, weil ich meine Bemerkungen niederschreiben konnte; dabei mußte ich aber immer nach der Thür hin blicken, um nicht überrascht zu werden. Dann und wann kam ein Kranker, aber doch nur selten, denn im Allgemeinen sind die Leute im Hedschas kräftig, gesund und halten nicht viel von Arzneien. Manchmal erschien eine von den schwarzen Sklavinnen und fragte, ob ich Pfeifen oder Tabak haben wolle. Ich ertaubte mir einige harmlose Scherze und diesen verdankte ich es, daß ich durch den zerris-

senen Schleier ein paar Reihen herrlicher Zähne erblicken konnte. Diese Mädchen verließen das Gemach stets heiter. Am öftersten kam Abdallah, der älteste Sohn des Hauses. Er war uns schon zwischen Yambo und Medina begegnet, hatte gleichzeitig mit uns in der letztern Stadt sich aufgehalten, war wie wir mit der Damaskuskarawane nach Mekka gekommen, und hatte dennoch weder seinen Bruder Mohammed noch mich besucht. Ich machte ihm wegen dieses Versäumnisses sanfte Vorwürfe, er entgegnete aber, daß er es so zu halten pflege und Keinen besuche, wenn man ihn nicht eingeladen habe. Er war ein rechtes Urbild eines morgenländischen Sadawi, eines trübsinnigen, träumerischen Orientalen. Solche Leute werden in den Familien etwa so angesehen und behandelt, wie in Europa die Schwachköpfigen. Nicht selten mußte ich ihm von meiner Mahlzeit abgeben, weil seine Mutter ihm nicht zwei Stunden vor oder nach der gewöhnlichen Speisezeit zu essen geben wollte, und doch behandelte er sie stets mit kindlicher Achtung. Auch mischte ich mich zuweilen ein, wenn die Kabira ihm allzuherbe Worte sagte. Dieser Abdallah wurde bald mein Freund, kaufte mir allerlei Kleinigkeiten ein und blieb dann ein paar Stunden bei mir. Er beklagte, daß seine arabischen Landsleute in Konstantinopel und Kairo sittenlos würden und ausarteten, gab mir auch werthvolle Nachweisungen über seine Heimath. Sehr gern hätte er recht viel über die Herrschaft der Engländer in Indien gehört, und ich befriedigte seine Wißbegierde, soweit die Klugheit es erlaubte.

Am Nachmittage stand ich auf, verrichtete die Abwaschungen, und ging bis Sonnenuntergang in den Bazaren umher oder besuchte die Moschee. Dann ging ich heim, aß zu Nacht und setzte mich majestätisch vor die Hausthür in einen alten Ebenholzsessel mit zerbrochener Rücklehne. Auch dieses Stück Hausrath wollte die Familie von einem „Prinzen aus Delhi" erhalten haben. Nach Sonnenuntergang war die Straße wie ein Theater; die Unterhaltung der Morgenländer ist aber so saftig, daß ich darauf verzichten muß sie wiederzugeben. Später begaben wir uns noch einmal in die Moschee und legten uns dann auf dem Dache zum Schlafen nieder.

Die Erbauung Mekkas fällt in das Jahr 450 nach Christi Geburt. Gegenwärtig zählt die Stadt etwa dreißig tausend Einwohner, könnte aber wohl drei Mal so viele beherbergen. Sie liegt in einem gewundenen Thal auf einer kleinen Hochebene und ist von Norden nach Süden etwa dritthalb englische Meilen lang,

während die Breite nicht über drei Viertel Meile beträgt. Im Mittelpunkt dieser Linie steht die Kaaba.

Die **Bewohner von Mekka** scheinen mir civilisirter aber auch weit verderbter zu sein als jene von Medina. Sie sind viel auf Reisen und werden dadurch nicht besser. Qui multum peregrinatur, raro sanctificatur. Ohnehin giebt es im Orient ein Sprüchwort, das da lautet: in den beiden heiligen Städten wohnt der Teufel. Darüber darf man sich auch nicht wundern, weil ihre Einwohner privilegirt sind und vollen Ablaß haben. Gute Handlungen, die man in Mekka verrichtet, werden im Himmel hunderttausendfach belohnt. Freilich hat Omar behauptet, daß eine in der heiligen Stadt verübte Sünde siebenzigfache Züchtigung erfährt. Wie dem aber auch sei, den Pilgern wird im Allgemeinen verboten, länger in Mekka zu verweilen, als für die Erfüllung der religiösen Ceremonien nöthig ist. Im Gefolge der großen Aufregung tritt eine Rückwirkung ein; ein Muselmann, der beim ersten Anblick des Gotteshauses von tiefer Ehrfurcht durchschauert wird, geht gleichgültig an demselben Heiligthum vorüber, wenn er dasselbe Monate lang täglich sieht. Schamlose Unsittlichkeit beleidigt übrigens in Mekka das Auge des Fremden nicht; es ist aber dort wie in manchen Ländern Europas; das Feuer glimmt unter einer Aschendecke, und wer bei Nacht in den Straßen der Vorstädte umhergeht, findet hinlänglich Stoff zu allerlei Betrachtungen über unerbauliche Dinge.

Der Mekkaner ist zugleich geizig und verschwenderisch; er geht mit dem, was er leicht erwirbt, auch leichtfertig um. Besoldungen, Jahrgelder und Geschenke aller Art verschaffen dem Bewohner der heiligen Stadt, gerade so wie in Medina, viele Mittel und er lebt deshalb in Müssiggang. Die Ausgaben für Hochzeiten, religiöse Bräuche, Hausstand, kurz für Alles sind hoch gegriffen, die Wohnung ist mit möglichst viel Prunk eingerichtet, Feste kommen häufig vor, und die Gesellschaften, welche die Frauen einander geben, kosten viel Geld. Es ist beim Bürger von Mekka allgemeiner Brauch, Darlehen aufzunehmen, die er von dem Gewinn, welchen er in der Pilgersaison zu machen hofft, wieder bezahlt. Ist er gewandt und hat er Glück, so geht die Sache gut, besonders wenn er Gelegenheit fand, reiche Pilger auszubeuten. Sobald das nicht der Fall ist, geräth er in die schlimmste Lage, da er das erborgte Geld mit fünfzig vom Hundert verzinsen muß. Sehr anstößig erscheint an

den Mekkawis ihre Eitelkeit und ihre höchst gemeine Ausdrucksweise. Sie selber halten sich für die Blume, für den Ausbund des Menschengeschlechts, sind aber ungemein empfindlich gegen jede nachtheilige Aeußerung über ihre Stadt oder deren Bewohner. Mit Selbstgefälligkeit rühmen sie sich ihres heiligen Ursprungs, prahlen damit, daß kein Ungläubiger den geweiheten Boden Mekkas betreten dürfe; sie preisen ihr strenges Fasten, die Gelahrtheit ihrer Doctoren und die Reinheit ihrer Mundart. Mit einem Wort, ihr Dünkel tritt bei jeder Gelegenheit hervor; sie haben aber nicht den Stolz, welcher den Mann vor unwürdigen Handlungen bewahrt.

Die Orientalen alle legen ihre Ausdrücke nicht auf die Goldwaage, aber die Mekkaner thun es an Ungebundenheit den übrigen weit zuvor. Sie reden schon auf der Straße anstößig genug, das will aber noch gar nichts gegen die freche Gemeinheit der Rede zu Hause bedeuten. Die türkischen Pilger waren davon in hohem Grade betroffen, aber zu stolz, als daß sie die Unfläthigkeiten zu bemerken schienen. Mohammed und ein ihm gleichalteriger Vetter trieben es so arg, daß am Ende meine Geduld riß. Sie hatten sich eines schönen Tages vom frühen Morgen an vor der Hausthür mit ausgesuchten Niederträchtigkeiten überhäuft. Ich war des Unfugs müde und gab ihnen öffentlich einen scharfen Verweis. „In meiner afghanischen Heimath halten wir dafür, daß man am frühen Morgen beten, Allah's gedenken und gute Vorsätze fassen müsse. Auch die Ungläubigen beginnen den Tag nicht mit Schmähreden und Flüchen." Die Umstehenden billigten was ich sagte und Mohammed selbst konnte nicht umhin mir zu antworten: „Was Du sagst, Effendi, ist die Wahrheit." Nun war auch den Zuhörern die Zunge gelöst. „Da seht einmal diesen achtbaren Fremdling, er ist nicht in der heiligen Stadt geboren und muß euch, Söhnen des Propheten, gute Lehren geben. Ihr solltet Reue fühlen und Allah fürchten." Die beiden Burschen entgegneten: „Ja, wir fühlen Reue; Allah gewährt Verzeihung und ist barmherzig." Nun waren sie eine Stunde lang ganz ordentlich, dann ging aber der Unfug wieder von vorne an. Es ist übrigens eine gute Eigenschaft der Mekkawis, daß sie auf vernünftige Vorstellungen hören und ihre Fehler eingestehen. Auch verstehen sie Scherz und man kann damit bei ihnen etwas ausrichten. Sie halten viel auf Würde im äußern Auftreten, sind aber dabei aufgeweckten Geistes, und manchmal stehen ihre komischen Aeußerungen in scharfem Gegensatze mit dem

feierlichen Ausdruck ihrer Rede. Der Prophet selbst war dem Scherze nicht abhold. Außerdem haben die Mekkawi eine gewisse Gutmüthigkeit; sie sind höflich, besitzen Ehrgefühl, Muth, Anhänglichkeit an ihre Familie und Liebe zur Heimath.

Der Mekkaner hat eine dunklere Hautfarbe als der Medinit. Die Leute sagen, das rühre von der größern Hitze her, der Grund liegt aber in der Blutmischung. Galla-, Sawaheli-, Somali- und abyssinische Mädchen kommen zu Tausenden aus Suakim, Zeyla, Berbera und Tadschurra nach Dschidda, und viele davon werden für die heilige Stadt ausgesucht. Dann zieht der Strom der Sklavinnen weiter nach Norden, zumeist nach Aegypten und der Türkei; nach Medina werden nur wenige verkauft. Die meisten Mekkaner haben schwarze Beischläferinnen, und der Scherif selbst sieht fast aus wie ein Neger. Ich habe in Mekka nicht einen einzigen hübschen Mann gesehen, wohl aber einige schöne Frauen. Das Profil der Männer ist hoch und knochig, und der Vorderkopf tritt auf unangenehme Weise zurück. In vielen Familien ist es Sitte, daß der Knabe vierzig Tage nach der Geburt in die Kaaba getragen wird, wo man über ihn ein Gebet spricht. Zu Hause schneidet ihm dann der Barbier drei parallele Striche in den fleischigen Theil der Wangen; diese Wunden laufen von den äußeren Augenwinkeln bis in die Nähe der Mundwinkel. Die Handlung selbst heißt Taschrit, das Einschneiden, die Wundmale heißen Maschali; die Sitte überhaupt rührt nicht aus alter Zeit her, wie wenigstens die Mekkaner behaupten. Burton meint, sie reiche in's hohe Alterthum hinauf und sei ein Ueberbleibsel aus der Heidenzeit. Aber vielleicht ist sie durch afrikanische Mütter eingeführt worden. Viele Negervölker bezeichnen bekanntlich mit derartigen, verschieden gestellten Einschnitten, Nation und Volk; an diesen Zeichen werden sie überall erkannt, und diese Sitte haben sie auch nach Amerika übertragen.

Zu den Obliegenheiten des Pilgers gehört auch die Omrah oder kleine Wallfahrt, welche ich am 18. September, zwei Tage nach der Hauptpredigt in der Moschee unternahm. Ich verrichtete die Abwaschungen, legte wieder den Ihram an und machte mich unter der Führung Mohammeds und Abdallahs auf den Weg. Zuerst verrichteten wir ein Gebet im Heiligthum, Harem; bestiegen rasche und kräftige Esel und ritten aus dem nordöstlichen Stadtthore, el Safa. Der Weg war mit Pilgern gleichsam bedeckt; viele gingen in das Lager der Karawane von Damaskus;

andere machten, gleich uns, die kleine Wallfahrt und riefen Lebbeyk. Eine gute Viertelstunde von der Außenmauer Mekkas entfernt liegt ein Steinhaufen, bei welchem meine Gefährten stillhielten, um eine Verwünschung zu sprechen. Der Sage zufolge bezeichneten die Steine den Platz, an welchem Abu Leheb, der böse Oheim des Propheten, einen Mordanschlag gegen den Gesandten Allahs verübte. Er hatte einem seiner Sklaven befohlen, den ersten Mann, welcher am Brunnen erscheine, in denselben hineinzustürzen, und dann hinterlistig seinen Neffen überredet, am Abend sich dorthin zu begeben. Abu Leheb, der die Zeit nicht abwarten konnte, ging selber hin, um sich zu überzeugen, ob Mohammed schon tod sei; aber der Sklav erfüllte buchstäblich den Befehl und stürzte den Oheim statt des Neffen in den Brunnen. Seitdem haben die Muselmänner das Sprüchwort: „Wer seinem Bruder einen Brunnen gräbt, muß selbst hineinfallen."

Wir sahen die Straße welche nach Dschidda führt und sich wie ein weißes Band durch die Ebene schlängelt, ritten am Lagerplatze der Damaskuskarawane vorüber und gelangten zu den Alamani oder zwei Pfeilern, welche nach jener Richtung hin das Heiligthum begränzen. Etwas weiter liegt dann die kleine Moschee El Omrah, bei welcher wir vor einem Kaffeezelt abstiegen, eine Stunde ausruheten und bei Mondschein die erquickende Wüstenluft einschlürften. Nachdem wir dann die Abwaschung vorgenommen, traten wir in's Betgemach, das wir klein, ärmlich ausgestattet und mit Pilgern angefüllt fanden, verrichteten die Abendandacht, gaben den Tempeldienern Geschenke und den Bettlern Almosen. Nun erfuhr ich auch, weshalb Abdallah die Wallfahrt mitgemacht hatte; der melancholische Jüngling eröffnete mir, daß er aus Anhänglichkeit an mich mitgegangen sei, um als Wakil, Stellvertreter, eine Pilgerschaft zu Gunsten meiner Aeltern zu machen. Ich entgegnete ihm, daß diese stets genau die Vorschriften ihrer Religion beobachtet hätten, aber Abdallah wollte nichts hören, weil seine Liebe zu mir von seiner Liebe zu einigen Dollars unzertrennlich war. Er wollte nun einmal meinem Vater und meiner Mutter das Paradies erwerben, und so betete er denn recht eifrig für die frommen Pilger Jussuf ben Achmed und Fatime ben Yunus, als deren Stellvertreter und Ersatzmann. Ich konnte nur mit Mühe das Lachen unterdrücken, als der arme Abdallah sich in der Richtung nach der Kaaba zu aufstellte, die Hände emporhob und mit

lauter Stimme rief: „Ich weihe diesen Ihram des Omrah im Namen Juſſuffs, des Sohnes Achmeds und der Fatime, Tochter des Yunus (Jonas). Gewähre Allah, daß es ihnen Nutzen bringe, und nimm es von ihnen an. Bismillah, Allahu, Akbar!"

So weit war die kleine Wallfahrt abgemacht und wir trabten, einmal über das andere unſer Lebbeyk rufend, nach Mekka zurück, hielten aber alle halbe Stunden an, um Kaffee zu trinken und eine Pfeife zu rauchen. So waren wir für das geſtärkt, was weiter bevorſtand; wir mußten nämlich in der Moſchee den Tawaf oder Omrahumgang machen, wieder zum El Safathor hinausreiten und uns auf den Safahügel begeben, der etwa einhundert Schritte nach Südoſten hin von der Moſchee entfernt liegt. Dort befindet ſich eine ärmliche, von nur drei Säulen getragene Betkapelle, zu welcher man auf einer ſchlechten Treppe hinaufſteigt. Wir blieben jedoch auf unſern Eſeln ſitzen und trieben ſie, indem wir, was geboten iſt, die linke Schulter vorausbielten, um die Kapelle. Das Gedränge war dort ſtark; wir bemüheten uns vergeblich die Kaaba zu erblicken, und ſprengten dann durch das Safathor zurück. Damit hatten wir den Niyat oder Lauf beendigt, ſagten das Talil, Takbir und Talbiyat her, hoben unſere Hände in der für dieſen Fall beſtimmten Art empor und ſprachen zwei Mal: „Es iſt kein anderer Gott als Allah, der einzige, ungetheilte; ihm gehört die höchſte Gewalt, er giebt Leben und Tod; er lebt und ſtirbt nicht; das Gute liegt in ſeiner Hand und er iſt allmächtig über alle Dinge." Noch waren einige andere Ceremonien zu beobachten. Wir mietheten einen ſtämmigen Mann, der uns eine Laterne vortrug und mit einem tüchtigen Knüttel Bahn ſchaffte; ſo kamen wir die El Maſaaſtraße hinunter und begaben uns nach Marwah. Unterwegs ſprachen wir laut: „Allah, gewähre mir, daß ich dem Sunnat Deines Propheten gemäß handle und in ſeinem Glauben ſterbe. Bewahre mich vor Irrthum und Ungehorſam, Du Barmherzigſter der Barmherzigen!"

An der Stelle Batn el Wadi, dem Bauche der Thalſchlucht, ſahen wir zwei Pfeiler; der eine ſteht in der öſtlichen Mauer des Harem, der andere in jener eines Hauſes, an der andern Straßenſeite. Dort begannen wir den Lauf (Niyat oder den El Sai-Ritus), und trieben dabei unſere Thiere ſtark an. Ich mußte folgendes Gebet ſprechen: „O Herr, Verzeihung und Mitleiden! Vergiß, was Du weißt, Du biſt der Beſte und Großmüthigſte.

Errette uns aus dem höllischen Feuer und laß uns eingehen in's Paradies. Herr, gieb uns Glück hienieden und im andern Leben, und bewahre uns vor der Pein der Flammen." Nach diesem Gebete gingen wir aus dem Batn el Wady, und der Ausgang aus dieser Vertiefung ist abermals durch zwei Pfeiler bezeichnet. Wir ritten am Abhange des Hügels hinauf und sprachen dabei: „Wahrlich, Safa und Marwak sind die beiden Denkmäler Allahs. Wer den Omrah erfüllt und von einem zum andern läuft, begeht keine Sünde. Wer eine gute That verübt, erfährt Wohlwollen von Allah, und Gott weiß Alles."

Marwa ist ein kleiner Hügel, wie der Safa, und bildet einen der letzten Ausläufer des Abu Kobeys. Die Häuser stehen im Halbrund über einander; von der Masaastraße, aus welcher wir gekommen waren, führt eine Treppe zu dem mit Mauern umgebenen Gipfel, diese haben aber keine Oeffnung. Wir stellten uns am Fuße dieser Fläche auf, richteten nun die rechte Schulter voraus, so daß sie der Kaaba zugekehrt war, erhoben die Hände bis zu den Ohren und riefen dreimal: „Allah Akbar!" Gott ist groß. Damit war der erste von den sieben Läufen, welche man hintereinander machen muß, beendet. Nachdem wir mit Allem fertig waren, stiegen wir von den Eseln und gingen zu einem Barbier, der uns den Kopf schor. Dabei mußten wir sprechen: „O Allah, mein Kopf ist in Deinen Händen; gewähre mir am Tage der Auferstehung ein Licht für jedes Haar, Du Barmherzigster der Barmherzigen." Dieses Kopfscheeren bildet die vierte Handlung des Omrah. Wir warfen den Zipel unseres Mantels über den Kopf, um zu zeigen, daß unser Ihram beendigt sei, gingen in die Moschee, sprachen noch einmal die doppelte Adoration und kehrten dann höchst ermüdet in unsere Wohnung zurück.

Der Reisende besuchte noch manche Heiligthümer in Mekka und der Umgegend; wir gehen aber in eine Schilderung derselben nicht ein, weil sie kein besonderes Interesse darbieten. Eines Tages besuchte er den Sklavenmarkt. Der Platz, sagt er, ist ein breiter Gang zwischen Kaffeehäusern und mit Matten überdeckt, welche Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewähren. Die lebendige Waare saß in langen Reihen an den Wänden; die hübschesten Mädchen gewahrte ich auf hohen Bänken, die anderen hatten niedrigere Plätze. Alle waren zierlich in Musselin von verschiedenen Farben gekleidet, über den Kopf hing ein durchsichtiger Schleier. Diese Sklavinnen

schienen alle vollkommen zufrieden mit ihrem Schicksal; sie lachten hellauf und scherzten mit den Käufern selbst, während um sie gehandelt wurde. Vielleicht trug der Putz, mit welchem man sie behängt hatte, dazu bei; vielleicht auch die Freude, daß sie der Beschwerden einer langen und weiten Land- und Seereise überhoben waren. Ich sah einige sehr hübsche Gallasmädchen, Abyssinierinnen mit sanften Zügen, und Negerinnen in allen Abstufungen der Häßlichkeit. Der höchste Preis, den ich bezahlen sah, betrug etwa siebenzig Pfund Sterling, also etwas mehr als zweihundert und dreißig deutsche Thaler. —

Mein Aufenthalt in Mekka ging zu Ende, und ich traf Vorkehrungen zur Abreise. Da erschien eines Tages der alte Ali ben Yasin bei mir und lud mich zu Tische; wahrscheinlich hielt er mich, in Folge der Großsprecherei Mohmmed's, für sehr reich und hatte sich eine Speculation auf meine Kosten ausgesonnen. Ich begab mich um drei Uhr Nachmittags zu ihm in seine Wohnung, die in Soka el Hadschar lag und sehr geräumig war. Unter vielen Pilgern, die ich dort fand, waren auch einige meiner Reisegefährten, namentlich der alte brummige Albanese mit seinem unverschämten Sklaven. Ali empfing mich unten an der Treppe, geleitete mich in den ersten Stock in einen Saal, wo ich auf dem Diwan Platz nahm und bis zum Beginn der Mahlzeit Tabak rauchte und Kaffee trank. Als ein im Hause wohnender Eunuch erschien, erhob sich die ganze Gesellschaft, um ihn achtungsvoll zu begrüßen, denn er war eine wichtige Person, weil er einige vornehme Frauen aus Konstantinopel oder Kairo unter seiner Obhut hatte. Man wies ihm den Ehrenplatz an, gab ihm die schönste Pfeife, und er benahm sich so, als ob das Alles nur so sein müsse und sich von selbst verstehe. Er setzte sich gravitätisch nieder, antwortete auf einige Fragen über die Damen sehr diplomatisch und zog dann mit seinen dicken Lippen den Rauch aus dem Bernsteinknopfe einer prächtigen Pfeife. In dem Allem lag für mich eine Lehre der Demuth; ich mußte weit zurückstehen hinter einem so tief herabgewürdigten Geschöpfe!

Das Mahl wurde in einem Sini aufgetragen, einer großkupfernen Schüssel von etwa fünf Fuß Umfang, mit hübschen Zeichnungen und Inschriften. Der Kursi oder der Untersatz, auf welchem sie stand, war eine Art Tabouret aus Sandelholz und mit Perlmutter belegt. Zuerst aßen wir gedämpftes Fleisch und Gemüse verschie-

dener Art; dann folgten ein Birgani oder Fleischpilau, der in zerlassener Butter schwamm, ein Kima, welcher aus kleinen Stückchen Fleisch besteht; ein Wara Maschi oder Ragout aus starkgewürzten Hammelschnitten, die als kleine Dreiecke in Weinrebenblätter gehüllt werden; ein Kahab oder zerschnittener Braten auf spitzen Holzstäbchen; ein Salatah von Gurken und mehrere Schüsseln mit Wassermelonen. Wir tranken wohlriechendes, von Mastix durchduftetes Wasser. Auf die Fleischgerichte folgten Konafa, das heißt Nudeln mit Honig und Zucker, einige Aepfel und Quittencompots; Raha, ein trockenes Zuckerwerk, das am besten in Konstantinopel zubereitet wird, endlich eine wohlriechende Gallerte aus Reis, Mehl und Milch. Vortreffliche Datteln und Granaten beschlossen das Mahl noch nicht ganz, denn am Ende kam noch ein Reispilau mit Butter, den wir vermittelst hölzerner Löffel zum Munde führten.

Ein gemüthliches Verlängern des Mahles kennen die Orientalen nicht. Man wäscht die Hände, wirft ein gesticktes Tischtuch über das Knie, spricht ein Bismillah und fährt mit der Hand in die Schüssel, je nach Belieben bald in die eine bald in die andere; von Zeit zu Zeit saugt man die Finger ab, etwa so wie ein naschhafter Knabe an einer Stange Gerstenzucker saugt und leckt, steckt auch wohl einen besonders ausgesuchten Bissen seinem Nachbar in den Mund. Wer satt ist, kümmert sich nicht mehr um die übrigen Gäste, ruft El Hamd! drehet sich um, wäscht Mund und Hände mit Seifenwasser, und deutet auf eine zwar nicht delikate aber unzweideutige Weise an, daß er unmöglich noch etwas hinunterbringen könne; denn sonst würde man ihn immer wieder zum Essen nöthigen. Er trinkt Kaffee, brennt die Pfeife an und setzt sich auf den Diwan. In jenen Ländern, wo die geselligen Verhältnisse so wenig entwickelt sind, bleiben die Gäste nach Tische nicht mehr lange bei einander; das Abendgebet macht der ganzen Sitzung ein Ende. Bevor ich vom alten Ali ben Yasin Abschied nahm, kam ein Junge in den Saal gerannt und benahm sich ungezogen, zum Zeichen daß er Geschenke erwarte. Ich drückte dem jungen Mekkaner einen Thaler in die Hand und als ein ächtes Kind der heiligen Stadt konnte er darüber seine Freude nicht verbergen. „Ein Riyal, ein Riyal! Sieh, Großvater, der gute Effendi hat mir einen Riyal geschenkt!" Das Auge des Alten strahlte, denn er sah, daß mir das Geld aus der Hand floß und hoffte, an mir Profit zu machen. „Du bist in der That ein vortrefflicher junger Mann! Gott möge alle Deine

Wünsche Dir gewähren!" Dabei klopfte er mir väterlich auf die Schulter. Ich habe den alten Ali nicht wieder gesehen.

Die heilige Woche war vorüber, ich hatte in Mekka nichts mehr zu suchen und für eine Wanderung durch Arabien bot sich leider keine Aussicht; mir blieb also weiter nichts übrig, als nach Aegypten zurückzukehren. Ich brach sogleich auf. Die gute Kabira nahm herzlichen Abschied und empfahl mir dringend ihren Sohn Mohammed, der mich nach Dschidda begleiten sollte; mit Vergnügen nahm sie von mir einen kleinen kupfernen Mörser nebst Stößel, auf welchen sie schon längst sehnsüchtige Blicke geworfen hatte. Mein Gepäck hatte ich mit meinem Scheich, jetzt Hadschi Nur, vorausgeschickt. Omar Effendi wollte sich insgeheim mir anschließen, sobald sein Vater mit einer Dromedarkarawane Mekka verlassen hatte, und mit mir nach Kairo gehen. Ich nahm Abschied von allen meinen Bekannten, umarmte die türkischen Pilger und verließ das gastliche Obdach. Abdallah begleitete uns bis an's Thor, umarmte mich aber nicht.

Nun war ich wieder in der Ebene und Wonne durchbebte mich; eine Wonne, wie sie der Gefangene empfindet, der aus seinem Kerker befreit wird. Die Strahlen der untergehenden Sonne schienen mich zu neuem Leben zu erwecken, die Wüstenluft war balsamisch, die Landschaft lächelte mich an wie ein alter Freund. In der Ferne, rechts vom Wege sah ich das Lager der Karawane von Damaskus, aber das Bewußtsein, sie niemals wieder zu erblicken, stimmte mich nicht etwa traurig. —

Vor den Thoren von Mekka schlossen sich unserm Reisenden andere Pilger an; es war Vorschrift, daß sie den durch Beduinen gefährdeten Weg nicht in kleinen Trupps zurücklegen sollten. In Zwischenräumen stehen an der Straße entlang Kaffeezelte, bei welchen Menschen und Thiere sich erquicken; bei einigen stehen türkische Wachtposten.

Unterwegs traf Burton mit einem weitgereisten Menschen zusammen, der unreinliche Kleidung trug und auf einem Esel saß. Dieser Mann redete ihn Türkisch an, erhielt aber statt aller Antwort nur ein Kopfschütteln, das wiederholt wurde, als er Arabisch zu reden anfing. Nachher äußerte er sich geläufig in gutem Hindostani, und als auch das nicht half, sprach er nach einander Afghanisch, Armenisch, Englisch, Französisch und zuletzt Italienisch. Allemal, wenn er von einer Sprache zur andern übersprang, leitete er seine Rede mit den Worten ein: „Nun, aus welchem verdammten

Lande bist Du denn?" Endlich antwortete Burton Persisch, ließ sich in eine Unterredung ein und erfuhr, daß der vielsprachige Mann abwechselnd Lootse und Courier gewesen war, auch manchen europäischen Reisenden in verschiedenen Gegenden als Diener begleitet hatte. So war er bis nach England, Italien, Frankreich, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Indien, Centralasien und China gekommen.

Da, wo neun englische Meilen von Mekka entfernt die westliche Grenze des „Heiligthums" sich befindet, steht ein Kaffeehaus neben der Betkapelle Sabeil Agha Almas. Auf der Weiterreise während der Nacht begegneten dem Reisenden lange Reihen von Kameelen, mit Menschen oder Waaren, namentlich Holz, Kaffee, Getreide und Stückgütern beladen. Um Mitternacht wurde El Haddah, ein Gewirr von Hütten, erreicht, wo man das Pilgergewand anlegen muß, wenn man von Dschidda her nach Mekka wallfahrtet. Ungläubige, denen ein Ausflug nach Taïf erlaubt ist, müssen hier die Mekkastraße verlassen und nach Norden hin abbiegen. Die ärmliche Ortschaft ist lediglich vorhanden, damit die Pilger Rast halten und sich erfrischen können; die Hitze dort ist fürchterlich. Von El Haddah dacht sich die Gegend allmälig zum Meer hin ab, die Hügel treten zurück, man hat die mekkanische Hochebene hinter sich. Während der Pilgerzeit streift eine aus funfzig Reitern bestehende Schaarwacht auf der Straße, um die Räuber zu schrecken. Gegen Tagesanbruch wurde das Kaffeehaus Kahwat Turki erreicht und das Morgengebet verrichtet. In der Nähe erhebt sich der letzte Hügel; von da an ist die Gegend durchaus flach. Da lag nun die eiserne Ebene, mit schimmerndem Salz überzogen, mit braunem Kies und Geröllsteinen übersäet, aber auch zum Trost in weiter Entfernung die blaue See. Kein Baum, kein grünes Fleckchen. Die Esel trabten munter dahin und schienen keine Ermüdung zu fühlen; bald kam auch die Stadt in Sicht, die Minarete und Festungsmauern tauchten auf, und eine Kuppel, welche sich außerhalb der Thore erhob. Nun begann auch die Sonne heißer zu werden und um acht Uhr in der Frühe war Burton am Mekkathore, dem östlichen Eingange zur Stadt. Der Ritt war binnen vierzehn Stunden, wovon drei auf die verschiedenen Rasten kamen, gemacht worden; die munteren Esel hatten in dieser Zeit fünfundvierzig englische Meilen zurückgelegt, meist durch tiefen Sand, vom Abend bis zum Morgen.

Der in vieler Beziehung wichtige Hafenplatz Dschidda oder Dschedda (d. h. eine Ebene ohne Wasser) ist schon oftmals, namentlich auch von Burckhardt, sehr ausführlich beschrieben worden. Die Franzosen hatten dort 1742 eine Faktorei, die englisch-ostindische Compagnie besaß 1760 in Dschidda einen Posten, von wo aus die eingeführten Waaren über die Umgegend vertheilt wurden. Burton fand die Stadt sehr belebt; sie ist es immer während der Pilgerzeit und dann sind auch die Lebensmittel theurer als gewöhnlich. Er fand die beiden Wakaleh mit Reisenden überfüllt, und

Ansicht von Dschidda.

nicht wenig Leute mußten auf den freien Plätzen lagern. Die regelmäßigen türkischen Truppen der Besatzung, die Nisam, hatten seit sieben Monaten vom Sultan keine Löhnung erhalten, und die Arnauten konnten kaum noch zusammenrechnen, was er ihnen schuldig war. Der Pascha gab sich alle mögliche Mühe, sie zu befriedigen.

Mit der Sittlichkeit ist es in der Hafen- und Garnisonstadt nicht eben gut bestellt. Ganz in der Nähe der Karakuu, der Hauptwache, sind übelberüchtigte Häuser. Die Diener des Wakala holten

Digitized by Google

ganz offen in Glasflaschen Branntwein über die Straße; ein Bote kam zweimal betrunken zurück und das Volk nahm daran kein Aergerniß. Auf dem Marktplatz, an welchem Burton wohnte, trieb sich ein armer Blödsinniger umher, der keine Kleider am Leibe dulden wollte. Wahnsinnige gelten bekanntlich in mohammedanischen Ländern für unantastbar, aber die Bewohner von Dschidda wollten jenen Unglücklichen nicht nackt umherlaufen lassen, sondern zogen ihm wenigstens ein Hemd an. Als er dasselbe zerriß, bekam er Prügel.

Burton, der immer noch für einen Mohammedaner galt, besaß nur noch einige kleine Stücke Münze, als er in Dschidda eintraf. Er ging in's britische Viceconsulat, wo er zu seinem Leidwesen erfuhr, daß Consul Cole am Fieber darniederliege. Der Dolmetscher und andere Leute im Hause wollten den fremden Hadschi nicht zu dem Kranken lassen, aber der zudringliche Afghane sandte ein paar geschriebene Zeilen an Cole, der den Officier der indischen Armee sogleich vorließ und über die Erscheinung eines solchen Pilgers in nicht geringem Maße überrascht war. Ein Engländer kam geraden Weges vom Grabe des Propheten und vom schwarzen Stein in der Kaaba! Cole hatte mehr als einmal mit Türken erörtert, ob es möglich sei, daß ein Engländer unerkannt Mekka besuchen könne, und das hatten die Muselmänner unbedingt in Abrede gestellt. Jetzt gedachte der Consul sich über sie lustig zu machen, schrieb aber nach einiger Zeit an den englischen Hadschi, während dieser in Kairo verweilte, er halte einen Scherz für ungeeignet, weil schon bei einigen entfernten Andeutungen die Türken sehr bedenkliche Gesichter gemacht hätten. In Dschidda lernte Burton die angesehensten Kaufleute kennen; unter denselben befand sich auch ein Grieche und ein Christ aus Bagdad. Von Interesse war ihm der freundschaftliche Verkehr mit Chalid Bey, einem Bruder des Wahhabi Abdallah ben Saad. Dieser edle Araber war längere Zeit zu Kairo im Staatsdienst wirksam gewesen; er ist wacker, offenherzig, ohne Vorurtheil, hat die Europäer gern. Burton meint, es werde keine Schwierigkeit für europäische Reisende haben, Central-Arabien und die Stadt Dereyieh zu besuchen, wenn Chalid Bey einst als Häuptling an der Spitze seines Stammes stehe.

Die Umgegend von Dschidda spielt in der mohammedanischen Ueberlieferung eine große Rolle. Dort liegt zum Beispiel keine geringere Person begraben, als Sittna Hewwa, die Ur- und Stamm-

Mutter des Menschengeschlechts, Eva. Burton stieg eines Nachmittags zu Esel, ritt aus dem Mekkathor nach Nordosten hin und gelangte nach etwa einer halben Stunde zu einigen armseligen Hütten und Kaffeezelten. Dort liegt Eva innerhalb einer Umfriedigung, aber die Thür war verschlossen. Endlich wurde sie geöffnet. Die „Mutter" liegt, wie eine Moslemah, nach der Kaaba gerichtet, mit den Füßen nach Norden, mit dem Kopf nach Süden, und stützt den Kopf auf die rechte Hand. Eine kleine, weiß übertünchte Kuppel, welche eine Oeffnung nach Westen hin hat, erblickt der Wanderer schon aus der Ferne. Unter ihr befindet sich ein aufrecht gestellter viereckiger Stein, welcher den Nabel des menschlichen Leibes vorstellen soll; er heißt deshalb auch Surrah, Nabel, und ist mit allerlei eingegrabenen Verzierungen versehen. Der Führer gab dem Reisenden die Weisung, diesen Stein zu küssen und dann zu beten. Nachdem er am Nabel und dann auch am Kopfe Eva's gebetet hatte, ging er den beiden geleisig laufenden Mauern entlang, welche sechs Schritte auseinander liegen und die Umrisse von Eva's Körper andeuten. Zwischen ihnen, gerade auf Eva's Nacken, liegen zwei Gräber, in welchen Osman und dessen Sohn ruhen; sie haben das etwas in Verfall gerathene Grab der Mutter ausgebessert. Burton sagte dem oft erwähnten Knaben Mohammed, welcher ihn auch jetzt begleitet hatte: „Wenn unsere Urmutter, wie wir hier sehen, vom Kopf bis zum Unterleibe hundertundzwanzig, und von da bis zur Fußsohle achtzig Schritte lang gewesen ist, dann hat sie gewiß wie eine Ente ausgesehen." Mohammed entgegnete: „er danke den Sternen, daß die Mutter unter der Erde liege, sonst würden ja die Menschen vor Furcht um ihre Sinne kommen." Burton gab dem Grabhüter einen Dollar, der zurückgewiesen wurde, weil ein Mann von seinem Stande ein so armseliges Geschenk nicht geben könne. Am andern Tage erfuhr der afghanische Derwisch, daß man ihn für den Pascha von Medina gehalten hatte!

Im Hafen von Dschidda lag der kleine nach Suez bestimmte Dampfer Dwarkah, aber Omar Effendi hatte sich noch nicht eingefunden. Endlich kam er; er war dem älterlichen Hause entronnen, aber sein Vater war ihm gefolgt, fand ihn auf und nahm ihn wieder mit nach Mekka zurück. Bald nachher traf ihn aber Burton dennoch in Kairo. Mohammed wurde abgelohnt, erhielt manche Sachen, welche dem Reisenden fortan überflüssig waren, und oben-

drein ein Geschenk von zwanzig Dollars. Trotzdem nahm er sehr kühlen Abschied von dem Pilger, welchem er in Mekka als Führer gedient hatte. Das war auffallend; aber Hadschi Nur enthüllte das Geheimniß. Burton ward am Bord des Dampfers von seinen Landsleuten in einer Weise aufgenommen, welche Mohammeds Verdacht rege machte. Schon in Aegypten hatte er ja geahnt, daß es mit dem Afghanen wohl nicht ganz richtig sein möge; jetzt hatte er zu Hadschi Nur gesagt: „Ich begreife Alles. Dein Herr ist ein Sahib aus Indien, hat sich über uns lustig gemacht und uns in den Bart hinein verspottet."

Auf dem Dampfer fand der Reisende gute Pflege und landete nach einigen Tagen in Suez, wie er selbst sagt, höchlich überrascht, daß die in Massen auf dem Dampfer befindlichen türkischen Pilger ihn nicht in's rothe Meer geworfen hatten.

Achtes Kapitel.

Die Beduinen im Hedschas.

Die Araber zerfallen in drei Abtheilungen, welche der Genealogie der Genesis, den Ueberlieferungen im Lande selbst und den Beobachtungen neuerer Physiologen entsprechen.

Die erste Race, jene der Autochthonen, Ureingeborenen, besteht aus jenen subkaukasischen Stämmen, welche wir noch heute in der Provinz Makrah und überhaupt der Küste entlang zwischen Maskat und Hadramaut treffen. Die Mahrah, die Dschenabeh und besonders die Gaba, zeigen eine niedrige Stufe der Entwickelung, die sich aus ihrem mühsamen und entbehrungsvollen Leben allein nicht erklären läßt. Sie haben kleine Köpfe, niedrige Stirn, übelgestaltete Nasen, welche von jenen der Juden völlig abweichen, unregelmäßige Gesichtszüge, dunkle (black) Hautfarbe, und schlanke unkräftige Gestalt. Dr. Carter, ein Arzt in Bombay, welcher die Küstenbewohner Ostarabiens genau beobachtet hat, fand große Aehnlichkeit zwischen dem niedrigsten Typus jener Beduinen mit einigen indischen Völkerschaften, namentlich den Bhils und anderen, welche in den Dschengeln leben. Jene Völker sind die sogenannten Arab el Aribeh, die im Orient allgemein als eine niedrig stehende Menschenklasse angesehen werden.

Eingewandert sind die Noachiden, ein großer chaldäischer oder mesopotamischer Stamm, der etwa 2200 Jahre vor Christus nach

Arabien kam, im Fortgange der Zeit die alten Landeseinwohner vor sich herdrängte und die besten Gegenden in Besitz nahm. Der weitverzweigte Stamm der Aniseh und die Stämme im Nedschd können als Typen dieser Race betrachtet werden. Sie ist ursprünglich rein kaukasisch, hat ein kräftiges, reizbares Temperament, zeigt „Blut", ähnlich wie das arabische Roß und Kameel, wie die Ziege und das Windspiel. Diese vor viertausend Jahren eingewanderten Stämme entsprechen den Arab el Mosta Arabaheh oder arabisirten Arabern der morgenländischen Geschichtsschreiber, und wir finden noch jetzt von dieser mesopotamischen Race manche örtliche Varietäten. Von den Unterthanen der vier abyssinischen und christlichen Herrscher, welche auf den jüdischen König Yussuf folgten, stammen in Yemen die heutigen Akhdam oder Dienenden. Die Hadscher in Yemen und Oman sind ein Gemisch, dessen Ursprung wir noch nicht kennen. Die Ebna sind Abkömmlinge der persischen Soldaten Anuschirwans, durch welche die abyssinischen Eroberer aus Arabien vertrieben wurden.

Die dritte Familie, von alter und edler Abstammung, reicht bis in's Jahr 1900 vor Christus hinauf; es ist dies die ismaelitische, und sie hat noch heute die Sinaï-Halbinsel inne. Diese Araber gingen nicht über die Grenzen des Gebirgslandes hinaus, lebten stets stets gemäß den alten wilden Volksbräuchen und haben den unbezähmbaren Geist ihrer Ahnen bewahrt. Eine Beimischung ägyptischen Blutes und manche Kennzeichen der nilotischen Familie sind bei ihnen nicht zu verkennen. Die morgenländische Ethnographie kennt noch eine andere Klasse, die Arab el Mosta Adschemahah; diese „barbarisirten Araber" umfaßt zum Beispiel solch eine Bevölkerung wie jene von Mekka; es ist viel Adschemi — das heißt fremdes, ausländisches Blut darin.

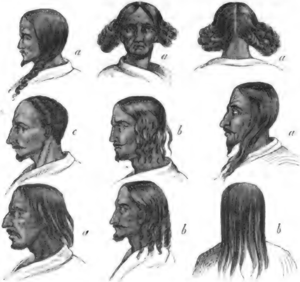
Wir haben geschichtliche Beweise dafür, daß die Aus und Chasradsch, diese himyaritischen Stämme, welche in's Hedschas einwanderten, mit den Amalikeh, Dschorhem und Katireh, also drei Hedschasstämmen, und mit den Hebräern, welche einen nördlichen Zweig der semitischen Familie bilden, sich vermischten. In Hinblick auf die Wahrnehmung, daß in der Wüste die Race fast unveränderlich bleibt, darf man annehmen, der Beduine im Hedschas habe die Reinheit des Blutes möglichst bewahrt.

Das Wort Bedawi bedeutet einen Bewohner der Wüste. Der Beduine im Hedschas hat häufig ein rein nervöses Temperament,

worauf auch sein hohes Vorderhaupt und das feine Haar hindeuten. Nicht selten schlägt das Cholerische oder Sanguinische vor; ein lymphatisches Temperament ist wenigstens mir nie vorgekommen. Er ist kräftig gebaut; seine Hautfarbe hat Abstufungen zwischen der dunkelsten, welche man an den Spaniern bemerkt, bis zum Chokoladenbraun, und diese Verschiedenheit schreibt das Volk dem Blute, also der Abstammung zu. Die Haut ist hart, trocken und wird leicht rauh. Gelbe Complexion ist selten, obwohl in den Städten nicht unbekannt; eine weiße kommt nicht vor. Das Kopfhaar wird oft heller durch das Bleichen. Die Stimme sehr klar und stark, mehr Bariton als Baß, im Zorne steigert sie sich bis zu schrillem Tone, wie beim Schrei wilder Thiere. Der Blick eines Häuptlings ist würdig und ernst bis zum Nachdenklichen; bei den Leuten aus der „respectabeln Klasse" drückt er viel Stolz und Selbstgenügsamkeit aus, bei den Niederen liegt hingegen etwas Wildes, Stupides und doch zugleich Lauerndes darin. Aber in dieser Hinsicht bemerkt man unter den Männern eines und desselben Stammes, dessen Angehörige gleiche Beschäftigung haben und von denselben Leidenschaften bewegt werden, keinen erheblichen Unterschied.

Der Schädel des Beduinen ist klein, ovidal, lang, hoch, schmal, und zeigt am Hinterkopfe Galls zweite Propensität (Neigung zum Geschlechtstriebe) stark entwickelt; der Vorderkopf steigt bis zur Gegend der Festigkeit hinan, die sehr hoch ist; während die Seiten ganz auffallend flach sind. Das Haar ist von Natur weich und fein, wird aber sehr grob, weil es so viel dem Wind und Wetter ausgesetzt ist, auch netzt der Beduine es häufig mit Urin und salbt es dann mit flüssiger Butter. Er trägt es in Kurnu zusammengeflochten, struppigen Flechten, welche bis auf die Brust herabhängen, oder scheert es ab in Gestalt des Schuschah. Er gewährt einen wilden Anblick. Das Antlitz ist lang oval, aber wegen des wenigen Fleisches nicht regelmäßig. Die Stirn ist hoch, breit, zurücktretend; der obere Theil mäßig entwickelt, der untere außerordentlich schön; der Sinus frontalis ist stark markirt und zeugt von Körperkraft wie von Charakterthätigkeit. Die Fossa temporalis ist tief, die Backenknochen treten hervor. Bei diesen weit vorspringenden Jochbeinen und den tiefeingefallenen Wangen sehen Manche wie Todtenköpfe aus. Die Augenbrauen sind lang, buschig, geschwungen. Der Beduine im Hedschas hat, wie das Volk im Allgemeinen, ein kleines, rundes Auge, das tief liegt, unruhig und

feurig ist, von scharfer Beobachtung, heißem Temperament und leidenschaftlichem Charakter zeugt. Es ist dunkelbraun oder gräulich braun, die Pupille manchmal gesprengelt. Der Beduine kneift häufig die Augenlider zusammen, um den Sonnenglanz weniger empfindlich zu machen, und bekommt deshalb schon früh Krähenfüße; er hat eine Eigenthümlichkeit, die Augen plötzlich zu öffnen, besonders wenn er in starker Aufregung ist; sein Blick erscheint oft



Arabische Beduinenköpfe.

starr und hat häufig den Ausdruck von wildem Stolz oder ist ungemein finster. Das ruhige Auge zeugt von Intelligenz und Verschlagenheit, doch ist im Allgemeinen der Gesichtsausdruck des Beduinen mehr würdig als pfiffig, und hat Linien um den Mund, welche den finstern oder wilden Ausdruck von Auge und Stirn mildern. Seine Nase tritt stark hervor, ist oft adlerartig, manchmal ganz gerade wie bei altgriechischen Köpfen, welche man als Uebertreibungen des Gesichtswinkels hingestellt hat. Durchschnittlich ist sie wohlgestaltet und hat kleine Nasenlöcher, wenn Leidenschaft den

Digitized by Google

Mann bewegt, schwellen und sinken sie wie die Nüstern eines Vollblutpferdes. Uebrigens habe ich doch auch sehr häufig rechte Mopsnasen gesehen. Von den Nasenlöchern gehen tiefe Furchen herab und sie deuten, den Phrenologen und Physiognomikern zufolge, auf rasch wechselnde Gemüthsstimmung. Man findet plump aufgeworfene und doch wieder ganz fein geschnittene Lippen, die einer Linie gleichen. Das Kinn ist insgemein hübsch und stark; die Zähne sind, wie bei den meisten Orientalen, weiß, gut gestellt, kurz und breit. Bei einigen Stämmen wird der Schnauzbart, dem „Sunnat" gemäß, aufgestutzt; die Schafei scheeren ihn auch wohl ab, während andere ihn, gleich den Persern, über die Lippe herabhängen lassen. Am Kinn läßt man zwei wirr herabhängende Büschel wachsen; die Stelle, wo wir den Backenbart tragen, ist gewöhnlich kahl oder nur sehr dünn mit vereinzelten Haaren besetzt.

Die Beduinen im Hedschas sind nicht hoch gewachsen, kaum größer als die Indier in der Gegend von Bombay, aber durchschnittlich wohl einen Stein (acht bis vierzehn Pfund) schwerer. Man sieht unter ihnen keine sehr großen Gestalten und eben so wenig Zwerge. Kinder, die nicht vom Mutterleib an kräftig sind, können bei dem beschwerlichen Leben der Wüstenbewohner nicht aufkommen. Die Gestalt ist kräftig, und im Frühling, wenn Ueberfluß an Milch vorhanden ist, wohlgenährt und rund; ich habe auch ein Paar recht muskulöse Leute gesehen, aber niemals einen fetten Mann. Der Nacken ist sehnig, der Brustkasten breit, die Weiche dünn, der Magen eingezogen; das Bein nicht fleischig, aber wohlgestaltet, besonders wenn es nicht durch allzu frühes Reiten krumm geworden. Die dünnen Arme haben Muskeln wie Peitschenschnüre, Hand und Fuß bilden in Bezug auf Größe und Feinheit ein Glied zwischen jenen der Indier und der Europäer. Der Daumen des Arabers ist, gleich jenem des Kelten, sehr lang und reicht fast bis an das erste Glied des Zeigefingers; die innere Hand ist nicht fleischig, aber dünnknochig und sehr elastisch. Der Beduine hat einen hübschen Gang und tritt zwanglos auf.

Dieser Typus ist durch systematische Zwischenheirathen seit uralter Zeit bewahrt worden. Die wilden Männer verweigern ihre Töchter einem Fremden nicht, aber dann muß der Schwiegersohn unter ihnen bleiben. Heirathen finden auch unter nahen Blutsverwandten statt und man hat davon weder Ausartung noch andere üble Folgen gespürt. Jeder Beduine hat ein Vorrecht, seines väter-

lichen Oheims Tochter zu heirathen, bevor die Hand derselben einem andern bewilligt wird; deswegen bedeutet in der höflichen Ausdrucksweise auch Bent Amm, Baase, so viel als Frau. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß die Beduinenfrauen im Hedschas keineswegs hübsch sind. Die Beni Amer rühmen sich zwar, daß in ihrem Stamme viele recht hübsche Mädchen seien, aber auch diese stehen sehr weit hinter den hochbusigen Schönheiten aus dem Nedschd zurück. Die Frauen im Hedschas haben einen durchaus nicht sanften Blick, der Ausdruck des durchgängig hagern Gesichts ist eben so unsanft; auch verwelken sie früh, und die Alten sind häßlich wie Hexen. Diese sind in den Beduinenlagern sehr häufig, während man nicht viele hochbetagte Männer sieht.

Das Benehmen des Beduinen ist offen, frei, einfach; er zeigt sich weder gemein noch affectirt, weder befangen noch linkisch; nicht selten hat er aber in seinem Wesen eine feierliche Gemessenheit, welche uns befremdet. Zwei Freunde, die einander begegnen, umarmen sich oder strecken beide Hände aus, welche dann zusammengeschlagen werden, oder sie bewegen den Kopf von einer Seite zur andern und richten dabei einige Minuten lang Fragen aneinander, die sie gegenseitig beantworten. Es wäre ein Verstoß gegen gute Sitte, selbst beim Essen, einem Andern den Rücken zuzuwenden; wer es thut, beabsichtigt damit eine Beleidigung. Ein Mann, welcher Kaffee bereitet, trinkt zuerst eine Schale; seit man den Scherbet Kadschari der Perser und den Suleymani der Aegypter kennt, gilt eine solche Vorsicht für nöthig.*) Ein Fremder, welcher sich dem Lager nähert, wird nicht angerufen, damit er nicht erschrecke, wohl aber ein Bekannter, sobald man seiner ansichtig wird; diesem sprengt man zu Roß entgegen und feuert Schüsse ab. Das ist das bekannte Laab el Barut oder Schießpulverspiel. Im Allgemeinen drücken die Beduinen sich höflich aus, aber im aufgeregten Zustande werfen sie, aller Lebensgefahr trotzend, mit den ärgsten Schimpfwörtern: Hund, Trunkenbold, Lügner, Ungläubiger und dergleichen um sich.

*) Der persische Trank hat seinen Namen nach der gegenwärtig herrschenden Kadscharendynastie. Dieses Gift ist eine Mischung von Milch und Grünspan, also ein sehr plumpes Gift. In Aegypten oder Mossul bezeichnet man mit der Benennung Suleymani, das Afghane bedeutet, Gift. Am Nil versteht man sich auf die Giftbereitung; Mehemed Ali soll kundige Giftmischer aus Europa mitgebracht haben.

Beduinen vom besten Charakter zeigen ein wahrhaft edles Gemisch von Entschlossenheit, freundlicher Leutseligkeit und Edelmuth; insgemein sind aber die Leute zugleich pfiffigverschlagen, einfach und einfältig, reizbar und empfindlich, nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, dabei im Behaben etwas feierlich und würdig; bei allem Ernst lieben sie doch den Scherz und mit Lachen und guten Worten kann man viel bei ihnen ausrichten. Ihre leidenschaftliche Aufwallung läßt bald wieder nach, aber jede Beleidigung hat eine unversöhnliche Rachsucht im Gefolge. Wenn man fragt, wie unter Leuten mit solchen Eigenschaften eine Gesellschaft möglich sei, so ist die Antwort leicht gegeben. Sie haben eine Art von Löwengesellschaft, in welcher dann jener, der am meisten Stolz und Trotz, Tapferkeit und Ausdauer zeigt, eine Obergewalt über die anderen erhält, und damit ist ein Schlußstein für das Gewölbe gewonnen. Sodann ist die Blutrache vorhanden und diese lenkt auch der Wildeste schon deshalb nicht gern auf sich, weil von derselben auch seine Nachkommen betroffen werden. Das offenbarte Gesetz des Koran, wird, als nicht ausreichend für die Wüste, zwar offen mißachtet, dagegen sind aber seit uralter Zeit die Bräuche des Kadi el Arab in strenger Kraft und werden gewissenhaft beobachtet. Dieser „Richter der Araber“ ist gewöhnlich ein Greis mit scharfem Verstande, welcher die Genealogie der Familien und Stämme genau kennt, mit dem Herkommen vertraut ist und bei gutem Gedächtniß eine beredte Zunge hat.

Die Tapferkeit des Beduinen ist von eigener Art, und sehr unbestimmt, weil sie von Launen und Wallungen abhängt. Der Mensch ist von Natur ein Raubthier, welches durch die verwickelten Verhältnisse der Gesellschaft seine Erziehung erhält, aber unter Umständen bald wieder in die alten Gewohnheiten zurücksinkt. Habsucht und Blutgier keimen in der Wüste schnell auf, aber die Nichtswürdigkeiten der Civilisation sind unbekannt. Alle Wilden und Halbbarbaren zeigen sich mißtrauisch und vorsichtig, weil Gliedmaßen und Leben ihr werthvollster Besitz sind; dagegen hat der civilisirte Mensch hundert verschiedene Wünsche, Bedürfnisse, Hoffnungen und Ziele, ohne welche das Leben keinen Werth für ihn besitzen würde. Der Araber hat andere Begriffe von Bravheit und Tapferkeit als wir; das geht schon klar aus seinen Romanzen hervor, denen ein wahrhaft kriegerisches Volk keinen Geschmack abgewinnen könnte. Ein solches würde auch jenen Freibeutern keine

Bewunderung zollen, welche aus sicherm Versteck in die Karawanen hinein feuern. Auch sind die Kriege, welche die Araber untereinander führen, immer nur eine Reihenfolge von Scharmützeln, und fünfhundert Mann ziehen sich vor dem Feinde zurück, wenn sie ein Dutzend Leute verloren haben. In solchen Gefechten wird der Sieg oft durch den ersten Anprall entschieden und der Besiegte flieht in wilder Eile, bis es dunkel wird. Dann schreien und jammern die Weiber, die Männer schwören Eide, man hört wilde Poesie, Alles ist in Aufregung, und bald beginnt die Fehde abermals und diesmal wird wohl der Sieger in die Flucht geschlagen. Endlich soll Friede gemacht werden; beide Theile zählen ihre Todten gegen einander ab, und nur für den Ueberschuß wird der Blutpreis erlegt. Gewöhnlich währt aber die Fehde so lange, bis alle derselben müde werden; dann ruft man einen angesehenen Mann, zum Beispiel den Scherif von Mekka auf, welcher die Bedingungen des Friedensvertrags feststellt; aber dieser ist doch immer nur ein Waffenstillstand, der über kurz oder lang wieder aufhört. Vielleicht wird schon nach wenigen Monaten auf Veranlassung eines schiefen Blickes oder heftigen Wortes wieder das Schwert gezogen.

Die Schlachten der Beduinen wollen demnach nicht viel bedeuten, aber diese Männer sind nicht etwa feig, sondern blicken dem Tode kühn ins Antlitz und benehmen sich, wenn mächtiger Anreiz vorhanden ist, wie Helden. Auf den Kriegszügen und bei den Blutfehden gewöhnen sie sich an Gefahren; ihre Existenz ist zumeist mehr oder weniger ungewiß, sie sind häufig auf der Jagd, das harte Leben, Wind und Wetter kräftigen ihre Nerven; sie üben sich oft in den Waffen, sind kühne Reiter und gute Schützen. Unter Umständen kämpft der Beduine wie toll und blind. Als Mehemed Ali von Aegypten die vierzigtausend Krieger des Faysal, des Wahhabiten Saad Sohn, in der Schlacht von Bissel aufs Haupt schlug, lagen ganze Reihen aus dem Stamme der Beni Aser auf der Wahlstatt; sie hatten sich mit Stricken aneinander gebunden und so gekämpft. Aber unter gewöhnlichen Verhältnissen schont der Beduine vorsichtig sein Leben, wie der nordamerikanische Indianer auch.

Die Wildheit des Lebens der Beduinen wird durch einige Umstände gemildert. Sie verkehren vielfach mit Bürgern, welche oft in den schwarzen Zelten Besuche abstatten und den Beduinen ihre Kinder anvertrauen; sodann ist die Stellung der Frauen eine

eigenthümliche. Sie sind für das Leben der Beduinen immer von großer Bedeutung gewesen. In den ersten Zeiten des Islam soll, den Geschichtsbüchern zufolge, Arabien manche Heroinen gehabt haben. Und in unseren Tagen hat Ghaliyah, die Frau eines Wahhabihäuptlings, in manchem blutigen Kampfe gegen Mehemed Ali sich ausgezeichnet. Vor wenigen Jahren wurde Ibn Asm, gewöhnlich Ibn Rumi genannt, Häuptling des Stammes der Zobeid in der Gegend von Rabigh, von dem türkischen Feldherrn Kurdi Osman verrätherisch getödtet. Da beschloß seine Schwester, ein junges hübsches Mädchen, ihn zu rächen. Sie nahm Männertracht an und lauerte am Arafat-Tage mit brennender Lunte auf ihren Feind; aber der Türke kam nicht und das muthige Mädchen wurde verhaftet. Sie erwarb aber Ruhm weit und breit. Der Araber schwört einen großen Eid „bei der Ehre meiner Frauen."

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß eine Art von platonischer Zuneigung nicht fehlt; man bezeichnet sie als Usri, verzeihliche Liebe. Fahrende Ritterschaft finden wir bei den Arabern seit den ältesten Zeiten. Vor Mohammed zogen verliebte Beduinen Jahre lang umher, seufzten nach der Geliebten und verübten manche blutige That, um Sehnsucht und Schmerz zu lindern. Später warf das fahrende Ritterthum sich auf die Bekehrung der Heiden oder Christen zum Islam. Die Sage erzählt, daß der vierte Chalif weite Reisen gemacht habe, um Bedrängten beizustehen, Uebelthäter zu strafen, den Ungläubigen die Lehre zu bringen und vor allen Dingen die Frauen zu schützen. Die Hofleute des Chalifen El Motassim erzählten einst in Gegenwart des Herrschers von einer Frau aus dem Seyyidstamme, die von einem „griechischen Barbaren" aus Ammonia geraubt worden sei. Der Mann schlug sie einst; sie rief: „Hilf mir, o Motassim!" Höhnisch erwiderte der Grieche: „Warte, bis er auf seiner scheckigen Stute angeritten kommt!" Als der ritterliche Herrscher Solches vernahm, sprang er auf, versiegelte den mit Wein gefüllten Becher, welchen er eben in seiner Hand hielt, schwur hoch und theuer seine Ritterpflicht zu erfüllen, und trabte am andern Morgen gen Ammonia an der Spitze von siebenzig tausend Kriegern, die alle auf Schecken ritten. Er nahm die Stadt und zog ein unter dem Rufe: Lebbeyki, Lebbeyki! Hier bin ich auf Deinen Ruf! Dann schlug er dem Griechen den Kopf ab, befreiete eigenhändig die Frau, ließ sich den versiegelten Becher bringen, sprach: „Nun ist der Wein gut," und

trank ihn aus. — Der Beduine vertheidigt den Mann, welcher sich ihm anvertraut hat, gegen Jedermann, selbst gegen die eigenen Verwandten, mit Schwert oder Speer, erwartet aber auch von uns dasselbe. Wer ihn einen Lügner nennt, möge ja rasch seine Waffe in Bereitschaft halten. Wer im Streit mit einer überlegenen Zahl von Gegnern ist, ruft irgend einem bejahrten Manne zu: „Ich bin der Beschützte, Herr!" (Dakilah ya Scheykch!). Der Angerufene wird sich ganz gewiß seiner mit dem größten Nachdruck annehmen.

Die Sprache der Liebe, des Kriegs und jeder Aufregung wird oft poetisch, und so ist es auch bei den Beduinen. Die Reisenden beklagen, daß die wilden Männer nicht mehr singen, und sie haben recht, wenn sie dabei solche Dichter im Sinne haben, die Schriftsteller sind. Aber die ganze Ausdrucksweise des Arabers ist poetisch, obwohl sie oftmals unseren Begriffen von dichterischem Geschmack nicht entspricht; doch sie ist sehr witzig und phantasiereich, lebhaft und leidenschaftlich. Wer nicht in der Wüste gelebt hat, wird die Wirkung arabischer Poesie schwerlich begreifen. Abgesehen von dem Wortpomp und der Musik des Tones, liegt über den Ideen, welche der Araber ausdrückt, etwas Träumerisches, ein Schleier, der unendlich anziehend ist, den man aber nicht beschreiben kann. Jede Schilderung würde dem Gesange seine Verschwommenheit und Unbestimmtheit nehmen, die gerade das Wesentliche an ihm ist. Der arabische Dichter rückt vor das geistige Auge die großen verschwimmenden Umrisse eines Gemäldes, welche der Leser auszufüllen hat; zum Anhalt dienen ihm einige prächtige Striche und Punkte, die scharf hervortreten und gewissermaßen die Stimmung für das Ganze geben. Wir Europäer dagegen tippeln Alles bis in's Einzelne aus, geben Miniaturen in großem Maaßstabe und in so objectiver Weise, daß wir die Reflexion mehr erschöpfen als anregen. Der Araber ist ein Poet und Schöpfer und giebt Poesie, der Europäer nur versificirte Beschreibungen. Er bedient sich vieler und mannichfaltiger Synonymen und bringt so die feinsten Schattirungen des Gedankens hervor, er drückt sich kunstvoll aus und erzielt große Wirkungen durch den Ausdruck, der bald vollkommen klar und deutlich ist, bald dunkel und nur entfernt andeutend. Dazu kommt, daß die Sprache eine große Fülle von Reimen hat, welche dem Dichter eine große Auswahl für den gewünschten Ausdruck frei läßt.

Die Bezeichnung Haremi, Räuber, gilt unter den Beduinen des Hedschas noch heute für ehrenvoll. Ein Mann, der auf einem

Raub= oder Fehdezuge fällt, wird als ein Ghandur, ein Tapferer, bezeichnet; wer friedlich auf seinem Lager stirbt, ist Fätis, d. h. Aas. Die weinende Mutter wird dann vielleicht jammernd rufen: „O, hätte man meinem Sohne doch den Hals abgeschnitten!“ und andere alte Frauen werden ihr als Trost sagen, daß das Unglück durch Allah's Willen geschehen sei. Man sagt, daß bei den Lahabeh, einem Zweige des Stammes Auf in der Gegend von Rabigh, die Mädchen selbst eines Vetters Bewerbung zurückweisen, so lange er nicht aus der Pilgerkarawane und des Paschas Gefolge etwas geplündert hat und als Beute aufweisen kann. Die Sache ist auch nicht mehr so gefährlich, wie noch vor einem Vierteljahrhundert; damals hätte man den Räuber sicherlich gepfählt; jetzt kommt er wenigstens mit dem Leben davon, weil die Türken sich nicht gern Blutfehde zuziehen mögen. Sie entschuldigen ihre Schwäche damit, daß sie behaupten, der Sultan wolle mit den Räubern des heiligen Landes keinen Vernichtungskrieg beginnen. Der Beduine beobachtet beim Rauben und Plündern nicht selten eine gewisse Höflichkeit. „Zieh Dein Gewand aus, leg den Turban ab; meine Cousine bedarf dieser Sachen.“ Der Räuber fordert also seine Beute für das schöne Geschlecht, legt Gewand und Turban ab, und bietet seinerseits, um nicht minder höflich zu erscheinen, dem Beduinen eine Schale Kaffee und eine Pfeife Tabak dar. Er macht also gute Miene zum bösen Spiel, und erhält in diesem Falle das eine oder andere Stück freiwillig zurück, und schließt mit dem Räuber Freundschaft, der ihm vielleicht beim Abschied Alles wiedergiebt. Aber wer sich sperrt, wird bald die Lanzenspitze in seinem Rücken fühlen. Untereinander lassen die Beduinen sich nicht gutwillig ausplündern, und es gilt für einen großen Schimpf, sich eine Stute abnehmen zu lassen, ohne die äußerste Gegenwehr versucht zu haben; ein Mann von berühmter Familie weicht auch vor der Uebermacht nicht zurück und trotzt jeder Gefahr. Unter den seßhaften Arabern wird deshalb der Muth der Beduinen hoch gepriesen; sie erzählen von manchem tapfern Manne, der allein dreihundert Feinde in die Flucht geschlagen habe.

Die Blutrache, Thar, spielt bekanntlich bei den Beduinen eine große Rolle. Der Blutpreis beträgt achthundert Dollars oder eine verhältnißmäßige Menge Vieh. Die sämmtlichen Chamseh oder Aaman, die Blutsverwandten dessen, welcher getödtet hat, tragen zur Aufbringung des Sühngeldes bei, veranschlagen jedoch den

Werth eines jeden Stückes Vieh, welches sie stellen, drei- und vierfach höher, als der wirkliche Werth beträgt. Zwei Haupteigenschaften der Araber, Geiz und Rachsucht, treten bei solchen Gelegenheiten sehr stark hervor; der Bluträcher dürstet danach, dem Feinde den Hals abzuschneiden, aber er will auch nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich zu bereichern. Alle seine Leidenschaften sind heftig, insbesondere die Habgier. Er hat immer neue Pläne und Anschläge, um zu gewinnen, will ein neues Dromedar kaufen, sein Geld in einem berühmten Füllen anlegen, er ist unersättlich. Aber doch nimmt er den Blutpreis nicht ohne eine gewisse Beschämung, und wird derselbe einer alten Frau angeboten, so trifft es sich wohl, daß diese das Geld verächtlich abweist, ihr Messer ergreift und mit schriller Stimme bei Allah schwört, daß sie um Alles in der Welt ihres Sohnes Blut nicht essen wolle.

Für einen rechten Mann hält sich der Beduine nur, wenn er zu Pferde sitzt, die Lanze schwingt und auf einen Raubzug oder zur Fehde auszieht. Vergnügungen, welche den Krieg nachahmen, sind ihm die liebsten, schon die Spiele der Kinder beziehen sich darauf. Als man einem Beduinen für seine Kinder ägyptische Spielsachen anbot, entgegnete er: „Meine Kleinen spielen auf des Kameeles Rücken.“ Der Mann liebt Falkenjagd, Schießen, Reiten; mit dem Sakrfalken jagt er die Gazelle, bis sie matt ist; dann wird sie von Windspielen niedergerissen. Man hat mir viel davon erzählt, daß sie trefflich zielen, aber ich habe in dieser Beziehung nichts Ausgezeichnetes gesehen; sie legten lange Luntenflinten auf und schossen nach einem festen Ziele. Doppelläufige Gewehre sind unter ihnen nicht häufig; sie haben Flinten mit Lunten- und mit Feuerschloß, Pistolen, Wurfspeere, Lanzen, Schwerter und den Schambiyeh, Dolch; Schleuder und Bogen sind in Abgang gekommen. Die Gewehre stammen aus Aegypten, Syrien und der Türkei; der Beduine versteht sich auf Ausbesserung der Waffen, kann aber dergleichen nicht verfertigen. Gute alte Läufe von sieben Spannen Länge hält er sehr hoch, und sie erben in der Familie lange fort; der Werth eines solchen Stückes beträgt von zwei bis sechszig Dollars. Im Lande selbst ist Salpeter und ganz vortreffliche Holzkohle vorhanden, Schwefel kommt aus Aegypten und Indien, aber das Pulver, welches die Beduinen bereiten, ist doch nur schwach und grob. Sie verstehen Kugeln in Formen zu gießen, haben Wettschießen, bei welchen ein Schaf der Preis ist; bei festlichen Gelegenheiten wird

ein gekochter Hammelskopf als Ziel aufgesteckt. Gute Schützen rühmen sich, eine am Faden hängende Kugel treffen zu können. Seltsamerweise haben die Beduinen im Hedschas erst in neuerer Zeit gelernt, vom Pferde herab zu schießen, eine Kunst, die doch in Persien und der Berberey stets bekannt war. Auch Pistolen sind noch nicht lange bekannt und keineswegs häufig; die Stadtbewohner haben diese Waffe gern; sie ist aus Konstantinopel gekommen. Ein Paar guter Pistolen mit Steinschlössern wird in der Wüste mit dreißig Dollars bezahlt, also zehn Mal so theuer als in England. Die Speere, Kanat (Rohr), werden aus indischem Bambus verfertigt, sind zwölf Fuß lang, mit Eisen beschlagen und haben eine schmal zulaufende Spitze, unter welcher einige schwarze Straußfedern befestigt sind. Neben dem Misrak oder Wurfspeer, haben sie nach einen andern, Schalfah, aus Bambus oder Palmholz, dessen Spitze handbreit ist. Gute Schwerter werden im Hedschas nicht gemacht; die Ehelawiyeh und einige andere Stämme haben die Verfertigung von Klingen wohl versucht, aber nichts Tüchtiges zu Wege gebracht. Man bezieht die Klingen aus Persien, Indien und Aegypten. Aus Indien kommt auch der Schild, Darakah, namentlich aus Katsch; er ist angeblich von Nashornhaut und so viel nur immer möglich mit Messingbuckeln beschlagen, manchmal hat er auch Vergoldung. In entfernten Gegenden kommt auch noch das Panzerhemd, Diraa, vor. Der Dolch wird in Yemen und anderen Theilen Arabiens verfertigt, hat sehr verschiedene Gestalten und demgemäß auch verschiedene Benennungen. Während der Gadeymi in Yemen und Hadramaut beinahe einen Halbkreis bildet, ist jener bei den Beduinen im Hedschas nur wenig gekrümmt, hat eine schmal zulaufende Spitze, Griff und die mit Messing belegte Scheide sind von Holz. Der Dolch ist sehr lang, und es ist Brauch für den Mann, ihn stets zu tragen. Manche werden mit dreißig Dollars bezahlt.

Die Hedschasi-Beduinen haben kein Glücksspiel; sie bereiten kein gährendes Getränk aus der Dumpalme, was von Seiten der wilden Männer in Yemen allerdings geschieht. Ihre Musik ist mehr als einfach; das Hauptinstrument, die Tabl, oder Kesselpauke, ist entweder klein und diese wird bei festlichen Gelegenheiten benützt, oder sehr groß; die letztere ist von Kupfer, eine Art von Tamtam, mit Leder überzogen. Mit ihr macht man kriegerische Musik; sie wird mit den Händen geschlagen. Die Rubabah oder

Zither mit einer Saite ist „das eintönige aber liebliche Instrument der Wüste.“ Die Tänze sind ohne alle Anmuth.

Auf das Züchten und Abrichten des Viehes versteht der Hedschas-Beduine sich ganz ausgezeichnet. Den Sternenhimmel hat er gut beobachtet; er kennt manche Sternbilder bei Namen und sie dienen ihm auf seinen nächtlichen Wanderungen zu Leitern. Nichts übertrifft das Gedächtniß, welches der Wüstenbewohner für örtliche Verhältnisse hat, für die Kunst des Asar, den Pfad aufzufindeu und die Spur zu erkennen. Er versteht etwas von der Vieharzneikunst und ist auch Wundarzt Ein gebrochenes Glied verbindet er mit Bast oder Zeug; der Kranke muß Kameelmilch und flüssige Butter trinken, bis er wieder hergestellt ist. Schnittwunden werden ausgewaschen, mit Schießpulver bestreut und dann zugenährt; auf Schußwunden legt man rohes Kameelfleisch, und überläßt sie dann sich selbst. Bei Schlangen- und Skorpionenstich schneidet man die wunde Stelle mit einem Scheermesser aus, spricht einen Zauber und legt Knoblauch auf. Die Reichen besitzen Ringsteine, Fiß, die aus Indien kommen; dem Volksglauben zufolge ziehen sie das Gift heraus, wenn man sie auflegt und dabei eine gewisse Gebetformel hersagt. Manche haben auch Theriak aus El Irak, der weit und breit im Morgenlande für ein Gegengift gilt und innerlich wie äußerlich angewandt wird. Die ärmeren Klassen tragen den Zaa'l oder Hibas aus Yemen, zwei Stränge von schwarzer Schafwolle, welche unter dem Knie und über dem Fußknöchel getragen werden. Wer gebissen wird, zieht diese Stränge oberhalb der verletzten Stelle fest an und schneidet sie aus; sie wirken dann als Aderpressen. Der Beduine bedarf nur geringer medicinischer Kenntnisse. Er steht früh auf, ißt wenig und athmet Wüstenluft. Hauptsächlich gilt flüssige Butter für ein stärkendes Mittel; das Kay oder Aetzen wird selbst bei Rheumatismen angewandt, Blut auch aus Zehen und Fingern gelassen. Gegen Kopfgrind wendet man Fett und Schwefel an. Geschwüre kommen oft vor, nehmen aber nicht die gefährliche Gestalt des Helcoma yemense an; man brennt sie aus und thut Grünspan darauf. Syphilitische Uebel heilt man durch Oel- und Schwefelsalbe, schweißtreibende Mittel und Sandbäder. Der Kranke wird bis an den Hals eingegraben, bleibt den ganzen Tag über bei Sonnenschein im Sande und darf Abends ein klein wenig Nahrung zu sich nehmen. Dieses „Einpacken“ wird etwa einen Monat lang fortgesetzt, und bei Manchen

schlägt die Sache zum Guten aus; andere jedoch, namentlich Europäer, welche dieses Sandbad versuchten, zogen sich Fieber dadurch zu, an denen sie starben. Gegen weißen Staar wendet man geröstete und zerstoßene Maulthierzähne an. Zähne werden mit einer gewöhnlichen Zange ausgezogen; Würmer, welche der allgemeinen Meinung der Orientalen zufolge Kopfschmerz erzeugen, beseitigt man durch Räucherungen. Gegen Kälte und Ermattung nach großen Beschwerden, reibt man den Körper mit flüssiger Butter ein und setzt sich ans Feuer.

Von Mohammed und dessen Nachfolgern wurden nur die weniger wilden Beduinenstämme unterworfen; aber bis auf den heutigen Tag finden wir wenig oder gar keine „Religion" (den Islam) unter den wilden Leuten, jene an den Küsten und in der Nähe der Städte ausgenommen. Der Glaube des Beduinen kommt vom El Islam, dessen Stütze schwach ist. Gebräuche und Einrichtungen bei den Menschen, Beschaffenheit und Klima des Landes, und die Bedürfnisse sind gerade dieselben wie in alter Zeit; sie hingen schon daran, bevor noch ein Prophet von Mekka ausgegangen war, und werden bleiben, wie sie immer waren, wenn es längst keine Kaaba mehr giebt. Der Hedschasi schwört heidnische Eide, hat noch heidnische Namen; nur wenige sind moslemisch; doch kommt Mohammed häufig vor. Als Gottesurtheil haben sie noch das Belecken glühenden Eisens, den Salih oder das Ausbrennen, wodurch Männlichkeit und unerschrockenes Wesen bethätigt wird, und die Blutrache. Heidnisch ist auch, daß sie „Aas" essen, nämlich das Fleisch von Thieren, welche ohne Beobachtung der mohammedanischen Gebräuche geschlachtet worden sind.

Die Beduinen im Hedschas bezeichnen sich selbst als Schafeïten, aber von ihnen gilt doch auch, was man von ihren Stammgenossen im Westen sagt: „Wir beten nicht, weil wir das Wasser der Abwaschung trinken müssen; wir geben keine Almosen, sondern verlangen dergleichen; wir feiern den Ramadan nicht, weil wir das ganz Jahr hindurch fasten; wir gehen nicht auf die Pilgerwanderung, weil die ganze Welt Gottes Haus ist." Die Städtebewohner erzählen allerlei drollige Geschichten über die Unwissenheit der Beduinen in religiösen Dingen. Diese haben nicht, gleich den griechischen Klephthen oder italienischen Banditen, bei ihren Räubereien eine religiöse Beimischung; sie kennen nicht, gleich diesen,

Gelübde, bringen auch keine Opfer Ueberhaupt hat der Beduine nur wenige und sehr einfache Ceremonien, und diese nur bei Beschneidung, Hochzeit und Leichenbestattung. Es giebt zweierlei Arten der Beschneidung; Taharah, die gewöhnliche, wie bei den Muselmännern überhaupt, und Salih, eine arabische Erfindung, welche in die Zeiten des Heidenthums hinauf reicht, aber zur Zeit der Wahhabiherrschaft bei Todesstrafe verboten war; jetzt hat das Volk sie wieder eingeführt. Die Taharah wird vorgenommen, wenn der Knabe zwischen fünf und sechs Jahren alt ist; in einigen Gegenden aber zehn Jahr später. Bei dieser Gelegenheit geht es lustig her, etwa wie bei unseren Kindtaufen.

Weiber sind unter den Barbaren, wie bei uns hochcivilisirten Europäern, eine verkäufliche Waare und der junge Hedschasi nimmt eine Frau, sobald sein Vater den Kaufpreis für sie zahlt. Die Heirath findet ohne Prunk oder Feierlichkeiten statt, doch werden Schüsse abgefeuert, man tanzt, singt und verzehrt Hämmel. Der Kaufwerth der Frau beträgt insgemein dreißig spanische Thaler;*) bei einigen Stämmen wird er nicht baar, sondern mit Vieh bezahlt. Dann und wann raubt ein kecker Bursch sich ein Mädchen; hinterher folgt eine Ausgleichung. Scheidungen sind häufig und haben weiter keinen Uebelstand im Gefolge, wenn der Kaufpreis gezahlt wird. Die Todten begräbt man da, wo sie gestorben sind. Die Leiche wird abgewaschen, in Zeug gewickelt und von Männern zu Grabe getragen. Frauen und Heuler, die für Geld wehklagen, werden nicht geduldet. Man macht, gemäß dem muselmännischen Brauch, ein Loch, bedeckt die Leiche mit trockenem Holze und legt Steine auf und um den Grabhügel, um die Stelle zu bezeichnen und die Schakals abzuhalten. Diese Beduinen haben nicht etwa, wie die wilden Sindhis und Beludschen, Lieblingsbegräbnisse, Friedhöfe, wohin die Todten aus weiter Entfernung gebracht werden.

Der Reisende wird mit den Beduinen recht gut auskommen, nur muß er nicht viele Sachen von Werth bei sich tragen, starke Nerven haben, Entbehrungen und Anstrengungen ertragen können,

*) Der spanische Thaler wird im Hedschas, der Maria Theresiathaler in Yemen vorgezogen. Die spanische Regierung prägt keine Colonnaten mehr, Oesterreich prägt sie noch und leistet damit dem Handel in der Levante und in den Ländern am rothen Meere großen Vorschub. Dollars im Allgemeinen heißen Riyal Fransch.

etwas quacksalbern, gut reiten und schießen, Arabisch und Türkisch sprechen, mit den Bräuchen bekannt sein, vor allen Dingen aber nicht gegen Vorurtheile verstoßen. Gegen Erlegung einer kleinen Summe verschafft er sich einen Rafik, und ein solcher „Freund" bleibt ihm auch getreu. Nanu Malihin, „wir haben Salz mit einander gegessen," ist noch heute ein Freundschaftsband; bei einigen Stämmen muß freilich diese Bürgschaft alle vier und zwanzig Stunden erneuert werden, weil, wie sie sagen, „sonst das Salz nicht mehr in ihrem Magen ist." Man muß übrigens bei der Wahl eines Rafik vorsichtig sein, und nicht etwa einen solchen nehmen, der in mehrere Blutfehden verwickelt ist. Der Reisende mag getrost eine Uhr mit kupfernem Gehäuse und einen Taschenkompas tragen; im Koran kann er Papier und Bleistift verstecken. Es ist ihm nicht anzurathen, schöne und werthvolle Waffen zu tragen, weil diese den Beduinen in die Augen stechen und die Habgier mehr als selbst Gold reizen; andrerseits darf man aber nicht unbewaffnet bleiben. Vor den Augen der Leute darf man höchstens einen Taliman schreiben, nicht etwa zeichnen oder Bemerkungen aufs Papier werfen. Es ist nicht gut, Fragen zu stellen; man soll lieber der Unterhaltung eine solche Wendung geben, daß man doch erfährt, was man zu wissen wünscht. Das Fragen setzt Unkunde oder Neugier voraus; manche Beduinen nehmen es sogar übel, wenn man sich nach ihrem oder ihres Stammes Namen erkundigt. Mancher will unerkannt bleiben, Stämme machen sich durch Abzeichen an der Tracht, persönliches Auftreten, Ausdrucksweise und Betonung kenntlich und nehmen an, daß man die Unterscheidungszeichen kenne. Auf der Reise selbst bedarf man nur weniger Dollars, und gilt schon für respectabel, wenn man für die Häuptlinge einige Scheermesser oder Tarbuschs mit sich führt. Solche Geschenke sind sehr willkommen.

Die Regierung dieser Araber möchte ich als eine Autonomie bezeichnen. Der Stamm gehorcht einem Scheich nur, weil dessen Persönlichkeit ihm Achtung einflößt. Das Schwert ist der große Administrator des Gesetzes. Die gegenseitige Stellung unter den Beduinen ist von dreifacher Beschaffenheit; sie ist Achsab, Kiman oder Achwan. Aschab oder Gefährten sind alle, welche sich eidlich zu einem Schutz- und Trutzbündniß verschworen haben; sie heirathen unter sich und sind überhaupt eng mit einander verbunden. Kiman oder Feinde sind Stämme, welche mit einander in Blutfehde

liegen. Achwat oder Brüderschaft, Verbrüderung, bezeichnet das Band zwischen dem Fremden und dem Beduinen, der sich seit unvordenklichen Zeiten ein unentäußerliches Anrecht auf den Boden zuschreibt, welchen seine Vorväter mit ihren Heerden beweideten. Ein Nachbar, der sie überschreitet, verwickelt sich sofort in Krieg. Auf Gebietsvergrößerung ist es dabei nur selten abgesehen. Wenn von einer ganzen Sippe auch nur ein einziger Knabe übrig bliebe, so würde er nicht ermangeln, eines Tages Anspruch auf das Land zu machen, und dabei von allen Aschab, sämmtlichen Gefährten der Erschlagenen, Unterstützung erhalten. Wer eine geringe Summe zahlt, je nach Umständen wenige Groschen, höchstens ein Paar Thaler, sei es baar oder in allerlei Kleinigkeiten für Männer, Frauen und Kinder, theilt Brot und Salz mit dem Stamme; Mann und Roß werden Dachil, Beschützte, und Alle müssen ihm Bruderhülfe leisten. Aber ein Reisender oder Kaufmann kann sich darauf gefaßt machen, erschlagen zu werden, wenn er durch das Gebiet eines Stammes zieht, ohne El Achawah oder El Rifkah zu zahlen; er ist verloren, wenn er sich zur Wehre setzt, sobald man ihn ausplündert. Es ist nicht etwa schimpflich, diese Abgabe zu erlegen; vielmehr verstößt der, welcher sie weigert, gegen uraltes Herkommen. Der Rafik kommt in allen diesen morgenländischen Gegenden unter verschiedenen Benennungen vor; am Sinai als Ghafir, im östlichen Arabien als Rabia, bei dem Somalis als Abban, bei den Gallas als Mogasa. Man bezeichnet jene Abgabe wohl als Räubersold, sie verdient aber einen bessern Namen, denn eigentlich ist sie doch nur eine Durchgangsabgabe oder ein sogenanntes Octroi in der rohesten Gestalt. Die Ahl Beyt, oder Bewohner der schwarzen Zelte, erheben sie von den Ahl Heyt oder Leuten, welche hinter Mauern wohnen, also von den Insassen der Dörfer und Städte, welche kein Recht haben für Beduinen zu gelten. Auch Mischlingsaraber müssen sie erlegen, eben so Stämme, welche gleich dem Huteym und Chelawiyeh von gemeiner Abstammung sind, für Gesindel erachtet werden. Diese müssen die Abgabe sowohl in ihrer Heimath als auswärts zahlen, und unter diesen Verhältnissen erscheint sie dann als schimpflich. Die reinen Stämme, wie die Beni Harb, geben ihre Töchter solchen „Brüdern" nicht zu Frauen.

Die Beduinen also erheben diese Achawahtaxe, die Häuptlinge oder Sippen erhalten Pensionen von der ottomanischen Pforte. Im

Uebrigen besteht der Reichthum des Beduinen in seinen Schafen und Rindviehheerden, seinen Mutterpferden und Waffen. Einige Stämme besitzen eine große Anzahl von Pferden, andere sind wegen ihrer Kameele berühmt, wieder andere züchten vortreffliche Schafe, Esel und Windhunde. Dagegen haben die Ahamid nur sehr wenig Vieh; sie erwerben ihren Lebensunterhalt durch Plünderung oder Geschenke, welche sie von den Pilgern erpressen. Die Hauptbedürfnisse der Beduinen sind Schwefel, Blei, Kleider verschiedener Art, Zucker, Gewürze, Kaffee, Mais und Reis. Die Männer halten Waffen für den höchsten Schmuck; den Frauen behagen allerlei Putzsachen, namentlich allerlei Quincaillerien. Man bezahlt die Waaren mit Schafen (doch verkaufen einige Stämme dergleichen niemals), Rindvieh, flüssiger Butter, Milch, Wolle und Häuten. Aus diesen letzteren werden die Wasserschläuche verfertigt. Uebrigens sind Silberdollars in Menge vorhanden und der Tauschhandel ist also nicht unumgänglich nöthig.

Die arabische Tracht ist bei den wilderen Beduinenstämmen und den Scherifs sehr malerisch. Für den Kenner erscheint ein Hedschasi im Kaftan und Tarbusch als eine eben so lächerliche Gestalt, wie ein baskisches Mädchen in Kaschemir und Reifrock. Der Mann trägt seinen Saub (Tobe), ein blaues Kattunkleid, das vom Halse bis zu den Fußknöcheln reicht, mit anliegenden oder geöffneten Aermeln, vorne auf der Brust offen, nach unten hin so eng, daß man beim Laufen es mit der Hand aufnehmen oder in den Gürtel stopfen muß. Der Gürtel, Hawk, ist von Ledergeflecht und wird über den Hüften stark angezogen, damit er den Rücken stütze. Beinkleider und Futah, ein Schurz um die Hüften, wie man sie in den Städten trägt, gelten in der Wüste für weibisch. Bei kaltem Wetter nehmen die Häuptlinge einen Aba oder rockartigen Ueberwurf. Diese Kleidungsstücke werden im Nedschd und in den östlichen Gegenden verfertigt; sie sind weiß, schwarz, roth und braun gestreift, die besten von Kameelhaar und bis zu fünfzehn Dollars werth; die geringeren verfertigt man aus Schafwolle und sie kosten nur drei Dollars; aber beide erscheinen sehr wohlfeil, da sie jahrelang halten. Das Mahrähmeh oder Kopftuch kommt aus Syrien, das auch, nebst Nedschd, die Kufiyeh oder Taschentücher liefert. Die Ukal, Kopfbinden, welche man um das Tuch bindet, sind von sehr verschiedener Art; die Leute vom Stamme Bischr in der Gegend von Mekka machen eine Art Krone daraus, welche der Glorie um den Heiligen-

köpfen ähnelt; auch befestigen sie Holzstäbe daran, die mit Perlmutter verziert sind. Auch die Sandalen sind sehr mannichfaltig, einfach oder verziert, im Werthe von einem Piaster bis zu einem Dollar; die ganz Armen gehen barfuß. Ueber die linke Schulter wird ein Bandelier geworfen, ein Maschdal; es reicht bis zur rechten Hüfte hinab und trägt die messingene Patrontasche. Ein zweiter Kreuzriemen, El Masdar, ist mit Messingringen verziert und hängt an der linken Seite; an ihn ist ein Chariseh oder Kugelbeutel befestigt. Im Hisam endlich, dem Gürtelriemen, stecken der Dolch und noch einige Patronenbehälter. Nie erscheint der Beduine unbewaffnet.

Auch die Frauen kleiden sich in eine dunkelblaue Tobe, sie ist aber weiter und breiter als jene der Männer. Außerhalb des Zeltes bedecken sie den Kopf mit einem Yaschmak von schwarzem Zeuge oder einer mohnfarbigen Berka, welche dieselbe Gestalt hat wie in Aegypten. Beinkleider tragen sie nicht, Pantoffeln oder Sandalen nur selten. Das Haar wird in kleine Zöpfe, Medschdul, geflochten und sehr reichlich mit flüssiger Butter gesalbt. Die Reichen salben ihre Haut mit Oel, das nach Rosen und Zimmet duftet; das Haar schmücken sie mit El Scheyh, dem hübschesten Kraute der Wüste. Armringe, Ohr- und Nasenringe von Gold und von Silber fehlen eben so wenig als Halsbänder. Die Aermeren hängen Stränge von Silbermünzen um den Hals.

Der ächte Beduine ist ein sehr mäßiger Mensch; er kann ein halbes Jahr lang mit täglich zehn Unzen Speise sich erhalten; die Milch von einem einzigen Kameel, und eine Handvoll Datteln, die er trocken oder mit Butter geröstet verzehrt, reichen für sein Bedürfniß aus. Fette Leute und alle solche, die regelmäßig essen und einer starken Mahlzeit bedürfen, verachtet er; er schläft auf einer Matte, kennt weder Ueppigkeit noch Bequemlichkeit; drei Monate im Jahre friert es ihn, und neun Monate lang brennt die Sonne auf ihn herab. Gleich allen Wilden kann er Hunger vertragen, aber bei Gelegenheit überfüllt er sich auch. Unterwegs kann er sich den Genuß des Wassers nicht versagen und sticht in dieser Beziehung unvortheilhaft ab von den abgehärteten Wahhabis und den rauhen Bergbewohnern des Dschebel Schamar. Er ist noch heute, wie in den Tagen des Alterthums, ein Akridophage, er verzehrt Heuschrecken; diese zieht selbst der Stadtbewohner den Fasikh vor, welche in Aegypten unsere Heringe, Anschovis und Sardinen ersetzen. Einem

Volke, daß keine Ernte auf den Feldern stehen hat, ist eine solche Bescheerung willkommen. Man kocht die Heuschrecken in Salzwasser ab und trocknet sie dann fünf bis sechs Tage lang in der Sonne. Der Kopf wird abgerissen, der Magen herausgezogen, die Flügel und die stacheligen Theile des Beines werden entfernt, und dann ist das Gericht fertig; man ißt aber nie etwas Süßes dazu, pfeffert es vielmehr stark und genießt in Butter geröstete Zwiebeln dazu. Sehr beliebt ist das an der Sonne getrocknete Fleisch; man genießt dazu Quark, der mit Weizenmehl vermischt und zu Kugeln geformt wird, gerade so wie das Kurut in Sindh und das Kaschk in Persien; er wird an der Sonne getrocknet und ist haltbar. Diese Speisen sammt etwas Kaffee genügen auch auf Reisen oder Fehdezügen. Der Beduine kennt weder gegohrene noch abgezogene Getränke, obwohl: „Ichs ya'l Chammar!" (Pfui über den Trunkenbold!) eine häufig vorkommende Redensart ist. Einige Stämme, aber bei weitem nicht alle, rauchen Tabak. Er wächst im Lande und wird als Hedschasi oder Kasimiyeh bezeichnet, ist sehr stark, riecht schlecht und das Pfund kostet nur einen Piaster. Persischen Tabak lieben die Beduinen nicht, und Latakia können sie sich nicht verschaffen. Die Wahhabis verboten bekanntlich den Genuß des Tabaks ganz und gar.

Wir schließen hier einige Bemerkungen über die Beduinen der Sinaihalbinsel, namentlich jener im südlichen Theile derselben, an. Unter ihnen sind die Mosaineh (Muzaynah, M'zaynah), ein Ableger des großen Dschehaymehstammes, welcher die Wüsten bei Yambo bewohnt. Sie haben sich über den östlichen Theil der Halbinsel verbreitet und sind ganz offenbar von reinem Blute. Sie haben starke Brauen, schmales Gesicht, regelmäßige Züge und mäßig große Augen. Dagegen sind die übrigen Tawareh (Mehrzahl von Turi, das heißt ein Bewohner von Tor oder Sinai) ägyptischer Abkunft; diese haben das runde Gesicht, welches wir bei der Sphinx und noch jetzt bei den Kopten finden, und die Augen zeigen jene eigenthümliche Größe und Gestalt, sowie den Ausdruck, welchen die altägyptischen Maler so gut auszudrücken verstanden. Gerade darauf legt Burton großes Gewicht, weil er ein entschiedenes Kennzeichen der nilotischen Race bilde. Kein Reisender, der mit dem altägyptischen Auge bekannt ist, kann sich in dieser Beziehung täuschen; es ist lang, mandelförmig, tief gerändert und am äußern Winkel etwas nach oben hin gezogen. Man bemerkt es bei Mischlingen und auch

bei Familien, die aus dem Nillande stammen und sich im Hedschas niedergelassen haben. Die Turi-Beduinen sind demnach eine ägypto-arabische Mischlingsrace, der eigentliche „Hedschasi-Beduine“ dagegen von reinem syrischen oder mesopotamischem Geblüt.

Diese Tawarahstämme waren ihrer Wildheit und Raublust wegen früher ein Schrecken der Reisenden und Carsten Niebuhr hat ein sehr anschauliches Bild von ihnen entworfen. Noch vor einem halben Jahrhundert und als Mehemed Ali von Aegypten im Anfang seiner Macht war, wagte kein Statthalter von Suez an einen Turi Hand zu legen oder ihn peitschen zu lassen, wenn er auch innerhalb der Stadt selbst ein schweres Verbrechen begangen hatte. Gegenwärtig hat man aber diesen wilden Leuten das Schwert gleichsam aus den Händen gerissen; er darf nur unbewaffnet durch das Thor eingehen. Diese Tawarah haben übrigens viele Kennzeichen der eigentlichen Beduinen sich bewahrt.

Von einigen Beni Harb, welche Burton in der Wüste zwischen Yambo und Medina traf, entwirft er ein keineswegs anziehendes Bild. Sie verlangten Backschisch, was der Beduine von Schrot und Korn niemals thut; aber jene Leute, welche an der großen Pilgerstraße leben, sind, durch die stete Berührung mit fremden Reisenden, demoralisirt, habsüchtig, rachgierig und zanksüchtig geworden. Uebrigens sagt man, die Beni Harb hätten seit mindestens dreizehn Jahrhunderten ihr Blut rein erhalten. Jene, mit welchen Burton in Berührung kam, sahen armselig genug aus; sie waren von kleiner Gestalt, mager, verkümmert und hatten chocolatenbraune Hautfarbe, das buschige Haar hing in Zotteln um den Kopf, der Bart war struppig, das Auge hatte einen unheimlichen Ausdruck, die Stimme einen widerwärtigen Ton.

II.

Richard Burton's Reise

durch

das Land der Somali nach Härrär

in Ostafrika.

Vorbemerkung.

Das Land der Somali begreift im östlichen Afrika jenes weit vorspringende „Horn", welches sich im Süden des Meerbusens von Aden von der Bab el Mandeb bis einige Grade südlich vom Vorgebirge Guardafui erstreckt. In seinem obern Theile wird es vom Lande der Dankali und der Ittu-Gallas begrenzt, in der südlichen Region von jenem der Sawaheli, d. h. mohammedanischer Negervölker der Küstenregion; die Ostgrenze bildet das Meer, im Norden reicht es westlich bis in die Nähe von Härrär.

Diese weite Region ist immer noch wenig bekannt. Ein beträchtlicher Theil besteht aus Wüste, und die Volksmenge erscheint nicht sehr zahlreich; aber große Strecken sind ungemein fruchtbar und liefern werthvolle Artikel in den Handel. Die Häfen verschiffen Waaren aus den Ländern der Gurague, der Gallas und Abyssinier, und die Somali selbst bethätigen große Vorliebe für den Handel. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind barbarisch, aber das Volk selbst ist bis auf einen gewissen Grad bildungsfähig. In dieser Beziehung steht es in einem vortheilhaften Gegensatze zu seinen Stammverwandten, den Arabern in Yemen, denn diese sind unbezähmbar wie die Wölfe; sie wurden von Abyssiniern, Persern, Aegyptern und Türken erobert, haben aber stets ihren Geist der Unbändigkeit bewahrt und sich bei jeder günstigen Gelegenheit dem Joch entzogen. Auch die Engländer, obwohl seit

einem Vierteljahrhundert im Besitz von Aden, vermochten nicht, Einfluß auf die Araber im Süden der Halbinsel auszuüben.

Schon im Jahre 1849 wurde in London der Plan gefaßt, das Somaliland wissenschaftlich und in Rücksicht auf die Handelsverhältnisse näher erforschen zu lassen. Mehrere tüchtige, mit den orientalischen Verhältnissen bekannte und an das Klima gewöhnte Männer waren bereit, das gefährliche Unternehmen zu wagen, doch stellten sich der Ausführung manche unvorhergesehene Hindernisse entgegen. Da faßte Richard Burton den Entschluß, unverzagt an's Werk zu gehen. Er war im Herbst 1853 aus Arabien zurückgekommen und nach Bombay gegangen; jetzt gedachte er im Frühjahr 1854, von zwei Officieren begleitet, durch das Somaliland über Härrär und Genanah durch Ostafrika bis nach Zanzibar (Sansibar) zu wandern, die Umstände zwangen ihn aber, sich auf die Erforschung des Somalilandes zu beschränken. Zwei tüchtige Officiere, Lieutenant Stroyan, welcher früher die Küsten von Sindh und die Flüsse im Pendschab aufgenommen hatte, und Lieutenant J. H. Speke, der schon Thibet und den Himalaya kannte, schlossen sich ihm an. Im October 1854 erhielten sie in Aden die Genehmigung zur Reise von den Direktoren der ostindischen Compagnie. Zum Ausgangspunkte sollte der Hafenplatz Berbera dienen; von dort wollten sie nach Härrär und, wenn möglich, bis Zanzibar gehen.

Die Engländer in Aden erklärten das ganze Unternehmen für vermessen und tollkühn. Sie sprachen von dem wilden Wesen und den Drohungen der Somali's; wer in ihr Land dringen wolle, sei dem Tode verfallen; die in Aden ansässigen Somali's führten hochfahrende Reden und warnten. In Hinblick auf die mit großem Pomp und vielen Kosten unternommene Reise des Majors Harris nach Abyssinien im Jahre 1841, welche mit dreihundert Kameelen und fünfzig Maulthieren unternommen wurde und den Somali's manche Vortheile abgeworfen hatte, behaupteten sie, daß die Reise sehr kostspielig sein werde. Man müsse jedem Dorf und jedem Häuptling Geschenke machen und Thaler mit vollen Händen ausstreuen. Das machte den englischen Residenten in Aden bedenklich, und der Reiseplan mußte abgeändert werden. Lieutenant Herne sollte zur Zeit der großen Messe, welche alljährlich in Berbera abgehalten wird, dorthin gehen, mit den Somali's freundliche Beziehungen anknüpfen, und verkünden, daß der Beherr-

scher von Härrär Alles für seine Karawanen zu fürchten habe, wenn dem Engländer Burton in seinem Lande etwas zu Leide geschehe. Herne, mit welchem am 1. Januar 1855 Stroyan sich vereinigte, blieb vom November bis April an der afrikanischen Küste und sammelte werthvolle Nachrichten über den Handel, sowie über die Karawanenstraßen, und stellte auch meteorologische Beobachtungen an.

Speke sollte in Bender Guray landen, einem kleinen Hafen im Ars el Aman, im Lande der Sicherheit, wie die windwärts liegenden Somali ihr Land nennen. Sein Hauptziel war die Erforschung des berühmten Wady Nogal, seiner Wasserscheide, und überhaupt der geographischen Eigenthümlichkeiten. Auch sollte er Pferde und Kamele für die Expedition kaufen und jenen rothen Sand sammeln, welcher den Angaben der Afrikaner zufolge goldstaubhaltig ist. Speke brach am 23. November von Aden auf und kehrte nach etwa drei Monaten von dort zurück. Die Habgier und Verrätherei seines Führers hatten ihn verhindert, den Wady Nogal zu erreichen, doch war es ihm gelungen, über die Hügelkette, welche der Küste entlang zieht, hinauszukommen und allerlei werthvolle Nachrichten zu sammeln. Inzwischen hatte Burton seine Vorkehrungen zur Reise nach Härrär getroffen. Er nahm die Tracht eines arabischen Kaufmannes an, verließ Aden am 29. October 1854, erreichte die Hauptstadt des alten Hadiyehreichs am 3. Januar 1855 und war am 9. Februar wieder in Aden, wo er sich für eine zweite und längere Reise vorbereitete. Diese wurde jedoch gleich im Anfange auf klägliche Weise vereitelt.

In den nachfolgenden Kapiteln schildern wir seine Wanderung nach Härrär und seine Rückkehr. Die früheren Reisenden, welche Abyssinien besuchten, waren durch das Gebiet der Dankali und anderer nördlicher Stämme gezogen, das Land der Somali war noch eine Terra incognita, Härrär noch von keinem Europäer besucht worden. Burton drang bis zu der Hauptstadt eines einst mächtigen Volkes vor, die ein Sitz muselmännischer Gelahrtheit sein sollte. Man hatte viel gehört von dieser Metropole, welche Häuser und Mauern von Stein habe, eine eigenthümliche Bevölkerung, eine bisher unbekannte Sprache und eigene Münze besitze. Sie ist ein Stapelplatz für den Kaffeehandel, ein Hauptquartier der Sklaverei, die Heimath der Katpflanze, und zählt viele Baumwollenweber. Burton erreichte sein Ziel; leider konnte er keine

wissenschaftlichen Instrumente mitnehmen und mußte sich auf einen Taschencompas, eine Uhr und einen nicht einmal genauen Thermometer beschränken. Aber er hat den Weg für wissenschaftliche Beobachtungen gebahnt, und bald nach seiner Abreise von Hārrār schrieb der dortige Emir an den englischen Residenten in Aden, um sich einen „fränkischen Arzt" auszubitten. Zugleich bot er jedem Europäer, welcher das Land besuchen will, seinen Schutz an. So ist denn ein alter Bann gebrochen.

Erstes Kapitel.

Ueberfahrt von Aden nach Zeyla. — Aufenthalt in dieser Stadt und Ausflüge nach der Umgegend. — Das Volk der Somalis.

Viele Leute wissen wohl nicht, daß kaum einhundert und funfzig Stunden von Aden entfernt in Ostafrika ein Nebenstück zu dem weit und breit berühmten Timbuctu liegt. Es ist Härrär. Kühne Reisende, welche Abyssinien erforschten, Salt und Stuart, Krapf und Isenberg, Barker und Rochet und außerdem manche katholische Sendboten haben sich vergeblich bemüht, bis dahin vorzudringen. Ein fanatischer Herrscher und ein barbarisches Volk droheten jedem Ungläubigen, welcher das Land zu betreten wage, mit sicherm Tode. Sie haben eine alte Ueberlieferung, der zufolge alles Heil in ihrer Stadt davon abhängt, daß kein Nichtmohammedaner und insbesondere kein Christ, in dieselbe eindringe. Namentlich waren die Engländer dort verhaßt, weil sie dem Sklavenhandel Hindernisse in den Weg legen. Unter diesen Umständen galt Härrär den Europäern für unzugängig. Ich aber hatte die heiligen Stätten des Islam in Arabien besucht, war ein Hadschi, und wollte diese Eigenschaft benutzen, um nach Härrär zu gelangen.

Bei den Muselmännern gilt der sechste Tag des Monats Safar für besonders günstig zum Antritt einer Reise. Er fiel im Jahre 1854 auf den 28. October, aber ich war erst am folgenden Tage reisefertig. Ein Freund warf mir den Pantoffel des Glückes

nach, und um vier Uhr Nachmittags stach unser Schiff vom Bender (Hafen) Maala aus in See. Wir sprachen ein Gebet zu Ehren des Scheichs Medschid, welcher den Kompas erfunden hat, und waren Abends auf offenem Meere. Sogleich streiften meine Gefährten alle Spuren von Civilisation wie einen Rock ab. In Aden hatten sie das Haupt geschoren und trugen einen Turban; jetzt zogen sie die Kleider aus, bis auf einen Schurz um die Lenden, und standen in ihrer dunkeln Naturtracht da. Mohammed stopfte groben mit Asche vermischten Suratetabak in den Mund. Guled entblößte sein wolliges Haupt und rieb sich den ganzen Leib mit starkriechendem Hammeltalg ein; Ismaïl, der Raïs unserer Föyst*) Sahaleh, paffte Tabak aus einem Ziegenknochen. An Bord befanden sich ein und siebenzig Männer und Knaben. Ihr Nachtessen bestand aus Jowari (Holcus Sorghum) und Fett; sie verzehrten es gierig und in so widerwärtiger Weise, als wären sie Kaffern. Der Wind blies frisch, die Küste war nahe, wir breiteten unsere Matten aus und legten uns im Mondschein schlafen. Die Somali fürchten denselben nicht, weil sie weniger nervös sind als die Araber und Indier.

Meine Gefährten wußten wohl selbst nicht, weshalb sie so froh waren wieder unbehindert ihrem Brauch gemäß leben zu können. Jeder erhielt sofort einen Spitznamen und das Necken nahm kein Ende; man stimmte Liebes-, Kriegs- und Seegesänge an, und ein Isaknabe, der ganz und gar den gemeinen Gesichtsausdruck seiner Landsleute hatte, gab uns einen Regengesang zum Besten, der in der nassen Jahreszeit sehr beliebt ist. Das Alles war sehr unbefangen und ergötzlich, aber von so derber Art, daß eine Uebersetzung unstatthaft erscheint; auslassen dürfte man nichts, weil dadurch der ganze Charakter dieser Lieder verwischt würde. Sie wurden herzlich belacht, und auch an handgreiflichen Scherzen fehlte es nicht. Es war ein heiterer, lustiger Abend für diese Leute.

Ich will einige meiner Reisegefährten schildern. Da ist mein Geschäftsführer Mohammed Mahmud*), insgemein El Hammal,

---

*) Die halbverdeckten Schiffe in jenen Gegenden werden von älteren Reisenden Foyst und Buss genannt.

**) Der erste Name ist der Vorname, der zweite jener des Vaters; die Somali haben eben so wenig wie die Indier das Ben, Sohn, welches bei den Arabern in der Namenbezeichnung allgemein ist.

der Träger, genannt. Er ist seines Zeichens Hawildar oder Sergeant in der Polizeiwache zu Aden, ein stiernackiger, rundköpfiger Kerl mit rußschwarzer Haut, regelmäßigen Zügen und markiger Gestalt; die beiden letzteren Eigenschaften sind bei seinen Volksgenossen selten und sie vergleichen ihn deshalb mit einem Banianen, indischen Kaufmann. Schon in früher Jugend verlor er seine Aeltern, war, wie er sich ausdrückt, der Milch überdrüssig geworden, von seinem Stamme, den Habr Gerhadschis, fortgelaufen und als Kohlenknecht auf einen indischen Kriegsdampfer gegangen. Später war er Diener und Dolmetscher bei Reisenden geworden, hatte viele Länder und Städte, namentlich Aegypten und Calcutta besucht, und sich endlich bei der Polizei in Aden annehmen lassen. Lesen oder Schreiben kann er nicht, hat aber durch zwanzigjährige Erfahrung allerlei Nützliches gelernt, kann lange hintereinander sprechen und Gebete hersagen, obwohl er nie betet. Er besitzt ein ausgezeichnetes Talent der Nachahmung und ergötzt die Anderen, wenn er ägyptische Tänze nachahmt, oder die Heftigkeit der Araber, das ceremoniöse Wesen der Inder, das Schimpfen der Perser, die Lebhaftigkeit der Europäer oder die Unverschämtheit der Türken. Er hat einen erfinderischen Geist, versteht sich auf Schliche und Ränke, und könnte für einen gewandten Mann gelten, wenn er nicht einen für die Somalis sehr bezeichnenden Fehler hätte; er kann nämlich nichts verbergen, was in seinem Innern vorgeht; das Weiße im Auge, das Zusammenziehen der Stirn, das Auf- und Niedergehen der Nasenflügel und die zitternde Lippe sprechen immer zu deutlich.

Mein zweiter Diener, Guled, ist auch ein Polizeimann aus Aden, ein junger Mensch von guter Familie, denn er gehört zu den Ismaïl Arrah, welche im großen Stamme der Habr Gerhadschis die königliche Sippe bilden. Sein Vater war ein wohlhabender Mann, und seine Brüder, die in der Umgegend von Berbera sich aufhalten, sind reiche Beduinen. Guled entlief als achtjähriger Knabe und wurde Diener bei einem Butterhändler zu Mokka in Arabien. Von dort kam er nach Aden. Er ist hochgewachsen und sieht aus wie ein Gerippe. Dergleichen Gestalten findet man unter den Somalis häufig. Seine Schultern stehen mit den Ohren gleich, seine Hüften treten heraus wie bei einer Mumie, im Gesicht hat er nicht zwei Loth Fleisch und sieht aus wie ein abgehungerter Vogel. Wir nennen ihn den langen Guled und er antwortet mit

dem arabischen Sprüchwort: „Länge ist Ehre, selbst in den Wäldern.“ Uebrigens ist er sehr tapfer und stürzt sich ohne Bedenken in die Gefahr, aber da er schwach von Körper und nervös ist, so zittert seine Hand; er läßt dann die Zündhütchen fallen und ladet schlecht; auch kann er weder Hunger noch Durst oder Gefahren ertragen.

Der dritte ist Abdy Abokr*), gleichfalls vom Stamme der Habr Gerhadschis. Er hat allerlei oberflächliche Kenntnisse, steckt allen Unfugs voll, und wir nennen ihn deshalb den Mollah, Ende der Zeit. Er mag vierzig Jahre zählen, sieht aber älter aus, hat kleine, tiefliegende, verschmitzte Augen, die nahe bei einander stehen, eine gekrümmte Nase, dünnen Bart, ausgebauchte Stirn, weit von einander stehende Zähne (die bei den Somal sehr oft vorkommen) und eine dürftige Gestalt, an welcher der lange Rücken auffällt. Sein Gang ist katzenartig und er hat ein widerwärtiges Grinsen. Dieser würdige Mann kann nicht lesen, betet nie, weiß aber einige Kapitel aus dem Koran auswendig, spricht hörbar einen langen Ratib am Morgen und am Abend, und heißt deshalb der Widad oder Winkelprediger. Er hat eine sehr böse Zunge. Sein Vater war einst ein reicher Schiffsrheder, verlor aber seine Habe; die Söhne verließen ihn, und er sieht sich jetzt auf die Unterstützung Anderer angewiesen. Das Ende der Zeit hat auf weiten Reisen viel Geld verthan, er ist von Härrär bis nach Catsch in Indien gekommen und hat überall, wo er war, eine Nichtswürdigkeit verübt. Uebrigens ist er ein unterhaltender Gesellschafter und thut sich etwas darauf zu Gute, daß er viele Stellen aus Dichtern in sein Gespräch verweben kann, also, nach morgenländischer Anschauung, ein höflicher und gebildeter Mann ist. Haben wir Eile, so sagt er: „Geduld stammt vom Himmel, Hast kommt aus der Hölle.“ Fällt ein hartes Wort, dann spricht er: „Wunden, welche von Blei oder Stahl herrühren, kann man heilen, aber Wunden, welche die Zunge schlägt, heilen nie.“ Wenn mir ein Reiskorn im Barte hängt, wird er lächelnd sagen: „Die Gazelle ist im Garten;“ worauf ich ihm antworte: „ich werde mit den Fünfen (nämlich den Fingern)

*) Abdy ist eine Abkürzung von Abdullah, wie Abokr von Abubekr; „Ende der Zeit“ ist eine Anspielung auf eine Verkündung, derzufolge die moslemitische Priesterschaft beim Herannahen des Endes der Welt in arge Verderbniß versinken werde.

Jagd auf sie machen.“ Ich wollte eigentlich diesen Abdy Abokr gar nicht als Diener annehmen, aber der Gouverneur von Zeyla versicherte mich, daß ich ihn wie einen Sohn betrachten könne; auch eigne er sich vortrefflich dazu, im Nothfall Botschaften, dergleichen man nicht schriftlich geben will, an einflußreiche Häuptlinge zu besorgen. Ich fand in ihm nur einen vortrefflichen Hanswurst, der mir die Tabakspfeifen stopfte und ausklopfte; er schwatzte viel und that wenig, war ein durchtriebener Ränkeschmied, habsüchtig und hatte ein über alle Begriffe loses und giftiges Maul.

Die Sonne ging heiß auf. Ich sah die beiden Berge, welche den Eingang zum „Thore unter den Pleiaden“ bewachen. Sie sind Dschebel Mayyum in Afrika, Dschebel Zubah oder Muayyia in Arabien; das ist der Eingang zum rothen Meer. Bald kam auch Barr el Adschem, das Land der Barbaren, in Sicht. So bezeichnen die Somal ihr Land*). Ich gewahrte einen niedrigen glänzenden Streifen gelben Sandes; er war öde und dampfte Hitze aus. Diese Gegend gehört den Isa und ist solcher Bewohner würdig; sie bildet das Land Adel. Um Mittag erblickten wir Ras el Bir, das Vorgebirge der Brunnen. In diesem Kap läuft die steile Tadschurrakette aus, und unter diesem Gebirgszuge liegen die ruhigen Gewässer des „Jungfern-See“ Bahr el Banatin, der Bay von Tadschurra. Wir hatten ein leinenes Dach übergespannt, rauchten Tabak, und unterhielten uns, denn die Luft war nicht heißer als während des Sommers auf der See bei England. Einige vom Schiffsvolk wollten beten, aber die Niederwerfungen sind auf einem Schiffe keine leichte Sache und, wie

*) Adschem bedeutet im Allgemeinen alle Völker, die keine Araber sind; in Aegypten und Centralasien bezieht sich aber dieser Ausdruck jetzt nur noch auf die Perser. Im Westen des rothen Meeres bezeichnet er allemal das Somaliland. Bruce leitet daher den griechischen und lateinischen Namen Azamia und de Sacy das Wort Ajan, womit auf den Karten die inneren Gegenden des ostafrikanischen Hornes bezeichnet sind. So wird in Afrika das Wort El Scham, welches eigentlich Damaskus und Syrien bezeichnet, auf das Hedschas angewandt. Adel hat nach Krapf seinen Namen von den Ad Ali, einem Stamme der Afar oder Danakil, der, nach arabischer Synekdoche, irrig auf das ganze Volk übertragen worden. Johnston leitet ihn richtiger von Adule ab, einer Stadt, die schon zur Zeit des Ptolemäus Euergetes (247 bis 222 v. Chr.) ihre eigene Dynastie hatte und sich eines Eroberers rühmte, der die Troglodyten, Sabäer und andere Völker bezwungen habe, auch bis an die Grenze Aegyptens vorgedrungen sei.

Omar gesagt hat, der Islam ist eigentlich nicht für seefahrende Völker geschaffen. Endlich verschwand die gewaltige rothe Sonnenscheibe hinter den dunkelblauen Felsen von Tadschurra; wir legten uns schlafen und wurden von einem kühlen Winde gefächelt. Am Morgen des 31. October steuerten wir in die Bucht von Zeyla, welche bei den dortigen Schiffern für sehr gefährlich gilt, und kamen an der niedrigen Insel Mascha vorüber, welche zur „Stadt der Sklavenhändler," nämlich Tadschurra gehört. Zur Linken lagen zwei Sandinseln, Aybat und Saatel Dik, wo viele Seemöwen nisten. Zur Zeit des Charif, der heißen Jahreszeit, holt man von dort viele Eier, die für einen Leckerbissen gelten. Um Mittag lag Zeyla vor uns, so recht ein afrikanischer Normalhafen, auf einem Streifen schwefelgelben Sandes unter dunkelblauem Himmel und einem indigoblauen Vordergrunde. In Folge der Strahlenbrechung erschienen die Häuser sehr hoch; auf mich machten die weiß angestrichenen Wohnungen und Minarets einen recht angenehmen Eindruck. Wir wanden uns langsam und bedächtig durch die verwickelten Korallenriffe des Hafens, und bald kam uns eine kleine Barke entgegen, von der wir unangenehme Nachrichten bekamen. Die Freundschaft zwischen dem Emir von Härrär und dem Gouverneur von Zeyla war in Feindschaft umgeschlagen und die Straße durch das Land der Isa-Somali nicht zu passiren. Die Ursache dieser Feindseligkeiten war erzafrikanisch. Die aus Abyssinien nach Tadschurra gehenden Sklavenkarawanen werden herkömmlich von den Rer Guleni geleitet; diese sind eine Sippe des großen Isastammes und monopolisiren den Durchzug durch ihr Gebiet. Nun hatten aber die Isa insgesammt den Anspruch erhoben, die aus jenem Wegemonopol den Rer Guleni erwachsenden Vortheile mit diesen zu theilen und eine abschlägliche Antwort erhalten. Im August 1854 schaarten die Isa sich zusammen und verlegten den Weg. Eine große Karawane kam in zwei Abtheilungen, in deren jeder sich etwa dreihundert Sklaven befanden. Die Isa griffen die erstere an, führten die weiblichen Sklaven ab, verkauften sie das Stück für zehn Dollars, und verstümmelten etwa einhundert Knaben auf abscheuliche Weise. Seitdem war die Straße nach Tadschurra völlig versperrt. Die Rer Guleni ihrerseits ermordeten einen friedlichen Reisenden, Masud, weil Inna Handan, dessen Abban oder Beschützer, zu denen gehörte, von welchen jene, durch die Rer Guleni geleitete Karawane angegriffen worden war.

Digitized by Google

Sie stießen ihn von hinten nieder, ohne daß er sich vertheidigen konnte. Dieser Masud war ein Lieblingssklave und Adoptivsohn des Gouverneurs von Zeyla, Scharmarkay. Das war die mir unwillkommene Nachricht und die zweite war eben so unerfreulich. Der Emir von Härrär hatte alle Fremden aus seiner Stadt vertrieben, in welcher die Blattern mit solcher Heftigkeit wütheten, daß die umwohnenden Gallabauern Niemand ein- oder auslassen wollten. Das Alles war freilich sehr unangenehm, indessen blieb ich doch bei dem einmal gefaßten Entschlusse.

Nur Kähne können bis dicht an die Stadt hinanfahren. Unser gutes Schiff, der Sahalat, rannte einige Male gegen Korallenfelsen und warf dann Anker. Ich kleidete mich rasch an, stieg mit dem nothwendigsten Gepäck in einen Nachen und landete beim Stadtthore. Dort hingen meine Gefährten reine Toben um die Schultern, steckten einen Dolch in den Gürtel, nahmen den Schild an die linke, und einen Wurfspeer nebst Lanze in die rechte Hand. Ein wachtstehender schwarzer Soldat rief uns an, und geleitete uns zum Gouverneur durch die staubigen Wege (denn Straßen kann ich sie nicht nennen) einer alten arabischen Stadt. Die Menge gaffte uns an, der Weg war weit, aber endlich gelangten wir doch an das Haus, schoben die vor der Thür hängende Matte bei Seite und traten ein.

Scharmarkay war mir schon von Aden her bekannt. Die dortigen Behörden hatten ihm dringend eingeschärft, für meine Sicherheit Sorge zu tragen. Da ich aber als mohammedanischer Kaufmann in Zeyla erschien, so durften wir einander nicht kennen, und mein Ceremonienmeister, der Hammal, führte mich ein. Der Gouverneur hielt sich in einem Arisch, einer Art Hütte auf, die er seinen zweistöckigen Häusern vorzog, trotzdem sie feucht und unbequem war. An den Rohrwänden entlang lagen Matratzen; Zierrath fehlte, ausgenommen einige Waffen und ein Rosenkranz. Mir wurde der Ehrensitz angewiesen; zu meiner Rechten saßen der Gouverneur und der Hammal; den niedrigern Sitz nahm Mohammed, Scharmarkays Sohn und Erbe, ein. Allen übrigen wurden Stühle angewiesen. Die Zusammenkunft war sehr langweilig, weil man weder Pfeifen noch Kaffee reicht, und der Orient nichts hat, was sie ersetzen könnte. Zeyla hat nicht ein einziges Kaffeehaus. Die ansässigen Somali machen sich aus dem Kaffee nichts, und die Beduinen verschmähen ihn gleichfalls. Sie sagen: „Haben wir uns

einmal an ihn gewöhnt, so möchten wir ihn immer haben, und woher sollen wir ihn bekommen?" Die abyssinischen Christen verschmähen nebst dem Kaffee auch den Tabak, um sich dadurch von den Muselmännern zu unterscheiden. Die Gallas dagegen essen den Kaffee; sie vermischen die gepulverte Bohne mit Butter, und ein Klumpen von der Größe einer Billardkugel reicht zu einer Mahlzeit hin.

El Hadschi Scharmarkay ben Ali Saleh, Gouverneur von Zeyla, ist ein merkwürdiger Mann. Er stammt, wie er behauptet, in gerader Linie und im sechszehnten Grade von Ischak el Asremi ab, dem heutigen Urvater der großen Stämme Gerhadschi und Awal; aber seine Feinde wollen ihm einen so edlen Ursprung nicht zuerkennen, sondern sagen, sein Großvater Saleh sei ein Sklav aus Abyssinien gewesen. Dafür spricht allerdings seine verhältnißmäßig helle Hautfarbe. Ursprünglich war Scharmarkay (der Name war somali und bedeutet einen, der nichts Böses sieht) ein Nakoda, Schiffcapitän, und wurde später, vorzugsweise in Folge britischen Einflusses, Häuptling eines Stammes. Er hat im Jahre 1825 englischen Seefahrern das Leben gerettet und dabei eine Wunde am linken Arme erhalten. Dafür erhielt er ein schriftliches Zeugniß, wurde in Bombay mit Auszeichnung behandelt und vor etwa funfzehn Jahren zum Statthalter von Zeyla und der Umgegend ernannt. Sein Vorgesetzter ist der türkische Pascha von Westarabien. Er war in seinen jungen Jahren ein tapferer Krieger, der nicht mit zwei, sondern mit vier Speeren ins Gefecht ging, und man kannte die Wunden welche sein Schwert hieb. Er ist nun etwa sechszig Jahre alt, über sechs Fuß hoch, knochig und mager; aber diese Magerkeit verbirgt er unter weiten Gewändern. Er scheert, wie es bei den Angehörigen der Schafeïsekte üblich ist, Oberlippe und Kopf, und läßt nur an beiden Seiten des Kinnes einige Haarbüschel wachsen. Ein Auge ist ihm verloren gegangen; er trägt sich Arabisch und führt ein breites Schwert mit silberausgelegtem Griff. Er ist noch immer ein kräftiger Mann, denkt stets daran, Härrär und Berbera zu erobern, Gebieter der Küste zu werden und seine Gewalt bis Abyssinien auszudehnen. Aber diese hochfahrenden Pläne wurden zu Schanden. Im Juli 1855 setzte der türkische Pascha von Hodeida ihn ab, weil er einen Karawanenweg nicht geöffnet, oder wie Andere behaupten, eine Dankalikarawane geplündert habe. In Folge englischer Vermittelung kam er

mit einer Strafe von dreitausend Dollars ab und durfte sich nach Aden zurückziehen.

Ich will hier eine Beschreibung von Zeyla (Zeïla, Selah, Zelah) geben. Die Somalis nennen diese Stadt Audal (Adel) oder Aucal. Sie mag zwischen drei- und viertausend Einwohner zählen, hat ungefähr ein Dutzend große steinerne Häuser, die weiß angetüncht sind, nebst einigen hundert Arisch, Hütten, und liegt auf einer niedrigen Sandbank, die bei hoher Fluth beinahe zu einer Insel wird. Einen Hafen hat Zeyla nicht; ein Schiff von 250 Tonnen Trächtigkeit muß eine englische Meile vom Landungsplatze vor Anker gehen, ist aber auf dieser offenen Rhede dem gefährlichen Nordwind ausgesetzt; bei West- und Südstürmen kann kein Fahrzeug auf diese Rhede gelangen. Die Ebbe legt allemal eine weite Strecke Landes bloß; nach Sonnenuntergang ist die Einfahrt zur Rhede, der Korallenriffe wegen, äußerst gefährlich, und das Gehen auf dem Korallenboden doppelt lästig. Diese einst berühmte Stadt bildet ein längliches Viereck von Osten nach Westen; die Mauern haben weder Schießscharten noch Kanonen, bestehen aus Korallenfels und Schlamm, und sind an manchen Stellen verfallen. Von den fünf Thoren geht das nördliche auf die See hinaus, vor dem südlichen lagern die Beduinen. Die sechs Moscheen bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Das Klima ist weniger heiß als das von Aden, die Lage offener und deshalb nicht so ungesund. Zeyla beherrscht den benachbarten Hafenplatz Tadschurra, ist durch seine Lage der nördliche Hafen für Aussa, die alte Hauptstadt von Adel, für Härrär und für das südliche Abyssinien. Doch hat sich in Folge vieler Fehden unter den Häuptlingen der Haupthandel nach Berbera gezogen. Aber noch immer gehen von Zeyla Karawanen nach Norden hin zu dem Dankali und nach Süd-Westen, durch das Gebiet der Isa und Gudabirsi bis Efat und Gurague. Auch aus Abyssinien kommen Kafilas, und viele Beduinenstämme besuchen Zeyla, dessen Ausfuhren sehr werthvoll sind. Sie bestehen hauptsächlich in Elfenbein, Sklaven, Häuten, Honig, Antilopenhörnern, flüssiger Butter und Gummi; die Küste liefert Schwämme, Korallen und kleine Perlen, welche von arabischen Tauchern während der guten Jahreszeit gefischt werden. Ich sah im Hafen, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, etwa zwanzig größere und kleinere Schiffe der Eingeborenen liegen; die Hälfte derselben gehörte dem Gouverneur. Sie fahren nach Berbera, Arabien und dem westlichen Indien und

haben radschputische, also indische Steuerleute, am Bord. Lebensmittel sind wohlfeil; man genießt vorzugsweise Schöpsenfleisch; ein großes Schaf kostet einen Dollar; auch Fleisch von Kameelen, Ochsen und im Winter von Ziegen, ist in Menge vorhanden, Fisch dagegen selten und Geflügel wird nicht viel genossen. Hauptgetreide ist Holcus sorghum, neben demselben Reis und Weizen. Während der heißen Jahreszeit hat man keine Milch, aber nach der Regenzeit um so mehr; die Beduinen bringen sie dann in Schläuchen. Ansässiger Bewohner mag Zeyla etwa funfzehn hundert haben; sie sind ein vergleichsweise hübscher Schlag, und leiden nur wenig an Fiebern und Augenkrankheiten. Wasser ist spärlich vorhanden, der Hissi oder süße Brunnen liegt zwei Stunden weit von der Stadt; das Wasser in dieser selbst ist bitter und nicht zu trinken. Deshalb hält man in Zeyla weder Pferde noch Maulthiere; ich habe nicht einmal einen Hund gesehen.

Durch dieses Zeyla führte mich nach der Audienz der Gouverneur Scharmarkay, um mir eines seiner Häuser zu zeigen, das aus Lehm und Korallen gebaut und sorgfältig angetüncht war. Das Erdgeschoß dient zum Waarenlager; eine Treppe führt zu einem Saal hinauf, in welchem ich keinen Hausrath fand; der Boden bestand aus hartgeschlagenem Thon, die kleinen Fenster hatten Läden. Dieser Saal war voll von „Abendfliegern“, Fidmer, denn so heißen bei den Somal die Fledermäuse, die man ungestört läßt, weil sie erbitterte Feinde der Landplagen, nämlich der Fliegen und Mücken sind. Neben dem Saale befinden sich drei kleinere Zimmer, oben ist ein plattes Dach zum Schlafen für solche, die weder Thau noch Landwind fürchten. Für mich war ein Gemach hergerichtet worden; ich fand Matten auf dem Boden, Kissen an den Wänden, einen Kursi, mit Wolle gestopftes Kissen, mit persischer Seide überzogen und kleinere Pfühle. Der Hadschi wies mich mit großer Feierlichkeit ein und setzte sich auf den Diwan, während ich einen höhern Platz einnehmen mußte. Nachdem er für mich ein Abendessen befohlen, nahm er Abschied.

Die mir wohlbekannten Töne des Islam drangen in mein Ohr; ich vernahm den melodischen Gesang des Muezzin, mit dem kein Abendgeläut an Feierlichkeit und Schönheit den Vergleich aushält; das laut gesprochene Abendgebet, Amin und Allaho Akbar, ergreift tiefer als die Orgel. Statt des Kanonenschusses der Pilgerkarawane vernahm ich um sieben Uhr Abends den Schall einer

Kesselpauke, der drei Stunden später noch einmal ertönte. Er warnte Familienväter, Diebe und Verliebte, das Haus zu suchen, denn wer später auf der Straße angetroffen wird, entgeht der Bastonnade nicht. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde in meiner Nachbarschaft gesungen und getanzt, denn man feierte eine Hochzeit. Ich sah einzelne verhüllte Gestalten vorüber schleichen, beobachtete Alles von meinem Fenster aus und schlief dann ein.

Sechs und zwanzig Tage verweilte ich in Zeyla, und sie alle verstrichen mir im Allgemeinen sehr einförmig. Ich entwarf den Reiseplan, suchte nach guten Führern, kaufte Kameele und Maulthiere und traf überhaupt die nöthigen Vorkehrungen. Sobald der Tag grauete, stand ich auf, und schöpfte freie Luft auf dem Dache, wo die Andacht verrichtet wurde; nebenher beobachtete ich, was unsere Nachbarn trieben. Es gab allerlei zu sehen, und zwei Schwestern von verschiedenen Müttern erregten ganz besonders meine Aufmerksamkeit. Die Tochter einer indischen Frau ist eine junge lebhafte Person. Sie hat eine chocoladenbraune Haut, langes Haar und ein Papageiengesicht. Dieses sehr ovale Profil mit zurücktretendem Kinn und Vorderkopf fällt im östlichen Afrika sehr auf. Diese Schöne wurde von den Stutzern in Zeyla höchlich bewundert. Sie kokettirte sehr stark, wenn sie sich beobachtet wußte, kämmte ihr schönes Haar, tanzte, sang und versetzte gelegentlich den Sklavinnen einen Klaps. Als wir ernsten Leute sie sahen, erinnerten wir uns der im Morgenlande wohlbekannten Verse des Dichters: „Ohne Gerechtigkeit ist der König eine Wolke ohne Regen; ohne Güte ist ein Weiser ein Feld, das keine Früchte giebt; ohne gute Aufführung ist ein Jüngling wie ein Pferd ohne Zaum; ohne Verstand ist ein Greis ein Fluß ohne Wasser; ohne Bescheidenheit ist eine Frau wie Brot ohne Salz."

Die andere Schwester ist verheirathet und von abyssinischer Abkunft. Das sieht man schon an ihrer Haut, die nicht viel dunkler wie bei einer Zigeunerin ist, an der langen, hellblauen Kopfbinde und ihrem hellfarbigen, befranzten Kleide. Sie hat ihr Gesicht tättowirt; ein bläulicher Strich geht vom Stirnhaar bis zur Nasenspitze, zwischen den Augenbrauen ist eine Verzierung wie eine Lilie; an den Mundwinkeln und auf den Wangen sind gleichfalls Schmuckzeichen angebracht. Sie verbringt die Zeit damit, daß sie die Sklavinnen beaufsichtigt und Matten webt. Die Verfertigung der letzteren ist in Ostafrika eine Hauptbeschäftigung. Den

Stoff liefert meistentheils ein Palmbaum, gewöhnlich die Faser der Dumpalme, doch benützt man auch andere Pflanzen. Die Matten sind an Gestalt und Farbe sehr verschieden; man färbt sie gewöhnlich roth, schwarz und gelb; Krapp und Alaun werden aus Tadschurra bezogen. Mit dieser Frau wurde ich bald so bekannt, daß wir einander grüßten; leider muß ich gestehen, daß man meiner liebenswürdigen Nachbarin üble Nachrede nicht ersparte. War man doch dahinter gekommen, daß sie einige Male Leuten Zeichen mit den Fingern gemacht hatte, was verdächtig erschien, denn wenn eine sittsame Frau der andern etwas mittheilen will, bedient sie sich ihrer Stimme.

Nach sechs Uhr gingen wir hinab, um das Frühstück einzunehmen. Es bestand gewöhnlich aus Schöpsenbraten und Durrahkuchen. Man bindet mir eine Serviette unter das Kinn und ich muß aus Leibeskräften essen, wenn ich nicht getadelt werden soll. Wer zum Besuch kommt, wird zum Mitessen geladen. Mein Appetit in Afrika ist sehr stark; ich esse in Zeyla sechsmal so viel wie in Aden, wahrscheinlich weil ich hier süßes Wasser habe, nicht das bittere Naß wie dort im „Auge Yemen's.“ Wir beschließen das Frühstück mit Kaffee, rauchen dann Tabak und schlafen noch einmal. Nachher nehme ich irgend ein auf Religion bezügliches arabisches Buch zur Hand und bin auf jeden Besuch vorbereitet. Bald kommen auch Dutzende zu mir, denn es scheint, als ob in Zeyla Niemand etwas zu thun habe. Sie lassen die Pantoffeln vor der Thür stehen, stellen ihre Speere, mit der Spitze nach oben, in die Ecke, und legen die Schwerter zu ihren Füßen; zwei Schwerter trägt Jeder, der respectabel ist. Ihre Tracht ist die Toba, jenes Kleidungsstück, das von Zeyla bis Bornu in Afrika ganz allgemein getragen wird; in Abyssinien nennt man es Quarry. Im Somalilande besteht dasselbe aus einem acht Ellen langen Stück Baumwolle, und zwei Breiten desselben werden zusammengenäht. Man trägt die Toba, gleich dem schottischen Plaid, auf sehr verschiedene Art; manchmal läßt man den rechten Arm bloß, bei kaltem Wetter hüllt man den ganzen Leib ein, bei heißem läßt man die Toba unter dem Gürtel herabfallen. Gewöhnlich wird sie über die linke Schulter nach hinten übergeworfen, vorne über die Brust gezogen, und um den Körper derart gewickelt, daß die mit rothen oder gelben Seidenfranzen verzierten Enden auf die linke Schulter zu liegen kommen. Die Frauen tragen ihre Toba anders; sie

knüpfen die Enden meist über der rechten Schulter zusammen und schlingen sie um den Gürtel; hinten hängt ein Stück, das wie eine Kapuze über den Kopf geworfen werden kann. Die Toba der Somalin steht schön, ist aber nicht gerade sittsam, weshalb denn auch in den arabischen Städten manche Frauen die arabische Tracht vorziehen, nämlich einen kurzärmeligen Rock, der bis an die Kniee hinabreicht, und ein Unterkleid, das am Leibe liegt. Das Wort Toba bedeutet im Arabischen ein Kleid überhaupt; die Somal nennen es Maro, und eine halbe Toba Schukka.

Wer zum Besuch eintritt, schüttelt mir die Hand; es wurde getadelt, daß ich einmal nur die Finger darreichte; ein Niederer, der recht höflich sein will, umwickelt vorher seine Hand mit Zeug. Von dem sogenannten feinen Benehmen der Europäer wissen alle diese Leute nicht das Mindeste; leere Höflichkeit heißt bei ihnen Mädchenwerk; sie wollen nur einfach und geradezu sein; das ist aber auch eine Maske, hinter der die wilden Völker ihre Schlauheit verbergen. Aber sie sind weder affectirt noch schüchtern oder gemein.

In der Morgenstunde erscheint manchmal der Sohn des Gouverneurs. Dieser Mohammed Scharmarkay ist ein großer, wohlgestalteter Mann von etwa dreißig Jahren, bartlos, von heller Hautfarbe, mit großen Augen und schönem Halse. Er läuft und springt vortrefflich, schleudert den Wurfspeer ausgezeichnet, schießt ganz gut mit der Flinte, und vereinigt Kraft mit Anmuth in seinen Bewegungen. Er ist in Mokka erzogen und gebildet worden, und gilt bei seinen Landsleuten für einen Gelehrten. Gleich seinem Vater macht er sich nichts aus Geschenken, weil sein Ehrgeiz weiter reicht; nur mit Mühe brachte ich ihn dahin, eine Karte von Asien und einen Revolver anzunehmen. Er liebt die Bücher sehr und hat mir meinen Abi Kasim (einen Commentator des Abu Schudscha von Ispahan, der über die Schafeisecte schrieb) abgeborgt, um ihn abzuschreiben. Er sprach viel über Religionswissenschaften und hatte durch angestrengtes Lesen seine Augen geschwächt; ich legte ihm einige Blasenpflaster und er war mir dafür sehr dankbar. Mohammed war der älteste Sohn, und offenbar entschlossen die Familie nicht aussterben zu lassen, denn er hatte zehn Frauen, aber von ihnen nur zwei Söhne, und diese sind von den Isabeduinen ermordet worden. Er küßt des Morgens seinem Vater die Hand und dieser drückt ihm den Segen auf die Stirn. Bei alledem ist er sehr streng, ein großer Lobredner der Bastonnade; auch hat er, um die

Leute etwas fern zu halten, eine Araberin geheirathet, die nicht duldet, daß erwachsene Männer ins Haus kommen.

Zuweilen kamen der Emir el Bahr, Hafencapitain, und der Nakib el Asker, Platzcommandant. Dieser letztere, Mohammed Omar el Hamumi, ist einer von jenen Abenteurern, die aus dem Hadramaut, dem südarabischen Küstenlande, stammen, und die man vielfach über den Orient zerstreut findet. Sie sind gleichsam die Schweizer des Ostens, tapfer und ausdauernd, mäßig, und zuverlässig, so lange die Löhnung richtig ausgezahlt wird. Sie werden von den Indern und Afrikanern sehr gefürchtet, und es giebt ein Sprüchwort, das da sagt: „Begegnet dir eine Viper und ein Hadrami, so verschone die Viper.“ Sie stammen aus einer rauhen, unfruchtbaren Gegend, reisen weit und breit umher, und man sagt, die Sonne bescheine kein Land, in welchem man nicht Männer aus dem Hadramaut finde. Einst, so erzählt man, floh ein Hadrami bis an die Gränze von China, wo er in einer Moschee eine Zufluchtstätte suchte. Aber er strauchelte auf der Schwelle. Da rief eine Stimme aus dem Dunkel; „Ya, Amud el Din!“ das heißt: o Säule des Glaubens. Das war ein Anruf an den Schutzpatron von Hadramaut, einen Muselmann vor dem Falle zu bewahren. Der Flüchtige aber, welcher so unvermuthet selbst in so weiter Ferne noch einen Landsmann antraf, rief im Zorn: „Möge die Säule des Glaubens dir den Kopf zerschlagen!“ und zog fürbaß. Jener Hadrami in Zeyla befehligte die Besatzung, welche aus vierzig Mann bestand; die Leute waren Söldner aus Mokka, Hadramaut und Bir Hamed bei Aden; sie trugen Luntenflinten, Schwert und Dolch; jeder erhielt vom Gouverneur eine Monatslöhnung von dritthalb Dollars.

Dann und wann besuchte mich auch der Seyd Mohammed el Barr, der früher Gouverneur von Zeyla gewesen war, und seines reinen Stammbaums wegen in hohem Ansehn steht. Mit ihm kam der Fakih Adan, ein Gelehrter von nicht edler Abkunft. Ich will hier bemerken, daß jene Art von Kastensystem, das zwar nicht in Nordarabien, wohl aber in Yemen vorwaltet, im Somalilande allgemein ist. Die Hauptsippen, welche für niedrig und gemein erachtet werden, sind folgende: die Yebir; sie entsprechen den Duschan Südarabiens. Die Männer stehen gewöhnlich bei den Häuptlingen als Possenreißer im Dienst; sie sowohl als ihre Frauen und Töchter haben Verrichtungen bei Festlichkeiten, Hochzeiten und

Beschneidungen. Die Zahl sämmtlicher Familien, die alle im nördlichen Somalilande leben, beläuft sich auf nur etwa einhundert Familien.

Die Tomal oder Handad, die Schmiede, gehören ursprünglich zu den Aydur und sind durch Verheirathungen mit Niedrigeren selbst niedrig geworden. Sie müssen nun Mädchen aus ihrer Klasse ehelichen und von der übrigen Gemeinde abgesondert leben. Das Volk fürchtet ihre Zauberkünste und überträgt ihnen in Privatstreitigkeiten die Entscheidung. Bei barbarischen Völkern betrachtet man die Schmiede mit einer gewissen Scheu; in Abyssinien gelten die Handwerker für Budah, Hexenmeister, vor allem auch der Schmied; bei den Somal ist er von der Gesellschaft ausgeschlossen, und selbst im Hedschas, welches doch, im Gegensatz zu Yemen, keinen Unterschied unter den Muselmännern anerkennt, gelten die Chalawiyeh, die in Metall arbeiten, für niedrig. Das Das Wort „Tomal", dem Somal entgegengesetzt, ist einheimisch; Handad, aus dem arabischen Haddad, Eisenarbeiter, verderbt. Der Midgan, „eine Hand", entspricht dem Chadim in Yemen; bei den Arabern heißt er Rami, Bogenschütz. Dieses im Somalilande zahlreich vorkommende Volk theilt sich in drei Stämme; der Ursprung ist unbekannt. Die Midgan treten in Dienste bei verschiedenen Häuptlingen, beschränken sich aber nicht auf einerlei Gewerbe; manche sind Jäger oder Ackerbauer. Sie führen nicht Schild und Speer, sondern Bogen und kleine Pfeile mit Widerhaken; diese vergiften sie mit Waba. Solche vergiftete Pfeile werden von Fasogl bis zur Kapkolonie gebraucht, kommen also über einen großen Theil Afrikas vor. Die Somal fürchten das Gift der Midgan sehr, weil davon, wie man sagt, Haare und Nägel ausfallen und der Tod schon nach einer halben Stunde eintrete. Der Verwundete muß sogleich die verletzte Stelle ausschneiden oder das Glied entfernen. Die Midgan sind dunkelfarbig und von untersetzter Gestalt; man erkennt sie leicht an ihrer ganzen Haltung und der Aussprache.

Mit Seyd Mohammed el Barr und Fakih Adan kam das Gespräch allemal auf wissenschaftliche Gegenstände; wir unterhielten uns über Religion, Politik, Geschichte und Literatur; es ist aber kein leichte Sache, sich mit Leuten zu verständigen, welche die jüdische Maria mit der Zauberin Miriam verwechseln; die sich unter einem Könige lediglich einen Räuber in großem Maßstabe denken,

und unter Religion die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen verstehen. Ich schreibe, wenn nur Somal bei mir sind, Arabisch, oder mache Auszüge aus nützlichen Büchern und lese, wenn Araber sich eingefunden haben, ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht.

Der Toptschi Baschi, Befehlshaber der Artillerie, ist ein roher Soldat, der noch vor Kurzem als Baschi Bosuk im Hedschas stand. Er scheert mir am Freitage das Kopfhaar, und wenn er mich sonst besucht, erzählt er von seinen Feldzügen in Arabien. Manchmal ist mein Zimmer voll von fremden Kaufleuten, die sich in Zeyla aufhalten. Doch zumeist sind nur Somali da; sie unterhalten sich in ihrer Sprache, lachen, schreien, strecken ihre Beine aus, liegen wie das liebe Vieh am Boden, rauchen aus der gemeinschaftlichen Hukah, welche in der Mitte steht, reinigen sich die Zähne mit kleinen Holzstäben, und kauen Schnupftabak. Ich sitze auf meinem Kursi, murmele zuweilen etwas aus einem Buche her, um Respekt einzuflößen, oder lese zum allgemeinen Nutzen etwas vor, oder verkündige Glück aus den Handlinien und stelle ein Horoskop.

Es ist nicht leicht, einem solchen Leben Geschmack abzugewinnen. Vor Allem fehlt weiblicher Umgang. Der Islam hat die Bande zwischen den beiden Geschlechtern gelockert, um jene unter Männern desto fester zu knüpfen. Sodann ist mein Haus nicht mein Haus; die Thür muß zu allen Zeiten meinen Freunden geöffnet sein; wenn einer in meinem Zimmer singen will, so singt er, und wer die Kunst nicht lernt, mitten unter Anderen allein zu sein, langweilt sich oder wird verdrießlich. Ich muß für den Augenblick alle europäischen Vorurtheile vergessen, und darf weder an indische Höflichkeit noch persische Feinheit, weder an arabische Courtoisie noch türkische Würde denken. Der Mensch lebt so frei, wie die Natur ihn geschaffen hat. Komme ja Niemand in's Land der Somal, der sich den Kopf nicht vor Anderer Augen scheeren lassen will, der Anstoß daran nimmt, wenn seine Freunde sich bei ihm das Haar kämmen und alle Sachen betasten. Er muß sich auch gefallen lassen, daß der erste beste ihn sehr vertraulich anredet.

Um elf Uhr Vormittags kommt das frische Wasser aus dem Hissi, süßem Brunnen, und der Hadschi sendet mir das Mittagessen: gedämpftes, sehr stark in Fett schwimmendes Schöpsenfleisch, gesottenen Reis, Maiskuchen, dann und wann Fisch und süße oder geronnene Milch. Nachher rauche ich Tabak, trinke Kaffee und führe

mein Tagebuch oder lese, während meine Diener schlafen. Gegen zwei Uhr Mittags höre ich lautes Rufen vor der Thür; da nicht sofort geöffnet wird, fragt man von draußen, ob wir etwa Nazarener bei uns haben. Die Leute, welche uns nun besuchen, bleiben den Nachmittag über da; gegen Abend steige ich auf das Dach, um frische Luft zu schöpfen und den Fliegen zu entrinnen, oder ich gehe aus, gewöhnlich an den Strand nach Osten hin, wo eine kleine Moschee steht. Wir spielen dort Schantara oder Schah (zwei Arten von Brettspiel), oder schießen nach einem Ziel, werfen den Speer, springen oder treiben noch andere Leibesübungen. Die Lieblingswaffen der Somal sind Speer, Dolch und Kriegskeule; Bogen und vergiftete Pfeile haben nur die für niedrig erachteten Klassen; Feuerwaffen fürchtet man, erklärt sie aber für schnöde Werkzeuge, weil mit ihnen der Feigling einen tapfern Mann zu Boden strecken kann.

Der Speer der Somal gleicht der Hassagave der Kaffern im Kaplande; der Schaft ist etwa vier Fuß acht Zoll lang, das eiserne Blatt, so zu sagen die Speerklinge, hält zwanzig bis sechsundzwanzig Zoll. In der Stadt trägt der Mann nur eine solche Lanze, auf Reisen dagegen hat er zwei (was auch bei den Tibbus in der Sahara der Fall ist); der kleinere Speer wird geworfen, der längere als Lanze zur Abwehr oder zum Angriffe benutzt. Wenn im Kampfe Lanze und Speer nicht mehr in der Hand sind, greift man zum Dolche, packt den Feind mit der Linken, und stößt mit der Rechten nach Nacken oder Schulter. Solch ein Zusammentreffen hat allemal einen tödtlichen Ausgang. Am Tage kann man dem Speer recht wohl ausweichen, aber bei Nacht ist er gefährlich. Der Dolch der Somal hat achtzehn Zoll Länge und zwei Zoll Breite und ist an beiden Seiten scharf. Man stößt mit demselben stets von oben nach unten und parirt die Stöße mit dem Schild ab. Die Keule gleicht dem Tonga der Kaffern, ist etwas über eine Elle lang, nach der innern Seite abgerundet, und auf der äußern Seite scharfkantig. Der Gaschan oder Schild ist rund und hält nur anderthalb Fuß im Durchmesser; einige Beduinen tragen größere Schilde. Das Gestell ist mit Haut überzogen, und hat in der Mitte einen Buckel, von welchem der Speer abgleitet.

An unseren Uebungen nehmen dann und wann die arabischen Söldner Theil; sie zeigen weit größere Geschicklichkeit als die Somal, welche das Schwert nicht haben und gegen dasselbe sich nicht

mit ihrem Schilde vertheidigen können. Ich galt schon nach einigen Tagen für den stärksten Mann in Zeyla.

Zuweilen gingen wir um die Stadtmauern nach der Ascherbara, dem Südthore, wo die Knaben sich mit Spielen, Steinwerfen und Stockschlagen belustigten. Sie waren lärmend und unverschämt, wie die Knaben bei den Wilden überhaupt; die Bürger spielten Ball. Dabei sondern sich die Verheiratheten von den Unverheiratheten, jeder Theil bildet eine Gruppe und spielt gegen die andern, und es geht dabei sehr laut her. Die Sieger tanzen und singen stundenlang in der Stadt umher und schwenken die Lanzen.

Vor dem Thore finde ich gewöhnlich ein Beduinenlager. Die Zelte sind noch schlechter als jene der Zigeuner, roh, niedrig und verräuchert, und die Bewohner derselben sehen entsetzlich wild aus. Das zottige Haar auf ihren dicken Köpfen ist roth gefärbt und trieft von Butter; in demselben steckt ein Kamm mit drei Zinken, den man benützt, um den Kopf zu kratzen, wenn man sich die Finger nicht mit Fett beschmutzen will. Mancher Beduine trägt auf dem Kopfe auch eine Straußfeder, welche anzeigt, daß er schon „seinen Mann“ getödtet habe. Ueber die Schultern wird ein schmutziges Stück baumwollenen Zeuges geworfen, und ein gleiches schlägt man um die Hüfte. Einige Weiber könnten für hübsch gelten, wenn sie nicht denselben satanischen Ausdruck im Gesicht hätten wie die Männer; sie sind sehr dürftig bekleidet. Bei den Zelten finde ich Esel, Kameele und hoffnungsvolle Beduinensprößlinge, die mir nachlaufen oder vor mir weg rennen. Sie rufen: „Da ist der weiße Mann, der weiße Mann; lauft weg oder er wird euch fressen!“ Ich hätte wohl gethan, mir meine Haut mit Saft von grünen Wallnüssen zu färben, denn meine Weiße fiel in Afrika allgemein auf; doch wurde einmal meine Eigenliebe gekitzelt, als ein schwarzes fünfjähriges Mädchen hinter mir herrief: „Wa wanakasan!“ das heißt: wie hübsch er ist! Diese Beduinen benahmen sich nicht bösartig gegen mich; die Frauen starrten mich an und lachten, die Männer wunderten sich über den weißen Mann.

Wir müssen vor Sonnenuntergang in die Stadt zurückkehren, weil die Thore verschlossen und die Schlüssel dem Hadschi überbracht werden. Das Letztere ist überflüssig, weil die Mauern an einem Dutzend Stellen schadhaft sind. Der Ruf zum Abendgebet ertönt, aber von meinen Gefährten betet kein einziger; wenn ich darüber eine Bemerkung mache, antwortet man mir: „Morgen,

wenn's Gott gefällt.“ Doch beobachten sie in soweit den Anstand, daß sie zur Zeit des Gebetes sich außer dem Hause nicht sehen lassen.

Der Somal ist, gleich den übrigen Afrikanern, nur in sehr geringem Grade religiös, und hat leichtfertige Antworten zur Hand. Auf die Frage, weshalb sie die vom Koran verbotenen Glücksspiele nicht unterlassen, antworten sie: „weil es uns so beliebt.“ Als ich eines Abends unter den Isa mein Zelt aufgeschlagen hatte, hörte ich eine alte Frau schreien; sie litt an heftigem Zahnschmerz und rief: „O Allah, möchten Deine Zähne Dir eben so weh thun wie die meinigen mir!“

Von Gerad Hirsi, dem Häuptling des Berteristammes, wird Folgendes erzählt. Er traf eine Schaar unbewaffneter Pilger, fragte, weshalb sie ihre Waffen daheim gelassen hätten, und erhielt zur Antwort: „Wir sind Gläubige, und bauen auf Allah.“ Nachdem er sie am Abend freundlich bewirthet, erschien er nach einer kleinen Weile wieder bei ihnen und erklärte, sein Wahrsager habe ihm geboten, einen Pilger zu opfern, und sie möchten nun einen der ihrigen auswählen. Darauf warfen sie das Loos und gaben ihm einen Mann. Der Häuptling schaffte diesen in eine andere Hütte, röthete seinen Dolch mit Schöpsenblut, kam wieder und verlangte ein zweites Opfer. Da entflohen die erschreckten Pilger nach allen Seiten, und die Berterireiter hatten große Mühe, sie einzuholen. Gerad Hirsi gab ihnen dann Geschenke und machte sich über sie lustig. Die wilden Beduinen fragen, wo denn eigentlich Gott zu finden sei, und sagen wohl auch: „Wenn die Isa ihn nur fassen könnten, so würden sie ihn sofort mit ihren Schwerten durchbohren; denn verwüstet er nicht das Land, duldet er nicht, daß Vieh und Weiber abgeschlachtet werden?“ Wir sehen hier ein ganz rohes Unvermögen, die Vorstellung eines höchsten Wesens zu fassen; aber dabei haben sie abgeschmackten Aberglauben, und manche hüten sich, einem geringen Pilger etwas zu Leide zu thun, weil sie meinen, daß er sie durch Blick oder Wort zu Grunde richten könne.

Nach dem Abendessen steigen wir auf das Dach, und erfreuen uns des Anblickes, welchen das im Mondlicht erglänzende Meer und die fernen Hügel von Tadschurra darbieten. Der Abendstern erglänzt wie ein Diamant an dem ruhigen Horizont. Den Mond umgiebt ein Hof von blaßrothem Nebel, der in Türkisblau und Chrysoprasgrün übergeht, und dem Himmelsgewölbe einen eigenen Reiz verleiht. Hinter uns liegen die Ebenen und die Gebirge, in

denen wilde Nomaden schwärmen; von der See her kommt der Abendwind und die Musik der Wellen, aber in den Wogenschlag hinein erschallt das häßliche Lachen der Hyäne, der Schrei des Schakals und das langgezogene Geheul des wilden Hundes. Wir gehen an sehr kalten Abenden nicht auf das Dach, sondern bleiben unten, und Mohammed Omar liest uns dann arabische Gedichte vor. Dann wird die Einbildungskraft der Leute rege, der Aberglaube tritt hervor. Salimaje, ein schwarzer Sklav aus dem Sawahelilande und Schreiber des Hadschi, verkündet uns unser Geschick aus dem Rosenkranze. Er war so klug, nie Unheil zu prophezeihen, drang aber stark auf Opfern und Almosengeben. Da er wohl wußte, daß die Somal es daran fehlen lassen würden, so hatte er immer, wenn seine Verkündigungen nicht eintrafen, eine gute Ausrede. Dieses Wahrsagen, „Fal“, spielt im Leben jenes Volkes eine bedeutende Rolle. Manchmal wurden Zaubergeschichten erzählt. In Europa verwandeln sich die Menschen in Wölfe, in Persien in Bären, in Bornu und Schoa nehmen sie die Gestalt von Löwen, Hyänen oder Leoparden an. Man zeigte mir Leute, welche die Gabe hätten, sich zu verwandeln, und man wollte das an ihrem Blick erkennen. In Zeyla selbst wurde ich auf einen Beduinen, Färih Badanu, aufmerksam gemacht, der aus Durst nach Menschenblut sich manchmal in eine Hyäne verwandele. In Abyssinien glaubt man, daß die Felaschas, die dortigen Juden, sich verwandeln können. Vor vierzig Jahren wurden bei Berbera drei Brüder hingerichtet, weil sie sich verwandelt hätten. Man glaubt ferner, daß manche Beduinen die Sprache der Vögel und anderer Thiere verstehen. Auch weiß man viel vom Aksar zu erzählen (arabisch El Iksir, wovon unser Elixir) und von Milchgefäßen, die sich mit Silber füllen, wenn sie mit einem gewissen Zweige berührt werden, den man im Gebüsch abgeschnitten hat. Man weiß, daß eine junge rothe Kuh, nachdem sie zum ersten Male gekalbt hat, zuerst diesen magischen Zweig aufsucht, um von ihm zu naschen, bevor sie etwas Anderes frißt; die Somal überwachen deshalb die Schritte eines solchen Thieres mit großer Aufmerksamkeit. Man weiß auch viel zu sagen von alten Weibern, welche Menschenleber fressen und Kinder ermorden. Eine alte Frau heißt im Somali Bidaa oder Kumayyo, was gleichbedeutend ist mit Hexe; eine solche rottet ihre eigene Nachkommenschaft aus; sie ist ein Vampyr, und die Wunde, welche sie zufügt, ist unsichtbar.

Der Gebissene aber nennt den Namen der Hexe und diese wird von seinen Freunden todtgeschlagen, wenn sie ihn nicht heilt. Auf diese Weise kommen viele alte Frauen zu Tode, und man macht im Somalilande von einer solchen Kleinigkeit kein Aufheben. Das weibliche Geschlecht steht dort überhaupt nicht in gutem Rufe. Die Männer sagen, Allah habe die Weiber aus einem krummen Knochen geschaffen; wenn man den gerade machen wolle, zerbreche er.

Mit derlei Erzählungen werden etwa zwei Stunden hingebracht; dann geht unser Besuch fort, und wir breiten unsere Matten zum Schlafen aus; mit Tagesanbruch wollen wir wieder auf den Beinen sein. Das Kopfgestell, denn Kopfkissen oder Polster kann man es nicht nennen, ist von Holz, und ausgeschweift, damit der starkgefettete und wohlfrisirte Kopf darin ruhe, ohne daß der Haarputz beschädigt wird. Es gleicht jenem in Abyssinien und der alten Aegypter, nur daß es nicht, gleich dem letztern, mit Typhonen und anderen Schreckbildern verziert ist, welche böse Träume wegscheuchen sollen. Manchmal höre ich noch spät den Schall von Kesselpauken und Händeklatschen, denn die Leute in der Nachbarschaft belustigen sich mit Tanz. Es giebt verschiedene Arten desselben, jede hat ihren besondern Gesang und Takt; bei den Somal tanzen, was in anderen mohammedanischen Ländern nicht der Fall ist, beiderlei Geschlechter mit einander.

Am Freitage (dem Sonntage der Muselmänner) gehen Ausrufer in der Stadt umher und verkünden, daß Alle, welche die fünf vorgeschriebenen Gebete vernachlässigen, die Bastonnade erhalten sollen. Um halb elf Uhr erschallt die Kesselpauke und es ist nun Zeit, in die Hauptmoschee zu gehen. Diese Kathedrale ist eine armselige, mit Kalktünche angestrichene Scheune, deren Dach auf gemauerten Pfeilern ruhet; die Luft in ihr ist drückend, da die Fensteröffnungen sehr klein sind. Eine Kanzel fehlt, von Schmuck habe ich weiter nichts bemerkt als eine schlechte Abbildung der großen Moschee zu Mekka. Zerrissene Matten liegen am Boden umher, und in einigen Kästen sah ich zerrissene Kapitel des Koran in schmierigen Einbänden. Ich ließ mir von einem Diener meinen Betteppich hineintragen, und wurde von dreihundert Paar Augen angestarrt. Nachdem ich Säbel und Rosenkranz abgelegt, sprach ich das übliche Gebet zu Ehre der Moschee und las dann näselnd und laut das achtzehnte Kapitel aus dem Koran. Um Mittag stellte sich der Muezzin vor den Chatib, Prediger, und wiederholte den

Aufruf zum Gebet, das auch sogleich von der auf den Fersen hockenden Versammlung angestimmt wurde. Dann standen alle auf, jeder betete einzeln, sagte den Segen über den Propheten her, und sprach den Salam über beide Schultern für alle Gläubigen. Der Chatib stellte sich in das Loch in der Wand, das als Kanzel diente, und segnete die Versammlung; nachher folgten mehrere Formeln und Gebete, die ich übergehe. Der Chatib ist auch Stadtrichter, Kadi, macht aber viele Fehler im Arabischen, das er obendrein abliest, was sonst im Islam nicht Brauch ist. —

Wir wollen unsern Reisenden auf seinen Ausflügen in der Umgegend von Zeyla begleiten. Am 9. November besuchte er die Insel des Saad el Din, welche etwa eine Wegstunde nördlich von der Stadt liegt. Der Ueberlieferung zufolge haben dort in alter Zeit Araber aus Yemen eine Stadt gebaut, aber von dieser ist keine Spur mehr vorhanden. Ueberhaupt reicht der Ursprung von Zeyla oder, wie man es an Ort und Stelle nennt, Adel, bis in die Nebel phönicischer Fabeln hinauf. Bei den alten Griechen und Römern hießen die Bewohner Avaliten und die Bucht wurde avalitischer Meerbusen genannt. Späterhin war die Gegend vom abyssinischen Königreich Axum abhängig. Wahrscheinlich sind die Araber die ersten Kolonisten gewesen. Als im siebenten Jahrhundert die Araber bis in das Herz von Abyssinien eindrangen, wurde Zeyla ein wichtiger Stapelplatz für den morgenländischen Handel und erhob sich zu Macht und Glanz; es war Hauptstadt der Region weit und breit; die Emire waren von den Beherrschern Abyssiniens abhängig, mit welchen sie im vierzehnten Jahrhundert in viele Kriege verwickelt wurden. Die Muselmänner mußten sich in ihre Hafenstadt zurückziehen, welche nach hartnäckiger Vertheidigung in die Gewalt der Christen fiel. Die Moscheen wurden in Kirchen verwandelt, aber nach längerer Zeit gewannen die Mohammedaner wieder das Uebergewicht. Um das Jahr 1500 eroberten die Türken Yemen, und vor den wilden Janitscharen, „welche so recht von den Eingeweiden des Handels lebten", flohen die friedlichen arabischen Kaufleute und suchten auf der gegenüber liegenden Küste Afrikas eine Zuflucht. Dorthin zogen sie den indischen Handel nach sich; seitdem besteht der Verkehr zwischen dieser Gegend Afrikas und Catsch in Indien und er hat nie eine Unterbrechung erfahren. Adel, Arabien und Indien waren drei Theilhaber an demselben Handel und brachten die Erzeugnisse Indiens in den großen Ver-

kehr. Die Türken in Arabien sahen mit Verdruß einen solchen Aufschwung und nahmen Zeyla weg, gleich anderen Häfen, und verübten aller Orten die ärgsten Erpressungen. Zeyla wurde durch sie zu einer Diebeshöhle, sie erhoben schwere Zölle, kreuzten mit ihren Galeeren in der Bab el Mandeb und erhoben von den aus Indien kommenden Fahrzeugen Tribut.

Dann aber erschienen die Portugiesen in den östlichen Gewässern, nahmen 1516 Zeyla und verbrannten die Stadt. Als die Türken sich aus dem südlichen Arabien zurückziehen mußten, kam die Stadt unter die Oberherrschaft des Fürsten von Senaa, der mit ihrer Regierung einen senaanatischen Kaufmann erblich belehnte; und als bald nachher das Königreich Yemen in Verfall gerieth, kam Zeyla unter den Scherif von Mokka, welcher sie dem Hadschi Scharmarkay verpachtete. Jetzt hängt sie vom türkischen Gouverneur von Mokka und Hodeida ab.

Am 14. November, so erzählt Burton weiter, verließ ich die Stadt, um einer Danakilkarawane entgegen zu gehen.*) Sie bestand aus vielen unordentlich neben- oder hintereinander gehenden Eseln und etwa funfzig Kameelen, die mit Kuhhäuten, Elfenbein und einer abyssinischen Sklavin befrachtet waren. Die Männer sahen wild aus und glichen Orang utan's; die Frauen schlugen auf die Thiere los; letztere waren klein, unkräftig und mager. Uebrigens sind die Esel der Beduinen doch etwas besser als jene bei Zeyla; aber wer die arabischen Kameele kennt, findet jene der Somal unausstehlich; sie wollen lange Zeit zum Fressen haben, sonst gehen sie nicht vorwärts; sie können keinen Futterwechsel ertragen, und sind auf dem Rücken immer gedrückt. Man benutzt sie nicht zum Reiten. Die Danakil hatten in wenigen Minuten abgeladen, ihre Gurgis, Zelthütten, aufgeschlagen und ruheten aus. Diese Karawane galt für beträchtlich, und viele Bürger kamen, um einen Handel zu machen. Die Danakil kamen in die Stadt und führten vor den Häusern des Hadschi und anderer angesehener Männer Tänze auf.

Ich besuchte noch an demselben Tage das Grab des großen Heiligen, Scheich Ibrahim Abu Zarbay. Er ruhet unter einer weiß angestrichenen Kuppel in der Nähe des Aschurbara-Thores; eine

---

*) Danakil ist die Mehrzahl; der Singular heißt Dankali; beide Wörter sind Arabisch. Ihr landläufiger Name lautet Afer; die Somali heißen Afer nimman.

Inschrift besagt, daß das Denkmal im Jahre 1742 gebaut worden ist (1155 der mohammedanischen Zeitrechnung). Jetzt ist es beinahe verfallen. Ibrahim war einer der vier und vierzig Heiligen Hadramis, welche aus Arabien kamen, in Berbera landeten, auf einem Hügel feierliche Berathung pflogen, und sich dann über Afrika verbreiteten, um Mohammeds Lehre zu verkünden. Er selbst begab sich 1430 n. Chr. nach Härrär, wo er Viele bekehrte und ein gesegnetes Andenken hinterließ. In Yemen ist sein Name unsterblich, weil er dort das Kat eingeführt hat.

Das Kat, eine Pflanze, deren Genuß anregend wirkt, etwa wie jener des Kaffees, wird in Menge nach Aden aus dem Innern Arabiens gebracht. Es kommt in kleinen Kameelladungen und Gebinden, deren jedes nur etwa vierzig dünne Zweige nebst den noch daran befindlichen Blättern enthält. Sie werden sorgfältig verpackt, um vor den Einwirkungen der Luft gesichert zu bleiben. Die Blätter werden gekauet, bringen Heiterkeit des Geistes hervor, süße Ruhe, erquickliches Wohlbehagen. Die Araber lieben das Kat sehr; allein in Aden werden jährlich etwa zweihundert und achtzig Kameelladungen verbraucht. Der Marktpreis stellt sich für das Gebinde auf eine und eine Viertel Rupie, und die Regierung hat das Verkaufsrecht für funfzehnhundert Rupien jährlich verpachtet. Forskal fand den Strauch auf den Bergen in Yemen; nach ihm ist er eine neue Art der Pentandria; er unterscheidet zwei Species, Catha edulis und Catha spinosa. Die Pflanze, sagt dieser Naturforscher, wächst mit dem Kaffee auf demselben Boden und wird durch Stecklinge fortgepflanzt. Die Araber glauben, daß die Gegenden, in welchen das Kat wächst, stets von der Pest verschont bleiben; ein Katzweig, auf der Brust getragen, gilt als zuverlässiger Schutz gegen Ansteckung. Da das Kat eine anregende Wirkung hat, so ist von den mohammedanischen Casuisten viel hin und her gestritten worden, ob der Genuß des Blattes sich mit dem Gebote des Koran vertrage, daß man weder Wein noch irgend etwas anderes trinken solle, was berauscht. Im Innern Arabiens trinkt man einen Aufguß von Kat, der etwa so wirkt, wie starker grüner Thee, nur viel angenehmer.

Der Kaffee ist, beiläufig bemerkt, um 1430 von Scheich El Schasili, der in einer Moschee zu Mokka begraben wurde, in Arabien eingeführt worden.

Ich wollte die Brunnen besuchen und der Hadschi Scharmarkay gab mir vier mit Luntengewehren bewaffnete Araber als Geleit. Ich ritt über eine Strandebene, die bei hohem Meer unter Wasser steht, und kam an vielen mit Schläuchen beladenen Eseln und Kameelen vorüber. Die Frauen riefen uns plumpe Scherze zu. Dann erreichten wir das nun trocken liegende Bett eines Baches, der sehr breit ist; er heißt Tachuschschah. In der Mitte liegt eine Reihe von Brunnen, die nur drei oder vier Fuß tief sind und schlammiges Wasser enthalten; es wird in zusammengenäheten Bockshäuten herausgeschöpft. Bei diesen Brunnen standen Kameele, welche den Isa gehörten; diese hatten Lanzen, gingen auf und ab und warfen uns grimmige Blicke zu. Die Bewohner von Zeyla haben zum Schutz gegen diese grimmigen Leute einen runden Thurm aufgeführt, welchen man nur vermittelst einer Leiter ersteigen kann. In der Nähe wachsen die Tamariske und wilde, wohlriechende Henna. Eine dichte Dornenhecke umfriedigt den einzigen Platz, welcher in der Umgegend von Zeyla bepflanzt worden ist. Ich sah unter anderen die Castorpflanzen und eine Art Aloë, Gurken, eßbaren Hibiscus und kleine Wassermelonen. Ich ging durch den Garten, nahm ein Bad, und begab mich dann nach dem Strande zu, wo Hasen, große wilde Hühner und die allerliebste kleine Sandantilope häufig sind. Die letztere ist nicht viel größer als ein Kaninchen und springt so rasch über die Büsche, daß man ihre dünnen, zierlichen Beine gar nicht sieht. Den Warabalay oder Hyänenhügel habe ich nicht besucht. Aber Waraba, oder Durba, ist nicht die Hyäne, sondern der wilde Hund, Canis pictus seu venaticus, welcher in Rudeln das Somaliland durchschwärmt, bei Nacht um die Lagerplätze schleicht, nicht selten Kinder und Kameele niederreißt und bei starkem Hunger auch Männer angreift. Die Somali sagen, er sei ein Zwitter, wie man ja auch im Alterthum die Hyäne für einen Hermaphroditen hielt.

Ich ging nach dem Garten zurück, um zu frühstücken. Dann nahmen die Araber ihre Flinten zur Hand und schossen in der Entfernung von zweihundert Schritten nach einem Knochen, den nur ein einziger traf. Ich hatte keine Flinte bei mir und blieb Zuschauer; aber meine sechsläufigen Drehpistolen erregten die Aufmerksamkeit Aller. Keiner wollte sie angreifen. Die größte wurde sogleich als Abu Sittah, das heißt Vater der sechs, benannt; einer bezeichnete sie als Scheytan, den Teufel; mein Taschenpistol war

Malunah, das Verfluchte, als man sah, wie weit dasselbe die Kugel trug. Die Araber hatten alte Luntenflinten, die durch öftern Gebrauch an der Mündung ganz dünn waren; beim Abfeuern halten sie den Elbogen in der Höhe des Ohrs und fassen mit der Linken den Lauf. Einer besaß eine alte Schischchanaflinte, dergleichen früher in Damaskus und Senaa verfertigt wurden.

Auf dem Rückwege begegneten uns mehrere Isamädchen, welche sich über meine weiße Haut lustig machten; sie meinten, ich sei doch wohl kein Muselmann. Die Araber sagten dagegen, ich sei ein Scheich der Scheiche und machten sofort dem hübschesten Mädchen einen Heirathsantrag in meinem Namen. Dieses Isafräulein that gar nicht spröde, und erklärte unumwunden, der Kaufpreis sei ein Halsband, ein Paar Toben, nebst einigen Händen voll Glasperlen und ein kleines Geschenk für den Vater. Am andern Morgen, sagte sie, werde sie zu mir kommen, um sich die Sachen anzusehen. Doch unterblieb das.

In den nächsten Tagen sah ich, welche furchtsamen Menschen die in den Städten wohnenden Somal sind; freilich gilt von ihnen dasselbe wie von den seßhaften Arabern: sie sind nämlich nicht die besten Urbilder ihres Volkes. Vor dem Thor erschienen nämlich drei Isabeduinen, schlachteten eine Kuh, vergruben den Kopf derselben, und verlangten, zu einem ihrer Leute gelassen zu werden, der im Gefängniß saß, weil er Masud, des Hadschi angenommenen Sohn, ermordet hatte. Des Vorfalles selbst ist schon weiter oben Erwähnung geschehen. Nun gerieth ganz Zeyla in Aufregung; man verschloß die Thore und stellte die Araber mit ihren Luntengewehren auf die Stadtmauer. Auch meine drei Begleiter nahmen ihre Waffen zur Hand und ich selbst wurde aufgefordert, am Kampfe theilzunehmen. Einige meinten, die Isa würden es nun der Stadt „anthun"; andere glaubten, jene drei seien nur der Vortrab einer zahlreichen Horde, die heranrücke, um zu plündern und zu morden. Bald stellte sich jedoch heraus, daß diese Beduinen einigen Gefährten vorausgeeilt waren, und diese letzteren kamen, um den Blutpreis zu bringen. Dieser bestand in einer abyssinischen Sklavin, sieben Kameelen, sieben Kühen, einem weißen Maulthier und einer kleinen schwarzen Stute. Der Gefangene wurde von seinem Bruder besucht. Hadschi Scharmarkay, der sich erst aufs hohe Pferd gesetzt hatte, war so schwach, den

Mörder am Leben zu lassen. Das war den Leuten vom Schlage der Isa gegenüber gewiß schlecht angebracht, da ohnehin vor Kurzem ein Isabeduine einen fünfzehnjährigen Knaben vor das Stadtthor gelockt und dort abgeschlachtet hatte, lediglich — um das Recht zu erwerben, sich mit einer Straußfeder zu schmücken. Auch diesem Mörder geschah nichts, weil seine Verwandten den Blutpreis bezahlten.

Ich sehnte mich herzlich, aus Zeyla fortzukommen. Aber das war keine leichte Sache, weil mir die afrikanische Trägheit, allerlei kleine Ränke und mancher Verdacht dabei im Wege standen. Vier Monate bevor ich Aden verließ, hatte ich mit dem alten Hadschi eine Besprechung gehabt und ihm aufgetragen, mir einen Beschützer, einen Abban, zu verschaffen. Ein solcher ist unbedingt nöthig. Der Abban bedeutet im Somalilande dasselbe, was bei den Gallas der Moyasa ist, im Hedschas der Ahk, auf der Sinaihalbinsel der Ghafir, im östlichen Arabien der Rabia. Er ist Unterhändler, Agent, Dolmetscher, leitet den Zug, erhält vom Kauf einen Antheil und bekommt freie Kost. Dagegen muß er alle Zwistigkeiten schlichten und im Nothfall auch gegen seine eigenen Landsleute den Schützling mit den Waffen vertheidigen; wird er erschlagen, so ist es die Pflicht seiner Sippe, sich des Schützlings anzunehmen und diesem zu dem etwa verlorenen Gute zu helfen. Den Landesgesetzen zufolge ist der Abban Herr und Gebieter über Leben und Eigenthum dessen, welcher sich ihm anvertraut, und für einen Reisenden kommt viel darauf an, daß er eine gute Wahl treffe. Der Abban darf nicht von niedrigem Range sein, weil er dann nicht genug in Ansehn steht, auch nicht geizig oder furchtsam. Sein Amt heißt El Taabanah.

Einen so unentbehrlichen Menschen hatte mir nun der Hadschi immer noch nicht besorgt, eben so wenig war daran gedacht worden, mir Maulthiere und Kameele zu verschaffen, obgleich schon seit Monaten das Geld vorausbezahlt worden war. An schönen Versprechungen fehlte es allerdings nicht, aber was konnten diese helfen? Bald hieß es, in Härrär richteten die Blattern große Verheerung an, dann wieder, die Straßen seien der vielen Räuber wegen unsicher. Der alte Mann konnte nicht begreifen, weshalb ich nach Härrär wollte; er sagte mir im Vertrauen: „Wollen die Engländer Härrär in Besitz nehmen, so mögen sie mir fünfhundert Soldaten geben; wollen sie aber blos etwas über Härrär wissen, so kann ja ich ihnen jede beliebige Auskunft geben.

Ich blieb steif und fest dabei, daß ich selber nach Härrär reisen wolle. Endlich, Ende November, waren vier Kameele zur Stelle und auch ein Abban angenommen worden. Wir mietheten zwei Köchinnen und noch einen Diener. Der Hadschi gab mir Empfehlungen an eine der angesehensten Familien des Gudabirsi-stammes mit, die mich ihrerseits dem mit ihr verschwägerten Gerad oder Fürsten der Girhi empfehlen sollte, der ein Verwandter des Emir von Härrär war. Zuerst gelangten wir unter den Schutz eines kleinen Isahäuptlings von der Mumasansippe. Diesem Manne Namens Raghi gaben wir Baumwollenzeuge im Werth von zehn Toben; dafür wollte er uns bis an die Grenze seines Stammes bringen, etwa fünf und zwanzig Wegstunden weit, und dort bei den Gudabirsi einführen.

Raghi erklärte, wir würden manche Gefahr zu bestehen haben und müßten auf Unfälle gefaßt sein. Die furchtsamen Bewohner von Zeyla meinten, wir wären wohl des Lebens überdrüssig. Wenn die Weiden mager werden und der Monsun einsetzt, gehen die Beduinen ins Gebirge; jetzt waren sie in die wärmere Ebene herabgekommen. Das Ende der Zeiten bemerkte: „Menschen fressen dich auf, nicht die Wüste.“ Eine Sippe des großen Stammes der Habr Awal, die Ayyal Nuh Ismael, waren mit den Isa in Fehde; sie durchschweiften in Kaum oder Rotten von zwanzig bis zu zweihundert Mann weit und breit das Land. Sie tragen Speer, Dolch und Schild, und gehen nicht blos auf Beute aus; vielmehr kommt es ihnen hauptsächlich darauf an, Feinde zu tödten. Deshalb hängt beim Ausritt Jeder eine Straußfeder an den Sattel, und steckt sie auf den Kopf, wenn er einen Gegner erlegt hat. Es kommt gar nicht darauf an, denselben in ehrlichem Kampfe zu besiegen, auch Hinterlist und Verrath gelten, und man schlachtet mit kaltem Blute Frauen ab, weil sie ja einen Knaben unter dem Herzen tragen könnten! Solch ein Held sprengt mit seinen Siegeszeichen nach seinem Zelte zurück; dort eilt ihm sein Weib mit Freudengeschrei entgegen, rühmt seine Tapferkeit und schmähet auf andere Frauen, deren Männer nichts gethan hätten; sie seien lediglich schwarze Faulenzer. Die letzteren werden von ihren Frauen ausgezankt und verhöhnt, und daraus kommt dann viel Haß und Bosheit. Während meines vierwöchentlichen Verweilens in Zeyla wurden dicht vor den Thoren sechs oder sieben Mordthaten verübt; mein Abban meldete wenige Stunden vor unserer Abreise, daß

zwei Isa von den Habr Awal niedergestreckt worden seien. Die Isa und Dankali liegen miteinander in Blutfehde, und das Abschlachten nimmt unter ihnen kein Ende. Vor Kurzem waren sechs Männer von beiden Stämmen gemeinschaftlich unterwegs, und plötzlich rannte jeder dem andern einen Speer in den Rücken; der hinterste wurde von seinem verwundeten Vordermann mit dem Dolch erstochen. Der Abban erklärte, wir könnten nur bei Nacht reisen und müßten bei Tage im Versteck liegen. Am gefährlichsten ist die Tageszeit bei Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang, weil die Beduinen ihre Pferde nicht gern der Sonnenhitze und sich selber nicht dem Abendthau aussetzen. Das Sprüchwort sagt: in der Wüste ist Jedermann des Andern Feind. Einem Manne, den ich von ferne kommen sehe, winke ich zu und rufe: War joga! halt! Er hält an, und ich schicke ihm einen Boten entgegen, der mit ihm aus einiger Entfernung verhandelt. Bleibt er nicht stehen, kommt er auf mich zu, so gebe ich Feuer, gebe aber wohl Acht, daß ich ihn nicht fehle. Wenn ich zwei Reiter vom Sattel herabgeschossen habe, dann machen die übrigen, seien ihrer auch viele, sicherlich Kehrt.

Endlich, nachdem vier hübsche Maulthiere, gut gesattelt und gezäumt, aus Tadschurra angekommen waren, stand meiner Abreise kein Hinderniß mehr im Wege, und ich konnte Zeyla verlassen.

* * *

Bevor wir dem Reisenden ins Innere folgen, wollen wir seine Charakteristik des Volkes mittheilen, weil sie wesentlich zum Verständniß der späteren Mittheilungen beiträgt.

Im östlichen Afrika finden wir drei von einander verschiedene Racen. 1) Die Eingeborenen von hamitischem Schlage. Dahin gehören die Sawahili- (Suaheli) Neger, die Buschmänner, Hottentotten und andere Stämme mit physiologischen Eigenthümlichkeiten, als Stratopygie (Fettgeschwulst des Steißes) und die „Schürze“ bei den Hottentottinnen. — 2) Menschen kaukasischen Schlages, die in, vergleichsweise, jüngerer Zeit eingewandert sind. — 3) Die Mischlinge; dahin gehören vorzugsweise die Abyssinier, Gallas, Kafirs und Somal. Diese letzteren, auf welche wir näher eingehen, bezeichnen wir, ihren eigenen Ueberlieferungen, ihren scharf bezeichneten physischen Eigenthümlichkeiten, ihren Sitten und ihrer geographischen Lage gemäß als ein Mischlingsvolk,

einen Zweig der großen Gallarace, welcher, gleich den weiland negro-ägyptischen Menschen, viel vom kaukasischen Typus in sich aufgenommen hat, weil fortwährend reines asiatisches Blut in seine Adern kam.

Die Somal sind gerade nicht häßlich. Das Haupthaar ist hart und wie Draht; es wächst, wie bei den westindischen Mulatten, in steifen Locken, welche in Büscheln stehen, und eine mäßige Länge erreichen, über die sie nicht hinausreichen. Diese hängen herab. Einige Häuptlinge, Gelehrte und Reiche lassen das Haupt scheeren und tragen einen Turban. Insgemein jedoch werden die einzelnen Locken gekämmt und perrückenartig frisirt. Die Locken der Beduinen triefen von ranziger Butter. Das Haar ist von Natur schwarzbläulich: aber man färbt es mit einer Mischung von ungelöschtem Kalk und Wasser, oder in der Wüste mit Aschenlauge; dadurch wird es gelblich-weiß, und man färbt es dann roth mit Henna, oder bestreicht es mit rothem Oker. Die Perrücke von rothgefärbtem Schafsfell stammt aus der Fremde und wird im Flachlande nicht mehr getragen; schwarz oder weiß kommt sie noch bei den Stämmen in der Umgegend von Härrär vor. Der Kopf ist mehr lang als rund, steht recht gut auf den Schultern und hat zugleich etwas Arabisches und Afrikanisches. Ohne die Schönheit des Vorderkopfes würde er schwach aussehen. Bis zum Mund herab ist das Gesicht, mit Ausnahme der vorstehenden Backenknochen, recht hübsch, und es wird durch die Umrisse der Stirn veredelt; die Augen sind groß und wohlgestaltet, aber der Kiefer ist prognath, steht vor, ist also wesentlich afrikanisch; auch die breiten nach Außen gewandten Lippen zeugen von Negerblut; das Kinn steht vor, zum Nachtheil des Gesichtswinkels. Der Bart wird von zwei Büscheln gebildet und ist selten so entwickelt wie bei den Arabern, welche doch sehr schwach mit Haaren im Antlitz versehen sind; das Lippenhaar ist kurz und spärlich, der dicklippige Mund erscheint plump, die Zähne stehen selten so weit vor wie beim Neger, sind aber auch nicht gut. Ohnehin leiden sie durch Kauen des schlechten Suratetabaks, zu welchem man obendrein Asche nimmt. Geraucht wird der Tabak nur von Stadtbewohnern. Bei den Stämmen im heißen Niederlande ist die Haut sanft, schwarz und glänzend, höher hinauf wird sie etwas lichter, und in der Gegend von Härrär sieht sie aus wie Milchkaffee. Die Beduinen lieben Schönheitszeichen im Gesichte, nämlich gräßliche

Einschnitte in das Gesicht, welche bei der dicken Oberhaut wulstartige Streifen bilden. Die Männer sind schlank und dabei etwas ungeschlacht; bei einem Manne fand ich einen Ansatz zur Steatopyge; die Schultern sind hoch, der Oberleib ist gerade, das Schienbein etwas nach vorne gebogen; Füße und Hände sind grob, breit und flach.

Die Somal sind argwöhnisch, haben Abneigung gegen die Araber, fürchten und hassen die Türken, verabscheuen die Europäer und hegen Verachtung gegen alle Asiaten, welche sie unter dem Namen der Hindi, Indier, zusammenfassen; denn sie gelten ihnen für Feiglinge. Der Somali hat die Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit des Negers, ist leichtsinnig wie der Abyssinier, welcher, nach Bischof Gobats Ausspruch, in nichts beständig ist als in der Unbeständigkeit; er ist sanft, fröhlich und zuthunlich, geräth aber, ohne allen Uebergang, in wilde Wuth und verübt dann die gräßlichsten Handlungen. In Aden befindet er sich viel wohler als in seiner Heimath. Ich habe dort oft gesehen, daß ein Mann in die Hände klatschte, tanzte, sich wie ein Kind geberdete, um seine Fröhlichkeit auszulassen. Aber hier in Afrika sind die Somal, gleich den Mongolen und anderen Hirtenvölkern, trübsinnig, melancholisch. Sie können stundenlang sitzen und den Mond anstarren. Stets sind sie von Gefahren umgeben und selten des Lebens sicher und darum denken sie nicht an Singen und Tanzen. Viel Gelehrsamkeit macht ihnen die Köpfe verwirrt; wir wissen ja, daß die halbverrückten Fakihs in Nordafrika, die Widad, Priester, durchschnittlich für die Geschäfte dieser Welt untauglich, und viele Hafise, welche den Koran auswendig wissen, nahezu blödsinnig sind.

In Betreff des persönlichen Muthes gleichen sie anderen Wilden. Eine Schlacht gilt schon für sehr bedeutend, wenn anderthalb Dutzend Mann fallen; gewöhnlich fliehen sie, sobald ein halbes Dutzend am Boden liegt. In einem Kral, in welchem hundert Tapfere die Straußfeder tragen und sich also des Mordes rühmen können, gewahrt man vielleicht nicht einen einzigen verstümmelten oder verwundeten Mann, während in einem arabischen Beduinenlager mindestens die Hälfte Spuren von Blei oder Stahl am Leibe aufzuweisen hat. Auch der Tapferste wird einem Gefecht ausweichen, wenn er seinen Schild vergessen hat; das Erscheinen eines Löwen oder der Knall eines Schießgewehrs preßt ihnen einen Schrei des Entsetzens aus, und bei ihren Kaums oder Raubzügen in Rotten

hüten sie sich wohl, dem Feind offen gegenüber zu treten. Freilich werden ihrer zwei oder drei einen unbewaffneten Menschen oder einen, der schläft, brav genug ermorden; indessen wird die gegenseitige Erbitterung unter einzelnen Stämmen manchmal so heftig, daß Mann gegen Mann mit Speer und Dolch kämpft. Im Jahre 1847 ist die Sippe der Ayyal Yunis bei Bulhar von einer zahlreichen Horde der Isa überfallen worden, während die Männer des Handels wegen das Lager verlassen hatten; die Isa ermordeten alle Weiber und Kinder ohne Ausnahme, und zogen mit reicher Beute ab. Gegenwärtig kann ein mit Revolvern bewaffneter Mann das Land weit und breit in Schrecken versetzen; doch kommt sicherlich der Tag, da die Hassagaye dem Luntengewehre weicht, und dann wird der Somali, gleich dem Araber, ein gefährlicher Feind sein.

Ich fand die Somalibeduinen gutmüthig und gastfrei; mit etwas Tabak gewann ich Aller Gunst, und mit wenigen Ellen groben Baumwollenzeuges konnte ich meinen Bedarf an Lebensmitteln bestreiten. Sie behandelten mich wie ein Lieblingskind, ich mußte Milch trinken und Schöpsenfleisch essen, man bot mir Mädchen zum Heirathen an, drang in mich, beim Stamme zu bleiben, Häuptling zu werden, Löwen zu schießen und Elephanten zu tödten. Man fragte mich: „Du bist doch klein; was hat Dich bewogen, daß Du Dich bei dieser Kälte auf die Stierhaut zu uns unter den Baum setzest?“ Freilich waren Alle, gleichviel ob Häuptlinge oder Arme, arge Bettler, und die Araber nennen darum das Somaliland Belad wa issi, das „Land gieb mir etwas“. Aber sie sind mit Wenigem zufrieden, und eine offene Hand machte mir überall gute Freunde.

Die Somal halten sich zur Schafeïschule des Islam. Es ist eine Eigenthümlichkeit, daß sie, nicht einmal in den Städten, Gebete über einen Todten sprechen. Die Feierlichkeiten bei der Heirath sind einfach; man bestimmt den Preis für die Braut, einigt sich über den Schmaus, und ein Priester oder Pilger spricht das Gebet über ein Paar. Ich bin oft um das Gebetsprechen angegangen worden, und mein Ende der Zeit hat manchmal ein Paar mit dem Vorbeten des Fathah eingesegnet, was ein Hohn war, und etwa so viel sagen will, als wenn man eine Trauung in England mit dem Vorlesen eines Abschnittes aus dem Katechismus vornehmen wollte.

Daß unter einem so gemischten Volke noch manche Ueberbleibsel aus der heidnischen Zeit sich erhalten haben, darf nicht auf-

fallen. So schwört man noch jetzt bei den Steinen, verehrt Steinhügel und heilige Bäume, hat Feuer- und Wasserproben in der Art des bekannten westafrikanischen Bolungo. Ein Mann wird des Mordes oder Diebstahls angeschuldigt und stellt die That in Abrede; er muß nun über eine Speereslänge glühender Holzkohlen gehen, oder einen glühenden Ambos aus dem Feuer holen, oder auch vier bis fünf Muscheln aus einem mit siedendem Wasser gefüllten Topfe hervorlangen. Gleich nachher wird der Arm in ein eben geschlachtetes Schaf gesteckt und während der nächsten vier und zwanzig Stunden nicht besehen oder angerührt. Sie haben Seher und Zauberer, Tawuli, welche den westafrikanischen Grigrimännern gleichen. Sie wahrsagen aus dem Fett und den Knochen geschlachteter Thiere, „thun Medicin", verkünden Regen, Schlachten und Viehseuchen. Auch wahrsagende Frauen sind vorhanden; beide Geschlechter beten und baden nicht und gelten deshalb immer für unrein; aber man fürchtet sie und sie stehen beim Volke in Ansehen, Die Verkündigung sprechen sie so zu sagen in rohen Reimen aus, welche ihrer Angabe zufolge manchmal aus dem Munde eines verstorbenen Wahrsagers kommen. Während der drei Rajalo-Monate (gewisse Monate im Sonnenjahr; der dritte Rajalo begann 1854 am 21. December) wird der Koran nicht über dem Grabe gelesen, und während dieser Zeit finden Verheirathungen nicht statt; wahrscheinlich ist auch das ein Ueberbleibsel aus dem Heidenthum, das glückliche und unglückliche Monate annahm. Noch jetzt opfern sie Kameelstuten im Monat Sabuh; am Neujahrstage haben sie Gelage und Freudenfeuer. In gewissen für unglücklich erachteten Perioden, wenn der Mond zwischen ungünstigen Gestirnen steht, werden die Leichen in Matten gewickelt und auf einen Baum gelegt, denn der Stamm würde von Schaden heimgesucht werden, wenn man sie begrübe. Auch die Somalinamen sind meist den heidnischen Vorfahren entlehnt. Hier nur einige. Männernamen sind: Rirasch, Iga, Fahi, Samattor, Raghe, Magar, Diddar; Frauen heißen: Aybla, Aurala, Ambar, Aschkaro, Alka, Asoba, Gelo, Samaweda. Uebrigens sind die Somal, bei allem Aberglauben, doch nicht fanatisch; nur jene, welche in Yemen oder im Hedschas waren, um gelehrt zu werden, sind angesteckt. Genau besehen, hängt der Mohammedanismus so lose auf ihren Schultern, daß sie sich keine Mühe geben, ihn Anderen aufzubinden.

Die Somalisprache ist jetzt sehr wohl bekannt. Auffallend bleibt, daß eine Mundart, die nicht geschrieben wird, so viel Poesie und Beredtsamkeit in sich hat. Die Somal haben Tausende von Gesängen, die sich auf Oertlichkeiten oder Allgemeines, kurz auf alle möglichen Gegenstände beziehen, auf das Beladen des Kameeles, auf Wasserholen, Elephantenjagd ꝛc., und jeder kennt davon wenigstens einige. Der Reim ist unvollkommen und wird meist durch ein ă gebildet; dadurch erhält allerdings der Vers eine eintönige Regelmäßigkeit, aber es ist Alliteration und Takt darin, er kann also nicht mit ungebundener Rede verwechselt werden, wenn er auch nicht, was immer der Fall ist, gesungen würde. Das Land wimmelt von Dichtern, das Volk hat ein feines Ohr und Sinn für dichterischen Ausdruck und harmonische Töne. Manche Lieder sind so eigenartig, daß Araber, welche schon manches Jahr unter den Somal leben und der Umgangssprache durchaus mächtig sind, sie nicht verstehen. Für jeden Häuptling giebt es Lobgesänge, die das Volk singt, und gewöhnlich hat er auch, wenn der Ausdruck erlaubt ist, einen Hofpoeten. Amor spielt in diesen Liedern eine große Rolle, nicht minder das Hirtenleben. Ein Jüngling fordert seine Geliebte auf, mit ihm in Lahelo, dem Arkadien des Landes, an den Brunnen zu gehen; er vergleicht ihre Beine mit dem Stamme des schlanken Libibaumes, und ruft Verwünschungen auf ihr Haupt herab, wenn sie nicht mit ihm die Milch seines Lieblingskameeles trinken will. Es giebt auch einige moralische Gesänge, in welchen ein Vater dem Sohne gute Lehren ertheilt, wie Mentor dem Sohne des Odysseus. Ein schwarzer Tyrtäus beklagt in wildem Jammer die Helden des Stammes, welche im Kampfe erschlagen wurden; er beschuldigt diesen letztern der Feigheit, weil er noch keine Rache genommen habe, und ermahnt alle Krieger, die Feinde zu erschlagen.

Verheirathete Frauen tragen ein Netzwerk von blaugefärbter Baumwolle auf dem Kopfe; dasselbe fällt auf den Nacken hinab. Unverheirathete tragen das Haar unbedeckt; sie theilen es in der Mitte und flechten es in eine Menge harter, dünner Zöpfe; bei gewissen festlichen Gelegenheiten wird es mit Blumen geschmückt oder mit Oker roth gefärbt. Sie haben massive runde Gestalt, breiten flachen Schädel, lange große Augen, breite Stirnen, schweres Kinn, braune Haut, rundes Gesicht und gleichen sehr den in Stein gehauenen Schönheiten Altägyptens jener Zeit, in welcher durch Beimischung persischen, griechischen und römischen Blutes das Profil

noch nicht veredelt, die Haut noch nicht lichter geworden war. Sie werden nach dem ersten Kindbett sehr voll und fleischig, und die Araber lassen es darüber an Spötteleien nicht fehlen. Die Somal geben dieselben zurück, indem sie sagen, die Araberinnen gleichen mit ihren langen Beinen den jungen Fröschen. Ein großer Reiz ist die sanfte, leise und klagende Stimme der Somaliweiber; das haben sie von ihren afrikanischen Vorfahren. Ich habe oft stundenlang den Beduininnen zugehört; ihr Unterhaltung klang wie Musik in mein Ohr.

An Muskelkraft und Ausdauer sind die Frauen den Männern bei weitem überlegen. Sie haben alle häuslichen Geschäfte zu verrichten und müssen auch das Vieh besorgen; auf der Wanderung treiben sie die von ihnen beladenen Kameele, müssen Seile flechten, die Zelthütten aufschlagen, Wasser und Holz holen und obendrein kochen. Beide Geschlechter leben sehr mäßig, weil sie müssen; Meth und Bier aus Durrah, die bei den Abyssiniern und Danakil allgemein sind, kennt man in den Somaliebenen nicht. Durch diese Enthaltsamkeit von starken Getränken wird aber die Moral nicht etwa gehoben. Wer viel in der Welt gereist ist, kommt beinahe zu der Ueberzeugung, daß die Moralität ihre geographischen Bedingungen habe, daß Nationen und Racen, gleich einzelnen Menschen, von einem besondern Fehler heimgesucht sind, und daß für das Zurücktreten des einen, ein anderer hervorkommt. Die Somalimädchen haben gern Liebschaften mit Fremden, gemäß dem arabischen Sprüchwort, daß der neu Ankommende das Auge erfüllt. Bei anstößigen Fällen rächt der Stamm der Frau die Ehre derselben an dem Manne. Strafe erfolgt nicht in dem Falle, daß eine Frau mit einem Manne aus ihrem eigenen Stamme entflohen ist und ihr Gatte in die Scheidung einwilligt; aber sie erleidet Einbuße an ihrem guten Rufe und wird von anderen Frauen hart mitgenommen. Im Allgemeinen sind die Somaliweiber von kaltem Temperament, sehr fruchtbar, aber schlechte Mütter, die von ihren Kindern weder geliebt noch geachtet werden. Sie halten sich in Ostafrika länger als in Arabien oder Indien; aber mit dem dreißigsten Jahre schwinden die Reize und mit zunehmendem Alter werden sie sehr häßlich.

Die Somal heirathen, wenn irgend möglich, zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahre. Eheliche Verbindungen zwischen verschiedenen Stämmen kommen oft vor, und wer in einen Stamm

eingefreit hat, bleibt von der Blutrache verschont. Leute von edelen Sippen verschmähen Heirathen mit solchen, die unedeler Abkunft sind. Unter Vettern kommt keine Heirath vor, wohl aber wird ein Mann seine Tochter seinem Oheim geben, und, wie bei Juden und Gallas, seines Bruders Frau heirathen. Die Braut wird nicht um ihre Einwilligung gefragt, aber es finden sich für die jungen Leute genug Gelegenheiten zur Verständigung. Die Verwandten einigen sich über den Preis, der etwa ein Stück Baumwollenzeug nebst einem Halsband von Glasperlen beträgt, oder auch wohl fünfzig Stück Schafe oder dreißig Dollars. Aussteuer und Mitgift kennt man nicht. In den Städten schmauset man bei Hochzeiten, macht Musik und tanzt. Nachdem der Bräutigam die Braut in seiner Hütte eingeführt hat, peitscht er sie tüchtig durch, um ihr zu bedeuten, daß sie sich jeglicher Widerspenstigkeit zu enthalten habe. Dann bleibt er eine volle Woche lang in der Hütte oder dem Zelte, welches er nicht verlassen darf; seine Freunde vermeiden ihn und dürfen sich nicht sehen lassen, es sei denn, daß ein Raubzug oder eine Plünderung beabsichtigt würde. Ein Mann, welcher an der Keuschheit der Neuvermählten zweifelt, gräbt am Morgen nach der Brautnacht vor seiner Thür ein Loch und deckt eine Matte darüber, oder reißt den Rand seiner Tobe ab, oder reißt etwas von der Bedachung der Hütte oder des Zeltes herunter. Das bringt Schimpf auf die Familie der Frau. Vielweiberei ist nothwendig in einem Lande, wo der größte Reichthum in Kindern besteht. Ein Häuptling, der eben mannbar geworden, nimmt sofort vier Frauen. Von alten und unfruchtbaren scheidet er sich; wenn viele Söhne im Kampfe gefallen sind, vermehrt man die Zahl der Frauen. Töchter werden in der Familie gar nicht gerechnet; der Vater sucht indessen aus ihnen Nutzen zu ziehen, indem er sie an solche Männer verheirathet, welche seinen Wohlstand oder Einfluß vermehren. Ehescheidung ist sehr gewöhnlich; die Männer fassen häufig einen plötzlichen Widerwillen gegen die eine oder andere Frau und schaffen sie fort. Es heirathet sich hier zu Lande sehr leicht; ich habe gesehen, daß der Abschluß einer Ehe zwischen zwei Leuten binnen einer halben Stunde in Ordnung war; beide hatten sich vorher nie gesehen.

Romantische Empfindsamkeit in der Liebe kennen die Somal nicht, und ich habe nie gehört, daß ein Afrikaner seinen Speer abgelegt und die Weiber verschworen hätte, um ein Derwisch zu

werden. Doch erinnert ihr Hudhudu den Reisenden an die abyssinische „Augenliebe," das Ramsad basi der Afghanen und das Ischk esri der Semiten; wir wollen es, da ein genau bestimmender Ausdruck fehlt, als platonische Liebe bezeichnen. Die Verwandten erlauben, daß Liebende beiderlei Geschlechts sich begegnen; in Arabien und Centralasien ist das keineswegs der Fall. Es möge hier bemerkt werden, daß im Somalilande der Kuß und das Küssen etwas völlig Unbekanntes sind.

Die Mutter trägt ihr Kind zwei Jahre lang auf den Rücken oder läßt es an der Erde herumkrabbeln. Der Knabe wird im siebenten oder achten Jahre beschnitten, bekommt dann einen kleinen Speer und läuft, bis er mannbar wird, nackt umher. Er bettelt, borgt, stiehlt, und ist kerngesund. Der Nachlaß eines Verstorbenen wird zu gleichen Theilen den Söhnen verabfolgt, die Töchter erhalten wenig oder nichts. Die Habe eines Kinderlosen fällt an seine nächsten Verwandten, von welchen gewöhnlich einer die Wittwe zur Frau nimmt; sonst wird sie ihrer Familie zurückgeschickt.

Die Bewohner von Zeyla sind ganz und gar nicht betriebsam; der Beduine wird Nazil oder Gast eines Städters und hat Anspruch auf etwas Tabak, Glasperlen, einige Ellen groben Baumwollenzeuges; ausnahmsweise erhält er auch wohl einen kleinen Spiegel und ein Scheermesser. Dafür liefert er Sklaven, Elfenbein, Häute, Gummi, Milch und Getreide. Diese Gastfreundschaft darf nicht verletzt werden, und der Gouverneur hält streng darauf, daß sie genau beobachtet werde; es ist sehr schwer und mit vielen umständlichen Förmlichkeiten verknüpft, sie zu lösen. Natürlich werden die wilden Männer allemal betrogen, während die Städter auf ihre Kosten im Ueberfluß leben. Diese verlassen bald nach dem Frühstück ihr Haus, lungern umher, machen Besuche, schwatzen, treiben sich in den Moscheen herum. Dann essen sie zu Mittag, halten Ruhe, gehen wieder aus und kommen erst Abends heim. An den Wochentagen also thun sie nichts, und am Feiertag thun sie erst recht nichts. Festlichkeiten und Schmäuse sind keineswegs selten. Die Frauen der Städter flechten Matten, beaufsichtigen die Sklaven, welche im Hause Wasser sprengen, Korn zerstampfen und kochen.

Die Regierung und Verwaltung ist ächt orientalisch. Der Statthalter pachtet sein Amt von der Pforte und kann thun oder lassen, was ihm gefällt, so lange er seinen Zins pünktlich entrichtet

und dem Pascha von Mokka Geschenke macht. Diebstähle, Schlägereien und Brandstiftung bestraft er mit Geldbuße und Bastonnade; dann und wann wird auch ein Verbrecher in ein Arisch, Gefängniß, eingesperrt, wo der Verhaftete sich selbst beköstigen muß. Ueber Mörder holt man die Entscheidung von Mokka ein, oder wendet das Recht der Wiedervergeltung an, indem der Missethäter den Verwandten des Erschlagenen überantwortet wird. Der Kadi verwaltet das Schariat oder religiöse Gesetz, doch muß der Gouverneur die von ihm zuerkannten Strafen bestätigen; die Leute haben lieber mit dem Gouverneur zu thun, der sich mit mäßigen Bestechungen begnügt, als mit dem Kadi, denn dieser ist unersättlich. Sie ziehen den Jabr, die „Tyrannei" der weltlichen Behörde, der Ausübung des Schariat bei weitem vor.

Zweites Kapitel.

Reise durch die Wüste der Somal bis zur Märrär-Steppe. — Die Gudabirsi.

Von Zeyla nach Härrär führen zwei Wege. Der eine läuft in südwestlicher Richtung, und der Mokatteb oder Eilbote legt ihn zu Fuß in fünf Tagen zurück. Die Somal rechnen ihre Tagereisen nach Gedi, Märschen, die Araber nach „Hamleh." Jene direkte Straße hat zehn lange oder zwanzig kurze Stationen; die ersten acht führen durch das Gebiet der Isa, die beiden übrigen durch jenes der Noli Gallas, welche unter einem christlichen Häuptling stehen. Der Hadschi wollte mich auf diesem Wege nicht reisen lassen, weil er in Blutfehde mit den Ner Guleni lag; ich sollte die gewundene Straße wählen, welche nach Süden hin der Küste entlang läuft, durch das Gebiet der von Zeyla abhängigen Isabeduinen nach den Hügeln führt, und dann ihre Richtung nach Südwesten durch das Land der Gudabirsi und Girhi nimmt. Diese letzteren reichen bis in die Nähe von Härrär. Ich glaube, der gute Scharmarkay hatte eine Nebenabsicht. Durch manche Fehden unter den verschiedenen Häuptlingen war „der Pfad geschlossen" worden; und jetzt konnte er vermöge meiner Waaren wieder geöffnet werden.

Am 27. November 1854 war schon am frühen Morgen Alles zum Aufbruche bereit, und die fünf Kameele wurden beladen. Die Frauen stimmten den Reisegesang an. Die eigentliche Reise begann

erst um drei Uhr Nachmittags. Das Geleit gaben mir der Hadschi, sein freundlicher Sohn Mohammed und eine Abtheilung arabischer Söldner. So zog ich zum Aschurbarathor hinaus, durch eine gaffende Menge, in die Wüste. Bald nachher nahmen meine Begleiter Abschied, die Araber schossen ihre Luntengewehre ab und ich antwortete mit meinem „Vater der Sechs."

Ich will hier bemerken, daß ich als mohammedanischer Kaufmann reiste. Ein solcher gilt im Orient zugleich für einen Händler, Gelehrten und Pilger; gewöhnlich gehört er den besseren Klassen an, wird überall wohl aufgenommen und geachtet. Wenn es Allah gefällt, kann ja der Mann, welcher heute ein Stück Zeug verkauft, nach einem Monat ein mächtiger Wesir sein. Der Handel ist eine Art von Nebensache oder scheint es doch zu sein. Der Kaufmann hat den Kopf auf der rechten Stelle, tritt als bedächtiger Mann auf, hat den Rosenkranz in der Hand und den Koran auf den Lippen, weiß viel von den heiligen Stätten zu erzählen, schreibt eine hübsche Hand, kann viele Verse aus Dichtern anführen und führt einen ehrbaren Wandel. Dabei beobachtet er alle Vorschriften der Höflichkeit und bewegt sich mit gleicher Zwanglosigkeit gegen Alle, mit welchen er verkehrt, seien sie weß Standes sie wollen. Er hat daheim Weib und Kind, und hofft sein Leben bei ihnen in seiner Vaterstadt zu beschließen, allein „die Welt ist ungewiß", und „das Schicksal kommt herab, ohne daß unser Auge es gewahrt." Auch ist ja „die Erde ein Grab", und der Kaufmann deutet an, daß er das Ende seiner Laufbahn auch wohl anderswo als in seiner Väter Heimath finden könne.

Nun muß ich meine kleine Karawane schildern. Voran schreitet Raghe, mein Isa-Führer, mit all der Würde, welche einem Beschützer, Abban, wohl ansteht. Er geht barhaupt, in Tobe und Sandalen; in seinem Gürtel steckt ein großer, langer Dolch, in der rechten Hand trägt er einen mit Draht umwickelten Speer, der ihm als Wanderstab dient. Am linken Arme hängt der Lederschild, über der linken Schulter ein lederner Teppich, Musalla, den er ausbreitet, wenn er beten will; an der rechten Seite trägt er die Weri, eine mit Flechtwerk überzogene Flasche, mit Wasser, dessen er sich zu den religiösen Abwaschungen bedient. Neben ihm gehen einige Männer seines Stammes, welche einige Waaren in der Stadt eingekauft haben und ein Kameelfüllen treiben, das ihnen aber schon vor Mitternacht entlief.

Meine beiden Köchinnen sind Samaweda Juffuf und Aybla Fareh, lustige, muntere Weiber, die ich Scheherasade und Dinarsade benannt habe. Sie sind so wohl beleibt, daß man aus jeder drei Weiber gewöhnlichen Schlages machen könnte. Sie halten ganz bewundernswürdig alle Beschwerden aus, tragen während der Reise Pfeifen und Tabak, lenken die Kameele und treiben sie an, rücken die Last in's Gleichgewicht, und reiten niemals. An den Haltestellen besorgen sie das Abladen, legen die Ballen in einen Halbkreis, schlagen ein Zelt darüber, kochen unsere Mahlzeit, bereiten Thee und Kaffee, kurzum, sie machen sich auf alle Weise nützlich. Sie bereiten sich ihr Lager außerhalb des Zeltes, und tragen auch bei kaltem Wetter nichts als ein Kopfnetz und eine alte Tobe. Ihre Stimme ist sanft und weich, und bildet zu den harten, rauhen Tönen der Männer einen starken Gegensatz. Anfangs zeigten sie mir gegenüber eine schüchterne Verlegenheit, die aber bald verschwand; durch ihre sehr unbefangenen Scherzreden vertrieben sie uns die Zeit. Nach sehr bedeutenden Anstrengungen gewährt ihnen ein Dschogsi bedeutende Erleichterung. Man kennt dieses Kneten der Glieder, durch welches ein erhöhtes Wohlbehagen des Körpers erzeugt wird, auch in Arabien, wo es Daasa heißt, in Aegypten und in anderen orientalischen Ländern. Scheherasade und Dinarsade legen sich, eine um die andere, der Länge nach hin, das Gesicht nach unten gekehrt; eine tritt der andern rechtschaffen auf dem Rücken herum und knetet die Muskeln mit den Zehen. Das erquickt sie und sie stehen riesenstark wieder auf. Zu Beiden hält sich unser Reisestallmeister Juffuf, ein junger einäugiger Bursch aus Zeyla, der viel betet, sich recht gut aufführt, aber in Betreff der Zucht so strenge Vorstellungen hat, daß er beide Köchinnen zu Tode prügeln würde, wenn wir uns nicht in's Mittel legten. Sie hassen ihn sehr, und das weiß er auch recht gut.

Scheherasade führt das Leitkameel und Dinarsade benutzt mein Pfeifenrohr als Treibstecken. Die letztere ist einmal in Aden gewesen und mag wohl Verdacht schöpfen; ihre Augen weichen meinem Blick aus, und oft wendet sie mit angenommener Schüchternheit ihr schwarzes Gesicht abseit. Die fünf Kameele sind vermittelst der Schwänze aneinander befestigt, und werden geschlagen, wenn sie anhalten sollen. Sie sind beladen mit amerikanischem Scheeting (Wilayati), mit Leinwand aus Katsch (Duwwara). Diese Waaren haben wir in blaues Zeug und Matten verpackt, damit sie nicht

durch Regen oder Staub leiden. Das Ganze ist mit einer Rinderhaut überdeckt. Die Kameele haben ferner eine Ladung schlechter Mokkadatteln (Muschakkar) für die Somal, bessere Datteln für uns selber, und einen halben Centner gemeinen Suratetabak, denn andere Tabaksorten verschmähen die Somal; sie mochten nicht einmal meinen guten Latakia. Die Gudabirsi und einige andere Stämme bauen wohl etwas Tabak, aber nur sehr wenig, und er ist schlecht. Ohne Tabak kann man im östlichen Afrika nicht vorwärts kommen; Jeder verlangt eine Handvoll, und manche Leute geben dafür nicht einmal Milch, weil sie annehmen, daß sich das Geschenk von selbst verstehe. Außer jenen Waaren haben wir noch einige Kasten mit Glasperlen, allerlei Tand, Halsbändern, Ohrringen und dergleichen mehr. Die Lebensmittel für mich und meine nächsten Gefährten bestehen in drei Centnern Reis, einem großen Topf mit Kawurmeh, das heißt an der Sonne getrockneten Fleisches, welches in Stücke zerbrochen und in Butter gebraten wird, Datteln und Salz aus dem Bahr Assal oder dem Salzsee bei Tadschurra. Von dort gehen alljährlich Tausende von Packen in's Innere. Die Beduinen reiben vor dem Essen ein Stück Salz auf der Zunge, oder verschlucken solch ein Stück wie Zucker. In Härrär wird eine Eselsladung Salz mit einem Sklaven bezahlt, und die Abyssinier sagen von einem reichen Manne: „er ißt Salz.“ An flüssiger Butter, Thee, Kaffee, Zucker und für den Nothfall auch Schiffsbrot haben wir keinen Mangel, und nebenbei einen kleinen Vorrath von arabischen Süßigkeiten und Safran. Endlich führen wir auch in Schläuchen Trinkwasser; denn was man in den Strandebenen findet, ist salzig und brakig. Auf die Beschaffenheit des Wassers sollte jeder Reisende in Afrika genau Obacht geben; denn wenn es von Salpeter oder mit organischen Bestandtheilen geschwängert ist, verursacht es jene Durchfallskrankheiten, denen so viele Entdecker erlegen sind. Taschenfilter sind von unschätzbarem Werthe. Brunnenwasser muß man abkochen und durch Holzkohle laufen lassen, und es auch dann noch mit etwas Weingeist vermischen.

Zu meiner Ausrüstung kam noch eine Kiste mit Schießbedarf auf drei Monate. Alles in Allem kostete mich die Reise hin und zurück 149 Pfund Sterling.

Den Schluß der Karawane bildete ein Esel, welchen eine Beduinenfrau trieb; ein zahmes Schaf lief auch mit. Neben den

Kameelen ritten meine drei Gefährten, wahre Blumen der Somalimode; denn ihre Haare glänzten von Fett, ihre weißen Toben hatten einen rothen Saum, ihre neuen Schilde waren mit Baumwollenzeug überzogen und die Speere blank. Was ich von Schießgewehren nicht selbst an mir trug, haben sie den Kameelen aufgeladen, weil jene hier zu Lande als ausländische Spielerei betrachtet werden. Sie schaukeln sich auf dem kleinen abyssinischen Sattel, und ihr Steigbügel ist so klein, daß nur der kleine Nagel hineinpaßt. Ich reite ein schönes weißes Maulthier, dessen Sattel mit einem galonnirten Teppich belegt ist, und sehe stattlich genug aus. Quer vor mir liegt meine Doppelbüchse und in den Holstern stecken meine Revolver.

In dieser Ordnung zogen wir der Küste entlang nach Süden hin über eine angeschwemmte Ebene, die theils trocken, theils da, bis wohin die Fluth reichte, morastig war, durch schlammige Bäche oder solche, deren Bett jetzt trocken lag, über Flächen mit schwarzem Boden, der mit Salpeter geschwängert ist und auch die in den arabischen Wüsten gewöhnlichen vorkommenden Salzpflanzen trug. So ist im Allgemeinen der Anblick der Ebene zwischen der See und dem Gebirge; sie mag in gerader Richtung gemessen etwa fünf- bis achtundvierzig englische Meilen breit sein. Bei den ersten Hügelausläufern wird der Pflanzenwuchs schon stärker; Dorngebüsche und Akazien treten in Gruppen auf, und nach dem Monsun ist dieser Strich mit üppigem Gras bedeckt. In anderen Jahreszeiten hat er nur wenig Wasser, das dem in Schiffsräumen angesammelten Seewasser gleicht. Er ist im Besitz der zu den Isa gehörenden Sippe der Mummasan, und mir ist unbegreiflich, wie diese „Kurra dschog“ (Sonnenwohner; so werden sie von den Stadtsomal genannt) hier im Sommer leben können. Wir waren jetzt im December und doch schälte sich mir die Haut auf den Armen ab; meine Gefährten keuchten vor Hitze und verfluchten, wie im Alterthum Herodots Atlanten, die aufgehende Sonne. Stadtbewohner, welche im Sommer über diese glühheiße Ebene reisen müssen, werfen nasse Toben über, welche sie nach jeder halben Stunde wieder mit Seewasser netzen. Manche erliegen dem brennenden Durste, welchen der Simum erzeugt. Jetzt sehnen die Beduinen Regen herbei, denn wenn die Dürre noch vierzehn Tage dauert, geht sicherlich die Hälfte ihrer Heerden zu Grunde.

Nachmittags hielt mein Abban an, sprach ein Gebet und verrichtete eine Abwaschung; eine Frau that desgleichen; aber dabei

ließen sie es ein- für allemal bewenden. Gegen Untergang der Sonne kamen wir an der Hyänenquelle, Warabod, vorüber, und dort ist der erste Halteplatz (Marhala), an welchem die nach dem Innern Reisenden rasten. Von da führt ein gerader Weg nach Südwesten, auf welchem man in sechs Märschen die Hügel erreicht; aber mein Abban wollte mich durch seinen Kraal führen. Nach einer halben Stunde kamen wir zur zweiten Station, Hangagarri, einem Brunnen unweit des Meeres. Wir sahen im Dunkel viele Lichter und waren nun unter den Isa. Um acht Uhr wurde Gagab, der dritte Marhala, erreicht, wo die Kameele nicht mehr weiter wollten. Raghe erklärte, daß er schon die Wachtfeuer seines Stammes sehe, aber die Thiere blieben liegen und mußten abgeladen werden. Wir zündeten ein Feuer an und aßen Datteln. Die Luft war nun frisch und der Abend nach dem heißen Tage sehr erquickend. Nachdem ich einen vollen Monat in der dumpfen Stadt verlebt hatte, gewährte mir die freie Wüste einen großen Reiz; das Geräusch der an den Strand schlagenden Wellen und das Geheul des Schakals waren die Musik, welche mich in den Schlaf lullte. Nun war einmal der Würfel geworfen, mochte kommen, was da wollte. Der Büchsenkolben war mein Kopfkissen, und meine Pistolen lagen neben mir; aber ich fühlte nichts mehr von der Beklemmung, welcher auch der kühnste Reisende sich nicht erwehrt, bevor er sein Wagniß beginnt. Das ist der Unterschied zwischen Einbildung und Wirklichkeit, zwischen Befürchtung und Gewißheit.

Das Ende der Zeit erbot sich, während der Nacht Wache zu halten. Beim ersten Grauen des Tages weckte er uns, und die Frauen belasteten die Kameele. Bald kamen wir über gelbes Gras, über eine Strecke, die einem Stoppelfelde glich, in ein Somali-Arkadien mit Salzwasser und Wüstenwind. Pfeifende Hirten trugen junge Thiere auf den Armen oder trieben Kameele vor sich her, die in langer Reihe ihre Geierköpfe hin und her schaukelten, oder spielend einander bissen. Voran ging ein Patriarch, an dessen Hals eine hölzerne Glocke hing, ein „Kor", damit die Thiere sich nicht verlaufen. Füllen liefen hinter den Müttern her; Schaafe mit schwarzen Köpfen waren in Heerden über die Ebene zerstreut, Ziegen wurden von Kindern gehütet. Diese waren in Felle gekleidet, eben so die Frauen; einige derselben kaueten das Innere einer Baumrinde, andere spannen Garn aus den Fasern der Kriechpflanze Sagsug, woraus man Seile und Zeltmatten bereitet. Die

Knaben führten Schäferstäbe, die etwa sechs Fuß lang sind und einen Haken haben; am untern Ende befindet sich eine Gabel. Einige spielten mit den Hunden, welche der Beduine wohl zu schätzen weiß, während der ansässige Somal sie verachtet und mißhandelt. Die kleine Sandantilope sprang über die Büsche, hoch in den Lüften kreiseten Geier, und wir konnten daraus abnehmen, daß menschliche Wohnungen nicht weit entfernt seien.

Darauf deuteten auch die vielen einander durchkreuzenden Fußpfade hin. Aus den bienenkorbartigen Zelthütten traten Männer, welche sich unserer Ankunft freueten, denn die feindlichen Habr Awal hatten gedrohet, sie würden kommen, um jene aufzufressen. Wir ritten vorsichtig neben den Kameelstuten hin, die man nicht erschrecken darf, wenn ihre Füllen noch klein sind, und gelangten um acht Uhr Morgens nach dem Kraal unseres Führers. Dort war die vierte Station, Gudingaras genannt, das heißt die niedrige Stelle, wo die Garabäume wachsen. Dieser Haltplatz liegt etwa zwanzig englische Meilen südwestlich von Zeyla.

Raghe verschwand, aber die Beduinen kamen und betrachteten uns. Scheherasade und Dinarsade holten Zeltpflöcke aus dem Dorfe, staueten unser Gepäck so zusammen, daß dasselbe eine Art von Ringmauer bildete, schlugen unser Wigwam auf, bereiteten ein Lager im Schatten und verlangten laut nach süßer und sauerer Milch. Die rothköpfigen Speerträger ließen mehrfach das verhängnißvolle Wort Ferendsch, Europäer, fallen, und ich hielt es für nothwendig, sofort einen Eindruck auf sie zu machen, obwohl eigentliche Gefahr nicht zu besorgen stand. Die Beduinen machten sich nämlich über meine Waffen lustig und spöttelten. Da forderte der Hammal sie auf, uns einen ihrer Schilde als Zielscheibe aufzustellen, doch dazu wollten sie sich nicht verstehen. Es war nun ein günstiger Zufall, daß eben ein großer brauner Geier mit kahlem Halse sich etwa zwanzig Schritte von uns niederließ. Die Somal heißen ihn „Gurgur", weil er auf dem Schlachtfelde die Sterbenden anhackt und die Todten frißt. Ich sandte dem Vogel eine Kugel in den Leib, und einige Beduinen liefen der Kugel nach, um sie aufzusuchen. Dann lud ich den Lauf mit dickem Schrot, dessen Wirkung diese Leute noch nicht kannten, und schoß bald nachher einen Geier aus der Luft herab. Das erschien im höchsten Grade wunderbar; die Weiber riefen: „Seht nur, er bringt die Vögel vom Himmel herunter!" Ein alter Mann steckte bedenklich

den Zeigefinger in den Mund, pries Allah und betete, daß es ihm nicht gehen möge wie jenem Vogel. Mit einem Worte, der Eindruck war so vollständig, daß ich fortan stets einen Lauf mit Schrot geladen bereit hielt.

Vor unserer Zelthütte saßen viele Beduinen auf den Fersen hockend, mit dem Speer in der Hand, um Alles, was wir thaten, genau zu beobachten. Vor Mittag ließ ich die Matte vor dem Eingang herab, was außerdem stets geschah, wenn ich eine Kiste oder einen Packen öffnen wollte. Wir tranken Milch und aßen Reis mit Kawurma. Dann gingen die Beduinen fort, um zu schlafen, meine Gefährten legten sich auch zur Ruhe, und ich schrieb Bemerkungen nieder. Als die Wilden sich wieder einfanden, deuteten sie durch Geberden an, daß ihnen Taback sehr willkommen sein werde; nachdem jeder eine Hand voll bekommen hatte, zogen sie sich zurück. Der alte Mann, welchem meine Büchse so großen Schreck eingejagt, bat mich um ein Recept für ein krankes Kameel, das ich ihm auch gab. Zum Dank dafür sprach er einen Segen, der wohl eine halbe Stunde lang war, und zuletzt spie er uns an, was so viel heißen sollte als: ich wünsche euch das beste Glück. Der Reisende thut wohl, sich mit solchen alten Leuten auf guten Fuß zu stellen, denn sie genießen bei den Stämmen großes Ansehen.

Am Abend nahm ich mein Gewehr und ging mit dem Ende der Zeit auf die Jagd. Bei diesem Ausfluge kam ich an das Grab eines Jsakriegers; es war etwa zehn Fuß lang und mit Steinen bedeckt, sowohl Granitkieseln wie Basaltstücken und Kalksteinen. An zwei aufrecht stehenden Quadern, welche die Lage des Kopfes und der Füße bezeichneten, hingen die Milcheimer des Verstorbenen. Das Grab war mit einem Dornzaun umfriedigt, und dem engen Eingang gegenüber lagen drei Steinblöcke, welche die Zahl der von dem Krieger erlegten Feinde bezeichneten. Ueber vier Stangen lag Dornreisig, damit die Verwandten des Gestorbenen im Schatten essen, beten und weinen können. Die Gräber der Beduinen sind überhaupt sehr einfach; sie haben keine Art von Vorliebe für irgend einen besondern Friedhof, wie etwa die Muselmänner in Sindh oder manche andere Hirtenstämme, sondern scharren den Todten dort ein, wo er gestorben ist. Sie hegen, gleich vielen anderen Barbaren, einen Abscheu vor den Todten und vor Allem, was an diese erinnert. Die Bahre ist ein rohes Ge-

stell; die Stangen sind mit Lederseilen zusammengebunden. Manche binden die Leiche derart zusammen, daß sie sitzt, und deshalb findet man viele runde Gräber im Somalilande. Insgemein legt man aber den Todten in eine längliche Grube, bedeckt ihn mit Holz und Matten, und häuft Erde, Matten und Steine darüber.

Ich blieb vier und zwanzig Stunden in Gudingaras, und sah dort, wie ein Beduinenstamm aufbricht. Am 30. November rief vor Tagesanbruch ein Somali-Stentor: „Holt die Kameele herbei! Ladet die Sachen auf! Wir wollen aufbrechen!" Um acht Uhr schlossen wir uns dem Zug an. Etwa anderthalb hundert Krieger und deren Frauen und Kinder trieben die Heerden vor sich her, im Ganzen etwa zweihundert Kühe, siebentausend*) Kameele und elf bis zwölftausend Schafe und Ziegen. Nur drei Männer trugen den Bal, die Straußfeder, ein'ge Andere hatten einen Armring von Elfenbein, Fol oder Adsch, über den rechten Elbogen; er bedeutet, daß der Mann, welchen er ziert, einen Elephanten getödtet habe. Der Kopf war den Knaben derart geschoren, daß das Haar einen hohen Kamm bildete; zu ihnen hielten sich die Hunde mit buschigem Schweif. Die Zahl der Kranken war nicht gering, weil gerade damals der Durchfall sehr häufig war; sie saßen auf Kameelen. Jeder Stamm hat für die von ihm gezüchteten Thiere ein besonderes Merkzeichen; hier sah ich manche Dromedare, welche das Brandmark der Habr Awal trugen; die mit den Zelten und dem Hausrath beladenen Kameele wurden von den Mädchen getrieben; die Frauen hatten ihre kleinen Kinder auf dem Arme. Diese Beduinen waren offenbar vor einem feindlichen Ueberfall besorgt, fragten mehrfach, ob ich auch mein „Feuer" bei mir habe, und ersuchten mich, den Ehrenplatz im Vortrab einzunehmen. Als ich mit meinen Maulthieren an den Kameelen vorübersprengte, wurden diese sehr unruhig, und ich fand zu meiner Ueberraschung, daß dieser Stamm den Unterschied zwischen Pferden und Maulthieren nicht kannte. Unartigen Knaben drohete ein Vater, der fremde Weiße werde sie fressen, und die Frauen sprachen: „Da kommt der alte Mann, der Alles weiß." Alter Mann, Oddaï, heißt bei dem Somal Jeder, der eine Frau genommen hat, ohne Unterschied der Jahre.

---

*) So steht im Text; doch das ist wohl ein Druckfehler; es werden siebenhundert gewesen sein.

So ritt ich einige Stunden am Meeresgestade hin, und machte dann mit dem Ende der Zeit einen Abstecher nach dem Dibh*) Silil, der von den westlichen Hügeln herabkommt und in nordöstlicher Richtung zum Meere strömt. Sein Lauf wird durch eine lange Linie von Tamarisken bezeichnet, deren lichtes Grün sich von dem amethystblauen Himmel sehr anmuthig abhob. Solche Gegenden an Gießbächen bilden die Paradiese von Adel; die Ufer sind mit verschiedenen Akazienarten eingefaßt; einige derselben sind sehr stark mit Dornen besetzt, zum Beispiel der Zakkum, andere gleichen einem Fallschirm und bilden ein undurchdringliches Dickicht, Schlingpflanzen umwinden gleich Schlangen einen gewaltigen Baumstamm, oder verbinden gleich Tauen die höheren Zweige oder hängen von den unteren Aesten zur Erde hinab. Auch ist eine Fülle von Schmarozerpflanzen vorhanden; sie bilden Gewölbe von lichtem Grün, überziehen halb verwes'te, am Boden liegende Stämme, und saftiges Gras gewährt einen erquickenden Anblick. Von den dünneren Zweigen hängen die glockenförmigen Nester der Loxia herab, werden vom Winde geschaukelt, und ich vernehme den hellen Gesang buntbefiederter Vögel. Das Flußbett besteht aus einer Lage feinen weißen Sandes, in welchem goldfarbiger Glimmer, milchweißer Quarz, rother Porphyr und Granit schimmern. In der Mitte liegt da und dort ein Eiland, auf welchem ich Geröll, Akazien, Jujubenbäume und die hellgrünen Koloquinthen erblicke. Dort findet man gewöhnlich auch die Brunnen, welche mit Dornreisig umgeben sind; an Pfählen hängt der Schlauch zum Wasserschöpfen. Wo die Heerden nicht weiden, springt die schüchterne Gazelle; man sieht Spuren von Schlangen im Sande, und Nachts erscheinen Löwen, Leoparden und Elephanten. Im Somalilande ist der Brunnen keine Stätte für friedliche Zusammenkunft, und der Reisende hütet sich wohl, in der Nähe eines solchen sein Zelt aufzuschlagen.

Wir setzten uns unter einen Baum und sahen zu, wie die Beduinen durch das Flußbett zogen; bestiegen dann unsere Maulthiere und gelangten nach dem zwei Meilen entfernt liegenden Ameisenplatze, Kuranvali. Diese Stelle liegt acht Meilen südsüd-

*) Dibh bedeutet dasselbe, was Wadv bei den Arabern; ein Flußbett, das zeitweilig trocken liegt; Webbe (Obbay, Abbai rc.) ist ein großer Fluß; Durdur ein solcher, der fließendes Wasser hat.

östlich von Gudingaras; der nächste Brunnen, jener von Angagari, ist so weit, daß die Heerden, welche Morgens zur Tränke dorthin getrieben werden, erst gegen Abend zurückkommen.

Ich blieb den Tag über dort, und nahm Wasser- und Milchvorräthe für die zwei langen Märsche durch die Wüste, welche mir bevorstanden, ehe ich das Gebirge erreichte. Am Himmel zeigte sich dichtes Gewölk, aber die Gebete um Regen waren vergeblich; doch hatten wir um Mittag einen frischen Seewind, der aber auch gewaltige Sandsäulen emporwirbelte. Dann wurde es wieder sehr heiß und ich blieb im Zelte, wo mich die Beduinen arg quälten, denn Raghe, den seine Genossen bestürmten, wurde zudringlich, verlangte bald Tabak, bald Reis oder Datteln, bald noch Anderes. Der Beduine hat, gleichviel ob er Araber oder Afrikaner sei, immer Hunger und denkt stets an seinen Magen. Und doch sind diese Somal, gleich den Abyssiniern, dabei ungemein wählerisch; so verschmähen sie zum Beispiel den Genuß der köstlichen Fische, von denen das Meer wimmelt. „Sprich nicht zu mir mit dem Munde, welcher Fisch gegessen hat," ist eine arge Beleidigung. Selbst der Aermste würde den verachten, welcher gleichviel welchen Vogel genösse; man darf vom Schafe weder das Mark der Knochen noch das Fleisch am Schenkel essen. Nur die nördlichen Somal essen Hasen, die in ihrem Lande zahlreich sind, aber auch bei ihnen verschmähen viele die Antilope, nicht weil es verboten wäre, sondern weil sie Abneigung dagegen haben. Wer Kaffeebohnen kauet, steckt immer eine ungleiche Zahl derselben in den Mund, und Kameelmilch wird nicht gewärmt, weil dadurch das Thier behext würde. Während der arabische Beduine Mäßigkeit im Essen rühmlich findet, findet der Somali im starken Appetit einen Maaßstab für die Mannhaftigkeit. Ein „Sohn der Somal" muß, sobald er Zähne hat, ein paar Pfund zähen Schöpsenfleisches kauen und dann noch nach mehr verlangen.

Am ersten December, es war ein Freitag, erklärte ich dem Abban, daß ich Nachmittags bei guter Weile aufbrechen wolle. Gegen drei Uhr versammelten sich die Beduinen vor meinem Zelte, und nach langem Hin- und Herreden begriff ich wohl, wie eigentlich die Dinge lagen. Man wollte uns ziehen lassen, aber meine Waaren und meinen Tabak behalten. Es wurde boshaft genug hervorgehoben, man habe weder Tabak noch andere Geschenke von dieser Karawane gesehen; weshalb solle man ihr nun ein schützen-

des Geleit geben? Diese Bemerkung fand Beifall, aber ich fragte, was man denn überhaupt für uns gethan habe, um Geschenke zu verdienen? Die Antwort darauf lautete: „Wem gehört denn dieses Land?“ Ein Beduine hatte meiner Scheherasade einen Heirathsantrag gemacht und wollte sie zurückbehalten; die Maulthiere kamen immer noch nicht von der Tränke zurück, und ich wurde zuletzt ungeduldig. Vor dem Zelte ließ ich eine Rindshaut ausbreiten, setzte mich hin und befahl meinen Leuten, trotzdem Raghe und vier Dutzend Beduinen Einsprache thaten, die Kameele zu beladen. Das verdroß sie, ihre Unverschämtheit stieg, und sie sagten mir mit dürren Worten, Alles, was ich besitze, gehöre ihnen, weil sie Eigenthümer des Landes seien. Das letztere bestritt ich nun allerdings nicht, drohete ihnen aber mit einem Zauber, durch welchen sie ganz gewiß ihren Todfeinden, den Habr Awal, und den wilden Thieren zum Opfer fallen würden; weder Männer noch Frauen, weder Kameele noch Kinder sollten verschont bleiben. Diese Drohung übte sofort eine beruhigende Wirkung aus, und jetzt trat auch der Greis hervor, welcher uns eine glückliche Reise gewünscht und mich angespien hatte. Er tadelte seine Landsleute, die ihn aufmerksam anhörten und zu einander sprachen: „Wir wollen thun, was er sagt, denn sein Ende ist nahe.“ Bald kamen auch die Maulthiere zurück, aber nach der in Zeyla mir versprochenen Bedeckung sah ich mich vergeblich um; ich bestand deshalb um so mehr darauf, daß der Abban und drei seiner nächsten Verwandten mit mir gingen. Der Greis mußte sich noch einmal ins Mittel legen; ich schenkte ihm wieder etwas Tabak und wurde noch einmal von ihm gesegnet. Als wir fortritten, folgte uns ein ganzer Schwarm lärmender Knaben, die sich namentlich über das Ende der Zeit lustig machten, der freilich ein sehr schlechter Reiter war.

Bisher hatte mein Abban uns am Meeresstrande hingeführt, weil das ihm besser paßte; eigentlich hätte er den geraden Pfad einschlagen sollen; jetzt aber schlugen wir die Richtung nach Südwesten, nach dem innern Lande zu, ein, und kamen um sechs Uhr Abends über eine Goban*), deren okergelber Sand bis zu einem

*) Goban ist die tiefe Strandebene, welche sich vom Bor, der Küstenhügelkette, bis zum Meer erstreckt, und einen Gegensatz zum Ogu, dem jenseitigen Tafellande, bildet. Ban ist eine mit Gras bestandene Hochwiese oder Steppe, auf welcher nur wenige Bäume wachsen; Dir, ein kleines Gebüsch

blauen Hügel sich erstreckte. Abyssinier und Araber haben eine abergläubige Furcht vor der Nacht und ihren Schrecken, aber die Somal nicht, wohl aber sind sie in steter Besorgniß vor Ueberfällen, Schlangen und Skorpionen.

Schlangen kommen in den Städten nur selten vor, sind aber in der Wüste sehr häufig und bei Nacht den Reisenden sehr gefährlich; am Tage lassen sie sich nur selten blicken. Es gilt beinahe für eben so verdienstlich, eine Schlange zu tödten, als einen Ungläubigen zu ermorden. Namentlich hält man die Abesi (arabisch El Hayych; eine Cobra) für ungemein giftig, da ihr Biß ein Kameel tödtet, und die Dschelbis, die lang und schwarz ist, gilt für nicht minder gefährlich. Auch bei den Somal knüpft sich mancherlei Aberglaube an die Schlange. Demgemäß enthält das eine Horn der Cerastes ein starkes Gift, dagegen macht das andere Horn, wenn zermalmt und über das Auge gestrichen, den Menschen zu einem Seher, und er kann dann alle Schätze der Erde finden. Eine fliegende Schlange sammelt Edelsteine und hat einhundert Diener zur Bewachung. Als einst ein Somalireiter ihr ein Juwel geraubt hatte, wurde er von einem Schlangenheere verfolgt; allerdings entkam er diesem, aber sein Stamm zwang ihn, das Kleinod der geflügelten Schlange zurückzugeben. Vor Tausendfüßen fürchtet man sich nicht sehr, wohl aber vor Skorpionen von der großen gelben Art, die bei heißem Wetter sehr gefährlich sind; darüber kann ich aus eigener Erfahrung sprechen. Nach dem Bisse verspürt man Ekel, der Schmerz steigt rasch bis zu den Schamleisten, man bekommt Anschwellungen, Hitze und starkes Herzklopfen; das Ganze hält etwa zwölf Stunden lang an. Die Somal schnüren sogleich ein Band recht fest oberhalb der verwundeten Stelle und warten dann das Weitere ab; ich trug aus Vorsicht über meinen Knöcheln einige Fäden gedreheten Wollengarns, welche bei den Arabern Zaal heißen und in Yemen allgemein bräuchlich sind; man zieht sie unmittelbar nach dem Bisse so stark als möglich an. Knoblauch und Opium gelten für sichere Heilmittel, aber die Anwendung einer Luftpumpe ist doch weit sicherer. Scheherasade hätte

---

(die Araber nennen dergleichen Haidscha); Chain ist ein Wald oder großes Gebüsch. Bor bedeutet auch Berg, Fels oder Hügel überhaupt; ein Felsabsturz heißt Dschar, und die hohen thonigen Wände einer Schlucht nennt man Gebi.

in jener Nacht beinahe auf eine Viper getreten. Die ganze Ebene war so zu sagen ein wahres Geflecht oder Netzwerk von Löchern, in welchen sich die Jir Ad, eine Feldratte mit rothbraunem Rücken und weißem Bauch, aufhält. Die graue Ratte heißt bei den Somal Baradublay und ist im östlichen Afrika eine nicht so arge Plage als in Indien oder Arabien, wo diese abscheulichen Thiere mich mehr als einmal gebissen haben, wenn ich ohne Stiefeln schlief; ich spürte wochenlang die Nachwehen. In jenen Löchern wohnt auch die Mullah, eine Eidechse mit glatter Haut, und die Dabagallah, ein Erdeichhörnchen mit glänzendem, glattem Fell. Als der Mond aufstieg, begann das Heulen der Hyäne und des sie begleitenden Schakals; auch der Hidinhitu, ein rother langbeiniger Regenpfeifer, ließ sich vernehmen. Von diesem Vogel wissen die Somal eine Sage zu erzählen. Ursprünglich war er fleischfressend und lebte in Gesellschaft von Raubvögeln; als er aber einmal während der Nacht schlief, hatten jene Alles aufgefressen und ihm gar nichts übrig gelassen. Da schwur er, nie wieder mit seinen bisherigen Gefährten zu fliegen, auch kein Fleisch mehr zu genießen und die ganze Nacht hindurch nie mehr zu ruhen. Er wiederholt den Schwur, wenn sich im Dunkeln etwas regt.

Unterwegs konnte ich mich davon überzeugen, daß die Somal ein durchaus nicht körperkräftiger Menschenschlag sind; sie wunderten sich, daß ich meine Büchse trug, während ihnen sogar beim Reiten der Speer zu schwer war; sie legten ihn unter sich, um ihn nicht auf der Schulter halten zu müssen. Ueberhaupt würde ein englischer Knabe von vierzehn Jahren mehr Kraft und Ausdauer bewähren als diese Wüstenmänner. Jene Schwäche rührt nicht etwa von dürftiger Nahrung her, denn die Stadtsomal, die sehr gut und vollauf speisen, sind noch schwächer als die Beduinen; der Fehler liegt in der Race. Sie können in abgemüdetem Zustande keinen Durst ertragen, und sind dabei in hohem Grade sorglos; sie trinken alles Wasser, dessen sie habhaft werden können, rein weg, ohne an spätern Mangel zu denken.

Um elf Uhr Nachts hatte ich zwölf Meilen in gerader Richtung zurückgelegt und machte nun Rast. Der Wind blies frisch von den Hügeln herab, und meine Gefährten zitterten vor Kälte; der lange Guled war so steif wie eine Mumie, aber Raghe wollte kein Feuer dulden, weil ein solches uns verrathen könne; trotzdem zündeten wir uns die Pfeife an; schliefen dann im Mondschein und

brachen um fünf Uhr Morgens wieder auf. Es war sehr kühl, im Osten lag dichter Nebel, die blaue Linie des Meeres erschien, vermöge der Strahlenbrechung, wie eine Bergkette, und die Hügel, welchen wir nun näher kamen, zeigten bald ihre Umrisse. Die Ebene war belebt von Antilopen und Straußen, doch hielten sie sich außer der Schußlinie, denn sie sind hier sehr scheu und wild. Um acht Uhr kamen wir durch einen jener vielen Wasserläufe, die einen Theil des Jahres hindurch trocken liegen; es war Biga Hablod, das Mädchenwasser, in welchem ich viele Märer bemerkte, Bäume mit gelblich rothen Beeren, mit einem kleberigen Safte, wie grünes Gummi, der genießbar ist. Der Pflanzenwuchs zeigte, daß Wasser nahe unter der Oberfläche vorhanden war. Nach zwei Stunden fand ich die Sonne schon drückend heiß, und machte in einem andern Flußbett Halt; es heißt Adad, weil an seinem Rande viele Gummi-Akazien stehen. Wir waren jetzt fünf und zwanzig Meilen von Kurangali entfernt, legten uns zum Schlummern nieder, hatten aber die Waffen neben uns, denn von nun an waren wir in einem ganz offenen Gelände. Um Mittag bereiteten die Köchinnen Reis, und um drei Uhr zogen wir den Hügeln entgegen, deren Blau sich auf dem Braun des Lufthimmels scharf abhob. Bald gelangten wir auf unebenen Boden, und fanden manche Ruinen; sie rühren gewiß von früheren mohammedanischen Bewohnern her, denn ich sah Ueberreste von Moscheen, deren halbkreisrunde Betnische gen Mekka gerichtet war. Die Gräber hatten eine andere Gestalt als jene der Somal, und gleichen denen, welche man in der Nähe von Zeyla aus alter Zeit findet.

Als es um sieben Uhr dunkel wurde, kamen wir auf Spuren, die noch frisch waren, und von einem starken Reitertrupp der Habr Awal herrührten. Diese Daasch, Spur, jagte meinen Gefährten großen Schrecken ein; der Gesang verstummte, die Frauen trieben die Kameele rascher vor sich her, und alle hielten sich dicht bei einander, nur Raghe war beträchtlich voraus, wahrscheinlich um nöthigen Falls sicherer fortlaufen zu können. Ich war über das Alles sehr ägerlich, zankte die Leute aus, fragte, was ihnen in den Kopf gefahren sei, und erhielt vom Ende der Zeit mit hohler Stimme zur Antwort: „Wahrlich, Hadschi, wer die Spur erblickt, gewahrt auch den Feind. Der Mensch ist nur eine Handvoll Staub und das Leben ein heftiger Sturm.“ Unser waren allerdings nur neun Männer und zwei Frauen, und mit zwei hundert Reitern hätten

wir es ganz gewiß nicht aufnehmen können; auch würde außer dem Hammal und dem langen Guled Niemand Stand gehalten haben.

Aus frischen Spuren von Schafen und Ziegen, die bei Mondschein sorgfältig untersucht wurden, nahmen wir ab, daß ein Dorf in der Nähe sein müsse, zogen weiter, kamen durch dornige Schluchten und waren bald in einer Gegend, wohin gewiß keine Reiter gekommen waren. Um acht Uhr konnten die armen Frauen, welchen durch Dornen die Füße beschädigt waren, nicht mehr weiter, auch die Kameele legten sich, und so machten wir denn Rast. Trotz Raghe's Widerspruch zündeten wir ein Feuer an, tranken dann schlechte Milch, weil wir längst kein Wasser mehr hatten, und legten uns zum Schlaf nieder. Am andern Morgen ging es weiter über steinigen Boden und Dornen; die Beduinen legten das Ohr auf den Boden, um zu horchen. Bald nachher sahen wir zwei Männer; ein Isa-Kraal war in der Nähe. Dieses Dorf lag in einer tiefen Schlucht, Damal genannt, an einem breiten, trockenen Bach am Fuße der Hügel, zwischen hohen Bäumen, auf denen ich braune Weihen, schwarze Geier und schneeweiße Adler bemerkte. Wir hatten von Adad ab elf Meilen auf einem gewundenen Wege zurückgelegt. Nach siebentägiger mühsamer Reise hatte ich von dreißig Stationen jetzt erst sieben zurückgelegt, weil Raghe mich unnöthiger Weise den Umweg nach Süden hin machen ließ.

Ist Ostafrika geht man nicht eher in einen Kraal, als bis man dazu eine Einladung erhalten hat; wir hielten also draußen unter einem Baume an; aber bald erschienen die Aeltesten, redeten sanft, brachten süßes Wasser, frische Milch, fette Schafe und Ziegen; dagegen verlangten sie eine Tobe und ein Messer. Unter diesen Leuten verbrachte ich die Zeit behaglich, trank Kaffee und Sahne, aß Schöpsenfleisch, rauchte Tabak, ließ mich von der frischen Hügelluft anwehen und freuete mich des saftigen Grün. Die Isa, welche hier mit Gudabirsi vermischt sind, fand ich arm und zudringlich; sie haben wenig Macht und Kraft. Die Männer standen mit offenem Mund und glotzenden Augen da; alle meine Sachen, besonders aber meine scharlachrothe Decke, welche sie mit schmutzigen Fingern betrachteten, erregte ihre Habgier. Ich verhängte den Eingang zu meinem Zelte, wenn ich irgend etwas Werthvolles hervorlangen mußte, aber die Leute guckten durch jede Oeffnung. Da sagte das Ende der Zeit: „Gelobt sei Allah; aber zeige dem Somal keine Thür, und findet er sie, dann mache sie gut zu!" Mein Gefährte

sagte, diese Leute hätten keinen Gran Verstand in einem Centner Kopf.

Gern wäre ich Nachmittags weiter gezogen, aber mein Abban Raghe war hier auf der Grenze seines Stammes, und hatte unter den Gudabirsi „Blut abzumachen“; ohne einen Beschützer durfte er sich also nicht in ihr Land wagen. Abends trafen wir Vorkehrungen, um uns gegen die Löwen sicher zu stellen, die hier im Hügellande zahlreich sind; die Zelthütten wurden mit einem hohen Dornzaun umgeben, und von jetzt an durfte diese Vorsichtsmaaßregel nicht mehr vernachlässigt werden.

Am 4. December früh rollte dichter Nebel von den Hügeln herab; der neue Abban war noch nicht angelangt, die Zeltmatten waren vom Regen durchnäßt und wir konnten nicht aufbrechen. Die Bewohner dieses Isa-Kraals beluden ihre Esel (im Hügellande hat man nur wenig Kameele) und wollten in die Ebene ziehen. Die Kranken und Schwachen wurden nicht mitgenommen und blieben den Löwen oder Hyänen preisgegeben. Man zündete ein Feuer an, und legte Schafdünger darauf, der auch bei Regenwetter fortschweelt; es kam darauf an, die Feinde des Dorfes irre zu leiten.

Um Mittag kamen zwei Gudabirsi an, welche mich zu dem Dorfe meines neuen Abban geleiten wollten. Der ältere, Rirasch, war ein schwarzer, wild aussehender Mann mit wirrem Haar und unheimlichem Blick, aber trotzdem ein gutmüthiger Mensch; der jüngere war mit Raghe's Tochter verlobt. Beide gehörten zur Mahadasansippe, und hätten mich gern nach Osten hingeführt, um mehr Tabak von mir zu erhalten; nach Westen hin sei viel „Absi“, Gefahr, aber ich ließ mich nicht irre machen, und so zogen wir um zwei Uhr Mittags fürbaß. Bald nachher fanden wir in einer Schlucht einige Brunnen, deren einer schwefelhaltig war; auch hier hat in den Hügeln einst eine dichte Bevölkerung gewohnt, was durch Trümmer von Moscheen und durch Gräber sattsam bezeugt wird. In einer andern Schlucht rief uns ein Schafhirt an, und bald gelangten wir an ein Dorf, dessen Bewohner uns zuriefen: „Seht, da kommen Könige! Da ist ein weißer Mann, gewiß der Gouverneur von Zeyla!“ Ich wies diese Würde um so mehr zurück, da ich wohl wußte, daß sie keine wohlfeile sein würde; aber meine Worte wurden durch meine aristokratische Haut Lügen gestraft. Meine Gefährten waren unerbittlich, sie spielten gar zu gern Salatin, Könige, und meine weiße Haut bezeugte, daß ich nicht von

niedriger Abkunft sein könne. So galt ich denn, weil weiß von Farbe und arabisch gekleidet, — entweder für den Beherrscher von Aden, für den Gouverneur von Zeyla, für dessen Sohn, für einen weiß angestrichenen Mann, einen Krieger in silberner Rüstung, einen Kaufmann, einen Pilger, Inder, Türken, Aegypter, denn in jedem Kraal wurden neue Vermuthungen angestellt. Die Gudabirsi schrieen Wunder über Wunder und forderten Tabak. Ich hielt es für angemessen, einen Schuß abzufeuern. Das wirkte; Weiber und Kinder liefen schreiend weg, die Männer hielten den Schild über den Kopf und warfen sich mit dem Bauch auf die Erde. In andern Dörfern waren die Bewohner eben so lärmend. Gelegentlich erfuhren wir von einem Mann aus Zeyla, daß die Abbans, an welche ich von Scharmarkay Empfehlungsschreiben hatte, noch drei Tagereisen weit entfernt seien; zwischen ihnen und ihrem Schwager Gerad Adan habe sich eine Fehde erhoben. Das war allerdings bedenklich, denn in Afrika wird unter solchen Umständen der Reisende von seinen Freunden und Beschützern zurückgehalten, weil die Feinde ihn nicht schonen. Doch ich zog weiter und kam über die Grenzen des Gebietes der Isa hinaus.

Die Isa sind wahrscheinlich der mächtigste Stamm des Somalivolkes; nach Norden hin erstreckt sich ihr Land bis zum Dankalistamme der Wayma, nach Süden bis zu den Gudabirsi, nach Osten hin bin ans Meer und westlich bis zu den Gallas in der Gegend von Härrär. Sie leiten sich von Dirr und Aydur ab, wissen aber über ihre Herkunft weiter nichts als diese Namen der Vorfahren. Der ganze Stamm soll an hunderttausend „Schilde" zählen, und zerfällt in eine Menge Sippen, wie die Schotten sagen würden, Clans; diese zerfallen wieder in kleinere Ableger, welche auch in Friedenszeiten einander mit Plünderung heimsuchen. Das Somaliwort Tol oder Tul, entspricht dem arabischen Kabilah, Stamm; Kola oder Dschilib (arabisch Fahkizah) bedeutet die Sippe oder Unterabtheilung. Gob entspricht dem arabischen Kabail, d. h. Leute von Familie; den Gegensatz bildet Gum, der keine Kaste hat. Im Folgenden ist die Rede vom Somalivolk, dem Isastamm, der Rer Musasippe, dem Rer Galanzweig.

Die Isa sind ein wilder und unruhiger Schlag von Republikanern, welche dem Namen nach von einem Ogas oder Häuptling abhängen, der in den Hadagalihügeln wohnt, und gewöhnlich

Roblai, Regenprinz, genannt wird, und dieser Titel ist in einem so dürren Lande von guter Vorbedeutung. Jeder Kraal hat seinen Oddai, Obmann oder Scheich, Aeltesten, nach welchem seine Ansiedelung benannt wird, man gehorcht ihm aber nur, wenn es dem Volke beliebt. Er besitzt in der Regel das meiste Vieh, hat zuweilen mehr Begabung und Beredsamkeit als die übrigen, und bei Berathschlagungen stehen ihm die Wail oder Akill, Aeltesten, zur Seite, denen man folgt, weil sie eben alt sind. Aber diese Beduinen lassen sich keinerlei Zwang auferlegen; jeder freigeborene Mann stellt sich dem andern gleich; indeß sie werden doch fügsam, wenn sie, wie in Zeyla oder Härrär, unter einem strengen Regiment gehalten werden.

Was den Charakter der Isa anbetrifft, so sind sie kindisch und gelehrig, verschmitzt, ohne scharfes Urtheil, gutmüthig und eigensinnig, wohlgebaut und jähzornig, wohlwollend und doch auch treulos, verrätherisch und grausam. Es ist vorgekommen, daß der Beschützer seinen Schutzbefohlenen ermordet hat. Männer, welche Isamädchen geheirathet haben, schicken diese ihre Frauen zu den Isa, wenn sie Schafe oder Ziegen kaufen wollen; sie selber würden sich nicht unter ihre eigenen Verwandten wagen. In Zeyla hat man das Sprüchwort: „Verrätherisch wie ein Isa", und fügt hinzu: sie reichen Dir mit der Linken eine Schale Milch, und erstechen Dich mit der Rechten. Was wir Gewissen nennen, ist in Ostafrika etwas völlig Unbekanntes; und Reue empfindet man nur, wenn man sich die Gelegenheit zu einer Missethat hat entgehen lassen. Raub gilt für ehrenvoll, Mord stempelt um so mehr zum Helden, je schauderhafter und grausamer er verübt wird. Die Ehre besteht darin, einem Andern das Leben zu nehmen; wo Blutvergießen in Frage kommt, kann man diesen Beduinen so wenig trauen wie den Hyänen. Jede Schandthat gilt für rühmlich. Und doch haben diese Isa auch ihre guten Seiten; sie lügen nicht und schwören selten falsch, und im Vergleich zu anderen Somal können sie für gastfreundlich gelten. Ich für meine Person kann nicht über sie klagen. Sie zeigten sich freilich als unverschämte Bettler, aber eine Handvoll Tabak befriedigte sie. Ich wurde gebeten, unter ihnen zu wohnen, sie boten mir Weiber an, ich sollte ganz und gar zu ihnen gehören; denn der Somalibeduine denkt in dieser Hinsicht anders als der arabische, der nicht leicht Fremde in seinen Stamm aufnimmt.

Von den übrigen Somal unterscheiden sich die Isa durch ihre schwarze Haut und häßliches Gesicht; die Schläfen werden bald kahl, auf dem Hinterkopfe kratzt man das Haar mit dem Dolche ab. Die Locken werden dunkelbraun gefärbt, gekräuselt und mit Fett eingerieben; die Widals oder Gelehrten tragen dergleichen nicht, die Armen lassen das Haar natürlich wachsen. Das Schnauzhaar schneidet man kurz ab, der spärliche Backenbart wird sorgfältig ausgerupft, eben so entfernt man das Haar am Leibe, denn man hält es für unrein; es wird wohl auch abgesengt. Uebrigens habe ich, namentlich unter den Mädchen, doch einige recht hübsche Gesichter bemerkt.

Den Reichthum der Isa bilden die Heerden; sie vergleichen Schafe und Ziegen mit dem Silber, Kühe mit dem Golde, Kameele mit dem Felsen; das Roß ist, dem Volksglauben zufolge, durch den Wind geschaffen worden. Die Lebensweise wird durch das Wetter bedingt. Während der heißen Jahreszeit ist das Futter spärlich; dann schlachtet man Vieh, und das Schöpsenfleisch ist vortrefflich; während des Monsun werden die Menschen rund, weil Milch im Ueberfluß vorhanden ist und sehr reichlich getrunken wird. Jene von der Kuh wird der Ziegenmilch vorgezogen, während der Araber Schafmilch am liebsten genießt; die erstere trinkt man süß und frisch, die beiden anderen Arten werden geschlagen, Kameelmilch wird etwas angesäuert. Dieser schreibt man in den Städten Arzneiwirkung zu; der Beduine sagt: wer von Kameelmilch lebt und dazu vier und zwanzig Tage nur Kameelfleisch genießt, wird so stark wie das Thier selbst. Die Milch von diesem Thiere hat allerdings nicht so viel „Körper" als andere, aber die von frischmelkenden Stuten schmeckt ganz herrlich, jene von altmelkenden höchst widerwärtig. Die Somal nennen den Rahm Laben, genießen ihn aber nicht besonders. Büffel haben sie nicht; der Gedanke an Roßmilch macht sie schaudern.

Die Lebensweise ist sehr einförmig. Die Isa ruhen eigentlich nur von elf Uhr Abends bis gegen Tagesanbruch, und schlafen nie in einem Gebüsch, weil sie den Ueberfall einer feindlichen Partei fürchten. Nur wenige beginnen, was doch der Muselmann thun muß, den Tag mit Gebet, sondern gehen gleich ans Zählen und Melken des Viehs. Jedes Thier wird bei Namen gerufen und hört auf denselben. Nach dem Melken wird das Vieh von Männern mit dem Speer, von Frauen mit einem Stecken zur Weide

getrieben, von Weibern und Kindern, welche spinnen oder Seile drehen, gehütet; im Kraal bleiben nur die ganz kleinen Kinder, die Alten und Kranken zurück. Dem Schach, dem Schantarah und anderen Spielen sind die Isa leidenschaftlich ergeben, sie zeichnen sich ein Schachbrett in den Sand, statt der Figuren dienen ihnen Stückchen Holz oder Kameeldünger. Die Heerden hören auf den Pfiff; der Hirt bläst auf dem Formio, einer Rohrpfeife, die in Härrär verfertigt wird; sie hat einen angenehmen klagenden Ton und ist bei den Abyssiniern, Gallas, Adail, Isa und Gudabirsi gemein, während sie bei den nördlichen Somal nicht vorkommt. Abends wird alles Vieh nach dem Kraal zurückgetrieben, noch einmal gezählt und, nachdem es gemolken worden, vorsichtig eingezäunt. Die Milch der Kameele wird getrunken, jene der Kühe und Ziegen zum Buttern oder zur Verfertigung flüssiger Butter aufbewahrt. So ist das Leben Tag für Tag, wenn nicht eine Geburt oder eine Hochzeit, ein Tanz oder ein Raubzug, Krankheit oder Mord etwas Abwechselung hineinbringen. Der Tod erfolgt bei den Männern gewöhnlich durch den Speer des Feindes; der Beduine ist langlebend, und ich habe Männer von achtzig und neunzig Jahren gesehen, die noch geistig und leiblich in recht gutem Zustande waren. —

Die Strandebene, die erste Zone, lag nun hinter mir; ich war in den Bergen, welche ich mit den indischen Ghats vergleichen möchte. Sie bilden gleichsam die Vorschwelle der äthiopischen Hochlande, welche bei Tadschurra beginnt, im Halbkreis sich um die Bay von Zeyla erstreckt und bei Berbera sich an die Bergkette schließt, welche die Somaliküste einsäumt. In diesem Gebirge haben in geschichtlicher Zeit drei verschiedene Racen gewohnt: die Gallas, die alten Moslems von Adel und die Somal. Die Kette führt keinen besondern Namen; jeder Hügel oder Berg, jede Schlucht hat ihren besondern Namen, z. B. Borad, der weiße Hügel, Libalay, der Löwenberg.

Der Anblick dieser ostafrikanischen Ghats ist sehr malerisch. Ueber einer Unterlage von glimmerhaltigem, mit Porphyradern und Quarz durchzogenem Granit liegen Sandstein- und Kalksteinschichten, hier braun, dort gelb oder grau, manchmal von dem heftigen Mussonregen aller Dammerde entkleidet. Die Höhen sind meist abgerundete Kegel und stehen durch Ketten oder Einsattelungen im Zusammenhang; verschiedene Akazienarten haben graugrüne Blätter,

und manche Strecken haben Aehnlichkeit mit Oelbaumhügeln in der Provence. In der kalten Jahreszeit sind sie nackt und die Nomaden wandern deshalb in die Ebene hinab, aber der Monsun ruft üppigen Graswuchs hervor, und dann kommen die Kraals zurück. Sehr kennzeichnend für diese Region sind die Schluchten und Klüfte. Ihre Abfälle sind oft vollkommen senkrecht, gleich riesigen Mauern; die Breite beträgt an manchen Stellen von einhundert Schritten bis zu einer halben Meile; in manchen steigen Felsen gerade empor, die an ihrer Grundlage unterhöhlt sind, und oft zieht sich ein breiter Streifen weißen Sandes zwischen grünen Rändern dahin, ein für das Auge sehr erquickender Anblick. Der Jujubenbaum tritt hier schon in afrikanischer Ueppigkeit des Wuchses auf, und bunte Vögel spielten in den Zweigen. Ich bemerkte eine langschwänzige Art Elster, Gobiyan oder Fät genannt, braun, weißgefleckt und mit einem Kamme; sie ist sehr scheu; ich sah ferner braunrothe Ringtauben, Honigvögel, Wachteln, gelbe Finken, muntere Sperlinge, Kolibris mit Metallglanz und den weißäugigen Kuhvogel, welchen die Somal Schimbir Load nennen. Einen besondern Schmuck dieser Thäler bildet die Schlingpflanze Armo mit fleischigen blaßgrünen oder rothen Blättern und purpurfarbigen Beeren, welche von den Kindern gegessen werden. Die Blätter behalten auch in der heißen Jahreszeit ihren Saft, den man aber kochen muß, bevor er genossen werden kann. Die Cactusarten waren sehr reichlich vertreten und manche haben eine Höhe von dreißig bis zu fünfunddreißig Fuß.

Gegen Morgen waren wir vom Thau völlig durchnäßt, stiegen bei Südostwind den Wady Darkaynlai hinan und kamen an einen Steinhaufen, auf den jeder von uns gleichfalls einen Stein warf. Das geschah aus religiösen Rücksichten; der Abban meinte, die Auliya oder heiligen Männer hätten einst dort gesessen; das Ende der Zeit bemerkte jedoch, und wahrscheinlich hatte er recht, es handele sich um einen abergläubigen Brauch aus der Gallazeit; vielleicht habe hier ein Götzenbild gestanden.

Die weiße Ameise heißt bei den Somal Abor; die Hügel, welche sie bauet, nennt man Dundumo, und diese bilden in jenen Theilen Afrikas ein charakteristisches Merkmal. Weit und breit gleicht die Gegend einem türkischen Friedhofe oder einer Stadt in Trümmern. An manchen Stellen sind die Hügel abgestumpft und sehen aus wie Bienenkörbe, an anderen liegen sie dicht beisammen, so daß sie gleichsam einen Hallengang bilden. Viele sind von Bäumen über-

schattet und mit Schlingpflanzen überzogen; man könnte sie als Waldaltäre bezeichnen. Die meisten haben eine kegelförmige Gestalt und sind vier bis zwölf Fuß hoch; übrigens kann man sie nach Hunderten zählen, und die Somal sagen, die Insekten verließen ihre Wohnung, sobald sie trocken geworden sei, um dann eine neue zu bauen. Alte Gebäude haben durch Wind und Regen sehr gelitten und bilden spitz zulaufende Säulen; viele sind durch Ratten und Erdeichhörnchen unterhöhlt. Der feine gelbe Schlamm ist durch die Absonderungen, mit welchen die Ameise ihn zusammenkittet, sehr hart geworden. Ich sah diese Hügel zuerst im Wady Darnkaynlay; nach dem Innern hin werden sie immer größer.

Bis acht Uhr Morgens verfolgten wir das trockene Flußbett in südlicher Richtung, dann verließen wir es; die Führer zitterten vor den Gudabirsi und vor Kälte und Hunger. Ein Mann, Ali, genannt Doso, weil er wo möglich stets aß, trank und am Feuer stand, wollte uns verlassen; wir ließen ihn aber nicht fort, weil er schon eine Tobe bekommen hatte. Unter einem Baume, in der Nähe eines verlassenen Kraals, machten wir Halt. Einer von unseren Beduinen ritt aus, um Wasser zu holen und vielleicht Erkundigungen einzuziehen. Die Somalibeduinen sind überhaupt sehr neugierig; in manchen Gegenden läuft die ganze Dorfgemeinde hinter einem Reisenden her, welchen die Sitte gewissermaßen verpflichtet, vor dem Kraal seinen Speer in die Erde zu stecken, zu fragen und zu antworten. Neuigkeiten verbreiten sich ungemein rasch; unter den wilden Gudabirsi war der Krieg gegen Rußland ein willkommener Stoff zur Unterhaltung, und in Härrär vernahm ich, daß vor wenigen Wochen ein Sturm im Hafen von Bombay großen Schaden angerichtet habe.

Der Beduine kam zurück; Wasser brachte er freilich nicht, dafür aber desto mehr Neuigkeiten. Bei dieser Gelegenheit will ich schildern, wie es bei einem Somalipalaver, einer amtlichen Unterredung, hergeht.

Der Bote steigt langsam vom Maulthier herab, tritt mitten unter die Menge, bleibt dann stehen, schlägt die Beine übereinander, und hält in jeder Hand einen Speer. An diesem läßt er die Hände und seine ganze Gestalt hinabgleiten, kauert nieder, mustert die Anwesenden, speiet einige Male aus, legt die Waffen vor sich hin und nimmt einen Stecken. Mit diesem zieht er Streifen

in den Sand, löscht sie aber sogleich wieder aus, weil Unglück erfolgen würde, wenn er es nicht thäte.

Die Versammlung hockt in einem Halbkreise und macht ernste Mienen; jeder hat seinen Speer vor sich hin gepflanzt, hält den Schild so, daß nur das Gesicht über denselben hinausblickt, und die Augen bleiben auf den Redner gerichtet. Zu diesem spricht nun der Häuptling des Kraals:

Was bringst Du Neues?

Der Gefragte könnte einfach erwiedern, daß er einen Brunnen gefunden habe, der Brauch will es aber anders; er muß in alle möglichen Einzelnheiten eingehen, den Ton heben und senken, auch in Zwischenräumen heftig auf die Erde klopfen. Das Gespräch spinnt sich in folgender Weise fort.

Das sind gute Nachrichten, wenn es Allah gefällt.

Wa Sidda! Jawohl! — Diese Worte spricht die ganze Versammlung im Tone einer Litanei.

Ich stieg heute früh auf mein Maulthier. — Ja.

Dann machte ich mich auf den Weg. — Ja.

Nach jener Seite hin. (Sie wird mit dem Finger angedeutet.) — Ja.

Dorthin bin ich geritten. — Ja.

Ich kam an einem Gehölz vorüber. — Ja.

Nachher ritt ich über den Sand. — Ja.

Ich fürchtete mich gar nicht. — Ja.

Spuren von Thieren habe ich gesehen. — O, o, oh! — Auf diese hochwichtige Mittheilung folgt eine längere Pause, dann geht es weiter:

Sie waren noch ganz frisch. — Ja.

Ich sah auch Fußstapfen von Frauen. — Ja.

Aber Spuren von Kameelen sah ich nicht. — Ja.

Endlich sah ich Pfähle. — Ja.

Steine. — Ja.

Wasser. — Ja.

Einen Brunnen. — Ja.

In dieser Weise fährt der Redner wohl eine Stunde lang fort, und erwähnt auch der geringfügigsten Umstände. Er will den Zuhörern die Hauptsache unter allen möglichen Gesichtspunkten darstellen, damit sie Alles erwägen und übersehen können, um dann einen reiflichen Entschluß zu fassen.

Um drei Uhr Nachmittags kamen wir in eine Schlucht, wo Brunnen sind. Badende Knaben wuschen darin ihre Toben. Vieh und Menschen waren sehr durstig, und wir hatten zur Linderung der Qual schon seit mancher Stunde Kieselsteinchen in den Mund genommen. Ich fand drei in den Sand gehöhlte Löcher. Das eine war trocken, das zweite enthielt Schlamm und in dem dritten war in einer Tiefe von etwa fünfundzwanzig Fuß süßes Wasser vorhanden. Ein Knabe stellte sich unten hin, schöpfte, reichte den Eimer drei oder vier anderen zu, und so kam es zu Tage. Es wurde in einen aus Kuhhaut verfertigten Trog geschüttet. So löschten wir unsern Durst, zogen weiter, an großen Aloëpflanzen vorüber, die hübsch aussahen, aber ungemein große Stacheln hatten. Auch hier fand ich Ameisenhügel in großer Menge, bald aber gewann die Gegend ein anderes Ansehen; die kegelförmigen Berge der untern Gegend verschwanden, und ich sah nun breite Becken und lange sanfte Abfälle.

Gegen Sonnenuntergang klagte der lange Guled bitter über den rauhen Wüstenwind, der von den Hügeln herab wehete. Wir kamen in der Nähe einiger Kraals vorüber, hörten Hundegebell und das Blöken der Heerden, die man heimtrieb. Raghe, der nun unser Schützling geworden war, wollte sich weder in ein Dorf wagen, noch im Freien schlafen, weil er sich vor Löwen fürchtete. Auf seinen Rath machten wir in einem Hohlkessel Rast und schlugen eben unsere Zelte auf, als sich einige Gudabirsi einfanden, die unsern Abban festnehmen wollten, weil er ihnen eine Kuh schuldig sei. Ich entgegnete: der Abban stehe unter meinen Sandalen, und als sie unverschämter wurden, feuerte ich ein Pistol ab. Von da an waren sie kriechend wie Hunde. Ein munteres Feuer, warmes Abendessen und lustige Erzählungen entschädigten uns für den mühevollen Tag; am Himmel zogen Wolken auf, die Kälte wurde schwächer und wir hatten nur wenig Thau.

Am Morgen des siebenten Decembers zogen wir einen rauhen Pfad hinan; nachdem wir zwei Meilen zurückgelegt, wollten die Kameele nicht weiter und ich mußte wider Willen an einer Stelle Halt machen, die Dschigaf heißt. Sie ist ein Thalbecken unterhalb des schlammigen Wady (Wady Dobo). An den Hügeln weideten Schafe, und die Geier deuteten an, daß Wohnungen in der Nähe seien. Bald fanden sich Gudabirsi ein, zumeist Loaschira, das

heißt Rinderhirten (von Low, eine Kuh); ein Mann, der Kameele treibt, heißt Gelschira. Diese Rinderhirten trugen, nach dortigem Brauch, ihre Tobe wie eine Schärpe über der Schulter. Ich hatte trotz dringender Einladungen, keine Zeit, ihr Dorf zu besuchen; für jeden Löwen, den wir auf dem Libahlanberg erlegen würden, versprachen sie uns eine Kuh. Die Frauen brachten Schafe, Milch und Ziegen, verlangten aber, weil Gras gerade selten war, für Alles übertrieben hohe Preise, zum Beispiel für ein Lamm achtzehn Ellen Zeug. Hier sah ich zum ersten Male eine wirklich hübsche Somalifrau. Der hübschgestaltete Kopf saß anmuthig auf dem langen Halse; Haar, Stirn und Nase waren untadelhaft, das dunkle Auge sprechend und der Anflug von afrikanischer Lippenbildung gab dem Gesicht einen Ausdruck von unbefangener Gutmüthigkeit. Die Hautfarbe war ein warmes, reiches Nußbraun, jede Bewegung ungezwungen und doch zierlich. Die Bekleidung freilich erschien dürftig genug; der Busen war mangelhaft mit einem Tuche bedeckt, und ein Rock aus Thierfell verhüllte die Glieder nur wenig. Sie trug ein Armband und Zinnohrringe, ein Halsband von Glaskorallen und einige Talismane in Ledertäschchen. Ich schenkte ihr etwas Zeug, Tabak und Salz; ihr Mann stand dabei, zeigte aber weder Verdruß noch Eifersucht über die Auszeichnung, welche ich seiner Schönen angedeihen ließ. Sie bewies sich dankbar, indem sie Milch brachte und sich beim Aufladen nützlich machte. Abends miethete ich drei frische Kameele, welche einen Theil des Gepäckes bis auf den Berg bringen sollten. Das Ende der Zeit drang in mich, einen Schuß abzufeuern, damit die Löwen erschreckt würden.

Wir mußten am andern Morgen einen sehr beschwerlichen und gewundenen Weg machen, durch Büsche und Dornbäume und über dicke Steine. An zwei Steinhaufen gingen wir nicht vorüber, ohne auch unsererseits einige Kiesel auf dieselben geworfen zu haben. Endlich kam ich nun auf die Hochebene über den Hügeln, und befand mich somit in der zweiten Zone von Ost-Afrika. Die Ebene lag hinter mir, aber mit Nebel überzogen. Die Hochebene vor mir dehnte sich als wellenförmiges Gelände weithin aus und stieg nach Westen hin sanft an; der Boden war braun und nur spärlich mit Grün bedeckt; in jeder Vertiefung war ein „steinerner Wasserlauf", mit der Richtung von Südwest nach Nordost. Alte muselmännische Gräber bezeugen, daß diese Gegend einst dichter bevölkert war als jetzt.

Unter den Pflanzen ist der Waba besonders bemerkenswerth, weil dieser Baum das Wabayo liefert, jenes Gift, mit welchem die Waffen vergiftet werden. Er hat Aehnlichkeit mit dem Lorbeerbaume, immergrüne Blätter und wird etwa zwanzig Fuß hoch. Am liebsten wächst er an Hügelabhängen und Flußufern in kleinen Gruppen beisammen, und sein Laub nimmt sich neben jenem der Akazien sehr dunkel aus. Das dornlose Blatt wird vom Vieh nur in äußerster Hungersnoth angerührt, die Blumen bilden röthlich weiße Büschel, die Beeren sind eßbar; die Rinde ist dünn, das gelbe Holz sehr fest, zäh und hart. Die Wurzel ähnelt dem Süßholz; sie wird zerrieben und liefert durch Zubereitung ein Gift, das in Substanz und Farbe dem Peche gleicht. Diese Wurzel wird in Wasser gekocht, bis sie eine dicke Brühe bildet, in diese taucht man den Pfeil. Jedenfalls ist dieses Gift höchst gefährlich; ein Schaf, welchem man etwas davon in einen Schnitt am Ohre geträufelt hatte, starb schon nach zwei Stunden.

Um Mittag hatten wir das Grab des Kafir erreicht, ein auf jeder Seite etwa dreihundert Schritte lang mit rothen Steinen umfriedigtes Viereck. Dort ist die vierte Station auf dem geraden Wege von Zeyla nach Härrär. Ich hatte zehn Tage vergeuden müssen, und jetzt war das Gras so spärlich, daß mir für unsere Thiere bange wurde. Die Kameele konnten kaum noch gehen, und die Maulthiere waren gedrückt.

Hier wollen wir Einiges über die Eintheilung der Jahreszeiten bei den Somal einschalten. Gugi (Monsun, von Gug, Regen) beginnt im April, hält vier und vierzig Tage heftig an und verliert sich im August. In dieser Zeit sind manche Wege gangbar, die man während der Dürre nicht wählen darf. Das Land wird barwako (die Araber sagen racha, ein Land des Ueberflusses), denn Wasser und Futter sind reichlich vorhanden, die Wärme ist gemäßigt, und Regenschauer erquicken den Reisenden. — Haga, die heiße Jahreszeit nach dem Monsun, entspricht unserm Herbst. Der Fora, ein heftiger, staubiger Wüstenwind, ist dann sehr lästig, wenn nicht ein Regen, Karan, fällt. — Daïr, Anbeginn der kalten Jahreszeit; die Schifffahrt beginnt. Der Regen, welcher dann fällt, heißt Dairti oder Hais; er kommt mit einem Westsüdwestwinde von den Gebirgen um Härrär. — Dschilal, die trockene Zeit von December bis April. Dann wird das Land abar (arabisch Dschahr), der Mangel herrscht; die Nomaden ziehen

in die Ebene hinab und suchen dort Weide auf. Einige rechnen noch eine fünfte Jahreszeit, Kalil, die Periode der Hitze zwischen dem Dschilal und dem Monsun.

Mittags rasteten wir unter einer Sycomore. Dieser Baum wird vielfach zwischen Abyssinien und dem rothen Meer gefunden, und steht bei den Gallas in großer Verehrung. Sie pflanzen ihn auf das Grab ihrer Priester, und er erinnert in dieser Beziehung an die Fetischbäume im westlichen Afrika. Jener, wo ich ausruhete, heißt nach einem Gallahäuptling Halimala, und so wird nach ihm auch die Umgegend genannt. Dieser Baum, ein wahrer Patriarch, ist halbverfallen; neben ihm fand ich große Aeste, die man aus Ehrfurcht liegen läßt. Im Doppelstamme sind tiefe Zeichen eingeschnitten, die aus vergangenen Jahrhunderten herrühren; er ist hohl geworden und ein halb Dutzend Menschen können recht bequem in ihm stehen. Die Somal sagten, an diesem heiligen Baume hätten die Heiden gebetet. Jetzt treffen dort häufig die nördlichen Isa mit den Schibril Abokr, einer Sippe der Habr Awal, zusammen, und der Reisende geht mit Zittern und Zagen vorüber.

An jener Stelle befand ich mich 3350 Fuß über der Meeresfläche; der Baum gab kühlen Schatten, das Klima gemahnte mich an süditalienisches Winterwetter, und das Hämmern eines Spechtes erinnerte mich an die nordische Heimath. Nachmittags drängte der Abban zur Weiterreise, aber ich wollte bleiben. Meine Gesundheit hatte durch das schlechte Wasser an der Küste gelitten, und die Kameele waren entsetzlich abgemüdet. Ich schickte die gemietheten Thiere zurück, schaffte meine Sachen in einen verlassenen Kraal und ließ ein Feuer anzünden. Das war den Beduinen höchst angenehm. Sie klapperten vor Kälte, räucherten aber nun ihr Gesicht ein, wärmten sich Hände und Rücken, und brannten sich das Haar vom Leibe. Das Ende der Zeit war in übler Laune, und murmelte ein arabisches Sprüchwort vor sich hin: „Allah segnet unbehaarte Männer und behaarte Frauen nicht."

Am 8. December zogen wir langsam im Halimalathale aufwärts, und ich fand mit Ausnahme der Sycomore und der Asclepias nur dornige Bäume. Der Gub oder Jujubenbaum wächst sehr üppig im Dickicht; mit dem brennenden Holze desselben räuchern die Frauen das Haar. Der Kedi ist über und über mit Dornen bespickt und gleicht einem Stachelschwein; aus seinem Holz

machen die Beduinen Beilgriffe. Der Abol hat eßbares Gummi; die Galolakazie hat eine Rinde, mit welcher man roth färbt; der Dorn kommt aus einem Knollen, der anfangs weich ist und von den Somal genossen wird; späterhin wird er hart wie eine Nuß.

Am kleinen Abaso, einem Wady mit hohen Lehmufern und viel Steingeröll, bemerkte ich mehrere Gudabirsigräber; es sind Steinhaufen mit Dornen umgeben und von einer Einfriedigung umschlossen, die aus losen übereinander gelegten Steinen besteht. Neue Gräber erkennt man daran, daß noch die Milcheimer an einer Stange hängen; auf einem Baume hängt die Matte, auf welcher der Todte zu Grabe getragen wurde; auch sieht man immer geschwärzte Steine, auf den das Essen für den Todtenschmaus gekocht wurde. Zwei Stunden später war ich am großen Abaso, der wohl hundert Schritte breit und mit Grün gleichsam eingesäumt ist; im Flußbette liefen viele Gurnukantilopen. Dieses Abasothal war die lieblichste Gegend, welche ich bis jetzt in Afrika gesehen hatte. Ich bemerkte Spuren von Löwen, welche von Jägern verfolgt worden waren, und sah im Sande Windungen von Schlangen, manchmal von etwa fünf Zoll im Durchmesser. Gegen Abend wollten meine Leute blinkende Speere bemerkt haben, ich legte aber keinen Werth darauf; unrecht hatten sie jedoch nicht gehabt. Ein Schäfer schwur bei einem Steine, daß er für den Tabak, welchen ich ihm gab, Milch bringen wolle. Ein Schwur auf den Stein ist bei den Isa und Gudabirsi heiliger als irgend ein anderer. Der Richter läßt den Angeklagten an einen Stein treten und sagt: Tabo! Fühle ihn an! Wer sich schuldig weiß, wird das nicht wagen. Manchmal nimmt ein Somal einen Stein auf, spricht Dagaha, d. h. dies ist ein Stein, und dann darf man ihm getrost glauben.

Wir übernachteten in einem verlassenen Kraal, und am andern Morgen, es war Sonnabend, am neunten December, ritt ich mit Rirad und dem Ende der Zeit nach Ruinen, welche eine Stunde seitab lagen. Sie werden Darbiyah Kola, Kolas Burg, nach einer alten Gallakönigin genannt. Diese Stadt soll mit einer andern in der Nähe, Aububah, lange Zeit in Krieg gestanden haben, und dadurch gingen beide zu Grunde. Das geschah, den Angaben der Gudabirsi zufolge, vor etwa dreihundert Jahren, als Väter der letzteren noch um Bulhar an der Küste wohnten. Weit und breit liegen Trümmer von Häusern, die Brunnen sind ver-

schüttet; der ehemalige Palast bestand nur noch aus Stein und Lehm, die Moschee war ohne Dach; zwölf viereckige Pfeiler stehen noch, auch erkannte ich die Gebetnische. Aber die Stimme des Muezzin ist verklungen, Alles war still wie das Grab. Nur Ruinen und wieder Ruinen!

Von einem Hügel, Waneuli genannt, hatte ich einen erfreulichen Anblick. Vor mir lag eine weite mit Gras bedeckte Ebene auf welcher ich, zum ersten Mal in Afrika, Pferde frei auf der Weide sah. Etwas weiter hin breitet sich das Aytondathal aus, und jenseit desselben der Wady Harawwah, eine lange dunkle Schlucht, welche als tiefer Einschnitt die Ebene durchzieht. Im Hintergrunde sah ich die Umrisse blauer Hügel, die zweite Stufe der Gebirgslinie von Härrär; am westlichen Horizont lief ein goldener Streif hin. Das war die Märrärprairie und ich sah nun schon ein Ende meiner Wanderung ab.

Um Mittag erreichten wir einen Kraal, aus welchem die Gudabirsi erst vor wenigen Stunden mit ihrem Vieh abgezogen waren. Als ich ein Pistol abgefeuert hatte, kamen einige alte Leute zum Vorschein und begrüßten das Ende der Zeit als einen alten Bekannten und willkommenen Gast. Bald erschienen auch einige Reiter und fragten, ob wir die Karawane seien, welche am Abend vorher mit Kameelen den Wady hinaufgezogen seien. Als wir das bejahten, lachten sie und erzählten, zwölf Reiter seien uns gefolgt, um einen Scheinangriff zu machen. Das ist eine Lieblingsbelustigung der Beduinen, aber der bedenkliche Scherz nimmt manchmal eine ernsthafte Wendung. Einst hatten arabische Kaufleute, die keinen Spaß verstanden, zwei solcher Somalibeduinen niedergeschossen; der Stamm der letzteren war indessen verständig genug, die Fremden unbehelligt zu lassen; sie mußten nur einige Ellen Tuch für die Familien der Erschossenen geben.

Der Rer oder Kraal (die Araber sagen Kariyah) im Somalilande besteht aus zerstreut umher liegenden Hütten, die man am liebsten auf Ebenen bauet, wo nicht viele Dornen sind, Raubthiere nicht allzuhäufig vorkommen und nicht leicht ein Ueberfall zu besorgen steht. Ein Dorf im Hügellande wird mit einem starken Zaun umfriedigt, der nach Umständen auch wohl verdoppelt und verdreifacht wird. Trotzdem bricht der Löwe manchmal hindurch, und der Leopard springt gar mit der Beute im Rachen darüber hinweg. Dieser dornige Verhau hat gewöhnlich vier Ein-

gänge, die Nachts mit Dornenreisig versperrt werden. Der innere Raum ist durch kleinere Hecken in Ringe abgetheilt, innerhalb deren das Vieh übernachtet; die Kameele werden gewöhnlich in der Mitte des Kraals verwahrt, Pferde dicht bei der Hütte des Besitzers angebunden. Die Gurgi oder Wigwams sind halbrunde Hütten, etwa wie Bienenkörbe, fünf Fuß hoch und von nur sechs Fuß Durchmesser und in den heißen Gegenden oft noch kleiner, während sie im kühlern Oberlande beträchtlich größer gebaut werden. Das Fachwerk besteht aus Digo, gebogenen Stäben, welche man im Feuer härtet. Man steckt sie in die Erde, bindet sie mit Stricken zusammen und deckt Matten darüber; während der Regenzeit wird dann dieses leichte Dach durch Kuhhäute verstärkt und dicht gemacht. Der Hausrath ist gleichfalls sehr einfach. Drei Steine und ein Loch bilden den Heerd, neben welchem Kinder, Zicklein und Lämmer schlafen; ein Rauchfang ist nicht vorhanden. Die Rindshäute, welche das Lager bilden, werden, nebst Waffen und anderen Sachen, am Tage aufgehängt, damit Ratten und Ameisen sie nicht zernagen. Die Flaschen aus Korbgeflecht sind recht hübsch mit Glasperlen, Kaurimuscheln und gefärbtem Leder verziert. Töpferei kennen die Beduinen nicht; Wassergefäße flechten sie aus Wurzelfasern, welche vermittelst gepulverter Baumrinde oder eines Euphorbiensaftes wasserdicht gemacht werden. Man hat verschiedene Arten von Wasserbehältern.

Solch ein Kraal ist leicht geräumt; die Hütten und die Geräthschaften werden auf Kameele geladen, und die Hecken manchmal in Brand gesteckt, um den Platz zu reinigen oder die Feinde irre zu leiten. Man sieht im Lande viele solcher Aschenkreise, und der Reisende wählt dergleichen Stellen gern zu Lagerplätzen. Im Kraal wimmelt es von Ungeziefer, und die Fliegen sind namentlich dort, wo Kühe gehalten werden, eine fürchterliche Plage.

Am 10. December blieb ich liegen; durch das schlechte Wasser, eine Mittagshitze von 107° und eine Morgenkühle von 51° F. war meine Gesundheit angegriffen. Ich war den ganzen Tag über von Gudabirsi umlagert, die mich alle sehen wollten; sie brachten Milch und flüssige Butter, Fleisch und Wasser; die Mädchen waren keineswegs schüchtern; einige Männer behaupteten, sie erinnerten sich meiner Person noch aus Berbera her. Dies Ausruhen that mir wohl, und am andern Tage konnte ich meinen Ausflug nach den Ruinen von Aububah machen. Dort ist Scheich Abubah unter

einer Kuppel begraben, die aber verfallen ist, gleich der Moschee, die längst kein Dach mehr hat. In der Nähe liegt das Schlachtfeld, auf welchem die Bewohner von Aububah mit jenen von Darbiyah Kola kämpften. Eine zweite Moschee hatte zwar auch kein Dach mehr, war aber nicht so sehr im Verfall wie die eben erwähnte. Die große Begräbnißstätte war sicherlich nicht mohammedanischen Ursprungs, denn lange Reihen von Steinen zeigten nach Westen, und ein Grab war mit einer Lage harten Mörtels überdeckt; an dem Rande wollten meine Begleiter magische Zeichen sehen. In den benachbarten Hügeln liegt noch eine Trümmerstadt, Ahanmed; diese habe ich nicht besucht. Alle jene Ortschaften waren Niederlassungen der Gallas.

Als ich bei der Lagerstelle wieder eintraf, fand ich, daß unsere Gudabirsi meiner Aufforderung Folge geleistet hatten. Die sechs Söhne eines wohlbekannten Häuptlings, des weißen Ali Addah, traten auf mich zu und reichten mir die Hand der Freundschaft. Sie hatten drei verschiedene Mütter, und hießen Beuh, Iga, Ghayri, Nur, Ismail und Yunis. Mit Ausnahme des erstern, der etwa vierzig Jahre alt war und wenig einnehmende Gesichtszüge hatte, erschienen mir die übrigen Brüder als gut aussehende Bursche, mit hellbrauner Haut, regelmäßigem Antlitz und hübscher Gestalt. Auf meine Einladung traten sie in die Hütte, wollten aber nichts genießen, denn sie seien nicht des Essens wegen gekommen. Hadschi Scharmarkays Empfehlungsschreiben wurde zu ihrem größten Vergnügen laut vorgelesen, und auf ihr Ersuchen mußte ich es ihnen dann noch zweimal zu hören geben. Nun entließ ich meine beiden bisherigen Abbans, Raghe und Rirasch, beschenkte sie, und schrieb an den Hadschi über beide Männer einen Brief, in welchem ich sie wegen ihrer Aufführung belobte. Einige Bürger aus Zeyla, welche von einer Handelsreise aus dem Innern als Karawane heimkehrten, übernahmen die Besorgung.

Vor dem Abschied der Abbans wurde ein homerisches Gastmahl veranstaltet. Man schlachtete ein Schaf, und warf es in einen großen Kessel; nach einer Stunde war es verzehrt, und man trank viel Milch. Sie führten das Fleisch mit der linken Hand zum Munde, hielten es mit den Zähnen und schnitten hart an den Lippen die Stücken mit dem Dolch ab. Das wäre gefährlich, wenn sie längere Nasen und weniger vorstehende Lippen hätten.

Von Ali Addahs Söhnen waren zwei meine Führer. Als wir am 12. December aufbrachen, konnte ich sie nicht bewegen, ihre Rosse zu besteigen, denn sie wollten in einer Jahreszeit, wo das Gras trocken und überhaupt nur spärlich ist, ihre werthvollen Thiere nicht ermüden. Das Pferd hat im Somalilande seine arabische Benennung, Faras, behalten, während andere Thiere einheimische Namen haben. Daraus darf man folgern, daß die Somal, gleich den früheren Besitzern ihres Landes, den Gallas, ursprünglich keine Reiterei gehabt haben. Die Gudabirsi haben erst in der neuern Zeit das Reiten gelernt und ihre Pferde von den Habr Gerhadschi's und Habr Awal gekauft.

Die Pferde meiner Führer waren kaum dreizehn Fuß hoch. Kopf und Augen sind hübsch, die Ohren klein, auch die Gestalt läßt sich nicht tadeln, aber man sieht gleich, daß das ursprünglich arabische Blut in dem neuen Klima ausgeartet ist. Die Pferde sind sanft, gelehrig und, wie alle anderen Thiere in jener Gegend, scheu; sie haben einen sichern Tritt, weil sie oft bergan klimmen müssen, und das edle Blut zeigt sich, wenn es darauf ankommt, Beschwerden zu ertragen. Ein Gudabirsi wird sich nicht leicht dazu verstehen, ein Pferd zu verkaufen, weil es ihm den unberittenen Nachbarstämmen, nämlich den Isa und Girhi gegenüber, von großem Werth ist. Trotzdem hat ein Dorf gewöhnlich nur sechs bis acht Pferde, und das Stück wird auf den Werth von zehn Kühen oder zwanzig Toben geschätzt. Nach europäischem Gelde kostet die Kuh sechs Schillinge, also zwei deutsche Thaler. Der Somalibeduine behandelt das Thier gut, wenn es steht, aber sehr schlecht und grausam, wenn er im Sattel sitzt. Bis zum fünften Jahre bleibt es ganz stattlich, nachher geht alles Schöne dahin, fast alle haben dann den Spath und sind verstaucht. Bei den Wettrennen geht es hitzig her, bei festlichen Gelegenheiten hat man Reiterspiele; der Sattel wird mit einem Schaffelle bedeckt, der Steigbügel ist so eng, daß nur die große Zehe hineinpaßt.

Um acht Uhr Morgens ritt ich mit den beiden Söhnen Alis und dem Ende der Zeit voraus, und ließ die Kameele unter der Obhut meiner übrigen Gefährten zurück. Bald hatten wir von einer Hügelkette herab eine weite Aussicht. Hinter mir lagen die Wanaulihügel, zur Linken viele Kegelberge, die für unersteiglich ausgegeben werden, wahrscheinlich weil Niemand sich die Mühe des Erklimmens geben will. Nach Nordwesten hin zeigte man mir

einige Gipfel, die im Lande der Isa liegen. Vor mir dehnte sich das Harawwahthal hin, hinter welchem die dunkeln Hügel von Härrär emporstiegen. Das Thal ist etwa fünfzehn Meilen, also etwa acht Wegstunden, breit und zieht sich von Südwest nach Nordost zwischen dem Hochlande der Girhi und der wellenförmigen Ebene der Gudabirsi bis zum Lande der Dankali. Einst gehörte es den Girhi, welchen es vor etwa zwölf Jahren von den Gudabirsi abgenommen worden ist. Dabei erbeuteten diese dreißig Kühe, vierzig Kameele und einig hundert Stück Ziegen und Schafe.

Zahlreiche Heerden weideten unter der Obhut speerbewaffneter Hirten im Busch, und wir waren nun bei dem Kraal, in welchem Alis Söhne lagerten; er liegt am Abhange der Hügel, welche nach Norden hin das Thal begrenzen. Wir rasteten unter einem Baume; die Beduinen brachten Milch, Butter, Honig und getrocknetes Fleisch. Ich ging nachher auf die Jagd und sah viele Antilopen, Erdeichhörnchen und viele Vögel. Unter diesen ist ein schöner großer Adler, Abodi oder Bakiyyah, bemerkenswerth. Er hat ein schwarzes und karmoisinrothes Gefieder und silbergeränderte Schwungfedern. An ihn knüpft sich allerlei Aberglaube; ein von ihm berührtes Kind muß bald sterben, wenn man nicht den Talisman Hadschar Abodi anwendet, nämlich einen Stein, den man im Leibe dieses Adlers findet.

Im Kraal ließ ich mich mit den Leuten in allerlei Gespräche ein. Sie rühmten sich, daß sie alle Hiebe und Stöße gewandt mit ihren Schilden auffangen könnten, und hatten vom Pariren mit der Angriffswaffe selbst gar keine Vorstellung. Ich nahm einen Stock, veranlaßte einen Beduinen das Gleiche zu thun und nach Herzenslust auf mich loszuschlagen. Das geschah denn auch, aber ich fing alle Hiebe auf und versetzte ihm zuletzt einen derben Streich auf einen sehr fleischigen Körpertheil. Allgemeines Gelächter folgte.

Man hatte mir ein Gurgi eingeräumt und behandelte mich sehr aufmerksam. Am nächsten Morgen wollte ich in aller Frühe abreisen; meine Karawane war erst spät nach Einbruch der Dunkelheit eingetroffen. Ich erinnerte Beuh und dessen Bruder an das Versprechen des Hadschi Scharmarkay, demzufolge sie mir das erforderliche Geleit bis zum Dorfe des Gerad Adan geben sollten. Darauf wurde bemerkt, daß man mir gern willfährig sein wolle, zuvor müsse jedoch mit Mudeh berathschlagt werden, dem ältesten Bruder, dessen Ankunft man jeden Augenblick erwarte. Bald war

Der Hammal.

er zur Stelle und nun besprachen sich die Brüder volle vier Stunden lang mit einander, ehe sie zu einem festen Entschlusse kamen. Sie sagten mir, kein Mitglied ihrer Familie dürfe sich auf das Gebiet des Gerad wagen; sie wollten aber ihrem Schwager kund geben, daß er zu ihnen kommen möge; sie schickten auch wirklich einen Reiter ab, und bemerkten, der Gerad werde kein Wasser trinken, bis er mit mir zusammengetroffen sei, das heißt, er werde

Digitized by Google

sich schleunig einstellen. Offenbar war Irrung zwischen beiden Theilen. In dem Briefe wurde der Gerad erinnert an die Worte, „welche unter dem Baume gesprochen worden seien“; falls er sich weigere zu kommen, werde man ihm den Brunnen verwehren, an dem seine Kühe zur Tränke gehen. Nachher wurde erörtert, unter welchen Bedingungen ich ein Geleit bis zu den Girhi erhalten solle. Wir einigten uns um zwanzig Toben, drei Packete Tabak und vierzehn Ellen blauen Baumwollenzeugs. Außerdem sollte Beuh einen hübschen abyssinischen Rock zum Geschenk erhalten, sobald ich im Dorfe des Gerad angekommen sei.

Am andern Morgen stand ich früh auf, weil meine Abbans mit mir auf die Elephantenjagd im Harawwathale gehen wollten. Die Somal hatten schon die Beute vertheilt; sie wollten die Straußfeder aufstecken, ich sollte zwei Drittel des Elfenbeins haben. Es handelte sich nur noch um die Hauptsache, nämlich den Elephanten, der erst erlegt werden mußte. Beuh sattelte sein Roß, der Hammal bestieg sein Maulthier, der Beduine Fahi that ein Gleiches, und so machten wir uns auf, Elephanten zu suchen. Das Ende der Zeit trottelte hinterher, aber die Erwägung, daß ein Elephant schneller laufen kann als ein Maulthier, entmuthigte ihn dermaßen, daß ich ihn umkehren ließ. „Du glaubst wohl, Hadschi, daß ich mich fürchte?“ Auf diese Frage entgegnete ich trocken: „Das thue ich gewiß!“ Er rief mir dann zu: „Hat nicht der Mensch nur Ein Leben, und ist der nicht ein Thor, der es wegwirft?“ Damit drehete er um und sprengte nach dem Kraal zurück. Wir aber ritten fürbaß und Beuh stimmte den Elephantengesang an.

Bei den Somal gilt es für eine Heldenthat, einen Elephanten zu erlegen; der Glückliche darf eine Straußfeder oder einen Armring von Elfenbein tragen. Manche Jäger bedienen sich, gleich den Buschmännern im Kaplande, vergifteter Pfeile, im Allgemeinen aber verfahren die Somal ähnlich wie die Agagirs in Abyssinien. Dort besteigt ein Jäger ein weißes Pferd und reitet vor dem Elephanten her, damit er ihn verfolge bis in ein Gebüsch, in welchem ein zweiter Jäger auf der Lauer liegt. Dieser nimmt den rechten Zeitpunkt wahr, um dem wild vorbeistürmenden Thiere mit einem Messer die Flechsen an einem Hinterbeine zu durchschneiden. Der Elephant achtet anfangs einer solchen Wunde nicht, aber bald nachher fängt sie an ihn zu hindern, er reibt sie, und scheuert die Sehne völlig durch und muß nun liegen bleiben. Er stirbt vor

Hunger und Durst elendiglich; dann schneidet man ihm den Schweif ab, der als Siegeszeichen dient, und nimmt die Zähne. Im nordöstlichen Afrika wird der Elephant nicht gezähmt.

Sechs Stunden lang ritten wir im Harawwahthal umher; an manchen Stellen hatten Gießbäche sich ein zwanzig Fuß tiefes Bett gegraben. An höher gelegenen Stellen wächst der Cactus bis zu vierzig Fuß Höhe und bildet da, wo er dicht neben einander eht, schattige Gänge. Elephanten sah ich nicht, obwohl man in Zeyla behauptet hatte, sie seien im Harawwathal so „dick wie Sand". Wahrscheinlich haben sie sich in das hohe Harirahthal gezogen.

Am 15. December gelang es mir, den tapfern Beuh sammt zweien seiner Brüder und den schon genannten Beduinen Fahi dahin zu bewegen, mit mir durch das Thal zu ziehen. Die Hirten kamen aus den Büschen, und die Mädchen riefen einander zu: „Kommt, wir wollen dieses Wunder sehen!" Sie antworteten auf unsere Fragen; manche waren schon bejahrt, weil dieser Stamm sehr abgeschieden von anderen lebt, und Heirath unter Vettern verabscheut wird. Am andern Morgen ritten wir auf einen jener vereinzelt liegenden Hügel zu, die im Somalilande hervorragende Landmarken bilden. Man nennt sie Koralay, Sattelrücken, und mit diesem Ausdruck ist ihre Gestalt vortrefflich bezeichnet. Um Mittag stieg die Hitze bis 121° F., während sie am Morgen nur 50° betragen hatte. In dem Wasserlaufe Galladschab, das heißt reichlich Wasser, fand ich wenigstens so viel, daß ich ein Bad nehmen konnte. Nachher ging es wieder Hügel an, nach einer Stunde waren wir am Fuße des Koralay, und bald nachher bei dem Akdschogsi-Brunnen. Unweit desselben liegt auf einem Hügel ein Kraal, dessen Bewohner uns anstaunten; die Weiber schrieen Wunder über Wunder. Ich schoß ein Pistol ab, und die Leute riefen Mod, mod! „Ehre sei Dir!" Wir entgegneten: „Kulliban, Gott helfe Euch". In einem verlassenen Kraal luden wir ab; die hohe Umzäunung deutete an, daß in der Nähe wilde Thiere schwärmten, und die Hirten warnten uns vor den Löwen. Kurz vorher hatte einer ein kleines Mädchen aus einer Hütte geholt, und ihre Verwandten hatten nur noch ein Bein gefunden, das sie denn auch nach muselmännischem Brauche begruben. Wir ließen einen Beduinen Schildwacht halten; er mußte die ganze Nacht im Dialog und mit verschiedenen Stimmen singen, wie das bei den Wächtern im Somalilande Brauch ist.

Wir mußten in der Nähe des Akdschogst-Brunnen vier Tage lang still liegen, weil Gerad Adan nichts von sich hören ließ. Ich benutzte die Zeit, um den Koralay zu ersteigen, der etwa eine halbe Stunde von unserm Lagerplatz entfernt lag. An den Abhängen lagen Kuhknochen umher; die Löwen hatten reichliche Mahlzeiten gehabt. Uebrigens sieht man sie selten, außer wenn man sie in irgend einem Dickicht beim Schlaf überrascht; mir selbst ist auf der ganze Reise nur ein einziger vor Augen gekommen. Das Volk meint, der König der Thiere greife einen einzelnen Menschen nicht an. Er ist in der That furchtsam, außer bei Nachtzeit oder wenn bei Tage heftiges Sturmwetter ist, denn das reizt ihn auf; der äußerst flinke Leopard gilt mit Recht für weit gefährlicher. Der Löwe schleicht wie eine Katze hinter den Reisenden her, und sucht eine passende Gelegenheit, um den einen oder den andern mit einem Sprung zu überfallen und fortzuschleppen.

Vom Koralay herab konnte ich mir die Umgegend mit Muße betrachten und zählte etwa vierzig Kraals, von denen allerdings manche verlassen waren. Außer nach Nordwesten und Südosten hin, sah ich überall düstere Granithügel, den Lauf der Thäler bezeichneten grüne Streifen, die Ebenen waren gelb. Hier oben machte das Ende der Zeit einen Possenstreich, indem er mich zum Könige des Landes ausrief. Er schrie Buh, Buh, Buh, schüttelte Blätter von einer Akazie und etwas Wasser aus seiner Gebetflasche auf meinen Kopf und band mir, zum Zeichen, daß ich Herrscher sei, den Turban um. Zum Glück waren keine Zeichen da, denn die Beduinen standen in weiter Entfernung und meinten wohl, daß wir irgend welchen Zauber trieben; hätten sie gewußt, was eigentlich vorging, so wäre es sicherlich mit meiner Reise und mit meinem Leben vorbei gewesen. Ich fand am Koralay viele Kiele vom Stachelschwein und schoß eine Felsentaube, Etal Dschog, d. h. die bei den Brunnen wohnt. Am Fuße des Berges gewahrte ich ein Baune, Hyrax abyssinicus, das dem palästinischen Kaninchen gleicht.

Am Abend des 20. Decembers kam der berittene Bote vom Gerad zurück. Dieser hatte den Brief nicht öffnen wollen, und ließ jetzt seiner Schwester sagen, sie möge den Söhnen des weißen Ali rathen, nicht weiter vorwärts zu gehen. Darob war nun des Hin- und Herredens kein Ende. Der Gerad hatte zu Roß steigen und kommen wollen, aber seine Leute hatten ihn gebeten zu bleiben und lieber eine alte Irrung mit dem Emir von Härrär auszu-

gleichen. Jetzt erklärten unsere Abbans, daß sie uns nicht weiter führen könnten, und Beuh äußerte gegen das Ende der Zeit, im ganzen Lande glaube man, ich wolle Alles tödten, Menschen und Elephanten. Freilich meinte dagegen einer der jüngeren Brüder, ich sei ein Vorbote des Guten, und wenn der Gerad mir ein Haar krümme, so wolle er alle Girhi unter der Sonne abschlachten; worauf denn das Ende der Zeit trocken entgegnete: „eure Reden sind Honig, aber eure Handlungen sind Myrrhe.“ Endlich fand ich einen Ausweg, indem ich Beuh und dessen Brüder mit Dank verabschiedete und erklärte, ich würde mich unter den Schutz des Berterihäuptlings Gerad Hirsi stellen. Dann wäre das ursprünglich für den Schwager Adan bestimmte Schutzgeld in die Hände eines Nebenbuhlers gekommen. Bald nachher erschienen bei uns zwei halbblödsinnige aber gutmüthige Widad, Priester, Ao Samattar und Ao Nur. Der erstere trug einen schmutzigen Turban, der andere eine schmutzige Kappe aus Palmgeflecht; als Betteppiche dienten gegerbte Ziegenfelle und über der rechten Schulter hingen große hölzerne Tintenflaschen nebst Lauh, hölzernen Tafeln, auf welche der Talisman geschrieben wird. Diesen wäscht man mit Wasser ab und trinkt dasselbe. An der linken Seite trugen diese Männer in einem schmutzigen Säckchen einen Koran und ein Gebetbuch. Ich schenkte ihnen einen in Bombay lithographirten Koran. Ao Samattar führte dem tapfern Beuh zu Gemüthe, daß keine Gefahr vorhanden sei. Bald nachher kamen drei Reiter angesprengt, Söhne des künftigen Ugaz der Gudabirsi. Diesem Häuptling lag daran, eine Handelsstraße, welche durch mancherlei Fehden unter den Stämmen unsicher geworden war, wieder zu eröffnen. Sein Antrag lautete: wenn die Söhne des weißen Ali sich fürchteten, den Fremden zu geleiten, so wolle er seinerseits, und zwar aus Rücksicht auf Hadschi Scharmarkay, die Bedeckung stellen. Nun wurde Beuh plötzlich zum Helden, Gesi, und alle Schwierigkeit war beseitigt.

Am 21. December, drei Uhr Nachmittags, brach er auf. Wir zogen nach Westen hin durch einen Paß, bogen dann gen Südwesten, und kamen durch ein ziemlich stark bewohntes Weideland; aber am andern Tage war der Weg sehr rauh und beschwerlich.

Ich befand mich nun an der Grenze des Gebietes der Gudabirsi oder Gudabersi. Sie leiten sich von Dir und Aydur ab, und erklären sich damit für Verwandte der Isa; anderen zufolge

sind sie ein Ableger des Baghoba-Clans, der zu den Habr Awal gehört und ursprünglich am Meeresgestade wohnte. Sie gelten bei den Somal für eine unedle Race, und ein Genealog sagte mir, sie seien nicht viel besser als Midgans, Knechte; die Mutter ihres Vorfahren habe nicht einmal gewußt, wer Vater zu ihrem Kinde sei. Einige Leute wollten deshalb das letztere tödten, aber andere sagten: „Lasset es leben, vielleicht werden wir durch dasselbe groß und wachsen empor." Daher der Name des Stammes, denn birsan heißt zunehmen, anwachsen, größer werden.

Die Gudabirsi sind arge Lügner und ich konnte nicht ermitteln, ob sie dreitausend oder zehntausend Köpfe zählen. Sie sind im Besitz des unebenen wellenförmigen Bodens, auf welchem Hügel mit Dorngebüschen und Thäler mit Grasweide abwechseln. Dieses Gebiet liegt landeinwärts von der ersten Höhenkette, welche man vom Meere her erreicht; sie haben dasselbe durch Eroberung vergrößert, und nach Härrär hin bildet nun die Märär-Prairie ihre Grenze.

Ich habe unter ihnen, bei Frauen wie bei Männern, manche hübsche Gesichter gesehen, und an Körperbildung sind sie den Isa weit überlegen. Einige nähern sich sehr dem Typus der kaukasischen Race, im Allgemeinen deutet aber der vorstehende Mund afrikanischen Ursprung an. Ihre „Kaffee- mit Milch-Farbe" sticht vortheilhaft ab gegen das rußige Schwarz der Strandbewohner. Ihr Körper ist stämmig und breit, hat aber gute Verhältnisse; das Haar wird reichlich mit Butter gesalbt und hängt in schraubenförmigen Locken herab. Die Gudabirsi sind nicht so blutdürstig wie die Isa, aber eben so unbändig; der Fremde ist unter ihnen verhältnißmäßig sicher, namentlich so lange er ihnen Geld und Essen reicht. Aber sie gelten, wie schon bemerkt, selbst unter den Somal für unverschämte Lügner, dann auch für Großprahler, Diebe und überlästige Bettler. Sie wissen sich zu verstellen, und einen ihrer Häuptlinge habe ich einen Hund gescholten, ohne daß er sich darüber zu ärgern schien.

Der Handel könnte in diesen Gegenden sehr beträchtlich sein, wenn die Straße sicher wäre. Den Reichthum des Stammes bilden Vieh, Pelzwerk, Häute, Gummi und Butter; die Kameele sind groß, aber nicht kräftig, die Kühe, mit ihren kleinen Höckern und langen Hörnern sind sehr hübsch und zur Graszeit sehr wohlgenährt; auch giebt es eine größere Art. Als Werthmesser gilt eine Tobe aus gro-

dem Baumwollenzeug, die in Aden einen Thaler, hier aber das Doppelte kostet. Häute und Pelzwerk werden gewöhnlich in Härrär angesammelt und von dort an die Küste gebracht, wo man sie mit Salz einreibt, und nach Aden verschifft. Die Kuhhaut wird mit einem Viertel-Dollar bezahlt. Die Leute im Innern gerben das Leder mit der Rinde des Baumes Jirma. Ihr Gummi kommt von der Adadakazie; die fremden Kaufleute zahlen für das Farasila, das heißt für zwanzig Pfund, etwa einen halben Dollar, für zwei und dreißig Pfund Butter ein Stück Zeug im Werth von etwa einem Dollar. Die Butter ist im Innern gut und rein, dagegen wird sie in Berbera von den Habr Awal vor der Ausfuhr mit Hammeltalg verfälscht.

Drittes Kapitel.

Reise über die Märrär-Ebene nach Härrär. — Die Girhi-Somal.

Am 23. December war die Karawane beisammen, mit welcher ich über die Märrär-Ebene ziehen sollte. Auf diesem neutralen Boden finden sich die Isa, Berteri und Habr Awal ein, um die Reisenden auszuplündern. In unser Lager kam ein nackter Mann gelaufen, der nur mit Mühe und Noth sein Leben vor den Räubern gerettet hatte. Unsere Karawane hatte freilich nicht viel zu verlieren, höchstens einige Häute und etwas Butter, wofür bei den seßhaften Girhi etwas Durah eingetauscht werden sollte; aber jene Landstreicher können Alles gebrauchen. Wir hatten ein halbes Dutzend abgemattete Kameele, ein halbes Hundert Esel, und eine Schaar häßlicher aber kräftiger Weiber als Eseltreiberinnen; manche trugen Kinder oder schwere Lasten, ohne unter ihrer Bürde sich gedrückt zu fühlen. Eine Wittwe war als solche an dem Wer kenntlich; dieser ist ein Streifen von dem Innern einer Baumrinde, der um die Kopfbedeckung gebunden wird. Man trägt ihn ein Jahr lang, und eine sittsame Wittwe heirathet binnen dieser Zeit nicht wieder. Auch drei Widads waren bei uns, langweilige Gesellen, und mit Allem behängt, was zu ihrem Handwerke gehört. Sie sprachen in einem fort Verse aus dem Koran, gleichviel ob diese paßten oder nicht; alle Augenblicke sollten wir mit ihnen den Fathah sprechen, Allah's Name war stets auf ihren Lippen, und dabei disputirten sie über

theologische Gegenstände. Der eine war berühmt, weil er für einen geschickten Zeichendeuter galt, und wurde von meinen Gefährten häufig befragt; sein „Fal", Zeichen, lautete dahin, daß wir nur von wilden Thieren etwas zu besorgen hätten.

Bald nach sechs Uhr in der Frühe stiegen wir einen steilen Pfad hinan, durch Dorngebüsch, trockene Wasserläufe und durch ein steinernes Thor zwischen zwei Hügelreihen. Zur Rechten sah ich Trümmer von Gebäuden auf dem Gipfel eines Kegelberges. Von Abtidon, einem wilden Gudabirsi, der Maulthiere trieb, erfuhr ich, daß dort oben der ehrwürdige Scheich Samavaï begraben liege. Einst sind Brunnen zwischen diesen Hügeln gewesen, aber jetzt weiß man von ihnen nichts mehr.

Nun befanden wir uns auf der Märrär-Steppe, einer jener weit gestreckten Ebenen, deren das Somaliland so viele hat. Sie ist etwa siebenundzwanzig englische Meilen breit, im Osten von dem wellenförmigen Gelände begrenzt, über das wir eben gekommen waren, im Westen von den Gurays, einer Kette von Kegelbergen, die von dem Hochlande Härrärs ausläuft. Sie erstreckt sich von Nord nach Süd; der nördliche Theil gehört den Isa; im südlichen liegen die Berge Kadau und Madir, und dort ist Gebiet der Habr Awalstämme. Diesen Bergen entlang zieht sich die Ebene bis Ogadayn. Ihre Oberfläche ist sanft gewellt; der schwarze Boden, in welchem ich viele von Thieren ausgehöhlte Löcher fand, muß sehr fruchtbar sein; ich fand ihn mit hohem, von der Sonne gedörrtem Grase bedeckt. In den vielen Wadys, welche das Regenwasser von den Hügeln abführen, standen Dornendickichte, und dort war auch grünes Gras. Aber das Land ist nicht angebaut, Wasser und Brennholz findet man fast nur in der Nähe der Hügel, und auch die wildesten Beduinen machen nicht gern Streifzüge in's Innere, weil sie die Hitze des Tages und die Kälte der Nacht fürchten. Am Rande der Ebene sind jedoch viele Spuren verlassener Kraals.

Um Mittag kamen wir über eine vertiefte Stelle, wo Akazien standen, unter welchen Antilopen Schatten suchten. Wir brachen Gummi ab, das uns zum Frühstück diente. Bald nachher fanden wir einige mit Durrah bestandene Flecke; das Getreide, war wild gewachsen, aus Körnern, welche Reisende in jener Gegend hatten liegen lassen. Hier sah ich das erste Mal wieder Getreide seitdem ich Bombay verlassen hatte; denn beim Grabe des ersten Mörders (nämlich in Aden, wo Kain unter dem Dschebel Schamsan begraben liegt)

hat nie ein Triptolemus Korn gesäet, und bei Zeyla fand ich dergleichen auch nicht. Meine Gefährten aßen mit Gier das Mark dieses afrikanischen süßen Rohrs, obwohl man sagte, daß es Fieber erzeuge. Auch ich genoß davon und fand es wenigstens so gut wie schlechten Zucker. Die Beduinen nahmen bittere Kürbisse mit, die äußerlich der Wassermelone gleichen und deren getrocknete und im Rauch gehärtete Schalen den Beduinen allerlei Geräthschaften liefern.

Als die Sonne langsam hinter die westlichen Hügel hinabsank, verwandelte sich das bleiche Gelb der Steppe in eine Goldfarbe, über welche sich ein purpurner Hauch legte. Der Anblick war ungemein lieblich. Nun kamen auch die Thiere der Wüste zum Vorschein, zuerst scheue Luchse und Schakale, die schon manchem Schafe den Fettschwanz abgefressen haben mochten; ein Beduine erzählte, daß neulich einer Karawane neun Esel durch Löwen geraubt worden seien. Als es später wurde, ließ die Beduinenkarawane, die leichter beladen war, meine abgemüdeten Kameele hinter sich. Plötzlich scheute mein Maulthier, spitzte die Ohren und wollte umdrehen. Ich sah näher zu und erkannte die Gestalt eines großen Thieres, das hinter uns her schritt. Ich schoß eine Kugel ab, und der Löwe rannte fort. Der tapfere Beuh, der seiner Behauptung zufolge ein Dutzend Löwen erlegt hatte, hob die Arme empor und rief einmal über das andere: Libah, Libah! Löwe, und den ganzen Abend wurde von nichts anderem gesprochen.

Der Boden wurde uneben und steinig, die Maulthiere traten in tiefe Löcher, die Kameele konnten sich kaum noch fortschleppen. Die Widads, welche den ganzen Tag über von den Weibern verspottet worden waren, sagten mit verdoppeltem Eifer Verse aus dem Koran her. Waren wir doch einer großen Gefahr entgangen! Plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit nach einer andern Seite gelenkt. Ein feuriger Guß strömte an einem Hügel herab; das Gras stand in Flammen und griff weiter um sich. Solche Präriebrände sind hier nicht etwa eine Seltenheit. Ein Jäger zündet ein Feuer unter einem Baume an, um die Bienen zu vertreiben und den Honig zu erbeuten, oder kocht in dem trockenen Grase, und dann treibt der Wind die Flamme, welche in dem trockenen Grase reichliche Nahrung findet, weit und breit vor sich her. Diesmal gewann es keine große Ausdehnung.

Um neun Uhr Abends vernahmen wir Menschenstimmen, und ich feuerte einen Schuß ab. Bald nachher kamen wir an sechszig

bis siebenzig Hütten, die derart in einem Kreise standen, daß die eine Seite einen Zaun bildete; in den Räumen zwischen ihnen standen einige Büsche, denn Dornen giebt es in dieser Gegend nicht. Die Leute, Mischlinge von Girhi und Gudabirsi, waren sehr neugierig, wir aber zu sehr ermüdet, als daß wir uns in lange Gespräche hätten einlassen mögen. Sofort, nachdem abgeladen war, wickelte ich mich, trotz des Hungers in meine Decke und schlief ein; wir waren an jenem Tage beinahe funfzehn Stunden unterwegs gewesen, und dieser Haltepunkt lag dreißig Meilen von Koralay entfernt.

Nach einer zweiten vergeblichen Botschaft an den Gerad Adan erschien endlich um Mittag die sechste Frau dieses Würdenträgers, Schwester des tapfern Beuh. Darüber waren meine Gefährten verdrießlich, denn von einem Weibe wollten sie sich nicht beschützen lassen. Dahabo, so hieß sie, wußte aber das Mißvergnügen zu beseitigen, indem sie erklärte, daß der Gerad seinen ältesten Sohn Schirwa als Beschützer gesandt habe. Diese Prinzessin sah wie eine Zigeunerin aus, war nicht schüchtern, als ich sie begrüßte, und freuete sich sehr, als ich ihr eine neue hübsche Tobe schenkte. Um vier Uhr Nachmittags traf unser Bote wieder ein; der Gerad sandte zum Zeichen, daß er es aufrichtig meine, seinen Amtsstab, der etwa eine Elle lang und rundum mit gelben, rothen und schwarzen Streifen bemalt war; oben hatte er einen Knopf.

Am 26. December kam Schirwa auf einem kleinen Klepper angeritten. Sein Vater hatte ihn schon vor drei Tagen ausgeschickt, aber dieser löbliche Kronprinz fürchtete sich vor den Gudabirsi nicht weniger, wie diese vor ihm, und wahrscheinlich hatte er sich in unserer Nähe herumgetrieben, bis er überzeugt war, daß er sich ungefährdet heranwagen dürfe. Wir nahmen ihn freundlich auf, und er sagte dann, Beuh soll nicht eher umkehren, als bis er mit ihm in seiner Hütte Honig gegessen habe. Beim Aufladen zeigte sich, daß ein Maulthierzaum fehlte. Schirwa befahl sofort, denselben an seines Vaters Fremden zurückzugeben, denn jetzt gehöre alles Eigenthum den Gerad; ich meinerseits drohete, den Kraal mit einem Zauber zu belegen. Der Zaum war in einem Busche versteckt und wurde herbeigebracht. Das ist der erste und letzte Diebstahl, über welchen ich im Somalilande mich beklagen kann; in civilisirten Staaten habe ich weit mehr eingebüßt!

Um acht Uhr Morgens zogen wir nach Nordwesten am südlichen Fuße der Guraysshügel, und gelangten bald an den Rand

der Steppe; ein sehr betretener Pfad deutete an, daß die letztere nun bald hinter uns liegen werde. Sechs Meilen weiter bogen wir zur Rechten ab, sprachen ein Fathah über einen Haufen roher Steine, wo im Schatten ehrwürdiger Bäume der große Scheich Abd el Melek begraben liegt. Etwas weiter hin steigt plötzlich aus der Ebene eine Felsenmasse auf, welche alten Burgen gleicht. An diesen hat sich mancher Aberglaube gehängt. Die Karawanen rasten gern an diesen Felsen; wer auf dem Gipfel derselben schläft, bleibt von bösen Geistern unangefochten. Einst wird Härrär zerstört und „Dschenneh Siri" eine blühende Stadt werden. Ich stieg hinauf und sah oben nur einen Falken, Kraniche, einen „Löwenvogel", das heißt eine Eule, und einen hübschen schwarzen Adler. Spuren von Häusern und Mauern waren noch vorhanden, am Abhange standen Sykomoren. Die Beduinen sagten, wir wollten dort eine Burg bauen und die Nachricht davon kam vor uns nach Härrär.

Eine englische Meile von Dschenneh Sir kamen wir über eine Anhöhe und sahen uns nun wie durch Zauberschlag in eine ganz andere Gegend versetzt. Da lag eine kleine Alp, die zweite Stufe des äthiopischen Hochlandes, rings von hohen steilen Felsen umgeben, an deren Seiten Sadsch (wie das Tekholz von den Arabern bezeichnet wird) und die Somalifichte, Daggib, wachsen; auch kam hier noch Cactus vor. Unten, in einem tiefen Thale, flossen silberhelle Bäche, für uns ein herrlicher Anblick! Gegenüber stiegen Hügel aus schattigen Gründen empor, weit im Vordergrunde war die Gegend blau wie das Meer; hinter uns lag die Steppe. Ich befand mich nun da, wo wieder Civilisation beginnt, und der Mensch seßhaft ist und das Feld bebaut.

Die Aecker liegen auf Terrassen an den Hügelabhängen und Thalböschungen, sind durch Heckengänge von einander getrennt, ähnlich wie in England, und Disteln, Gänseblümchen und einige Sträucher rufen Erinnerungen an Europa wach. Nun sind auch die Dörfer nicht mehr beweglich, an die Stelle von Kraal und Wigwam tritt die Gambisa oder glockenförmige Hütte Centralafrikas. Diese kreisrunden Gebäude bestehen aus Durrahstroh und Lehm, haben einen Bewurf und ein kegelförmiges Rohrdach, aus welchem der mittlere Stützbalken hervorragt und einen Kürbis oder ein Straußei trägt. Alle diese Dörfer, die in Menge und nach allen Richtungen hin in diesem Hügellande liegen, sind dicht mit

Dorngestrüpp umgeben; bei den meisten stehen viele schlanke Bäume, an deren Südseite lange walzenförmige Gehäuse und Matten hängen; das sind die Bienenkörbe. Gelbe Ernten von Durrah lohnen des Landmanns Mühe und Arbeit; an manchen Flecken sah ich die Stämme oder Aehren dieser Getreideart wie Musketen zusammengestellt. Knaben saßen auf Rohrgestellen in den Bäumen und verjagten die Vögel, während die Väter mit kleinen Sicheln das Getreide schnitten, oder mit kleinen Flegeln das Getreide droschen oder mit Schaufeln gegen den Wind worfelten, um es von der Spreu zu reinigen. Die Frauen stoßen die Hülsen der Aehren in einem hohlen Baumkloß ab; sie überziehen die Dreschtenne mit Kuhdünger und Wasser, um die Insekten abzuhalten, und Aehren sammt Stroh werden mit Dornen belegt, damit das wilde Schwein sie nicht verzehre. Selbst Erntegesänge fehlten nicht. Alles bildete einen scharfen Gegensatz zur Wüste.

Wir kamen einen steilen Abhang hinunter und machten nach einem Ritt von sieben Meilen an einem Bache Rast, welcher sich durch das Kobbo oder Thal schlängelt. Der Aussage meiner Führer zufolge läuft er von Norden gegen Ogadayn hin, und diese Richtung ist bezeichnend, denn um Härrär fand ich weder Hügel noch Fluß in der Richtung von Osten nach Westen. Das Volk der Katti, das heißt der angebaueten Gegenden, der Kornkammern im Somalilande, strömte herbei, um uns zu betrachten; die Leute waren unbewaffnet und empfingen uns nicht mit dem Geschrei: „Bori, bori!“ wie die Beduinen. Ich nahm ein Bad und schoß Krähen, die von nun an häufig vorkommen. Sie sind dreimal so groß wie die englischen, schwarzblau, mit weißem Hollen auf dem Kopfe und sehr großem Schnabel. Wir wurden von mehreren Widads begrüßt, und einige Habr Awal, welche mit einer Karawane heimzogen, gaben uns den Salam. Meine Leute wurden von ihnen als Vettern begrüßt und mein Hammal äußerte: „Unter Freunden schneiden wir uns die Hälse ab, und unter Feinden werden wir Söhne der Oheime!“

Um drei Uhr setzten wir unsere Wanderung fort über ansteigendes Gelände, das mit phantastisch umherliegenden Granitblöcken gleichsam besäet war; überall fanden wir Wasser, Dörfer und angebauete Felder. Der Wind wehete sehr stark, das Ende der Zeit erinnerte an das Somalisprüchwort: „Hitze wird lästig, aber Kälte tödtet“; die Luft war so rauh und die Kameele waren so matt, daß

wir nach anderthalbstündigem Ritt unsere Zelthütten bei einem Dorfe aufschlugen, das etwa sieben Meilen von den Gurbahügeln entfernt war. Die halbverrückten Widads ließen uns bis spät in der Nacht nicht zur Ruhe kommen, weil sie laut und eifrig über die hochwichtige Frage disputirten, ob das Gesetz erlaube, auf einem Berge zu beten, wenn eine Ebene in der Nähe sei.

Am andern Morgen erreichten wir bei guter Zeit das Dorf Wilensi, wo der Gerad seinen Sitz hat. Er war aber abwesend und damit beschäftigt, in der Umgegend zwei Pferde und zweihundert Kühe auszuwählen, welche der Emir von Härrär als Blutpreis für die Ermordung eines Bürgers verlangte. Jetzt eben war er nach dem Dorfe Sagharra gegangen. Wilensi ist lang und schmal, die Häuser liegen auseinander. Die zwei Frauen des Gerad theilten unsere Partie in zwei Theile. Der Hammal, der Kalender, Scheherasade und Dinarsade blieben bei Beuh und dessen Schwester, wo sie in dem Gurgi derselben gastliche Aufnahme fanden; mich führte man, nebst dem langen Guled und dem Ende der Zeit in die Hütte der Sudiyah, die des Gerads hübschеste Frau war. Sie ist schlank gewachsen, hellbraun, trägt eine Tobe aus Härrär, silberne Ohrringe und das Halsband, welches im Lande Dschilba oder Kardas heißt; es besteht in einem Strange silberner Schellen und anderer Zierrathen, welche von den Arabern in Berbera verfertigt werden. Die Gerada, Prinzessin, ließ sofort unsere Häute ausbreiten und erquickte uns mit gekochtem Rindfleisch, Gurken und Dschowarikuchen.

Ich konnte mit Muße die Lebensweise der ansässigen Somal betrachten. Die Gambisa, Hütte, ist sehr einfach. Die Thür besteht aus einem in Angeln eigenthümlich einfacher Art hängenden Brett; der innere Raum ist durch kleine halbmannshohe Wände in drei Gemächer getheilt; für Männer, Frauen und das Vieh. Das letztere steht links vom Eingange, und durch dasselbe kommt viel lästiges Ungeziefer in die Hütte; die Frauen wohnen auf der rechten Seite bei einem aus Lehm und Steinen gebaueten Heerde; den Männern ist der beste und bequemste Theil der Hütte vorbehalten. Das Dach ist von Rauch geschwärzt, der dann und wann, sobald er gar zu unerträglich wird, durch eine kleine Oeffnung entweichen darf; doch geschieht das nur selten, weil der Wilde glaubt, daß Rauch, Schmutz und Fett warm halten. Auch der Hausrath ist ungemein einfach. Die Schilde hängen an einem Baumstamm,

von welchem man die Aeste abgehauen hat, so daß sie nur in etwa eines Fingers Länge als Pflöcke am Stamme bleiben; die Speere lehnt man an die Wand; an dieser oder am Dache hängt man die Kleider auf, damit sie nicht von den weißen Ameisen zerfressen werden. Das Geschirr besteht in Kalebassen und Kaffeeschalen von roher Töpferarbeit aus Härrär; dazu kommen noch Holznäpfe und sehr hübsch geschnitzte Löffel. In unserer Gambisa wohnen die Gerada mit ihrem kleinen Kinde, die Gallasklavin Siddik und einige andere Sklavinnen, und ich höre fortwährend drei Sprachen reden, nämlich Härräri, Somali und Galla.

Die Hausfrau steht schon vor Tagesanbruch auf, weckt die Mägde, macht Feuer an und trifft Vorkehrungen zur Bereitung des Frühstücks, Afur. Handmühlen sind hier unbekannt. Man nimmt einen langen flachen Stein, legt Durra darauf, und zermalmt dieses Getreide mit einem steinernen Roller von etwas sechs Zoll Durchmesser. Dabei liegt man auf den Knieen, und die ganze Sache ist eben so unbequem als zeitraubend, denn man braucht über eine Stunde, um einige Pfund Brot herzustellen. Das Mehl wird mehrmals angefeuchtet und als feiner Teig gebacken. Etwa um sechs Uhr erscheint dann das Frühstück, das aus geröstetem Ochsen- und Hammelfleisch besteht, und aus dem Kuchen von Schowaridurra; das Ganze schwimmt in kräftiger Fleischbrühe. Die Männer nehmen keine Abwaschungen vor, bedienen sich aber vor dem Essen eines Stabes zum Reinigen der Zähne; nachher legen sie sich in die Sonne, verrichten die eine oder andere Arbeit, und treiben das Vieh in den Busch. Um elf Uhr kommen sie zum Mittagsbrot, das sich immer gleich bleibt; es besteht aus Fleisch und Durra; Geflügel wird von diesen Leuten verschmäht, und grüne Gewächse gelten nur gut genug für das Vieh. Die Thür steht den ganzen Tag offen, Männer, Frauen und Kinder kommen in Schaaren herbei, und die Gerada duldet sie, fragt aber mit schreiender Stimme, ob sie gekommen seien, einen Pavian anzuglotzen. Ueber meinen Kessel geräth sie in das größte Erstaunen; einige erklären ihn für einen Strauß, andere für eine Schlange, Sudiyah dagegen wußte gleich zu was er diente, und bat dringend um eine so nützliche Sache. Die Mägde zermalmen Getreide, kochen und keifen mit einander; die Männer thun wenig, kauen Tabak, schwatzen und lassen sich den Kopfputz von einem wohlbestallten Perrückenmacher frisiren. Gegen Abend kommen Pferde und Kühe von der

Weide zurück; diese werden gemolken und alle in den Stall gebracht, nachher speist man. Diese Somal schlafen nur wenig, sitzen bis spät hin am Feuer und trinken Hirsebier, das mir abscheulich schmeckt; es ist sauer und steigt gleich zu Kopfe, weil es als Zuthat eine narkotische Rinde hat. Am andern Morgen haben die Zecher Kopfweh und verschwommene Augen; für uns, die wir arbeitsame Leute sind, wäre das unangenehm, aber die Somal machen sich wenig daraus und schlafen diese Nachwehen aus; sie versäumen ohnehin damit nichts. Ich schlief trotz des Lärmens, und horchte nur zu, wenn ein Somalimischling, der eben aus Härrär zurückgekommen war, allerlei Geschichten erzählte.

Gleich nach meiner Ankunft in Wilensi hatte ich Jussuf Dera, zweitältesten Sohn des Gerad, zu diesem abgeschickt, um mein Eintreffen zu melden. Zwischen dem Hammal und dem Ende der Zeit hatte ich allerlei Irrungen zu schlichten; der letztere blähete sich immer mehr auf und spielte den wichtigen Mann, denn er war ja nun beglaubigter Abgesandter des Hadschi Scharmarkay bei dem Girhi-Häuptling, und trachtete nach dem Oberbefehl über die Karawane. Ich traf Vorbereitungen zur Abreise auch für den Fall, daß der Gerad uns keine Bedeckung geben wollte. Die beiden Schönen Scheherasade und Dinarsade hatten gehört, daß in Härrär die Blattern seien, fürchteten für ihre Reize und baten zurückbleiben zu dürfen; ich befahl also dem Kalender, sie zu beschützen. Beuh erhielt die große Tobe, welche ich ihm versprochen hatte; er war nicht zu bewegen, mit nach Härrär zu gehen, wurde demnach verabschiedet, und ein alter Girhi-Beduine, der verrückte Said, Said Wal, trat als Führer an seine Stelle. Die erschöpften Kameele sollten unter Schirwas Obhut auf die Weide gehen; meine Sachen waren hier sicherer als vielleicht in Härrär, und ich ließ sie in Wilensi. Was ich mitnehmen wollte, packte ich in einige Ledersäcke und belud mit diesen ein Maulthier.

Am 29. December stieg ich in den Sattel, ritt um die nördliche Seite des Tafelberges, an welchem Wilensi liegt, und kam an einen Pfad, der mit wilden Rosen eingefaßt war. Der Weg thalein führte über einen steilen Felshügel, welcher an einem bewaldeten Abgrunde hinlief; unten floß ein silberheller Bach. Der Pfad war so gefährlich und beschwerlich, daß nur Maulthiere mit ihrem sichern Tritt ihn begehen konnten. In der Ebene lag ein Dorf der Midgans, eines Stammes, welcher als unedel betrachtet

wird; dasselbe war dem Gerad unterthan. Die Leute liefen herbei, und einer sagte: „Wozu nützt ein Gewehr; ehe er Feuer holt, kann ihn mein Speer erreichen." Als ich dann einen Schuß abfeuerte, war der Schrecken groß.

Weiterhin kam ich an eine Fortsetzung der Wady Harirah, ein langes Thal mit dichtem Pflanzenwuchs und einem Bache. Mein Führer bemerkte, daß man dort Reis in Menge bauen könne, wenn nicht die Elephanten wären. Ich ritt unter schattigen Bäumen, durch steinige Bäche und tiefe Einschnitte. Ueberall sah ich Schluchten und Erdspalten. Auch an des Widad Ao Samattar Dorf kam ich vorüber; ich mußte anhalten und von ihm eine Schale mit saurer Milch annehmen. Um Mittag zogen Wolken auf, und die Maulthiere wurden in einem Gebirgsbache getränkt, den ich auf einer Strecke von etwa hundert Schritten dreimal durchwaten mußte. Nach sechs Meilen war ich am Ende des Thals; von dort ging es weiter abwärts über einen sehr rauhen, steinigen Paß. Die Hügelabhänge waren mit Fichten bestanden, die Gipfel kahl; ich sah mehr als einen blinkenden Wasserfall und viele Dörfer. Auch gewahrte ich noch ein Stück Urwald, das von der Axt verschont geblieben ist; er war von Perlhühnern und Affen belebt. Hätte statt der Durra auf den Feldern Weizen gestanden, so wäre die Aehnlichkeit mit einer toskanischen Gebirgslandschaft täuschend gewesen.

Um vier Uhr Nachmittags kam Sagharra in Sicht, ein kleines Dorf, das acht oder neun Hütten zählt, an einem mit Bäumen bewachsenen Hügel liegt, und mit hohen Zäunen umgeben ist. Fruchtbare Getreidefelder liegen ganz dicht daneben. Ich feuerte zur Begrüßung des Gerad Adan einige Schüsse ab, und er empfing uns vor seiner Wohnung. Wir schüttelten uns einander die Hände, ich wurde in ein räucheriges Gemach geführt und mit Weizenbrot bewirthet, das wir in Honig mit ranziger Butter tunkten. Mein Wirth entfernte sich einen Augenblick, kam aber bald wieder, und ich konnte mir den für mich so wichtigen Mann mit aller Muße betrachten.

Adan Ben Kaschen war ein kräftiger Beduine, etwa fünf und vierzig Jahr alt, wenigstens sechs Fuß hoch, mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, verschlagenem Lächeln und unsicherm, falschem Blick. Ich fand in ihm einen jener hinterlistigen und beschränkten Köpfe, mit denen es sich so schwer umgehen läßt. Er war ehrsüchtig und über die Maaßen habgierig, und dabei noch so unbeständig, daß er

immer etwas Anderes wollte und von einem auf das Andere übersprang; keine halbe Stunde konnte er ruhig sitzen bleiben und diese körperliche Unruhe zeugte sehr deutlich von innerer Unbehaglichkeit. Er galt für sehr tapfer, aber sein verrätherisches Wesen hatte ihn allgemein in den schlechtesten Ruf gebracht. Vor einigen Jahren verlobte er eine Tochter mit dem ältesten Sohne des Gerad Hirsi vom Berteristamme, verheirathete sie jedoch, aller Somaliehre und jedem Herkommen zuwider, mit Mohammed Waiz von der Sippe der Dschibril Abokr. Daraus entstand eine Fehde, in welcher der betrogene Bräutigam erschlagen wurde. Adan hatte sehr viele Frauen; vermöge seiner fünf Söhne und eines Dutzend Töchter hatte er viele Verbindungen angeknüpft, und seine Schwester Gisti (d. h. in der Härrärsprache Prinzessin) Fatime war mit Abu Bekr, dem Vater des gegenwärtigen Emir, vermählt. Aber trotzdem wäre der Gerad lieber einem Krokodil in den Rachen gelaufen als nach Härrär hineingegangen. Mich empfing er höflich, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, eine Burg zu bauen, um vermittelst derselben den Handelsverkehr von sich abhängig zu machen, und denen von Härrär Trotz bieten zu können. Aber dabei vergaß er die Hauptsache nicht, denn was er bei mir sah, wollte er auch haben. Ich gab ihm ein Schwert, einen Koran, einen Turban, einen arabischen Rock von Seide, etwa siebenzig Toben und viel blaues Baumwollenzeug. Das Alles war ihm noch nicht genug und er belog mich obendrein, indem er behauptete, der Hammal habe ihm nur zwölf Stück Zeug gegeben. Ich sollte ihm von Berbera Folgendes mitbringen: ein Schwert mit silbernem Griffe, Seife, tausend Dollars, zwei Paar silberne Armbänder, zwanzig Büchsen mit Kugeln und Pulver, Schnupftabak, einen mit Goldtressen besetzten scharlachrothen Mantel, etwas Gift, das sicher wirke, und noch manche andere Sachen. Dafür versprach er Pferde, Maulthiere, Sklaven, Elfenbein und noch andere Dinge; er hat aber vergessen sie mir zu geben!

Der Gerad Adan war ein mächtiger Mann, weil er an der Spitze von seßhaften Ackerbauern steht, die nicht, gleich den Beduinen, in unabhängige Sippen zersplittert sind. Deshalb übt er auch Einfluß auf die umwohnenden Stämme. Die Girhi oder „Girafen" welche in diesem Lande hausen, gleichen den übrigen nichtnomadischen Somal, und leiten ihre Herkunft von Darud und Kombo ab. Trotz der Verfolgungen, welcher sie von Seiten der

Gallas ausgesetzt waren, drangen sie allmälig von Makhar, wo ihre Stammsitze waren, immer weiter nach Westen vor, und zählten nun etwa fünftausend Schilde in einhundert und achtzig Dörfern. Mit den Habr Awal stehen die Girhi in gutem Einvernehmen, gehen aber selten in die Ebenen hinab, außer wenn einmal Futtermangel sie dazu zwingt. Außer ihnen wohnen in jenem Hügellande auch noch Gallas und Somal von verschiedenen Clans. Die Gallas in der Nähe von Härrär zerfallen in vier Clans und diese wieder in viele Abzweigungen. Die Alo wohnen westlich von der Stadt, die Nole nach Osten und Nordosten hin, zwischen den Isa und der Stadt Härrär; im Süden finden wir die Babuli und Scharsa.

Die Berteri haben, an die Gallas grenzend und südlich von ihnen, die Guravskette inne, reichen nach Osten bis zu den Dschigdschigahügeln und sollen etwa dreitausend Schilde zählen. Sie leiten sich von Darud ab, sind von dem Gerad Hirsi abhängig und lebten zu meiner Zeit mit den Girhi in Feindschaft. Die Häuptlingsfamilie hat seit einigen Menschenaltern mit den Emiren von Härrär in Verwandtschaft gestanden, und da die Karawanenstraße nach und von Berbera durch das Gebiet dieses Häuptlings führt, so ist er ein nützlicher Freund oder gefährlicher Feind. Der Gerad Hirsi ist jedenfalls früher ein schlimmer Gesell gewesen; nun aber fühlt er Reue, füttert viele Widads, und wird vom Scheich Dschami aus Härrär häufig besucht.

Die Bursuk-Somal sind keinem Häuptling untergeben, zählen etwa füntausend Schilde, und waren eben in Fehde mit den Girhi, mit den Berteri und mit den Gallas. Hier im Gebirgslande geht es dabei anders her als in den Ebenen, und das Ende der Zeit äußerte bezeichnend: sie machen Krieg auf drei Tage und schließen Frieden auf drei Tage. Hier wird auch kein Blutgeld genommen.

Andere Somalivölker dieser Gegend sind: die Scheychasch oder Ehrwürdigen, die nicht von Dir und Darud abstammen, sondern ihrer Behauptung zufolge vom Chalifen Abu Bekr. Vor zehn Geschlechtern kam Ao Chetab ben Fakih Omar aus Hedschas und ließ sich mit seinen sechs Söhnen in Ostafrika nieder. Sie waren Omar der Große und der Kleine, zwei Abdillahs, Ahmed und Siddik. Dieser Priesterstamm ist, gleich den jüdischen Leviten, unter den übrigen Somali von Efat bis Ogadeyn zerstreut. Von

den Hawiyeh ist schon früher die Rede gewesen; die Osbayan sollen tausend Schilde zählen, und sind von den Gerads der Girhi und Berteri abhängig. Im östlichen Horn von Afrika und um Ogadeye bilden die Marayhan einen mächtigen Stamm; hier im Hügellande sind sie unbedeutend und stehen im Verband mit den Girhi. Die Abskul sind gleichfalls über die Härrärhügel zerstreut; ihr Häuptling ist der Gerad Adan.

Am Morgen nach meiner Ankunft in Sagharrah fühlte ich mich so unwohl, daß ich nicht aufstehen konnte. Die Leute behandelten mich sehr aufmerksam, der Gerad ließ aus Härrär Hirsebier holen, Ao Samattar suchte Kat, zwei Töchter opferten ein Schaf als Fida oder Sühnopfer. Die christlichen Galla, welche herbeigekommen waren um sich den Fremden zu besehen, bedauerten, daß er unter einem Baume sterben müsse. Das hätte freilich leicht der Fall sein können, aber ich dachte gar nicht daran einem schmählichen Durchfall zu erliegen, und wollte nach Härrär. Am Neujahrstage 1855 fühlte ich mich wieder etwas gekräftigt, legte meine beste arabische Kleidung an und ersuchte den Gerad um eine Unterhaltung, die dann an einer abgelegenen Stelle hinter dem Dorfe stattfand. Dort las ich ihm mit möglichst feierlicher Betonung den Brief Hadschi Scharmarkays vor, und er schien sehr erfreut darüber, daß ich nicht durch das Land der Isa, sondern durch sein Gebiet gekommen war; dann sprach er von der Burg, welche ich ihm bauen solle, und fügte hinzu, seiner ältesten Tochter habe geträumt, daß der Fremde sich im Lande niederlassen werde. Ueber die Burg äußerte ich mich so, daß der Gerad zufrieden war; nachher schoß ich einige Vögel.

Jetzt erschienen fünf fremde Männer, nebst drei Mauleseln mit verzierten marokkanischen Sätteln, und anderm Schmuck. Zwei, Hadschi Omar und Nur Ambar, waren Bürger aus Härrär; die drei anderen, Ali Hassan, Hosseïn Araleh und Hadschi Mohammed, waren Somal vom Stamme Habr Awal und Vertrauensmänner des Emirs. Sie waren gekommen, um mit Adan den Blutpreis zu regeln. Sie saßen wohl eine halbe Stunde bei uns, tauschten Grüße mit meinen Dienern aus, besahen unsere Esel, und fragten mich, was für Geschäfte ich hier zu Lande treibe. Dem Gerad sagten sie, der Araber, nämlich meine Person, gehöre wohl nicht zu denen, die kaufen und verkaufen; ich sei ganz bestimmt nur gekommen, um auszuspähen, und deshalb müsse man mich sammt

meinen Gefährten gefangen nach Härrär abführen. Der Häuptling erklärte dagegen, wir seien seine Freunde, und die fünf möchten „derlei Worte weit von sich werfen.“ Nachmittags zogen sie mit zweihundert Kühen ab.

Nun war es klar, daß ich etwas Entscheidendes thun mußte. Der Gerad gestand offen zu, daß er sich vor seinem Verwandten in Härrär fürchte, der ihm neulich mehrere in der Nähe der Stadt belegene Dörfer abgenommen habe. Er könne mich unmöglich weiter geleiten, nicht einmal bis zur Grenze, doch solle bis dorthin sein ältester Sohn Schirwa mitgehen. Bedenklichkeiten konnten nichts mehr nützen, und ich mußte mich lediglich auf meinen guten Stern verlassen. Ich nahm also mit meinen Gefährten Rücksprache; sie riethen mir einen Brief an den Emir zu schreiben und um Erlaubniß zum Besuche der Stadt zu bitten, aber darauf durfte ich mich nicht einlassen; denn erhielt ich, wie vorauszusehen war, eine abschlägige Antwort, so konnte ich platterdings nicht weiter reisen. Das Ende der Zeit benahm sich sehr schlecht und schmiedete Ränke gegen den Hammal und den langen Guled; da er ohnehin ein Feigling war, so befahl ich ihm, in Sagharrah beim Gerad zurückzubleiben. Den beiden übrigen sagte ich, bis jetzt hätten wir nur Alteweiberthaten verrichtet; jetzt müßten wir tapfer sein; im Nothfalle würde ich ganz allein vorwärts gehen. Allein sie sprangen auf und wollten mich nicht verlassen, obwohl man ihnen bange gemacht hatte; noch am Tage vorher äußerten zwei reisende Somal: „wenn ihr euer Leben lieb habt, so geht nicht mit dem Türken nach Härrär.“ Als sie aber einmal im Sattel saßen, benahmen sie sich wacker.

Jetzt schrieb ich im Namen des politischen Agenten zu Aden einen englischen Brief an den Emir; arabisch konnte ich ihn nicht abfassen, weil ich kein Siegel bei mir führte, das doch nicht fehlen darf. Es war möglich, daß ich entdeckt wurde, und ich zog es vor, von nun an offen als Europäer aufzutreten. Diesen Brief wollte ich dem Emir persönlich überreichen. Alle Stämme, mit denen ich in Berührung kam, halten den Mann für einen Feigling, welcher in Gefahren seine Abkunft verläugnet. Ohnehin hatte man mich meines weißen Gesichts wegen für einen Türken gehalten, und diese sind weit verhaßter als die Europäer und nicht so geachtet als diese. Bevor ich Sagharrah verließ, übergab ich dem Ende der Zeit einen Brief an Lieutenant Herne in Berbera, und sagte

ihm, was er im Fall der Noth zu thun habe. Von Sachen nahm ich nur das Allernothwendigste mit, nämlich Kleider, Schießbedarf, ein Paar Bücher und etwas Tabak. Meine Girhibedeckung bestand aus Schirwa, dem Beduinen Abtidon und Mad Said, welcher auf dem Maulesel des Ende der Zeit ritt.

Am 2. Januar, zehn Uhr Morgens, versammelten sich die Leute des Dorfes, beteten das Fathah, und gaben uns die tröstliche Versicherung, daß wir alle todte Männer seien. Wir ritten fort, bis zu einem Dorfe auf dem Wege, wo Schirwa Anstand nahm, mit durch den Gallapaß zu gehen; doch folgte er mir, und nach Verlauf einer Stunde waren wir am Fuße des Tafelberges Kondura. Unser Weg war dort ein beschwerlicher Pfad, der über Felsen und umgestürzte Bäume führte, jetzt wurde er ganz schmal, und ich hatte über mir und unter mir Wald. Dort wurden wir von einem halben Dutzend Gallakriegern angehalten, Leuten des Häuptlings Rabah, welchem dieser Paß gehört. Sie wollten Zoll erheben, aber wir bewiesen ihnen daß unser Esel nicht mit Waaren beladen sei. Als wir dann um die Nordseite des Kondura herumgebogen waren, befanden wir uns auf dem Gebiete des Emir. In einer Entfernung von etwa dreißig englischen Meilen lag ein dunkler Fleck auf gelbem Grunde, hinter einer Reihe blauer Thäler. Das war Härrär!

Ich weidete mich einige Zeit an diesem Anblick, dann ging es wieder vorwärts, bergab, über schlüpferigen scharfen Boden, denn auf dem Kondura ist Nebel häufig und aus dem Gestein sickerte Wasser hervor. Der Weg war durch dickstämmige, von unten bis oben mit starken Aesten besetzte Birbisabäume bezeichnet; manche derselben hatten bis zu fünf und zwanzig Fuß im Umfange. Weiterhin sah ich Gallabauern, die Durra ausdroschen und bei der Ernte sangen. Ich konnte sie auf den ersten Blick an ihrem afrikanischen Gepräge erkennen und von den Somal unterscheiden, welche durch die vielen Einwanderer aus Yemen und Hadramaut nicht unbeträchtlich arabisirt worden sind. Nachmittags kam ich bei Gafra, einem Dorfe der Midgans, welche des Gerad Adan Getreide einheimsten, an Bananen vorüber. Die Leute begrüßten den verrückten Said als einen alten Bekannten, reinigten sogleich eine alte Gambisa, zündeten ein Feuer an, führten unsere Maulthiere auf die Wiesen und wollten uns gastfreundlich bewirthen. Daran wurden sie jedoch durch einige Bürger aus Härrär verhindert,

welche mit dem Zorne des Emirs droheten, wenn sie es wagen würden, diesem „Türken“, denn für einen solchen hielten sie mich, Speise vorzusetzen. Abends kam eine Botschaft von meinen Feinden, den Habr Awal; wenn ich bis Sonnenaufgang warten wolle, würden sie mit mir in Härrär einziehen. Der Gerad Adan hatte mir gerathen, diesen Leuten nicht vor den Kopf zu stoßen, und deshalb gab ich, gegen den Rath meiner beiden Gefährten, eine höfliche Antwort; ich ließ ihnen sagen, daß ich bis acht Uhr Morgens warten wolle. Aber um sieben Uhr Abends am 3. Januar hörte ich, daß jene Habr Awal schon bald nach Mitternacht mit ihren Kühen aufgebrochen seien, und nun konnte ich an ihrer feindseligen Absicht nicht mehr zweifeln. Ich übergab deshalb mein Tagebuch, meine Skizzen und dergleichen einem alten Midgan, der Alles dem Gerad Adan einhändigen solle, und behielt weiter nichts als meine Waffen und einige Geschenke für den Emir. Dann ritt ich fort und kam an den Erar-(Irer)fluß, dessen Bett wohl hundert Schritte breit sein mag; er war seicht und kühl, das Wasser ist süß. Nach Aussage meiner Führer nimmt er, gleich den Hügeln, seinen Lauf nach Süden zum Webbe von Ogadain (Webbe Schebayli oder Haines River), aber nähere Auskunft über den einzigen das ganze Jahr Wasser führenden Fluß zwischen Härrär und der Küste konnten sie mir nicht geben.

Weiter unten im Thale, wo die Durra noch auf dem Felde stand, begegneten mir viele Gallabauern, die vom Markte zurückkamen; alle staunten den Türken an, von dem man sich schon viele schreckliche Dinge erzählte. Bald nachher sah ich einen vornehmen Mann aus Härrär auf einem hübsch aufgeschirrten Maulthiere; seine sieben Diener trugen Kürbisse und Getreide in Säcken aus Kuhhaut. Der alte Herr sah bleich aus, hatte einen weißen Bart, trug eine feine Tobe, und sein weißer Turban hatte einen scharlachrothen Rand. Ein breites abyssinisches Schwert hing an der linken Schulter herab; einen Schild führte er nicht. Wir begrüßten uns höflich und er ließ mir von einem Diener Wasser reichen. Am Hügel sah ich auch die früher erwähnten zweihundert Kühe, aber die verrätherischen Habr Awal waren vorausgeritten. Auf der Anhöhe zeigte man mir das Dorf Elaoda, das früher ein sehr wohlhabender Ort war und einst dem Gerad Adan gehört hatte.

Bald nach Mittag kam ich auf einen schmalen Pfad, der zu beiden Seiten eingehägt war, und hielt kurze Rast unter einem

Baume; dort saß eine Frau und verkaufte außer Butter auch rohe Baumwolle. Zwei englische Meilen von dort, also eine Wegstunde, auf einem Hügel lag die Stadt Härrär, eine lange dunkle Linie, nicht schimmernd weiß, wie sonst die Städte im Osten. Ich hatte einen andern Anblick erwartet; außer zwei Minareten trat nichts hervor, das die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch hätte nehmen können, und Mancher würde sich gefragt haben, ob dem ein solcher Preis werth sei, daß man dafür das Leben einsetze. Aber in diesen Steinklumpen war noch kein Europäer eingedrungen, und wer die Gefühle und Bestrebungen eines Entdeckungsreisenden kennt, wird leicht ermessen, daß ich im Innern aufjauchzte.

Härrär lag dicht vor mir, und ich trieb mein Maulthier an. Unter einem Baume an der Straße liegen zwei große Heilige, Ao Omar Siyad und Ao Rahma, begraben, und wir sprachen dort das Fathah. Der Boden ist fruchtbare rothe Erde; ich fand Bananen, Limonien und Granatäpfel in den Gärten, an welchen ein Kuhschädel auf einem Pfosten als schützender Talisman aufgesteckt ist; auch Kaffeebäume, Katsträuche und Saflor sah ich in Menge. Eine halbe Meile östlich von der Stadt fließt der Bach Jalah oder Koffi (Coffee); die Leute gingen hindurch, und meine Gefährten nahmen ein Bad und kleideten sich dann in saubere Toben; ich ging inzwischen abseit und zeichnete eine Skizze von Härrär.

Die letzte Strecke unseres Weges führte durch eine Art von Laufgraben, der zu beiden Seiten mit Steinen und hohem Cactus eingefriedigt war; dann gelangt man auf eine offene Ebene. Zur Rechten reichen die Durrafelder bis an die Stadtmauer, links liegt eine Begräbnißstätte, gerade aus fällt der Blick auf die Festungswerke; vor dem Thore und am Grabe Ao Abdals schlenderten Bürger umher. Um drei Uhr Nachmittags, nach einem Ritte von fünf Stunden, befand ich mich am Thore, nachdem ich zwanzig Meilen in gerader Richtung zurückgelegt hatte.*)

Den Thorhüter erkannten wir an seinem langen Amtsstabe, Said redete ihn an und beauftragte ihn, unsererseits dem Emir

*) Von Zevla nach Gudingaras 19; nach Kuranvali 8; nach Adad 25; nach Damal 11; nach El Armo 11; nach Fivaf 10; nach Halimalab, dem heiligen Baume, 7; zusammen bis zur Hälfte des Weges 91 Meilen. Weiter von dort nach Aububab 21, nach Koralav 25, nach Härrär 65, zusammen 11, im Ganzen 202 englische, etwa 45 deutsche Meilen.

Salams zu überbringen; wir kämen von Aden und bäten um die Ehre, uns vorstellen zu dürfen. Nachdem jener fortgegangen war, setzte ich mich an einer runden Bastion, wo dann neugierige Leute beiderlei Geschlechts uns betrachteten und allerlei spöttische Reden führten. Auch die drei Habr Awar kamen und fragten mürrisch, weshalb wir nicht ihnen gesagt hätten, daß wir Einlaß begehrten. Diese Leute waren nun meine Todfeinde und ich gab ihnen gar keine Antwort.

Viertes Kapitel.

Zehn Tage in Härrär.

Nach einer halben Stunde kam der Thorwächter zurück und gab uns Erlaubniß, in die Stadt zu kommen. Wir bestiegen unsere Maulthiere und ritten durch die Hauptstraße, eine enge, steil anlaufende Gasse, aus deren unebenem Boden viele spitze Felssteine hervorragen. Der lange Guled hatte sein Maulthier der Obhut unserer beiden Beduinen anvertraut; wir sahen aber diese erst wieder, nachdem wir beim Emir Audienz gehabt hatten. Von dem Volke war ihnen gerathen worden, sich mit dem Thier aus dem Staube zu machen, denn uns werde es sehr schlimm ergehen.

Unser Führer war ein triefäugiger mürrischer Kerl, der uns durch Zeichen bedeutete, daß wir absteigen müßten. Ich war noch etwa hundert Schritte vom Palaste des Emirs entfernt; dann fing er an im Trabe zu laufen, und gab uns zu verstehen, daß von unserer Seite dasselbe geschehen müsse, denn so gebiete es die Achtung vor dem Herrscher. Wir sahen einander an, der Hammal schwor, er wolle lieber elend umkommen, als auf Befehl traben, und ich dachte eben so. Dem Aerger des Führers zum Trotz führten wir unsere Maulthiere im Schritt, gingen durch das Thor und blieben in der linken Ecke des Hofes unter einem Baume stehen, dicht bei einem niedrigen, aus unbehauenen Steinen aufgeführten Gebäude, in welchem Fesseln klirrten; es war das Staatsgefängniß.

In diesem Theile des Hofraums trieben sich viele Gallas herum; manche saßen auch an der Palastmauer im Schatten. Die Häuptlinge erkannte ich an den Armbändern von Zink, die aus dünnen spiralförmigen, dicht aneinander gefügten Ringen bestehen und vom Handknöchel bis in die Nähe des Elbogens hinauf reichen. Sie scheinen besondere Vorrechte zu haben, denn sie trugen Speere und Sandalen und schlenderten gemächlich vor der fürstlichen Wohnung einher. Während im „Palaste“ Staatsgeschäfte verhandelt wurden, konnte ich mir mit aller Muße eine Oertlichkeit betrachten, über welche seither so manche widersprechenden Nachrichten in Umlauf waren. Das Gebäude selbst ist weiter nichts als ein großer Schuppen, eine lange Scheune, einstöckig, ohne Fenster, aus rohen Steinen und rothem Ton gebaut und über der Eingangsthür weiß angetüncht. Das letztere ist ein Vorrecht des Emirs und einiger hoher Würdenträger; geringere Leute dürfen eine solche Auszeichnung sich nicht anmaßen. Der Hofraum ist achtzig Schritte lang und etwa dreißig breit; von unregelmäßiger Gestalt und von niedrigen Gebäuden eingeschlossen; in der Mitte, gegenüber dem äußern Eingangsthore, bemerkte ich ein rundes Gemäuer, an welches mehrere Thüren gelehnt waren. Ich erfuhr später, daß Jeder, der einem Befehl des Emir nicht sogleich Folge leistet, seiner Thür verlustig geht; man nimmt sie ihm weg und stellt sie im königlichen Hofraum auf, wo sie einen Tag stehen bleibt; am zweiten Tage ist sie verfallen. Ueberhaupt ist die Thür in jenen Gegenden Afrikas ein werthvoller und ehrwürdiger Gegenstand.

Der Führer kam aus dem Palaste, befreite uns von lästigen Knaben, die sich um uns versammelt hatten, und gebot uns, die Fußbekleidung an einem zwölf Fuß vom Palast entfernten steinernen Tritt abzulegen. Meine Einwendungen, daß wir ja nicht vor einer Moschee seien, blieben unbeachtet. Dann folgte in beiderseits unverständlichen Zungen ein Gezänk über das Ablegen der Waffen, das damit endete, daß ich wenigstens meine Dolche und Revolver behielt. Nun wurde ein Thürvorhang geöffnet, und ich machte eine Verbeugung, denn mir gegenüber sah ich den gefürchteten Häuptling.

Ahmed ben Sultan Abubekr, Emir oder, wie er sich betitelt, Sultan von Härrär, saß in einem dunkeln, weiß angetünchten Gemach, an dessen Wänden verrostete Luntengewehre und blanke Fesseln hingen. Er sah aus wie ein kleiner indischer Radscha und

war ein hagerer Jüngling von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit dünnem Bart, gelber Hautfarbe und vorstehenden Augen. Sein weites karmoisinrothes Gewand war mit weißem Pelz verbrämt; ein schmaler weißer Turban war dicht um eine kegelförmige Kappe von rothem Sammet gewunden. Der Thron war weiter nichts als eine fünf Fuß lange Bank mit einem niedrigen Geländer. Der Emir fühlte sich unwohl und sein Elbogen ruhte auf einem Kissen,

Der Emir von Hárrár.

unter welchem der Griff eines indischen Säbels hervorsah. Die Hofleute, die Vettern und andere Verwandte des Herrschers standen in doppelter Reihe aufgestellt und trugen, nach abyssinischer Sitte, den rechten Arm entblößt.

Ich begrüßte den Herrscher mit den Worten: „Friede sei mit Dir". Seine Hoheit erwiederte gnädig, streckte seine Hand aus, die gelb und knochig war wie eine Habichtskralle, und schnalzte mit dem Daumen und Mittelfinger. Darauf traten zwei Kämmerlinge

vor, faßten meine Vorderarme und waren mir behülflich, als ich eine tiefe Verbeugung über die Hand machen mußte, ich küßte diese jedoch nicht. Dann kam die Reihe an meine beiden Diener; nachdem sie die Hand geküßt hatten, wurde sie ihnen zum Zeichen des Vertrauens oder der Herablassung noch einmal dargeboten. Jetzt durften wir uns dem Emir gegenüber auf eine Matte setzen; er betrachtete uns mit finsterer Stirn und forschendem Blicke.

Nachdem ich mich nach Seiner Hoheit Wohlbefinden erkundigt, schüttelte er mit dem Kopfe und erkundigte sich nach dem Zwecke meiner Reise. Nun zog ich den von mir selbst geschriebenen Brief hervor und übergab ihn einem Kämmerling. Dieser umwickelte seine Hand mit der Tobe und überreichte ihn so dem Emir, welcher das Schreiben auf's Kissen legte und weitere Mittheilungen verlangte. In arabischer Sprache setzte ich ihm auseinander, ich sei von Aden gekommen, überbringe Empfehlungen des englischen Daula, Gouverneurs, und hätte den Wunsch gehabt, in Härrär das Licht vom Antlitz Seiner Hoheit zu schauen. Daran schloß ich eine kleine Rede über die Angelegenheiten in Arabien und erinnerte daran, daß zwischen dem verstorbenen Herrscher Abubekr und den Engländern ein freundschaftliches Verhältniß obgewaltet habe.

Der Emir lächelte gnädig, und damit fiel mir ein Stein vom Herzen; ich war auf das Schlimmste gefaßt gewesen, und Alles, was ich seither im Palast gesehen hatte, war keineswegs geeignet, mich zu beruhigen.

Der Herrscher sprach ganz leise einige Worte mit seinem Schatzmeister, einem kleinen Manne mit kahlgeschorenem Kopfe, und gab uns ein Zeichen, daß wir uns entfernen möchten. Die Ceremonie des Handkusses wurde wiederholt, und wir verließen den Audienzschuppen als Männer, die offenbar in Gunst standen. Die Leute im Hofe, die uns vorher mit ihren Blicken die Kehle hätten abschneiden mögen, machten jetzt ganz andere Augen. Man führte uns, unter Voraustritt einer Wache, in des Emirs zweiten Palast, den wir als unser Haus betrachten sollten. Dort fanden wir auch die Beduinen, welche es für unmöglich gehalten hatten, daß wir mit dem Kopf auf dem Rumpf zurückkommen könnten; jetzt grinseten sie fröhlich. Bald nachher brachte man uns aus des Emirs Küche ein Gericht Schabta, Durrakuchen in saure Milch eingeweicht und dick mit rothem Pfeffer bestreut, der in jenen Gegenden so häufig die Stelle des Salzes ersetzt.

Nachdem wir gegessen, kam der Schatzmeister mit der Weisung vom Emir, daß wir uns zu dem Wesir, dem Gerad Mohammed, zu verfügen hätten. Wir traten also eine neue Wanderung an und wurden in ein Haus geführt, das wir an den weißen Streifen über der Thür als die Wohnung eines hohen Würdenträgers erkannten. Das Gemach war sauber geweißt, und sah aus wie eine altenglische Küche, denn an den Wänden hingen lackirte hölzerne Näpfe umher. Wir fanden in Mohammed einen alten ehrwürdigen Mann mit wohlwollendem Gesichtsausdruck, der uns um so mehr auffiel, da er im Somalilande als grausam verrufen ist. Ich mußte neben ihm auf einer steinernen, mit Teppichen überdeckten Bank Platz nehmen; Rohrfedern, Tintenfaß und ein weißangestrichenes Brett, das die Stelle des mangelnden Papiers ersetzte, lagen zur Hand. Nachdem er mich willkommen geheißen, strich er sich seinen Bart und fragte dann in gutem Arabisch, was ich in Härrär wolle. Im Wesentlichen sagte ich ihm dasselbe, was ich schon früher gegen den Emir geäußert, fügte aber hinzu, daß die Engländer von Aden aus mit Härrär in Freundschaft und in Handelsbeziehungen treten möchten. „Das ist gut, wenns Allah gefällt!" sprach der Gerad. Ich bog mich über seine Hand und wurde entlassen. Zu Hause fragte ich, weshalb man meinen Dienern ihre Waffen noch nicht zurückgegeben habe; die Antwort lautete, sie befänden sich im Palaste und seien dort gut verwahrt. Nun überschickte ich dem Emir ein sechsläufiges Drehpistol und ließ ihm den Gebrauch dieser Waffe erklären.

Unser Haus, in welchem wir es uns nun einigermaßen bequem zu machen suchten, war reinlich, hatte schlechte Wände und einen gestampften Fußboden; dem Eingange gegenüber waren zwei breite steinerne Stufen von etwa zwei Fuß Höhe und drei Fuß über der platten Erde. Darüber lagen Matten; ich legte aber unsere Decken und Schabracken darauf und bereitete mir ein Lager. Sehr ermüdet und vollkommen durchdrungen von der Eigenthümlichkeit der Umstände, in welche ich mich versetzt sah, legte ich mich nieder. Ich war unter dem Dache eines fanatischen Fürsten, der Gewalt über Leben und Tod hatte, unter einem Volke, das die Fremden verabscheut, der einzige Europäer, der je diese ungastliche Schwelle überschritten; hoffentlich war ich auch das Werkzeug des Schicksals zum Niederbrechen dieser Gewalt gewesen.

Ich will nun Härrär beschreiben, das bisher so mangelhaft bekannt gewesen ist. Diese alte Hauptstadt von Hadiyah heißt bei ihren Einwohnern Härrär Gäy, bei den Somal Ädäri, bei den Gallas Ädäräy; die Araber und nach ihnen die Europäer nennen sie Härrär. Sie liegt nach meiner Gissung 175 englische Statutmeilen von Zeyla und 219 solcher Meilen von Berbera, wie ich annehme auf 9° 20′ nördlicher Breite und 42° 17′ östlicher Länge*), ungefähr 5500 Fuß über dem Meer. Die Höhe kann ich nicht genauer bestimmen, weil ich meinen Thermometer zuletzt in Wilensi in siedendes Wasser steckte; in Härrär selbst durfte ich es nicht wagen. Das letztere dehnt sich an einem Hügelabhang hin, der sanft von Westen nach Osten hin abfällt. An der Ostseite liegen bebauete Aecker, an der Westseite Obstfelder auf Terrassen, nach Norden hin sah ich einen abgesonderten, mit Gräbern bedeckten Hügel, nach Süden hin liegt ein Thal, welches von einem Bache durchflossen wird. Bei einer solchen Lage ist Härrär, namentlich auf der Nordseite, gegen starke Winde geschützt, weil eine Bergkette vorliegt, deren höchster Gipfel Kondura heißt, und das Klima hat mich während meines kurzen Aufenthalts an jenes von Toscana erinnert. Am 11. Januar hatten wir Gewitter mit Regen, am 12. regnete es häufig, der Morgen des 13. war klar, als wir aber über die Berge kamen, standen Wolken am Himmel. Der Monsun ist einen Monat lang sehr heftig; man säet, bevor er eintritt, und erntet im December und Januar. In den übrigen Jahreszeiten ist das Wetter trocken, mild und gleichmäßig.

Schon der arabische Geschichtschreiber Makrisi bemerkt, daß Härrär eine von den sieben Provinzen des Reiches Zeyla sei. Dieses war von arabischen Eroberern gestiftet worden, welche im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Küstenland bis an die Gebirge unterwarfen und sich dort festsetzten. Das moslemitische Härrär übte einen unheilvollen Einfluß auf die Geschicke des christlichen Reiches in Abyssinien. Die Beherrscher dieses letztern, Kaiser von Aethiopien, betrachteten die Adel, das heißt die Somal und Dankali, als ihre Unterthanen, aber der Verband war doch nur sehr locker; Muselmänner wurden am christlichen Kaiserhofe

*) Nach Cruttenden 9° 22′ nördl. Breite, 42° 35′ östl. Länge; nach Krapff 9° 25′ nördl. Breite, 42° 7′ östl. Länge; nach Harris 9° 24′ nördl. Breite, 42° 22′ östl. Länge.

mit Geschenken bedacht. Die Abyssinier lieferten den Adel Sklaven und erhielten dafür Steinsalz. Trotz des Handelsverkehrs waren Kriege sehr häufig. Die fanatischen Muselmänner stürmten vom Unterlande herauf, plünderten, suchten Proselyten zu machen, brannten die Kirchen nieder, ermordeten die Ungläubigen und marten die Priester.

Im vierzehnten Jahrhundert, 1312 bis 1342, war Amda Sion Kaiser von Aethiopien. Amano, König von Hadiyah, nannte ihn einen Weiberhelden und plünderte weit und breit im Unterlande von Tegulet bis zum rothen Meere. Den Amharas (Abyssiniern) wurde befohlen, keinen Muselmann zu verschonen, denn es sollte eine Prophezeihung erfüllt werden, der zufolge Mohammeds Lehre dem Untergange nicht entgehen könne. Erst nach Amda Sions Tode war wieder Friede, aber unter Sara Yakub, 1454 bis 1468, brach abermals Krieg aus, weil dieser Kaiser sich Spötteleien über die langen Zähne einer mohammedanischen Prinzessin von Zeyla erlaubt hatte. Kaiser Baeda Mariam, Yakubs Nachfolger, gab sich die größte Mühe, die Adel zu unterwerfen; als er starb, ließ er sich auf seinem Todtenbette so hinlegen, daß sein Gesicht dem Unterlande zugekehrt war, welches ihm zehn Jahre lang erfolgreich Widerstand geleistet hatte.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts versetzte Mahfus, ein glaubenseifriger mohammedanischer Sultan, den Abyssiniern harte Schläge. Er that ein Gelübde, daß er während der vierzigtägigen Fastenzeit stets gegen die Ungläubigen Krieg führen wolle; sie waren dann durch strenges Fasten abgemattet und nicht im Stande, mit den Waffen kräftigen Widerstand zu leisten. Er hielt sein Gelübde und verbrannte dreißig Jahre hintereinander Kirchen und Klöster, ließ jeden Christen, der in seine Gewalt fiel, ohne Gnade niedermachen, schleppte Frauen und Kinder in die Sklaverei; viele machte er dem Scherif von Mekka zum Geschenk. Sa Salesseh, den Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache, gewann er durch Bestechung; den Kaiser Alexander, 1478 bis 1495, ließ er in der Stadt Tegulet ermorden. Des letztern Nachfolger, Naud, gewann einige Siege über die Muselmänner, starb aber bald; sein Sohn, David der Dritte, war erst elf Jahre alt, als er den Thron bestieg, und stand unter der Vormundschaft seiner Mutter Iteghe Helena; der Krieg dauerte fort.

Aegypten und Arabien wurden 1516 vom osmanischen Sultan Selim erobert; das Hedschas 1538 von Suleyman Pascha unterworfen. Die Pilgerkarawanen, welche aus Abyssinien nach Jerusalem zogen, wurden überfallen, die Erwachsenen niedergemacht, die Jüngeren als Sklaven verkauft. Als auch arabische Kaufleute, um sich den Erpressungen der Türken zu entziehen, nach Afrika flüchteten, nahmen die Osmanen Zeyla von Aden aus in Besitz, verübten seitdem großen Druck auf den Handel mit Indien, indem sie durch ihre Kriegsgaleeren von den Kauffahrern Zoll erhoben, und nahmen auch gegen Abyssinien eine feindselige Stellung ein. Denn Mahfus wurde von ihnen aufgemuntert und unterstützt, der Scherif von Mekka übertrug ihm den Befehl über Zeyla, diesen Schlüssel zum Oberlande, und schenkte ihm, als einem Streiter für den Glauben, eine grüne Fahne.

Damals waren die Portugiesen in den östlichen Gewässern erschienen. Die Itughe Helena wandte sich an den Vicekönig von Indien, den großen Albuquerque, um Hülfe. Ihr Gesandter kam nach Goa, und brachte ein Stück Holz vom wahren Kreuze Christi mit. Bald erschien eine Gegengesandtschaft des Königs von Portugal in Massawah; aber der sechszehnjährige Daniel hatte nicht erst auswärtige Hülfe abgewartet, sondern war in Person gegen die Muselmänner ausgerückt. Mahfus, der Goliath unter den Anhängern des Islam, wurde während einer Schlacht im Zweikampf erlegt von Gabriel Andreas, einem Soldaten von erprobter Tapferkeit, der zugleich Mönch war; als man ihm einst wegen freimüthiger Worte die Spitze seiner Zunge abgeschnitten hatte, war er in ein Kloster gegangen, dann aber für seinen Glauben gegen die Feinde ausgezogen. Die grüne Fahne wurde genommen, zwölftausend Muselmänner lagen als Leichen da, David drang ins Niederland ein und warf seinen Speer in eine der Thüren des Palastes zu Adel.

Aber unter den Bekennern des Islam erhob sich ein gewaltiger Mann, Mohammed Gragne oder, wie die Somal sagen, Guray, die Linkshand. Damals war Härrär noch ein Beduinendorf. Mohammed miethete Söldner aus Mokka, die Türken in Yemen sandten ihm Janitscharen zu Hülfe, die Kanonen mitbrachten, und nun drang er in Ifat und Fatigar ein. Im Jahre 1528 eroberte er Schoa in Abyssinien, plünderte das Land Amhara aus, brannte die Kirchen nieder und führte unermeßliche Beute mit sich fort.

Er jagte den Kaiser David durch Tigre bis an die Grenze von Sennar, lieferte den Christen eine Schlacht am Nil und erschlug mit eigener Hand den tapfern Gabriel Andreas. Gideon und Judith, das Königspaar der Juden von Samen, machten mit ihm gemeinschaftliche Sache; eine Hungersnoth unter den Abyssiniern, von welcher viele Männer hinweggerafft wurden, nützte ihm, indem sie seine Gegner noch mehr schwächte; er wüthete mit Fackel und Schwert, nahm die Stadt Axum ein und verbrannte sie, ermordete die Prinzen aus dem königlichen Geblüt auf der Amba Geschen, und erschlug 1540 David den Dritten, den letzten Kaiser von Aethiopien, der sich König der Könige nannte.

Claudius, welcher nach ihm den wankenden Thron bestieg, sandte den Portugiesen Johann Bermudez aus Abyssinien nach Europa, versprach den römischen Papst anzuerkennen und diesem ein Drittel seiner Besitzungen abzutreten, wenn man ihm Hülfe sende. König Johann der Dritte von Portugal ließ durch zwei Söhne des berühmten Vasco da Gama, Stephan und Christian, ein starkes Geschwader ins rothe Meer einlaufen. Der jüngere dieser beiden Brüder landete zu Massawah mit vierhundert Musketieren, erschlug den mohammedanischen Feldherrn Nur und sandte dessen Kopf nach Gondar zur Itughe Sabel Wenghel, welche denselben als ein Glück verheißendes Zeichen annahm. Die Portugiesen waren aber so unvorsichtig, in der Regenzeit vorwärts zu gehen, und sich auf der Ebene von Ballat dem tapfern Mohammed Gragne entgegenzustellen, der zehntausend Speerträger und eine große Reiterschaar befehligte. Die Portugiesen zählten nicht viel über vierthalbhundert Streiter, und diese konnten sich auf einige tausend Mann abyssinischer Krieger nur wenig verlassen.

Nach der Erzählung des Pater Hieronymus Lobo, der seine Berichte von einem Augenzeugen hatte, fand zwischen beiden Theilen eine Besprechung statt. Mohammed nahm eine sehr vortheilhafte Stellung ein und sandte an Dom Christoph einen Boten, welcher ihm sagen mußte, der König von Portugal sei durch die treulosen Abyssinier belogen worden. Der junge tapfere Feldherr flöße ihm Theilnahme ein und er, der Sultan, wolle ihm nicht nur freien Durchzug gestatten, sondern ihn auch mit Lebensmitteln versorgen. Der christliche Ritter schenkte dem Boten ein Prachtgewand und ließ dann dem Sultan Mohammed sagen, er sei mit seinen portugiesischen Kriegern gekommen, ihn aus dem Reiche zu

vertreiben, das wider alles Recht mit Krieg überzogen worden sei. Nicht zurückweichen wolle er, sondern sich einen Weg durch das Land der Feinde bahnen. Mohammed habe gar keine Bedingungen zu stellen, sondern sich unverweilt zu entscheiden, ob er geneigt sei ungerechtes Gut wieder herauszugeben, im Weigerungsfalle müsse er des Kampfes gewärtig sein. Christoph da Gama vertraue auf den Allmächtigen und die gute Sache; dem Sultan aber sende er hiermit als Geschenk einen Spiegel und eine Kneipzange.

Der muselmännische Herrscher wurde dadurch so erbittert, daß er sofort vom Mahl aufstand und die Portugiesen angriff. Sie standen am Abhang eines Hügels neben einem Gehölz; hinter ihnen waren die Abyssinier aufgestellt, die aber ruhige Zuschauer blieben, um nach dem Ausgange des Kampfes sich auf die Seite des Siegers zu neigen.

Mohammed ließ zehn Reiter vorrücken, welchen die Portugiesen zehn Musketiere entgegenstellten; diese zielten so gut, daß sogleich neun Mohren fielen und der König von Pedro da Sa am Schenkel verwundet wurde. Dann wurde der Kampf allgemein, und bald wichen die Muselmänner vor den Musketen und Kanonen der Portugiesen zurück. Mohammed rettete nur mit Noth sein Leben, verschanzte sich jedoch in einer festen Stellung Mamrat oder Membret, wo er überwintern und Verstärkung abwarten wollte. Die Portugiesen verfolgten den Feind, dessen verschanztes Lager sie freilich nicht nehmen konnten; sie befestigten sich ihrerseits auf einem gegenüberliegenden Hügel. Die Abyssinier leisteten ihnen keine Hülfe und brachten nicht einmal Lebensmittel; die tapfere kleine Schaar schmolz immer mehr zusammen. Aber im Vertrauen auf göttlichen Beistand und ermuthigt durch das Andenken an die Großthaten ihrer Landsleute, hofften sie aller Schwierigkeiten Meister zu werden. Mohammed war inzwischen nicht unthätig; er rief die muselmännischen Fürsten um Beistand an, stachelte den religiösen Eifer derselben auf und erhielt eine Verstärkung von zweitausend arabischen Musketieren, während ihm zugleich die Türken aus Yemen einige Kanonen schickten. Nun erst griff er die Portugiesen an. Sie leisteten tapfern Widerstand, streckten viele Feinde nieder, erlitten aber auch ihrerseits schweren Verlust. Christoph da Gama erhielt einen Schuß in den Arm, welcher ihm den Knochen zerschmetterte, ein anderer traf ihn am Knie; die Uebermacht siegte, die Mohammedaner drangen ins Lager ein und stachen die Christen

mit den Speeren nieder. Der portugiesische Feldherr entkam dem Gemetzel; er flüchtete nebst zwei Gefährten in den Wald, wurde entdeckt und gefangen genommen. Mohammed war hoch erfreut, daß er einen so gefährlichen Feind nun in seiner Gewalt hatte; er gab ihm die Weisung, zwei verwundete Muselmänner, seinen Oheim und seinen Neffen, pflegen zu lassen, aber dessen weigerte sich der Portugiese, indem er erklärte, er sei nicht gekommen, Muselmänner zu retten, sondern sie zu tödten. Der darüber mit Recht erbitterte Mohammed legte einen Stein auf das Haupt des Gefangenen, welchen er dem Hohne und den Mißhandlungen seiner Krieger preisgab. Man versprach ihm Leben und Freiheit, wenn er sich zum Islam bekennen wolle; darauf entgegnete er höhnisch, nichts in der Welt könne ihn bewegen, seinen himmlischen Herrn zu verleugnen und einem Betrüger, einem falschen Propheten, zu folgen. Darauf säbelte ihm Mohammed den Kopf vom Rumpfe. Der Leib des Christen, welcher den Propheten von Mekka so fanatisch geschimpft und gelästert hatte, wurde in vier Stücke zerhauen, die man nach vier verschiedenen Städten sandte. Die Katholiken aber sammelten die Gebeine ihres fanatischen Glaubensgenossen, den sie für einen Märtyrer erklärten, und begruben dieselben. Jeder Mohammedaner, der am Grabe vorbeiging, warf einen Stein darauf, und der Haufen war allmälig so groß geworden, daß Pater Lobo nicht ohne Mühe ihn hinwegräumte, als er die Knochen ausgraben wollte. Dieser Jesuit hat dabei gleich ein Wunder zu erzählen. Nach einer Ueberlieferung öffnete sich dort, wo Christophs Haupt fiel, eine Quelle von wunderbarer Heilkraft, denn ihr Wasser beseitigt Krankheiten, denen man mit gewöhnlichen Arzeneien nicht beikommen kann.

Nach jenem Siege trieb Mohammed Guray den jungen Kaiser Claudius durch Abyssinien, und Niemand leistete ihm Widerstand. Dann aber schaarten sich jene Portugiesen, welche das Leben gerettet hatten, um diesen christlichen Herrscher, den sie bewogen, wieder in's Feld zu ziehen. Sie wollten ihren Feldherrn rächen; ihre Musketiere sahen es auf Mohammeds Person ab, den sie auch niederschossen. Seine Gemahlin Talwambara, Tochter des Mahfus, bestattete die Leiche heimlich; ein Sklav mußte die Kleider des Sultans anlegen, den man für noch lebend ausgab, um die Streiter nicht zu entmuthigen. So erzählen die Muselmänner; Pater Lobo's Bericht lautet anders. Ein Schütz von kleiner Gestalt, Pedro Leon, einst Christophs Diener, hatte sich den Sultan zum Ziel auserkoren

und schoß ihm eine Kugel in den Kopf, als er gerade seine Truppen zum Angriff ermunterte. Er sank todt vom Rosse. Da schnitt der Schütz ihm rasch ein Ohr ab, und nahm auch ferner am Kampfe Theil. Die Muselmänner erlitten eine große Niederlage. Ein abyssinischer Häuptling fand Mohammeds Leiche, schnitt ihr den Kopf ab und überreichte denselben dem Negusch Claudius; er nahm für sich die Ehre in Anspruch, den gewaltigen Sultan getödtet zu haben. Pedro Leon warf dann die Frage auf, ob der König nur ein Ohr gehabt habe, zog jenes hervor, welches er abgeschnitten, und wies sich als den rechten Mann aus. So endete ein gewaltiger Kriegsfürst, welcher während eines vierzehnjährigen Krieges das alte abyssinische Reich zerstörte; bis auf den heutigen Tag lebt er im Munde des Volkes.

Mohammeds Nachfolger auf dem Throne von Adel war Emir Nur, der sich um Talwambara's Hand bewarb. Sie versprach ihm dieselbe, sobald er ihr den Kopf des Kaisers Claudius zu Füßen gelegt habe. Er sandte eine trotzige Kriegserklärung an den Negusch, und am 22. März 1559 standen die beiden Heere einander gegenüber. Der abyssinische Oberpriester erklärte seinem Kaiser, er (der einfältige Geistliche) habe eine Erscheinung gehabt, und der Engel Gabriel habe ihm geboten, den Kaiser zu warnen, daß er nicht unnöthig sein Leben auf's Spiel setze. Dieser Blödsinn wurde verhängnißvoll; die christlichen Abyssinier, ohnehin ein durch ihre Geistlichen verdummtes, höchst abergläubiges Geschlecht, legten Werth auf die Worte des Pfaffen und ließen ihren tapfern Herrscher im Stiche. Claudius, mit einigen Portugiesen, trat dem Emir Nur mächtig entgegen und fiel, mit Wunden bedeckt. Sein Feind schnitt ihm den Kopf ab und legte diesen zu den Füßen Talwambara's, die ihm nun ihre Hand gab. Sie hing das Haupt des Negusch bei den Haaren an einen Baum und weidete sich zwei Jahre lang an diesem Anblick. Dann verkaufte sie den Schädel an einen armenischen Kaufmann, welcher demselben im Grabe des heiligen Claudius zu Antiochia eine Ruhestätte gab. Der Name des christlichen Helden, welcher alle Schlachten gewonnen hatte, nur die nicht, in welcher er fiel, steht nun im Heiligenkalender der Abyssinier. Aber auch Emir Nur ist canonisirt worden. Die Mohammedaner haben ihren verehrten „Wali" in Härrär unter einem Gewölbe bei der Dschamimoschee begraben. Bald nach seinem entscheidenden Siege über Claudius führte er die Mauer auf, von welcher noch jetzt Härrär

umschlossen ist. Mehrere Araber, die im Rufe der Heiligkeit standen, kamen dorthin, und die Stadt wurde allmälig größer. Nur's Nachfolger herrschten lange Zeit und starben erst vor wenigen Menschenaltern aus. Der gegenwärtige Herrscherstamm leitet seine Abkunft von Abubekr her, oder von Akil, Sohn Abu Talibs und Bruder Ali's; doch ist es wahrscheinlicher, daß er von heidnischen Galla abstammt.

Das jetzige Härrär ist etwa eine englische Meile lang und halb so breit. Die unregelmäßige Mauer ist erst vor einigen Jahren ausgebessert worden, was allerdings sehr nöthig war, denn die Hyänen krochen durch die Löcher zur Stadt hinein und machten dieselbe bei Nacht unsicher. Jetzt läßt man Abends die Thore offen, lockt die Thiere durch Köder an, verschließt dann die Pforten und erlegt die unwillkommenen Gäste mit Speeren. Dieser Thore sind fünf; sie werden allezeit sorgfältig bewacht und Abends müssen die Schlüssel dem Emir eingehändigt werden. Nach Thorschluß kann Niemand die Stadt verlassen. Mauern und Thürme, letztere oval, sind ohne alle Kunst gebaut; man hat dazu Granit- und Sandsteinblöcke von den umliegenden Hügeln genommen, und als Mörtel den gewöhnlichen Thon benützt. In ähnlicher Weise sind auch die Häuser in den Städten der Galla aufgeführt. Das größte Gebäude ist die Dschami oder Hauptmoschee, ein langer Steinschuppen, der ein ärmliches Ansehen hat. Die daneben stehenden zwei Minarete bilden abgestumpfte Kegel, sind weiß angetüncht und wurden von türkischen Baumeistern aus Mokka und Hodeida gebaut. Das eine Minaret stürzte vor einigen Jahren ein und ist von einheimischen Künstlern nothdürftig wieder aufgebaut worden. Man sieht in der Stadt nur wenige Bäume, auch hat sie keine Gärten, welche sonst im Orient auch größeren Ortschaften etwas von ländlichem Reiz geben. Die Straßen, enge Gassen, die bergan und bergab laufen, sind uneben und voll von Schmutzhaufen, bei denen sich hungerige, räudige Hunde in Menge herumtreiben. Die Menschen wohnen in langen steinernen Schuppen mit flachen Dächern; manche haben ein Obergeschoß, die Thüren bestehen aus einer einzigen Planke, die Fenster sind ziemlich hoch angebracht und haben armselige Holzgitter. In den Wohnungen der Wohlhabenderen findet man besondere Gemächer für die Frauen, und einen Hofraum, dessen Eingangsthür aus zusammengebundenen Durrastengeln besteht. Die ärmeren Leute hausen in einer Gambisa, die sich in keiner Weise von den

schon früher beschriebenen Hütten der Landbewohner unterscheidet. An Moscheen ist kein Mangel, es sind aber nur ganz schlichte Gebäude, ohne Minarete. Die Gräber auf den verschiedenen Leichenäckern bilden längliche Tröge derart, daß man Steinplatten der Länge nach neben einander gestellt hat, so daß sie eine Umfriedigung bilden.

Härrär ist stolz darauf, daß es ein Sitz der Gelehrsamkeit und Heiligkeit sei; dort liegt der Schutzpatron der Stadt begraben, Scheich Omar Abadir El Bakri, der aus Dschidda stammt. Ganze Schaaren bettelhafter Beflissener der Gottesgelahrtheit und wahnwitziger Widads treiben sich in der Stadt umher und überschwemmen das Land; aber wissenschaftliche Anstalten sind nicht vorhanden, und Bücher selten und theuer. Die Studenten werden nur theologisch und natürlich sehr dürftig abgerichtet. Die vornehmsten Uelema sind die Kabir (Professor der Theologie) Chalil und Kabir Yunis, die fast nie ihr Haus verlassen und Unterricht geben; der dritte, Scheich Dschami, ist ein Somali, der sich viel in politische Angelegenheiten mischt. Diese Professoren lehren mohammedanische Dogmatik in der Härrärisprache. Sie ist, gleich dem Somali und anderen Sprachen in diesen Gegenden Afrikas, in Ethnologie und Grammatik theilweise arabisch, so daß ein semitisches Reis auf den einheimischen Stamm gepfropft wird. Durch häufiges Vorkommen des Kehllautes ch wird das Härräri rauh und unangenehm; eine Literatur giebt es in dieser Sprache nicht, mit Ausnahme einiger Gesänge und Erzählungen, die mit modernen Naschki-Schriftzeichen niedergeschrieben worden sind. Ich hätte mich gern näher mit ihr bekannt gemacht, aber die Umstände waren dazu nicht günstig genug; in der Stadt selbst wurde ich so scharf überwacht, daß ich nicht schreiben durfte; aber gleich nachdem ich sie verlassen hatte, schrieb ich in Wilensi die grammatischen Formen und ein Vacabularium nieder. Die alte Angabe, daß das Härräri „Arabisch sei, aber eine Verwandtschaft mit dem Amharischen habe", ist schon an und für sich widersinnig und ganz unrichtig.

Härrär hat seine eigene Sprache, welche nur den Einwohnern verständlich ist, und diese, etwa achttausend an der Zahl, bilden einen besondern Menschenschlag. Die Somal sagen, die Stadt sei ein Paradies, in welchem Esel wohnen, und allerdings hat die äußere Erscheinung dieser Leute nichts Gewinnendes. Unter den Männern habe ich auch nicht einen einzigen mit hübschem Gesicht bemerkt; sie haben grobe Züge, manche schielen oder haben durch

die Blattern ein Auge verloren, wieder andere sind durch Scropheln oder sonstige Krankheiten entstellt. Das Sprüchwort: „Hart wie das Herz eines Härräri“ mag wohl Recht haben. Die Hautfarbe ist gelblich-braun, der Bart kurz, struppig und so widerborstig wie das Haupthaar; Hände und Handknöchel, Füße und Fußknöchel sind groß und unschön. Die Gestalt ist von Mittelgröße, die Stimme rauh und laut, die Kleidung eine Zusammensetzung von arabischer und von abyssinischer Tracht. Sie scheeren den Kopf und stutzen den Schnauzbart. Manche gehen barhaupt, andere tragen eine indische oder ägyptische Kappe, einige auch einen weißen Turban, der lose um den Kopf geschlungen wird. Hauptkleidungsstück ist die Tobe; man trägt sie locker oder bindet einen schmalen Gürtel um, in welchem der Dolch steckt; die reicheren binden einen Lendenschurz um, und die Würdenträger haben weite arabische Beinkleider von weißem Kattun. Vervollständigt wird der Anzug durch grobe lederne Sandalen und einen Rosenkranz; ein Werkzeug zum Reinigen der Zähne (aber nicht eine Zahnbürste, weil eine solche Borsten von einem unreinen Thiere hat) darf nicht fehlen, weil das Tabakskauen ganz allgemein ist. Auf der Straße soll Niemand bewaffnet erscheinen, aber Jeder trägt einen langen Stock.

Die Weiber sind, schon wegen der vielen Sklavinnen, weit zahlreicher als die Männer und erscheinen im Vergleich mit diesen sehr vortheilhaft. Der Kopf ist klein, das Profil regelmäßig, die Nase gerade, das Auge groß, der Mund nähert sich dem kaukasischen Typus an, die Hautfarbe ist hellbraun. Aber die Reize werden durch die Kleidung verhüllt. Die Frau trägt ein weites, braun oder indigoblau gefärbtes Gewand, mit kurzen Aermeln; vorne und hinten ist es mit einem scharlachrothen Dreieck verziert, so daß die breite Seite oben, die spitze unten steht; der weiße Gürtel hat eine rothe Einfassung. Frauen der höheren Klassen tragen außer dem Hause ein blaues Tuch über dem Kopfe, verschleiern aber das Gesicht nur selten. Das Haar wird in der Mitte getheilt, unter den Ohren in zwei große Puffen gelegt und mit dunkelblauem Musselin oder einem Netze bedeckt, das man unter dem Kinn zusammenknüpft. Dieser Kopfputz wird oben im Nacken mit einem schwarzseidenen Bande befestigt. Die Mädchen binden das Haar in einem Knoten auf dem Hinterkopfe zusammen; ihre Locken sind durchgängig weich, nicht drahtartig wie beim Neger, und zugleich lang und dicht; aus dem Knoten fallen einige kurze Flechten recht

Leipzig. A. Edelmann.

Costume aus Härrär.

Google

anmuthig auf die Schulter. Nur Leute vom Rang legen Silberschmuck an; im Ohre trägt man Somaliringe oder rothe Korallenperlen; die Halsbänder sind von demselben Stoff; am Vorderarme hat man sechs breite Ringe von Büffelhorn, die im westlichen Indien verfertigt werden. Auf den Busen tättowirt man Sterne, die Augenbrauen werden mit Farbe verlängert, die Augen erhalten eine Umrandung von Köl, Hände und Füße färbt man roth mit Henna. Die Stimme der Frauen ist hart und schreiend und bildet einen scharfen Gegensatz zu den weichen Tönen der Somaliweiber.

Die Beschäftigung der Frauen besteht im Spinnen und Weben von Zeug zu Toben, Turbanen oder Gürteln, Wasserholen und sonstiger Hausarbeit. Der Mann hält es unter seiner Würde, auf der Straße zu sitzen und etwas zu verkaufen; ein Gleiches ist in Abyssinien der Fall, und deshalb wird Handel und Wandel durch die Frauen vermittelt. Diese kauen Tabak; die reichen salben die Haut mit Butter ein, die ärmern mit Lampenöl. Manchmal nehmen sie sich so viel heraus, daß man eine Tracht Schläge für nöthig hält; bevor man zuschlägt, gießt man der Widerspänstigen einige Kalebassen voll Wasser über Kopf und Schultern. Das Auspeitschen geschieht öffentlich.

Beide Geschlechter leben ausschweifend; Hoch und Niedrig ist dem Genuß starker Getränke ergeben, auch wird viel Bier und Meth getrunken. Der Emir läßt Schaarwachen in den Straßen umhergehen und Jeden auspeitschen, der nach einer bestimmten Stunde betroffen wird. Der Fanatismus, besonders Christen gegenüber, ist sehr arg, wohl in Folge der Kriege mit den Abyssiniern; die Härräri unternehmen gern einen Dschihad, einen Glaubenskrieg, gegen die Gallas, und rühmen sich, über diese manchen Sieg erfochten zu haben. Ich habe einen Brief gelesen, welchen der verstorbene Emir an den Hadschi Scharmarkay nach Zeyla geschrieben hatte; in demselben prahlt er damit, daß er tausend Ungläubige erschlagen habe, und dann — bittet er um ein paar Pfund englischen Schießpulvers. Der Härräri haßt die Fremden, und verachtet sie; er theilt sie in zwei Klassen: Araber und Somal. Dieser Haß ist schon alt. Abd el Kerim, Oheim des verstorbenen Emir Abubekr, ließ etwa siebenzig arabische Söldner kommen, um sie, unter Anführung ihres Hauptmanns Haider Assat, gegen die Gallas zu verwenden. Sie hatten Luntengewehre, als ihnen aber der Schießbedarf zu mangeln begann, mußten sie zurückweichen, ver-

loren zwanzig Mann und flüchteten in die Stadt. Diese wurde von den Gallas eingenommen, welche sich Abd el Kerim's und seines Bruders Abd el Rahman bemächtigten, und mit Hülfe der Bürger alle Fremden, hauptsächlich die Araber, ermorden wollten. Diese vertheidigten sich jedoch tapfer und wollten Abd el Rahman's Sohn auf den Thron setzen. Er lehnte aus Furcht die Würde ab, worauf die Araber sich ihren Sold auszahlen ließen und mit allen Kriegsehren nach Zeyla abzogen. Kurz vor meinem Aufenthalt in Härrär hatte dort etwa ein Dutzend arabischer Hausirer, die überhaupt sehr gefährliche Leute sind, ein Komplot gegen den Emir angezettelt. Aber eines Morgens wurde ihr Hauptmann verhaftet und das Gefängniß sollte auch sein Grab sein; die übrigen wurden ausgewiesen, bei Todesstrafe. Sie trieben sich einige Monate in der Umgegend herum, erhielten dann Erlaubniß zur Rückkehr, stehen aber unter scharfer Aufsicht. Von diesem Vorfall durfte in Härrär Niemand sprechen und wir wurden gewarnt, nicht weiter über diese Sache nachzufragen.

Die Somal, etwa fünf und zwanzig hundert Seelen, bilden etwa ein Drittel der Bevölkerung; andere dreitausend Einwohner sind Beduinen, welche kommen und gehen. Die Gallas wohnen bis in die Nähe der Stadtmauern, unruhige Leute, welche der Emir durch Geschenke von Baumwollenzeug sich zu befreunden sucht; in manchen Jahren vertheilt er unter ihnen bis zu sechshundert Toben. Als von der Stadt aus die Blattern sich bis in die Galladörfer verbreiteten, verlangten die Angehörigen der an dieser Seuche Gestorbenen Blutgeld, und bekamen es auch. Sie könnten leicht die Stadt überwältigen, lassen aber die Dinge bestehen, wie sie einmal sind, weil ihnen das paßt. Sie sind tapfer und gewandt; wenn sie, erzählt man, den Blitz auf der Pfanne des Luntengewehrs sehen, werfen sie sich rasch zur Erde. Sie sitzen gut zu Pferde, wissen den Speer geschickt zu handhaben, und die Bürger sprechen gut von ihnen. Die Somal können unter den Gallas ungehindert umherreisen. Ich hörte sowohl in Zeyla wie in Härrär, daß Handelsleute bis weit nach Westen vorgedrungen, und sieben Monate lang unter den Heiden gereist seien, die goldene Armbänder trugen; endlich erreichten sie die salzige See, auf welcher die Schiffe der Franken fahren. Eine Verbindung zwischen dem östlichen und dem westlichen Afrika ist allerdings vorhanden; unter König Johann dem Zweiten erfuhren die Portugiesen am

Flusse Zaïre in Congo etwas von der abyssinischen Kirche. Pilger aus Senegambien und den Fellatahländern ziehen durch Abyssinien bis ans rothe Meer, und wir wissen ja nun auch, daß zwischen Sansibar und Benguela Handelsverkehr besteht. In Wilensi gab mir ein gewisser Mohammed, von der Somalisippe der Schaykhasch, das Tagebuch einer Reise, die er in neun Stationen bis zu den Quellen des Abbay oder blauen Nils gemacht hatte; er bestätigte die Angabe, daß der Hawasch und die Webbe Schebayli in derselben bewaldeten Bergkette entspringe, wo auch der blaue Nil seine Quellen hat.

Der Emir herrscht ganz unumschränkt, nach Laune, Willkür und Belieben. Wer irgend verdächtig ist oder von dem man meint, daß er einmal nach dem Throne streben könne, wird über die Seite geschafft oder eingesperrt. Der Großvater des jetzigen Emirs, Ahmed, starb im Kerker, und sein Vater entging nur mit genauer Noth demselben Schicksal. Als Ahmed die Regierung antrat, erhielt er vom Makad (Häuptling) der Nole-Gallas die Weisung, seine Gefangenen frei zu lassen, oder aufs Roß zu steigen und Härrär zu verlassen. Trotzdem saßen, als ich in Härrär war, drei Vettern Ahmeds im Gefängniß; der eine ist seitdem gestorben und mit seinen Ketten begraben worden. Die Somal behaupten, das Staatsgefängniß befinde sich unter dem Palaste; wer einmal in demselben liege, dürfe weder das Haar kämmen noch die Nägel kürzen; nur der Tod kann ihn befreien.

Emir Ahmed hatte eine schwächliche Gesundheit. Einige behaupten, seine Kränklichkeit rühre daher, daß er einmal vom Pferde gestürzt sei, andere sagen, eine seiner Frauen habe ihm Gift beigebracht; aber das letztere ist gewiß unrichtig, denn eine Dosis Gift von der Stärke, wie sie im Orient üblich ist, tödtet allemal. Ich glaube, daß er an der Auszehrung leidet. Bald nach meiner Abreise fühlte er sich dem Tode nahe und schickte nach Aden, um sich einen fränkischen Arzt auszubitten. Er hat vier Frauen; die eine ist Tochter des Gerad Hirsi, die zweite eine Eingeborene aus Härrär, die dritte war Sklavin, die vierte ist die Tochter eines vornehmen Mannes in Härrär, Gerad Abd el Medschid. Von seinen zwei Söhnen war der älteste fünf Jahr alt; auf den Thron wird schwerlich einer von ihnen gelangen.

Ahmed folgte vor etwa drei Jahren seinem Vater in der Regierung; er führt ein strenges Regiment und hält alle seine Ent-

schlüsse sehr geheim; „man kennt den Bauch des Gebieters nicht," wie die Amhara sich ausdrücken. Der schon oben von mir erwähnte Wesir wird zwar unter allen Umständen, und gleichviel ob er krank oder gesund sei, zum Rath herbeigezogen, darf aber nur reden, wenn er dazu unmittelbare Aufforderung erhält. Als die Königin-Mutter sich einmal in eine Sache mischte, drohete ihr Ahmed mit Fesseln und Banden. Der Emir macht sich viel damit zu schaffen, herauszuspähen, was seine Verwandten treiben; er hat Furcht vor den Engländern, Türken und Hadschi Scharmarkay. Eifrig häuft er Schätze zusammen, die ihm der Handel und die Gütereinziehungen liefern müssen. Ueber bürgerliche und religiöse Sachen urtheilt er persönlich, so weit er nicht etwa dem Kadi die Sache überläßt. Die Justiz ist allemal rasch, Strafen werden, sobald es sich nicht um Geldangelegenheiten handelt, dem Koran gemäß zuerkannt. Ein Mörder wird auf dem Markt ausgestellt, an Händen und Füßen gebunden, und um die Augen legt man ihm eine Binde. Dann tritt der nächste Verwandte des Ermordeten heran, und versetzt ihm mit einem schweren Fleischermesser einen Hieb in den Nacken. Stirbt er nicht an der Wunde, so erfolgt insgemein Begnadigung. Wer den Dolch gegen einen andern zieht oder überhaupt kleinere Vergehen sich zu Schulden kommen läßt, wird geprügelt. Zwei Männer müssen ihm Brust und Rücken peitschen; der Emir ist gegenwärtig und gebietet Halt, wenn er glaubt, daß die Züchtigung genügend sei. Dem Diebe hackt man die Hände ab. Wirkliche oder vermeintliche Staatsverbrecher werden mit Fesseln in einen unsaubern Kerker geworfen und müssen dort von ihren Verwandten mit Speise versorgt werden. Confiscationen sind beim Herrscher sehr beliebt, denn alles eingezogene Gut eignet er sich an. In Wilensi traf ich einen Härräri, dessen Haus und Feld confiscirt worden war, weil sein Sohn einen Mann erschlagen hatte und dann entflohen war. Der Emir soll viel Silber, Kaffee und Elfenbein besitzen; mein Hammal, der einmal im innern Palast war, will dort manche Kästen von alter Arbeit gesehen haben; wahrscheinlich werden Maria-Theresiathaler dort aufbewahrt. Die einzige im Umlauf befindliche Münze ist ein kleines Messingstück, Mahallak genannt; es wird mit der Hand verfertigt, und trägt auf der einen Seite in arabischen Ziffern das Gepräge: Zaribat el Härrär, Münze von Härrär, auf der andern die Jahreszahl 1248, nach der Hedschra. Der Name wie die Münze selbst sind abyssinisch. Nach Bruce

sind 20 Mahallaks so viel wie 1 Grusch; 12 Grusch so viel wie 1 Miskal, 4 Miskal sind gleich einer Wakiyah, Unze. In Härrär sind zwanzig Pisang (diese allein bilden so zu sagen die Ausgleichungsmünze) so viel werth wie ein Mahallak, 22 Mahallak sind so viel wie ein Aschrefi, der jetzt nur eine nominelle Münze ist, und drei Aschefri sind gleich einem Dollar. Der Emir duldet in Härrär nur den Mahallak, jede andere Münze ist verboten.

Ahmed hält auf Prunk und Hofetikette. In seiner Gegenwart darf Niemand eine Waffe oder einen Rosenkranz tragen; als Speibecken dient ihm das Gewand eines Kammerherrn; was er mit seiner Hand giebt oder nimmt, muß geküßt werden; wenn er zu Pferde sitzt, müssen zwei Männer ihm Kühlung mit den Enden ihrer Tobe zufächeln. Manchmal macht er, wie einst Harun al Raschid, bei Nacht Rundgänge, um zu spähen. Wenn er aber öffentlich erscheint, hat er stets eine Leibwache bei sich. Auf dem Ritt zur Moschee folgen ihm zwölf Männer zu Pferde, voraus gehen Bewaffnete mit Luntengewehren und Peitschen; ein Offizier hält ihm einen rothseidenen, befranzten Sonnenschirm über den Kopf. Selbst wenn er betet, stehen zwei Männer mit Flinten und brennender Lunte neben ihm. Gewöhnlich besteht sein Geleit aus etwa fünzig Mann; die Vorläufer klatschen mit der Peitsche und rufen den Leuten zu: „Geht fort! Weg!“ und die Bürger laufen dann, um den Hieben zu entgehen, ins nächste Haus oder in eine andere Straße.

Mit dem Heere des Emirs hat es nicht viel zu bedeuten. Er hat etwa ein halbes hundert Flintenträger, die aus Arabien stammen, seit lange in Härrär ansässig sind und von einem alten Moghrebiner befehligt werden. Sie erhalten als Sold jährlich so viel Durra, als nach unserm Gelde der Werth eines Dollars beträgt; ihren übrigen Lebensbedarf müssen sie sich anderweitig zu erwerben suchen. Die ganze Armee zählt, mit Einschluß der Sklaven, ungefähr zweihundert Mann. Der eine trägt einen Somali- oder Gallaspeer, der andere einen Dolch, der dritte einen alten deutschen Reitersäbel mit solinger Klinge. Im Palaste sollen ein paar kleine Kanonen liegen, es weiß aber Niemand damit umzugehen. In der ganzen Stadt sind gewiß nicht mehr als dreißig Pferde und davon gehört etwa ein Dutzend dem Emir; alle sind armselige Klepper, aber in einem steinigen Hügellande sehr brauchbar. Wenn die Gallabeduinen Härrär vertheidigen wollen, so können sie einem

Feinde eine beträchtliche Anzahl speergeübter Krieger entgegenstellen; der Zugang zur Stadt ist schwierig und gefährlich; aber von Norden und Westen her kann man ihr doch beikommen, und mit einem einzigen Sechspfünder die Mauern einschießen. Dreihundert Araber mit ein paar Feldkanonen würden sich Härrärs binnen einer Stunde bemächtigen.

Härrär ist wesentlich eine Handelsstadt. Die Bürger leben, gleich jenen Zeyla's, zumeist davon, daß sie die Beduinen betrügen; der Emir hat es für ein Verbrechen erklärt, nach Maaß und Gewicht zu verkaufen. Von jeder Eselsladung, die zum Thor eingeht, erhält er eine Abgabe von acht bis funfzehn Ellen Baumwollenzeug. Es ist also wohl erklärlich, weshalb die Esel so schwer belastet werden, daß sie kaum noch gehen können. Ackerbauer zahlen zehn von hundert, wie es in jenen Gegenden Afrikas überhaupt gebräuchlich ist; sie erlegen diese Abgabe aber in Natura, was dem Emir einen beträchtlichen Nutzen gewährt. Der größte Kaufmann bringt nach Härrär für höchstens fünfzig Pfund Sterling Güter; wer Kapital im Betrage von zwanzig Pfund besitzt, gilt schon für einen reichen Mann. Die Bürger sind ungemein träge, sogar wenn es sich um Gewinn handelt. Als ich eben angekommen war, hörte ich, daß am andern Morgen eine Karawane nach Zeyla aufbrechen wolle, aber nach zehn Tagen war sie noch nicht einmal zur Hälfte beisammen. Zu vier Tagemärschen nach Osten hin gebraucht man gewöhnlich vierzehn Tage; und die Härräri Kafilahs sind noch weit langsamer als die Karawanen der Somal.

Die Hauptausfuhr besteht in Sklaven, Elfenbein, Tabak, Wars, das heißt Safflor, Toben und gewebter Baumwolle, Maulthieren, Durra, Weizen, Karandschi (ein Brot für Reisende), Butter, Honig, Gummi, Talg, zumeist von Schafen. Eingeführt werden: amerikanische Sheetings und andere Baumwollenzeuge, sowohl ungefärbt wie gefärbt, Musselin, rothe Shawls, Seidenzeuge, Messing, gewalztes Kupfer, wohlfeile deutsche Eisenwaaren, namentlich Messer, birminghamer Artikel, Glasperlen und Korallen, Datteln, Reis, Hutzucker, Schießpulver, Papier und mancherlei andere Sachen, welcher eine Stadt in der Wildniß bedarf.

Härrär ist noch immer, wie in alten Zeiten, das „Halbweg-Haus" für die Sklaven, welche aus Zangaro, Guraque und dem Gebiete mehrerer Gallastämme kommen. Abyssinier und insbesondere solche aus Amhara, die sehr geschätzt werden, sind nun selten ge-

worden, nachdem die Ausfuhr von den Königen Schoa's verboten worden ist. Ein Sprüchwort im Osten sagt: „Willst Du einen Waffenbruder, so kaufe einen Nubier; willst Du reich werden, kaufe einen Abyssinier; willst Du einen Esel haben, so kaufe einen Suaheli, d. h. Neger.“ In Härrär steht der Preis einer weiblichen Person, je nach den Eigenschaften derselben, zwischen 100 und 400 Aschrafis; Knaben kosten von 90 bis 150. Die geringsten Sklaven behält man, die besten werden von den Arabern aufgekauft, manchmal auch von den Unterthanen des Imams von Maskat, und mit Datteln und Reis bezahlt. Durch die Abschaffung des Sklavenhandels würde der Verkehr offenbar gewinnen, denn so lange der Menschendiebstahl im Schwange geht, kann von Betriebsamkeit im Lande keine Rede sein.

Der Handel mit Elfenbein ist ein Monopol des Herrschers. Elephanten kommen in Dschärschär, dem Irarwalde, im Härirähthale und anderen Thälern häufig vor; sie ziehen sich in der heißen Jahreszeit dorthin zurück und gehen wieder ins Unterland hinab, wenn kühleres Wetter einsetzt. Das Gallas erlegen das Thier und erhalten dafür etwas Zeug; der Emir sendet die Zähne nach Berbera, wo er sie durch einen Wakil oder Agenten verkaufen läßt. Die kleinste Art heißt Ruba Adsch, Viertelselfenbein; eine bessere Art, Nuß Adsch, halbes Elfenbein; die beste Art, Absch, kostet, das Farasila (Frassel) von sieben und zwanzig arabischen Pfunden, 32 bis 40 Dollars. In Aden hat das Frassel 27 Pfund, in Zeyla 20, in Berbera 35 Pfund.

Der Kaffee von Härrär ist wohl bekannt. Er wächst entweder in den Gärten bei der Stadt, oder kommt in nicht unbeträchtlicher Menge aus dem Gebiete der westlichen Gallas und aus Dschärschär. Dieses letztere ist ein District sieben Tagereisen weit von Härrär auf der Straße nach Ifat, und hier wächst die beste Sorte. Der Emir hält oft den Kaffee zurück, weil er meint, daß der Markt in Berbera überfüllt werden könne; auch hat er den Häräsch, Kaffeepflanzern, verboten, außer Landes zu reisen, damit die Kunst, den Baum gut zu pflegen, nicht verloren gehe! Als ich in Härrär war kosteten 27 Pfund einen Vierteldollar; die Miethe für ein Kameel, das 12 Mal 27 Pfund, also etwa 3½ Centner, nach Berbera schafft, betrug fünf Dollars; der Gewinn entschädigte also weder für Mühe noch Gefahr.

Der Tabak ist hellgelb, riecht gut, und würde sich zur Mischung mit levantinischen, namentlich mit syrischen Sorten, recht wohl eignen. Die Alo, westlichen Galla, welche sehr viel bauen, pflanzen ihn gleichzeitig mit der Durra, und halten nach zwanzig Wochen Ernte. Nachdem er vierzehn Tage gelegen hat, entfernen sie die Stengel, packen die Blätter in Säcke, die dann nach Berbera gehen. In Härrär wird dieser Tabak von den Männern geraucht und gekaut; die Frauen ziehen jenen aus Surate vor. Der Tabak wird nicht nach dem Gewicht, sondern nach dem Auge verkauft; für einen Dollar kann man etwa siebenzig Pfund bekommen.

Wars, Safflor, wird bei der Stadt in beträchtlicher Menge angebaut; auch im Lande der Gallas wächst sehr viel. Man säet ihn ein, sobald der heftigste Regen vorüber ist, und erntet ihn schon nach zwei Monaten. Dieser Artikel bildet, neben den Sklaven, die wichtigste Handelswaare in dem Verkehr zwischen Berbera und Maskat. In Arabien färben die Männer damit ihre baumwollenen Hemden, Weiber und Kinder machen sich damit eine hellgelbe Haut und glauben auch, daß der Safflor die Kälte abhalte. Wenn der Wars gerade sehr billig ist, bezahlt man in Härrär das Pfund mit einem Vierteldollar.

Die Toben und Gürtelschärpen von Härrär werden den berühmten von Schoa in Abyssinien gleichgeachtet. Sie werden mit der Hand gewoben und sind an Schönheit und Dauerhaftigkeit dem kläglichen Erzeugnisse der europäischen Fabriken in demselben Maaße überlegen, wie überhaupt die menschliche Hand der Maschine überlegen ist. Die Härräritobe hat die doppelte Länge von elf Ellen, zwei Ellen in der Breite, einen Rand von hellem Scharlachroth, und hat in der Stadt selbst den Werth von acht Dollars. Man bereitet das Zeug von der Baumwolle mit langem Stapel, welche auf den Hügeln wächst und weich wie Seide ist. Gesponnen wird sie von den Frauen, gewebt sowohl von diesen, wie von Männern.

Alljährlich gehen drei Karawanen nach Berbera. Die erste bricht früh im Januar auf und hat Kaffee, Toben, Safflor, Butter, Gummi und andere Waaren geladen, um dafür Baumwollen- und Seidenzeuge, Shawls und Suratetabak einzutauschen. Die zweite Karawane bricht im Februar auf; die dritte, welche die bedeutendste ist, bringt Sklaven, Maulthiere und andere werthvolle Sachen nach Berbera, wo sie kurz vor dem Schlusse des Monsun anlangt; sie zählt etwa dreitausend Köpfe und steht unter der Leitung eines

höhern Beamten, welcher Ebi oder der Lenker genannt wird. Allen diesen Kafilas könnte man durch den Stamm der Dschibril Abokr den Weg verlegen lassen, wenn man es sich vier- oder fünfhundert Dollars kosten lassen wollte; auch ein kleines Kriegsschiff im Hafen könnte diesen ganzen Verkehr lahm legen. „Wer Berbera besitzt, hat den Bart von Härrär in seiner Hand"; das ist ein Sprüchwort, das ich hier selbst gehört habe.

Der Hausrath ist sehr einfach. Einige Häute, oder, in seltenen Fällen, grobe persische Teppiche, Schemel, auch grobe Matten und Somalipolster sind in den Zimmern; man hat Holzlöffel, und mit Schnitzwerk verzierte, hell gefirnißte Näpfe und Schüsseln. Die Kalebasse ist ein wichtiger Artikel, denn sie dient als Schale, Flasche, Röhre und Wasserbehälter; manche Bürger besitzen auch rohes Töpfergeschirr.

Die Einwohner genießen kräftige Speisen. Das beste Fleisch kommt von Rind; 120 Küchlein oder 66 Hühner kann man für einen Dollar kaufen; die Härräri essen Geflügel, welches, wie schon bemerkt wurde, von den Somal verschmäht wird. Das Ziegenfleisch ist gut, jenes von dem schwarzköpfigen Berberaschaf nach der Regenzeit ganz vortrefflich. Hauptgetreide ist die Durra; die Pisang sind schlecht, Trauben werden selten reif. Von der Befruchtung der Palmen versteht man nichts; aus dem Zuckerrohr, das in diesem Hügellande wächst, bereitet man etwas Zucker; aber Hauptsüßigkeit ist der Honig, von welchem, wie die Abyssinier sich ausdrücken, das Land stinkt. Als Gewürz hat man rothen Pfeffer.

So viel darüber, denn ich will nun weiter erzählen, was mir in Härrär begegnete.

Bald nach meiner Ankunft machten mir sogenannte Araber einen Besuch; es sind aber Leute, die aus sehr verschiedener Herren Ländern stammen. Der eine, Hadschi Mochtar, ein Moghrebiner aus Fez im Marokkanischen, war seit beinahe vierzig Jahren hier und jetzt Befehlshaber der Leibwache des Emir. Als solcher besaß er eine Kaffeepflanzung, deren Ertrag seine Besoldung bildete. Bei mir führte er sich als Kaufmann ein, und ich war keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß er als Späher geschickt worden war. Ein zweiter „Araber", Hadschi Hassan, ein Perser von guter Erziehung, schien alle Welt zu kennen und stand in Busenfreundschaft mit unzähligen Leuten von Kairo bis Calcutta, gleichviel ob sie Muselmänner, Heiden oder Christen waren. Unter den Uebrigen, die bei

mir vorsprachen, war ein Knabe aus Mekka, ein Mann aus Maskat, ein Eingeborener aus Suez und ein Bürger aus Damaskus in Syrien; dazu kamen noch einige Araber aus Yemen. Anfangs benahmen sich alle sehr höflich; als aber mein Verkehr mit dem Emir eine Unterbrechung erfuhr, ließen sie sich nicht mehr blicken.

Nach der Arabern erschienen Somal. Unter ihnen fanden der lange Guled und der Hammal Freunde, Bekannte und Verwandte, die sehr wohl wußten, daß Beide im Dienste der Regierung zu Aden standen. Anfangs waren sie sehr schüchtern und besorgten in's Gefängniß wandern zu müssen, wenn sie Umgang mit uns unterhielten; sie baten meine beiden Diener, diese möchten nur nach Einbruch der Dunkelheit sie besuchen, und entschuldigten sich, daß sie nicht so gastfreundlich sein könnten, wie sie gern möchten. Doch bald schwand ihre Besorgniß und sie versorgten uns, die wir kein Geld hatten, mit mancherlei Sachen. Die schon erwähnten, mir sehr feindlich gesinnten, Habr Awal wurden nun auch andern Sinnes, als sie sahen, daß es mir nicht so erging, als sie erwartet hatten; sie warfen alle Schuld auf die beiden Bürger aus Härrär, und boten sich mir für meine Reise nach Berbera als Abbans an. Das wurde jedoch von mir abgelehnt, denn einmal hatte ich bereits den nöthigen Schutz mir gesichert, und zweitens gehörten jene drei Männer zur Sippe der Ayyal Schirndon, welche mit den Habr Gerhadschis verfeindet ist. Nun suchten sie mir wieder alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen; es half ihnen aber nichts, weil mein guter Stern mir treu blieb.

Nachdem man mir einen Tag zum Ausruhen gegönnt, erschien ziemlich früh am Morgen der Schatzmeister, um uns zum Gerad Mohammed zu führen. Ich nahm mein Schwert in die Hand, der Hammal und der lange Guled gingen hinter mir, und so begaben wir uns nach dem Palaste. Dort führte man uns in ein Gemach neben der Audienzhalle, wo der Wesir auf einer mit persischen Teppichen bedeckten Erhöhung saß, umgeben von sechs anderen Gerads oder Räthen. Zwei derselben trugen Turbane, die übrigen das geschorene Haupt unbedeckt; die Toben hatten sie bis unter den Gürtel hinabfallen lassen, wie das bei feierlichen Gelegenheiten herkömmlich ist. Auf dem ebenen Flur saßen niedere Beamte, unter denen meine beiden Somal Platz nahmen. Die höheren Würdenträger kauten Kat, oder, wie man in Härrär sagt, Dschad. Einer pflückte die Spitzen und weichsten Blätter vom Zweige, ein anderer

zerstampfte sie mit ein wenig Wasser in einem hölzernen Mörser, bereitete dergestalt den Teig El Madkuk, und überreichte Jedem etwas davon. Man knetete eine Kugel daraus, steckte sie in den Mund, trank etwas Wasser und freute sich des erquickenden Genusses. Der Geruch dieses Kat war köstlich und weit feiner als der von der yemenischen Sorte. Auf Europäer scheint das Kat nicht besonders zu wirken, ich wenigstens habe eine starke Gabe genommen, ohne an mir eine Veränderung zu bemerken; die Araber dagegen, welche einmal an den Genuß gewöhnt sind, erklären, daß sie desselben nicht entbehren können; es geht ihnen also wie den Opiumrauchern. Das Kat regt sie angenehm auf und bewirkt eine träumerische Heiterkeit; vielleicht hat das Kat Veranlassung zu der Sage vom Lotos und den Lotosessern gegeben. Die Ulema in Härrär stimmen mit jenen in Arabien dahin überein, daß das Kat Akl el Salikin sei, Nahrung für die Frommen; die Gelehrten sagen, es belebe die Einbildungskraft, läutere die Gedanken, erfreue das Herz, vermindere den Schlaf und ersetze das Brot. In Härrar kauen die Leute das Kat von Morgens neun Uhr bis gegen Mittag, nach dem Essen trinken sie dann Hirsebier oder Meth.

Der Gerad richtete erst einige höfliche Fragen an mich und lud mich dann ein, zu seiner Rechten auf der Erhöhung Platz zu nehmen. Dort aß auch ich Kat und fingerte meinen Rosenkranz ab, während er laufende Geschäfte erledigte. Einer der älteren Räthe langte dann aus einem Wandschrank ein großes Buch hervor und las einen langen Dua, Segen, über den Propheten. Am Ende jedes Abschnittes fielen die übrigen mit den Worten ein: „Allah, segne unsern Herrn Mohammed, seine Nachkommen und seine Gefährten, alle und jeden.“ Dieses Gebet nahm etwa eine halbe Stunde in Anspruch, und ich fand dabei die erwünschte Gelegenheit, Eindruck auf die Leute zu machen. Der alte Rath, welcher vorlas, sagte einmal, wahrscheinlich durch eine Bemerkung am Rande irre geleitet: „Engel, Menschen und Geister.“ Der Gerad nahm das Buch, blickte hinein und fand, daß geschrieben war: „Menschen, Engel und Geister.“ Nun wurde erörtert, in welcher Reihenfolge die Wörter stehen müßten. Ich äußerte, der menschlichen Natur gebühre der Vorrang vor jener der Engel, weil sie Propheten, Verkünder der Wahrheit und Heilige geschaffen habe, die letztere aber nur ein Wasita sei, eine Verbindung zwischen dem Schöpfer und der Creatur. Meine theologischen Ansichten fanden entschiedenen Beifall.

Nach dem Gebet flüsterte ein Kämmerling dem Gerad einige Worte zu. Dieser stand auf, legte seinen schwarzen Rosenkranz zur Seite, bekleidete sich mit einem weißen Badan oder arabischem Rock ohne Aermel, nahm sein Tintenfaß und verschwand. Nach wenigen Minuten wurde ich vor den Emir gefordert und durfte diesmal der äußern Thür mit bedeckten Füßen nahe kommen. Der Emir winkte mir, neben dem Gerad Platz zu nehmen, der zur Rechten des Throns auf einer persischen Decke saß; meine Diener kauerten sich auf Matten hin. Nach einigen Fragen über allerlei Vorgänge in Aden, zog der Emir den Brief hervor und bat mich um Erklärungen. Der Gerad fragte, ob ich nach Härrär gekommen sei, um zu kaufen und zu verkaufen, worauf ich entgegnete: „Wir kaufen nicht und verkaufen nicht; wir sind Eure Gäste geworden, um dem Emir unsere Hochachtung zu bezeigen. Möge Allah ihn schützen und die Freundschaft zwischen beiden Mächten bewahren.“ Das schien ganz befriedigend zu sein, und so konnte ich einen Schritt weiter gehen. In Afrika nehmen die Geschäfte einen sehr langsamen Verlauf; es können Monate vergehen, ohne daß ein Brief beantwortet oder ein mündlicher Bescheid gegeben wird; deshalb äußerte ich nun, vielleicht werde es dem Emir belieben, uns bald zu entlassen, denn die Luft in Härrär sei mir zu trocken, und meine Diener ständen in Gefahr, von den Blattern angesteckt zu werden. Der Emir neigte sich zum Gerad hinüber, raunte diesem etwas zu, und dann hieß es: „Du wirst Antwort erhalten.“

Ich hatte bald nach meiner Ankunft einen Uelema, Scheich Dschami, begrüßen lassen. Er war ein Berteri Somali, ließ die Entschuldigung gelten, daß ich mich unwohl befände, und machte mir einen Besuch. Er war ein kleiner schwarzer Mann von etwa vierzig Jahren, sehr blatternarbig, hatte eine weit vortretende Stirn, und sehr kleine Hände und Füße. Er hatte eine Frau geheirathet, die vom Scherif Yunis abstammte, und galt für einen Gelehrten und eifrigen Muselmann. Freilich war es mit seiner Gelehrsamkeit nicht weit her, doch hatte er viele theologische Bücher gelesen, und man erzählte, die Gelehrten in Mekka hätten ihm die Hand geküßt. Er galt für einen Friedensstifter, war aber sehr streitsüchtig und kampflustig, hatte auch eine Speerwunde am Kopfe. Beim Emir stand er in Ansehen und wurde zu politischen Sendungen an verschiedene Häuptlinge benutzt. Sein Bekehrungseifer hat keine großen Erfolge gehabt. Als er seine Reisen begann, lag ihm sehr daran, rasch die

Krone des Ruhmes zu erwerben; er selbst erzählte mir, daß er fest entschlossen gewesen sei, den britischen Residenten in Aden zu ermorden; als er aber sah, wie gerecht und geordnet die Regierung war, kam er auf andere Gedanken. Er ging zu jenem Beamten und machte ihm den Vorschlag, zum Islam überzutreten; die Eröffnung wurde sehr höflich entgegengenommen, und Scheich Dschami betete nun für die Bekehrung des Kafir. Seitdem will er jeden Ungläubigen bekehren.

Der erste Besuch fiel nicht zu seiner Befriedigung aus. Er behauptete, die alten Osmanen hätten Stambul schon in den Tagen Omars erobert, und ich war unbesonnen genug, dagegen allerlei Einwendungen zu machen. Seitdem galt ich bei ihm für einen Ketzer und war schlimmer als ein Heide. Ich machte aber noch einen zweiten Fehler. Eine Art von Ritual, das er mir zuschickte, las ich in einer Stunde durch und sandte es ihm dann zurück. Das nahm ihn sehr gegen mich ein, denn solche Bücher darf man nicht durchblättern und blos überfliegen, sondern man soll sie gründlich lesen und studiren.

Mein Leben in Härrär war sehr einförmig. Morgens sahen wir nach den Maulthieren und jagten die Katzen fort, die dort eine eben so große Plage sind wie in Aden. Mein Frühstück bestand in Rindfleisch und Durrabrot mit rothem Pfeffer. Ein gewisses Wohlwollen bewies mir ein kränklicher, abgelebter Eunuch, Namens Sultan, der nach einander unter fünf Emiren gedient hatte. Er sah aus wie ein Wahnsinniger und trug eine halb weiße halb schwarze Art von Perrücke; aber sein Benehmen war gut. Frühmorgens sandte er uns schlechten Pisang, auch wohl etwas Weizenbrot und einen Aufguß von Kaffeeblättern. In Yemen sowohl wie in Härrär verbraucht man die Bohnen nicht, weil sie zur Ausfuhr bestimmt sind, und die südlichen Araber, welche die Bohne selbst für zu erhitzend halten, trinken einen Aufguß von den Hülsen, Kischr. Das ist in Härrär ein Weibergetränk; die Männer glauben, daß die Bohne für das trockene Klima zu ausdörrend sei, und trinken den Aufguß von zerstoßenen Blättern.

Der Eunuch Sultan hat zur Gehülfin ein altes Weib, das noch hinfälliger ist als er selbst. Er zankt mit den trägen Sklavinnen aus dem Gallalande, die in der That als eine wahre Plage erschienen, namentlich eine gewisse Berille, ein laut schreiendes, schamloses Wesen, an welchem alle Hadschi und frommen Musel-

männer Aergerniß nahmen. Sultan gerieth in große Wuth, wenn irgend Jemand Kat genoß, ohne ihm etwas davon anzubieten; auch litt er nicht, daß Jemand in Pantoffeln oder Sandalen über die Schwelle des Palastes ging.

Die Somal schickten uns Citronen, Pisang, Zuckerrohr, Limonen, Weizenbrot und gekochte Hühner. Nach acht Uhr Morgens füllte sich das Haus mit allerlei Besuch; die Meisten gaben vor, nach Sultans Wohlbefinden fragen zu wollen. Mittags hatte ich wohl einige Ruhe; man schickte uns Brot und Rindfleisch aus des Emirs Küche. Nachmittags strömte wieder Besuch ein, und erst zur Zeit des Abendessens entfernten sich die Leute.

Wir waren gerade zur Erntezeit in Härrär, und daraus erwuchsen für mich allerlei Ungelegenheiten. Der Emir ritt Morgens mit einem halben hundert Leibwächtern nach einem nördlich von der Stadt liegenden Hügel und beaufsichtigte seine Drescher und Schnitter, lauter Gallas, die Abends in der Nähe meiner Behausung mit Fleisch, Bier und Meth bewirthet wurden. Dieser letztere, Tedsch, besteht in einem Aufguß von Wasser auf Honig, den man, nebst einem Zusatze von Rinde des Baumes Kudidah, gähren läßt. Dieser Meth hat eine erheiternde Wirkung, ist eine Art von Aphrodisiacum und wird von Jedermann genossen. Die Galla wurden sehr laut, wenn sie viel davon zu sich genommen hatten, stritten untereinander und hörten nicht auf unsere Ermahnungen. Auch der tolle Said, der trotz seiner siebenzig Jahren viel zankte, wollte oft nicht hören. Die schreiende Berille und die vorlaute Amina wollten unsere Lampe vor Schlafengehen auslöschen, kamen in's Zimmer, sangen, tanzten und lachten, schlugen mit Händeklatschen den Takt, und trieben es zum Aerger des Sultan, der wie eine Hyäne schrie, so arg, daß wir sie hinauswerfen mußten. Nach und nach wurde draußen Alles ruhig, aber im Hause selbst leider nicht. Said schnarchte fürchterlich und Abtidon schwatzte die halbe Nacht hindurch mit einem Beduinen, der sich zum Abendessen eingefunden und nicht wieder entfernt hatte.

Ich brachte einige Abwechselung in diese langweiligen Tage, indem ich Wahrsager befragte und mir von den Somal allerlei erzählen ließ; sie waren aber so redselig, daß mir jede Pause erwünscht kam. Gerad Mohammed wurde von den drei Habr Awal aufgehetzt und zog allerlei Erkundigungen ein. So erfuhr er, daß ich den Ende der Zeit beim Gerad Adan zurückgelassen hatte, und

seitdem glaubte er, ich besorge Geschäfte für Hadschi Scharmarkay, vor welchem man in Härrär so große Angst hatte. Nun wollte ein Mißgeschick, daß ein junger Mann von der Sippe der Ayyal Gedid nach Härrär kam und erzählte, im Somalilande seien drei Brüder gelandet; zwei derselben befänden sich in Berbera und warteten dort auf die Rückkehr des dritten von Härrär; sie seien zwar als Muselmänner gekleidet, wären aber Engländer und ständen im Dienst ihrer Regierung. Jetzt besorgte man schon, daß die Karawanen abgeschnitten werden könnten; die Habr Awal schmiedeten keine Ränke mehr, und der Gerad Mohammed fand es angemessen, seinen gefährlichen Gast mit Glimpf zu behandeln.

Eines Tages ließ Scheich Dschami meinen Hammal zu sich rufen und theilte ihm mit, daß er die Absicht habe, einen Ausflug in der Umgegend zu machen, worauf mein Diener erklärte, wir würden ihn vielleicht begleiten, wenn kein Hinderniß im Wege stände. Der Scheich erbot sich sofort, die nöthigen Schritte beim Gerad Mohammed zu thun. Als er diesen nicht zu Hause fand, bat er uns, am andern Morgen zur Zeit des Katessens zu ihm zu gehen. Schon um sechs Uhr in der Frühe wurden wir aufgefordert, dorthin zu kommen. Der Mann empfing mich höflich, und ich nahm die gelegene Zeit wahr, um auf ihn Eindruck zu machen. Er litt an einer chronischen Entzündung der Luftröhre; ich zählte ihm alle Anzeichen seiner Krankheit auf und versprach, ihm von Aden aus Arzneien zu schicken, welche die Krankheit heben würden. Das schlug an; er hoffte nun geheilt zu werden und bat mich, weiter keine Zeit zu verlieren. Bald nachher ließ der Emir ihn holen, und nach wenigen Minuten folgte ich ihm, diesmal ohne meine Diener. Die Unterhaltung drehete sich um Aden, Zeyla, Berbera und Stambul, auch fragte der Emir viel über Arabien und was dort vorgehe. In Betreff Adens entgegnete ich, daß die Nothwendigkeit des Handels uns auf den kahlen Felsen beschränke. Ueber seinen Wunsch, mit England in freundschaftlichen Beziehungen zu leben, ließ er einige wohlwollende Redensarten fallen; er hege hohe Achtung vor einem Volke, das so große Schiffe baue. Dagegen ließ ich vorsichtige Worte zum Lobe Härrärs vernehmen und fügte hinzu, wie bedauerlich es sei, daß der dortige Kaffee noch nicht besser unter den Franken bekannt sei. Der Mann lächelte zum ersten Male, und ich bat ihn, mir Aufträge zu geben, die ich für ihn in Aden besorgen wolle. Er nickte beifällig und der Gerad

gab mir unter vielen Complimenten einen Brief an den politischen Residenten, bat auch, als Geschenk ein Maulthier anzunehmen. Dann stand ich auf und sprach ein kurzes Gebet des Inhalts: dem Emir möge langes Leben und lange Regierung über dieses Land beschieden sein; das Antlitz seiner Feinde möge schwarz bleiben in dieser wie in jener Welt. Dann neigte ich mich über seine Hand und ging fort. Als ich im Amtsgemache des Gerad meine Diener wiedersah, die in großer Besorgniß über den Ausfall der Unterredung gewesen waren, konnte ich sie mit den Worten: Alles ist gut! beruhigen.

Gleich nachher erschien auch der Gerad mit zwei Männern, welche die Waffen meiner Diener und den von mir dem Emir übersandten Revolver brachten. Ich konnte unmöglich das Geschenk zurücknehmen, und vielleicht steckte noch etwas dahinter. Ich sagte also dem Gerad, diese Waffe sei dazu bestimmt, des Fürsten Leben zu beschützen; dann zeigte ich den Gebrauch und die Handhabung eines solchen Drehpistols, zu nicht geringem Schrecken der Anwesenden. Der Minister ging zu seinem Herrn zurück und gab mir dann zu verstehen, daß ich binnen einigen Tagen noch ein zweites Maulthier erhalten solle. Sehr zufrieden verließ ich den Gerad, und mein Hammal war so vergnügt, daß er noch im Hofraume des Palastes englische Worte sprach.

In meiner Wohnung fand ich Scheich Dschami, dem ich Alles mittheilte und Dank für seine freundlichen Bemühungen sagte. Auch in Bezug auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken konnte ich ihn nun besänftigen. Jetzt wurde er auch sehr mittheilsam; er sei ursprünglich zu mir gekommen, weil er gehört habe, ich sei ein Mann, der die Vögel vom Himmel herunterbringen könne; die Leute seien darüber in großer Aufregung und in Besorgniß, was ich wohl in Härrär beginnen wolle. Während er noch bei mir saß kam von einem der angesehensten Geistlichen, Kabir Chalil, ein Gruß an mich, und ein Scheich von großem Rufe, Hadschi Abdullah, ließ mir sagen, ihm habe Gutes von mir geträumt. Während meines langen Aufenthaltes im Oriente habe ich oft Gelegenheit gehabt, den Gelehrten dankbar zu sein; wenn sie nicht dem Fanatismus verfallen sind, üben sie stets einen wohlthätigen Einfluß auf die Menge. An jenem Abende war große Freude unter den Somal, welche wegen ihrer Landsleute in großer Furcht ge-

schwebt hatten; nun brachten sie ihnen Toben, Hühner, Citronen, und für mich Weizenbrot.

Am 11. Januar ließ mich der Gerad holen und schenkte mir das zweite Maulthier. Um Mittag kam Scheich Dschami, unterhielt sich lange über den Sufismus und zeigte mir seine Bücher, als ich nach dem Mittagsgebet mit ihm in sein Haus gegangen war. Werthvoll war nur ein alter Koran. Die meisten in Härrär befindlichen Bücher sind alt, Abschreiber sehr selten; die viereckigen groben Schriftzeichen gleichen mehr dem Kufischen mit diakritischen Punkten als dem schlanken Naschki der neuern Zeit. Aber die Einbände waren prächtig und fast so schön wie die persischen.

Ich mußte dem Minister meinen Abschiedsbesuch machen. Er bat mich dringend, in Aden der Arzeneien zu gedenken, und ich erklärte, gleich am nächsten Morgen aufbrechen zu wollen. Aber um Mittag begann es heftig zu regnen und zu donnern; und am andern Morgen waren noch allerlei Vorkehrungen zu treffen. Scheich Dschami wollte mich bis Montag zurückhalten, ich erwog jedoch, wie wandelbar die Launen der Menschen sind, und beschloß am Sonnabend abzureisen.

Fünftes Kapitel.

Von Hárrár nach Berbera.

Am 13. Januar 1855 waren die Maulthiere lange vor Tagesanbruch gesattelt und mit meinem wenigen Gepäck beladen. Ich nahm von dem Eunuchen Sultan Abschied und trabte durch die noch öden Straßen. So mächtig wirkte die Freude, daß mein Unwohlsein sofort verschwand. Im Thore rief ich dem Wächter, der in seinem Gemache beim Feuer saß, einen lauten Salam zu, und als ich mich dann im Freien befand, fiel eine centnerschwere Last von mir.

Der Morgen war prächtig, der Himmel ohne Wolken und ohne Sonne, die sich noch nicht hatte blicken lassen; an den Bergen hing blauer Nebel, aus den Dörfern wirbelte Rauch empor, und die Luft war so rein und erfrischend! Die Blätter der Kaffeebäume fand ich mit Thauperlen bedeckt, in den Büschen sangen und zwitscherten die Vögel, und nie ist mir die Natur lieblicher erschienen als an jenem Morgen. Ich eilte so viel als möglich, weil ich keine Zeit verlieren mochte und durch das Erarthal reiten wollte, bevor die heißeste Tageszeit eintrat. Die Gewehre waren geladen und wurden bereit gehalten gegen Gallas, die möglicherweise im Hinterhalt liegen konnten. So überschritten wir den Fluß, zogen durch die tiefe Schlucht und klimmten dann auf steilem Wege bergan. Meine Leute waren froh und munter und nichts störte die

allgemeine Freunde, bis der nichtsnutzige Abtidon an einer Stelle, wo uns viele zu Markt gehende Leute begegneten, ruhmredig ausrief, das Maulthier, welches er reite, habe der Emir uns als schuldigen Tribut gegeben. Darüber ergrimmte mit vollem Rechte der Hammal und wollte jenen auf dem Flecke niederschießen, nur mit großer Mühe konnte ich den Sturm besänftigen.

Bei Gafra vernahm ich von den Midgans, daß der Gerad Adan meine Bücher in seine Hütte geschafft hatte. Ich ritt in geradem Striche auf Kondura zu, kam wohlbehalten durch den Galla-Paß, und als wir eine Stunde später Saghbarra's und der Märrärebene ansichtig wurden, konnten wir ein: Gelobt sei Allah! ausrufen. Beim Einreiten ins Dorf feuerten wir Schüsse ab. Die Frauen empfingen uns mit dem üblichen Freudengeschrei, Mascharrad, und als ich in den Hof eintrat, warf die Gerada Chayreh einige Hände voll gerösteten Getreides über mich hin. Das ist die Fola, eine Feierlichkeit zu Ehren eines geachteten Reisenden, welche bei den Somal eben sowohl vorkommt, wie bei den Arabern. Die Männer schüttelten mir die Hand, manche tanzten vor Freude, daß wir lebendig wiedergekommen seien, denn das Gerücht hatte uns todt gesagt; wir seien eingekerkert worden, hätten die Bastonnade bekommen und wären dann hingerichtet worden. Sie schwuren, der Gerad habe alle Krieger seines Stammes aufbieten wollen, um uns zu retten oder zu rächen. Kurzum, die Leute hätten ihre eigenen Verwandten nicht besser empfangen können. Endlich kam dann auch das oder der Ende der Zeit sehr niedergeschlagen und demüthig herangekrochen, um mir die Hand zu küssen; dabei standen ihm die Thränen in den Augen. Er hatte sich viel damit gewußt, daß er ein Bote Scharmarkay's sei; trotzdem hatte man ihn auf schmale Kost gesetzt, und er hatte langweilige Tage und Nächte mit Hersagen von Versen aus dem Koran und Absingen des Rosenkranzes verlebt. Er erzählte mir, der Gerad selbst sei geneigt gewesen, ihm ein Schaf und obendrein zeitweilig eine seiner Töchter zum Weibe zu geben, aber dagegen hatte Schirwa Einsprache gethan. Dann rief er: „Verflucht sei, wer mit schmutzigem Fuß durch das reine Wasser des Stromes geht!"

Ich trat in die verräucherte Hütte. Der Gerad war mit seinen Söhnen auswärts, in Wilensi, um eine wichtige Angelegenheit zu besorgen; der Stamm der Osbayan nämlich hatte eine Karawane geplündert. Nun übte die gute Chayreh Gastfreundschaft an mir,

kochte Hühner und Reis, und wir ließen es uns wohl sein. Ich mußte ihr alle meine Erlebnisse erzählen.

Am andern Morgen ritten wir nach Wilensi. Die Leute, welche uns begegneten, fragten, ächt irländisch, ob wir die Männer seien, welche der Emir von Härrär todt gemacht habe? In Wilensi selbst war großer Jubel ob unserer Ankunft, und namentlich der Kalender ganz außer sich vor Freude, und von Dinarsade und Scheherasade kann ich dasselbe sagen. Ich musterte meine Habseligkeiten und überzeugte mich, daß der Einäugige ein fast allzugetreuer Diener gewesen war, denn er hatte die beiden Frauen zu knapp gehalten. Bald erschien auch der Gerad Adan mit seinen Söhnen; sie gaben mir meine Bücher zurück. Dafür erhielt jener sofort eine buntfarbige abyssinische Tobe, die er sogleich überwarf, um sich bewundern zu lassen. Die hübsche Frau Sadiyeh und die gute Frau Chayreh, bekamen große birminghamer Ohrringe, Spangen, Armbänder, Scheeren, Nadeln und Zwirn. Am Abend fand ein Schmaus statt.

Ich blieb eine Woche lang in Wilensi, um Vorräthe und Kräfte für die Weiterreise zu sammeln. In Härrär hatte ich keine Einkäufe machen können, weil ich kein Geld dorthin mitnahm; jetzt sandte ich einen Somal zur Stadt und ließ Zwiebeln, Tabak, Gewürz und Karandschi, Durrabrot, kaufen. Der tolle Said und der Dichter Ali, der in Härrär seine Studien gemacht hatte, waren mir behülflich, als ich ein Wörterbuch der Härrärisprache zusammenstellte. Der letztere, ein kleiner schwarzer Mann, verstand Arabisch, Somali, Galla und Härräri, und ich fand keine Schwierigkeit, mit ihm über die grammatischen Formen ins Klare zu kommen. Er war eine Art von Tyrtäus. Ein Stamm, welcher seine Girhi's angriff, war dem Spott und den Schmähungen dieses Barden verfallen, aber auch die jungen Krieger des eigenen Stammes erfuhren seinen poetischen Tadel, wenn er meinte, daß sie sich gegen die Gudabirsi nicht tapfer genug gehalten. Als ich ihm eine Tobe zum Geschenk gemacht, dichtete er ein Lied zu Ehren des Pilgers, in welchem unter anderm von mir gesagt war, ich stamme von den Koreischiten ab und besäße hundert Schiffe auf der See.

Said war tief betrübt, weil sein Sohn eine bedeutende Wunde an der Schulter bekommen hatte. Er seufzte: „O, Hadschi, wie kann dieser Sohn mein Sohn sein? Ich habe ja immer nur Wunden gemacht, aber nie dergleichen bekommen!“ Ich hielt es für

ersprießlich, mit den Häuptern verschiedener Sippen zu verkehren, und ihre Geschlechtsfolge niederzuschreiben. Dabei ging im Anfange Alles ganz glatt, bald aber begann der Lärm, weil jede Sippe den ersten, keine den zweiten Rang einnehmen wollte. Wenn die Aufregung sehr hoch stieg, riß man mir Bleistift und Papier aus der Hand, raufte sich an den Bärten, zog sogar die Dolche halb aus der Scheide; der Zank dauerte aber nie lange, und das Ganze endete mit Scheltworten und Gelächter.

Als beinahe eine Woche vergangen war, kam Scheich Dschami, der Berteri, ausgestattet als Reisender mit Schwert, ledernem Betteppich und der Flasche mit geweihetem Wasser für die Abwaschungen. Dieser kleine, sehr geschäftige geistliche Herr, der sich soviel um anderer Leute Sachen bekümmerte, hatte nicht nur seinen Bruder bei sich, sondern auch vier schwarze, aufgedunsene Widads, von deren Abstammung, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit er mir viel Erbauliches zu sagen wußte. Ich bewirthete sie in meiner Hütte mit Datteln, Butter und Reis, aber eine Samrah oder nächtliche Unterhaltung lehnte ich unter dem Vorwande, daß ich unwohl sei, entschieden ab; ich hätte sonst mit ihnen bis zum Morgen in irgend einem heiligen Buche lesen müssen. Der Scheich sagte mir, daß er einen Streit über Blutgeld zwischen zwei Beduinenstämmen schlichten wolle. Es handelte sich dabei um eine Angelegenheit, welche für das Leben und Treiben der Somal sehr bezeichnend ist. Ein Mann hatte einem andern Arzenei gegeben, und der letztere war etwa einen Monat später gestorben. Sein Vater beschuldigte nun den erstern, daß er Gift gegeben habe, und verlangte die übliche Entschädigung. Said murmelte vor sich hin, die Geistlichen sollten sich nicht in alle Dinge mischen; sie thäten besser, zu beten und den Koran zu lesen.

Am 21. Januar, Sonntags, kam mein Bote von Härrär zurück und brachte die Vorräthe mit; mein Wörterbuch war fertig, und so konnte ich am andern Morgen aufbrechen. Als meine Absicht verlautete, strömte viel Volks vor meine Hütte, um zu betteln oder zu borgen, und der Andrang wurde so arg, daß ich die Thür zumachte und nur Scheich Dschami bei mir behielt. Er führte mir Nachmittags manche Kranke zu, und ich gab meine Meinung dahin ab, daß in diesen Bergen ein Talisman das beste Heilmittel abgebe. Der Scheich äußerte Zweifel, ob er auch wirksam sein würde. Als ich ihm aber mein Diplom als Meister des Sufiordens vor-

zeigte, das mir in Aegypten ausgestellt wurde, ging ihm und seinen vier Widads ein Licht auf, und sie raunten einander zu: „Wahrlich, heute hat er sich offenbart!“ Scheich Dschami betrachtete das Diplom sehr aufmerksam, hielt es achtungsvoll an die Stirn und murmelte einige Gebete. Dann bat er mich um eine Abschrift und um die Erlaubniß, auch seinerseits als Meister des Ordens verfahren zu dürfen. Das erstere gewährte ich gern, in Betreff des zweiten Ansuchens zögerte ich, bis er sich für meinen Schüler erklärte. Dann schenkte ich ihm einen Bleistift und einen Turban.

Der Morgen zur Abreise war da, aber Niemand machte Anstalt zum Aufbruch. Der Hammal hatte gestern sich thätig gezeigt, jetzt fehlte es an allen Enden und Ecken; ich hatte keinen Kaffee und keine Wassersäcke; Dinarsade war nach einem benachbarten Dorfe gegangen, um Kalebassen zu kaufen. Das war also recht afrikanisch. Sechs und zwanzig Tage hatten nicht genügt, Sachen zu besorgen, die kaum ein paar Stunden Zeit erforderten. Auch hatte der Gerad mir keine Diener besorgt, wiewohl er mehrmals versprach, mindestens hundert herbeizuschaffen, wenn ich sie haben wolle. Der lange Guled war so unvorsichtig gewesen, dem glattzüngigen Jussuf Dera seinen Dolch zu borgen; als der Mann vernahm, daß wir abreisen wollten, ging er natürlich fort von Wilensi. Ein gewisser Abdy Aman, der sich in Härrär als Führer bis Berbera verdungen hatte, verlangte nun statt der verabredeten zwanzig Dollars das Doppelte.

Ich mußte entschieden auftreten, ließ die Kameele herbeibringen und die Zelthütten abschlagen. Dem Abdy Aman sagte ich, er möge sich nach Härrär oder zum Teufel scheeren; dem langen Guled versprach ich einen neuen Dolch, den er in Berbera erhalten solle; Dinarsade sollte nachkommen, und so war dann um neun Uhr Morgens die Karawane bereit. Wir zogen an der Ostseite von Wilensi hin und die schwer beladenen Kameele hatten viel zu leiden auf dem rauhen Felsenwege, welcher zu der weiten Kluft führt, die bis an die Märrärsteppe reicht. Um ein Uhr wollte der Gerad Adan Halt machen, ich ließ mich aber darauf nicht ein. Der lange Guled und das Ende der Zeit fehlten; sie waren des Dolches wegen umgekehrt! Ich kümmerte mich um das Alles nicht, sondern ritt mit dem Hammal zur Märrärprärie. Der Gerad rief mir nach, ich möge nicht in die Gefahr rennen, denn die Löwen seien gefährlich; er wolle ein Schaf und einen Ochsen schlachten;

aber auch dies rührte mich nicht; die Kameele wurden vorwärts getrieben.

Wir zogen am Rande der Steppe hin und die Säumigen fanden sich wieder zu uns. Einige Reisende, die uns begegneten, fragten nach Neuigkeiten. Der Anführer, Madar Farch, ein in Aden wohlbekannter Somal, erbot sich, uns bis zum Ruheplatze zu geleiten, und war erstaunt, daß ich mit heiler Haut aus Härrär fortgekommen sei. Uebrigens theilte er uns eine bedenkliche Nachricht mit. Der Gerad Hirsi der Berteri, unter welchen Madar kürzlich verweilt hatte, war ärgerlich, daß ich nicht den geraden Weg genommen. Das Gerücht ging, ich hätte dem Gerad Aden sechshundert Dollars und viele werthvolle Sachen gegeben; und darin wollte er eine Benachtheiligung für sich sehen. Madar gab mir den verständigen Rath, die Nacht zum Reisen zu benutzen, und die Gebüsche zu vermeiden, wo vielleicht Midgans mit vergifteten Pfeilen auf der Lauer lägen.

Wir stiegen bei einem Dorfe ab, das vor wenigen Wochen noch unter dem Guraysgebirge lag, jetzt aber eine kleine Strecke weiter weg gerückt worden war. Dort fand sich Dinarsade zu uns, und mit ihr kam Daghabo, Schwester des tapfern Beuh; sie hatte sich für immer von ihrem gestrengen Eheherrn, dem Gerad, getrennt, und wollte unter unserm Geleit zu ihrer Familie heimkehren. Auch Jussuf Dera kam mit dem gestohlenen Dolche und brachte allerlei Entschuldigungen vor; ihn begleiteten manche Verwandten, die zu nichts gut waren. Der Gerad hatte sie geschickt, und ließ mir sagen, sein Nebenbuhler, der Häuptling der Berteri, habe dem, welcher mich todt oder lebendig in seine Hände liefere, hundert Kühe versprochen. Jussuf fragte pathetisch meine Diener: „Liebt ihr euern Pilger?“ Wenn das der Fall sei, möge man dem Gerad etwas mehr Baumwollenzeug schicken, dann wolle er mir mit fünfzig Reitern das Geleit geben.

Meine Somal horchten auf diese Worte, ich war aber fest überzeugt, daß Alles erlogen sei. Trotzdem wurde drei Stunden lang darüber hin und her gesprochen, dann aber befahl ich den Aufbruch. Nun hieß es, die Kameele könnten nicht weiter, und auf der Steppe sei es so kalt, daß man erfrieren würde. Jetzt aß ich meine Datteln, trank Milch, wickelte mich in meine Decke und schlief ein. Am andern Morgen fand ich meine Gefährten immer nach sehr entmuthigt; der Hammal mußte in ihrem Auftrage bei

mir anfragen, ob wir nicht den Gerad mit seinen Speermännern holen lassen sollten; ich gab eine durchaus abschlägige Antwort. Aber einige Toben mußte ich doch an den verwünschten und pfiffigen Dummkopf schicken, weil sie ihn trotz alledem um sein Geleit ersuchen lassen wollten. Dann nahmen Jussuf Dera, Madar Farih und ihre Begleiter Abschied. Sie versprachen, das Geleit bis Mittag zu schicken; ich wußte aber sehr wohl, daß Niemand kommen werde, und sah jene Girhi mit Vergnügen von uns scheiden. Gerade von Seiten jenes Gerad Adan drohete mir, wie ich später in Berbera erfuhr, die größte Gefahr. Ein Angriff wäre ihm freilich theuer zu stehen gekommen, hätte aber auch mir verderblich werden können.

Mittag kam, aber kein Reiter. Meine Gefährten hatten versprochen in letzterm Falle noch vor Abend aufzubrechen und bis zum andern Morgen zu marschiren. Als sie aber dann noch allerlei Trödeleien und Einwendungen machten, erklärte ich ihnen, ich sei nun fest entschlossen, allein über die Steppe zu reisen; mein Entschluß für den andern Morgen stehe unerschütterlich fest. In der Nacht zogen schwere Wolken von den Gurayhügeln herab, auch gewitterte es und der Regen strömte durch mein Dach. Dinarsade erklärte, sie sei unwohl und könne nicht gehen, Scheherasade wollte nicht arbeiten; es war eine höchst widerwärtige Nacht.

Am 24. Junuar zogen wir bei Tagesanbruch in die Märrärsteppe hinein; mit uns ging eine Karawane von etwa zwanzig Männern und dreißig Frauen; ihre Kameele und Esel waren mit Getreide beladen. Wir sahen die Lagerfeuer der Hirsi aus der Ferne; die Luft war rauh, Regenwolken fegten über die Ebene hin und entluden sich dann und wann; der kalte Regennebel drang bis auf die Knochen. Meine Leute zitterten und die Zähne klapperten ihnen, als ob sie auf Eis gingen. Unterwegs sahen wir Quagga's und Gazellen, sie waren aber sehr schlau. Mittags befanden wir uns in einem mit Akazien bestandenen Thale, das sich vortrefflich zu einem Hinterhalt eignete; deshalb hielten wir auch nicht an; ich verzehrte ein Stück gedörrten Fleisches im Sattel und genoß dazu Gummi, das ich von den Bäumen gepflückt.

Wir kamen ungefährdet über die Steppe; die Karawanenleute drückten uns die Hände und erklärten, wir hätten ihnen das Leben gerettet. Eine Stunde nach Sonnenuntergang kamen wir zu dem Kraal, wo Abtidon zu Hause war. Dieses Dorf liegt am Fuße

der Koutiberge; meine Leute flüchteten sich vor den Löwen, und wir lagerten in einer Umzäunung, wo das Ungeziefer mich stark plagte. Ich war sehr besorgt, daß ich die Krätze bekommen würde, die bei den Somal eine wahre Landplage ist. Sie sagen, Fliegen und Flöhe seien Schuld an der Krankheit, welche doch nur die Folge von Unsauberkeit ist. Freilich fehlt es den Leuten an Gelegenheit zu baden und sich regelmäßig zu waschen.

Am 25. Januar stellte sich heraus, daß unsere Kameele äußerst abgemattet waren; in den Girhibergen hatten die armen Thiere allerdings nicht viel Futter gefunden. Wir befanden uns nun an der Grenze des Gebietes, welches die Habr Awal in Anspruch nehmen und besitzen. Sie bilden die zweite große Abtheilung des Somalivolkes; ihr Stammvater ist Awal, ein jüngerer Sohn Isaaks Hadrami. Sie haben die Küste von Zeyla und Siyaro bis zu dem Lande inne, das dem Berteristamme gehört, und stehen unter einem Gerad, dessen Machtbefugniß sehr gering ist. Sie zerfallen, gleich den übrigen Somal, in viele Stammsippen, z. B. die Isa Musa, welche einen Theil des Gebirges südlich von Berbera besitzen; den Mikahil gehört das Tiefland an der Küste von Berbera bis Siyaro. Zwei große Clans, die Ayyal Yunis und die Ayyal Ahmed, wohnen in Berbera und Bulhar.

Meine Gefährten waren sämmtlich Habr Geradschis und in Blutfehde mit den Habr Awal. Es konnte wohl eine Woche verfließen, bevor es mir gelang, einen tüchtigen Beschützer ausfindig zu machen. Nun waren aber schon zehn Tage über die von mir anberaumte Zeit verstrichen, meine Kameraden in Berbera waren gewiß meinethalben in Besorgniß, und jetzt konnte es sehr wohl möglich werden, daß ich unter vier Wochen nicht ans Meer gelangte.

Während ich allerlei trüben Gedanken nachhing, erschien plötzlich Beuh, den seine muntere Schwester Dahabo zu mir schickte. Von ihm hörte ich, daß ganz in der Nähe ein Führer zu haben sei, und nun kam mir plötzlich ein Gedanke, den ich sogleich verwirklichte. Ich machte ihm den Vorschlag, die Kameele, die Frauen und mein Gepäck unter der Aufsicht des Kalenders nach Zeyla zu bringen; ich dagegen wolle mit meinen Dienern, und mit Lebensmitteln auf vier Tage versehen, den Ritt durch das Land der Habr Awal wagen. Ich packte meine Vorräthe zusammen; sie bestanden in fünf Broten, einigen Citronen und etwas Zucker. Wurde ich unterwegs aufgehalten oder stieß den Maulthieren ein Unfall zu, dann waren

wir freilich verloren. Vor uns lag die Wüste; kein Habr Awal würde die Habr Gerhadschis mit Fleisch oder Milch versorgt haben. Meine Begleiter nahmen etwas getrocknetes Fleisch, Durra und einige Süßigkeiten mit; wir hatten nur eine einzige Wasserflasche.

Am 26. Januar nahm ich von meinen Freunden und von meinen Sachen Abschied. Die letzteren trafen zwei Monate später wohlbehalten in Aden ein. Von dem Maulthiere, welches der Kalender ritt, habe ich nichts wieder gesehen, und die Kameele werden wohl heute noch auf den Weiden der Isa grasen. Der Kalender wohnt in Zeyla und erzählt den Leuten seine Abenteuer. Die beiden Schönen, die in Folge meiner Reise in den Besitz von etwas Geld und allerlei Siebensachen gekommen waren, galten für gute Partien und haben auch bald Männer gefunden.

Ich brach auf. Beuh führte uns durch Nebelwolken nach Koralay, und dann zu einem Gudabirsidorfe, wo wir Milch bekamen. Auf unebenem Pfade und durch wilde Henna hindurch gelangten wir bis zu Beuh's Kraal; von dort ging es wieder über Gestein und durch allerlei Dickichte und trockene Flußbetten bis zu einem Dorfe, welches dem Ogaz oder Häuptling der Gudabirsi gehörte. Dort bewogen wir einen Mann, dem ich fünf Dollars und ein paar Anzüge versprach, uns zu geleiten. Er hieß Dubayr, der Esel, und gehörte zum Bahgoboclan der Habr Awal. Er konnte, gleich allen diesen Beduinen, keine Anstrengung ertragen, war ein schlechter Reiter, Gehen ermüdete ihn, und des Durstes konnte er sich auch nicht erwehren. Als er mir versprach, mich binnen drei Tagen nach Berbera zu bringen, wußte er nicht, zu was er sich damit verpflichtete. Schon nach der zweiten Tagereise wollte er nicht weiter mit, nur als ich ihm werthvolle Geschenke versprach, ließ er sich zur Weiterreise bewegen. Manchmal warf er sich der Länge nach zu Boden und stöhnte, daß sein Ende nahe sei. In dem Lande, durch welches wir nun ritten, war jeder Speer gegen uns gerichtet; ich befahl deshalb dem Esel, wüste Wege zu wählen und alle Dörfer zu vermeiden. Anfangs verstand er meine Gründe nicht, welche doch die Vorsicht eingab; er hätte lieber in den Kraals Milch getrunken. Nach und nach wurde er jedoch verständiger.

Wir verfolgten eine östliche Richtung und kamen an den Ruinen eines steinernen Gebäudes vorüber, welches der Führer, wie das in jenen Gegenden überhaupt geschieht, für eine Burg erklärte. Weiterhin bemerkte ich einige alte Brunnen aus der Zeit der Gal-

las, tiefe, in das Gestein ausgehöhlte Löcher von etwa zwanzig Fuß Durchmesser; nur ein einziger enthielt genießbares Wasser, die anderen waren verschüttet oder überwachsen. Dann und wann kamen wir an Beduinen vorüber, die von uns Neuigkeiten hören wollten, wir ließen uns jedoch nicht aufhalten, ritten wieder an Ruinen vorbei und hatten am Abend volle fünfunddreißig englische Meilen zurückgelegt. In einer Niederung fanden wir Gras; die Nacht war rauh und windig, späterhin hatten wir einen Nebelregen. Früh, am 27. Januar, bemerkte ich unweit von unserem Ruheplatze eine jener einzeln stehenden Felsengruppen, die im Somalilande so häufig sind; an der einen Seite erhebt sich ein gewaltiger Block, dessen zugespitzte Form an einen riesigen Hundszahn erinnert. Der Esel behauptete, auf dem Gipfel finde man noch Spuren von Gebäuden, und erzählte dann die Sage von Moga Medir, Medirs Augenzahn. Dort oben wohnte in alten Zeiten ein Gallamädchen; das Auge dieser Jungfrau war so scharf, daß es Feinde in einer Entfernung von fünf Tagereisen deutlich erkannte. Die Feinde ihres Stammes erlitten durch diese Wachsamkeit großen Schaden, nahmen aber dann ihre Zuflucht zu einer List. Sie rückten unbekleidet heran, versteckten jedoch ihre Köpfe unter dicken Heubündeln. Die Jungfrau Moga theilte nun ihrem Vater mit, daß die Wiese gegen den Berg heranrücke, und damit sagte sie die Wahrheit; aber man hielt sie für wahnsinnig und glaubte ihr nicht. Die Kriegslist gelang vollkommen und die arme Seherin verlor ihr Leben. Aehnliche Sagen sind auch in Asien und Europa verbreitet; wer denkt dabei nicht an den Birnamwald, der auf Dunsinan heranrückt?

Wir ritten am andern Morgen früh durch den Nebel und suchten nach einem Brunnen. Mein kläglicher Führer hatte mich betrogen, denn gestern versprach er für jede Stunde einen Brunnen, und jetzt gestand er ein, daß wir wohl vor Abend nichts zu trinken haben würden. Diese Menschen lügen unwillkürlich; es ist ihnen zur andern Natur geworden, die Unwahrheit zu sagen. Sie betrügen, ohne gerade die Absicht zu haben; wer etwas Sicheres von ihnen erfahren will, muß fragen, sich Antwort geben lassen, und dann gerade das Gegentheil glauben oder thun.

Wir wollen nicht in die Einzelnheiten der weitern Reise eingehen. Der Weg führte durch ein trauriges Land mit eintöniger Landschaft. Hügel, auf denen stachelige Cactus wuchsen, Ebenen, die mit Steinen übersät sind wie ein Getreidefeld mit Korn, Thäler

und tiefe Schluchten mit dornigem Gesträuch wechselten mit einander ab. Unsere Beschwerden waren groß und der Durst machte sie noch drückender. Vierundzwanzig Stunden lang waren wir ohne Wasser, die Sonne dörrte mir das Hirn aus, die Luftspiegelung trieb ihr Gaukelwerk unaufhörlich. Ich schloß meine Augen, um die Hitze nicht stets auf sie einwirken zu lassen, aber dann lag Wasser vor mir, ich sah beschattete Brunnen, ich sah Quellen, die aus dem Fels hervorsprudelten, oder klare durchsichtige Seen, und schlug ich die Augenlider auf, so dampfte mir der heiße Broden entgegen, der von der Ebene emporstieg. Ich konnte nicht sprechen, viel weniger singen und eben so wenig zusammenhängend denken; ich hatte nur einen einzigen Gegenstand im Sinne: Wasser, und immer wieder Wasser.

Endlich erreichten wir das Gogaysathal, ritten abwärts und ich gewahrte zu meiner unaussprechlichen Freude in einiger Entfernung eine grüne Stelle; unsere Thiere witterten das Wasser, und bald befanden wir uns an einigen kleinen Brunnen. Wir sprangen aus dem Sattel, und rasch hatten wir nicht nur die Zunge gelabt, sondern konnten uns auch Wasser in das erhitzte Gesicht spritzen. Nachher sahen wir übrigens, daß einige Vorsicht vonnöthen sei, weil im Wasser viele kleine Frösche schwammen und Insekten nicht fehlten; aber was will unter solchen Umständen die Vorsicht bedeuten? Wir tranken und tranken immer zu, und die Maulthiere weideten in frischem Grase. Doch drangen meine Leute auf baldige Entfernung, weil Löwen in der Nähe seien, und wir lagerten uns in einem verlassenen Kraal auf einem Hügel. Ich hatte dreißig Meilen zurückgelegt und war nun in dem für uns sichern Gebiete der Bahgoba, zu welchen unser Führer gehörte. Dieser war so abgemattet, daß wir ihn am 28. Januar in den Sattel heben mußten. Nachdem die Wasserflasche gefüllt worden war, ritten wir das Gogaysathal hinab. Unsere Maulthiere fingen an zu lahmen, ihr Rücken war schon gedrückt, und wir mußten nun langsam reiten.

Im Wady Danan fanden wir an manchen Stellen süßes Wasser und viele Spuren von Quaggas und Antilopen; an großen Bäumen war die Rinde abgeschält und viele Sträucher waren ausgerissen worden; hier hatten offenbar ganz vor Kurzem Elephanten ihr Wesen getrieben. Mein Maulthier, das im Uebrigen ein ganz muthiges Thier war, zeigte sich jetzt scheu und erschrocken. Der kleine graue Vogel, den man mit Recht als Honigvogel bezeichnet, weil er den

Menschen die Bäume anzeigt, in welchen sich Bienenstöcke befinden, lockte uns hier vergebens, wir mochten und konnten ihm jetzt nicht folgen.

Als wir aus dem Thal hinauskamen ritten wir über ziemlich ebenen Boden und gaben uns der trügerischen Hoffnung hin, noch an jenem Abend das Meer zu erblicken. Bäume wurden nun seltener, an manchen Stellen fanden wir Eisenstein, der schlackenartig aussah, an anderen Stellen war er gelb wie Oker, und dort leckt das Vieh an ihm; wahrscheinlich ist er alaunhaltig. Gegen Abend gelangten wir in einen breiten Grund, welchen die Somal als Elephantenthal bezeichnen, Dibh Merodi oder Merodilayh; wir zogen von Westen nach Osten hindurch, überschritten zwei trockene Flußbetten und stiegen dann die unteren Abhänge einer hohen Hügelkette hinan, welche wie ein Vorhang die Fernsicht abschloß. Das ist die innere, dem Lande zugekehrte Seite der Küstenkette, die uns von der Strandebene trennte. Von den tafelförmigen Gipfeln rollten graue Wolken herab, und wir waren bald in kalte Nebel gehüllt, auf welche Regen folgte. Mit Dunkelwerden ritten wir wieder in ein gewundenes, sehr steiniges Flußbett hinab, welches dem Regenwasser, das vom Gebirge herabströmt, zum Abzugskanale dient. Meine Begleiter hatten seit drei Tagen nur wenige Datteln und einige Süßigkeiten genossen, und fielen deshalb mit Gier über die Jujubenbeeren her, die auf den Steinen umher lagen. Der Führer war ein wenig vorausgeritten; wir fanden ihn auf einer Art Grasbank am Rand eines Bächleins. Das war eine höchst angenehme Ueberraschung. Aus einem zwei Fuß breiten Loch im Felsen quoll krystallklares Wasser hervor und bildete einen kleinen Sumpf, ein wahres Paradies für die Frösche. Die Somal bezeichnen diesen „Gaangal“ als Brunnen der Feen. Die Maulthiere tranken sich satt und weideten das saftige Gras ab, während wir unser sehr mäßiges Abendbrot genossen. Tauben und Katas, Steppenhühner, kamen herbei, um zu trinken, flatterten aber schüchtern fort. Meine Begleiter besorgten, daß späterhin unwillkommenere Gäste sich einfinden möchten, und wollten deshalb das Nachtlager an einer andern Stelle halten. Dagegen konnte ich nichts einwenden, die Maulthiere hatten sich erquickt, und wir ritten weiter nach einem Hügel, wo wir innerhalb einer Dornumzäunung eine nasse Nacht hatten. An jenem Tage waren wir fünfunddreißig Meilen weit geritten, ohne einen Menschen gesehen zu haben, denn alle

Nomaden waren, wegen der langen Dürre, in das Tiefland hinabgezogen.

Am 29. Januar war Morgens das Wetter ganz herrlich. Wir mußten einen sehr steilen Weg hinanklimmen, fanden reichlich Wasser und in den Felsen so viele Höhlen, daß dort füglich Troglodyten hausen könnten. Weiterhin ging es dann bergab durch mehrere Schluchten, und bald blickten wir von der Höhe des Küstengebirges hinab auf die Strandebene. Die Hauptschlucht nannte der Führer Kadar; ich möchte sie als den Splügen des Somalilandes bezeichnen, obwohl sie nicht als Paß bezeichnet werden kann. Aber sie bildet den Bergübergang, und wir kamen auf diesem Wege nach einstündigem Ritte zum Wady Duntu, einem riesigen Bergspalt, der mit steilen Abfällen von Syenit und rothem Granit tief einschneidet. Wir fanden dort Schatten und Wasser, und die Luft war balsamisch durch die Wüstenkräuter.* Wir ruheten eine halbe Stunde aus und legten dann den Rest des Weges durch die Duntuschlucht zurück. Allmälig wurden die Hügel niedriger und das Thal lief in die Ebene aus. Oben war die Luft anregend und elastisch, jetzt war sie weich, feucht und lind, und die Sonnenstrahlen wurden sehr empfindlich. Zwei Stunden lang trieben wir unsere Maulthiere in dem breiten und gewundenen Flußbette hin, fanden aber kein Wasser. Dann ging es nach Osten hin über die Taranayfläche, welche genau der Strandgegend bei Zeyla gleicht. Hier weideten Heerden von Kameelen und Schafen zwischen dornigen Akazien und Kulan, und jetzt sahen wir auch, nach drei Tagen zum ersten Male, wieder Menschen. Es waren Schafhirten von der Mikahilsippe der Habr Awal, die rasch fortliefen als sie uns kommen sahen; endlich blieb aber doch einer stehen und wir fragten nach Neuigkeiten. Sie lauteten ganz günstig; es waren nur einige wenige Mordthaten vorgekommen, und an der Küste schwärmten nur wenige Ayyal Ahmed umher; diese waren Feinde meiner Diener. Wir ritten dann weiter über verdorrtes Gras auf den Dschebel Almis zu, welcher für die Schiffer an jener Küste eine Hauptlandmarke bildet.

Der Weg führte zwischen niedrigen braunen Kalk- und Sandsteinhügeln hin, einem dem Meere näher liegenden Höhenzuge, welcher eine, wenn man so sagen kann, verstreute Linie zwischen der Küstenkette und dem Ocean bildet. Die gelben Blüthen der Akazien dufteten prächtig, aber die Dornen am Baume sind zwei Zoll

lang und so spitz wie Nadeln. Als wir gegen Abend diesen Busch hinter uns hatten, sahen wir beträchtliche Kameelheerden, aber auch hier liefen die Hirten vor uns weg wie Strauße und erhoben ein Lärmgeschrei. Als wir die Leute endlich einholten, bat Jeder, wir möchten seines Nachbars Heerde plündern! Dergleichen war mir im Somalilande noch nicht vorgekommen; ich sehe darin einen Beweis, wie zerrüttet die Verhältnisse im Gebiete der Habr Awal sind. Ein Beduine schrie, geberdete sich wie besessen und schlug auf ein Kameel los; diesen Mann bewogen wir durch Schwüre und Betheuerung unserer friedlichen Absichten, stehen zu bleiben. Er war ein Bagoba und ließ sich bereit finden, uns ein Dorf der Ayyal Gedid zu zeigen. Ein Mädchen aus dieser Sippe war Frau meines Hammal, und dieser beabsichtigte, seinen Schwiegervater zu meinem Beschützer in Berbera zu machen. Er rechnete auf einen gastlichen Empfang und äußerte: „Heute Nacht werden wir unter einem Dache schlafen und Milch trinken; vielleicht auch Schöpsenfleisch essen.“

Nachdem es schon dunkel geworden war, kamen wir an einen Kraal und sattelten ab. Uns gegenüber standen Männer vor einer Hütte, die uns betrachteten, aber nicht begrüßten. Als ich ein Pistol abfeuerte, rief eine rauhe Stimme, weshalb ich die Kameele beunruhige, die eben gemolken würden? Das Ende der Zeit flüsterte mir zu: „Wir sind unter unsere bittersten Feinde gerathen, unter die Ayyal Schirndon!“ Dieselbe Stimme fragte, nur noch viel rauher: „Zu welchem Stamme gehört ihr?“ Ich entgegnete keck: „Zu den Habr Gerhadschis.“ Nun folgte ein Wortstreit. Die Ayyal Schirndon fragten, was wir wollten, woher wir kämen und wie wir es wagen könnten, ihr Land zu betreten, da ja ein Friede zwischen beiden Stämmen noch nicht abgeschlossen worden sei. Ich entgegnete höflich, was sich unter solchen Umständen sagen ließ, aber meine guten Worte fanden keine gute Statt. Die ungastlichen Beduinen wünschten uns in die Hölle, wollten aber wissen, warum wir in Härrär gewesen seien. Endlich trat ein mit zwei Speeren bewaffneter Krieger vor, welcher den Ende der Zeit erkannte, ein paar Worte sprach und dann fortging. Ich befahl dem langen Guled, diesen Leuten bündig zu sagen, hier sei ein Reisender vor ihrer Thür, der um einen Trunk Milch bitte und sehr gern dafür Tabak geben wolle. Aber davon mochten sie nichts wissen, sondern sprachen von Kampf und Blut. Jetzt hielt ich meine Waffen bereit und erklärte rund heraus, sie möchten nur den Streit anfangen, ich würde ihnen

dann einen Bauch voll geben. Inzwischen waren die Maulthiere gesattelt, wir ritten fort und fluchten den elenden Schurken, die keine Gastfreundschaft üben wollten.

Wir sprachen noch bei drei anderen Dörfern der Ayyal Gidid vor, aber der Hammal konnte nirgends auch nur einen Tropfen Wasser erhalten, obgleich er mit einigen Leuten persönlich bekannt war. Er meinte, man sei in den Dörfern so ungastlich, weil die Krieger jetzt eben in Berbera sich befänden, und nur Frauen, Kinder und Sklaven zurückgeblieben seien. Als wir dem Esel scharf mit Fragen zusetzten, gestand er zu, daß wir erst in der Nähe von Bulhar wieder Wasser finden würden. Von Durst geplagt und sehr erschöpft mußten wir über die Ebene Banka Hadla reiten; der Mond war oft von Nebelwolken verhüllt und warf ein unsicheres Licht, aber um Mitternacht vernahmen wir das Rauschen des Meeres.

Das war Musik in meinen Ohren, die uns neu belebte. Gegen drei Uhr Morgens fanden wir in einem trockenen Bach etwas Wasser, das uns trotz seines brakigen Geschmackes nach fünfzehnstündigem Schmachten ein wirkliches Labsal war. Wir konnten es genießen, weil an den Tagen vorher Regen gefallen war, der auch heute wieder eintrat. Trotzdem wickelten wir uns in unsere Decken, und schliefen einige Stunden. Als ich munter geworden war, besah ich mir die Stätte, auf welcher Bulhar liegt. Sie war eben jetzt verlassen und nur eine Menge von Haufen gebleichter Knochen deutete an, daß hier oftmals Menschen sich aufgehalten hatten. Die Ortschaft war, hauptsächlich wegen ihres Ankerplatzes, zu verschiedenen Zeiten nicht ohne Bedeutung, namentlich dann, wenn Berbera selbst in Folge von Krieg oder Stammesfehden danieder lag. Die meisten Wohnungen bestanden aus Gurgis, landesüblichen Hütten, neben denen einige von Arabern gebaute steinerne Häuser sich erhoben. Die Küste liegt offen, ein eigentlicher Hafen ist nicht vorhanden und der Schimal, Südwind, den man auch in Berbera mit Recht sehr fürchtet, wüthet hier manchmal stark. Wenn aber die Ebene allzu unsicher wird, siedeln sich auf der Stätte von Bulhar allemal wieder Menschen an, und die Kaufleute verschiffen von hier aus Güter.

Von sechs Uhr Morgens an ritten wir langsam an der See hin, in welcher ich gegen Mittag badete, während meine Diener wünschten, daß wir erst während der Nacht an den Kraalen ihrer

Feinde, der Ayyal Ahmed, vorbeiziehen möchten. Diesen Wunsch erfüllte ich um so lieber, weil an schnelles Fortkommen ohnehin nicht zu denken war. Das eine Maulthier mußte mit dem Speere gestachelt, ein zweites fortwährend gepeitscht werden. Um drei Uhr hielten wir am Fuße des Dabasenis, wo etwas Gras stand. Dieser Hügel liegt auf dem halben Wege zwischen Bulhar und Berbera; auf dem Gipfel befindet sich ein Gegenstand, welcher dem Reisenden Schrecken einflößt, nämlich ein dorniger Baum, unter welchem die Habr Gerhadschis und ihre Freunde vom Stamme der Isa Musa gleich Geiern sitzen, um Reisende zu erspähen, über welche sie dann herfallen. Die Habr Gerhadschis wohnen im Gebirge hinter Berbera und jenseit desselben mehrere Tagereisen weit nach Süden hin, gegen Ogadayn zu.

An einigen Brunnen hielten wir Rast und zogen erst bei Einbruch der Dunkelheit weiter, zunächst an einem tafelförmigen Hügel hin, der als Auliya Kumbo, Berg der Heiligen, in der Legende sehr berühmt ist. Dort saßen die in einem frühern Kapitel erwähnten vier und vierzig arabischen Santons und hielten feierliche Besprechung, bevor sie sich als Apostel über das östliche Afrika verbreiteten, um den Islam zu verkünden. Von diesem Punkte bis Berbera hat man noch sechs starke Wegstunden. Um Mitternacht waren wir am Bulho Ferendschi, sogenannt, weil dort 1825 ein europäisches Fahrzeug geplündert wurde. Dort ist Wasser und Gras. In aller Stille zogen wir im Mondschein an den Kraalen der Ayyal Ahmed in so großer Entfernung als immer möglich vorüber; doch konnten wir das Geblök ihrer Heerden vernehmen. In Berbera wurde mir mitgetheilt, daß ein Schafhirt im Busch uns vorüberziehen sah und auch den Ayyal Ahmed Kunde gab, aber zu spät. Wir waren jetzt nur noch zwei Stunden von der Stadt entfernt, aber alle ganz entsetzlich abgemattet. Das Ende der Zeit und der lange Guled fielen zu Boden und versanken sogleich in Schlaf, nur der Hammal hielt sich gut, ja er tanzte und schwang seinen Speer.

Der Tag beginnt zu grauen, ein langer schwarzer Streifen hebt sich von dem sandigen Horizont ab; er wird nach und nach deutlicher, wir sehen Schiffe und jubeln hell auf, unser Ziel lag dicht vor uns. Das Ende der Zeit warnte zur Vorsicht, denn wer könne wissen, ob nicht auch jetzt der Feind nahe sei. Wir wurden vom Esel über Haufen von Knochen am südlichen Theil der Stadt

hingeführt; die Schakale heulten, aber die Leute schliefen noch. Endlich waren wir in dem Quartiere, welches die Ayyal Gedid inne haben, und diese sind unsere Beschützer. Um zwei Uhr Morgens, nach einem angestrengten Ritt von vierzig Meilen, war ich in Berbera, wo meine Kameraden mich erwarteten. Nachdem ich für Diener und Maulthiere gesorgt, und mich selbst mit Speise und einem guten Trunk erquickt hatte, fiel ich in einen langen Schlaf.

Sechstes Kapitel.

Die Hafenstadt Berbera und ihr Handelsverkehr.

Bartema gab im sechszehnten Jahrhundert „von Barbara und der Insel Ethiope“ folgende kurze Beschreibung. „Nachdem der Sturm sich ein wenig besänftigt hatte, segelten wir weiter und kamen bald an eine Insel Namens Barbara, deren Fürst ein Mohammedaner ist. Sie ist nicht groß, aber fruchtbar und gut bevölkert, hat auch Ueberfluß an Fleisch. Die Hautfarbe der Bewohner neigt zum Schwarzen hin. Ihr ganzer Reichthum besteht in Viehheerden.“ Daß Berbera eine Insel genannt wird, ist unrichtig, da nur bei höchster Fluth das Wasser ringsum fließt.

Lieutenant Cruttenden entwarf im Jahre 1848 folgende Schilderung. „Der Jahrmarkt zu Berbera gehört zu den interessantesten Erscheinungen an der ostafrikanischen Küste; er ist schon allein dadurch bemerkenswerth, daß Leute aus sehr entfernt liegenden Gegenden und aus sehr verschiedenen Stämmen auf eine kurze Zeit sich hier zusammenfinden und bald nachher wieder zerstreuen. Bevor die vier festen Thürme dort erbaut waren, lag die Stätte vom April bis Anfang Octobers so durchaus verödet, daß nicht einmal ein Fischer sich dort aufhielt.*) Als aber die Jahreszeit wechselte und

*) Diese vier Thürme standen da, wo gewöhnlich die Hütten aufgeschlagen werden. Scharmarkay hatte sie zum Schutze der Kaufleute erbauen lassen und

der Herbst herankam, fingen die Stämme im Innern an, nach der Küste zu ziehen und dort Hütten aufzuschlagen, damit ihre Kunden ein Obdach fänden. Bald kamen dann auch kleine Fahrzeuge aus den gegenüber liegenden Häfen von Yemen, um ihren Mitbewerbern aus fernern Gegenden den Rang abzulaufen und früher einzukaufen. Ein paar Wochen später trafen größere Schiffe ein, namentlich aus Maskat, Suhr und Ras el Chayma; auch ließen die Bagala's (arabische Fahrzeuge) von den Bahrein-Inseln, aus Bassora und Grain nicht lange auf sich warten; sie hatten werthvolle Ladungen an Bord. Zuletzt kamen in bunten Chotias (Schiffe von der Nordwestküste Indiens) aus Poribender, Mandavi und Bombay; in ihnen saßen die fetten, reichen Banianen. Diese Fahrzeuge sind mit einer großen Menge leerer Gefäße beladen, die in Berbera mit Butter gefüllt werden. Jene indischen Kaufleute laufen durch ihr beträchtliches Kapital, ihre Verschmitztheit und den Einfluß, welchen sie sich verschafft haben, allen andern den Rang ab.

Berbera ist, so lange der Markt dauert, ein wahres Babel, in welchem man alle möglichen Sprachen hört. Irgend ein Oberhaupt wird nicht anerkannt; zwischen den Stämmen aus dem innern Lande erhebt sich täglich Zank und Streit, der mit dem Dolch oder Speer endigt; die Kämpfer entfernen sich einige tausend Schritte von der Stadt, um den Verkehr nicht zu stören, und machen dann ihre Sache aus. Tag und Nacht kommen lange Reihen von Kameelen herangezogen, andere ziehen fort; dann und wann sieht man eine Gruppe dunkelfarbiger, von langer Reise abgematteter Kinder; sie gehören zu den Sklavenkafilahs, die aus Härrär und Ifat kommen. In Berbera trifft der Sklavenhändler aus Gurague oder Härrär mit seinen Kundleuten aus Bassora, Bagdad oder Bender Abbas zusammen; der wilde Gudabirsi, der ein scharlachroth gefärbtes Lammfell statt einer Perrücke auf dem Kopfe trägt, verhandelt Straußfedern und Gummi an den Banianen aus Poribender; dieser letztere bleibt aus Vorsicht an Bord seiner Chotia, und hütet sich wohl, einen Turban zu tragen, denn den würde man ihm sogleich vom Kopfe reißen. Er legt immer nur einen kleinen Theil seiner Waaren auf einer Matte dicht am Meeresstrand aus.

---

ein paar Dutzend Araber und Neger hineingelegt, die mit Luntengewehren bewaffnet waren. Die Engländer nahmen daran Anstoß; von Aden kam der Befehl, diese Thürme niederzureißen, und nun liegen sie in Ruinen!

Gegen Ende des Märzmonates sind die Geschäfte beendigt, und schwer beladene Fahrzeuge, deren gewöhnlich drei oder vier neben einander segeln, steuern nach der Heimath zurück. Die Schiffe aus Suhr pflegen die letzten zu sein; in der ersten Aprilwoche sind auch sie fort, und dann ist Berbera wieder eine Einöde, und von einer Ortschaft, in welcher sich vor wenigen Tagen noch zwanzig tausend Menschen umhertrieben, sieht man weiter nichts mehr als die Knochen der geschlachteten Kameele und Schafe und allerlei Fachwerk für die Hütten, das sorgfältig aufbewahrt wird, weil man es im nächsten Jahre wieder benützen will. Nun kommen auch die Raubthiere wieder bis an das Meeresufer. Löwen sind in der heißen Jahreszeit keineswegs selten, und ich sah gleich nach Beendigung des Marktes drei Strauße ruhig am Strande hin und her gehen. Seit 1848 hat der Markt von Berbera an Bedeutung sich um ein Drittel vermindert, und die wilden Thiere sind seltener geworden.

Ueber den Ursprung Berberas wissen wir nichts Zuverlässiges. Arabische Geschichtschreiber führen ihn auf zwei himiaritische Häuptlinge zurück, die aus dem südlichen Arabien nach Afrika herüber gekommen seien. Diese Angabe hat Manches für sich. Im Jahre 522 n. Chr. wurden die abyssinischen Truppen durch den persischen König Anuschirwan aus Yemen vertrieben, das dann unter die Regierung eines himiaritischen Fürsten kam und eine Zeit lang unter persischer Oberhoheit blieb. Einer Ueberlieferung zufolge ist Berbera nach einander im Besitze der Fars, das heißt der alten Perser, der Araber, der Türken, der Gallas und der Somal gewesen; auch in Zukunft wird gewiß dieser Hafenplatz noch wechselvolle Schicksale erleben.

Der gegenwärtige Verfall Berberas ist durch die Fehden der Häuptlinge verursacht worden. Gerhadschis, ältester Sohn des Isaak el Hadrami, nahm die Berglande von Gulays und Wagar, die etwa zwanzig Wegstunden vom Meer entfernt liegen, in Besitz, während Awal, der jüngere Sohn, sich das Tiefland von Berbera bis Zeyla aneignete. Beide mächtigen Stämme machen Anspruch auf die Zollabgaben und auf den Nutzen, welchen der Markt abwirft; als Grund führen sie an, daß sie gemeinschaftlich jene ganze Region den Gallas genommen haben. Die Habr Awal sind im Besitz und wollen ein Monopol für sich allein geltend machen; daraus entstand dann eine Blutfehde, welche den Handel in hohem Grade beeinträchtigt. Die Verwirrung wird aber noch dadurch gesteigert, daß

der Stamm der Habr Awal in sich selbst nicht einig ist. Zwei verwandte Sippen, die Ayyal Yunis Nu und die Ayyal Ahmed Nu schlugen in früheren Tagen gleichzeitig ihre Zelthütten auf der Stelle von Berbera und in der nächsten Umgegend auf. Die ersteren sind zahlreicher als die letzteren, gewährten aber denselben einen Antheil an dem Nutzen, welchen der Markt abwarf, und beide Theile vertrugen sich mit einander. Als aber die Engländer Aden in Besitz genommen hatten und in Folge dessen der Handel von Berbera einen großen Aufschwung nahm, fand es die stärkere Sippe angemessen, die schwächere zu vertreiben; die Ayyal Yunis Nu behaupteten, sie hätten ein ausschließliches Anrecht, während der Dauer des Marktes die Abbans, Beschützer, der Fremden zu sein. Daraus entstand ein Krieg, die Sippe der Yunis wurde vom Stamme der Midschdschartaïn unterstützt, die der Ayyal Ahmed rief die Habr Gerhadschis zu Hülfe, insbesondere jene vom Clan der Musa Arrah, zu welchen Hadschi Scharmarkay gehört. Dadurch wurden sie so stark, daß es ihnen gelang, die Ayyal Yunis zu vertreiben. Diese letzteren, von Berbera weggedrängt, ließen sich beim Hafen von Bulhar nieder, und es gelang ihnen durch ihre alte Bekanntschaft mit den Kaufleuten aus Indien und anderen Ländern, einen nicht unbeträchtlichen Theil des Handels von Berbera abzulenken und nach Bulhar zu ziehen. Aber auf der unsichern Rhede gingen manche Schiffe verloren, und im Jahre 1847 wurden die Frauen und Kinder der Ayyal Yunis von den Isa-Somal überfallen und ermordet, und jene mußten bei den Ayyal Ahmed um Frieden bitten. Solchergestalt nahm allerdings die Fehde vorerst ein Ende, aber das Rachegefühl ist nicht erloschen; bei diesen Wilden haben Verträge eine sehr geringe Bedeutung, und afu andauernden Frieden ist bei ihnen nicht zu rechnen."

So viel von Berbera und dessen Handel. Ich habe schon gesagt, daß ich höchst ermüdet war; aber auf allzustarke Abmattung folgt selten langer Schlaf. Bald nach Sonnenaufgang weckte mich ein lautes Gespräch; vor der Thür stand eine Gruppe von Leuten, welche sich den neuen Ankömmling einmal ansehen wollten. Mein „Esel" hatte nämlich den Leuten in Berbera erzählt, wir seien binnen fünf Tagen von den Girhihügeln bis hierher geritten. Jene schworen darauf, das sei ein Ding der Unmöglichkeit; auch hätten wir gewiß Härrär nicht gesehen. Nun wurde ich in landesüblicher Weise ausgefragt. Dann verließ ich die Hütte, um nach meinen

Dienern und dem Vieh zu sehen. Die ersteren waren seelenvergnügt; sie hatten ja ihre Schuldigkeit gethan und den Ayyal Ahmed einen Possen gespielt; außerdem thaten sie sich eine Güte an Datteln, Reis und Thee mit Zucker; nach Verlauf weniger Tage konnten sie wohl ein Fahrzeug finden nach Aden hinüberfahren und wieder bei Weibern und Kindern sein! Nur dem Ende der Zeit war es noch nicht ganz geheuer; zu guter Letzt kam seine Feigheit noch einmal zu Tage, denn er flüsterte mir zu, daß er in Lebensgefahr schwebe, wenn ich ihm meinen Schutz nicht gewähre. Mit den armen Maulthieren sah es kläglich aus; sie waren bis auf die Knochen abgeschunden und ließen die Köpfe hängen. Ich ließ sie erst ins Meer treiben, dann gut verbinden, gab ihnen ein tüchtiges Futter und betrachtete mir dann die Umgegend von Berbera.

Die Araber bezeichnen den Ort als „Mutter der Armen"; die Lage ist jener von Zeyla ähnlich. Die Stadt, — wenn man einer Anhäufung schmutziger Hütten, deren Holzwerk mit Matten bedeckt ist, diesen Namen geben kann, — liegt am Nordrande einer alluvialen Anschwemmung, die von der Sohle der im Süden hinziehenden Hügel sich unmerklich abdacht. Eine halbe Stunde in der Runde ist der Boden mit Glasscherben und zerbrochenem Töpfergeschirr bedeckt, denn Berbera nahm früher einen weit größern Platz ein; nun ist es durch die kurzsichtige Habsucht der Wilden auf ein Sechstel seines frühern Umfanges zusammen geschmolzen und steht obendrein auf der allerschlechtesten Stelle, die man hätte wählen können. Aber der Somal klebt am Hergebrachten, und wo der Vater gewohnt hat, da wohnt auch der Sohn. Nach Süden und Osten liegt eine salzhaltige Sandfläche, die bei hoher Fluth theilweise unter Wasser steht; dort sind bittere Brunnen, und die ganze Gegend ist wegen des dort angehäuften Unrathes aller Art im höchsten Grad ekelhaft. Nach Norden hin bildet der Strand eine weite Begräbnißstätte, die man als Bender Abbas bezeichnet; die Somal sagen, dort lägen auch Riesen begraben. Auf der Westseite fließt ein Bach, der ein wahrer Schatz für die Ortschaft ist. Dieser wird durch einen langen Streifen von Sand und von Kalkstein, der allgemeinen Formation an dieser Küste, vor den Nordwinden geschützt; die Breite beträgt drei Viertel einer englischen Meile, die Tiefe an der Landspitze, wo die Schiffe ankern, wechselt zwischen sechs und funfzehn Fäden.

Etwa sieben Meilen hinter der Stadt liegt die Küstenkette; sie besteht aus Kalk und Sandstein. Bei hellem Wetter sieht man durch eine breite Oeffnung, Duß Malablay, die Granitmauern von Wagar und Gulays, deren Höhe über dem Meere nach Lieutenant Herne 5700 Fuß beträgt. Dort wachsen Fichten, im Sommer wird die Luft durch den Monsun abgekühlt, und Gulays würde für Europäer eine treffliche Gesundheitsstation bilden; aber es gehört den verrätherischen Habr Gerhadschis, und Wagar ist im Besitz der Isa Musa, die nicht minder bösartig sind. Nach Osten hin wird die Ebene von Berbera durch die Hügel von Siyaro begrenzt, nach Westen hin begrenzen die Dabasenis-Höhen den Blick. Die Ebene ist sandig, dünn mit dornigen Pflanzen bestanden und von zwei Ketten eingeschlossen, die ich als Ghats und Sub-Ghats bezeichnen möchte. Die letzteren bilden die Küstenkette; sie beginnt bei Tadschurra und reicht bis Karam, 46° östl. L., wo sie in abgesonderte Gruppen auseinander bricht. Die Entfernung vom Meeresufer wechselt zwischen 6 und 15 englischen Meilen, die Höhe beträgt von 2000 bis 3000 Fuß; die Oberfläche ist unfruchtbar, da alle Dammerde durch den Regen fortgeschwemmt wurde. Die Ghats selbst sind zwischen 8 und 40 Meilen von der Küste entfernt, haben eine durchschnittliche Höhe von 4000 bis 6000 Fuß, sind dicht mit gummitragenden Bäumen und Weihrauchpflanzen bewachsen, sodann mit wilden Feigen und Somalifichten; sie bilden für das Binnenland die große, der See zugekehrte Bergmauer, die nach Norden hin steil abfällt; der Gipfel ist tafelförmig, der Abfall nach Süden sehr allmälig, die Streichung im Allgemeinen Ost zu Nord und West zu Süd; die drei Urathügel bilden nach Norden hin Ausläufer. Jeder Theil der Ebene zwischen diesen Ketten hat örtliche Benennungen. Die durch die Ebene ziehenden Flußbetten haben während der Monsune Wasser; an und in ihnen wachsen dornige Sträucher, wilde Feigen, Aloe und Cactus verschiedener Art.

Als ich mir Berbera näher betrachtete, war ich darüber erstaunt, daß von Seiten Großbritanniens dieser Platz übersehen worden ist und daß man statt desselben Aden an der gegenüberliegenden Küste in Besitz nahm. Denn Berbera, ein Stapelplatz für Ostafrika, hat ein gesundes Klima und ist im Winter vergleichsweise kühl. In der trockenen Jahreszeit ist allerdings die Ebene sehr heiß, aber sie liegt nach Norden hin offen und hat starken, regelmäßigen Seewind. Während des Monsuns ist der Himmel

bewölkt und es regnet oft. Berbera hat auch süßes Wasser vollauf, das mit Unrecht in übelm Rufe steht, weil die Eingeborenen so thörig sind, drei oder vier Fuß tiefe Löcher in der Nähe der höchsten Wassermarke zu graben, während man viel besseres in jedem trockenen Flußlaufe haben kann; die Banianen lassen sich ihr Wasser von dem 19 Meilen entfernten Siyaro bringen. Der Monsun ist mild, die Gegend offen, der Hafen vortrefflich, der Boden fruchtbar. Als Handelsplatz läßt Berbera nichts zu wünschen übrig, und es wäre eine blühende Stadt, wenn England diesen Platz in Besitz genommen und nur halb so viel darauf verwendet hätte wie auf Aden. Denn „dieses Auge von Yemen ist ein Berg des Elendes, der lediglich auf Verwüstung und Sand, Salzwasser und Elend herabschauet". Das Lager steht in „des Teufels Punschnapfe," wo neun Monate im Jahre eine abscheuliche Hitze brennt, wo Sandstürme und Simun mit einander abwechseln, wo „weder Samen, noch Wasser, noch Baum zu sehen ist." So äußerte sich Ibn Batuta schon vor fünfhundert Jahren über Aden, wo nicht einmal Sperlinge oder Krähen leben können. Auch ist der Platz entschieden ungesund, obwohl oft das Gegentheil behauptet wird. Von den Soldaten der europäischen Besatzung sterben allerdings nicht viele, weil man die Kranken fortschickt; für die asiatischen dagegen ist Aden ein wahres Treibhaus für Scharbock und Geschwüre; von meinem eigenen Corps waren einmal zweihundert Mann mehr als gewöhnlich krank. Das Wasser ist brakig, Pflanzenkost fehlt, und das ganze Leben und Treiben ist eintönig.

In Berbera stritten die Somal darum, wer Abban sein solle. Der Abban ist eine Hauptplage; noch bevor ein Schiff Anker geworfen hat, rennen die Leute an den Strand, stürzen sich ins Wasser, schwimmen ans Fahrzeug und jeder bietet sich als Abban an. Das Zollwesen ist sehr verwickelt. Früher galt als Werthmesser in Berbera ein Stück blauen Baumwollenstoffes von zwei Ellen, Sauda genannt, jetzt vier Pice (ostindische Kupfermünze) baar. Maria-Theresienthaler sind das Hauptgeld, Rupien müssen Disconto zahlen. Die Handelsleute geben je nach ihrem Range; die niedrigsten z. B. ein Procent, wie die Kaufleute aus Maskat und Suhr. Wer einen Laden hält, muß seinen Abban mit Speise versorgen und schenkt ihm bei der Abreise eine Tobe, ein Paar Sandalen und ein halbes Dutzend Thaler. Reiche Banianen geben Kost, einen Anzug und von fünfzig bis zu zweihundert Dollars.

Sie verstehen sich darauf, großen Profit zu machen; wenn der Markt zu Ende geht, leihen sie z. B. dem Beduinen so und so viel Dollars, die er bei Eröffnung der nächsten Messe mit hundert Procent Zinsen zurückzahlen muß. Ein Reisender, der keine Geschäfte macht, ist verpflichtet, den Abban mit Speise zu versorgen, kann aber nicht gezwungen werden, ihm etwas zu zahlen. Es versteht sich von selbst, daß die Somal den Europäern so viel als möglich abzupressen suchen. Ein Kaufmann aus Sansibar, Namens Angelo, hielt sich zwei Monate in Bulhar auf; sein Mäkler vom Stamme der Ayyal Gedid, und ein ihn begleitender Araber, nahmen ihm nicht weniger als dreitausend Dollars ab. Es ist Regel daß der Abban vom Kauf und Verkauf ein Procent für sich in Anspruch nimmt, beim Verkauf von Sklaven erhält er für jeden Kopf zwei Dollars, für jeden Ballen Zeug einen halben Dollar baar, von Gummi und Kaffee ein Pfund von je sieben und zwanzig Pfunden. Für jede Kuhhaut bekommt er einen halben Dollar Zoll, für Schaf- und Ziegenfelle vier Pice, von Butter ein Procent. Ueber den Betrag des Waarenumsatzes in Berbera wissen wir nichts Zuverlässiges.

Ich machte mit meinen Kameraden einen Ritt nach Südosten zu den Ruinen einer alten Moschee, in deren Nähe wir Spuren einer alten Wasserleitung fanden. In derselben Richtung gelangten wir zu den Durbar-Hügeln. Die scheinbar flache Ebene steigt auf jede Meile etwa einhundert Fuß an; die Gießbäche haben sich in dem mit Sand überdeckten Lehmbodem ein Bett von fünf bis sechs Fuß Tiefe gewühlt. Während wilde Pflanzen an der Küste spärlich auftreten, werden sie in der Nähe der Hügel schon häufiger, ich sah blühende Arman-Akazien, Gruppen von Kulanbäumen und an mehreren Stellen Dickichte von Tamarisken, aber kein Wild, außer einigen scheuen Antilopen. Nach einem Ritte von acht Meilen waren wir am großen Dubar, wo sich Wasser sammelt und Brunnen für die Viehheerden gegraben worden sind. Eine halbe Meile weiter liegt wieder ein mit Binsen bewachsener Sumpf, der kleine Dubar. In der Nähe quoll ein bitteres warmes Wasser aus dem Felsen hervor, das sich nach einem Laufe von etwa fünfhundert Schritten im Sande verliert. Es hatte am Spring selbst eine Temperatur von 106° F., die Luft hatte 80°, die Höhe der Stelle betrug, nach dem Aneroid, 728 Fuß. Auf den Felsen hinter diesen Quellen lagen Trümmer von Häusern und Moscheen; auch stand ein kleiner Thurm da, welcher Aehnlichkeit

mit den Gebäuden hat, wie die Gallas sie aufführen; aber in dem Baumörtel fand ich Stückchen von Glasflaschen, blau verglaste Topfscherben, also zweierlei Dinge, die man jetzt in jenen Gegenden Afrikas nicht kennt. Kaum eine halbe Wegstunde von dem kleinen Dubar liegt der Anfang einer nun verfallenen Wasserleitung; Einige meinen sie seien ein Werk der alten Perser, welche unter Anuschirwan Aden erobert hatten und mit Berbera im Handelsverkehr standen. Die Somal sagen, daß ihre eigenen Vorfahren vor etwa zehn Generationen die Gallas aus Berbera vertrieben hätten, und jene Wasserleitung sei ein Werk der alten Heiden; aber Wilde können solch ein regelmäßiges Werk nicht angelegt haben. Meiner Ansicht nach rührt es von den Osmanen her, welche nach der Eroberung Adens durch Suleiman Pascha 1538, etwa hundert Jahre lang im Besitz von Yemen waren und als Bundesgenossen des Königs von Adel bis nach Abyssinien drangen. Man findet auch in Härrär und Zeyla Spuren ihrer Bauwerke, und in Berbera hatten sie eine Niederlassung.

Einige Tage später machte ich mit Lieutenant Herne einen Ritt nach dem Bigu Gora, „dem Wasser, das bei Nacht läuft.“ Zehn Meilen südöstlich von Berbera kamen wir in ein sehr unebenes Gelände und dann an einen dritthalb hundert Schritte breiten Flußlauf, welcher den Hauptabzug für das Wasser der Sub-Ghats und der Ghats bildet, und dessen Ufer mit Tamarisken, Dumpalmen und Binsen bestanden waren. Seine Benennung hat er davon, daß er bei Nacht mehr Wasser führt als am Tage, wo er wegen der starken Verdunstung viel verliert. Unsere Begleiter tranken das Wasser nicht, weil sie sich vor Blutigeln fürchteten, die sich gern im Magen ansaugen. Weiter aufwärts liegt eine Schlucht, in welcher überall Wasser hervorquillt. Die Temperatur desselben ist sehr verschieden; an einigen Stellen fanden wir es eiskalt, an anderen zeigte der Thermometer 68°, 101 und 126° F.; auch die Farbe ist verschieden. Der Sandstein ist mit Salpeter überzogen; an Stellen, wo das Wasser still ist, bemerkten wir eisenhaltigen Niederschlag. Diese Schlucht gewährt einen sehr malerischen Anblick,

Nachdem ich mir die Umgegend betrachtet, hatte Berbera weiter nichts Anziehendes für mich. Bei der fürchterlichen Hitze wurde mir der Aufenthalt unerträglich; Wind und Staub waren so arg wie in Aden, und der Schmutz wo möglich noch ärger. Dazu kam, daß man mir keinen Augenblick Ruhe gönnte, denn Araber

und Somal nahmen sich das Recht, in meine Hütte zu kommen und dort zu schwatzen. Vor meiner Abreise hatte ich noch eine Streitigkeit wegen der Abbanschaft auszugleichen. Der Hammal hatte für Lieutenant Herne und für mich seinen Schwiegervater zum Beschützer auserkoren. Dieser hieß Burhale Nuh, war vom Stamme der Ayyal Gedid und ein eben so unverschämter als unredlicher Mensch. Aber die Sitte gestattet nicht, daß man sich eines Abbans so leicht entledigen kann wie einer Frau, und da der Hammal mir wirklich gute Dienste geleistet hatte, so mußte mit Rücksicht verfahren werden. Andererseits hatte ich 1854 einen gewissen Dschami Hassan in Aden kennen gelernt, einen beherzten Häuptling vom Stamme der Ayyal Ahmed; dieser hatte von mir, zum Zeichen daß er mein Abban sein solle, einen Ring erhalten, und während meiner Reise nach Härrär war er Beschützer des Lieutenant Stroyan gewesen. Gleich nach meiner Ankunft in Berbera kam er in meine Hütte, setzte sich mit dem Speer in der Hand nieder, wies seinen Ring vor und erinnerte mich an mein Versprechen. Ich bemerkte, daß das letztere sich nur auf eine früher beabsichtigte Reise bezogen habe, und daß ich den Hammal nicht im Stiche lassen könne; aber Dschami erklärte, ein Abban sei für ein- und allemal Abban; er hasse den Hammal und dessen Stamm und werde sich mit Burhale Nuh in keinerlei Art von Gemeinschaft einlassen. Lieutenant Stroyan lobte den Muth und die gute Aufführung des Mannes, der nun darauf bestand, daß sein Schützling Stroyan sich nach einem andern Theile der Stadt begeben solle; aber das hieß doch unserer Geduld allzuviel zumuthen. Einige Tage lang war heftiger Streit zwischen den Nebenbuhlern, aber am Ende kam man überein, daß ich meinen Abban im Beisein einer Versammlung von Aeltesten wählen solle. Die Häuptlinge stellten sich nebst Begleitern am Meeresgestade auf, und diese bildeten Halbkreise; dann kauerten sie nieder, hielten den Schild vor sich und pflanzten den Speer in den Boden. Ich trat mit dem Schwert in der Hand in den Kreis, setzte mich und harrte auf das, was da kommen werde. Nachdem das Gemurmel sich gelegt hatte, fragte Dschami mit lauter Stimme: „Wer ist Dein Beschützer?“ Ich antwortete: „Burhale Nuh!“ hielt eine ziemlich lange arabische Rede, nahm meinen Säbel auf die Schulter und verließ den Kreis. Das wirkte. Unsere wilden Freunde saßen bis Sonnenuntergang beisammen, und Abends wurde uns mitgetheilt, daß Friede geschlossen worden sei.

Burhale war von Dschami aufgefordert worden, zu beschwören, daß er diesen nicht habe beleidigen wollen, als er ihm einen Schützling abwendig gemacht.

Am 5. Februar 1855 nahm ich Abschied von meinen Gefährten und ging an Bord des El Kasab, „Schilfrohrs", zu nicht geringer Freude des Hammal, des langen Guled und des Endes der Zeit, die beinahe daran verzweifelt hatten, mit heiler Haut aus Berbera zu kommen. Allerdings standen die Sachen schlimm; denn einige Tage vor meiner Abreise waren die Habr Gerhadschis in Folge eines Mordes entflohen und hatten sich nun in großer Menge bei Bulhar versammelt, um den Kampf zu eröffnen. Darüber waren die Habr Awal wüthend, und ohne unsere Vermittelung wären jene drei gewiß sehr schlecht angekommen. Wir fuhren mit leichtem Winde an der Küste hin und kamen am nächsten Tage bald nach Mittag vor Siyaro an; dies ist ein etwa neunzehn Meilen von Berbera entferuter Platz, wo die Schiffe Wasser einnehmen. Die Rhede ist nach Norden hin offen, aber vor Nordoststürmen durch Anhöhen geschützt. Die „Stadt" zählt zwei Häuser; das eine Haus ist noch unvollendet, das andere wurde vor etwa dreißig Jahren gebaut. Ein Dutzend Beduinen, Mikahil aus einem benachbarten Kraal, saßen, mit Speeren in den Händen, am Strande, und waren uns behülflich, als wir ans Land wateten. Die Brunnen sind für sie eine Quelle der Einnahme, und sie verlangten in gebieterischem Tone Geld, ehe sie uns zum süßen Wasser ließen. Das Farsi oder Zollhaus ist mehr als einfach, denn es besteht aus einem mit losen Steinen eingefriedigten Viereck und einer Moschee.

Nachdem wir den Beduinen einige Geschenke verabreicht, fuhren wir weiter nach Osten an der Küste hin und kamen am andern Morgen an den beiden schwarzen Hügeln, Dubada Gumbar Madu, vorbei, die abgebrochenen schwarzen Pyramiden gleichen, und landeten nach sehr langweiliger Fahrt an der Mündung eines Baches westlich von Aynterad; dieses ist ein unbedeutender Ort, etwa vierzig Meilen nordöstlich von Berbera, der aber häufig besucht wird, weil er gutes Wasser hat. Die Rhede ist schlecht, der Schimal oder Nordwind treibt lange schwere Wellen in die offene Bay, und der Ankergrund taugt nichts. Die fünfzig Hütten der Ortschaft stehen auf einer Sandbank; als ich dort war, befand sich fast die gesammte männliche Einwohnerschaft in Berbera. In Aynterad wird viel Sklavenhandel getrieben. Die Burg, welche zum Schutze des

Dorfes dienen soll, ist in elendem Zustande und könnte auch dem kleinsten Feldgeschütze keinen Widerstand leisten. Ich hielt in diesem Orte Nachtruhe und wurde am Morgen in einige Hütten eingeladen, um sauere Milch zu trinken. Um Mittag war ich wieder an Bord, aber der Raïs wollte des heftigen Windes wegen nicht in See stechen, wurde indeß nach einigen heftigen Auftritten dazu gezwungen, und am 9. Februar 1855 kam der Schebel Schemsen, die höchste Spitze des Kraters von Aden, in Sicht. Noch vor Abend landete ich.

Nachschrift.

Ein zweiter Aufenthalt in Berbera. — Räuberischer Angriff von Seiten der Somal. — Lieutenant Strovans Tod.

Burton schilderte in Aden die erheblichen Handelsvortheile, welche sich aus einer nähern Verbindung mit den Stämmen in Ostafrika für England ergeben können. Seine erste Wanderung war nur eine Erforschungsreise; jetzt wollte er eine zweite unternehmen und den Versuch machen, eine britische Agentur anzulegen. Er nahm für etwa funfzehnhundert Pfund Sterling Waaren mit und war diesmal mit allem Erforderlichen hinlänglich ausgerüstet. Aber seine Bemühungen waren vergebens, und mit genauer Noth rettete er das eigene Leben. Seine Abenteuer erzählt er in folgender Weise.

Am Sonnabend, 7. April 1855, warf ein der ostindischen Compagnie gehörender Schooner, Mahi, Capitain King, im Hafen von Berbera Anker, und feuerte seine Kanonen ab, als die „Somaliexpedition" ans Land stieg. In dem ostafrikanischen Stapelplatze herrschte damals große Verwirrung. Am Tage vorher war die große Karawane aus Härrär eingetroffen; sie zählte etwa dreitausend Menschen und eben so viele Thiere. Um diese Zeit werden von ihr Vorräthe und Waaren für die nächsten acht Monate eingekauft, und bei dem Handeln und Tauschen geht es laut und verwirrt her. Auch ungefähr fünfhundert Sklaven waren am Markte. Dieser hatte um den 15. November 1854 herum begonnen und nahm in

der Mitte des April 1855 ein Ende. Die Hauptkarawanen kommen aus Härrär im Westen und aus Ogadayn im Süden; beide sammeln die Erzeugnisse, welche die zahlreichen Somalistämme, die am Karawanenwege wohnen, zu verkaufen haben.

Die Karawanen von Ogadayn brechen zu Anfang und gegen Ende der guten Jahreszeit nach der Küste auf. Sie bringen Sklaven aus dem Arusalande, Vieh in beträchtlicher Menge, Gummi verschiedener Art, flüssige Butter, Elfenbein, Straußfedern und Rhinoceroshörner, die zu Handgriffen an Waffen verarbeitet werden. Dagegen tauschen sie ein grobe Baumwollenzeuge von dreierlei Art, englische und amerikanische Sheetings in Stücken von 75, 66, 62 und 48 Yards, Netze, welche die Frauen tragen, Stahl und Eisen in kleinen Stangen, Blei, Zink, Glas- und Porzellanperlen, Datteln und Reis.

Am gelben Strande sah ich beladene und unbelastete Kameele in langen Reihen, Leute mit Speeren schrien und sprangen umher wie wilde Thiere, manche Händler hatten bereits eingepackt, und die große Zahl der armseligen Hütten war beträchtlich geringer geworden. Unsere Gesellschaft bestand aus zwei und vierzig Seelen. Ich hatte mir in Aden große Mühe gegeben, einige gut eingeübte Somal aus der dortigen Polizeischaar zu erhalten, man mußte mir aber mein Gesuch abschlagen, weil gerade von London aus eine Verstärkung jener Mannschaft anbefohlen worden war. So nahm ich denn ein Dutzend Neulinge aus verschiedenen Völkern an, Aegypter, Nubier, Araber und Neger, die ich mit Säbeln und Gewehren mit Flintenschloß bewaffnete. Die übrigen waren unsere Privatdiener und ein halbes Dutzend Somal, die unter den aufeinander eifersüchtigen Abbans Dschami Hassan und Burhale Nuh standen. Der Ras, d. h. Anführer der Kafila (Karawane), war ein gewisser Mahmud vom Stamme der Midschschartevn; man nannte ihn in Aden allgemein nur El Balyuz (Baleies), den Gesandten, und er galt für einen sehr gewandten Mann, der mit den Sitten und der Geographie des Somalilandes genau bekannt sei.

Wir schlugen unser Lager neben der Stelle auf, die wir für die Anlage einer britischen Agentur passend erachteten, auf einer Felsenleiste, auf Schußweite vom südlichen Ende des Baches, etwa drei Viertel englische Meilen, also noch keine Wegstunde von der Stadt entfernt. Diese Lage wählten wir, weil wir dort die Kanonen der Mahi in der Nähe hatten. Das Schiff konnte nicht

lange verweilen, ich drang aber darauf, daß es wenigstens einige Tage bleiben solle. Unsere Zelte schlugen wir in einer Reihe auf; jenes des Lieutenant Stroyan stand zur äußersten Rechten; ein Dutzend Schritte davon erhob sich das Rauti, d. h. indische Sipahizelt, welches ich nebst Lieutenant Herne inne hatte; das, in welchem Lieutenant Speke schlief, stand in gleicher Entfernung auf der linken Seite. Unser Gepäck brachten wir zwischen den beiden letzteren Zelten unter; die Kameele standen vorne hin nach dem Strande zu angebunden, Pferde und Maulthiere auf der Hinterseite. Bei Tage waren wir Alle auf den Beinen, bei Nacht stellten wir zwei Schildwachen aus, die regelmäßig abgelöst und beaufsichtigt wurden.

Ich konnte über meine Aufnahme in Berbera nicht klagen; die Häuptlinge waren zwar etwas ungehalten, daß Mohammed Samattar, der Abban, welcher Herrn Speke auf seinem Ausfluge nach Osten hin begleitet hatte, sich in Gewahrsam befand, hörten aber achtungsvoll und aufmerksam zu, als ihnen der Brief vorgelesen wurde, in welchem der politische Resident in Aden sie aufforderte, uns gastfreundlich zu behandeln.

Zwischen Burhale Nuh und den Aeltesten vom Stamme der Isa Musa war allerlei kleiner Zank über den Lohn für die Pferdewärter und Kameeltreiber, aber auf solche Dinge legt man in Afrika weiter kein Gewicht. Mein früher erwähnter Freund aus Härrär, Scheich Dschami, sprach mehrmals bei uns vor, aß Datteln und Salz, empfahl uns seinen Landsleuten und suchte meine Vermittlung für Pilger nach, die billig oder umsonst nach Arabien hinüberzufahren wünschten. Das Volk überzeugte sich, daß wir einige Elephanten erlegt hatten, und war darüber unseres Lobes voll. Die Leute halfen uns einen Brunnen zu graben, boten sich als Führer und Kameeltreiber an und manche bestanden darauf, in unserer Nähe zu schlafen, damit wir unter ihrem Schutze seien. Mit einem Worte, zu Besorgnissen lag gar keine Veranlassung vor. Seit dreißig Jahren hatten viele Engländer Berbera besucht und keinem war etwas zu Leide geschehen.

Unter so günstigen Umständen hätten wir sofort nach dem Innern aufbrechen können; unsere 56 Kameele standen bereit, und die Ogadaynkarawane hätte sich sehr gern uns angeschlossen. Allein wir wünschten beim Schlusse des Marktes zugegen zu sein, erwar-

teten auch noch in der Mitte des Monats einige wissenschaftliche Instrumente, die aus Europa unterwegs waren.

Am 9. April, um drei Uhr Nachmittags, kamen Regen, Donner und Blitz von den südlichen Hügeln herab, ein Anzeichen, daß der Gugi oder Somali-Monsun eingetreten sei. Sogleich zogen die Beduinen nach der Tafelebene auf den Hügeln, denn sie reisen am liebsten während des Monsun, weil dann kein Wassermangel zu befürchten ist. Ueberall in der Stadt nahm man die Matten von dem Stangengerüst, belud die Kameele und machte sich auf den Heimweg. Am nächsten Tage war Berbera verödet; nur einige Pilger blieben, um Schiffsgelegenheit zu suchen, und einige Kaufleute, die noch auf ihre Fahrzeuge warteten. Am 15. April stach das letzte Schiff in See, und wir waren nun ganz allein in Berbera.

Drei Tage später lief um Mittag ein Schiff aus Ayterad, das von Aden kam, in den Hafen; es hatte ein Dutzend Somal an Bord, welche sich uns auf der Wanderung nach der südlichen Region, nach Ogadayn, anschließen wollten. Die Absicht des Schiffsführers war, noch an demselben Abend weiter zu segeln, zum Glück ließ ich aber die Bemannung mit Datteln und Reis bewirthen, und sie blieben.

Bei Sonnenuntergang hörten wir hinter unseren Zelten Gewehrfeuer, und sahen drei Reiter. Unsere Schildwache hatte sie für Räuber gehalten und durch einen Schuß über ihre Köpfe hin gewarnt. Dafür tadelte ich sie und schärfte den Leuten ein, nie unnütz zu feuern. Dann fragten wir die drei Reiter aus, die wir für Späher hielten, aber sie antworteten so zufriedenstellend, daß selbst der Balayuz getäuscht wurde. Diese Beduinen hatten nämlich eine Geschichte erfunden; sie behaupteten, ihr alter Feind Hadschi Scharmarkay liege mit vier Schiffen auf der Rhede von Siyaro, und wolle nun zum dritten Male den Versuch machen, auf der Stelle von Berbera feste Thürme zu bauen. Die Reiter schwuren den höchsten Eid, daß sie gekommen seien, um sich zu überzeugen, ob das Schiff, welches um Mittag bei Berbera Anker geworfen, Baumaterial am Bord habe, und fragten uns lachend, ob wir von dem Stamme etwas Arges besorgten, zu welchem doch unsere Abbans gehörten? Wir glaubten den Leuten, stellten wie gewöhnlich zwei Schildwachen aus, und begaben uns zur Ruhe.

Am 19. April, zwischen zwei und drei Uhr Morgens, weckte mich der Balayuz und rief, der Feind sei da. Ich sprang auf, er-

griff meinen Säbel und beauftragte Lieutenant Herne, zu sehen wie stark der Feind sei. Er ging mit einem Revolver hinaus, sammelte einige Leute und feuerte zwei Schüsse gegen die Angreifenden ab. Als er sich allein sah, kam er hastig nach dem Zelte zurück, verwickelte sich aber dabei in die Seile. Während er aufstand, schlug ein Somal mit der Keule nach ihm; aber Herne gab Feuer, streckte den Mann nieder, und brachte mir die Nachricht, von unserer Wache sei nichts zu sehen, der Feind aber sehr stark. Ich erfuhr später, daß etwa 350 Bewaffnete uns überfallen hatten; davon gehörten 12 zu den Mikahil, und 15 zu den Habr Gerhadschis, die übrigen waren Isa Musa. Ein gewisser Ao Ali steckte die Straußfeder auf, weil er der Mörder Stroyans war.

Inzwischen hatte ich die Herren Stroyan und Speke wach gerufen. Der erstere sprang auf und vertheidigte sich, wir haben ihn aber lebendig nicht wieder gesehen. Sein indischer Diener Mohammed erzählte, er habe einen Revolver ergriffen und sechsmal in die Feinde hinein gefeuert; aber der Diener floh und sah seinen Herrn nicht fallen. Speke hielt das ganze Geräusch anfangs für einen falschen Lärm und blieb in seinem Zelte; als aber Keulenschläge auf dasselbe fielen, rannte er zu mir in mein Rauti, das wir bis aufs Aeußerste vertheidigen wollten.

Die Wilden schrieen, lärmten und schwärmten um uns wie Hornissen. Wir hatten eine ungeheuere Ueberzahl gegen uns; trotz der Dunkelheit waren uns die Speere und die langen Dolche gefährlich, welche die Somal ins Zelt hinein warfen. Wir drei blieben beieinander; Herne kniete mir zur rechten Seite, auf der Linken bewachte Speke den Eingang; ich stand in der Mitte, hatte aber keine andere Waffe als meinen Säbel. Die Revolver hatten gute Dienste gethan. Zum Unglück war aber nur ein Paar zur Hand. Als sie abgefeuert waren, suchte er ein Pulverhorn, das er nicht fand; inzwischen brach ein Feind von hinten in das Zelt, das jetzt fast ganz niedergerissen wurde. Man wollte uns in die Falten verwickeln, und dann mit leichter Mühe niederstoßen. Jetzt blieb nichts übrig als die Flucht; ich sprang zuerst hinaus, hinter mir kam Herne, Speke war der letzte. Die Sache war höchst bedenklich. Etwa zwanzig Feinde lagen vor dem Eingang auf der Lauer, weiter hin standen viele Gestalten, die wir im Dunkeln nur unbestimmt erkannten. Andere liefen umher, schrieen und trieben unsere Kameele fort. Mitten unter den Feinden befanden sich

manche unserer Diener, die den Weg zum Strande suchten; sie schossen unter die Somal hinein, und manche bekamen Speerwunden.

Während ich durch das Gewühl brach, war es mir als sähe ich Stroyan am Boden liegen. Ich schlug mich durch ein Dutzend Somal, die mir mehr als einen Keulenschlag versetzten, und der Balayuz kam mir zu Hülfe. Er war kaltblütig und gesammelt, konnte aber wegen einer Wunde am Daumen den Speer nicht handhaben. Er kam glücklich durch, hinderte mich aber am Gebrauche meines Säbels, und ich war so wüthend, daß ich ihn niederhauen wollte. Da rief er laut auf, und jetzt erkannte ich ihn an der Stimme. Darüber trat eine kleine Pause ein und während derselben rannte mir ein Somal den Speer in den Mund. Ich entrann wie durch ein Wunder und suchte Hülfe; einige unserer Somal und manche Diener hatten sich in der Dunkelheit verkrochen und erboten sich jetzt mit vorzurücken; als ich sie aber beim Wort halten wollte, zogen sie den Schwanz ein. Der Balayuz kam wieder, verschwand abermals, und ich suchte nach meinen Kameraden umher. Manchmal warf ich mich vor Schmerzen und Erschöpfung zu Boden, als aber der Tag zu grauen begann, schleppte ich mich bis an den Bach und wurde ins Schiff getragen. Herne war inzwischen so nahe als möglich hinter mir hergegangen und hatte sich mit dem Kolben seines Revolvers gewehrt. Es gelang ihm, sich unbeschädigt durchzuschlagen. Dann suchte er nach uns in den verlassenen Hütten von Berbera und fand dort gegen Morgen den Balayuz. Als es hell wurde, schickte er einen Neger zum Schiffe, das eben aus dem Hafen segeln wollte, und kam noch zu rechter Zeit an Bord. Er hatte nur ein paar Keulenschläge erhalten; das war Alles.

Es ist kaum zu begreifen, daß Speke mit dem Leben davon kam. Er sprang aus dem Zelte und hielt seinen Revolver einem Somali dicht auf die Brust, aber das Pistol versagte die Drehung. Dann erhielt er von hinten einen Keulenschlag auf die Brust und stürzte nieder. Drei Männer sprangen ihm auf den Leib, knebelten ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, durchsuchten ihn nach Waffen und schleppten ihn fort. Er konnte kaum athmen, bat aber einen Mann, ihm die Hände vorne zu binden, weil sie auf dem Rücken ihn zu sehr schmerzten und verlangte nach einem Trunk Wasser. Dieser Somali nahm ihn gegen die anderen in Schutz, welche ihn mit Speeren bedroheten, und gab ihm zu trinken, dann ließ er ihn bis

Tagesanbruch liegen. Speke sah zu, wie die Wilden ihren Kriegstanz aufführten. Sie tanzten und sprangen um die Beute herum und stimmten dann feierlich einen Dankgesang an. In einiger Entfernung lagen verwundete Somal, denen Verwandte die Glieder kneteten und Wasser auf die Wunden schütteten; auch steckten sie ihnen Datteln in die Hand; wer solche nicht mehr essen kann, gilt für ein Kind des Todes.

Nun war es hell geworden. Die Räuber kümmerten sich jetzt nicht mehr um ihre Todten und Verwundeten; ein Theil trieb Vieh weg, ein anderer nahm Waaren; viele geriethen wegen der Beute in Streit, rissen sich dieselbe aus den Händen, die Dolche blinkten, und es gab manche Wunden. Viele gingen leer aus und wütheten gegen die übrigen; einige Male waren alle von plötzlichem Schrecken ergriffen, und hätten unsere Leute Herz im Leibe gehabt, so würde der Vorfall eine ganz andere Wendung genommen haben.

Der Mann, in dessen Hände Speke gefallen war, hatte sich entfernt, um bei der Beute nicht leer auszugehen; der Geknebelte lag allein. Da kam ein Somali und fragte in Hindustani, was der Franke hier im Lande zu schaffen habe; er wolle ihn todtschlagen, wenn er ein Christ sei; wäre er aber ein Muselmann, dann solle er das Leben behalten. Speke erwiederte, er wolle nach Sansibar und sei ein Nazarener. Der Wilde schlug ein Gelächter auf und ging fort. Bald kam ein anderer, der seine Waffe schwang, ihm aber nichts zu Leide that; er hatte offenbar keine Zeit und eilte fort, um Beute zu machen. Speke machte sich die Hände frei, konnte einen Speerstich abwehren, erhielt aber einen Keulenschlag auf den Arm, einen andern auf die Hand, noch mehrere auf Schenkel und Schultern. Zuletzt gab man ihm noch einen Stich ins Bein. Trotzdem schleppte er sich, mehrfach von Speeren umsaust, bis an den Strand, wo er, von Blutverlust völlig erschöpft, wie todt hinsank. Er raffte sich noch einmal auf und gelangte bis an die Hütten von Berbera. Dort sagten ihm einige alte Frauen, wo er uns finden könne. Er schleppte sich fort, und zum Glück begegneten ihm die Leute, welche wir vom Schiff aus gesandt hatten, ihn zu suchen. Man sieht, es ist unter Umständen sehr schwer, einen Menschen vom Leben zum Tode zu bringen; Speke war schon nach vier Wochen unterwegs nach England und hat nie Unbequemlichkeiten von seinen Wunden verspürt.

Als wir drei Gerettete beisammen am Bord waren, bewaffnete der Schiffsführer seine Leute mit Musketen und Speeren und setzte sie unweit unserer Lagerstätte ans Land. Die Feinde waren abgezogen und hatten alle Zeugwaaren, Tabak und Waffen mitgenommen; dagegen ließen sie Bücher, schwere Getreidesäcke und manche andere Sachen, deren Gebrauch sie nicht kannten, am Platze liegen. Wir blieben an jenem Tag in Berbera, und verbrannten alles, was wir nicht mitnehmen konnten oder wollten. Stroyans Leiche wurde an Bord gebracht; sie war schon längst kalt. Ein Speer war ihm ins Herz gedrungen, ein anderer hatte ihm den Unterleib durchbohrt; am Vorderkopfe hatte er einen fürchterlichen Säbelhieb erhalten. Außerdem war der ganze Leib mit Keulenschlägen gleichsam bedeckt, und aus manchen Spuren an seinen Schenkeln nahmen wir ab, daß man ihn auch nach seinem Ableben noch schmachvoll mißhandelt hatte. Das war für uns sehr bitter und schmerzlich. Wir hatten wie Brüder gelebt; Stroyan war überall beliebt, und ein Mann voll Muth und Ausdauer. Wir hätten ihn gern mit nach Aden hinüber genommen, um ihn dort zu begraben, aber die Leiche ging zu rasch in Verwesung über, und wir mußten sie am 20. April Morgens in die Tiefe versenken; Herne sprach das Gebet. Mit schwerem Herzen steuerten wir den Küsten Arabiens zu, die wir nach zwei Tagen erreichten.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschienen ferner:

Möllhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas bis zum Hoch-Plateau von Neu-Mexico, unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition. Mit 12 vom Verf. nach der Natur aufgenommenen Landschaften, Abbildungen von Indianer-Stämmen, Thier- und Pflanzenbildern in Farbendruck. Eingeführt durch zwei Briefe Alexander von Humboldt's in Facsimile. Zwei starke Bände 65 Bogen Lexicon-Octav. Preis complett 6 Thlr. 24 Ngr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschn. von Eduard Kretzschmar. Lex.-8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Heine, Wilh., Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Calw. Ringgold und Commodore John Rodgers im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten, unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten, Portraits, landwirthschaftlichen Maschinen ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geographisch-artistischen Anstalt, nebst 4 Karten. Lex.-8. 3 Bde. broch. $9^3/_4$ Thlr.

Heine, Wilh., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers. Mit Vorwort von Friedr. Gerstäcker. 2. Aufl. 8. broch. $1^1/_4$ Thlr.

Andersson, Charles J., Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850 bis 1854. Mit 16 Stahlstichen in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten. Lex.-8. 2 Bde. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Livingstone, David, Dr. **Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika** während eines sechszehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte vollständige Ausgabe. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen eingedruckten Holzschnitten, 2 Karten und 1 Portrait. gr. 8. 2 Bde. broch. $5^1/_3$ Thlr.

Roßmäßler, E. A., Reiseerinnerungen aus Spanien. Mit lithographirten, nach der Natur aufgenommenen Landschaften in Tondruck u. Abbildungen in Holzschnitt, nebst einer Bewässerungskarte. 2. Aufl. 8. 2 Bde. broch. $2^5/_6$ Thlr.

Mökern, Phil. van, Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutsche Original-Ausgabe. gr. 8. 2 Bde. broch. $4^1/_4$ Thlr.

Neigebaur, J. F., Die Südslaven und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Cultur und Verfassung. gr. 8. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Roßmäßler, Prof. E. A., **Flora im Winterkleide.** Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und einem Titelbilde in Tondruck, gez. von C. Merkel. 2. Auflage. In Umschlag cartonnirt $1^1/_4$ Thlr.

Roßmäßler, Prof. E. A., **Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur.** Erster Band. **Mikroskopische Blicke** in den inneren Bau und das Leben der Gewächse. Mit 15 lithographirten, größtentheils colorirten Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. 8. broch. 27 Ngr.

Roßmäßler, Prof. E. A., **Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur.** Zweiter Band. **Die Versteinerungen,** deren Beschaffenheit, Entstehungsweise und Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers, mit Hervorhebung von Repräsentanten der geologischen Epochen. Mit 7 lithographirten Tafeln und eingedruckten Holzschn. 8. broch. $1^1/_4$ Thlr.

Czolbe, Heinr., Dr. med. **Entstehung des Selbstbewußtseins.** Eine Antwort an Herrn Prof. Lotze. gr. 8. broch. 10 Ngr.

Czolbe, Heinr., Dr. med. **Neue Darstellung des Sensualismus.** Ein Entwurf. gr. 8. broch. $1^1/_4$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausg. 2. Aufl. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausgabe. broch. 27 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 5 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana, Lyrisch-epische Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausgabe. broch. $1^1/_3$ Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 16 Ngr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenschmidt), **Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.** Erste Abtheilung: **Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. **Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.** Zweite Abtheilung: **Die Erziehung der Knaben** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. broch. 27 Ngr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenschmidt), **Aus dem Frauenleben.** Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Forschungsreisen

in

Arabien und Ost-Afrika

nach den Entdeckungen

von

Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt und Anderen.

In zwei Bänden bearbeitet

von

Karl Andree.

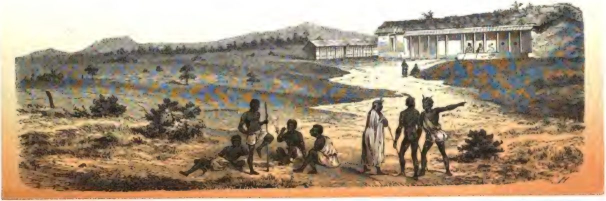
Nebst 8 Ansichten in Ton- und Farbendruck, zahlreichen eingedruckten Holzschnitten und 1 Karte.

Zweiter Band.

Leipzig,

Hermann Costenoble.

1861.



Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Sney ben Emir's Tembe.

Digitized by Google

Die Expeditionen
Burton's und Speke's
von Zanzibar bis zum Tanganyika- und Nyanza-See;

Rebmann's Wanderung nach Dschagga

und

Krapf's Reisen im äquatorialen Ostafrika und Abessinien.

Bearbeitet

von

Karl Andree.

Nebst 4 Ansichten in Farbendruck, zahlreichen eingedruckten Holzschnitten und 1 Karte der neuen Entdeckungswege von Dr. Henry Lange.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.

Einleitung.

Burton's und Speke's Entdeckung der großen Binnenseen im äquatorialen Ostafrika nehmen in hohem Grade die Theilnahme aller Freunde der Länder- und Völkerkunde in Anspruch. Durch diese kühnen Männer ist ein beträchtlicher Theil des Schleiers, welcher jene Gegenden deckt, gelüftet worden. Ueberhaupt verschwindet auf unseren Karten jetzt eine weiße Fläche nach der andern, der Raum wird ausgefüllt, die Reisenden dringen dem Kern des an Küstengliederung so armen Festlandes immer näher, und wir dürfen hoffen, daß dasselbe auch in der Region des Ergleichers in seiner ganzen Breite durchzogen werde. Livingstone's Expedition von den Mündungen des Sambesi am indischen Ocean bis hinüber nach S. Paulo de Loanda an den Gestaden des atlantischen Weltmeeres, steht als ein leuchtendes Vorbild da, und wenn senegambische Takruri auf ihren Pilgerzügen nach Mekka ganz Afrika durchwandern, so wird Aehnliches auch europäischen Forschungsreisenden möglich sein. Seit zehn Jahren sind viele geographische Aufgaben gelöst worden, und eben jetzt wird rüstig daran gearbeitet, eines der schwierigsten Probleme zu lösen: die Auffindung der Nilquellen. Heute dürfen wir mit Bestimmtheit behaupten, daß sie auf die Dauer nicht mehr in Dunkel gehüllt bleiben können. Es fragt sich nur, ob man sie zuerst von Norden oder von Südosten her erreichen werde.

In dieser letztern Richtung sucht Speke sie auf, und hier hat

die Reise, welche wir auf den nachfolgenden Blättern schildern, den Weg gebahnt. Ostafrikas Küstengegend bis hinab zum Vorgebirge Delgado war schon den Alten bekannt, und ihre Schilderungen sind noch heute zutreffend. Bis zur Ankunft der Araber, die übrigens schon in sehr frühen Zeiten jene Gestade besucht zu haben scheinen, aber seit dem Auftreten des Islam in weit größerer Menge kamen, liegt für uns über diesen Regionen nur Nacht. Seitdem Vasco da Gama das Vorgebirge der Guten Hoffnung umschiffte, traten die Portugiesen auf; andere seefahrende Völker erschienen erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, aber vereinzelt und nur nach langen Zwischenräumen, in den ostafrikanischen Gewässern. Salt, dem wir ein reichhaltiges Werk über Abessinien verdanken, lenkte vor fünfzig Jahren die Aufmerksamkeit auf diese Küsten und, wie vor ihm Bruce, auf das merkwürdige Hochland, in welchem jetzt König Theodoros das alte äthiopische Reich wiederherzustellen sich bemüht. Nach Salt warf unser ausgezeichneter Landsmann Rüppell helles Licht über einzelne Theile Abessiniens. Franzosen und Engländer folgten in größerer Anzahl, und sehr werthvolle Beiträge zur Kunde dieses Landes lieferten zwei andere Deutsche, Ludwig Krapf und Theodor von Heuglin.

Seitdem 1839 die Engländer die wichtige Hafenstadt Aden, unweit vom Eingange zum Rothen Meere, in Besitz nahmen, sahen sie sich ganz von selbst auf einen Verkehr auch mit der gegenüberliegenden afrikanischen Küste hingewiesen. Ein solcher ist zwischen den Eingeborenen hinüber und herüber sehr lebhaft. Großbritannien wollte mit dem Innern Handelsverbindungen anknüpfen, und Richard Burton ging zu diesem Zwecke als Kundschafter und Vorläufer nach Härrär. Unsere Leser wissen aus dem Ersten Theile dieses Werkes, daß er jene, vor ihm von keinem Europäer betretene, Stadt wirklich erreichte, daß aber sein Plan, dort eine Handelsniederlassung zu gründen, durch einen Ueberfall räuberischer Somalbeduinen bei Berbera, vereitelt wurde.

Dieses Mißgeschick brach seinen Muth nicht, und bald nachher rüstete er sich zu einer Reise nach dem Innern Ostafrikas. Es kam darauf an, zunächst zwei Probleme zu lösen. Einmal sollte ermittelt werden, wie es sich mit dem großen, angeblich dem kaspischen Meer an Umfang gleichenden, Binnensee verhalte, sodann, ob nordwestlich von Mombas zwei hohe Berggipfel in der Nähe des Aequators mit ewigem Schnee bedeckt seien. Die Kunde des einen wie

der anderen war durch unsere Landsleute Rebmann, Krapf und Erhardt nach Europa gekommen, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit sehr lebhaft in Anspruch genommen und wurde von vielen Seiten her bezweifelt. Man machte dagegen mehr oder weniger stichhaltige Gründe geltend, aber der Streit selber regte an, und man wollte wissen, wie es sich mit jenen Angaben in Wirklichkeit verhalte.

Jenes Problem über den „Großen See“ ist gelöst. Die Angaben der Elfenbeinhändler waren ungenau und übertrieben, wie gewöhnlich, aber völlig aus der Luft gegriffen waren sie nicht. Wir kennen nun die einzelnen Seebecken, welche in den Angaben der afrikanischen Handelsleute zu einem binnenländischen Ocean zusammenflossen. Ueber jene im Norden des Sambesi hat Livingstone Kunde gegeben, am „See von Kilwa“ war Albrecht Roscher, welcher in dessen Nähe einen frühzeitigen Tod fand; jene im Westen und Nordwesten von Sansibar, den Tanganyika und den Nyanza, kennen wir durch Burton und Speke. Sie gingen am 26. Juni 1857 von Sansibar ab, und traten eine Reise an, voll unaufhörlicher Mühsal und unabläßiger Gefahren. Burton's Erzählung ist reich an spannenden Erzählungen und sie bereichert die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde mit einer außerordentlichen Fülle wichtiger Neuigkeiten. Wir gewinnen einen Einblick in Gegenden, welche bisher den Europäern verschlossen blieben, während es den Arabern im Fortgange der Zeit gelang, immer weiter ins Innere vorzudringen und ihren Handel bis Karagwah, im Westen des Nyanzasees, auszudehnen.

Den wesentlichen Inhalt von Burton's Werke: „The Lake Regions of Central - Afrika. A picture of exploration, by Richard F. Burton, Capt. H. M. I. Army and Gold Medallist of the royal geographical Society. London 1860. 2 Voll.“, geben wir auf den nachfolgenden Blättern. Wir haben neben diesem Buche auch Burton's Mittheilungen benützt, welche den 29. Band des Journals der geographischen Gesellschaft zu London füllen. Die letzteren enthalten, neben der kurz gefaßten Erzählung der Reiseerlebnisse, manche streng wissenschaftliche Angaben und Nachweise.

Auf die Streitigkeiten, in welche Burton mit dem englischen Consul in Sansibar und leider auch mit seinem Gefährten Speke gerathen ist, und über welche er sich sehr ausführlich verbreitet, gingen wir nicht näher ein, weil sie dem deutschen Leser gleichgültig sind. Sehr ernst ist freilich der Vorwurf, daß Speke auf seiner

Karte das Nordende des Tanganyika-Sees mit einem Halbmonde hoher Gebirge umgiebt, welche Burton für ein leeres Phantasiegebilde und für eine wissentliche Fälschung erklärt.

Gegen unsern vortrefflichen Landsmann, Dr. Ludwig Krapf, ist Burton mehrfach ungerecht. Man sollte in England doch nicht vergessen, daß die deutschen Missionäre in Mombas recht eigentlich Bahnbrecher für die wichtigen Entdeckungen in Ostafrika waren, und daß ihnen ein ruhmreicher Antheil gebührt. Was wir unsererseits von den möglichen Erfolgen der Missionsbemühungen der eifrigen Sendboten halten, haben wir im Verlaufe der Erzählung mehrfach ausgesprochen. Wie man aber auch über die geistlichen Bestrebungen von Männern wie Krapf, Rebmann und Erhardt denken möge, eine aufrichtige Bewunderung wird ihnen Niemand versagen können. Ihre Wirksamkeit kam aus einem redlichen Glauben und aus vollem Herzen, der Jammer über diese schwarzen Barbaren aus einer ehrlichen Brust. Sie widmeten sich dem, was sie sich einmal als ihre Aufgabe gestellt und als ihre Pflicht erkannt, mit einer Hingebung, die über alles Lob erhaben ist. Weder Mühsal noch der Tod, welchem sie man möchte sagen täglich Trotz boten, hatte Schrecken für sie. Es liegt auch für Den, welcher den religiösen Meinungen und der Richtung dieser Missionäre ganz fern steht, etwas tief Rührendes darin, wenn er sieht, wie die glaubenseifrigen Männer auch unter sehr ungünstigen Verhältnissen keinen Augenblick ihre Zuversicht verlieren, und daß ein Scheitern aller Hoffnungen sie nicht etwa niederschlägt, sondern für eine Mahnung gilt, ihre Anstrengungen noch zu steigern. Wir haben einige Mittheilungen über die Reisen Krapf's, Rebmann's und Erhardt's der Erzählung Richard Burton's angeschlossen; einmal um die Angaben des englischen Berichterstatters zu vervollständigen, sodann auch, um namentlich am Beispiele Ludwig Krapf's zu zeigen, wie große Verdienste gerade unsere Landsleute um die Entdeckungen in Ostafrika haben. Dabei sind benützt worden „Krapf's Reisen in Ostafrika, ausgeführt in den Jahren 1837 bis 1855. Zur Beförderung der Ostafrikanischen Erd- und Missionskunde. Kornthal und Stuttgart, 1858, 2 Bände. 1027 Seiten, und die 1860 zu London in englischer Sprache erschienene Bearbeitung dieses Werkes.

Es wurde schon angedeutet, daß man namentlich in England die hohen Gipfel am Aequator nicht für Schneeberge gelten lassen will; Krapf vertheidigt aber auch heute noch die Richtigkeit der von

ihm und von Rebmann aufgestellten Behauptungen. Uns scheinen die Einwendungen der Engländer, gegenüber den Angaben Krapf's, nicht genügend. Rebmann sah auf seiner ersten Reise nach Dschagga, am 11. Mai 1848, zum ersten Male den Kilimandscharo, oder Ndscharo, wie die Teitaleute ihn nennen, denn Kilima bedeutet einfach Berg. Auf den folgenden Reisen nach Dschagga erblickte Rebmann wiederholt denselben Gipfel. Krapf bemerkte ihn auf seiner ersten Reise nach Ukambani vom Berge Maungu aus, der 36 Leguas von Mombas liegt, am 10. November 1849; späterhin sah er ihn auch in Ukambani, wo von jeder Höhe aus „der silbergekrönte Gipfel des hohen Berges“ zu erkennen ist. Auf seiner zweiten Reise nach Ukambani, 1851, war der Berg Ndscharo nicht nur mit dem Fernrohr, sondern auch mit bloßen Augen sichtbar. Rebmann hat am Fuße des Berges Nachtlager gehalten und erkannte selbst bei Mondschein den Schnee ganz deutlich; er sprach über das Weiße auf dem Berge viel mit den Eingeborenen, und sie erzählten ihm, daß der Stoff, welcher wie Silber aussehe, zu Wasser werde, wenn man ihn in Flaschen herunterbringe. Sie sagten weiter, es sei dort oben so kalt, daß manche Leute vor strenger Kälte umgekommen oder mit erfrorenen Gliedern herabgekommen seien.

Der andere Schneeberg führt bei den eingeborenen Stämmen verschiedene Namen. Die Wakamba nennen ihn Kima dscha Kegnia, Berg der Weiße, schneeweißer Libanon; andere Kirenia oder Ndur Kegnia; bei den Wakuafi heißt er Orldoinio eibor, das ist weißer Berg. Diesen Kenia hat nur Krapf allein gesehen. Als er am 26. November 1849 mit dem Häuptling Kiwoi in Kitui angelangt war, erzählte dieser Mann, er sei in Dschagga gewesen und habe den Kima dscha Dscheu, den Berg der Weiße, gesehen. So nennen die Wakamba den Kilimandscharo im Gegensatze zum Kenia. Kiwoi erzählte ferner: sechs Tagereisen von Kitui liege ein Berg, der noch größer sei als der Kilimandscharo; er heiße Kimadscha Kegnia, und auf einem Hügel bei Kitui könne man ihn bei hellem Wetter sehen. Damals war aber, sagt Krapf, die Regenzeit schon eingetreten, und die Gegend am Kenia in Wolken gehüllt. Er bemerkt zur Erläuterung, daß auch der Kilimandscharo gewöhnlich nur bis zehn Uhr Morgens sichtbar sei. „Es traf sich indessen, daß ich am 3. December, als ich Kitui verließ, den Kenia deutlich sehen konnte; ich bemerkte zwei große Hörner oder Pfeiler, welche, nordwestlich vom Kilimandscharo, auf einem ungeheuern Berg

sich erhoben und mit einem weißen Stoffe bedeckt waren. Auf meiner zweiten Reise nach Ukambani, im Jahre 1851, wiederholte Kitoi seine Angaben über den Kenia und über den Rauchberg, Vulkan, welcher in der Nähe des schneebedeckten Berges liege. Diesmal sah ich den Kenia nicht, weil die Gegend, in welcher ich das vorige Mal die Berge bemerkt hatte, umwölkt war. Aber Kiwoi's Angaben wurden entschieden durch Leute aus Mbe und Uembu bestätigt. Rumu wa Kikandi, Eingeborener aus Uembu, sagte ganz bestimmt, daß der Kegnia sechs Tagereisen von Kitui entfernt liege, sein eigener Stamm wohne jedoch dem weißen Berge näher; er selber sei oft am Fuße desselben gewesen, aber nicht hoch hinaufgestiegen, weil es dort sehr kalt sei und der weiße Stoff mit großem Geräusch am Berg hinabrolle." Das letztere, meint Krapf, deute wohl auf Gletscher, indessen scheint die Annahme von Lawinen näher zu liegen. „Diese Angaben wurden durch die Leute aus Kikuyu bestätigt, und ein Mnika aus Rabbai, welcher dort gewesen war, sprach immer von einem Berge, der wie mit weißem Mehl bedeckt sei."

Aus eigener Beobachtung und den Aussagen der Eingeborenen aus verschiedenen Stämmen zufolge, kam Krapf zu der festen Ueberzeugung, daß zwei Schneeberge vorhanden seien. Der Kenia, der größere, hat Spitzen auf dem Gipfel, während der Kilimandscharo, welcher südöstlich von jenem liegt, kuppelförmig gestaltet ist. Den Beweis für die Schneedecke findet er in den vielen Flüssen, welche von diesem Berge herabkommen. Rebmann hat mehr als zwanzig gezählt, die vom Kilimandscharo herabströmen; zwei darunter sind bedeutend: der Gona und der Lumi; sie bilden Hauptzweige des Lufu oder Pangani. Krapf selbst überschritt den Zawo, der in der trockensten Jahreszeit dritthalb Fuß Tiefe hatte; man sagte ihm, er komme aus dem See Luaya, welcher das nördliche Aufnahmebecken der vom Kilimandscharo herabfließenden Gewässer bilde. Auch den Dana fand er in der trockenen Jahreszeit sechs bis sieben Fuß tief. Eingeborne behaupten, er ströme ab aus einem Dschyaru, See, welcher die Gefließe vom Schneeberge Kenia aufnehme; von der Nord- und Westseite des letztern kämen, außer dem Dana, noch mehr als fünfzehn Flüsse. Einer davon, der Tumbiri, sei sehr groß, und gehe, wie Rumu wa Kikandi versicherte, nach Norden hin in den großen See Baringu, an dem man, wie der Schwarze sich ausdrückte, hundert Tage weit hin gehen könne, ohne ein Ende zu finden. Krapf meint, der Tumbiri sei einerlei mit

dem Tubiri, wie, nach Werne, der weiße Nil, Bahr el Abiad, unter dem 4ten Grade nördl. Breite heißt. Nur aus dem Vorhandensein von Schnee erkläre sich die Erscheinung, daß von beiden Bergen eine so große Menge von Flüssen herabkomme. „Ich habe die Gebirge von Usambara, Pare, Kadiaro, Bura, Theuka und Julu, Rebmann hat jene von Agono, Usange, Kisungu und Mloso gesehen, aber von diesen allen strömt kein irgend bedeutendes Gefließ herab. Der Woi und der Madade, welche in der Buragruppe entspringen, verschwinden bald nach der Regenzeit. Der Mgamba, Umba und Mkulumus in Usambara haben zwar das ganze Jahr hindurch Wasser, sind aber in der trockenen Zeit sehr klein und seicht, der Gona, Lumi, Zawo und Dana hingegen allezeit beträchtliche Ströme. Amerika hat unter dem Aequator Schnee, weshalb nicht auch Afrika? Schnee liegt zuweilen auf dem Kamerungebirge in Westafrika; man hat ihn häufig auf dem 16,000 Fuß hohen Amba Hai in Abessinien bemerkt, und Bruce behauptet ganz bestimmt, daß er auch im Süden von Kaffa vorkomme. Als ich 1844 Mombas betrat, hatte ich auch nicht die geringste Ahnung davon, daß der Silberstoff im Innern, von welchem man mir erzählte, Schnee sei. Ich hielt das angebliche Silber und die bösen Geister auf dem Kilimandscharo für irgend eine Art weißen Sandes, der, wie die Araber berichten, auch im Süden ihres Heimathlandes vorkomme, wo der sandige Baher el Safi eine Art von Wirbelgrube bildet, in welcher Alles, was ihr nahe kommt, versinkt. Ich wußte damals nicht, daß Ptolemäus von schneebedeckten Gebirgen gesprochen hatte, in denen ihm die Quellen des Nils liegen. Ihm zufolge kommt der westliche Arm des weißen Stromes aus einem See, etwa in 6 Grad südl. Breite, der östliche Arm aus einem andern in 7 Grad südl. Br., und beide Arme vereinigen sich unter dem 2ten Grade südl. Breite. Man wird das Vorhandensein von Schnee unter dem Aequator außerdem begreiflich finden, wenn man sich erinnert, daß in dieser Region Sandwüsten nicht vorhanden sind, vielmehr auf weiten Strecken Waldland und üppiger Pflanzenwuchs gefunden wird. Diese saugen die heißen Sonnenstrahlen ein, während zugleich Nordost- und Südwestwinde Ostafrika das ganze Jahr hindurch abkühlen."

Sehr leicht erklärt sich der Umstand, daß Burton und Speke auf ihrer Reise zum Tanganyika und Nyanza die von den deutschen Missionären erwähnten Schneeberge nicht sahen, denn ihr Reiseweg lag zu weit nach Süden und Westen hin. Schon Dr. Petermann

hat hervorgehoben, daß die mit weißen Steinen bedeckten Berggipfel, welche Livingstone unter dem 12ten und 13ten Grade südl. Breite gesehen hat, gegen ein Vorkommen von Schneebergen unter dem Aequator gar nichts beweisen.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, über die Versuche zur Entdeckung der Nilquellen zu reden. Wir wollen dagegen einige Bemerkungen über Abessinien mittheilen. Den Lesern wird willkommen sein, was wir im Text aus Krapf's ausführlichen Berichten in gedrängter Kürze mittheilen, einmal weil er dadurch einen Einblick in die zerrütteten Verhältnisse jenes wichtigen Landes erhält, und sodann, weil die menschliche Theilnahme für einen unverzagten, vortrefflichen Mann durch dessen Schicksale nur gesteigert werden kann.

Habesch hat gerade jetzt eine gesteigerte Bedeutung gewonnen. Zwei europäische Großmächte treten auch dort als Nebenbuhler auf, während ein glücklicher Soldat sich anstrengt, das politisch so lange zerrüttete und moralisch tief herabgekommene und verknöcherte Reich mit neuem Leben zu erfüllen. Seitdem das Rothe Meer eine Hauptfahrbahn nach Indien bildet, haben die Ereignisse in Abessinien für Europa ein naheliegendes Interesse.

Das Reich ist von der See durch sandige Strandflächen und Hochgebirge geschieden. Den am wenigsten unbequemen und kürzesten Ausweg hat es von der nördlichen Landschaft Tigre aus nach dem Hafen Massawa, auf welchen die Beherrscher Abessiniens zu allen Zeiten Ansprüche erhoben, während der Sultan der Osmanen diesen Hafenplatz thatsächlich im Besitz hat. Früher stand er unter abessinischer Hoheit und wurde vom Baharnagasch oder Fürsten der See verwaltet, der in Dixan wohnte. Im siebenzehnten Jahrhundert wurde die Insel, auf welcher der Platz liegt, von den Türken genommen; die Bewohner nahmen dort, wie an der gegenüberliegenden Küste, den Mohammedanismus an, und aus ihren angesehenen Männern wählte der Pascha von Dschidda in Arabien einen Gouverneur für das Festland, einen Naïb, d. h. Stellvertreter, Ersatzmann. Diese Naïbs gewannen Einfluß und eine Art von Herrschaft über die Küstenstämme der Schoho, Bedan und Habab, und duldeten nicht, daß der Handelsverkehr mit Abessinien einen andern Weg nahm, als jenen über Massawa, den sie unter ihrer Controle hatten und welchen sie besteuerten. Als Karawanen den weiter nach Süden hin liegenden Hafen Aït aufsuchten, zog der Naïb dorthin und ließ den Häuptling auf den Koran beschwören, daß er

nie mehr Kaufleute bei sich zulassen wolle. Aüf dieses Aït hatten die Franzosen ein Augenmerk.

Der Naïb gerieth mehrmals mit seinem türkischen Vorgesetzten in Streit. Die Insel Massawa hat, wie bemerkt, einen türkischen Statthalter. Einst ging dieser hinüber auf das Festland nach Arkiko, dem Sitze des Naïb, und bauete dort eine feste Burg, in welche er einige hundert Mann Besatzung legte. Doch ist seit 1850 der Naïb etwas unabhängiger geworden, dem türkischen Unterthanenverbande kann er sich indessen nicht entziehen. Der Sultan hat auf Massawa 250 Mann regelmäßiger Truppen und 150 Baschi Bosuks; Arkiko ist jetzt von 50, Aït seit 1857, als die Franzosen sich dort festsetzen wollten, von etwa 20 solcher Baschi Bosuks besetzt. Denn der Sultan macht auf die ganze Westküste Ansprüche und hat bisher dieselben aufrecht zu erhalten gewußt. Als im Jahre 1848 der damalige Beherrscher von Tigre, König Ubie, mit 20,000 Mann gegen Arkiko rückte, um die Türken zu vertreiben, mißlang der Versuch, hatte aber eine bedenkliche Folge. Die französische Regierung nahm ohne Weiteres an, daß die Küste mit ihren Häfen nicht dem Sultan gehöre, der sich doch seit einigen Jahrhunderten im Besitze derselben befindet, sondern dem Regenten von Tigre, und diesem kaufte sie erst den Hafen Aït ab, und bald nachher jenen von Zula.

Frankreich trachtet danach, festen Fuß am Rothen Meere zu gewinnen. Das allerdings luftige Projekt des Suezkanales steht damit im Zusammenhange. Französische Reisende und Missionäre kamen nach Abessinien, und auf Antrieb der letzteren wurden die protestantischen Sendboten aus Tigre vertrieben. König Ubie stand unter französischem Einflusse. Schon 1835 kaufte Combes, der Reisegefährte Tamisier's, von ihm jenen Hafenplatz Aït für etwa 10,000 Fr., und bemühete sich, die Karawanen von Massawa abzulenken. Auch kam ein Schiff aus Bordeaux, doch schlug aus mehr als einer Ursache der Plan fehl, den Handel nach Aït zu ziehen. Gleichzeitig suchte der französische Consul in Massawa den Naïb in sein Interesse zu ziehen, und kaufte 1840 von demselben bei Mokulla, ganz in der Nähe von Massawa, einen Fleck Landes, auf welchem 1848 Missionshaus und Kapelle erbaut wurden. Gleichzeitig waren die Missionäre zu Keren im Lande der Bogos, (wo Werner Munzinger lebt,) und bei den christlichen Schohos in der Umgegend von Zulu thätig. Frankreich drang beim türkischen Statthalter von Massawa darauf, daß das Küstenland für unabhängig erklärt wer-

den solle. Als in den letztverflossenen Jahren König Theodoros sein Reich aufrichtete, die katholischen Missionäre vertrieb und auf französische Eingebungen nicht hörte, arbeitete die pariser Politik gegen ihn. Sie unterstützte den Regenten von Tigre, Ubie, gegen den neuen äthiopischen Kaiser. Im Jahre 1857 begab sich der französische Consul in Begleitung eines Priesters nach Adoa, der Hauptstadt von Tigre, um den Regenten zur Besitznahme des Küstenlandes aufzureizen. Dort ließ er sich auch Zula abtreten, den Hafen an der Anneslеybay, etwas südlich von Massawa.

Die nachfolgenden Zeilen werden zum Verständniß der gegenwärtigen Lage Abessiniens Einiges beitragen. Vor zwölf Jahren war das Land mehr als je zerrüttet. In Tigre, dem nördlichen Landestheile, herrschte der König oder Regent Ubie, der ein Usurpator war; im Süden, in Schoa, war Sahela Salessi mächtig, und ihm folgte Haila Malakot auf dem Throne. Ein dritter, gleichfalls christlicher Fürst, Ras Ali, gebot in Amhara, dem abessinischen Kernlande, dessen Hauptstadt Gondar ist. Vor etwa vierzig Jahren, so erzählt man, saß dort täglich auf dem Marktplatze ein schönes Mädchen und verkaufte Früchte, namentlich jene des Kossobaumes, (Brayeria anthelminthica,) welche als ein sehr wirksames Mittel gegen den Bandwurm auch in Europa bekannt sind. Ein Regierungsbeamter heirathete das Mädchen. Er wohnte in Kuara, einem Bezirk im Westen, war Verwandter des Statthalters von Dembea, und hatte sich im Kriege gegen die Aegypter ausgezeichnet, als diese von Sennar her einen Angriff gegen Abessinien machten. Er ließ seinen Sohn Kasai sorgfältig erziehen und bildete ihn zum Krieger aus. Kasai trat in das Heer des Ras Ali, der ihn mit seiner Tochter vermählte und unter die Obhut der Königin Mutter Woïsoro Mennen stellte, die seit längerer Zeit eine hervorragende Rolle in den politischen Händeln und Wirren Abessiniens spielte. Der hochstrebende Jüngling gerieth mit der herrschsüchtigen Großmutter in ein gespanntes Verhältniß, rückte gegen sie ins Feld, blieb Sieger und warf sich zum Statthalter der Provinz Dembea am Zanasee auf. Aber sein Schwiegervater erkannte ihn nicht an, bekriegte ihn und ernannte einen andern Gouverneur. Diesen überfiel im Jahre 1852 Kasai und schoß ihn in einer großen Schlacht am Zanasee eigenhändig mit einer Pistolenkugel nieder. Im folgenden Jahre wurde der von Ubie unterstützte Ras Ali bei Gorada geschlagen, und fand Rettung nur in der Flucht zu den mohammedanischen Galla.

Kasai befand sich also im Besitze von ganz Amhara, also dem mittlern Habesch, das westlich vom Takassefluß bis zum blauen Nil liegt, und faßte nun den Plan, das ganze Land zu unterwerfen, um das alte äthiopische Reich wieder aufzurichten. Dabei kam eine alte, im Volke bis heute lebendige Sage ihm zu Statten. Unter den Christen glaubte man, es solle ein Kaiser Theodoros (Tadruß) erstehen, um den Glanz Aethiopiens herzustellen, das Land groß, das Volk glücklich zu machen. Auch werde er die Mohammedaner bezwingen und Mekka sowohl als Medina zerstören. Kasai, der 33 Jahre alt war, als er die Schlacht von Gorada gewann, erklärte, daß er jener Tadruß sei.

Er ging an die Ausführung des schwierigen Werkes und wandte sich zunächst gegen Ubie in Tigre. Dieser stand, wie schon bemerkt, unter dem Einflusse französischer Missionäre, hatte auf deren Antrieb die deutschen Sendboten ausgetrieben und zugleich den Erzbischof der einheimischen Kirche, den koptischen Abuna, und dessen Geistlichkeit rücksichtslos behandelt. Kasai wußte diesen Fehler klug zu benutzen. Vor Allem lag ihm daran, sich Ubie's Feind zum Freunde zu machen und mit den Priestern in gutes Einvernehmen zu kommen. Deshalb lud er den Abuna Abba Salama, der in Tigre zu Adoa, Ubie's Hauptstadt, wohnte, zu sich nach der amharischen Stadt Gondar ein. Der Abuna erklärte, so lange dort römische Priester seien, werde er nicht kommen. Kasai verstand den Wink und trieb diese aus dem Lande. Dann kam der geistliche Würdenträger und verband sich mit dem weltlichen Herrscher zur Wiederherstellung des äthiopischen Reichs und der alten Kirche. Ueber die beiderseitige Stellung dieser Männer findet der Leser interessante Einzelnheiten in den Berichten Krapf's, der mit ihnen in Verkehr stand.

So gewann Kasai die Geistlichkeit des Landes und zog den katholischen Missionären, damit aber auch jedem französischen Plane, den Boden unter den Füßen hinweg. Der Abuna erklärte: „So lange ich lebe, dürfen sie nicht bestimmt wiederkommen; sie haben gegen mich gearbeitet und dahin getrachtet, mich aus Gondar zu vertreiben; auch mischen sie sich in meine Kirchengewalt ein, indem sie ihre Anhänger zum zweiten Male tauften und ordinirten, als ob die abessinische Taufe und Ordination ungültig sei! Von mir wären sie nicht beunruhigt, wenn sie sich mit Lehren begnügt oder die heidnischen Galla getauft und bekehrt hätten, denn ich wünsche, daß die

Galla Christen werden. Die protestantischen Missionäre schaden meiner Kirche nicht, denn sie verbreiten nur die Bibel. Jene aber können sich nicht darüber beklagen, daß ich sie wegsende."

Der Abuna wollte nicht Angehörige einer andern Hierarchie dulden, und die seinige nicht beeinträchtigen lassen. Kasai erklärte, daß er sich nie in geistliche Dinge mischen werde, und war damit des Beistandes der Priester sicher, und es zeigte sich bald, von welchem Belang derselbe für ihn war. Er forderte den stolzen Ubie auf, sich zu unterwerfen und durch Zahlung eines Tributes die Oberherrschaft Kasai's anzuerkennen. Ubie griff zu den Waffen, verlor aber 1855 die Schlacht bei Debreski; sein tapferer Sohn Schetu fiel, er selbst wurde nebst zwei anderen Söhnen gefangen. Der Sieger erbeutete 7000 Gewehre, 60,000 Maria Theresiathaler, und nannte sich fortan Theodoros, König von Aethiopien.

Als solcher zog er gegen das Reich Schoa, die große Landschaft im Süden; sobald er sie unterwarf, war er Gebieter von ganz Habesch. Das Glück blieb ihm günstig; Haila Malakot, Sahela Salessi's Nachfolger, verlor an einem Tage seine Krone und starb im Jahre 1856.

Seit nun zwanzig Jahren arbeiten, wie wir schon bemerkten, in Abessinien die Engländer und die Franzosen gegen einander. Die ersteren haben sich bemüht, den neuen König zu befestigen, während die napoleonische Politik ihm Verlegenheiten aller Art bereitet und die Landschaft Tigre gegen ihn aufgewiegelt hat. Sie will nicht, daß ein den Engländern und den protestantischen Sendboten gewogener Monarch über ganz Habesch an die Stelle des alten Negus, aethiopischen Oberkaisers, trete. Früher war der Negus mächtig; aber seine Vasallen machten sich unabhängig, ließen ihm kaum einen Schatten von Ansehen, und der angebliche Nachkomme des Königs Salomo und der Königin von Saba war zum Ortsrichter der amharischen Hauptstadt Gondar herabgesunken. Der oben erwähnte Ras, das heißt Statthalter, Ali, hatte des Kaisers Macht usurpirt, und trachtete dahin, die beiden anderen Usurpatoren, Ubie und Sahela Salessi, zu bezwingen. Das zerstückelte Land war in steter Unruhe. Dann trat Kasai auf und gewann große Erfolge. Er ist, gleich allen seinen Landsleuten, ein Halbbarbar, hat aber entschieden den Trieb, sein Land zu civilisiren; er schaffte den Sklavenhandel und die Sklaverei ab, suchte lebhaften Verkehr mit Europa, und ließ Künstler und Handwerker von dort kommen. Seine Tapfer-

keit und Einsicht hat er bewährt, und ihnen verdankt er seine Herrschaft über das ganze Land.

Es ist in hohem Grade zu bedauern, daß die pariser Politik gegen diesen Mann arbeitet und in Abessinien neue Zerrüttung ins Leben gerufen hat. Sie bereitet dem äthiopischen Könige, welcher danach trachtet, das Küstenland wieder mit seinem Reiche zu vereinigen, um freien Ausweg zum Meere zu haben, und der auch die im Süden von Gallavölkern eroberten Landschaften, z. B. Kaffa, Enarea und Gurague, wieder unterwerfen möchte, stets neue Verlegenheiten. Theodoros war mild gegen Ubie verfahren, hatte ihn freigelassen, und erst wieder in Haft genommen, als die Klugheit es gebot. Der Neffe einer von Ubie's Frauen, (denn die christlichen Herrscher in Abessinien halten sich nicht an die Einweiberei) Agau Negutie oder Negussi (Schimper nennt ihn Negontie), sammelte Parteigänger, setzte sich im nordwestlichen Tigre fest, hatte einen Sohn Ubie's bei sich, und verheerte das eigene Land. Diesen Häuptling erkannte Frankreich als unabhängigen Herrscher von Tigre an; es beglaubigte bei ihm den Consul Gilbert, der alle Bewegungen im Lande durch einen „politisch-religiösen Verein von Europäern" förderte. Von diesem Häuptling ließ Frankreich sich den Hafen Zula abtreten. Von der sogenannten negusischen Partei wurde der englische Consul Plowden ermordet, und ein Mitglied des politisch-religiösen Vereins, Garret, trug die Schuld. Ueber die Zerrüttung während der beiden letzten verflossenen Jahre fehlen uns eingehende Nachrichten, aber eine Mittheilung aus Triest vom 13. April 1861 ist kennzeichnend für die Menschen und Zustände in Habesch. Dem Kaiser Theodor, so meldet jener in Massawa geschriebene Bericht, steht die negusische Partei unter ihrem Führer Garret gegenüber. In der zweiten Hälfte des Oktobers 1860 erfolgte zwischen zwei größeren Heerhaufen ein Zusammenstoß in Lasta. Kaiser Theodor führte selbst den Befehl, und in seiner Begleitung befand sich der englische Ingenieur Bell;*) der Feind wurde von Plowden's Mörder Garret befehligt. Bell bestand, um seinen ermordeten Freund zu rächen, auf einen Zweikampf mit Garret, in welchem er diesen tödtete, aber gleich nachher wurde er von den Brüdern des Letztern meuchlings erschossen. Da eilte der Kaiser

*) Wir verweisen über ihn und König Theodoros auf Krapf's Bericht, Seite 541.

herbei, und tödtete mit eigener Hand diese Mörder. Während dieses Kampfes erhielt Theodor zwei Kugeln durch seinen Mantel, blieb aber unverletzt. Der feindliche Heerhaufen wurde gefangen genommen und 1756 Mann, welche an der Ermordung Plowden's für betheiligt erachtet wurden, erlitten den Tod. Dann zog der Kaiser sich scheinbar zurück, erschien aber im Januar 1861 wieder vor der Stadt Axum und sandte Botschafter an die verschiedenen feindlichen Führer. Er ließ ihnen sagen, daß er sie alle vernichten werde, wenn sie nicht in der Asylkirche zu Axum eine Zufluchtsstätte suchten. Sie leisteten der Aufforderung Folge, während ihre Soldaten die Flucht ergriffen und den Negussi nebst dessen Bruder im Stiche ließen. Dann ließ der Kaiser den Negussi gefangen nehmen und vor sich bringen. Ihm wurden nach Landessitte, wegen Hochverraths, der rechte Arm und der rechte Fuß abgehauen, und an dieser Verstümmelung ist Negussi nach drei Tagen gestorben. So ist Theodor dieses Feindes entledigt, aber man besorgt einen neuen Aufstand in Tigre, weil die unter französischem Schutze stehenden Missionäre, gemeinschaftlich mit dem französischen Consul in Massawa, bereits daran arbeiten, einen solchen Aufstand hervorzurufen. —

Der von Frankreich als unabhängig anerkannte Schützling wäre beseitigt, aber in Paris wird man fortfahren den König Theodoros nicht zu Ruhe kommen zu lassen, und die Ansprüche auf Zula zu behaupten. Ein Blick auf die Karte zeigt die Bedeutung dieses Punktes, dessen Vorzüge schon in den Zeiten der ptolemäischen Könige Aegyptens vollkommen gewürdigt wurden. Dieses Adulis oder Berenike Panchrysos liegt etwa zehn Wegstunden südlich von Massawa im Hintergrunde der Anneslеybucht, die von den Eingeborenen Gubbel Duanu genannt wird. Die Einfahrt zu der etwa fünfzehn Stunden langen Bay ist breit und tief; von ihr aus kann der Hafen Massawa's controlirt werden. Zula ist eigentlich noch mehr als dieses letztere ein natürlicher Hafen für das abessinische Binnenland und war im Alterthum Mittelpunkt eines sehr ausgebreiteten Verkehrs nach Arabien und Indien hin. Zu Kaiser Justinian's Zeiten bauete dort ein abessinischer König hunderte von Schiffen, fuhr, von byzantinischen Truppen unterstützt, nach Arabien hinüber und eroberte Yemen. Als Frankreich erkannt hatte, daß das oben mehrfach erwähnte Aït ein untauglicher Hafen sei, versuchte es sich vor der arabischen Küste festzusetzen und ließ schon 1854 die Insel Kamaran zwischen den yemenischen Häfen Hodeïda

und Loheya aufnehmen. Zugleich warf es seinen Blick auf den Hafenplatz Hanfila, von wo eine Straße nach Adoa in Tigre hinaufführt; das Alles um festen Fuß im Rothen Meere zu gewinnen und der Politik Englands entgegen zu wirken. Diese begreift allerdings vollkommen, worauf man es in Paris abgesehen hat, und ist gerade deshalb beflissen, den Ueberlandweg nach Indien sich nicht verleget zu sehen, und die Controle des ostafrikanischen Handels nicht einer andern Macht zufallen zu lassen. Ich habe schon in der Einleitung zum ersten Bande auf diese Rivalität hingewiesen. Nachdem England Aden an der arabischen Küste besetzt hatte, nahm es später auch die Muschasch-Inseln, eine kleine Gruppe auf der afrikanischen Seite des Meerbusens von Aden, von welcher aus die Häfen des Adal- und Somalilandes, also Tadschurra, Zeïla und Berbera überwacht werden können. Aber von ungleich größerm Belang war die Aneigung der Insel Perim in der Bab el Mandeb. Ich entlehne darüber dem britischen Consul in Mozambique, Lyons Mac Leod (Travels in Eastern Africa, etc. London 1860. Vol. II. p. 247 5. 9. 9.) folgenden Bericht.

„Perim ist ein kleines Eiland, beherrscht die Einfahrt zum Rothen Meere und wird im Kriege eine hervorragende Bedeutung haben. Bei den Arabern heißt es Mayuni; es ist vielleicht die Insula Diodori der Alten. Von der arabischen Küste liegt sie nur anderthalb, von der afrikanischen elf englische Meilen entfernt. Die sichere Fahrbahn für die Schiffe liegt an der nördlichen, arabischen Seite und ist kaum eine halbe engliche Meile breit; die Fahrt an der Südseite ist sehr schwierig und kann leicht ganz unmöglich gemacht werden. Mit bombenfesten Werken und bei gehöriger Lüftung derselben, damit ein ununterbrochenes Feuern aus ihnen unterhalten werden könne, würde Perim unbedingt die Einfahrt ins Rothe Meer auch der stärksten Flotte verwehren können. Die britische Regierung hat dort einen Leuchtthurm bauen lassen. Im Jahre 1857 sandte die französische Regierung ein Kriegsschiff nach Perim, und wollte dort die dreifarbige Fahne aufziehen lassen. Aber von Aden aus wurde sofort ein Bevollmächtigter hingeschickt, um ein Eiland wieder in Besitz zu nehmen, das in Englands Händen ein Pharus für das Rothe Meer, nicht eine unablässige Bedrohung der friedlichen Schifffahrt im Osten sein soll. In dieser Absicht hat man mit dem Bau der Werke bereits begonnen, und bald wird Perim ein Glied mehr in der Kette sein, welche

unsere Macht zeigt und im Nothfalle der Anmaßung ein Halt gebietet. Perim ist durchaus vulkanischen Ursprungs und besteht aus langen, niedrigen, langsam abfallenden Hügeln; diese schließen den vortrefflichen Hafen ein. Er ist anderthalb Meilen lang, eine halbe Meile breit, hat bei vier bis sechs Faden Tiefe ausgezeichneten Ankergrund und kann eine ganze Flotte bergen. Kein Punkt liegt höher als 245 Fuß über dem Meere. Alboquerque landete auf Perim, als er 1513 von seinem mißlungenen Zuge aus dem Rothen Meere zurückkam, errichtete ein Kreuz auf der Insel und nannte sie Vera Cruz. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war sie oft im Besitze der Seeräuber, welche die indischen Gewässer unsicher machten, und sich später auf der Marieninsel vor der Ostküste von Madagaskar festsetzten. Im Jahre 1799 wurde sie durch eine von Bombay ausgeschickte englische Truppenmacht besetzt, damit sie nicht in den Besitz der Franzosen fallen sollte, die damals von Aegypten aus mit Tippu Sahib eine Verbindung herzustellen sich bemüheten. Späterhin wurden jene Truppen zurückgezogen, und die englische Flagge ist dann erst 1857 wieder aufgezogen worden. Es ist ein großer Uebelstand, daß Perim kein Trinkwasser hat; auch das gegenüber liegende Festland ist spärlich damit bedacht; man hat indessen Sammelbecken hergerichtet und macht auch Seewasser vermittelst des Condensators trinkbar."

Leipzig, im Mai 1861.

Karl Andree.

Inhaltsverzeichniß.

III.

III.

Burton's und Speke's Wanderung

nach

Fuga im Lande Usumbara, ihre Reise von Zanzibar bis zum Tanganyika-See, und Speke's Zug von Kazeh in Unyamwezi bis zum Nyanza-See.

Vorbericht.

Die Araber und Europäer an der Ostküste von Afrika. — Der Sultan von Zanzibar.

Die östliche Küste des afrikanischen Festlandes bildet in mancher Hinsicht eine Art von Ergänzung für Südarabien, dessen Bewohner mit Nothwendigkeit auf die ihnen gegenüberliegenden Gestade sich angewiesen sehen. Von dort holen sie Getreide, Reis, Durra, Holz, Elfenbein und Sklaven. So ist es noch heute und so war es in den frühesten Zeiten. Ganz richtig hebt Ludwig Krapf hervor, daß der Küstenaraber ohne Afrika schon deshalb verloren wäre, weil die fast beständige Feindschaft mit seinen eigenen Landsleuten im Innern es ihm sehr oft unmöglich macht, die erforderlichen Lebensbedürfnisse aus Arabien selbst zu beziehen.

Die Verbindungen zwischen Arabien und Afrika reichen in sehr frühe Zeit hinauf. Man kann manche Gründe dafür geltend machen, daß das vielbesprochene Ophir der Bibel nur in Ostafrika zu suchen sei, wir können aber hier nicht näher auf dieselben eingehen. Krapf sucht dasselbe an der Küste vom Aequator bis zur Mündung des Zambesi, wo Kilimane liegt. Allerdings ist das innere Land von Sofala reich an Gold.*)

*) Krapf, II. S. 400 bis 409. Mac Leod, Travels in Eastern Afrika II. 321 bis 347. Derselben Ansicht ist auch Movers, Das phönizische Alterthum III. S. 21. Der interessante Gegenstand ist von Lassen, Gesenius, Humboldt,

Merkwürdig genau sind die Schilderungen, welche der bekannte Periplus des erythräischen Meeres enthält, dessen Verfasser nicht nach 210 unserer Zeitrechnung gelebt haben kann. Wir ersehen aus ihm, daß die Lebensweise der Stämme an der Ostküste sich in mehr als anderthalbtausend Jahren fast gar nicht veränderte; man könnte glauben, der Reisende habe diese Gestade in unseren Tagen besucht. Er verließ im Julimonat Aegypten, segelte im Juli und August der Somaliküste entlang, und war im Oktober am Kap Guar dafui, das er Azania nennt; im sechsten Jahrhundert hieß es Zingium oder Küste der Sendsch, wovon Sendschibar oder Sanguebar (Zanzibar), das heißt das Land der Schwarzen oder Sklaven. Von dort aus scheint er bis zur Mündung des Rufidschi oder Lufidschi, (Rhapta), gefahren zu sein. Vollkommen genau ist sein Bericht über die zusammengenäheten Barken. Noch jetzt findet man an den schnellsegelnden Booten der Bewohner von Patta nicht einen einzigen Nagel; die Bretter werden mit dünnen Seilen so fest aneinander genäht, daß die Schiffe im Stande sind, nicht nur das Meer zu halten, sondern an einer Felsenküste viel zweckmäßiger erscheinen, als die Fahrzeuge der Europäer. Späterhin verlor sich manche Kunde von Ostafrika, denn Ptolemäus, der nicht selbst Reisender war, und Kosmas Indicopleustes im sechsten Jahrhundert, sind bei Weitem nicht so genau unterrichtet, wie der Verfasser des Periplus. Araber waren, wie bemerkt, zu allen Zeiten nach Ostafrika hinübergesegelt, hatten aber, so lange sie Heiden blieben, dort keine Staaten gegründet. Das wurde anders als der Mohammedanismus die Herrschaft gewann. Unter den Bekennern des Propheten von Mekka brachen Streitigkeiten und Kriege aus, manche der Ueberwundenen suchten, namentlich nach 740, eine Zuflucht an der ostafrikanischen Küste, wo nach und nach eine Reihe arabischer Niederlassungen entstand, welche im Fortgange der Zeit durch eine Menge freiwilliger An-

---

Ewald, Ritter und vielen Anderen erörtert worden. Man suchte Ophir bald in Südarabien, in Ostafrika, im westlichen Indien, aber Heeren hat wahrscheinlich das Richtige getroffen, wenn er annimmt, daß unter dieser Benennung überhaupt die Südländer an beiden Küsten des indischen Oceans begriffen seien. Man dachte sich unter Ophir wohl eine große geographische Region, aus welcher gewisse Waaren in den Handel kamen; man sprach etwa so, wie wir heute von Produkten aus Ostindien oder Westindien reden, ohne jedesmal eine bestimmte Oertlichkeit zu bezeichnen.

siedler bedeutend wurden und sich zur Blüthe erhoben. So war es mit Mukdischa, (Makdaschu, Magadoscho) im Norden, Kiloa (Kilwa) im Süden des Aequators, und mit den zwischen beiden liegenden Hafenplätzen Barawa, Malindi (Malindu, Melinda) und Mombasa. Diese beiden letzteren gewannen eine vorragende Bedeutung. Mukdischa ist zwischen 909 und 951, Kiloa zwischen 960 und 1000 n. Chr. gegründet worden. Als der berühmte arabische Reisende Ibn Batuta um 1330 Mombas besuchte, waren die wilden Wanika, ein Volk, von welchem wir ausführlich zu berichten haben, noch nicht in jener Küstengegend erschienen; sie kamen erst dorthin, nachdem die eben so wilden Zimbos, die 1588 das Gestadeland verheert hatten, von dort verschwanden.

Diese halbcivilisirten arabischen Gemeinwesen trieben einen blühenden Handel, bildeten aber keine starke kriegerische Macht aus sich heraus. Sie waren nicht von Eroberern, sondern von friedliebenden Kaufleuten gegründet worden, welche mit den Landeseinwohnern schon der Handelsinteressen wegen in gutem Einvernehmen zu leben trachteten. Gegen Angriffe konnten sie sich um so leichter schützen, da sie alle ihre Städte befestigt hatten und späterhin sich auch das Schießgewehr aneigneten. Ihr Einfluß war überwiegend und unbestritten, und der Verkehr blieb völlig in ihren Händen, bis die Portugiesen in jenen Gewässern erschienen.

Vasco da Gama erschien 1498 vor Mosámbik, Mombas und Melinda; er fand dort eine freundliche Aufnahme und segelte weiter nach Indien. Er begriff, welche Vortheile seinem Vaterlande erwachsen könnten, wenn es den Portugiesen gelang, die Araber zu verdrängen und sich den Handel derselben anzueignen. Im Jahre 1500 kam Pedro Alvarez Cabral mit einer Flotte nach Kiloa und schloß einen Vertrag mit dem Scheich Ibrahim, dessen Gebiet bis nach Sofala reichte. Diesem Bündnisse suchte der Araber sich zu entziehen, aber da Gama zwang ihn im Jahre 1502 die Oberherrschaft Portugals anzuerkennen und einen Jahrestribut zu zahlen. Von Kiloa fuhr er abermals nach Indien, und trieb unterwegs christlichen Seeraub, indem er ohne alle andere Veranlassung als jene, die in seinem Glaubensfanatismus lag, ein reichbeladenes, Mekkapilgern gehörendes Schiff wegnahm, die Mohammedaner an Bord abschlachtete, nur einigen Kindern das Leben ließ und das Fahrzeug in Brand steckte. So stand es um den „christlichen Heldenmuth" der Portugiesen. Wir haben den Charakter ihrer Herr-

schaft schon früher, (Band I. Einleitung S. X ff.) gekennzeichnet. Es gelang ihnen, den Christennamen im ganzen Osten zu einem Gegenstande des Fluchs zu machen; es gelang ihnen auch eine Zeit lang, den Handel und die Schifffahrt der Araber lahm zu legen. Aber Segen ist ihnen nicht daraus erwachsen. Binnen fünfzehn Jahren nach Vasco da Gama's erstem Besuche von Mosambik hatten sie von Mogadoscho weit nach Süden hin bis zur Lagoabay, — in Magadoscho, Barawa, Melinda, Mombas, Pemba, Zanzibar, Mafiyah (Monfia), Kiloa, Angoza und Sofala, — eine Kette von Burgen und Faktoreien, Klöstern und Missionshäusern gegründet. Aber ihre gleichzeitigen Geschichtschreiber klagen, daß schon 1515 der alte „ritterliche“ Geist der Tapferkeit zu weichen angefangen habe, um einem habsüchtigen Krämergeiste Platz zu machen. Und 1565 hebt Do Couto hervor, wie entartet die damaligen Portugiesen geworden seien. „Auf unserm eigenen Grund und Boden werden wir von den Engländern und Holländern geschlagen. Während sie Entdeckungen machen, wohin sie auch kommen mögen, bleiben wir in Unkunde über den Werth und die Ausdehnung unserer eigenen Besitzungen, denn wir sind Portugiesen.“

Mombas machte den Portugiesen am meisten zu schaffen, und die Stadt ist drei Mal von ihnen eingeäschert worden. Im Jahre 1586 brach an der ganzen Küste ein allgemeiner Aufstand gegen die fremden Unterdrücker aus. Er war angestiftet von den Türken, die unter Ali Bey plötzlich in jenen Gegenden erschienen und die Herrschaft über dieselben für den Sultan in Anspruch nahmen. Die Portugiesen sahen sich schwer bedrängt, aber Thomas da Souza Coutinho erschien als ihr Retter mit einer Flotte von zwanzig Kriegsschiffen, nahm Ali Bey gefangen und schickte ihn nach Lissabon, wo er als Christ starb. Inzwischen drangen die wilden Wazimba, welche von Süden her kamen, bis vor Mombas, das sich gegen die Portugiesen erhoben hatte und von diesen belagert wurde. Die schwarzen Heiden versprachen Beistand gegen den christlichen Feind, als man ihnen jedoch die Mauern von Mombas geöffnet hatte, stürzten sie über Alle ohne Unterschied her und machten Freund und Feind nieder. Viele Bewohner von Mombas wollten sich auf die See retten, aber dort lauerten ihnen die Portugiesen auf und ermordeten alle „Ungläubigen“, die in ihre Gewalt fielen. Die Wazimba hatten ihre Sitze im Innern, am Kuama, verlassen, waren der Küste entlang gen Norden gezogen, „und fraßen Menschen und

Thiere ohne Unterschied auf", denn sie waren Kannibalen. Der Ueberlieferung zu Folge haben sie allein in Kiloa nicht weniger als dreitausend Mohammedaner verzehrt. Indessen blieben die Portugiesen Sieger.

Aber ihr Stern war im Niedergang; sie selber geriethen 1580 unter die Herrschaft Spaniens, und die europäischen Truppen wurden aus Ostafrika zurückgezogen. Im Jahre 1620 ging ihnen die wichtige Insel Ormus im persischen Meerbusen verloren, nachdem England mit dem Schah von Persien ein Bündniß geschlossen hatte; seitdem traten auch die Araber von Oman (der Südostküste der arabischen Halbinsel) feindseliger als zuvor auf; in ihnen erwuchs den Portugiesen ein verhängnißvoller Gegner, welchem sie nach und nach weichen mußten.

Die arabischen Fürsten aus Oman spielen seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts an der ostafrikanischen Küste eine hervorragende Rolle. Ihr Stammland wird von dem persischen Meerbusen und dem indischen Ocean bespült. Nach vielen inneren Zwistigkeiten unterwarf ein kräftiger Mann, Imam Nassr ben Mundschib, der Yarebite, ganz Oman und bot dann alle seine Kräfte auf, die Portugiesen, welche wie schon bemerkt, Ormus verloren hatten, nicht blos aus den persisch-arabischen Gewässern, sondern auch von der afrikanischen Küste völlig zu vertreiben. Das von ihm begonnene Werk setzte sein Nachfolger, Sultan Ben Sef ben Malek, mit Erfolg fort. Er nahm den Portugiesen 1658 den wichtigen Hafen Maskat ab, und damit waren sie völlig aus Arabien verdrängt. Sein zweiter Sohn, Sultan Sef, wurde von Mombas aus aufgefordert, eine Flotte dorthin zu senden; er erschien, nahm diese Stadt ein, und eroberte auch Zanzibar und Kiloa; 1698 belagerte er Mosambik. Von nun an war Mombas von Oman abhängig und die Portugiesen büßten alle ihre Niederlassungen zwischen dem Kap Guardafui und Kap Delgado ein. Mukdischa (Magadoscho), das den Portugiesen gegenüber seine Unabhängigkeit bewahrt hatte, stellte sich jetzt unter den Schutz der omanischen Fürsten, deren Herrschaft übrigens längere Zeit hindurch nur dem Namen nach bestand; sie waren in Arabien viel zu sehr beschäftigt, und kümmerten sich nicht besonders viel um die afrikanische Küste. Aber ihre Ansprüche auf dieselbe gaben sie niemals auf. Im Jahre 1806 wurde Sultan Said Said (oder Seyd Seyd) Imam von

Maskat. Die Würde eines Statthalters von Mombas war bis dahin gewissermaßen erblich gewesen in der Familie Msara; 1814 trat Abdallah ben Achmed dieses Amt mit dem Vorsatze an, sich vollkommen unabhängig zu machen. Statt eines Huldigungsbriefes und der üblichen Geschenke überschickte er dem Sultan Said Said lediglich etwas Pulver und Blei, ein Panzerhemd und ein kleines Kornmaaß. Said Said verstand vollkommen, was damit gesagt werden sollte, und Abdallah wußte, daß er an dem Sultan einen unversöhnlichen Feind haben werde. Gegen diesen wollte er sich Bundesgenossen werben und ging nach Bombay, wo er von der Regierung sehr gut aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr nahm er Barava ein, verlor aber diese Stadt an Said Said, der 1822 eine Flotte gegen ihn ausgesandt hatte. In demselben Jahre scheiterten auch Abdallah's Anschläge gegen Patta und die Insel Pemba; und als er, gleichfalls noch im Jahre 1822, starb, brach über die Erbfolge zwischen seinen beiden Brüdern Mobarek und Selim ein Zwist aus, den man nur oberflächlich dadurch schlichtete, daß man einen schwachen Greis, Soliman ben Ali, der seither Statthalter von Pemba gewesen, zum Gouverneur erhob. Mit ihm hatte Said Said, der inzwischen Patta, Barava, Lamu, Zanzibar und Pemba eingenommen, leichtes Spiel. Er erschien vor Mombas, und Soliman ben Ali wandte sich in seiner Bedrängniß an die Engländer, welche damals unter Kapitain Owen die afrikanische Küste erforschten. Am 3. December 1823 begab sich Mobarek nebst den angesehensten Einwohnern von Mombas an Bord des englischen Kriegsschiffes Barracouta, und ersuchte den Befehlshaber Vidal, die englische Flagge in der Stadt und Festung aufzuziehen. Das geschah auch, und dadurch wurde es der bald nachher vor Mombas erscheinenden Flotte Said Said's unmöglich gemacht, den Hafen zu blokiren. Am 7. Februar 1824 lief Kapitain Owen mit der Fregatte Leven ein und schloß einen Vertrag, demgemäß Mombas nebst Zubehör, Pemba und die ganze Küste zwischen Melinda und dem Flusse Pangani unter dem Schutze Großbritanniens stehen sollte; die Genehmigung der englischen Regierung wurde vorbehalten. Die Regierung sollte in der Familie Msara erblich sein und in Mombas ein englischer Resident die genaue Erfüllung jenes Uebereinkommens überwachen. Die gesammten Einkünfte sollten zwischen der Familie Msara und den Engländern getheilt werden; die letzteren erhielten das Recht, mit dem innern

Lande Handel zu treiben; der Sklavenhandel in Mombas wurde abgeschafft.

Abdallah ben Selim, Admiral Said Said's, welchem Owen diese Uebereinkunft mittheilte, erklärte, daß er sich nach derselben achten wolle, falls sein Gebieter in Maskat damit einverstanden sei, und segelte mit seiner Flotte ab. Nun besetzte Mobarek die Insel Pemba, wohin Owen fünfzig Soldaten von Mombas geschickt hatte; in dieser Stadt ließ er drei Matrosen und einen Korporal zurück, welcher die eingeborenen Krieger drillen mußte. Von Pemba fuhr Owen nach Zanzibar um den dortigen Statthalter zur Uebergabe der Insel an die Msara zu bereden, er wurde aber von demselben an Said Said nach Maskat verwiesen. Dorthin ging der Capitain nicht, sondern steuerte nach der Insel Mauritius wo er seinen Schützling Mobarek dem Gouverneur Cole vorstellte. Dieser berichtete über alle jene Vorgänge nach London, und Mobarek begab sich nach Mombas zurück. Dort hatte inzwischen der englische Agent, Lieutenant Emery, einem Araber, welcher Sklaven eingeschmuggelt hatte, diese letzteren weggenommen, und auf einer den Engländern eingeräumten Landstrecke als freie Arbeiter angesiedelt; der arabische Sklavenhändler wurde als Uebertreter des Vertrages nach den Sechelleninseln abgeführt. Owen erschien 1824 wieder vor Mombas und segelte von dort nach Mukdischa, dessen Bewohner das englische Protektorat ablehnten; jene von Barava aber nahmen dasselbe an, stellten sich unter die Regierung von Mombas und versprachen den Sklavenhandel aufzugeben.

In Mombas brachen sehr bald wieder Zwistigkeiten aus, Mobarek verlangte, daß der einstweilige Statthalter Soliman ben Ali zu Gunsten seines Bruders Selim abdanken solle; als derselbe sich weigerte, wurde er mit seinen Söhnen ins Gefängniß gesperrt. So wurde Selim 1826 Herr von Mombas und die Engländer erkannten ihn als solchen an. Dann aber lief aus London die Nachricht ein, daß die britische Regierung das Protektorat nicht annehmen wolle; sie berief ihre Agenten ab und überließ Mombas seinem eigenen Schicksale.

Von nun an hatte Said Said freie Hand und bot sofort Alles auf das widerspänstige Mwita (so lautet der einheimische Name von Mombas, dessen Hauptbewohner Wamwita sind) zu unterwerfen. Selim begann mit ihm zu unterhandeln, aber der Sultan gab nicht nach, sondern erschien 1828 selbst vor Mombas

mit zweitausend Streitern, dem Linienschiff Liverpool von 74, der Fregatte Schah Allum von 64 Kanonen, zwei Corvetten und sieben kleineren Fahrzeugen. Er beschoß die Batterie Serakupa und die Stadt selbst, lief dann mit der Liverpool in den Hafen ein und forderte die beiden Msara, Selim und Mobarek, dringend auf, sich an Bord zu begeben. Sie kamen, nachdem der Sultan ihnen zwei Geiseln aus seiner eigenen Familie gestellt hatte, und beschworen auf den Koran folgenden Vertrag: Die Burg soll dem Sultan überantwortet werden, welcher fünfzig Krieger als Besatzung hineinlegt; Selim und dessen Nachfolger sollen zu Mombas im Namen des Imam von Maskat regieren; die Einkünfte werden getheilt; die eine Hälfte muß von des Sultans Einnehmern nach Maskat geschickt werden.

Schon nach wenigen Tagen brach Said Said diesen Vertrag; statt jener fünfzig Soldaten hatte er zweihundert in die Festung gelegt. Selim mußte dieselbe völlig räumen und sich in die Stadt zurückziehen. Drei Wochen später segelte der Sultan ab, ließ aber eine Besatzung von etwa dreihundert Arabern und Beludschen in der Festung. Er war entschlossen fortan in Afrika zu residiren und gab Befehl, in Zanzibar einen Palast zu bauen. Freilich mußte er mehr als einmal nach Maskat zurück, um Aufstände zu unterdrücken, und manches Jahr verlief, bevor er in Afrika an sein Ziel gelangte, aber er kam doch demselben immer näher, weil er aus jeder Verwirrung Nutzen zu ziehen wußte. Alle diese Vorgänge tragen ein sehr scharfes afrikanisch-arabisches Gepräge, und kennzeichnen vortrefflich die Menschen wie die Zustände. Nassr ben Soliman, Statthalter von Pemba, wollte auch Gouverneur von Mombas werden und übermittelte an Said Said die Kunde, daß die Familie Msara auf Rebellion sinne. Er ging nach Mombas und verlangte ohne Weiteres im Namen des Imams, Selim solle abtreten, und ihm, Nassr, die Regierung übergeben. Selim und Mombarek fragten, wo er seine schriftliche Beglaubigung habe, worauf er entgegnete: er sei sich selber Beglaubigung genug. Die beiden erzürnten Msara erklärten dagegen, er sei nicht einmal würdig, des Sultans Pantoffel, geschweige diesen selbst, zu repräsentiren und solle binnen vierundzwanzig Stunden Mombas verlassen. Das that er freilich nicht, sondern warf sich in die Festung und bombardirte die Stadt. Die Msara griffen ihn an, und umschlossen die Burg, deren Besatzung aus Mangel an Lebensmitteln

sich ergeben mußte. Nassr wurde gefangen und erwürgt. Diese Handlung wollte Said bestrafen und sandte eine Flotte, die eben so wenig etwas gegen Mombas ausrichtete, wie er selber im nächsten Jahre; auch 1833 mußte er unverrichteter Dinge wieder abziehen. —

Im Jahre 1834 rebellirte die Stadt Siwi gegen den Sultan; und die Aufständischen erhielten Beistand aus Mombas von Selim. Said Said blokirte Siwi. Binnen wenigen Monaten starben die beiden Brüder Selim und Mobarek rasch nach einander, (im Frühjahre 1835,) und in Mombas erhob sich ein Streit über die Nachfolge in der Regierung, der auch dann nicht zu Ende ging als im December 1838 ein Mitglied der Familie Msara die Statthalterschaft erhielt. Die Msara hatten viele Gegner unter den Suaheli, und diese ließen sich in geheime Unterhandlungen mit Said Said ein, der nun abermals mit einer Flotte erschien, bei Kilindini landete und sich dort mit den Verräthern vereinigte; die wilden Eingeborenen des Küstenstriches, die Wanika, gewann er durch Geschenke. Als sich solchergestalt die Msara von ihren eigenen Leuten verlassen sahen, wollten sie nachgeben, die Festung räumen und fortan in der Stadt selbst wohnen. Darauf ging Said Said ein, aber die Suaheli stellten ihm vor, daß auf dauernde Ruhe gewiß nicht zu rechnen wäre, so lange überhaupt diese Familie noch in Mombas sei. Der Sultan gab diesen Einflüsterungen Gehör und schickte einen seiner Söhne, um die Häupter der Msara zu überraschen und aufzuheben. Der Anschlag gelang; fünfundzwanzig Mitglieder dieser Familie wurden in einer Nacht gefangen genommen, an Bord einer Corvette gerudert, und erst nach Zanzibar, dann nach Arabien gebracht. Dort starben die meisten im Kerker. Andere Mitglieder der Familie haben sich mit Weibern und Kindern gerettet, aber ihre ganze Habe im Stiche gelassen; sie fanden eine Zuflucht in Takaunga bei Melinda und im Süden zu Gassi, wo sie noch jetzt leben.

So wurde Said Said endlich Herr und Gebieter von Mombas, und er fand auf der ganzen Küstenstrecke von Magadoscho bis zum Kap Delgado keinen Gegner mehr, der ihm hätte gefährlich werden können. Nur die Leute von Siwi in Patta verursachten ihm noch einige Ungelegenheiten. Seit Februar 1837 war seine Herrschaft befestigt, und den Europäern erschien sie aus mehr als einem Grunde durchaus willkommen. Er lebte mit diesen stets im besten Einvernehmen; sie waren ihm nach besten Kräften behülflich,

und unterstützten ihn als Bundesgenossen. Dadurch wurde sein Ansehen und seine Macht in den Augen der Eingeborenen wesentlich gesteigert; gegen einen Herrscher, der so gewaltige Verbündete hat, wäre jede Auflehnung hoffnungslos. Es liegt im Handelsinteresse der Europäer und der Amerikaner, daß die Ostküste Afrikas unter Einem Gebieter stehe, weil mit einem solchen sich leichter verkehren und ein Abkommen treffen läßt, als mit einer größeren Anzahl kleiner unabhängiger Staaten, die ohnehin, nach alter Landesart, mit einander in Streit gerathen, den Handel beeinträchtigen und allerlei politischen Ränken und Einflüssen ausgesetzt sein würden.

Im Jahre 1840 erklärte Said Said die Stadt Zanzibar zu seiner Hauptresidenz; die fremden Mächte beglaubigten Consuln bei ihm, der Handel gewann an Ausdehnung und das Land gedieh. Said Said starb 1856 und in seinen afrikanischen Besitzungen folgte ihm einer von seinen Söhnen, Medschid; ein anderer herrscht in Maskat.

Die ostafrikanischen Gestade wurden schon zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Engländern, doch nur selten und vorübergehend, besucht. Zuerst erschien 1591 Capitain Lancaster, als Vorläufer für andere Seefahrer seines Volkes, im indischen Ocean und berührte auch Zanzibar; in den Jahren 1688 bis 1723 trieb Capitain Alexander Hamilton Handel an der Küste. Doch waren diese Unternehmungen von nur geringer Bedeutung. Etwa ein Jahrhundert nach Hamilton, 1788 und 1789, machte Bissell im Auftrage der britischen Regierung astronomische Beobachtungen auf Zanzibar; Salt, der seine Reise in Abessinien ausführlich beschrieben hat, gab auch eine Schilderung der portugiesischen Niederlassungen in Ostafrika, Smee und Hardy wurden 1811 von der Regierung zu Bombay abgeschickt, um die Gegend von Kiloa insbesondere, die Ostküste im Allgemeinen zu erforschen; Fairfax Moresby nahm 1822 den Hafen von Zanzibar auf und gab werthvolle Schifffahrtsberichte. Nach ihm kam Capitain Owen mit den weiter oben schon erwähnten Kriegsschiffen Leven und Barracouta und einem Offizierstabe, um in den Jahren 1822 bis 1826 die ganze ostafrikanische Küste mit ihren Häfen hydrographisch aufzunehmen. Zwanzig Jahre später besuchte Capitain Christopher mit der Kriegsbrigg Tigris die Häfen Kiloa, Zanzibar, Mombas, Brava, Marka, Gulwen, Makdischu, und gab Kunde von dem Webbe Ganana oder Schebayli, welchen er unrichtig als Haines-

Fluß bezeichnete. Aber noch war kein Europäer über den schmalen Küstenstrich hinaus bis ins Innere vorgedrungen.

Das war deutschen Männern vorbehalten, sie brachen auch in diesen Gegenden Afrikas die Bahn. Im Jahre 1847 erschienen die Missionäre Krapf und Rebmann in Ostafrika, gründeten eine Station bei Mombas und wagten sich kühn unter die wilden Stämme. Krapf bereiste den Bezirk von Taita oder Dayda und Rebmann gab Kunde vom Berge Kilimandschao. Krapf ging auch nach Fuga, der Hauptstadt von Usambara. Rebmann erhielt 1849 von Mamkinga, dem Oberhäuptling des Schaggalandes, das Versprechen sichern Geleites bis zum „Unyamwezi-See", wurde jedoch empfindlich getäuscht. Krapf wagte sich 1849 nach Ukambani, machte eine Fahrt bis zum Kap Delgado und besuchte zum zweiten Male unter größter Lebensgefahr Kitui. Erhardt, welcher sich 1846 der Mission zu Mombas angeschlossen hatte, hielt sich einige Monate in Tanga auf und besuchte 1854 den Sultan Kimwere von Usambraa. Ohne allen Zweifel haben diese Missionäre der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet, wenn auch einzelne von ihren Angaben eine strenge Kritik nicht aushalten mögen; es bleibt kleinlich und neidisch von Seite mancher Engländer, das große Verdienst der deutschen Bahnbrecher verringern zu wollen. Die „Skizze einer Karte eines Theiles von Ost- u. Centralafrika", welche Erhardt und Rebmann entworfen hatten, und die in Petermanns Mittheilungen von 1856 erschien, enthielt eine allerdings phantastische Darstellung der Seenregion Innerafrikas, nach den Angaben der Araber und der Eingeborenen. Aber sie hatten wenigstens das Verdienst, die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Gegenden zu lenken. Ein Wasserbecken von der Größe des kaspischen Meeres bedeckt auf jener Karte einen weiten Raum; die vier einzelnen Seen, welche wir nun kennen, nämlich der Nyanza, der Tanganyika oder Udschidschi, der Schama oder Moiro Aschinto, und der Nyassa oder Maravi fallen dort in Eins zusammen. Darüber sind wir nun durch die neuen Entdeckungen Livingston's, Burton's und Speke's im Klaren. Wir schildern zuerst die Expeditionen dieser beiden Reisenden.

Erstes Kapitel.

Burton's und Speke's Reise von Zanzibar nach Mombas, Pangani und nach Fuga im Lande Usambara.

Burton verließ Bombay am 3. December 1856 am Bord der indischen Kriegsslup Elphinstone und hatte nach einer raschen und glücklichen Ueberfahrt schon am 18. December die Küste von Pemba in Sicht, der schönen Insel, welche von den Arabern Dschesiret el Kaschra, das Smaragd-Eiland, genannt wird. Man kann sie als einen Vorposten des tropischen Ostafrika bezeichnen.

Am folgenden Tage warf das Schiff Anker bei Tumbatu, einem der langen und schmalen Korallenriffe, welche jene Küste gleichsam einsäumen. Dort wohnt der Sklavenstamm der Machadins, welche sich zwar zum Islam bekennen, aber noch viel von ihrem alten heidnischen Wesen beibehalten haben. Zauber und Weissagungen werden hier in einer Höhle ertheilt und bei der Leichenbestattung überhäuft man den Todten mit Vorwürfen. Ein Mann stellt sich vor den Entseelten hin und schreiet ihn an: „Ich verlangte Tabak von Dir und Du hast ihn mir verweigert, hein? Wozu kann er nun Dir nützen?" Oder eine Frau ruft: „Du hast mir mit Liebkosungen nachgestellt, weißt Du das noch? Eine schöne Liebe! Jetzt fressen Dich die Würmer im Grabe!" Dergleichen Schmähungen kommen auch bei anderen Völkern vor. In Madras giebt es eine Hindukaste, bei welcher dem weiblichen Leichnam

Milch in den Mund geflößt, dann das Gesicht mit einer Muschel geklopft und eine Schmähung über die andere auf die Todte gehäuft wird. Bei den Arawaken in Guyana werden die geöffneten Augen des Todten mit Dornen gepeitscht, man bestreicht ihm Lippen und Wangen mit Fett und richtet bald schmähende bald freundliche Worte an ihn.

Die Leute von Tumbatu sind als gute Fischer und Matrosen bekannt, und müssen ihr Trinkwasser von Zanzibar holen.

Als die Reisenden am andern Morgen auf Deck kamen, wehete ihnen statt des salzigen Seegeruchs ein kräftiger Duft von Gewürznäglein entgegen, welchen der Landwind herüber trieb. Dieser Wohlgeruch bringt Fieber, und die Europäer geben sich große Mühe, sein Eindringen in ihre Zimmer abzuhalten.

Nach zweistündiger Fahrt war das Schiff vor Zanzibar, dem großen Stapelplatze und Waarenlager Ostafrikas. Der erste Anblick ist überraschend anmuthig, die ganze Landschaft grün und frisch, sie bildet entschieden einen Gegensatz zu der Dürre Arabiens und der Unfruchtbarkeit von Persiens Küsten. Das Schiff steuerte durch eine offene Einfahrt, welche in der Korallenmauer eine förmliche Breche bildet, in das Binnenwasser. Nun zeigten sich vereinzelte Häuser am Gestade. Dann trat ein sehr großes, noch nicht vollendetes und doch schon wieder in Trümmern liegendes Gebäude hervor; es hatte ein Palast werden sollen, dessen Ausbau jedoch der Sultan böser Prophezeiungen wegen einstellte. Eine halbe Stunde davon entfernt liegt das Schloß des Herrschers, ein umfangreiches, unhübsches Gebäude, in dessen Nähe eine stinkende Lagune pestbringende Dünste aushaucht. Manche Schiffe, welche vor jenem Schlosse bei Mtony Anker warfen, haben binnen wenigen Tagen die Hälfte ihrer Mannschaft am Fieber verloren.

Die Reisenden betraten das Land vierzig Tage nach dem Tode des Herrschers Seyd, der auf einer Rückfahrt von Maskat nach Zanzibar gestorben war. Eben ging die Trauerzeit zu Ende, aber die Stimmung war gedrückt, weil zwischen zwei Nachfolgern des Verstorbenen keine Eintracht herrschte. Der jüngere der beiden Brüder, Seyd Medschid, welchem Zanzibar zugefallen war, litt an den Blattern, welche schon seit drei Jahren an der Küste von Zanguebar viele Menschen hinweggerafft hatten; dazu kam in manchen Gegenden Dürre und Hungersnoth.

Zanzibar liegt auf 6° 9' s. Br. und 39° 14' ö. Länge.

Es ist die einzige größere Ortschaft auf der gleichnamigen Insel und bildet an der korallenumsäumten Küste einen weiten Bogen. Ras Schangany, die „sandige Spitze“, scheidet den vorliegenden Hafen von einer hintern Bucht, in welcher beim Nordost-Monsun die Schiffe ankern, um beim Landen der Waaren von dem Wogendrange nicht belästigt zu werden. Die Stadt ist neuern Ursprungs und verdankt ihr Emporblühen lediglich dem Handel. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts waren nur einige armselige Hütten und eine Burg vorhanden; 1842 zählte man fünf unbedeutende Magazine, und das jetzt sehr belebte Ostende der Stadt war noch ein Palmenhain. Jetzt mag sie während der Handelsmonate zwischen fünfzig- bis sechszigtausend Einwohner zählen und hat gewiß nicht weniger als dreitausend Wohnhäuser. Die Gebäude dieser Stadt, welche ein arabisches Gepräge trägt, sind wie jene von Dschidda und anderen Städten am rothen Meere aus Korallenfels aufgeführt und haben einen weißen Kalkanstrich. Die besten gehören den auswärtigen Kaufleuten und liegen im westlichen Viertel; die Hütten der meisten Eingeborenen sind armselig, und manche bestehen nur aus Pfählen, haben auch keine andere Bedeckung als Rohr oder Matten. Ueber die ungesunde Lagune, welche bei Hochfluth die Stadt beinahe zu einer Insel macht, führen zwei schlechte Brücken. Nach der Meeresseite hin hat die Stadt Wasserabzug, weil das Gelände sich dorthin neigt; dagegen ist die innere und hintere Stadt ganz flach. Nach der Anlage von Abzugsschleusen und Kanälen würde Zanzibar viel weniger ungesund sein, aber der Araber hält Pest und Fieber für ein viel kleineres Uebel, als die geringe Anstrengung, welche zur Herstellung von Gräben und Dämmen erforderlich wäre.

Die Fluth steigt zwölf bis sechszehn Fuß hoch und dringt dann bis in die Häuser, weil weder Wellenbrecher noch Werfte vorhanden sind. Vor der Schanganyspitze lag noch 1832 ein Dorf mit einer Moschee und jetzt ist jene Stelle mit dreißig Fuß Wasser bedeckt. Das britische Consulatsgebäude stand einst viele Schritte weit von der höchsten Fluthmarke und wird jetzt vom Meere bespült; manche Häuser sind einige Schritte weit herabgerutscht, denn die Korallenformation ist sehr wankend.

Die Straßen sind eng und gewunden, wie es für das Klima sich eignet, im westlichen Viertel hat man sie sogar gepflastert und eine Gosse angelegt, vermittelst welcher das Regenwasser abziehen

kann. Es war die beste und einzige, welche Burton überhaupt im Oriente sah! Etwas Aehnliches hat man im Ostende versucht, wo reiche Araber wohnen, aber die vielen Lachen und Moräste zeigen doch, daß die schwarze Bevölkerung die überwiegende Masse bildet. Die arabischen Häuser gleichen den alten maurischen Gebäuden in Spanien und umschließen einen viereckigen Hofraum, auf welchen die Thüren hinausgehen. Die Bauart erscheint seltsam genug, keine Linie ist grade, keine Krümmung regelmäßig, jeder Bogen hat eine andere Gestalt, selbst die Fußböden sind uneben. Gegen Abend steigt man auf die Dächer oder vielmehr Terrassen, um frische Luft zu athmen. Die Häuser der Eingeborenen haben dagegen Bandanis, Schutzdächer aus Rohr, die sehr feuergefährlich sind. Deshalb kommen oft große Brände vor, bei welchen die Sklaven arge Plünderungen zu verüben pflegen. Manche Fremde errichten auf ihrer Terrasse eine Art von Kajüte, um kühl zu schlafen; das ist aber allemal gefährlich. und die Araber bleiben deshalb in geschlossenen Räumen und halten Nachtschweiß für gesund. Je höher ein Haus und je breiter die Eingangsthür ist, je dicker auch die Pfosten und die Kette zum Sperren oder die Schlösser sind, um so vornehmer erscheint der Bewohner. Ueber dem Hauptpfosten liest man allemal eine religiöse Inschrift, die allen bösen Zauber abwendet. Die kleinen viereckigen Luftlöcher sind allemal hoch in der Mauer angebracht und mit festem Gitterwerk versehen; Glasfenster sind wegen der großen Hitze nicht rathsam; alle Luftlöcher gehen nach der Seeseite hinaus, von wo ein erfrischender Wind wehet, während, wie schon bemerkt, von der Landseite her der fieberbringende Gewürznelkenduft kommt. Das Empfangzimmer befindet sich allemal zu ebener Erde, hat beinahe nackte Wände mit vielen Nischen, einige Spiegel und Leuchter, einen persischen Teppich auf Sitzpolstern, Matten auf dem Fußboden und einige hölzerne indische Stühle.

Am Meere, etwa in der Mitte der Häuserlinie, erhebt sich die Burg mit ihren Mauerzinnen und runden Thürmen, einer Batterie von zwanzig Geschützen und dem Zeughause. Ein europäisches Bombardement könnte diese Festung nicht aushalten; die Bewachung ist einer Anzahl von Beludschen und deren Sklaven anvertraut. Einst wurde dieselbe von einem betrunkenen amerikanischen Matrosen angegriffen, der mit Beihülfe seines großen neufundländischen Hundes Sturm lief, die Beludschen fortjagte und triumphirend auf

die Mauer stieg. Man konnte diesen Mann nur dadurch bändigen, daß man Stricke um ihn warf und dergestalt zu Boden riß.

In der Festung befindet sich auch das Gefängniß mit allem Zubehör von Ketten, eisernen Halsringen, Fußschellen und dergleichen mehr. Das hindert die schwarzen Insassen nicht am Schwatzen, Singen, und Spielen mit Kaurimuscheln oder Kieselsteinen, aber ein weißer Mann würde in diesem grauenvollen Kerker eine zweite Nacht schwerlich durchleben können. In diesem Gefängnisse sah Burton noch einen schwarzen Mann, welcher bei der Ermordung des französischen Schiffsfähndrichs Maizan, die wir späterhin erzählen, in Dege la Mhora die Kriegstrommel geschlagen hatte. Dieser Unglückliche hieß Mezingera, wurde von den Arabern gefangen, nach Zanzibar gebracht und mußte zwei Jahre lang in Ketten vor dem französischen Consulat am Pranger stehen. Dann brachte man ihn 1847 in die Festung, wo er, schwer mit Eisen belastet, dergestalt an eine Kanone geschmiedet war, daß er weder liegen noch stehen konnte. Dabei war er gut beleibt und befand sich wohl!

Oestlich von der Burg steht das Zollhaus, die arabische Börse, ein langer, schmutziger Schuppen, wo Säcke und Ballen, Kisten und Körbe, Häute, Schiffsgeräthe, werthvolle Hölzer, Elfenbein und sonst noch allerlei Handelswaaren in großer Menge umherliegen und Millionen Dollars aus einer Hand in die andere gehen. In der Nähe wurde vor etwa dreißig Jahren der Bau eines neuen Zollhauses begonnen, er blieb aber unvollendet, weil der indische Zollpächter einen Aberglauben hatte. Dieser Mann war in der alten Bude reich geworden, hatte „Glück" gehabt, und war im Zweifel, ob dasselbe ihm in einem andern Gebäude treu bleiben werde.

In der Mitte des großen viereckigen Platzes vor dem Palaste erhebt sich der Flaggenstock, an welchem schwere Verbrecher derart befestigt werden, daß man sie von den Beinen bis zum Halse mit Banden umschlingt, bis „die Seele aus ihnen hinausfährt." So berichtet ein amerikanischer Reisender, aber unter dem gegenwärtigen Herrscher und dessen Vater sind dergleichen Martern nicht vorgekommen. Vor dem Palaste stehen einige kupferne Kanonen; das Gebäude selbst gleicht einer zweistöckigen Kaserne, ist weiß angestrichen, hat grüne Fensterjalousien und ein Ziegeldach. In den Ställen befinden sich arabische Rosse von reinem Blut aus Oman;

eine Betstätte und ein Friedhof fehlen nicht. Die öffentlichen Gebäude sind von keinem Belang, alle dreißig Moscheen sehr einfach. Die vier Bazare sind folgende: der Fischmarkt liegt hinter dem Suk Mahogo, einer langen Straße im südlichen Theile der Stadt, wo Reis in der Hülse, Getreidearten, Wollentücher und Baumwollenwaaren, Gemüse und andere Lebensmittel verkauft werden. Ostwärts ist der Suk Melindi oder Fleischmarkt, auf welchem schon vor sieben Uhr Morgens das Beste verkauft worden ist. Die Sklaven werden auf einem von Mauern umfriedigten Platze versteigert; der Salzmarkt liegt an der Ostseite der Burg. Dort werden hohe Haufen salzhaltigen Sandes von Persern aus Mekran und Arabern aus Sur feilgeboten, und eine große Menschenmenge tummelt sich auf diesem Bazar umher. Negerinnen und schwarze Knaben stehen in langen Reihen und bieten in der Sonne getrocknete Mandioca feil, Ananas, fettiges Backwerk, die widerwärtigen Früchte des Jacabaumes*) und stark riechende Fische. Sie verfertigen zum Zeitvertreib Matten, und schnattern wirr durcheinander. Dort gehen kräftige Lastträger aus Hadramaut mit schweren Ballen oder Häuten, die auf Stangen liegen, und stoßen Kühe aus dem Wege, welche gemüthlich den Marktabfall verzehren. Stämmige Bhattias, Handelsleute aus Katsch in Indien, erkennt man an der fahlen Gesichtsfarbe, geschorenem Bart, spitzen, rothen mit Gold besetzten Turbanen und schneeweißem Baumwollenkleid; sie unterhalten sich mit den indischen Kodschas, Leuten von gelber Hautfarbe, seidenweichen Bärten und verschlagener Miene. Sehr malerisch nehmen sich die hellbraunen Araber vom persischen Golf aus, deren geringeltes Haar auf das safrangelbe Gewand herabfällt; sie tragen zweihändige Schwerter, Dolch und kleine Schilde aus Leder; gleich Raubthieren gehen sie umher, und starren andere Leute mit „kehlabschneidendem Blick“ an. Die armseligste Figur spielt unter diesen pittoresken Gestalten der Europäer, der Weiße, mit seiner lächerlichen, geschmacklosen, nichtsnutzigen Kleidertracht; die Hunde bellen

*) Artocarpus integrifolia, ein großer und schöner Baum mit geradem Stamm und so stark belaubten Wipfeln, daß kein Sonnenstrahl durchdringt. Die Frucht ist länglich-rund, wird bis zu achtzig, ja hundert Pfund schwer und enthält rundliche Samen von der Farbe und Consistenz kleiner Kastanien, die in einem festen, zuckersüßen aber abscheulich riechenden Fleische liegen. Trotzdem werden sie auf den maskarenischen Inseln (Mauritius und Bourbon-Réunion,) gern gegessen.

ihn an, und er muß sie mit seinem Stocke wegscheuchen. Hin und wieder sieht man eine Araberin oder genauer ausgedrückt einen Haufen schmutzigen Gewandes auf unsichtbaren Füßen; das Gesicht ist mit der bekannten Maskat-Maske bedeckt, aus welcher nur die Augen hervorleuchten.

Die schwarze Bevölkerung ist mannigfaltig, weil Menschen aus mehr als zwanzig verschiedenen Stämmen sich in Zanzibar angesiedelt haben. Die schlanke Mhiao-Frau erkennt man an der rußfarbigen Haut und der Perle, welche aus einem in die Unterlippe gebohrten Loche hervorscheint; ihr Mann hat sich allerlei Figuren auf seine Haut tättowiren lassen. Das halbschlächtige Sawahelimädchen trägt ein roth oder blau gewürfeltes Stück Zeug bis dicht unter die Arme, hat das Wollhaar in eine Menge kleiner Zöpfe geflochten und im linken Nasenflügel einen Knochen oder ein Stück Metall; in den Ohrzipfeln steckt ein Pflock von Holz oder eine kleine aus Palmblättern zusammengelegte Rolle. Die Sklavinnen scheeren das Haupt und lassen nur etwas Haar von der Gestalt einer Kokosnuß stehen; die Kinder laufen umher, wie Gott sie erschaffen hat. Die Wanyassa haben ihre Zähne spitz gefeilt, die Wazegura sind tättowirt. An der Art dieser Tättowirung erkennt man die verschiedenen Stämme, aber allen sind die Spuren böser Krankheiten gemeinsam, nämlich Narben und Blatterngruben.

Zwischen den fünf kleinen Koralleninseln auf der Rhede von Zanzibar (— Schampany, Kibandiko, Schangu, Bawu und Schumby, oder wie sie bei den Europäern heißen: French Island im Norden mit dem europäischen Friedhofe; Ponton im Westen, von Middle Island durch einen tiefen Kanal getrennt; Bawy oder Turtle Island und im Süden Isle de la Passe —) herrscht ein reges Leben. In den Außengewässern sieht man eine Flotte von Galawa, kleinen Nachen und Schiffen aus einem einzigen Holzstamme, welche rasch, gleich malayischen Prahus, von schwarzen Ruderern getrieben, über die Wogen gleiten. Von diesen Negern haben manche, namentlich jene auf Brava, aus den portugiesischen Zeiten her die breitkrämpigen Strohhüte beibehalten. Die pequenos Batteis, welcher Camoens in den Lusiaden erwähnt, sind noch heute dieselben, nur haben manche jetzt, statt der Segel aus Palmblättern, Segel aus amerikanischem Baumwollenzeuge, die auf einem Paar Auslegern von zehn Quadratfuß ruhen; kleinere rudert man mit einem einzigen breiten, gekrümmten Ruder, manche werden auch gewrickt.

Am lebendigsten ist Zanzibar in der eigentlichen Handelszeit, während des Nordost-Monsuns. Vor dem Zollhause sieht man die „Eingeborenen" dicht wie Bienenschwärme, besonders wenn ein Kriegsschiff in Sicht kommt. Sklaven waschen Elfenbein in der See, legen Häute und Fälle zu hohen Haufen aufeinander und schaffen Farbhölzer an den Strand. Dazwischen laufen kleine Braminenochsen umher und stoßen gelegentlich einander. Die schwarze Jugend beiderlei Geschlechts badet im Meere. Manchmal liegen sechszig bis siebenzig Schiffe gleichzeitig im Hafen und zumeist dicht an der Insel.

Dem Europäer gewähren sie ein interessantes Schauspiel. Da ist zunächst die Mtepe, welche ganz genau den Fahrzeugen entspricht, welche der Verfasser des Periplus* vor mehr als zweitausend Jahren beschrieb. Solch eine Mtepe aus dem Hafen Lamu, deren Breite ein Drittel der Länge beträgt, führt am dünnen Mast ein großes viereckiges Mattensegel, hat einen schwanhalsigen Schnabel, an dessen rothem Kopfe (wie bei den chinesischen Dschonken und den alten ägyptischen Archen) ein rundes weißes Auge gemalt ist. Vom Halse hängen allerlei Talismane herab, und das Ganze gleicht einem Riesenvogel, der sich auf dem Wasser schaukelt. Die Mtepe hat eine Trächtigkeit von fünfzehn bis zwanzig Tonnen (jede zu etwa zwanzig Centnern), ist, ohne irgend einen Nagel oder eiserne Bolzen, sehr dauerhaft gezimmert, läuft vortrefflich gegen den Wind, und ist so elastisch, daß sie ohne Gefahr auf Sandbänke rennen kann. Neben diesem uralterthümlichen ostafrikanischen Küstenschiffe liegt ein Beden, welcher aus Sur oder Maskat in Arabien eine Anzahl Abenteurer gebracht hat. Solch ein Schiff hat eine Kajüte, segelt schnell, und wird von Reisenden, deren es zu hundert Mann an Bord nimmt, sehr gesucht. Recht plump sieht ein Grab aus; es gleicht einer übergroßen Dau, ist barkartig aufgetakelt, hat ein kolossales Steuerruder und sieht aus wie ein riesiger Fisch mit einer großen Schwanzflosse. Dort liegen auch Baghlas und Gandschas aus Katsch, mit niedrigem, weit vorstehendem Bug und hübsch bemaltem oder beschnitztem Stern. Diese Schiffe sind bei hochgehender See gefährlich. Ferner liegen vor Zanzibar verschiedene Arten arabischer Dau's mit mächtigen Auslegern am Stern, Matumbis und Maschuas.

Weiter seewärts ankern ein halbes Dutzend Kauffahrteischiffe aus Deutschland, namentlich aus Hamburg, Frankreich und Nord-

amerika, welche Elfenbein, Kopal, Kaurimuscheln und Häute laden; neben ihnen liegen sehr friedlich einige Kriegsschiffe des Sultans; sie sind abgetakelt, am Bord sind zur Bewachung nur einige Sklaven, viele Ratten und noch mehr abscheuliche Kakerlaken (Cockroaches*). Ein paar Schraubendampfer könnten dem Beherrscher von Zanzibar größere Dienste leisten als diese Flotte; aber ein Araber wird das nur mit Mühe begreifen, weil er meint, die Menge mache es aus.

Man hat von dem verstorbenen Sultan Said Said mehr Aufhebens gemacht, als er verdiente. Allerdings war er ein ganz tüchtiger Mann und, für einen arabischen Fürsten, ziemlich unterrichtet; aber über die Barbarei kam er doch nicht hinweg. Die Engländer schenkten ihm das Modell einer Dampfmaschine; er ließ dasselbe im Magazine verrosten. Obwohl Mohammedaner, glaubte er doch fest an die afrikanischen Fetische; nie würde er einen Mganga, Zauberer, haben bestrafen oder einen „Teufelsbaum“ umhauen lassen. Als der mit ihm sehr befreundete englische Consul Hamerton erkrankte, ließ er an dessen Kammerthür ein Stück Papier mit einem silbernen Nagel befestigen, um dadurch böse Genien und insbesondere den Geist eines Schotten abzuhalten, der im Consulate gestorben war. Er wollte keinem Porträtmaler sitzen, weil dann ein Theil seines Lebens von ihm weggenommen würde. Als man ihm ein Kupferwerk zeigte, in welchem das Ritterthum des Mittelalters erläutert war und dabei bemerkte, daß die Ritter sich bedrängter Frauen angenommen hätten, bemerkte er: nur Pöbel (Siflah) mische sich in die Angelegenheiten von Mann und Frau. Die Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher zu Kopenhagen hatte ihm ihr Diplom geschickt; er wollte jedoch mit Leuten nichts gemein haben, welche Gräber berauben und Leichen beunruhigen. Aus Bombay sandte man ihm Pegelstöcke zum Messen des Meeresstandes; er wies sie zurück, denn Allah habe Ebbe und Fluth ge-

*) Blatta americana. Mit Recht hat man diese widerwärtigen Schaben als eine der größten Plagen in den Ländern am indischen Ocean und des rothen Meeres bezeichnet. Sie vermehren sich besonders auf den Schiffen ungeheuer, fressen Alles, Leder von Schuhen, Papier, Speisen, Kerzen, selbst Quecksilberpräparate, und riechen widerwärtig. Bei den Schiffern gelten sie als eine Art von Barometer; wenn es regnen will, kriechen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und fliegen umher. Ihren größten Feind haben sie in einer grünen Fliege, Sphex lobata, welche ihnen den Legestachel mehrmals in den dicken Leib rennt und ihre Eier in die Seiten des Kakerlaken bringt.

schaffen und der Mensch brauche darüber weiter nichts zu wissen. Man konnte ihm nie begreiflich machen, was eine republikanische Staatsverfassung sei; sie schien ihm unmöglich, weil bei einer solchen ja Keiner da sei, welcher die Bastonnade geben lassen könne.

In diesem Zanzibar landeten Burton und Speke am 20. December, und wurden vom Consul Hamerton gastlich empfangen. Die Araber waren mißtrauisch und fragten, was die beiden Franken im Lande des Kopalgummi und der Elephantenzähne eigentlich beabsichtigten. Seit man dort glaubte, es sei Absicht der Franzosen gewesen, sich irgendwo an der Küste festzusetzen, waren auch die Ausflüge der deutschen Missionäre nach Fuga im Lande Usambara mit mißliebigen Augen betrachtet worden. Burton spricht den schweren Vorwurf aus, die nichtswürdigen Kaufleute in Zanzibar, sowohl amerikanische wie europäische, hätten alles Mögliche gethan, um den beiden Reisenden ein ähnliches Schicksal zu bereiten, wie einst dem Franzosen Maizan, und sowohl unter den indischen Banianen, wie unter den Arabern und Sawaheli böse Gerüchte in Umlauf gesetzt. Consul Hamerton erhielt von diesen Ränken Kunde durch den „himmlischen Doctor", den Kadi der Sawaheli, und schwor dann in Gegenwart der arabischen Häuptlinge einen heiligen Eid, daß die Expedition lediglich aus englischen Offizieren bestehe und mit den deutschen Missionären gar nichts gemein haben werde. Hamerton, welcher die Landesart kannte, mußte so und nicht anders verfahren.

Zur Abreise ins Innere war die Jahreszeit ungeeignet; auch lag den beiden Entdeckern daran, zuvor mit den Verhältnissen des Küstenstriches näher bekannt zu werden und eine Kreuzfahrt am Gestade zu machen. Ein alter angesehener Araber, Suleyman ben Hamed, genannt das Meer von Milch, der in frühern Zeiten Statthalter von Zanzibar gewesen, zeigte sich ihnen gewogen und gab ihnen Empfehlungsschreiben; ein solches erhielten sie auch von dem jungen Sultan Medschid an Kimwere, den Sultan von Usambara und an die Befehlshaber der verschiedenen Beludschengarnisonen in den von Zanzibar abhängigen Seeplätzen. Geld streckte der indische Zolleinnehmer Ladha Damha vor.

Bis zum Jahre 1840 hatten die Fremden in Zanzibar eine sehr unangenehme Stellung, weil sie ohne Schutz von Seiten ihrer Heimathländer waren. Hamerton kam 1840 als britischer Consul; damals war seit neun Jahren kein englisches Kriegsschiff dort ge-

wesen; man hatte unter den Eingeborenen ausgesprengt, England habe die Herrschaft über die indischen Meere verloren, und der Sklavenhandel wurde eben so schwungreich als grauenhaft betrieben. Kranke Sklaven warf man ins Meer, weil man dann keine Abgabe für sie zu zahlen brauchte; die Leichen wurden nachher von der Fluth an den Strand gespült und von Hunden aufgefressen. Hamerton trat von vorne herein mit Nachdruck auf, der Sultan zeigte guten Willen und bald gewannen die Dinge ein anderes Ansehen. Die Sklaven wurden besser behandelt, seitdem jede Mißhandlung derselben durch Stockprügel geahndet wurde, und die Unverschämtheit der schwarzen Bewohner gegen die Weißen ließ bald nach. Die Araber hatten den Negern gesagt, vor Europäern brauche man keinen Respect zu haben; der Kaufmann, welcher die Consulatsgeschäfte versah, war in seinem eigenen Hause mißhandelt worden, die Sawahelis drangen unbefugterweise in die Wohnungen, verlangten Branntwein, und zogen den Dolch, wenn man ihnen nicht willfährig war. Von den Arabern wurden die Europäer auf der Straße bei Seite gestoßen, bei Nacht konnten sie nicht mit Laternen ausgehen, weil man dieselben zerschlug und die Träger mißhandelte; kurzum die Dinge waren so arg geworden, daß selbst die sonst so servilen Banianen, diese indischen Unterthanen Englands, sich unhöflich gegen die Weißen benahmen. Alle solche Zustände wurden durch Consul Hamerton gründlich beseitigt; aber dieser vortreffliche Mann rieb sich durch angestrengte Thätigkeit auf und das böse afrikanische Fieber untergrub seine Gesundheit völlig.

Zum Führer erkoren die Reisenden den Said ben Selim el Lamki, einen winzig kleinen, dürren Araber von etwa vierzig Jahren, gelbem Gesicht mit hervorstehenden Augen, langer, krummer Nase und spärlichem Barte. Sein Vater war Statthalter von Kiloa gewesen, er selbst hatte die Besatzung in dem kleinen Hafen Saadan befehligt, war ein sehr höflicher Mann und vermochte es nicht über sich, seine Sklaven zu prügeln, obwohl er oft einen arabischen Vers sprach, der da lautet: „kauf einen Sklaven nicht anders, als wenn Du den Stock in der Hand hast, sonst muß der Herr gehorchen und der Sklav ist Gebieter.“ Er war nervös und schüchtern, obwohl er immer einen Dolch und einen mächtig großen Säbel führte, wagte sich nicht aus der Thür, wenn man ihm von Leoparden erzählt hatte, war auf der See immer krank, konnte keine

Anstrengungen ertragen, betete regelmäßig, kauete Betel und Tabak, trank wenig Wasser und viel Milch, sprach das Arabische nicht gut, desto besser aber jene Art von Lingua franca, das Kisawaheli, dessen sich an der ostafrikanischen Küste die Araber, Banianen und Schwarzen im Verkehr bedienen. Er war ein weit und breit sehr geachteter Mann und das kam den Reisenden recht gelegen; wußte viel und theilte seine Kenntnisse gern mit; dazu kam noch, daß er höflich, angenehm auch im Umgang wohlwollend und, was im Orient selten ist, durchaus rechtlich und zuverlässig war.

Am Abend des 5. Januar 1857 gingen Burton und Speke an Bord des arabischen Bedins Riami. Das Fahrzeug war auf zwei Monate mit Lebensmitteln versehen. Der Kapitän Hamed war ein Araber aus Sur; diese Leute gelten für habsüchtig, plump, unredlich und unverschämt, und dieser Schiffsführer war nicht aus der Art geschlagen. Er hatte nicht einmal für Holz und Wasser gesorgt, raffte in aller Eile auf dem Bazar ein halbes Dutzend Müssiggänger zusammen, unter ihnen auch einen Schneider, warb diese als Matrosen an, und trödelte dermaßen hin und her, daß Burton ihm Ohrfeigen gab und mit Stockprügeln drohete.

Endlich stach das Schiff in See und war am 10. Januar bei dem paradiesen Eiland **Pemba**, wo die Reisenden einen Tag verweilten. Auf dieser Smaragdinsel hatte im Jahre 1698 der kühne englische Bukkanier Kidd seine in den indischen Gewässern zusammengeraubte Beute an Gold, Silber und Edelsteinen vergraben. Zuweilen haben die Bewohner von Pemba vergrabene Gefäße mit kleinen Goldbarren und goldenen Knöpfen gefunden, denn die Freibeuter trugen gern einen Theil ihres Raubes an den Kleidern. Noch in unsern Tagen ist es vorgekommen, daß Kapitaine und Matrosen von Kauffahrern, die auf Madagaskar oder in abgelegenen Häfen der afrikanischen Küste landeten, von Eingeborenen überfallen wurden, welche ihnen die Messingknöpfe abschnitten. Das Andenken an Kidd und dessen goldene Knöpfe lebt bis heute fort.

Der Haupthafen auf Pemba, **Schackschack**, hat eine alte Burg, welche jenen am Rheine gleicht; die Fahrt von dort nach Norden hin war wegen der Regengüsse, heftigen Windes und hoher See äußerst unangenehm. Dazu kam noch der üble Geruch im Schiffe, der von faulendem Kielwasser, Holz und Kakerlaken herrührte. Endlich, am 16., lief der Riami um das Ras (Vorgebirge, Landspitze) Betony in den von Land umschlossenen Hafen

von Mombas ein. Die dortigen Schwarzen riefen: „Was für Neuigkeiten bringt ihr?", die Mädchen schwammen wie Nereiden in der See und spotteten die Ankömmlinge aus, die nackte Jugend rief: „Mzungu!", weiße Männer!

Ueber Mombas und dessen Bedeutung haben wir schon weiter oben nach Krapf's Berichten Einiges mitgetheilt. Burton hebt hervor, daß in neueren Zeiten insbesondere die in den Häfen ansässigen Banianen aus Indien, obwohl englische Unterthanen, sich große Mühe geben, sowohl die Wilden im Innern, wie die aus Mischlingen von Arabern und Schwarzen bestehende Bevölkerung des Küstenlandes gegen die Europäer aufzureizen, und an eine alte Prophezeiung zu erinnern, derzufolge die Weißen einst Herren des Landes werden sollen. Seitdem die Macht des Sultans von Zanzibar sich befestigt und der europäische Einfluß zugenommen hat, sind offenbare Feindseligkeiten von den Arabern, Banianen und Suahelis allerdings nicht mehr zu besorgen, aber sie bieten doch Alles auf, um dem Handel der Europäer, welcher ihrem Monopole verderblich wird, Hindernisse in den Weg zu legen.

Mombas.

Mombas liegt auf einer kleinen Koralleninsel, dem Festlande ganz nahe. Der zwischen beiden strömende Meeresarm oder Kanal bildet den Hafen, in welchem die Korallen einen natürlichen Molo

Digitized by Google

bilden. Die Engländer haben Treppenstufen in denselben gehauen, auf welchen man bis zur Stadt gelangt. Das Missionsgebäude hat zwei Geschosse und ragt also über die Hütten der Eingeborenen hoch empor, doch sind noch einige andere steinerne Gebäude vorhanden. Ein paar verfallene Kirchen, Brunnen mit gutem Wasser und die Festung, von welcher aus die Rhede beherrscht wird, erinnern an die Portugiesen. Das Klima ist wärmer als in Zanzibar, aber nicht so ungesund. In der Burg liegen als Besatzung dreihundert Beludschen; die Zahl der Einwohner beträgt etwa achttausend, anmaßende, nichtsnutzige, fanatische Leute, die selbst bei den Arabern in schlechtem Rufe stehen. Die Reisenden wurden wie Feinde angesehen und, weil sie sich nichts abpressen ließen, so unverschämt behandelt, daß Burton die Zudringlichen mit dem Säbel in der Faust abwehren mußte. Sogar der Befehlshaber der Besatzung, ein alter Araber aus Mekka, ein verrätherischer roher Mann, wollte den Reisenden ihre Drehpistolen und Flinten rauben. Dagegen benahm sich der Statthalter, ein Araber aus Oman, durchaus anständig.

Es war ein Hauptzweck der Reisenden, mit dem Missionär Rebmann sich zu besprechen, und sie fuhren deshalb nach dessen Station Rabbai Mpia. Die Missionsgebäude erschienen hier als ein Meisterwerk des Fleißes; Rebmann und Erhardt hatten den Bau 1850 begonnen. Abends genossen sie die erfrischende Seeluft. Empfindlich ist der Mangel an einem Brunnen, und die rothen Ameisen sind eine solche Plage, daß man die Pfosten der Bettstellen in Wassergefäße stellen muß; am Tage ist man nirgends vor diesen Insekten sicher, sie kriechen sogar in Nase und Ohren. Die Schwarzen bei der Mission starrten die neuen weißen Ankömmlinge an, auch Wilde drängten sich herbei und bettelten um etwas Zeug oder Tabak.

Rebmann hatte damals schon neun Jahre in Ostafrika gelebt und gab den Reisenden wichtige Auskunft über die afrikanischen Völker, welche er in drei große Gruppen theilt. Zuerst die reinen Nomaden, wie die Somal, die Gallas, Masaï und andere; sie alle sind kriegerisch und eine Geißel ihrer Nachbarn. Sodann die Halbnomaden, z. B. Wakambas, welche keine festen Wohnsitze haben, aber den Acker durch ihre Weiber bestellen lassen und nur gelegentlich auf Raubzüge ausgehen oder plündern. Endlich die ackerbautreibenden Stämme, wie die Wanikas, in der ganzen

Region zwischen dem Meer und den großen Seen. Sie sind streitsüchtig und diebisch, aber im Allgemeinen nicht gerade feindselig gegen Fremde. Ihre Körperbildung ist untadelhaft, und manche junge Mädchen könnten als Modelle für eine mediceische Venus dienen; aber bei Männern wie bei Frauen ist das Gesicht abscheulich. Die Wanikas sind Trunkenbolde, ausschweifende, träge und feige Leute; die Muselmänner haben sich mit einer Bekehrung dieses Volkes nicht abgegeben und die christlichen Missionäre mußten auf eine solche verzichten, weil sie mit dermaßen gearteten Menschen gar nichts anfangen konnten. Doch haben sie untereinander große Familienanhänglichkeit und verkaufen ihre Kinder blos, wenn Hungersnoth sie treibt. Eine solche war wenige Jahre vorher unter dem trägen Volk ausgebrochen und wurde von dem arabischen Statthalter zu Mombas in wahrhaft niederträchtiger Weise ausgebeutet. Er gab den Wanikas Getreide, ließ sich für dasselbe eine Anzahl Frauen und Kinder stellen und verkaufte diese ohne Weiteres an Sklavenhändler. Aber die Rache ließ nicht lange auf sich warten. Im Jahre 1844 unterlag er in einem Gefechte gegen die Schwarzen, welche ihn gefangen nahmen. Nachdem sie seinen Sohn vor seinen Augen grausam verstümmelt und ermordet hatten, marterten sie ihn selber zu Tode.

Von einer Reise ins Innere mußte Rebmann entschieden abrathen. In Folge langer Dürre war Wassermangel eingetreten, es fehlte an Lebensmitteln, Führern und Trägern, weil Niemand sich in Gegenden wagen mochte, welche von allerlei Raubgesindel durchschwärmt wurden. Das ist übrigens der normale Zustand in jenen Theilen Afrikas; man weiß nie im Voraus, ob eine Straße offen und sicher sei oder nicht. Nur der Handel öffnet sich am Ende immer da oder dort, auf geradem Wege oder auf Umwegen eine Bahn. So gelang es Krapf, allerdings nur unter der größten Lebensgefahr, mit Kaufleuten nach der Provinz Kikuyu in Ukambani vorzudringen; ob aber Andere diese Straße benützen könnten, auf welcher man gewiß später einmal ins Innere gelangen wird, steht sehr dahin, denn die Verhältnisse wechseln dort schnell. Vor wenigen Jahren zitterte man in Mombas vor den Wakuafis, die bald nachher von den Masai bezwungen wurden, welche westlich von Schagga ein gesundes Weideland bewohnen. Diese Nomaden haben keine Pferde und ziehen mit Kameelen und Rindviehheerden umher. Auch sie sind ein Schrecken der Küstenbewohner, weil in ihren Augen

das Leben gar keinen Werth hat. Manchmal zeigen sie sich friedlich und werden dann von Handelsleuten aus Mombas, Wasin, Tanga und Pangani besucht.

In Mombas hatte sich das Gerücht verbreitet, diese wilden Masai drängen in der Richtung nach Kisulodiny vor und die Missionäre seien in Gefahr. Speke und Burton eilten zur Hülfe herbei, das Gerücht hatte indessen vorerst übertrieben, und die Missionäre kamen am 22. Januar 1857 wohlbehalten nach Mombas. Einige Tage später leuchteten jedoch auf den Bergen viele Feuer empor und am andern Morgen fand man in den Thälern bei der Mission die Leichen ermordeter Menschen. Die Wilden plünderten weit und breit, und drangen bis in die Nähe des Meeres vor. Als sie dort von den Arabern und Suahelis mit Flintenschüssen begrüßt wurden, eilten sie in wilder Flucht davon. Die Sieger verfolgten aber nicht etwa in geschlossenen Reihen den Feind, sondern zerstreueten sich, um die ihnen geraubten Heerden wieder fort zu treiben. Diesen Fehler benutzten die Masai, kehrten um, tödteten viele Araber, trieben sich noch eine Weile in der Gegend umher und zogen dann wieder in ihre Berge.

Am 24. Januar gingen die Reisenden wieder an Bord des Riami und fuhren gen Süden. Nach einer achtstündigen Fahrt wurde in der Gasy=Bucht geankert. Diese Küstenstrecke hat mehr Korallenriffe als Häfen, die Schiffe wagen nach Eintritt der Dunkelheit keine Fahrt und sind auf den offenen Rheden gegen starken Nordost gar nicht geschützt. Gasy ist ein bedeutendes Dorf, in welchem einige Angehörige der noch immer aus Mombas verbannten Familie Masrui wohnen; das umliegende Land gehört den wilden Wadigo.

Mit Sonnenaufgang begann die Fahrt nach Wasin, das auf der gleichnamigen Insel liegt und durch einen schmalen tiefen Kanal vom Festlande getrennt ist; diesem gegenüber liegt die kleine Stadt mit ihren drei Moscheen, winzigen Hütten und großen Häusern, deren Gebälk aus Mangrovestämmen vermittelst vieler Stricke aus Cocosfasern (Coir) an einander befestigt ist. Wasser muß man von der Küste holen; es ist brakig, aber nicht ungesund. Das letztere gilt dagegen in hohem Grade vom Klima. Die Einwohner sind ein schlechtes, fanatisches Gesindel, lymphatische Araber, häßliche Suaheli, armselige Mischlinge und diebische Sklaven. Der

Sultan hält in Wasin keine Besatzung, Banianen dürfen, vermöge ihres Gesetzes, nicht mit Kaurimuscheln handeln und meiden deshalb diesen Ort, der für den Handel ohne Bedeutung ist. Nur zu Anfang der Regenzeit findet im Innern einiger Waarenverkehr statt. Karawanen, bei welchen die Wadigo und Wasegeschu sich als Träger verdingen, gehen von Wanga und anderen kleinen Häfen an der Küste in die Gebiete der Wakuafi und Masai, legen den Weg dorthin in etwa zwanzig Tagreisen zurück, bleiben einige Monate dort und kehren mit Elfenbein und Sklaven zurück.

Am 27. Januar fuhr der Riami von Wasin, nach der Insel Tanga. Die gleichnamige Stadt liegt in einer sechs engl. Meilen tiefen Bucht, zu welcher die Einfahrt theilweise durch Korallenbänke versperrt ist. In dieselbe münden zwei kleine Bäche, in denen viele Flußpferde leben. Die Stadt, deren Name Segel bedeutet, gleicht ganz den übrigen Küstenstädten, liegt auf einer Erhöhung zwischen Cocospalmen und Kalebassenbäumen, und zählt zwischen vier- bis fünftausend Einwohner, darunter etwa zwanzig Banianen und eben so viele Beludschen. Zweimal im Jahre, nach Beendigung der großen und kleinen Regenzeit, also im Juni und November gehen Karawanen nach Dschagga und zu den Masai, und nehmen Baumwollenzeuge, Messing- und Eisendraht und Glasperlen mit, von denen nicht weniger als vierhundert verschiedene Sorten im Umlauf sind. Sie bringen Esel, Kameele, einige Sklaven und etwa 70,000 Pfund Elfenbein zurück. Die Einwohner verfertigen auch allerlei Eisenwaaren. Burton wurde von den Vorstehern der Suaheli freundlich aufgenommen, besuchte die Hütte welche früher der deutsche Missionär Erhardt bewohnt hatte, wurde mit Kaffee, Milch und Früchten bewirthet, und zog Erkundigungen über die Geographie des Landes ein. Von dem hohen Berge Kilimandscharo wurden ihm wunderbare Dinge berichtet. Dort hat Scheddah eine Stadt aus Erz gebaut und die Bergspitze mit einer silbernen Kuppel gekrönt, die in allen Farben erglänzt. Dort halten auch Dschamis, feurige Wesen, böse Geister, ihre Versammlungen und scheuchen Jeden zurück, welcher den Berg ersteigen möchte; dieser weicht zurück, je näher ihm der Wanderer kommt, und je höher derselbe steigt, um so mehr thürmt der Berg sich empor. Endlich dringt ihm das Blut aus der Nase hervor, seine Finger werden krumm und starr, der Athem versagt ihm und auch der muthigste Mann muß Halt machen. Aus diesem Gewebe von Fabeln und

Thatsachen ergiebt sich wenigstens so viel, daß der Berg eine beträchtliche Höhe hat.

Am Abend wurden die beiden weißen Männer mit einem Ngoma Chu, einem Ständchen, beehrt; es war eine entsetzlich lärmende, ohrzerreißende Musik. Die Vorsteher der Suahelis lassen sich gern Sultan tituliren und jeder übt in seinem Dorfe eine fast uneingeschränkte Gewalt. Der gemeine Mann darf in ihrer Gegenwart nicht auf einem Stuhle, einem Teppich oder einer feinen Matte sitzen, oder einen Sonnenschirm oder Turban tragen; auch darf bei feierlichen Gelegenheiten nur allein der Häuptling tanzen.

Burton erhielt ein Geleit und konnte die etwa fünf Meilen südlich von Tanga etwas landeinwärts liegenden Trümmer einer alten Stadt besuchen. Aus der Ferne gesehen, glich sie einem verfallenen Schlosse. Die Ueberreste sind unbedeutend; innerhalb der Mauern steht eine verfallene Moschee. In den alten Häusern haben wilde Waseguschus ihr Vieh untergebracht. Niemand wußte, von wem die alte Stadt gebaut worden sei.

Je den fünften Tag besuchen Leute aus Tanga das Dorf Ambony, wo dann ein Goglio, ein Markt, gehalten wird, zu welchem die Wilden aus dem Innern kommen. Burton legte arabische Tracht an und ging in Begleitung eines alten Arabers dorthin. Der Weg führte anfangs der Küste entlang unter Kokospalmen, dann durch ein Dorf, in welchem Schmiede früh am Morgen rüstig arbeiteten und die Schuljugend lesen lernte. Nach zwei Meilen wurde ein Bach durchwatet, bis zu welchem die Meeresfluth ansteigt; nach einer halben Stunde kam er an den tiefen Fluß Behemoth, auf welchem sich eine Fähre befindet. Die Wilden an dieser Küste haben keine Boote, fischen selten und können nicht einmal schwimmen. Am andern Ufer liegen Bananenfelder. Der Markt war schon früh sehr belebt. Die wilden Leute, verschiedener Stämme: Waschenzi, Wasembara, Wadigo und Waseguschu schritten bewaffnet einher; die Frauen trugen nach Landesart ihre Kinder auf dem Rücken und die Verkaufswaaren auf dem Kopfe, oder saßen vor diesen letzteren, welche sie laut ausboten. Der eigentliche Marktplatz war durch Stricke abgesperrt, und wer innerhalb desselben verkaufen wollte, hatte eine Abgabe zu zahlen. Die wilden Leute vertauschten ihre mageren Ziegen und Schafe, Kokosnüsse, Bananen, Getreide und flüssige Butter gegen Baumwollenzeug, Glasperlen, Eisenwaaren, getrocknete Fische, Salz, berau-

schende Getränke, Gewürze, Nadeln, Zwirn und Galmei. Die verschiedenen Gruppen waren wohl etwas lärmend aber dabei ganz friedlich.

Burton verweilte sechs Tage in Tanga und unternahm während dieser Zeit noch einige andere Ausflüge. Am 2. Februar ging er mit einem frischen Barri, d. h. Landwinde, wieder in See, und erreichte nach fünfstündiger Fahrt Tangata, eine offene Rhede zwischen Tanga und Pangany. In der Nähe sollten sich Ruinen, angeblich mit persischen Inschriften befinden, und allerdings liegen dergleichen nicht weit vom Dorfe Tongony. Der Reisende fand dort einen Friedhof mit dem Grabe eines Wali, Heiligen; eine alte Moschee mit Säulen aus Korallenfels, und in einem Mausoleum ein Bruchstück von einem verglasten persischen Ziegel, mit großen blauen Buchstaben in der Rukaaschriftart. Die Suaheli hegten davor eine abergläubige Scheu und erzählten, Sultan Kimwera von Usumbara habe die Absicht gehabt, den Stein holen zu lassen; aber von den Männern, welche er zu diesem Zweck ausgeschickt, seien neunzehn eines geheimnißvollen Todes gestorben. Indeß Burton konnte ihn wegnehmen, nachdem er einige Stücke Musselin als Geschenke ausgetheilt hatte.

Am 3. Februar fuhr der Riami an der Insel Moziny vorüber nach Pangani, von wo Burton einen Ausflug ins Innere machen wollte. Deshalb gedachte er mit einiger Feierlichkeit aufzutreten und sandte seinen Begleiter Seid ben Selim mit dem Rundschreiben des Sultans an den Gouverneur, den Befehlshaber der Besatzung, den Zolleinnehmer und die Vorsteher der Suaheli, und wurde dann auch mit großer Auszeichnung empfangen. Man machte Musik, die Vorsteher tanzten, schwangen dabei ihre Säbel und Sklavinnen sangen. Schaaren von halbschlächtigen Leuten und Schwarzen ergötzten sich sehr an dem schrillen Tone der Pfeifen und dem Gelärm einer großen „Bombom", das heißt, Trommel. Beim Gouverneur, der ein Freigelassener des verstorbenen Sultans war, fanden die Reisenden gastliche Aufnahme. Von dem Dache des zweistöckigen Hauses hatten sie eine herrliche Aussicht auf den Panganifluß; nach Norden hin standen Kokoshaine, gegen Süden hoben sich gelbe Felsen anmuthig vom Horizont ab, der breite Strom zog, von grünen Ufern eingesäumt, in die blaue See.

Pangani und das benachbarte Kumba liegen am linken Ufer der Mündung, am rechten und gerade gegenüber dehnen sich

unter gelben Sandsteinhügeln die von mächtigen Bäumen überschatteten Dörfer Bueny und Mzimo hin. Der Panganifluß ist dort etwa 600 Fuß breit; vor der Mündung liegen eine Barre und ein Watt; nur im Süden befindet sich eine Einfahrt, die jetzt nicht mehr als sieben bis acht Fuß Tiefwasser hat; Owen fand vor dreißig Jahren dort zwölf Fuß. Sie ist sehr gefährlich und selbst geizige arabische Schiffsführer müssen einen Lootsen nehmen, der einen Dollar kostet. Das Wasser in den Brunnen ist brakig, das Klima soll während der trockenen Jahreszeit nicht ungesund sein, während mit dem Regen sich auch gleich bösartige Gallenfieber einstellen.

Unter den Wohngebäuden sind etwa zwei Dutzend von Stein, alle übrigen nur Hütten, deren jede von einem mit Matten umzogenen Hofraum umgeben ist. Um die Stadt zieht sich ein Dornengestrüpp, in welchem sich die Leoparden gern aufhalten. Kurz vor Burtons Ankunft war eine dieser Bestien auf das Dach eines Hauses geklettert und hatte eine junge Sklavin fortgeschleppt; im Flusse tummeln sich Krokodile. Sie hatten vor einigen Tagen einen Knaben aufgefressen. Die Frage, weshalb man das Gestrüpp nicht niederbrenne und die Alligatoren tödte, wurde damit beantwortet, daß man nöthigenfalls im Wald eine Zuflucht gegen Feinde finden könne und die Alligatoren brächten Glück. Bei Pangani wachsen alle tropischen Früchte, sogar die Gewürznelke; man bauet auch Mais, Durra, Sesam und andere Körnerfrüchte und etwas Baumwolle für den Hausbedarf. Aber Vieh ist selten, die Kühe sterben, wenn sie das Gras fressen, die Ziegen geben keine Milch, Fische und Geflügel sind in Menge vorhanden.

Die Einwohnerzahl von Pangani und den drei nebenliegenden Dörfern beläuft sich auf etwa viertausend Köpfe, Araber, moslemitische Suaheli und Heiden; die Sklavinnen bilden eine beträchtliche Anzahl der Bevölkerung. Der Elfenbeinhandel aus Ngura, Masai und Schagga ist gewinnbringend und in den Händen von etwa zwanzig Banianen. Sie klagten sehr über die Pagazi, d. h. Träger, welchen sie für die Reise ins Innere zehn Dollars bezahlen müssen, zur Hälfte beim Abzuge, zur Hälfte nach der Heimkehr. Gewöhnlich laufen 15 Procent dieser Leute unterwegs fort; doch trotzdem machen jene Hindus großen Profit und einer hatte mehr als zwanzigtausend Dollars ausgeliehen; das ist eine große Summe für ein Land, in welchem selbst Europäer bei genügender Deckung

40 Procent Zinsen nehmen. In Pangani bettelt Jedermann; ein indischer Kaufmann klagte, daß er an jedem Abend von einem halben Hundert wilder Leute bestürmt werde, die Getreide, Butter und Oel von ihm verlangen. Pangani führt allerlei Landeserzeugnisse aus, darunter jährlich an 35,000 Pfund Elfenbein, 1750 Pfund Hörner vom schwarzen Rhinoceros und einige Hippopotamuszähne.

Der Reise ins Innere stellten sich allerlei Bedenklichkeiten entgegen. Pangani und Bueny gehören, gleich den übrigen Niederlassungen an der Küste, kraft Erbrechts dem Sultan von Zanzibar, welcher die Statthalter und Diwane, d. h. Häuptlinge einsetzt und bestätigt. In Pangani fand jedoch mit des Sultans Bewilligung eine Ausnahme statt, indem Kimwere, Sultan von Usambara, dessen Vorfahren einst am Gestade mächtig gewesen waren, diese Beamten einsetzte. Andrerseits liegt das Dorf Bueny am rechten Ufer, im Gebiete der wilden, heidnischen Wazegura, welche ausgedehnten Sklavenhandel treiben und sich eine Menge von Feuerwaffen verschafft haben. Seit langer Zeit sind die Wasambara und die Wazegura erbitterte Feinde, die stets in Fehde mit einander liegen. Dazu kam, daß vor etwa einem Jahre die Wazegura unter sich selbst zerfallen waren, und gerade jetzt beide Parteien weit und breit Menschen raubten, mordeten und sengten. Es war also nicht räthlich in ihrem Lande zu reisen und man rieth Burton, den Umweg über Tangate zu nehmen, auf welchem die Reisenden mit geringen Gefahren zum Sultan von Usambara nach Fuga würden gelangen können. Den Europäern lag aber daran den Fluß Pangani näher kennen zu lernen, und sie beschlossen deshalb, sich am rechten Ufer desselben zu halten. In Pangani ging das Gerücht, sie wollten nach Schagga und auf den Kilimandscharo; aber davor warnte man sie, weil die Masai unruhig seien, die Regenzeit bald eintrete und bewaffnete Männer nicht zur Verfügung der Weißen stehen, welche Niemand begleiten mochte.

Burton hebt hervor, daß in Afrika der Erfolg einer Forschungsreise vorzugsweise durch ausreichende Geldmittel bedingt werde. Wer nicht hinlänglich über Dollars verfügen kann, muß allein reisen und wird höchstens einige Schwarze zu Begleitern haben; er darf keine Instrumente mitnehmen und hat nur so viele Waffen, als er selbst trägt; er wird ferner vielfach aufgehalten und gehemmt werden, Mangel und Beschwerden erleiden und am Ende elend sterben und verderben. Ganz anders gestalten sich die Dinge, wenn man

Geld vollauf hat. Eine Forschungsexpedition, welche für ein Jahr über 5000 Pfd. Sterling verfügt, kann sich einen beliebigen Weg wählen, weil sie die Erlaubniß dazu für Geld von den Häuptlingen leicht erhält; sie kann auch in Gegenwart der Neger mit Instrumenten beliebige Beobachtungen anstellen, während dem einzelnen Reisenden eines Stückes Messing wegen die Kehle abgeschnitten wird. Burton meint, es würde für ihn ein Leichtes gewesen sein, von Mombas oder Pangani aus mit einhundert Flintenträgern auch durch das Gebiet der plündernden Masai nach Schagga und bis an den Kilimandscharo vorzudringen. Aber zur Löhnung für diese Bewaffneten und für die Träger, welche man mit Lebensmitteln versorgen muß, würden wöchentlich etwa 100 Pfund Sterling erforderlich gewesen sein und Burton's Mittel nur für anderthalb Monate ausgereicht haben. Deswegen mußte er sich mit einer Wanderung nach Fuga begnügen und durfte an ein weiteres Vordringen nicht denken.

In Pangani war gerade der Sohn des Sultans Kimwere von Usambara anwesend, ein Schwarzer mit widerwärtigem Gesichtsausdruck, der sich wie ein Araber kleidete und als Mohammedaner über andere Neger erhaben dünkte. Dieser Mann hieß Muigni Chatib. Er sandte an Burton eine Botschaft und verlangte, daß derselbe die für den Sultan bestimmten Geldgeschenke ihm, dem Sohne, einhändige. Natürlich wurde er abgewiesen. Dieser Muigni, welcher die Oberherrlichkeit von Zanzibar anerkennt, war eben dorthin unterwegs, um sich in einer eigenthümlichen Angelegenheit zu rechtfertigen. Er hatte, wie weiland Romulus, in einem seiner Dörfer, allerlei bösem Gesindel, namentlich auch entlaufenen Sklaven, Zuflucht und Schutz gewährt, und das war sehr übel vermerkt worden. Der Befehlshaber der Beludschen drang in Burton, diesen Schwarzen fest zu halten; aber darauf konnte man doch nicht eingehen.

Die beiden Europäer trafen in aller Stille Vorkehrungen zur Abreise, erklärten, nur einen kurzen Ausflug machen zu wollen mietheten einen langen Nachen mit vier Ruderknechten, luden Gepäck für etwa vierzehn Tage ein und fuhren am 6. Februar 1857 den Pangani aufwärts. Nachdem das Fahrzeug mehrmals festgerannt war, kamen sie bald in freies Wasser, die Sandsteinufer hörten auf und die Landschaft nahm einen ganz andern Charakter an. Flußpferde steckten ihre plumpen Köpfe aus dem Wasser, starrten die Reisenden an, schnauften laut und verschwanden wieder;

Krokodile schwammen eilig fort, wenn der Ruderschlag sie erschreckte, oder lagen wie Baumstämme am schlammigen Ufer und blickten mit ihren grünen bösartigen Augen nach dem Flusse hin; in den schlanken Bäumen spielten Schaaren von Affen, und wilde Menschen stellten im Wasser Fischkörbe auf. Der Himmel war blau, aber der Pangani noch tiefer gefärbt; über der ganzen Gegend lag ein dünner Duft, welcher den Sonnenglanz milderte. Der Pflanzenwuchs war prachtvoll üppig; die Nachl el Scheytan, diese Teufelsdattel, streckte mit ihrem wundersamen Laubwerk und Gezweig die anmuthig gekrümmten Aeste oft dreißig bis vierzig Fuß weit über den Strom hin. Diese „Riesenzwergpalme“ hat keinen Stamm, aber die Mittelrippe eines jeden Zweiges wird so dick wie ein Mannsschenkel. Am Ufer blüheten schneeweiße Lilien im Wasser; dann und wann war der Wald gelichtet, um Cocos- und Arekapflanzungen Platz zu machen; auch Bananen- und Zuckerrohrfelder fehlten nicht. Ueber der ganzen Landschaft lag tiefe Stille, die nur zuweilen vom Geschrei eines Vogels unterbrochen wurde.

Am Abend legte der Nachen an einer Stelle an, wo einst unter hohen Bäumen ein Heiliger sein Ende fand. Vor langen Jahren war er ins Land der Heiden gekommen, um ihnen die Lehre Mohammeds zu bringen; aber die Ungläubigen widersetzten sich und nahmen den glaubenseifrigen Mann gefangen. Als sie Anstalt machten ihn zu tödten, sprach er ein Gebet, die Erde öffnete sich und nahm ihn in ihren Schooß auf. Der Heilige duldet nicht, daß die herrlichen hohen Bäume gefällt werden oder daß die Fluthen sein Grab überschwemmen. Mohammedaner, welche dort vorbeikommen, ermangeln nicht, etwas Getreide, eine Kugel oder einige Blätter in den Strom zu werfen. Ein Araber aus Sur, der wahrscheinlich von der wahhabitischen Ketzerei angestreift war, behauptete einst, der Heilige sei doch nur ein Mensch gewesen wie andere Sterbliche; aber was geschah? Binnen Jahresfrist wurde er sammt seinem Schiffe vom Meere verschlungen.

Bei Pombui, einem kleinen mit Pfahlwerk umgebenen Dorfe am linken Ufer, wurde angehalten. Die Bewohner sind Unterthanen von Zanzibar; sie brachten Stühle und Mangofrüchte. Der Abend war köstlich, die Luft frisch und erquickend, und die Fahrt nach Mitternacht, stroman mit der Meeresfluth, rasch und angenehm. Erst um zwei Uhr Morgens ließ Burton beim Landungsplatze vor Schogwe anlegen und ging schlafen. Der Ort selbst hat eine

schechte Lage abseit vom Flusse, der rauhe Boden ist nicht fruchtbar und nach der Ueberschwemmung ungesund; aber dieser Platz bildet einen Schlüssel zum südlichen Usambara und hat eine kleine Besatzung von Beludschen, die nie ganz gesund werden. Auf dem Landwege gelangt man in fünf bis sechs Stunden nach Pangani. Manchmal schleichen sich die wilden Waschenzy bis an die Hütten von Schogwe, schießen einige Pfeile hinein und stecken die Zäune in Brand. Südlich vom Flusse erhebt sich der Hügel Tongwe Muanapiro, der auf manchen Karten Gendagenda heißt; man kann ihn von Zanzibar aus sehen.

Wir haben mehrfach der Beludschen erwähnt, welche überall in den Küstenplätzen die Besatzung bilden. Der verstorbene Sultan hatte große Noth mit seinen zuchtlosen Söldnern aus Oman und den wenig brauchbaren Negern, welche er zu Soldaten machen wollte. Da warb er Leute aus Katsch und Bampur an, ein buntes Gemisch von Afghanen, Arabern und Indern, die wohl ein halbes Dutzend verschiedene Sprachen reden, allerhand Gesindel, das aber seine Schuldigkeit thut, vorausgesetzt, daß man ihm den Sold richtig auszahlt. Namentlich die Söldner aus Mekran verstehen sich auf die Vertheidigung eines Forts; Alle aber haben große Vorliebe für ein gutes Schwert und das Luntengewehr. Die Löhnung beträgt zwei bis drei Dollars monatlich; dazu kommen dann noch Kleidung und Lebensmittel. Oftmals bekommen die Leute im ganzen Laufe des Jahres gar kein Geld und sind oft ganz zerlumpt. Sie wohnen mit einer Sklavin in Hütten und erhalten täglich eine Ration Getreide oder Mehl. Kein Wunder, daß sie als zudringliche Bettler bekannt sind. Die Banianen sagen: „ein Bramine, ein Beludsche und ein Geisbock fressen alle Drei den Baum auf, an welchen man sie bindet.“ Außerordentlich gern verpuffen sie Pulver, denn Flintenknall ist für sie die beste Musik; deswegen behält der Hauptmann allen Schießbedarf unter Aufsicht, und vertheilt ihn erst, wenn ein Kampf bevorsteht. Sie werden von den Arabern und von den Landesbewohnern überhaupt nicht gern gesehen und sehnen sich alle nach Indien zurück, das sie den Garten nennen; aber wenige kommen wieder dorthin, sondern bleiben in Afrika, denn, sagt das arabische Sprüchwort, „ein Narr fällt wohl ins Feuer hinein, aber selten wieder heraus“.

In jeder Station befehligt ein 'Jemadar, Hauptmann, der vier bis fünf Dollars monatlich bezieht, aber seine Untergebenen betrügt,

Wucher an ihnen treibt, falsche Musterrollen führt und dem Sultan für fünf und zwanzig Mann Sold und Rationen berechnet, obgleich er oft nur ein halbes Dutzend Leute auf den Beinen hat. So kommt es, daß er neben seiner Frau zehn oder mehr Sklaven hält, sich kostbar kleidet und schöne Waffen führt. Der Hauptmann in Schogwe versprach für ein gutes Bakschisch den Reisenden seine Beihülfe, und sie konnten deshalb schon am andern Morgen aufbrechen, und nahmen dann den Weg nach Tongwe. Dieser führte anfangs über ein steiniges Gelände und nachher durch ein Dornendickicht; auf freien Plätzen gewahrte man Spuren von Elephanten. Diese kommen während des Monsuns in die Ebene, während der trockenen Jahreszeit suchen sie kühlere Stellen im Hügelland auf. Von den Beludschen werden sie mit Kugeln erlegt, die schwarzen Wilden bedienen sich vergifteter Pfeile oder machen enge Fallen. In der Nähe des Pangani erreichen jedoch die Elephanten nur eine mäßige Größe, weiter im Binnenlande kommen sie von ganz ausgezeichneter Qualität vor, und jene Gegenden liefern die größten und schönsten Zähne in der Welt. Diese haben durchschnittlich einhundert Pfund Schwere, solche von 175 Pfund sind nicht selten, und Burton hörte von einem Paar, das zusammen 560 Pfund wog.

Am 9. Februar wurde Tongwe erreicht, das auf der ersten Bergterrasse steht, welche das Land Usambara bildet. Sie erhebt sich steil aus der Ebene, ist etwa zweitausend Fuß hoch und mit Waldgestrüpp bewachsen, durch welches sich die Reisenden einen Weg mit dem Schwerte bahnten. Dasselbe ist so dicht, daß das Gebirge nur von der Nord- und der Ostseite her bestiegen werden kann. Beim Fort quillt aus dem Felsen süßes frisches Wasser und die Luft war höchst erquickend.

Mit großer Mühe gelang es den Reisenden die nöthige Anzahl von Begleitern zu bekommen; zuerst vier schwarze Sklaven, träge, gefräßige Bursche, die wie Raben stahlen, dann einen breitschulterigen Suaheli als Führer, der alle Ungläubigen haßte, endlich einen Beludschen aus Mekran, welcher den Stutzer und „Tiger" spielte. Dazu kamen noch ein Araber aus Maskat, der einst bessere Tage gesehen hatte, aber durch den Genuß starker Getränke heruntergekommen war, und einige andere Bewaffnete. Am brauchbarsten zeigte sich Sidi Mobarek, der sich selbst Bombay nannte. Dieser Schwarze war in früher Jugend von einem Banianen gekauft und nach Katsch in Indien gebracht worden, wo er die Freiheit erhielt.

Er war dann nach Afrika gekommen, sehnte sich aber nach Indien zurück, und sah mit tiefer Verachtung auf alle „Nigger“ herab. Er arbeitete wie ein Pferd, machte sich sehr nützlich, besorgte alle Aufträge, und gefiel den Reisenden dermaßen, daß sie ihn für längere Zeit in ihre Dienste nahmen.

Am 10. Februar wurden die Reisenden von ihrem Führer irre geleitet, von der übrigen Gesellschaft getrennt und befanden sich bei Einbruch der Dunkelheit allein mit einem alten Araber aus Mekka, an einem ausgetrockneten Bache. Glücklicherweise gelang es, einige Lachen zu finden, und so konnten sie den Durst löschen und ihre geschwollenen Füße baden. Erst am andern Morgen vereinigten sie sich wieder mit ihrer Dienerschaft, die an einem andern Bache ihr Lager aufgeschlagen hatte. Die Beludschen schoren einander das Haupthaar ab und flochten Sandalen aus Palmblättern. Plötzlich erschienen fünf Wilde, die nur mit einem aus Rohr und Binsen geflochtenen Schurz bekleidet waren; einer trug eine schlechte Muskete, die übrigen hatten Bogen und vergiftete Pfeile. Diese Menschen waren abgehungert wie Wölfe im Winter, und als sie Reis und Butter erhielten, aßen sie so lange, bis ihre erst ganz schlaffen Bäuche so dick und rund waren wie eine Trommel. Nachdem sie sich gesättigt, nahmen sie ohne Weiteres Abschied. Bald nachher erlegten sie ganz in der Nähe einen Hippopotamus und hatten nun auf einige Tage vollauf zu essen.

Aus dieser waldigen Gegend kamen die Reisenden wieder in die Ebene des Flusses hinab, und befanden sich spät Nachmittags dem Dorfe Kohode gegenüber, wo ein befreundeter Wazegurahäuptling, Sultan Momba,* wohnt. Als er die Beludschen erkannt, zog er seinen scharlachrothen Rock an, sandte einen Kahn zur Ueberfahrt, und empfing die Gäste mit lautem Lachen und Handschütteln.

Kohode, wo eine Tagesrast gehalten wurde, steht auf dem hohen thonigen Ufer des Pangani, der dort Lufu oder Rufu heißt, gewährt einen höchst anmuthigen Anblick, ist von Bäumen überschattet und mit einem starken Pfahlwerk umgeben, das noch verstärkt wird, wenn Feinde heranziehen oder die wilden Thiere gerade sehr häufig sind. Den Eingang bilden niedrige dreieckige Löcher; die Hütten stehen ganz unregelmäßig durch einander; einige sind viereckig, andere rund und theilweise mit großen Hofräumen umgeben. Hier gedeihen schon wieder Kühe, Schafe und Ziegen, welche an der Küste nicht gut fortkommen. In den etwa dritthalbhundert

Fuß breiten Strome hat man einen Badeplatz abgepfählt, auf welchem man vor Krokodilen und Flußpferden sicher ist. Die Beludschen, welche der im Orient weit verbreiteten Ansicht sind, daß Wasser, wenn am Abend und in der Nacht getrunken, die Verdauung schwäche, hatten hier keine Bedenklichkeiten, und Hauptmann Speke, der lange im Himalaya gewesen war, meinte, das Wasser des Pangani schmecke wie Schneewasser.

Die Leute von Kohode waren früher harmlose Ackerbauer; seitdem sie Musketen besitzen, unternehmen sie Raubzüge gegen die Stämme, welche noch kein Feuergewehr haben. Diese sind stets auf der Hut, und auf dem Bergpaß von Usambara brennen immer Wachtfeuer. Als Sultan Momba den Reisenden einen Ochsen schenkte, zeigte er mit dem Daumen nach dem Hochlande und sagte lachend: „Ihr seid schon des Königs Gäste geworden.“ Die Beludschen schmeichelten ihm mit den Worten: „Hättest Du zwanzig Krieger, wie wir sind, so würdest Du bald Herrscher des ganzen Gebirgslandes sein.“

Sultan Momba war einmal in Zanzibar gewesen, dort von einem Suaheli, der sich einen Doctor der Gottesgelahrtheit nannte, zum Islam bekehrt worden und hatte den Namen Abdallah erhalten. Aber in seinem Dorfe kümmerte er sich wenig um Beten und Abwaschungen, und desto mehr um Raubzüge und um starke Getränke. Dieser junge Bursch war außerdem ein sehr zudringlicher Bettler, verlangte einen Revolver und Pulver, wollte dafür Sklaven geben, forderte Branntwein, erhielt aber nur ein Paar Kappen, etwas Musselin und ein Baumwollentuch zum Geschenk. Er bat die Reisenden wieder zu kommen und zwanzig Faß Pulver mitzubringen, weil dabei ein gutes Geschäft zu machen sei. Beim Abschied schwor er, daß die Reisenden seine besten Freunde seien; auf dem Heimwege wolle er sie stromab fahren; als sie dann später mit leeren Händen erschienen, war davon keine Rede mehr und es hellte sich heraus, daß der Pangani eine Reihenfolge von Stromschnellen und Wasserfällen hat.

Am 13. Februar fuhr Burton wieder auf das linke Ufer hinüber und setzte seine Reise fort. Bald kam er an den Luangwa, einen tiefen, strömenden Zufluß des Lufu. Ueber jenen führt eine Brücke, sie ist aber weiter nichts als ein Baumstamm. Bald war die hohe Wingirikette erreicht, das Bollwerk von Usambara, welches steil wie eine Mauer abfällt und oben dicht bewaldet ist.

Es bildet den Wall, welcher die Mrima landwärts von der südlichen Flußebene scheidet. Die Oberfläche soll wellenförmig sein, die dort wohnenden Waschenzy hängen vom Sultan von Usambara ab.

Von nun an ging der Weg durch angebauete Gegenden; der Strom ist oberhalb der Mündung des Luangwa nur noch ein Gebirgsfluß der in einem sehr gewundenen Felsenbette strömt und viele Inseln bildet. Diese hat man vorzugsweise zur Anlage von Dörfern gewählt. Die Bewohner kamen in Menge herbei, um die Fremden zu sehen; sie haben leichte Holzbrücken über das Wasser geschlagen, weil die Krokodile das Durchwaten gefährlich machen. Auf der Ebene weiden Kühe, langschwänzige Schafe und Ziegen. Das Volk kleidet sich in Häute und redet den Kizeguradialekt, welcher vom Kisawaheli stark abweicht.

Gegen Abend wurde Msiki Mguru erreicht; dieses Dorf liegt nur zwölf Meilen von Kohode, die Hütten sehen aus wie Heuschober und liegen auf einer Insel dicht aneinander. Burton wußte noch nicht, daß man Nachts um die Bettstelle Asche streuen muß, um die Ameisen abzuhalten, und hatte deshalb keine Ruhe vor diesen und anderen Insekten. Die Bauern waren in großer Besorgniß vor einem Ueberfalle von Seiten der Masai, die sich auch bald nachher eingefunden, das Vieh weggetrieben und viele Menschen abgeschlachtet haben.

Der Pfad ging nun am linken Ufer des Pangani hin, der in jener Gegend Kirna heißt, und dann nach Norden in der Richtung auf Tamota, das wieder einen Vorsprung des Hochlandes von Usambara bildet. Unterwegs begegnete man vielen Schwarzen, welche Früchte zu Markte trugen; derselbe wurde im freien Felde abgehalten. Diese Leute zeigten keinerlei Furcht vor den Weißen; die Beludschen fragten einige Mädchen ob sie nicht Lust hätten, sich mit den Fremden zu verheirathen, und es erfolgte eine verneinende Antwort. Die Männer feilen ihre Zähne spitz und jedem Knaben wird ein Schneidezahn des Unterkiefers ausgeschlagen, wie in Usambara; in die Ohrlappen, welche so lang als möglich ausgedehnt werden, macht man Löcher und steckt eine Rolle von Kokosblättern hinein. Hunde sind sehr beliebt; die jungen werden gemästet und bilden eine Lieblingsspeise, gerade so wie am englischen Hofe unter Karl dem Zweiten und bei den westafrikanischen Negern.

Die nasse Jahreszeit war vor der Thür und die Reisenden eilten weiter. Nachdem sie das Dorf Paslunga, wo ein Sohn Kimweres Oberhaupt war, im Rücken hatten, stiegen sie einen Hügel hinan, machten dann eine Biegung nach Osten und hatten nun plötzlich die nur zehn Meilen entfernt liegenden Berge von Fuga vor sich. In der Ebene lagen viele Dörfer zerstreut; zwischen dornigem Gestrüpp erhoben sich schlanke Tamarinden, breitblätterige Pisang und Papaws, die dort wild wachsen; an den Teichen gedieh Zuckerrohr, mit dessen Saft Alle sich labten. Nachher erhob sich ein rauher Südwest und brachte Regen, gegen welchen man in einem Bandany, Palaverhause, Schutz fand. Dieser Versammlungsort für die Bauern eines großen Dorfes war eigentlich nur ein Dachschuppen auf Pfählen; alte aus hohlen Baumklötzen bestehende Bienenkörbe dienten als Sitze. Man zündete dort sogleich ein helles Feuer an, „um das Fieber abzuhalten.“ Der nasse Monsun war da.

Am 15. Februar trat Burton unter wolkenbruchartigem Regen den Weg nach Fuga an. Das Unwetter hörte allmälig auf, aber nun stellte sich jene dumpfe, übelriechende, wie aus einem Grab hervorqualmende nasse Hitze ein, welche in den tropischen Gegenden der Gesundheit so schädlich ist. Mittags war der schlüpferige Bergübergang erreicht, der steil hinan durch Gruppen wilder Bananen führt. Diese Musa ist wahrscheinlich in Ostafrika einheimisch; in Usambara bilden ihre Früchte gleichsam das tägliche Brod; man bereitet aus den Blättern Schüsseln, Löffel und sogar Flaschen, benutzt sie als Brennstoff, als Dachbekleidung und zum Einwickeln von allerlei Sachen. Da man aber diese Banane nicht verpflanzt und Felderwechsel nicht kennt, so ist sie ausgeartet oder nicht entwickelt. Oben auf der Höhe des Passes fand Burton zu seiner Ueberraschung kein Tafelland, sondern viele abgerundete, mit Gras überzogene Kegelberge, hin und wieder Waldstrecken, Sümpfe und kleine klare Gebirgsbäche. Nach Nord-Westen hin werden die Berge beträchtlicher und in jener Richtung begränzen die mächtigen Höhenzüge von Mukambara den Blick. Der Uebergang des Passes liegt in etwa viertausend Fuß Meereshöhe, in gerader Linie 37, den Windungen des Pangani entlang 74 englische Meilen von der Küste. —

Bald lag Fuga vor Burton's Augen, und die Beludschen feuerten eine Ladung ab. So hatten die Reisenden sich gleichsam

angemeldet. Fremden war in jener Zeit der Einlaß eigentlich nicht gestattet, doch geleitete man sie vorläufig in einen für alle Reisende bestimmten Schuppen, in welchem selbst der Thronerbe, wenn er von einer Wanderung zurückkommt, so lange verweilen muß, bis des Königs Zauberer erklärt, die glückliche Stunde sei da.

Sidi Bombay wurde an den Sultan mit der Meldung abgeschickt, daß Europäer um die Ehre nachsuchten, dem Großherrscher einen Besuch zu machen, und bald nachher kamen einige Mdue, Minister. Sie fragten, weshalb die Fremden den Weg nach Fuga durch das Land der feindlichen Nachbarn genommen hätten; worauf der schlaue Araber Hamdan einfach erwiederte, die Fremden seien weiße Zauberer, welche Macht über Sterne und Mond, Wind und Regen ausüben könnten. Mit diesem Bescheid eilten die Minister spornstreichs zum Sultan, um diesem die Wundermähr zu überbringen. Er mochte wohl sehr ungeduldig sein, denn die Fremden wurden bald nachher abgeholt und zum „Palaste“ geführt; sie durften aber nur drei Beludschen mitnehmen und wurden ersucht, ihre Schwerter abzulegen; dessen weigerten sie sich jedoch ganz entschieden und dabei blieb es.

Sultan Kimwere erhob sich von seinem Sitz und bat die Fremden auf kleinen Stühlen Platz zu nehmen. Dieser hochbetagte, durch Krankheit abgemagerte Mann hatte geschorenes Haupt, keinen Bart, geröthete Augen und Aussatzflecken an Händen und Füßen. Er trug eine indische Mütze, um die Hüften einen alten Schurz, einen baumwollenen Ueberwurf auf den Schultern und saß auf einem sehr abgebrauchten persischen Teppich. Die Hütte war äußerst einfach. Einige Würdenträger fächerten dem Sultan Kühlung zu, Andere schwatzten miteinander, Alle hatten lange Tabakspfeifen mit Köpfen aus Ebenholz.

Nach einigen Vorfragen wurden die Fremden in Fuga willkommen geheißen. Burton las dann das Empfehlungsschreiben vor, welches der Sultan von Zanzibar ihm mitgegeben. Der alte Mann bat die Weißen, welche ja Macht über Sterne und Winde besäßen, ihm einen Trank zu bereiten, der ihm Gesundheit und Jugend wiederbringe. Burton entgegnete, die dazu nöthigen Kräuter seien in Pangani zurückgelassen worden, worauf bemerkt wurde, der Weiße möge nur in der Umgegend von Fuga suchen, vielleicht wüchsen jene Kräuter auch dort. Die Audienz dauerte etwa eine halbe Stunde. Dann sandte der Sultan ein Geschenk; es bestand

in einem Ochsen, in Sima, d. h. einem dicken Brei aus unreifem mit Honig gewürztem Mais, und unreifen Bananen mit saurer Milch. Nach dem Abendessen folgte eine ruhige Nacht, obwohl schweres Gewölk aus Südwesten heranrollte. Auch in den folgenden Nächten war kein Stern zu sehen; am Tage konnte die Sonne nicht durchdringen, und von Ausflügen in die Umgegend durfte keine Rede sein. Burton meint, während des trockenen Monsuns sei es möglich, über Fuga bis nach Schagga hinein an den Kilimandscharo vorzudringen, wenn man hundert Musketiere mit sich führe, und über eine Summe von sechshundert Pfund Sterling zu verfügen habe.

Kimwere ist der vierte Sultan in einem Herrscherstamme, der aus Ngura, einem Hügellande im Süden des Pangani, kam. Sein Vater Schabuga eroberte eine Strecke Landes, die bis ans Meer reichte; einen Theil dieser Eroberungen verlor Kimwere, als er alt wurde, an die Söhne seiner Schwester, welche in der nordöstlich von Fuga liegenden Provinz Msihi sich gegen ihn empörten; er konnte sie erst zurückschlagen, nachdem er zwanzig Beludschen in Sold genommen hatte. Seine Streitmacht besteht aus vierhundert schwarzen Musketenträgern, die er W a i n g r e z i, d. h. Engländer, nennt; sie liegen in den Dörfern zerstreut. Kimwere hat nicht weniger als dreihundert Frauen, deren jede in einer besondern Hütte wohnt und ihre eigenen Sklavinnen besitzt; von seinen achtzig bis neunzig Söhnen haben einige den Islam angenommen. Die Person des Sultans ist geheiligt; selbst ein entlaufener Sklave darf nicht getödtet werden, wenn er dieselbe berührt hat. Nach dem Tode wird der Herrscher in Matten gewickelt, in sitzender Stellung in seiner Hütte begraben, die nicht wieder bewohnt wird, und das Grab mit einem Stecken bezeichnet. Zum Leichenschmause brät man Hunde. Aber noch lebt Kimwere und schaltet recht wie ein urwüchsiger afrikanischer König. Er verkauft nach Belieben seine Unterthanen, jung oder alt, Mann und Weib und Kind, einzeln, familienweis oder gleich ganze Dörfer. Tod, Verhaftung, Verstümmelung und dergleichen Strafen würden ihm keinen Vortheil bringen, er befaßt sich deshalb damit nicht. Eigenthum besitzt man nur mit Erlaubniß des Herrschers; selbst die Minister dürfen keine Geschenke nehmen. Als Tauschmittel und Werthmesser dienen Glasperlen und Baumwollenzeuge; die Einnahmen werden dergestalt aufgebracht, daß Viehzüchter die Erstlinge ihrer Heerden, Elephan-

tenjäger jeden zweiten Zahn, Handelsleute einen Theil ihrer Waaren abgeben müssen; jeder Bauer liefert alljährlich zehn Maaß Getreide ein.

Fuga, die Hauptortschaft von Usambara, zählt etwa fünfhundert Hütten, an dreitausend Einwohner und ist nicht befestigt. Die Wohnungen sind rund, wie überall auf der Strecke von Härrär bis nach Timbuktu; die Thüröffnung dient zugleich als Fenster. Die Bewohner von Usambara sind nicht unbeträchtlich mit arabischem Blute vermischt und viele erreichen in diesem Bergland ein hohes Alter. Die Wasambara sind von hellbrauner Farbe, von gedrungenem Wuchse, feilen ihre Zähne spitz und brennen sich mitten auf der Stirn einen runden Fleck ein. Sie scheeren das Haupt, tragen einen Schurz über die Hüften und um die Schulter ein Stück Zeug; im Gürtel haben sie ein Messer, in den Händen Bogen, Pfeile und eine Tabakspfeife; am Hals, Armen und über den Fußknöcheln hängen dicke Ringe und Talismane. Die Frauen haben Beutel mit allerlei Zauberkram an sich hängen und dazu Halsbänder von weißen Glasperlen, manchmal bis zu vier Pfund schwer; den Rock befestigen sie über der Brust. Diese Wasambara beiderlei Geschlechts sind vergleichsweise nicht unfleißig; Männer und Kinder arbeiten auf dem Felde oder hüten das Vieh, das sie Abends heimtreiben, die Frau besorgt das Hauswesen. Fleisch und Milch genießen sie nicht oft; von letzterer giebt das Vieh nur wenig aus. Uebrigens sind sie ein melancholisches Volk, „Söhne des Nebels" und sehr verkommen.

Am 16. Februar nahm Burton vom Sultan Kimwere Abschied und verließ Fuga am folgenden Morgen; drei Tage später erreichte er Kohode wieder, von wo er am Strom hinabging, um die Wasserfälle zu erforschen. Während eines Gewitters bemerkte er, daß die Wilden ihre mit Eisenspitzen versehenen Pfeile in die Luf schossen. Weiter abwärts beim Dorfe Kizanga, wo schon Wazegura wohnen, ist der Pangani bereits ein beträchtlicher Strom, der zwischen hohen Felsenufern fließt; das Tongwegebirge tritt nahe an ihn heran und läßt nur einen schmalen Saum für die Passage. Im Dorfe waren keine Lebensmittel zu erhalten; mit Mühe trieb Burton ein altes Huhn und ein wenig Reis auf. Am 20. Februar war er an den Wasserfällen des Pangani. Der Strom kommt dort aus einem dichten tropischen Walde und theilt sich in drei große Kanäle, welche über eine braune Felswand hinabstürzen. In der Mitte ist

der Fall von einer Felsenleiste unterbrochen, welche einen zweiten Katarakt bildet. Während der vollen Regenzeit müssen diese Fälle sehr beträchtlich sein.

Von nun an wurde die Hitze wahrhaft drückend, aber das Ende der Beschwerden stand in naher Aussicht und bald war das Dorf Schogwe erreicht. Der Hauptmann der Besatzung war erstaunt, daß die Reisenden so bald von Fuga zurückkamen, denn Sultan Kimwere hatte oftmals arabische Kaufleute und andere Fremde einen halben Monat und auch noch länger bei sich festgehalten und immer erst entlassen, wenn sein Mganga, (Zauberer oder Wahrsager, Haruspex) die günstige Stunde anberaumte. Burton begab sich nun nach Pangani, wo er Alles in Ordnung fand, ging aber nach Schogwe zurück, weil das Schiff, welches ihn abholen sollte, vor dem 1. März nicht eintreffen konnte. Die Zwischenzeit vertrieb er sich mit Jagden, auf denen mehr als ein Flußpferd geschossen wurde.

Am 26. Februar waren die Reisenden abermals in Pangani, um Vorbereitungen zum Einschiffen zu treffen. Der Aufenthalt in dieser Ortschaft war in hohem Grad unangenehm; bei Tage hatten sie keinen Augenblick Ruhe vor Stechfliegen und Mücken, Nachts kamen Ratten und benagten ihnen die Füße. Sie sehnten sich fort, doch das Schiff ließ sich immer noch nicht blicken. Es war allerdings zur anberaumten Zeit von Zanzibar abgeschickt worden, aber die Bemannung, welche aus Leuten von Tombatu bestand, hatte es angemessen gefunden, dort anzulegen, einige Tage ruhig in der Heimath zu verbringen und erst am 5. März in Pangani zu erscheinen.

Es war die Absicht Burton's und Speke's, das Gestadeland nach Süden hin bis Kilwa zu erforschen, aber Beide waren vom Fieber gepackt und so schwach, daß sie nach Zanzibar zurücksegeln mußten. Speke konnte nur mit Mühe aus seiner Wohnung bis an den Einschiffungsplatz gehen, Burton mußte sich tragen lassen.

Die Bemerkungen des Letztern über das ostafrikanische Klima und das Fieber sind von Interesse. Der Reisende, sagt er, soll so viel als möglich vermeiden, sich anzustrengen und der Sonne auszusetzen. Man wird sich eben so wenig an das Sitzen auf glühenden Kohlen wie an das afrikanische Klima gewöhnen. Man kommt noch am wenigsten schlimm fort, wenn man so vorsichtig als möglich ist; sogenannte Abhärtung nützt nichts; es ist am besten

kräftige Nahrung, aber mit Maaß, zu genießen, damit der Körper während der Reise etwas zuzusetzen habe.

Speke hatte auf dem Wege zwischen Schogwe und Pangani auf feuchtem Sande Beobachtungen mit dem Sextanten angestellt und sich dem Thau ausgesetzt. Gleich darauf bekam er das Fieber, welches dann auch seinen Gefährten ergriff. Die Anfälle begannen mit allgemeiner Abspannung, die Glieder waren schwer, der Kopf war eingenommen und bald stellte sich Ekel ein, während ein unangenehmes Gefühl von Kälte über Arme und Beine kroch und ein empfindlicher Schmerz die Schultern ergriff. Nachher kamen kalte Anfälle mit reißendem Kopfweh, Brennen im Gesicht, Aufschwellen der Adern, Erbrechen und ein Unvermögen, aufrecht zu stehen. Es war, wie das Tazo auf Madagaskar, ein sehr bösartiges remittirendes Gallenfieber. Die Augen wurden heiß und schwer und schmerzten, wenn der Kranke sie emporschlagen wollte, der Puls war rasch und voll, die Zunge stark belegt. Aller Appetit fehlte dermaßen, daß Burton eine ganze Woche lang gar nichts aß, aber trotz allen Trinkens ununterbrochen von entsetzlichem Durste gequält wurde. Am Tage kam zu der großen Hinfälligkeit ein drückendes Gefühl von Angst und Niedergeschlagenheit, aber die schlaflosen Nächte waren noch schlimmer. Auch Delirium tritt ein, aber man darf dabei um keinen Preis Blut lassen; ein Aderlaß zieht unbedingt den Tod nach sich. Bei Burton stellte sich allemal um 3 Uhr Morgens und um 3 Uhr Nachmittags ein verstärkter Anfall ein. In der Zwischenzeit nahm er Quinin, mit welchem man aber sehr vorsichtig zu Werke gehen muß. Einige Franzosen nahmen zu starke Gaben und starben davon am Schlagfluß. Wenn die Krankheit einen tödtlichen Ausgang nehmen will, verschlimmern sich die Symptome, der Geist schweift in der Irre umher, der Körper verliert alle Kraft; dann tritt eine scheinbare Besserung ein, aber auf diese folgt Bewußtlosigkeit, Erstarrung, Tod. Nimmt sie einen guten Verlauf, dann läßt das Fieber am siebenten Tage nach, die Zunge ist weniger belegt, Kopf und Augen hören auf zu schmerzen, die letzteren sind nicht mehr roth unterlaufen, der Ekel verschwindet und der Appetit stellt sich wieder ein. Doch ist die Genesung immer sehr langsam und zweifelhaft; man ist, namentlich um die Zeit des Mondwechsels und Vollmondes, vor Rückfällen nicht sicher, welche gern als mildere Wechselfieber auftreten, die bei manchen Hindus sich das ganze Jahr hindurch ganz regelmäßig eingestellt haben.

Mindestens sechs Wochen vergehen, bevor man sich einigermaßen genesen fühlt; so lange wirkt die Leber mit ungewöhnlicher Energie, der Magen verdaut schlecht und der Körper hat noch keine Kraft. Am wohlthätigsten wirkt Luftveränderung; nicht selten hat ein Kranker sich sogleich besser gefühlt, wenn man ihn nur aus einem Hause in ein anderes trug oder vom Lande weg an Bord eines Schiffes brachte. Bei Leuten von nervöser Anlage läßt das Fieber als Spuren zurück: weißes Haar, Geschwüre und argen Zahnschmerz; bei anderen bleiben Eingeweide und Gehirn äußerst empfindlich, manche büßen das Gedächtniß oder die Mannheit ein, viele werden taub oder trübsichtig, oder behalten Leberbeschwerden, Durchfall, Verstopfung oder dergleichen mehr, und werden niemals wieder gesund. Die auf Zanzibar geborenen Araber und die Banianen leiden in der Regel während der Krankheit selbst nicht so stark wie die Europäer, aber die Nachwehen sind auch bei ihnen sehr empfindlich. Einige Muselmänner aus Indien entflohen aus Afrika, weil sie sich dort behext wähnten. Manche Europäer sind in Zanzibar gänzlich verschont geblieben; aber Hunderte von Beispielen beweisen, daß an der Küste selbst kein Europäer sich Beschwerden aussetzen darf. Dann tritt unbedingt Fieber ein. Wer demselben nicht erliegt, ist allerdings eingewöhnt; er kann auch etwa ein Jahr in Europa gewesen sein, ohne nach der Rückkehr einen zweiten Anfall besorgen zu dürfen; das scheint wenigstens die Regel zu sein. Der Reisende sollte allemal an der Küste das Fieber abwarten und sich dort „acclimatisiren“, dann aber sofort ins Innere ziehen, bevor ein zweiter Anfall kommt, der ihm den Rest der zur Reise erforderlichen Kraft rauben würde.

Zweites Kapitel.

Die Insel und Stadt Zanzibar. Schilderung des ostafrikanischen Küstenlandes. Burton's und Speke's Aufbruch nach den großen Binnenseen.

Das Wort Zanzibar (Sansibar) ist persischen Ursprungs und bedeutet Land der Schwarzen, Nigritia; Zang, arabisch Zanj, heißt ein Neger, Bar ist Land. Schon der alte Erdbeschreiber Ptolemäus kennt Zingis oder Zingisa, das er aber unrichtig auf die Nordseite des Aequators verlegt. Nach einer Angabe des Kosmas Indicopleustes wird der indische Ocean jenseits Barbaria Zingium genannt. Bei den Römern heißt die Region, welche man später als Zanzibar oder Zanguebar bezeichnete, Sinus barbaricus; an der Küste wohnten Menschenfresser, vielleicht die Ahnen der heutigen Wadu.

Unter der Benennung Zanzibar faßte man früher sowohl die gleichnamige Insel, die Stadt und auch das Gestadeland zusammen. Die Gränze der letztern giebt man verschieden an; gewöhnlich so, daß sie die ganze Küste vom Kap Delgado, 10° 41′ s. Br. bis zum Aequator begriff, oder genauer bis 0° 15′ s. Br., also bis zur Mündung des Vumbo oder Webbe Ganana, der auf den meisten Karten unrichtig Dschob und Govind heißt, vom Somaliworte Gob, eine Vereinigung, und Gob Wen, eine große Vereinigung. Gegenwärtig beschränkt man den Namen Zanzibar auf die Stadt; die Insel, auf welcher dieselbe liegt, heißt sowohl bei den

Arabern wie bei den Schwarzen Kisiwa, das ist Eiland, im Gegensatze zum Barr el Moli; dieser barbarisirte semitische Ausdruck bedeutet Festland. Einen neuern allgemeinen Ausdruck für das südlich vom Aequator sich ausdehnende Küstenland haben wir nicht. Das Wort Sawahil, d. h. die Küste, beschränkt man auf das Gestade, welches dort beginnt, wo die Somal oder vielmehr Halbsomalstämme aufhören; das Gebiet dieser letzteren, in welchem die Hafenstädte Lamu, Brava und Patta liegen, heißt Barr el Banadir, das Hafenland. Sawahil reicht bis Mombas; unterhalb dieser Stadt bezeichnet man die Küste als Mrima, Hügel, und die Bewohner als Wamrima, Hügelbewohner. Im Süden wird die Mrima vom Delta des Rufidschi begränzt, und die dortigen Stämme bezeichnet man als Watu we Rufidschi oder kürzer Warufidschi. Eine Geschichte hat die Mrima nicht, dagegen gewähren die beiden Hafenstädte, welche unmittelbar im Norden und Süden derselben liegen, nämlich Mombas und Kiloa, ein großes geschichtliches Interesse. Die arabischen Geographen, welche vor der portugiesischen Eroberung schrieben, führen zwischen Magadoscho und Kiloa nur fünf Plätze auf, nämlich Lamu, Brava, Marka, Melinda und Mombas.

Der Gestadesaum, welchen mohammedanische Schwarze, Negroiden, inne haben, heißt bei den Arabern Ahl Maraim; die Landeseinwohner selbst bezeichnen sich als Wamrima, im Gegensatze zu den heidnischen Leuten im Innern, die man, in der Masse genommen, Waschenzi nennt, d. h. Eroberte oder Sklaven. Eigentlich und ursprünglich gebührt dieser Name einem Sklavenvolk in Usambara, ist aber von den Fremden auf alle Heiden im Hinterlande ausgedehnt worden. Die Wasaweheli, oder Suaheli, wie man gewöhnlich sagt, sind ursprünglich Schwarze, aber vielfach sehr stark mitarabischem Blute vermischt, also Mulatten.

Die Bewohner des Mrima sind demnach arabisch-afrikanische Mischlinge und schwarze Küstenstämme. Beide, fanatische Mohammedaner, erkennen dem Namen nach den Sultan von Zanzibar als Oberherrn an, sind aber da, wo sie nicht unmittelbar am Meere wohnen, thatsächlich unabhängig und Feinde der Beamten; auch hegen sie schon aus Handelseifersucht große Abneigung gegen die reinblütigen Araber aus Oman, welche oft in Mrima durchziehen, sich aber dort nicht dauernd ansiedeln. Auch den Europäern, insbesondere den Engländern, die als Beni Nar, Söhne des

Feuers, bezeichnet werden, sind sie in hohem Grad abhold. In ihren vielen Riwayat, Hadist und Ngoma, (Erzählungen, Ueberlieferungen und Gesängen) wird oft angedeutet, daß das Land einmal von den Weißen unterjocht werden könne.

Der arabische Mischling ist, wie das bei den meisten halbschlächtigen Menschen, welche ein Erzeugniß grundverschiedener Rassen sind, der Fall ist, leiblich und geistig verkommen und niedrig stehend; nach der dritten Generation werden diese Leute eben so negerartig wie die schwarzen Heiden. Das darf nicht Wunder nehmen, weil das schwarze Element und Blut durch seine Menge überwiegt. Auch arabische Kreolen, die ihr Blut rein erhalten, büßen viel von dem starken nervösen Temperament ihrer asiatischen Landsleute ein, und werden fleischig und lymphatisch wie die Banianen. Mischlinge, die nach Arabien gekommen sind, standen dort in Gefahr, als Sklaven verkauft zu werden; sie gelten auch nicht mehr für Araber. Der obere Theil ihres Gesichtes, mit Einschluß von Nase und Nasenflügeln, behält in der Regel das hübsche semitische Gepräge, aber weiter abwärts tritt die Negerphysiognomie in dem nach vorne gestreckten, prognathen, Unterkiefer und in den dicken Lippen hervor; das zurücktretende Kinn ist nur schwach entwickelt. Der etwas runde Schädel ist nicht so lang wie bei den Negroiden. Die „Küstenaraber" sind träg und ausschweifend, intelligent und abgefeimt; ihre Erziehung ist höchst dürftig. Mit dem siebenten Jahre sendet man sie zur Schule, wo sie im Koran lesen und auch schreiben lernen, aber in einer alterthümlichen Schrift, welche sie auch auf das Kisawaheli anwenden. In dieser Sprache haben sie keine anderen Bücher als ein paar kurze Abhandlungen über das Bao, d. h. Geomantie, und einige Sammlungen von Sprüchwörtern und Klugheitsregeln. Nachdem dann der Knabe noch einige Gebete und Gesänge gelernt hat, hilft er seinem Vater im Waarenladen oder auf dem Felde, und beginnt mit dem Genusse geistiger Getränke; er geht auch Liebesabenteuern nach, die ihn dann rasch abschwächen, denn in jenem Klima bringt jeder übermäßige Genuß sehr bald üble Wirkungen hervor. Dann nimmt der Bursch im siebenzehnten oder achtzehnten Jahre sich ein Weib. Nach Zanzibar kommt er selten; dort legt ihm schon die Halbcivilisation zu viel Zwang auf; unter den Arabern müßte er eine Art von orientalischem Anstand beobachten, und er wird ohnehin nicht viel geachtet, weil er eine so dunkle Haut hat. Das verdrießt ihn, aber er trägt doch zum

Zeichen seiner arabischen Abkunft einen Turban und einen langen gelben Rock, den man Dischdascheh nennt.

Die Wamrima oder Küstenstämme gleichen den Waschenzi noch mehr als jene Mischlingsaraber. Auch sie will der Omani von reinem Blute nicht als Verwandte anerkennen, sondern bezeichnet sie als Adschemi, Fremde, Heiden. Diese Wamrima stehen noch weit niedriger als die Mulatten, sie sind ausschweifend, träg, sinnlich; gleich den Somal scheinen sie zu jeder geistigen Arbeit ganz unfähig zu sein, und auf die einfachste Frage können sie nicht Ja oder Nein antworten. Fragt man zum Beispiel einen Mann, wo sein Stamm wohne, dann wird er in die Ferne hinaus zeigen, obwohl er sich inmitten seiner Landsleute befindet; und will man über irgend einen bestimmten Punkt Kunde haben, so wird er Vielerlei sehr umständlich berichten, aber von dem, was man gerade wissen möchte, kein Wort sagen. Burton konnte von ihnen über Gegenden, welche sie oft besucht hatten, gar keine genaue Auskunft erhalten; sie verdoppelten die Entfernungen oder gaben nur die Hälfte an, verwechselten Namen und Haltplätze; ihre Mittheilungen waren durchgängig unbrauchbar.

Die Wamrima sind dunkler und weit mehr negerartig als die Küstenaraber; ihre Haut ist wie mattgelbe Bronze. Sie tragen einen Fes oder eine Suratemütze, schlingen ein Stück Baumwollenzeug um die Hüften und werfen ein anderes über die Schulter, haben immer ein Schwert an der Seite, einen Speer oder Stab in der Hand, und große Vorliebe für Sonnenschirme. Diese werden nicht einmal bei der Arbeit oder im Schatten abgelegt. Die Frauen bekleiden sich mit einer Tobe, welche über der Brust befestigt wird und bis auf die Knöchel herabfällt. Die Murungwana oder freie Frau unterscheidet sich von der Sklavin dadurch, daß sie ein Tuch über dem Kopfe trägt; die Matronen verhüllen das Gesicht nicht. Als Schmuck ist ein Halsband sehr beliebt, das aus Haifischzähnen besteht. Auch werden die Ohrläppchen durchbohrt und erweitert; in das Loch steckt man eine Rolle von zusammengewickelten Kokosblättern oder ein Stück Holz oder auch Kopalgummi, und in den linken Nasenflügel eine Nadel von Silber oder Messing, oder ein Stück Blei. Leib und Kopf salbt man reichlich mit Kokos- oder mit Sesamöl. Einige scheeren das Haupthaar ganz ab, andere lassen dasselbe quer über der Stirn oder hinter den Ohren stehen, oder flechten es in kleine Locken derart,

daß an beiden Seiten ein Bärenohr hervorragt; andere flechten „Liebesangeln" die wie ein Ferkelschwanz aussehen. Bei den Kindern ist das Haar wie Krimmerwolle auf einem astrachauer Schafpelz. Manche junge Mädchen sehen ganz hübsch aus und sind recht anziehend, aber ältere Frauen im Durchschnitt furchtbar häßlich. Die Kinder laufen nackt umher.

Das Leben verfließt in der Mrima sehr einförmig. Die Männer stehen früh auf, gehen zuerst in den Laden, ans Boot oder auf den Acker und verbringen den übrigen Theil des Morgens damit, daß sie von Haus zu Haus vorsprechen, um zu ku amkia, das heißt die Nachbarn zu begrüßen. Dabei beobachten sie keinerlei Förmlichkeit, sondern treten sofort ein mit oder ohne den Ruf Hodi, hodi! Dann stellen sie den Speer in die Ecke, setzen oder legen sich und gehen ohne Abschied zu nehmen fort. Da man wenig arbeitet, so besteht das Leben in einer Reihenfolge von Getrommel und Tanzen, Trinken und Schwatzen, Zanken und Liebesgeschichten. Die Wamrima berauschen sich mit Kokoswein, den sie auch distilliren, und dann heißt er Mvingo; sie nehmen ferner Pombe, Opium, Bhang und zuweilen fremde Spirituosen, die in Zanzibar gekauft werden. Die Hauptnahrung besteht in Ugali, einem dicken Brei von Durra- oder Maismehl, den sie gewöhnlich zweimal im Tage genießen. Sie kochen ihren Reis mit Kokosmilch und geraspelter Kokosfrucht, die sie auch mit Mehl mischen und zu Kuchen verbacken. Diese Frucht gilt für kühlend und man glaubt, daß häufiger Genuß derselben rheumatische Krankheiten erzeuge. Sie kauen Tabak mit Kalk, gleich den Arabern, denen nach wahhabitischen Ansichten das Rauchen für unrein gilt; aber die Waschenzi rauchen.

Bei den Wamrima und den Suaheli treten zwei Charaktereigenthümlichkeiten scharf hervor: erstens eine vorsichtige Behutsamkeit, die fast wie Feigheit erscheint, und diese ist wesentlich afrikanisch; zweitens sind sie in hohem Grade verschlagen und betrügerisch, und das rührt vom semitischen Blute her. Die Araber leiten im Scherz den Stammnamen Msawaheli von sawwa hilah, er spielte einen Streich, her, und das Volk rühmt sich seiner verschlagenen List und sagt: „Sind wir nicht Wasawaheli?" das heißt geschickte Ränkemacher. Sie lügen ganz systematisch auch dann, wenn die Lüge gar nichts nützen kann, und es gilt für keine Beleidigung, einen Mann Lügner zu nennen. Sie lügen aus Instinct, der feier-

lichste Eid gilt ihnen nichts, sie athmen in einem Dunstkreise von Falschheit, sind verrätherisch durch und durch; bei ihnen hat das Salz keine Bedeutung, und für Dankbarkeit giebt es in ihrer Sprache gar keinen Ausdruck.

Die Wamrima sind, wie schon bemerkt, gleich den Suaheli theilweise arabisirt, haben aber Manches aus dem Stande der Urwildheit beibehalten. Wie bei den heidnischen Wazegura verkauft der Oheim seine Neffen und Nichten, kraft herkömmlichen Rechtes, gegen welches Vater und Mutter nichts einwenden dürfen; auch ist man damit allgemein einverstanden. Ein landesüblicher Ausdruck lautet: „Was kann einem Manne fehlen, dessen Brüder und Schwestern Kinder haben?" Bei den Wamrima glaubt Niemand, daß ein Weib keusch sein könne, deshalb gilt der Sohn der Schwester für die „sichere Seite", er ist Erbe und wird dem eigenen Sohne vorgezogen. Das Volk ist sehr abergläubig und fragt bei jeder Gelegenheit den Mganga um Rath. Das Krähen eines Raben vom Dache der Hütte herab verkündet einen Gast, und wenn ein schwarzer Vogel vor einer Karawane herfliegt und Schi, schi ruft, dann kehren die Träger um, weil „Blut" auf dem Wege liege, und gehen erst nach vier oder fünf Tagen weiter, etwa nachdem sie das Schika schika einer Art von Wachtel vernommen haben. Wenn man am frühen Morgen einer geraden Anzahl von Wanderern begegnet, so ist das ein gutes Zeichen, aber eine ungerade Zahl bedeutet eben so wohl Unglück wie das Bellen des Mbweha, Fuchses.

Die Bewohner des Mrima suchen den Karawanen so viel als irgend möglich abzupressen. Die handeltreibenden Stämme, welche bei Kiloa und weiter nach Süden hin wohnen, halten sich nur wenige Tage an der Küste auf, aber die Wanyamwezi treiben sich dort Monate lang herum; manche wagen sich sogar auf das Wasser und bringen ihr Elfenbein nach Zanzibar, wo die Wanyamwezi ein eigenes Quartier haben. Der Führer einer Karawane macht etwa zwei Tagereisen von der Küste Halt, und wartet, bis die Geschenke eintreffen, welche das bewaffnete Geleit ihm in Aussicht gestellt hat; überhaupt bleibt er so lange als möglich, um auf Kosten derer zu zehren, mit welchen er handeln will. Nach einiger Zeit hält die Karawane so stattlich wie nur möglich ihren Einzug ins Dorf, wo die Abgaben an die Dorfhäuptlinge und an die zanzibarischen Beamten gewöhnlich doppelt bezahlt werden müssen. Dann wendet

sich der Barbar an den Banianen, mit dem er seinen Handel fast immer bei Nacht abschließt. Für einen civilisirten Kaufmann würde ein solcher Geschäftsbetrieb eine entsetzliche Geduldprobe sein, denn der Verkauf von etwa zweihundert Elephantenzähnen nimmt selten weniger als vier Monate in Anspruch. Jedes einzelne Stück wird auf die Erde geworfen; dann legt der Käufer Baumwollenzeug unter den Zahn, welchen er auch der ganzen Länge nach mit einem ähnlichen Stücke Zeuges bedeckt. Das sind die ersten unumgänglichen Erfordernisse. Nachher wird während der nächsten Tage geschmaust, Reis und Butter und Zucker aufgetragen, und nun beginnt erst der eigentliche Handel. Der Verkäufer fordert ins Blaue hinein; darüber ereifert sich der Baniane, schreit laut wie ein Weib, stößt den Schwarzen aus der Thür und wird dagegen seinerseits mit Handgreiflichkeiten bedacht. Er weiß sehr wohl, daß ein Afrikaner niemals mit dem ersten Angebote, und sei es noch so angemessen, zufrieden ist, deshalb bietet er nur etwa den vierten Theil von dem, was er wirklich geben will, und geht dann in die Höhe. Von einem festen Preise würden beide Theile nichts wissen wollen.

So sind die Verhältnisse im Gestadelande. Am 16. Juni 1857 begaben sich die Reisenden auf die Corvette Artemise, welche 18 Kanonen führte und langsam aber sicher segelte. Der Sultan kam begleitet von vier Brüdern an Bord; zwei derselben starben an den Blattern, während Burton sich im Innern befand. Der Sultan gab den Reisenden Empfehlungsbriefe an den Vorsteher der in Unyamwezi ansässigen Banianen, an die eben dort wohnenden Araber und an alle zanzibarischen Unterthanen, welchen die Europäer unterwegs etwa begegneten.

Die Expedition bestand aus den Kapitäns Burton und Speke, zwei portugiesischen oder vielmehr halbschlächtigen Burschen aus Goa, zwei schwarzen Flintenträgern, dem schon erwähnten Sidi Mobarek Bombay, Muini Mabruki, dessen „Bruder“, und acht Beludschen, Söldlingen, welche der Sultan als Geleit mitgab. Consul Hamerton und der Apotheker Frost fuhren mit nach dem Festland hinüber. Am 17. Juni warf die Artmeise unweit der Wali-Landspitze Anker; bei Kaole, das nicht weit von der kleinen Stadt Bagamoyo entfernt liegt. Dort ist eine offene Rhede. Vor den Reisenden lag nun die Mrima mit ihrer von Korallenfelsen umgürteten Küste, die tief eingezackt ist. Sie hat Buchten und Bayous, Strandseen

und Hinterwasser, in denen ruhige See ist, weil die Wogen sich auf den Barren und Leisten schon gebrochen haben. Die Landspitzen und die von der See gebildeten kleinen Eilande ragen kaum über das Wasser hervor, sind aber mit üppigem Pflanzenwuchse bekleidet. Das Ufer der Hinterwasser ist mit Wäldern von weißem und rothem Mangrove bestanden. Während der Ebbe liegt das kegelförmige Wurzelwerk bloß, an den Zweigen desselben hängen dicht am Wasser parasitische Austern; zwischen den größeren Wurzeln schießen junge Schossen empor. Der weiße Sand wird durch eine Art Convolvulus zusammengehalten, dessen breite fleischige Blätter und lilafarbige Blumen am Boden hin kriechen. Alte kahle Bäume deuten auf Wohnplätze, die meist verborgen in langer Reihe der Küste entlang liegen, wie die Vorstädte einer volkreichen Stadt. Auf einer Strecke von nur drei Meilen zählte Burton dreizehn solcher Dörfer. Das eintönige Grün wird dann und wann von rothem, nacktliegendem Erdreich unterbrochen; Ostafrika hat vorzugsweise rothen Boden. Hinter der angeschwemmten Gestadeebene, drei bis fünf Meilen von der See, erhebt sich eine blaue Linie höhern Landes, und dort wohnen schon die „wilden Menschen“. Bei Tage blickten die Reisenden auf die plätschernden Wellen, hörten das Gekreisch der Möven und das fortwährende Summen der Insekten; nach Sonnenuntergang trat das tiefe, todte Schweigen einer tropischen Nacht ein; dann und wann wurde es unterbrochen durch das Brüllen eines Krokodiles, das Kwa kwa eines Nachtreihers und die Rufe oder Schüsse der wachthabenden Leute, welche auf das Grunzen des Hippopotamus horchten, der mit plumpem Schritt aus dem Wasser kam, um die Felder zu plündern.

Das Schiff lag zehn Tage vor der Walispitze, weil es einem halbschlächtigen Araber, Seid ben Selim, nicht gelungen war, die erforderliche Anzahl von Trägern zu beschaffen. Schon am 1. Juni war er von Zanzibar nach Kaole hinübergekommen, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; denn der Sultan hatte ihn zum Führer der Karawane bestimmt. Der Consul hatte ihm im Voraus 500 Dollars gegeben und eine gute Belohnung versprochen, wenn er sich gut aufführen werde. Bei ihm war ein Baniane aus Katsch, Namens Ramdschi, und Beide hatten bereits eine Anzahl Träger gemiethet; diese waren aber fortgelaufen, als sie erfuhren, daß sie in die Dienste eines weißen Mannes treten sollten. Wenigstens 170 Träger waren erforderlich und man hatte nur 36 zur Verfügung.

Burton führte eine Menge schwer ins Gewicht fallender Sachen, zum Beispiel Baumwollenzeuge, Messingdraht, Glasperlen und dergleichen Handelswaaren mehr, von welchen er binnen 21 Monaten siebenzig Ladungen verausgabte. Sodann hatte er Schießbedarf auf volle zwei Jahre und daneben noch manche andere unentbehrliche Gegenstände.

Kaole odet Kaole Urembo (d. h. im alten Küstendialekte: Schönheit zeigen) ist ein ostafrikanisches Normaldorf. Alle Ortschaften von Mombas nach Süden hin bis Kiloa haben auch heute noch keine aus Stein gebauten Häuser. Innerhalb der Umzäunung liegen hier etwa ein Dutzend Hütten, deren Holzwerk aus Mangrove besteht; das Dach bringt man so an, daß Luft einströmen kann, denn Fensteröffnungen kennt man nicht; vor dem Hause sind Bankplätze aus Erde mit Matten belegt. An einzelnen Hütten findet man zur Hälfte eine Art von zweitem Geschoß, das als Vorraths- oder auch als Schlafzimmer dient. Neben der Haupthütte liegen gewöhnlich kleinere, in der Form von Heuhaufen. Bei geschlossener Thür kann ein Europäer in diesen Hütten nicht aushalten, die Eingeborenen aber verrammeln Nachts die Pforte aus Furcht vor Dieben oder wilden Thieren. Die neben dem Dorfe liegende Guravza, Burg, ist viereckig, besteht aus Korallenquadern, und enthält in den unteren Räumen Magazine der Banianen und oben eine Terrasse mit Zinnen für die wachthabenden Soldaten. In den Dörfern, wo eine Besatzung liegt, bilden die Soldaten mit ihren Familien einen Hauptttheil der Einwohnerschaft. Manche dieser „Beludschen“ stammen aus Mekran, andere aus Arabien. Die Vorfahren dieser Leute, deren wir schon im vorigen Abschnitt erwähnten, verließen ihre Heimath und fuhren in arabischen Daus nach Maskat. In Arabien waren sie Fakire, Matrosen, Lastträger, Taglöhner, Barbiere, Dattelnsammler, Eseltreiber, Bettler oder Diebe. Der Großvater des jetzigen Sultans von Zanzibar nahm, wie wir schon gemeldet, viele solcher Leute als Söldner in Dienst. Diese Beludschen sind in Afrika mehr gehaßt als gefürchtet, aber laut und lärmend, und werden von den Arabern mit Vögeln verglichen, die um eine Schlange herum flattern. Mit den Kurden oder Arnauten darf man sie gar nicht vergleichen.

Die übrigen Bewohner der Garnisonsdörfer sind Wamrima. Wir haben schon weiter oben diese Negroiden geschildert. Sie geben sich, wie gesagt, alle Mühe, den aus dem Innern herabkommenden

Karawanen so viel als möglich abzupressen, und zwingen ihre Sklaven zur Feldarbeit, damit sie Getreide und Früchte zum Verkauf nach Zanzibar zu schicken haben; sie könnten auch Baumwolle und Kaffee bauen oder Kopal sammeln, aber so lange sie noch etwas Getreide haben, rühren sie keine Hacke an. In Kaole sah Burton die Mädchen tanzen; sie hatten Gesicht und Wollkopf mit gelber Farbe bestrichen, kamen in die Wohnung der Reisenden und verlangten zu trinken.

Die Häuptlinge der Wamrima werden Schomwi genannt, können Strafen zuerkennen, und haben das Vorrecht Turbane zu tragen, auf Stühlen und einer Mkeka oder feinen gefärbten Matte zu sitzen; ein gewöhnlicher Mann, welcher sich einer solchen Anmaßung schuldig machte, würde dafür Strafe zahlen müssen, etwa eine Ziege. Beim großen Festtanze darf allein der Schomwi mit gezogenem Schwerte tanzen; ein Unterthan, welcher sich mit der Frau eines solchen Häuptlings in einen Liebeshandel einläßt, muß fünf Sklaven als Buße erlegen, sonst wird er selber verkauft; dasselbe Vergehen gegen einen gemeinen Mann kostet nur einen Sklaven. In knappen Zeiten macht man Raubzüge gegen einen schwachen Nachbarn oder sendet den Karawanen bis weit ins Land hinein Schaaren Bewaffneter als Geleitsmänner entgegen und zwingt sie halb und halb ihren Weg ins Dorf zu nehmen, wo dann Zwangsabgaben erhoben werden. Man verlangt von jedem Frasilah (33 Pfd.) Elfenbein, acht bis vierzehn Dollars Werth als Abgabe für die Regierung in Zanzibar; ferner fordern die Hauptleute sechs Dollars als ihre Gebühren und noch zwei Dollars für Maisbrei und Wasser. Dann erst liefert man den Besitzer der Elephantenzähne in die Hände des Banianen, von welchem die Hauptleute bestochen worden sind oder wie man sich ausdrückt, Reis erhalten haben. Der pfiffige Hindu giebt etwa zwanzig Dollars für Waaren, die er in Zanzibar mit fünfzig bezahlt erhält. Nimmt der schwarze Barbar etwa gar baares Geld, auf das er sich ohnehin nicht versteht, dann kommt er noch mehr zu Schaden; in allen Fällen, er mag es anfangen wie er wolle, muß er sich benachtheiligen lassen, und die Banianen ziehen den Vortheil. Es ist begreiflich, daß sie keinen Fremden an demselben theilnehmen lassen wollen.

Außer den Wamrima und Beludschen findet man in diesen Ortschaften immer auch eine Anzahl Waschenzi aus dem Innern; sie sind Tagarbeiter, oft auch Diebe und dann schlägt man ihnen

den Kopf ab, der am Eingange des Dorfes auf einen hohen Pfahl gesteckt wird. Wenn die Bewohner von Kaole nicht gerade in Blutfehden mit den Wazaramo stehen, dann stellen sich auch manche Leute von diesem Stamme ein und man erkennt sie leicht an ihrem Kopfschmuck. Dazu kommen dann noch Banianen, deren in der Umgegend etwa fünfzig wohnen.

Der Reise ins Innere traten anfangs merkwürdige Schwierigkeiten in den Weg. Die Beludschen, welche Burton vom Sultan zur Bedeckung erhalten hatte, waren ans Land gekommen und wurden von den Leuten der Besatzung in Angst und Schrecken versetzt. Ein Mann, der schon einmal in Unyamwezi gewesen war, erklärte mit Bestimmtheit, daß man ins Innere nur vordringen könne, wenn man 150 Musketen und einige Kanonen mitnehme. Ein Baniane erklärte, man müsse drei Tage lang durch eine Gegend ziehen, wo die Wilden auf Bäumen säßen und giftige Pfeile auf die Wanderer herabschössen; wer also sein Leben behalten wolle, möge den Bäumen aus dem Wege gehen, was dann allerdings in einem Lande, wo Alles Wald ist, keine leichte Aufgabe gewesen wäre. Der erste Häuptling versicherte, die Wazaramo, welche gar nicht schreiben können, hätten den Männern an der Küste sechsmal schriftlich erklärt, daß sie keinen weißen Mann in ihr Land lassen würden. Weiter wurde angedeutet, diese Wazaramo würden alle Lebensmittel verstecken, und ohne solche müsse man ja verhungern; ferner hieß es, das Kargadan, Rhinoceros, tödte zweihundert Menschen, die Lagerplätze würden bei Nacht von Elephanten angegriffen und die Hyäne richte größeres Unheil an als ein bengalischer Tiger.

Natürlich machten alle diese kindischen Einwendungen auf Burton keinen Eindruck. Die Beludschen, welche er von Zanzibar mitgebracht hatte, erhielten durch fünf andere, die zur Besatzung von Kaole gehörten, eine Verstärkung, denn vor dem allmächtigen Dollar wichen die Bedenklichkeiten. Der Baniane Ramdschi, Schreiber im Zollhause zu Zanzibar, besaß eine Anzahl Sklaven, die er als seine Söhne bezeichnete; von diesen vermiethete er zehn für die Dauer von sechs Monaten; auch Eseltreiber wurden herbeigeschaft, und endlich war man so weit, daß der Abreise ferner keine Hindernisse im Wege zu stehen schienen. Aber die Banianen prophezeieten nichts Gutes, und in einem Zwiegespräch zwischen dem Zolleinnehmer Ladha Damha und seinem Schreiber Ramdschi, das im Dialekte von Katsch geführt wurde, äußerten diese Leute, Burton

werde den See von Udschidschi schwerlich erreichen, ja nicht einmal durch das Land Ugogi kommen.

Schmerzlich war der Abschied vom Consul Hamerton, welchem der Tod schon sein Siegel auf das Antlitz gedrückt hatte. Er starb wenige Tage nachher.

Drittes Kapitel.

Burton's Reise von der Küste, am Kinganiflusse und im Thale des Mgeta bis Zungomero. Beschreibung dieser Region und ihrer Bewohner. Die Wazaramo, Wakhutu, Wadu und Wazegura.

Nach so vielen Hindernissen und Widerwärtigkeiten konnte Burton in den letzten Tagen des Juni die Reise antreten. Das kleine Dorf Kaole war sehr lebhaft geworden, die Beludschen zogen voran, waren mit Luntengewehren und Schilden, Dolchen und Schwertern bewaffnet und ließen die blutrothe Fahne wehen, hinter welcher ihr Hauptmann einherschritt. Der Weg führte nach Südwesten über sandigen Boden und durch dorniges Gebüsch zu einer Bodenschwellung, auf welcher Kokospalmen und wilder Pfeilwurz wachsen. Die Gegend hat ein parkartiges Ansehen, gleich manchen Strecken im Kaffernlande; da und dort wächst Reis, und man sieht Mango und andere Bäume so regelmäßig stehen, als ob sie durch Menschenhand gepflanzt wären. Nachdem man dann eine grasbedeckte Sumpfniederung und eine sandige Strecke hinter sich hat, gelangt man nach dem kleinen Dorfe Kuingani, das zwischen Kokos, Mango, Papaw, Baumwollensträuchern, Zuckerrohr, Hibiscus und Getreidefeldern liegt. Auch wächst dort Cajanus indicus und der ganze Pflanzenwuchs erinnert an die Malabarküste. In Kuingani, wo man am 28. Juni Rast hielt, war nun der Nachl überstanden, d. h. die erste Abreise, denn die Araber haben deren allemal zwei.

Burton hatte auch jetzt noch allerlei Bedenklichkeiten seiner Leute aus dem Wege zu räumen. Der Hauptmann der Beludschen meinte, daß die Reise unglücklich ablaufen werde. Da ließ der Europäer einen Mganga holen, dem er für glückverheißende Prophezeiungen eine gute Belohnung in Aussicht stellte, und nun wurden die Beludschen herbeigerufen, um zu vernehmen, was der heilige Mann sagen werde. Der Wahrsager war eine angesehene Person, denn er trug einen Zeugschurz um die Hüften und sehr viele Halsbänder von Glasperlen. Nachdem er sich niedergesetzt und seinen Lohn als Vorausbezahlung gefordert hatte, nahm er aus einer kleinen Kürbisdose eine Prise Tabak und gab sich eine höchst feierliche Miene. Er zog auch aus einem aus Matten geflochtenen Sacke eine große Kalebasse hervor, in welcher sich der große Zauber befand, und schüttelte stark. Dem Tone nach zu schließen, waren Kiesel und Metallstückchen in dem Gefäße. Nachdem er zwei durch eine Schlangenhaut verbundene große, mit eisernen Schellen behängte Ziegenhörner hervorgelangt hatte, nahm er das eine in die linke Hand und beschrieb mit dem andern einige Kreise in der Luft. Dieses letztere Horn richtete er bald gegen Burton, bald gegen sich selbst oder gegen die Umstehenden, welche in gespannter Erwartung waren; dabei schüttelte er mit dem Kopfe, murmelte und lispelte Allerlei vor sich hin, wiegte seinen Oberleib hin und her und setzte einige Mal die Schellen in heftige Bewegung. Nun war er genugsam vom Geiste der Prophezeiung erfüllt, und gab seine Weisungen in ähnlicher Art wie die heiligen Männer es zu allen Zeiten und in allen Ländern zu thun gewohnt waren und noch sind. Die Reise, sagte er, wird glücklich ausfallen; man wird viel zanken, aber nur Wenige werden getödtet; vor der Beschiffung des Udschidschisees soll ein Schaf oder eine buntfarbige Henne geschlachtet und in den See geworfen werden. Viel Elfenbein und Sklaven, glückliche Heimkehr zu Weib und Kind!

Das war ermuthigend. Ramdschi gab nun auch noch seinerseits allerlei weise aber sehr überflüssige Lehren. Man solle sich jede Nacht verschanzen und Wachen ausstellen, nach Sonnenuntergang ein Tuch um den Kopf binden und sich dem gefährlichen Abendthau nicht aussetzen; Speisen die man nicht kenne, solle man ungegessen lassen und niemals Brunnen graben, da die Wazaramo das Wasser behexen; die Esel solle man nicht frei umherlaufen lassen und jeden täglich mit drei Pfund Getreide füttern.

Am Abend war ein lustiger Tanz. Der Beludsche Jussuf spielte auf einer Art Geige, das ganze Lager versammelte sich, und ein anderer, Hellek, spielte den Possenreißer ganz vortrefflich. Er ahmte die Tanzmädchen nach, machte allerlei Pantomimen, stellte sich auf den Kopf und ließ den ganzen Körper zittern, verrenkte die Glieder, macht die Stimmen der Hunde, Katzen, Affen, Kameele und Sklavinnen nach, und wurde zuletzt so unverschämt, daß er auch Burton's Manieren nachäffte. Dafür bekam er einen Dollar, forderte aber sogleich noch einen zweiten!

Von Kuingani gelangte der Zug binnen anderthalb Stunden nach Bomani, einem Gränzdorfe, das noch unter der Gerichtsbarkeit von Bagamoyo steht. Der Weg führt aufwärts zum ehemaligen Meeresufer empor, durch Gruppen offenen Waldes an Hütten und Weilern vorbei.

Zu Burton's großem Mißvergnügen wurde am 30. Juni schon wieder gerastet, denn die Leute waren gar nicht fortzubringen. Bomani hat eine heiße, erstickende Luft und Nachts sind ganze Wolkenschwärme von Mücken in ununterbrochener Thätigkeit; trotzdem bleiben die landein bestimmten Karawanen in Bomani, weil die Leute so lange als möglich die Zeit der eigentlichen Wanderung hinausschieben; diese bringt ja Anstrengungen und manchmal auch schmale Kost. Ein Forschungsreisender muß den Grundsatz befolgen, so rasch als möglich sein Ziel zu erreichen, und die Rückreise so langsam zu machen, als ihm thunlich erscheint. Davon begriffen freilich die Beludschen nichts. In Asien hat man zwei „Nakl" für eine Reise, in Afrika aber gar drei: den kleinen Aufbruch, den großen Aufbruch und am Ende den wirklichen Aufbruch. Einige verlangten Tabak, und Burton gab ihnen Kautabak; andere verlangten Saiten für ihre Zithern und erhielten Glasperlen; die Eseltreiber beschwerten sich über die große Mühsal, ein Thier zu beladen. Die Beludschen waren übelgesinnt und sprachen: „Sie sind Ungläubige, welche unsere Fahne nicht führen dürfen." Burton mußte nachdrücklich einschreiten und erklärte, daß er den ersten Besten, welcher derartige Reden führe, auf dem Flecke todtschießen werde. Ohnehin waren wieder ungünstige Gerüchte über die Zustände im Innern verbreitet worden; es hieß, die Wazaramo würden sich in Masse erheben und hätten alle Wege versperrt und verlegt. Die Unannehmlichkeiten hörten von Anfang bis zu Ende der Reise nicht auf; täglich kamen ächt afrikanische Auftritte vor. Einst ging der Zug

neben einem Dorfe hin, wo die Schwarzen eben miteinander zankten. Sofort kauerten sich die Beludschen mit geladenen Musketen und brennenden Lunten auf den Boden, sahen und hörten zu, und blieben sitzen vom Abend bis zum Morgen. Ein anderes Mal brach ein Fisi, Hyänenhund, (Canis pictus) ins Lager ein, und darüber entstand eine solche Verwirrung, als ob ein blutdürstiger Feind einen gelungenen Ueberfall gewagt hätte. Schon jetzt begann das Ausreißen, denn ein unterwegs gemietheter Sklave lief weg. Ununterbrochen hatte Burton darauf zu achten, daß seine Leute nicht heimlich sich entfernten; er versichert, daß unter Allen auch kein einziger gewesen sei, der nicht Lust bezeigt oder den Versuch gemacht hätte, ihn zu verlassen. Das Desertiren nahm auch gar kein Ende. Zweck und Absichten des Europäers waren ja ohnehin den Afrikanern ganz gleichgültig und unverständlich, und weder die Inder noch die Araber oder Beludschen sahen die Reise gern. Die überwiegende Mehrzahl seiner Begleiter bestand aus Sklaven, die er von ihren Herren hatte miethen müssen. Auf Zanzibar und in Ostafrika überhaupt kennt man gar keine andern Diener als nur Sklaven, in der Sprache der Suaheli hat man nicht einmal ein Wort, um einen Menschen zu bezeichnen, welcher freiwillig um Lohn dient.

Am 1. Juli verließ der Zug, einer Heerde wilden Rindviehs vergleichbar, das Dorf Bomani, aber erst nachdem Prügel ausgetheilt worden waren, und so gelangte man nach Mkwaju la Mvuani, d. h. die Tamarinde im Regen. Das Dorf besteht aus wenigen Hütten und einem öffentlichen Palaverhause, in welchem die Leute schwatzen, trinken, Matten weben und Mais entkörnen. Auch dort gilt noch die Gerichtsbarkeit von Bagamoyo, also des Sultans von Zanzibar. Hier entflohen Nachts drei Sklaven, obwohl man sie zusammengekettet hatte, und nahmen dem sie bewachenden Araber eine Flinte nebst einer Axt und anderen Habseligkeiten mit.

Der dritte und letzte Aufbruch fand nun endlich am 2. Juli statt. Bis dahin waren die Weiler nur klein gewesen; jetzt sah man eigentliche Dörfer, Chambi, Kraals, mit einer zahlreichern Einwohnerschaft. Das Land wird unsicher und die Karawanen übernachten deshalb außerhalb der Dörfer, nicht in denselben. Die Wohnungen nehmen in dieser Gegend die Gestalt runder Hütten an, oder bestehen aus langen Schuppen oder Buden, die mit Stroh oder Gras gedeckt sind; die unbehauenen Pfähle oder

Stangen, welche als Gerüst dienen, sind mit Baumbast zusammengebunden. Solch ein Dorf ist ringsum dicht und dick mit einem Dornzaun umfriedigt, dessen einzige Oeffnung bei Nacht sorgfältig verrammelt wird. In der hügeligen Gegend Dunda verläßt der Weg das alte Meeresufer und zieht in das Alluvialthal des Kingani hinein; dann stieg er wieder etwas an und führte zum Dorfe Nzasa, d. h. ebener Boden.

Dieser Ort liegt schon im unabhängigen Uzaramo. Drei P'hazi oder Vorsteher fragten an, ob der Weiße in feindlicher Absicht gekommen sei oder Rache für die Ermordung eines weißen Bruders nehmen wolle. Er meinte jene des französischen Reisenden Maizan, die wir späterhin erzählen. Als Burton sich mit diesen Leuten verständigt hatte, erklärten sie ihm, er müsse anhalten und eine Botschaft an den Häuptling des angränzenden Districts senden. Darüber wären mindestens drei Tage verloren gegangen, aber das Herkommen sollte beobachtet werden. Während man mit den Vorstehern darüber verhandelte, ob man sich nicht gegen eine gute Entschädigung über dasselbe hinwegsetzen könne, entstand ein Auflauf. Der Beludsche Jussuf hatte gegen eine alte Frau, welche ihm einen Korb mit Getreide nicht geben wollte, das Schwert gezogen. Sie rannte wie wild umher, und schrie die Dorfbewohner an, ob man auf solche Weise friedlich komme? Nun fragte der vornehmste P'hazi, weshalb der weiße Mann überhaupt ins Land gekommen sei, ob er dasselbe unterjochen und sie um Einkommen und Gewinn bringen wolle? „Ich bin alt und mein Bart ist grau, aber solch ein Unglück wie dieses habe ich noch nicht erlebt." Der Araber Seid ben Selim entgegnete: „Diese weißen Männer kaufen und verkaufen nicht, sie fragen nicht nach dem Preise und wollen keinen Profit machen. Und was habt ihr denn eigentlich zu verlieren? Die arabischen Kaufleute nehmen euch das Beste weg, die Suaheli das nächst Beste, und ihr bekommt weiter nichts als ein paar Ochsen, etwas Zeug und einige Hacken." Diesen Worten folgte die Darreichung eines sehr ansehnlichen Geschenkes und dadurch wurde das Herz der Vorsteher erweicht. Sie sagten, Burton sei ein Murungwana Sana, ein wirklich freier Mann, und gaben ihm ein Geleit ins Kinganithal hinauf. Nachmittags führten die kleinen, plumpen, kastanienbraunen Mädchen einen Tanz auf; die Hüften waren mit einem Schurz umschlungen, das Haar war mit Oel und Farbe beschmiert, der Hals mit Glasperlensträngen umhängt; an den Armen

und über den Fußknöcheln trugen sie Ringe und Reifen, den Busen hatten sie so umschnürt, daß er tief hinab hing, ein widerwärtiger Anblick. Während sie tanzten, warf Burton ihnen einige Stränge grüner Glasperlen zu; einer fiel auf die Erde und der weiße Mann wollte, sich bücken um ihn aufzuheben. Da raunte ihm Seid zu: „Bücke Dich ja nicht; sie werden dann sagen: er bückt sich nicht einmal und wenn auch Perlen an der Erde liegen.“

Der Kingani fließt hier durch eine grüne Ebene, die wohl angebaut ist. Auf den Feldern wachsen Reis, Durra, süße Kartoffeln und Tabak. Der Strom hat ein sandiges Bett, ist etwa 150 Fuß breit und kann nicht durchwatet werden. Krokodil und Hippopotamus sind sehr häufig. Das rothbräunliche Wasser schmeckt weich und süß, etwa wie Regenwasser, und ist fischreich.

Der Zug ging über ein wellenförmiges Gelände, das einem Parke glich, und kam an einer Fetischhütte (Mzimu) vorüber. Es war ein kleines Haus, nicht viel über einen Fuß hoch, mit überragendem Dache. Daneben lagen als Opfer Durraähren, auch stand Pombebier in einer schadhaften Kalebasse dort. In der Nähe waren Gräber der Wazaramo, welche jenen der Wamrima gleichen, Parallelogramme, 7 Fuß lang, 4 Fuß breit, mit einer niedrigen Einfriedigung, die einen grasfreien Platz umschließt; Kopf und Füße der Leichen sind mit einem Stecken bezeichnet. An der langen Seite wird eine Art von Thür angebracht. Beim Einscharren geben die Heiden dem Leichnam keine bestimmte Richtung nach einer Himmelsgegend; in der Mitte liegt ein Kloß, dessen Obertheil roh geschnitzt ist und einem Affengesichte gleicht, während ein weißer, um den Kopf geschlungener Lappen Zeug andeuten soll, daß man einen Menschen habe darstellen wollen. Die Beludschen, als fanatische Mohammedaner, spieen auf die Heidengräber und fluchten dabei ganz entsetzliche Verwünschungen heraus. Die Gräber von Muselmännern, welche während der Reise sterben, sind insgemein länglich-rund; die Umrisse werden durch Steine bezeichnet, das Gesicht wird gen Mekka gewendet. Die Sch'inga in Westafrika legen Scherben von Porzellannäpfen oder Tassen auf das Grab, welche dem Andenken des Verstorbenen geweiht sind; auf der Insel Zanzibar mauert man Brühenäpfe, Teller, Schüsseln und dergleichen in die Grabsteine ein.

Die große Menge von Gräbern erfüllte Burton's Begleiter mit Schrecken; sie gingen möglichst rasch an denselben vorüber.

Gleich nachher entstand eine allgemeine Bewegung, weil ein Dorfhäuptling mit einem halben Dutzend seiner Leute den Weg versperrte und sowohl nach Geschenken als, ächt afrikanisch, nach Neuigkeiten verlangte. Speke, der in der Vorhut war, ließ ihm bemerken, daß man schon bei Nzasa Gebühren erlegt habe, aber das blieb unbeachtet und ein Streit schien unvermeidlich. Glücklicherweise kam Burton noch rechtzeitig mit dem großen Zuge heran, und die Wazaramo gaben klein bei, als sie die Flagge der Karawane sahen. Nun schwoll den Beludschen der Kamm; sie erboten sich, das ganze Land zu erobern und Burton zum Sultan desselben auszurufen. Die Karawane ging weiter durch eine Grasebene, auf welcher Zebras und Kuduantilopen weideten; auch waren Perl- und Repphühner, Wachteln, die sogenannte grüne Taube und ein malabarischer Phasan sehr häufig. Dann erreichten sie Kiranga Ranga, die erste gefährliche Station in Usaramo. In diesem Hügeldistrict liegen viele kleine Dörfer hinter Bäumen versteckt; die Karawanen pflegen gewöhnlich bei einem Brunnen, nicht in den Dörfern selbst, ihr Lager zu nehmen.

Dort rastete Burton am 4. Juli. Die Beludschen geriethen untereinander in Zank, und die fünf welche sich erst in Kaole dem Zuge angeschlossen hatten, kehrten ohne Weiteres um. Als aber der weiße Mann drohete, einen Brief an den gefürchteten Consul Hamerton zu schreiben, der allen Beludschen eine tüchtige Bastonnade eintragen solle, schulterte der Hauptman Yaruz seinen Säbel, hing seinen Schild an den Arm, eilte den Ausreißern nach und brachte sie auch wieder zurück.

Das Wetter wurde nun ungünstig; die Mcho'o oder heftigen Regengüsse, welche zwischen den beiden Regenzeiten (Masika im Frühjahr, Vuli im Herbst) fallen, setzten nun regelmäßig ein und begleiteten die Karawane, so lange sie durch das ebene Land zog. In dieser Gegend war es nicht gerathen, in die Dörfer zu gehen, obwohl die Wazaramo Fremden den Zugang nicht verbieten, und ihnen Mädchen als Dienerinnen geben, aber ihre Gastfreundschaft bleibt immer gefährlich. Die Wazaramo und Wagogo sind eifersüchtig auf ihre Frauen, was bei anderen ostafrikanischen Männern nicht der Fall ist.

Am 5. Juli zog Burton durch dichtes Gebüsch bis Tumba Ihere's Dorf, wo gerade einige aus dem Innern kommende Karawanen rasteten. Jeder Sklave war am Halse mit den übrigen

zusammengebunden; ein Ausreißer wurde an eine Stange geschnürt, deren gabelförmiges Ende man ihm unter das Knie steckte, so daß er ohne Beihülfe nicht aufstehen konnte, wenn er einmal am Boden lag. Die feuchte Hitze und die bösen Dünste wirkten sehr nachtheilig auf Speke's Gesundheit ein.

Die nächste Station, Muhogwe, gilt für einen der unsichersten Plätze in Uzaramo; die Reisenden wurden jedoch nicht belästigt, und nur die Weiber erschienen, um die weißen Männer anzustaunen. In nicht geringem Maaße verwunderten sie sich über die Beinkleider derselben, und erklärten, daß sie um keinen Preis Männer mit solchen Dingern an den Beinen heirathen möchten. Durch ein bewaldetes ansteigendes Gelände gelangt man in den District Mu'honyera; er bildet den Rand der Tafelebene, welche man als die südliche Terrasse am Kingani betrachten muß. Das hohe, ehemalige Meeresufer ist hier durch Streifen von Quarzkieseln bezeichnet. Diese Gegend ist sehr ungesund und ein Lieblingsaufenthalt wilder Thiere, namentlich des Hyänenhundes, der besonders den Eseln gefährlich wird. Er ist, wie wir schon im ersten Bande hervorhoben, der Wuraba der Somal, der wilde Hond des Kaplandes, und tritt in Afrika statt des Wolfes auf. Für wachsame Menschen ist er ungefährlich, aber nicht selten überfällt er schlafende, denen er dann ein Stück Fleisch aus dem Gesichte wegreißt; Eseln der Karawane zerrte er mehr als einmal, aber stets bei Nacht, große Massen Fleisches aus dem Hinterviertel heraus. Doch waren diese Esel aus Zanzibar, wo der Fisi nicht vorkommt; jene aus Unyamwezi, welche ihren Feind sehr wohl kennen, vertheidigen sich gegen ihn mit Zähnen und Hufen. In den Wäldern sind größe und kleine Affen sehr häufig, meist grau mit schwarzem Gesichte. Die Gegend ist, wie bemerkt, äußerst ungesund, ein Thal des Todes für noch nicht eingewohnte Menschen. Fern im Westen erhob sich der Kidunda, d. h. Hügel, ein kleiner Kegel, der über den Wald hervorragt, und etwas nach Norden hin stieg eine blaue Wand empor, das Gebirge von Duthumi.

Die Karawane hielt einen Tag Rast in Muhonyera. Speke lag am Fieber darnieder; Burton ließ die Boma, d. h. Umzäunung ausbessern, und ging dann auf die Jagd. Die Beludschen vertrieben sich inzwischen die Zeit mit dem Putzen ihrer Flinten, wozu sie die getrocknete fleischige Frucht der Kokospalme benützten, flochten Sandalen aus Palmblättern, Lunten aus den Fasern des Kale-

bassenbaums, und Stricke zum Anbinden der Esel. Zu diesen Seilen nehmen sie die Fasern einer aloëartigen Pflanze, welche im Somalilande Hig oder Haskel heißt, von den Arabern Bag und von den Negroiden am Kingani Mukonge genannt wird. Die Ananas, Mananazi, wächst drei Tagereisen weit von der Küste landeinwärts, man benützt aber die Fasern nicht.

Während der ersten Woche vernahmen die Reisenden allabendlich die Signalschüsse der Artemise, von nun an aber nicht mehr. Sie erfuhren dagegen, daß Consul Hamerton, der treffliche Mann, am 5. Juli, kurz nach seiner Rückkehr nach Zanzibar, noch am Bord des Schiffes gestorben sei. Die ersten Briefe, welche diesen Unfall meldeten, waren verloren gegangen, aber ein reisender Handelsmann brachte die Trauerkunde. Burton hatte den Verlust eines so einflußreichen und wohlwollenden Freundes um so mehr zu bedauern, da dessen Nachfolger, ein ganz anders gearteter Beamter, dem Reisenden zu schweren Klagen und Vorwürfen mehr als einen Anlaß gab.

Es war jedoch ein Glück, daß Hamerton nicht einige Wochen früher starb, weil dann höchst wahrscheinlich die ganze Expedition vereitelt worden wäre; denn die Hindus in Zanzibar sahen sehr ungern, daß Europäer in die Elfenbein- und Kopalgegenden vordringen wollten, und hätten lieber die Reise verhindert. Jetzt war Burton am 8. Juli im Thale des Todes und der Heimath des Hungers, denn so wird die ungesunde Ebene von den Arabern genannt. Speke war sehr krank und mußte reiten, einige Söhne Ramdschi's wollten ausreißen, der beschwerliche Weg führte durch steifes Rispengras, das Trinkwasser war schlecht, aus dem dunkeln schwarzen Boden stiegen widerwärtig riechende tödtliche Dünste auf, während der Wind dicke Wolken vor sich hinpeitschte und die Regentropfen dick wie Musketenkugeln herabfielen. So gelangten die Reisenden, welche ohnehin schon Mangel an Lebensmitteln hatten, nach Sagesera und machten am 9. Juli am rechten Ufer des Kingani durch eine fruchtbare Ebene einen Marsch von sieben Stunden.

Jetzt spielte ein „Geist" eine große Rolle. Speke ritt wie gewöhnlich in der Vorhut. Als er an den „Makutaniro" kam, die Stelle, wo die Straßen, welche von den kleineren Seeplätzen ins Innere führen, sich mit der Hauptstraße von Mbuamadschi vereinigen, versperrten ihm etwa fünfzig Krieger der Wazaramo den Weg, so daß er weder zur Rechten noch zur Linken ausweichen konnte. Der Anführer gebot ihm Halt. Noch zu rechter Zeit er-

schien der Dolmetscher Muinyi Wazira, redete einige erläuternde Worte, versprach Glasperlen und Baumwollenzeug, und nun wurde die Straße wieder frei. Als Burton kam, standen die Schwarzen unter einem Baume und starrten ihn an; sie waren ungemein kräftig gebaut und hatten eine sehr kriegerische Haltung, in der einen Hand trugen sie den großen Bogen, in der andern vergiftete Pfeile.

Ein Wazaramo-Krieger.

Der nächste Haltplatz war Tunda, das sehr ungesund ist. Am andern Morgen fühlte Burton sich äußerst schwach und beklommen, der Kopf schmerzte sehr, die Augen brannten, das Herz klopfte, die Beine versagten ihm beinahe den Dienst. Die ganz und gar veränderte Lebensweise, rasche Abwechselung zwischen feuchter Hitze und nasser Kälte, Sonnenbrand und Thau, und auch die Besorgniß, daß er vielleicht sein Reiseziel doch nicht erreiche, das Alles wirkte höchst niederschlagend auf ihn ein. Mit Speke ging es wohl ein wenig besser, aber nun bekam Seid ben Selim das Fieber, und bat inständig, daß der Aufenthalt zu Tunda, und sei es auch nur um einen Tag, verlängert werde. Aber Burton wollte um keinen Preis länger an

diesem fürchterlich ungesunden Orte verweilen, sondern weiter ziehen bis nach Dege la Mhora, wohin Muinyi Wazira schon vorausgegangen war. So heißt der Platz, wo der französische Reisende Maizan ermordet worden ist. Seid ben Seid und Muinyi Wazira erlaubten sich eine Täuschung gegen Burton, indem sie ihm sagten, daß das Dorf Bana Dirunga der richtige Ort sei. Dort blieb er einen Tag; die Einwohner waren vor den Weißen in den Wald geflohen, kamen aber am Abend zurück und versprachen, dem „Groß-Waldvogel" zu melden, daß die Fremden nicht in feindlicher Absicht gekommen seien.

Burton hatte erst vor acht Tagen Kaole verlassen und war doch schon so abgemattet, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Nach anderthalbstündiger Wanderung kam er an ein stark verrammeltes Dorf, in welchem früher der P'hazi Mazungera gehaust hatte; jetzt gehörte es dessen Sohne Hembe, dem „Horn des wilden Büffels," der sich zum Kampfe vorbereitet, Frauen und Kinder aus dem Dorfe fortgeschickt hatte und mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl seiner Krieger einen Angriff erwartete; er würde einen solchen ohne Weiteres mit giftigen Pfeilen beantwortet haben. Eine Unterredung mit dem Dolmetscher gab jedoch den Dingen eine andere Wendung; Burton ritt an dem Häuptlinge vorüber, und Hembe folgte ihm bis zum nächsten Haltplatze Madege Madogo. Burton mochte indeß diesen Häuptling nicht empfangen, sondern ließ ihn abweisen.

Der obenerwähnte französische Flottenoffizier Maizan wollte 1844 eine Reise nach dem großen Binnenseen unternehmen. Die pariser Regierung billigte seinen Plan und schickte ihn nach der Insel Bourbon, von wo er mit dem Consul Broquant nach Zanzibar kam. Zwischen dem Sultan und König Ludwig Philipp war am 21. November des genannten Jahres ein Handelsvertrag abgeschlossen worden, und nun erschien die vom Viceadmiral Romain Desfossés befehligte Corvette Le Berceau. Maizan war ein Zögling der polytechnischen Schule in Paris, wohl vorbereitet und reichlich mit wissenschaftlichen Werkzeugen versehen. Aber er scheint weder vorsichtig noch besonnen gewesen zu sein und stellte seine blitzernden Sachen vor Aller Augen bloß; das war nicht klug unter Menschen, die gierig nach Allem sind, was nur blank aussieht. Später wurde ermittelt, daß Maizan's Mörder einen vergoldeten Zeltknopf als Schmuck am Halse trug. Der junge Reisende hatte viel überflüs-

siges Gepäck, allerlei blankes Küchengeschirr und dergleichen mehr. Als er nach Zanzibar kam, gingen dort allerlei beunruhigende Gerüchte über die ehrgeizigen Absichten der Franzosen um; es hieß, sie wollten es an der Küste machen wie auf Madagaskar und sich in Kingani, Lamu und anderen Häfen festsetzen. Die Banianen, in deren Händen, wie wir mehrfach bemerkten, der vortheilhafte Handel mit dem Innern sich befindet, wurden besorgt, und machten ihren Einfluß auf die Küstenanwohner und die Leute im Innern geltend. Maizan blieb etwa acht Monate in Zanzibar, um die Sprache der Suaheli zu lernen, ließ sich dort trotz aller Warnung, mit einem berüchtigten Schwindler ein und zeigte alle seine blanken Sachen. Ehe er die eigentliche Reise antrat, machte er drei Ausflüge an die Küste und gab so den lauernden Suaheli vollauf Zeit, ihre Pläne reiflich zu durchdenken. In den Augen der Araber büßte er viel von seinem Ansehn ein, als er mit einem Schwarzen aus Unyamwezi „Brüderschaft" gemacht hatte. Endlich beging er auch noch den verhängnißvollen Fehler, ohne das starke bewaffnete Geleit, welches der Sultan ihm versprochen hatte, nach dem Innern aufzubrechen. Der unbesonnene Franzose lieferte sich also selber einem wilden afrikanischen Häuptling in die Hände.

Als 1845 die Regenzeit vorüber war, landete Maizan im Bagamoyo, das der Stadt Zanzibar fast gerade gegenüber auf dem festen Lande liegt. Dort ließ er seine Privatleibwache, vierzig Musketiere, zurück, und ging, trotz der höchst dringenden Warnung seines schwarzen „Bruders" aus Unyamwezi, allein ins Innere. Bei ihm blieben nur ein Mann aus Madagaskar oder von den Comoro-Inseln, Namens Frederique, und einige Träger. Er wollte den P'hazi Mazungera besuchen, Häuptling der Wakamba, die eine Unterabtheilung der Wazaramo bilden. Mazungera empfing den Weißen in seinem Residenzdorfe Dege la Mhora mit verrätherischer Freundlichkeit, welche Maizan für baare Münze genommen zu haben scheint. Beide verlebten einige Tage im besten Einvernehmen, und der Fremdling wurde völlig sicher gemacht. Da ließ Mazungera plötzlich den Gast zu sich entbieten und machte ihm lebhafte Vorwürfe, weil er auch anderen Häuptlingen Geschenke gegeben habe. Dann redete er sich immer mehr in wilde Wuth hinein, rief endlich: „Du sollst hier auf dem Flecke sterben!" und gab ein Zeichen, auf welches sofort eine Rotte wilder Männer in die Hütte drang. Sie trugen zwei lange Stangen. Frederique wurde durch des Häuptlings Frau geborgen; er rief

seinem Herrn zu, dieser möge laufen und die Frau berühren, dann stehe er unter dem Schutze derselben und sei gerettet, aber Maizan scheint seine Geistesgegenwart verloren zu haben und die Frau wurde hinweggedrängt. Nun band man dem Unglücklichen beide Arme kreuzweis über die Stange, fesselte ihn dann an den Beinen, und schnürte ihm einen Riemen um die Stirn. So wurde er aus dem Dorfe hinaus unter einen Baobabbaum getragen, der etwa fünfzig Schritte weit entfernt liegt. Burton sah die Stelle, welche man ihm zeigte. Dort schnitt ihm der wilde Mazungera zuerst alle Gliedmaßen ab, während die Schwarzen den Kriegsgesang anstimmten und die große Trommel gerührt wurde. Weil Mazungera sein doppelschneidiges Messer zu stumpf fand, hielt er inne, als er eben dem weißen Manne die Kehle abschneiden wollte, wetzte die Schneiden, ging dann wieder an sein blutiges Werk und drehete zuletzt den Kopf vom Rumpfe ab.

Maizan war ein liebenswürdiger, talentvoller und trefflich vorgebildeter Mann, aber nicht bedachtsam. Der wilde Mazungera zog aber aus dieser Mordthat nur geringen Vortheil. Er hatte auf Anrathen seines Mgangas, Hofwahrsagers, Zauberers, den Weißen gemartert, damit derselbe ihm sage, wo er seine Schätze verborgen habe; der Unglückliche hatte aber keine Enthüllungen zu machen, sondern jammerte nur um Vergebung seiner Sünden und rief die Namen Derer, welche ihm wohlmeinende Warnungen gegeben hatten. Der Barbar versuchte dann, die vierzig Musketenträger, welche Maizan zur Bewachung seiner Habe in Bagamoyo zurückgelassen hatte, zu verlocken, aber dieser Plan schlug ihm fehl. Als später ein Kaufmann aus Maskat, Sney ben Emir, mit einer starken Karawane bei Dege la Mhora vorüberzog, verlangte Mazungera von ihm Tribut und zeigte das Messer, mit welchem er Maizan ermordet hatte; allein der Araber kümmerte sich darum nicht und blieb auch unbelästigt. Der oben erwähnte Frederique kam bald nach der Gräuelthat in Zanzibar wieder an und wurde vom Consul Broquant verhört. Man sperrte ihn in die Festung, aus welcher er jedoch in räthselhafter Weise verschwand. Wahrscheinlich wäre bei genauer Untersuchung ein nichtswürdiges Complot an den Tag gekommen. Burton vernahm, daß Frederique als Moslem und unter dem Namen Mohammedi zu Marungu am Tanganyika-See sich aufhalte. Im Jahre 1846 kam der Schiffskapitän Guillain mit der Kriegsbrigg Le Ducouedic nach Zanzibar,

um Maizan's Mörder zur Verantwortung zu ziehen. Vergeblich wies der Sultan nach, daß der Missethäter nicht sein Unterthan sei; man hatte denselben einige Zeit nach dem Morde in Mbuamadschi an der Küste im zanzibarischen Gebiete gesehen, und ging von der Ansicht aus, daß er als Unterthan zu betrachten sei. Der hart bedrängte Herrscher verstand sich endlich dazu, ein paar hundert Musketenträger ins Innere abzuschicken, welchen sich dann Mazungera's Sohn, Hembe, entgegenstellte. Nachdem das Scharmützeln ein paar Tage gedauert hatte, erhielt er eine Kugelwunde und entfloh; die Musketiere brachten aber den Schwarzen mit, welcher bei Maizan's Ermordung die große Kriegstrommel geschlagen hatte. Dieser Mensch wurde dann statt Mazungera's bestraft; er stand, wie wir schon früher mittheilten, zwei volle Jahre in Ketten dem französischen Consulat gegenüber; nachher fesselte man ihn an eine Kanone dergestalt, daß er weder ordentlich stehen noch liegen konnte. In diesem qualvollen Zustande lebte er manches Jahr und starb erst kurz vor Burton's Eintreffen.

Der gerade Weg ins Innere, welcher über Dege la Mhora führt, war nun längere Zeit versperrt, und noch jetzt, sagen die Landeseingeborenen, sei es auf demselben nicht recht geheuer, denn ein gewaltiger Drache, in welchen der Geist des Ermordeten gefahren ist, treibt dort seinen Spuk. Dieser Geist läßt dem wilden und grausamen Mazungera keine Ruhe, und hat ihn derart gequält, daß der Mörder freiwillig in eine Art Verbannung floh; sein Stamm ist seitdem immer schwächer geworden.

Der nächste Haltplatz war bei Madege Madogo „die kleinen Vögel“; Madege Makuba, „die großen Vögel“ liegt westlich von demselben. Die Beludschen waren die ganze Nacht hindurch in Unruhe, weil sie Leoparden, Flußpferde und Krokodile fürchteten. Am 13. Juli führte der Weg durch Wald, Gebüsch und Moräste hart am Kingani hin bis Kidunda „dem kleinen Hügel“. Der Lagerplatz war ungesund, die Reisenden hatten aber eine sehr schöne Aussicht. Der Strom, etwa anderthalb hundert Fuß breit, fließt schnell zwischen hohen Ufern; die kegelförmigen Hütten der Bauern liegen zerstreut umher, damit die Felder besser bewacht werden können; am nördlichen Ufer erhebt sich der bewaldete Hügel und bringt anmuthige Unterbrechung in die Einförmigkeit der Ebene. Dieser Punkt ist eine Gränzstation, wo neben den Wazaramo auch Stämme aus Udoe, K'hutu und Usagara wohnen.

Von Kidunda führt der Weg nach dem in felsigem Bett fließenden Bache Manyora, welchen man überschreiten muß nach dem Mgeta, einem andern Bache, der immer Wasser hat; er kommt aus den Duthumihügeln. Jetzt war er nach heftigem Regen in seinem untern Laufe nicht zu durchwaten, doch war früher von Karawanen eine rohe Art von Brücke hergestellt worden, indem sie mehrere, an beiden Ufern gefällte Bäume niedergehauen, mit Schlingpflanzen verbunden und solchergestalt ins Wasser geworfen hatten, daß die Strömung sie fest an- und ineinander trieb. Nun gingen die Menschen, welche einander die Gepäckstücke zureichten, auf den Stämmen und Aesten hinüber, während die Esel durch das Wasser getrieben wurden. Bei dieser Gelegenheit ließ ein Träger Burtons doppelläufige Elephantenflinte in den Fluß fallen, der dort etwa zwölf Fuß tief war. Der Diener Gaetano tauchte, um sie wieder zu holen, fand sie aber nicht; die Eingeborenen können nicht tauchen und fürchten sich vor den Krokodilen. Der Reisende tröstete sich damit, daß nun der gefährlichste Theil des Weges zurückgelegt sei. Binnen achtzehn Tagen, vom 27. Juni bis 14. Juli, hatte er trotz Krankheit und aller möglichen Hindernisse 118 englische Statutmeilen gemacht und war nun in K'hutu, einem Lande, wo die fremden Kaufleute sicher sind.

Am 15. Juli führte die Straße erst durch eine üppige oft überschwemmte Ebene am westlichen Ufer des Mgeta, dann in eine schöne parkartige Gegend, wo statt der riesigen Bäume der Küstenregion allerlei Mimosen, Gummibäume und Dorngewächse auftreten. Hier tummelten sich viele Gnu's und schüttelten die Mähnen; Hartebeeste und andere Antilopen liefen in Rudeln umher oder standen am Wasser, um zu trinken; Feld- und Perlhühner waren in Menge vorhanden, kleine Landkrabben schlüpften in Löcher und Höhlen, Ameisen verschiedener Art zogen in dichten Heersäulen und griffen Menschen und Thiere so heftig an, daß die ganze Karawane einmal Halt machte. So gelangte man nach Kiruru, einem armseligen Dorfe mir großen Durrafeldern; das Wetter war abscheulich, auf rauhe Nebel folgten Regengüsse und dann wieder heiße Sonnenstrahlen; das ganze Land war wie in Fäulniß übergegangen und dampfte verpestenden Hauch aus. Burton fand eine Hütte, in welcher Feuer angemacht wurde, und so konnte er sich die Wonne eines warmen Rauches verschaffen; Speke blieb im Zelte und legte

dort den Grund zu einem Fieber, welches ihn in Usagara an den Rand des Todes brachte.

Burton rastete zwei Tage bei Kiruru. Ein Beludsche rieth ihm, gegen das Fieber eine in Mittelasien gebräuchliche Kur anzuwenden. Er setzte den Reisenden auf einen kleinen Stuhl, umhüllte ihn mit mehreren Mänteln, stellte dann ein Geschirr mit glühenden Kohlen unter diese Umhüllung und streuete Räucherwerk auf das Feuer.

Die Esel waren so abgemattet, daß man bis zur nächsten Haltstelle noch sechs Träger miethen mußte. Die Bauern verkauften nur ungern Getreide. Am 18. Juli brach Burton nach Duthumi auf. Sein Tagemarsch kann uns einen recht deutlichen Begriff von den Schwierigkeiten der Reise geben. Zuerst ging der Weg durch dichtes Gras und eine feuchte Vegetation; bis gegen Mittag träufelte Alles von Thau, der schwarze Erdboden war fettig und schlüpferig, die Straße, wenn der Ausdruck statthaft wäre, führte durch dicken tiefen Schlamm, der überall mit Wurzeln durchflochten war, in einem dichten Wald oder zwischen Gestrüpp hin; Hyphänapalmen wechselten ab mit dem Mpamaruſt oder mit dem gigantischen Msukutio und mit niedrigen Mimosen; dann kamen dürre Grasflächen, die von Trockenbächen mit steilen Ufern durchschnitten waren. An drei Stellen mußte die Karawane durch Moräste waten, die eine Länge von hundert Schritten bis zu einer englischen Meile hatten; die Menschen sanken knietief ein, die Träger glitten aus und stürzten wie die Esel; Burton mußte sich auf seinem Thiere von ein paar Männern stützen lassen. Dieser Yegea-Morast entsteht, weil das Regenwasser keinen Abzug hat, und ist manchmal so tief, daß er einem Manne bis an den Hals reicht; er trocknet nur auf kurze Zeit während des Nordost-Monsuns aus.

Tröstlich war bei alledem, daß die Reisenden einen Blick auf die jetzt naheliegenden Duthumi-Hügel hatten, die zuweilen von einem Sonnenblick vergoldet wurden. Nachmittags ritt Burton der Karawane voraus, durch viele Dörfer und Durrafelder, und kam an die Niederlassung eines arabischen Kaufmannes, der ein schlechtes Subject war und manche Abenteuer erlebt hatte. Seyf ben Selim war aus Oman und hatte das Ansehen eines ehrwürdigen Greises; doch sah man wohl, daß er dem Genusse des Pombebieres nie abhold gewesen. Lange Zeit hatte er in Unyamwezi gewohnt und war dort mit seinen Landsleuten in allerlei ärgerlichen

Zwist gerathen. Sie faßten den Plan, sich dieses Mannes zu entledigen, und bewogen den Häuptling Mpagamo, denselben festzunehmen. Das geschah, der Schwarze band den Araber an und ließ ihn zusehen, wie sein Waarenlager erst geplündert und dann verbrannt wurde. Nachher jagte man ihn aus dem Lande. Seyf fand ein Unterkommen in Duthumi, wo Burton ihn fand. Er hatte sich aber nicht gebessert, behandelte seine Sklaven so grausam, daß man ihm ein schlimmes Ende voraussagte, und fing jetzt gleich damit an, daß er den Begleiter des Reisenden, Seid ben Selim, arg verleumdete. Er fand indessen kein Gehör.

Die Reisenden mußten eine ganze Woche lang in Duthumi liegen bleiben. Die böse Luft hatte Sumpffieber erzeugt, welches bei Burton zwanzig Tage lang andauerte. Die Anfälle waren allerdings nicht so heftig, wie sie in Sindh (in Indien) zu sein pflegen, warfen aber den ohnehin schon angegriffenen und abgeschwächten Mann völlig nieder. Während der Paroxysmen und oft noch stundenlang nachher, sah es in Burton's Kopfe ganz verwirrt aus, es war ihm, als ob er in zwei ganz verschiedene Personen getheilt sei, die einander entgegen arbeiteten; während der stets schlaflosen Nächte hatte er schreckliche Visionen, sah abscheuliche Thiere, widerwärtige alte Hexen und Männer, deren Kopf aus der Brust hervorwuchs. Speke litt noch ärger, geberdete sich wie ein vom Sonnenstich getroffener Mann und sein Gehirn war stark angegriffen. Seid ben Selim dagegen war in der Wiedergenesung; die beiden Goanesen leisteten der Krankheit nicht den mindesten Widerstand und wären wahrscheinlich nie wieder aufgestanden, wenn man sie nicht gezwungen hätte.

Zu alledem kam noch andere Noth. Man hatte die ursprünglich zum Reiten bestimmten Esel mit Gepäck beladen müssen, und oft blieb den Reisenden nichts übrig, als bei Sonnenhitze und Regen, durch Morast und ungesunde Dünste hindurch zu waten. Auch das Reiten auf einem innerafrikanischen Esel ist in hohem Grade anstrengend. Das Thier ist hartnäckig, widerspänstig, scheut, strauchelt und läuft weg; Speke wurde einst während einer Stunde zweimal abgeworfen. Der Esel findet geradezu ein Vergnügen darin, immer unruhig unter dem Reiter zu sein, auszuschlagen, sich im Kreise zu drehen, Schlammlöcher aufzusuchen und, wenn der Wind scharf weht, wie ein Schwein fortzurennen; bei Sonnenschein will er immer im Schatten sein und trabt dem ersten besten Baume

zu. Allemal sucht er den schlechtesten Weg auf, man muß ihn führen, und wenn irgend eine Schwierigkeit entsteht, läßt der leitende Sklav den Zügel los und läuft selber fort. Insgemein muß ein zweiter Sklav hinterher gehen und das Thier antreiben. Dazu kommt noch, daß der ostafrikanische Esel runden Leib kurzen Rücken und schmale Schultern hat, also für einen arabischen Packsattel nur sehr schlecht geeignet ist, seine Fesseln sind gerade und steif wie bei den Ziegen, und er hat deshalb einen unbequemen paßartigen Gang. Die Reitesel in Zanzibar sind allerdings besser, aber auch zarter; die, welche Burton mitgenommen hatte, waren bald wund, die meisten starben, und so sah er sich auf die Korona, Esel aus Unyamwezi, angewiesen. Das Aufladen war immer mit vielen Umständen und Widerwärtigkeiten verbunden; die Schwarzen legten das Gepäck nicht so auf, daß es ein Gleichgewicht hielt; deshalb fiel es an schwierigen Stellen, gewöhnlich im Morast, hinab. Dann murrten die Beludschen, wollten keine Hand anlegen, und die Arbeit mußte von den weißen Männern, den Arabern und den Hauptleuten der Beludschen gethan werden. Die zum Anbinden der Esel nöthigen Seile wurden oftmals gestohlen; während Burton's Krankheit pferchte man die Thiere nicht einmal ein, Niemand gab sich die Mühe sie zu zählen, und so kamen manche Esel abhanden. Das Alles konnte verhängnißvoll für die Expedition werden.

Burton war durch alle diese Widerwärtigkeiten sehr niedergeschlagenen Gemüthes, jeder neue Morgen brachte auch neue Sorgen, und an jedem Abend sah er dem andern Tage mit Besorgniß entgegen. Aber, sagt er, ich dachte an das arabische Sprüchwort: in der Verzweiflung liegen viele Hoffnungen, und wir waren auf jede Gefahr hin fest entschlossen, eher Alles, auch das Aeußerste zu wagen, als unverrichteter Dinge umzukehren.

Duthumi ist einer der fruchtbarsten Landstriche in Khutu, und wird vom Duthumiflusse durchzogen, welcher das ganze Jahr hindurch Wasser hat. Er kommt aus dem Hügellande, vereinigt sich mit dem Mgazi, der in den Mgeta fällt, welcher seinerseits in den Kingani mündet. In dieser Gegend ist künstliche Bewässerung der Felder häufig; sie werden berieselt. Die Berge von Duthumi bilden die nördliche Gränze der Ebene, sie steigen schroff empor, fallen aber nach Süden hin niedrig ab. Ihre Richtung ist nach Nordnordwest; nach vier Tagereisen verschlingen sie sich,

wie die Führer sagten, mit der Hauptkette des Usagaragebirges; wahrscheinlich sind sie die südlichen Widerlagen des Hügelgelandes von Ngu oder Nguru, welches westlich von Saadani liegt. Von dieser Kette, sagt man, komme der Kingani aus einer Höhle oder einem Erdspalt am östlichen Abhange; mit ihm vereinigt sich ein anderer Fluß, der sein Wasser von den südlichen Abhängen erhält, während der Mgeta von der westlichen Seite der Wasserscheide herabströmt und um die südliche Basis biegt. Diese Höhen sind zumeist umwölkt und die Wirkungen davon verspürt man in der Ebene; bei Tage fallen Windströmungen von Nordost oder Nordwest in die heiße Ebene herab, und bei Nacht sinkt der Thermometer bis 70, ja bis 65° F. Im Hochlande soll manchmal das Wasser gefrieren und dort ist die Gegend nicht ungesund; die Bewohner halten viele Ziegen, Schafe und Geflügel; die Araber behaupten, dort wachse auch der Betelpfeffer, (?) neben Durra und Sesam, Manioc und süßen Kartoffeln, Gurken, Turai (Luffa acutangula), Bohnen, Bananen und Zuckerrohr. In dem dichten Gestrüpp und den Wäldern am Fuße des Gebirges sind Elephanten und Rhinoceronten in beträchtlicher Menge, in den Ebenen schwärmen das Gnu (Catoblepas gnu) mit der zottigen Mähne, und die Kuduantilope. Diese Region, etwa sechs Wegstunden nördlich von Duthumi, heißt das Inland Magogoni; sie wird von dem zeitweilig trocken liegenden Bache Mdimu durchzogen. In den fruchtbaren Gebirgsthälern der südlichen Abhänge sollen die Wakumbaku und Wasuophanga wohnen, höher hinauf, in etwa 3000 bis 4000 Fuß, die Waruguru. Eine wahre Plage für jene Gegend war ein Mzegura von niederer Abkunft, Namens Kisabengo. Dieser Mann hatte sich durch Eroberungen zum Schene Kambi oder ersten Häuptling emporgeschwungen. Die Mohammedaner der Küstenortschaft Whinde, welche Zanzibar gegenüber liegt, und seine Landsleute in Usegura, schlossen einen Bund mit ihm und seitdem machte er viele Raubzüge, um Sklaven zu erbeuten, die er auf den Markt nach Zanzibar bringen läßt. Als er eine weite Strecke verwüstet hatte, drang er weiter nach Westen und setzte auch dort seine Verheerungen fort.

Die Bewohner der Hügelgegend empfangen Fremde in ihren Dörfern noch immer gastlich. In ihrem Lande befindet sich eine Stelle, zu welcher auch Pilger aus den Wazaramostämmen wallfahrten. Man sagt, in einer Höhle mache ein Geist großes unter-

irdisches Geräusch, das wohl von einem Wasserstrom unter der Erde herrührt. In der Höhle ist auch ein Teich, in welchem die Frauen baden, damit sie fruchtbar werden, und die Männer opfern Ziegen und Schafe, um guter Ernten und des Sieges im Kampfe gewiß zu sein. Diese Stämme im Hügellande reden besondere Mundarten, die mit dem Khikhutu verwandt sein sollen.

Duthumi selbst ist ungesund; trotzdem haben sich dort dann und wann Araber aufgehalten, um Sklaven billig einzukaufen; von ihnen werden die Häuptlinge zu Raubzügen aufgestachelt, und so vergeht denn kaum ein Monat ohne Verwüstungen. Burton nahm die Gelegenheit wahr, um einen kleinen Häuptling zu züchtigen, der vor Kurzem ein Dorf überfallen und fünf Menschen geraubt hatte. Diese wurden ihren Familien zurückgegeben. Von Duthumi aus schrieb der Reisende an die geographische Gesellschaft in London und übergab die Papiere dem Beludschenhauptmann Yarek, welcher nach der Küste zurückging. Die Leute, welche man zur Bedeckung aus Kaole mitgenommen hatte, wurden hier entlassen; drei waren schon vorher ausgerissen. Die Ausgaben betrugen bis jetzt schon 295 Dollars und sollen doch auf mindestens drei Monate vorhalten. Aber die weißen Männer konnten ihrer schweren Krankheit wegen keine genaue Aufsicht üben; deshalb waren Betrug und Veruntreuung an der Tagesordnung. Am 21. Juli wurden die Gewehre abgefeuert und die Geleitsmänner zogen heim.

Burton hatte aus Zanzibar vier Hangmatten mitgenommen. Wenn man eine solche an Stangen befestigt, so bildet sie das, was in Indien Manchil, von den Portugiesen Manchila, in West-Afrika Tipoya genannt wird. In Duthumi miethete nun der Reisende von dem bösen Araber Seyf eine Anzahl Sklaven als Hangmattenträger, und zog am 24. Juli weiter über feuchten Boden, an Hügeln hin, die unbewohnt bleiben, weil sie noch ungesunder sind als selbst die Ebene. Da, wo die bebauten Felder aufhören, beginnt ein ächt afrikanisches Waldgestrüpp, in welchem Buschwerk und hohe Bäume durch einander gemischt stehen, so daß man immer nur wenige Schritte weit sieht. Das Ganze erscheint sehr einförmig und macht einen trüben Eindruck. Der schwarze fettige Boden ist von dichtem Gestrüpp überwuchert, an offenen Stellen findet man Tiger- und Rispengras von dreizehn Fuß Höhe, mit fingerbreiten Blättern; viele Bäume sind von der Wurzel bis zu den Aesten hinauf mit großen Schmarozerpflanzen bedeckt, welche mächtige Säulen

dichten Grüns bilden, in den Zweigen sich zusammenballen und den Nestern von Riesenvögeln gleichen. An manchen Stellen verschwindet der Fußpfad, er ist, wie die Eingeborenen sagen, todt; das Gebüsch verdeckt ihn, allerlei Schlingpflanzen, oft von der Dicke eines Taues, sind nach allen Richtungen hin ineinander verflochten und bilden ein unendlich verschlungenes Netzwerk. Aus der ewig feuchten Erde dringt ein Brodem empor, der wie Schwefelwasserstoffgas riecht, und an manchen Stellen war es den Reisenden, als ob verwesende Leichen unter jedem Busche faulten. Zu diesem pestilentialischen Gestrüppwalde paßte vollkommen ein grauer Himmel, an welchem Windstöße das Gewölk wild durcheinander trieben und kalte Regenschauer zu Boden jagten. Es war als ob weit und breit über der Gegend ein ungeheures Bahrtuch ausgebreitet sei. Wer jemals die Einflüsse eines solchen Klimas erfahren hat, kann sich die Abspannung und Trägheit, die Körperschwäche und geistige Niedergeschlagenheit erklären, die in solchen tropischen Regionen herrschen, wo feuchte Hitze und nasse Kälte das Leben so höchst ungesund und unbehaglich machen. Dazu kamen jenseit Duthumi noch die armseligen Hütten der Schwarzen, schmutzige, übelriechende Behausungen, die tief im Gestrüpp stehen, und elenden Menschen zum Aufenthalt dienen. Diese Schwarzen sind dürr und mager, mit Geschwüren bedeckt und fast immer berauscht. Solch einen Anblick bietet Ostafrika dar, von den mittleren Gegenden Khutus bis an den Fuß der Gebirge von Usagara!

Jenseits dieser pesthauchenden Fläche liegen einige Salzgruben, welche, den Arabern zufolge, in der trockenen Jahreszeit naß, und in der Regenzeit trocken sind. Weiterhin stand zwischen Durra- und Bananenfeldern ein recht hübscher Weiler, Bakera genannt; als Burton im Jahre 1859 wieder dorthin kam, war derselbe dicht mit Gras und Gebüsch überwachsen. Der Afrikaner hat eine abergläubige Scheu vor Steinmauern; er ist, vermöge des ihm angeborenen Wandertriebes, noch ein Halbnomade und widerstrebt der Civilisation. In dem jetzt barbarischen Oestlichen Horn kommen allerdings Spuren von großen und dauerhaft gebaueten Häusern vor, aber in unseren Tagen findet man von Härrär und den portugiesischen Städten am Zambesi kein aufgemauertes Haus in Innerafrika. Die auf manchen Karten verzeichneten angeblichen Städtenamen bezeichnen nur Bezirke oder kleine Sultanate.

Endlich kam Burton an die Gränze des Districts Zungomero,

wo einige Karawanen ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Dort fand er auch die sechsunddreißig Wanyamwezi, welche er vorausgeschickt hatte. Das Zusammentreffen gab Anlaß zu Lustbarkeiten; die Leute schwangen Säbel und Speere, heulten und schrieen. Die Reise hatte bis jetzt vier Wochen in Anspruch genommen, noch einmal so viel Zeit als gewöhnlich.

Zungomero liegt am Anfang des großen Stromthales, ist eine fruchtbare, auf drei Seiten umschlossene Ebene und nur nach Osten hin offen. Nordwärts ragen die Spitzberge von Duthumi empor, nach Westen hin liegen die kleinen Wigohügel und andere Ausläufer des Usagaragebirges; sie sind unbewohnt; gegen Süden erheben sich dichtbewaldete Kegelberge. So weit der hier noch sehr starke Seewind reicht, ist die Hitze erträglich, aber wo er fehlt wird die Atmosphäre drückend. Der Kosi, Südwest, hält hier manchmal bis zu Ende des Juli an. Während der ersten Nachtstunden ist die Hitze immer noch schwül, gegen Morgen fällt starker Thau, den selbst die Eingeborenen fürchten. Sklaven und Karawanenleute werden bei längerem Verweilen in dieser Gegend allemal krank. Die Luft ist so feucht, daß sie Alles angreift, das Zeug auf dem Leibe wird naß, Schreibepapier wird wie Löschpapier, Leder beschlägt, Herbarien werden schwarz, Metalle sind immer rostig, die besten Zündhütchen verderben, wenn sie nicht in Wachstuch oder Zinnbüchsen aufbewahrt bleiben, Pulver wollte kein Feuer fangen. Holzwerk wurde schimmelig. Deutsche Streichhölzer und englische Wachszünder versagten. Das wissen die Beludschen; sie haben deshalb Stahl, Feuerstein und Baumwolle, die in einer Auflösung von Salpeter oder Schießpulver gelegen hat.

Trotz so vieler Uebelstände ist Zungomero der große Bandari, d. h. Centrum für den Handelsverkehr, wie Unyanyembe in der mittlern und Udschidschi in der westlichen Region. Es liegt auf der großen Hauptstraße, die Karawanen müssen dasselbe auf dem Hin- und Herwege berühren, und während der eigentlichen Reisezeit, welche in die Monate zwischen Juni bis April fällt, gehen in mancher Woche wohl tausend und mehr Menschen durch Zungomero. Einst kamen auch Karawanen aus Kiloa und die Wanyamwezi-Träger sind oft auf der sogenannten Mwera-Straße nach diesem Hafen gegangen. Die arabischen Kaufleute wohnen unter ihren Zelten und meiden die Hütten der Eingeborenen, welche keine wasserdichten Dächer haben; auch wimmelt es in ihnen von Hühnern

und Tauben, Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen; dazu kommen noch Heimchen und Kakerlaken, Fliegen und Mücken und widerwärtige Spinnen; manchmal dringen Bienenschwärme ein und die Feuersgefahr ist immer groß. Die bewaffneten Sklaven der Karawanen nehmen für sich die besten Hütten in Beschlag, die Träger lagern sich unter den weit überstehenden Dächern.

In Zungomero kann man immer Lebensmittel in Fülle haben, und Durra-Bier, das beliebte Pombe, fehlt niemals. Bhang und Stechapfel wachsen wild. Der Bhang ist eine schöne große Species von Cannabis indica, Hanf, der in Persien Bang, in Indien Bhang, bei den Arabern Bendsch heißt, im nördlichen Afrika nennt man ihn Fasuch, im südlichen Dakka. In Ostafrika wächst er in niedrigen Gegenden bei jeder Hütte. Die Faser artet in heißen Klimaten aus und man schätzt die Pflanze bloß wegen ihrer betäubenden Eigenschaften. Die Araber trocknen das Blatt an der Sonne und rauchen es mit Tabak aus großen Wasserpfeifen, deren Kopf wohl ein Viertelpfund faßt; die Afrikaner lassen den Tabak weg. Beiden sind die feineren orientalischen Zubereitungen des Hanfes als Momiya, Haschisch, Gandscha und Sebst, Schaaras und Maadschnu unbekannt. Dieser afrikanische Hanf zieht die Kehle zusammen und erzeugt einen heftigen Keuchhusten, der mit einer Art Gekreisch verbunden ist. Diesen ahmen die Knaben nach, weil sie zeigen wollen, daß sie gleich den Männern Hanf zu rauchen verstehen. Der Stechapfel, Datura stramonium, bei den Arabern und Suaheli Muranha genannt, ist in wohlbewässerten Ebenen häufig. Man trocknet Blätter, Blüthen und die Rinde der Wurzelfasern und raucht sie aus Wasserpfeifen oder einer gewöhnlichen Pfeife. Das gilt für ein ganz unfehlbares Mittel gegen Asthma und Influenza.

Nicht nur auf die Karawanen übt Zungomero eine große Anziehungskraft, sondern auch auf eine Klasse von Menschen, welche diesem Theile Afrikas eigenthümlich ist. Burton bezeichnet sie als „Touters“, Kundschaftsucher, und sie bilden eine eben so lästige als gefährliche Klasse von Abenteurern, die sich wie eine Pest oder ein Schwarm von Heuschrecken über das Land verbreitet hat. Die Wakhutu sind ein schwaches und furchtsames Volk; sie haben nicht wie die Wazaramo einen Sultan, um den sie sich schaaren könnten, und wurden schon theilweise aus ihren Wohnsitzen verdrängt. In den Dörfern findet man nur noch wenige Familien, weil jene wilden Abenteurer die besten Hütten für sich genommen und die übri-

gen niedergebrannt haben. Diese Banden bestehen aus entlaufenen Sklaven und Verbrechern aller Art; meist sind sie von der Küste herauf gekommen, tragen Flinten und Säbel, Bogen und Speere, Dolche und Keulen, und sind den Landeseinwohnern dadurch überlegen. Diese werden eingeschüchtert, mißhandelt und müssen sich fügen. Fehlt es den Touters an dem Nöthigen, dann überfallen sie bei Nacht ein Dorf, rauben die Einwohner und verkaufen sie an die erste beste Karawane. Den Wakhutu sagen sie, daß Alles auf Befehl des Sultans von Zanzibar geschehe, der doch an allen diesen Verbrechen vollkommen unschuldig ist, und schon oft mit dem Plan umging, diesen Banden das Handwerk zu legen. Man weiß aber kein Mittel, das sichern Erfolg verspräche, und kann den Abenteurern nicht beikommen.

Burton war nun auf dem „Sklavenpfade“, und konnte sich aus eigener Anschauung überzeugen, wie der Menschenhandel und was damit verknüpft ist, alles bessere Gefühl tödtet. Aber, sagt er, wenn auch die Wakhutu zu bedauern sind, so darf doch der Reisende kein Erbarmen üben. Hier zu Lande muß man entweder mißhandeln oder sich mißhandeln lassen, eine andere Wahl hat man nicht. Wer mit diesen Leuten höflich umgehen wollte, müßte unfehlbar verhungern; vergeblich böte man für Lebensmittel einen angemessenen Preis, denn es würde so viel verlangt werden, daß man die Summe nicht bezahlen könnte. Nähme der Touter nicht mit Gewalt eine Hütte in Beschlag, so gäbe man ihm sicherlich kein Obdach gegen den Sturm; zwänge er die Bauern nicht zur Arbeit oder steckte er die Dörfer nicht in Brand, um die Einwohner zu verkaufen, so müßte er mitten in einem fruchtbaren Lande verhungern. Er selber will ja nicht arbeiten. So ist es in Ostafrika beschaffen!

Viertes Kapitel.

Pflanzenwuchs in der Meeresregion. — Zur Völkerkunde dieser Gegend. — Die Wazaramo, die Wakhutu mit den Wazlraha. Die Wadu und Wazegura.

Wir geben hier einige Bemerkungen über die Vegetation der bis jetzt von Burton durchwanderten Gegend. In der ganzen Region, welche die maritime Gegend in sich begreift, die Flußthäler des Kingani und Mgeta, trägt der Pflanzenwuchs an der Mündung des erstern Stromes denselben Charakter wie in Indien auf der Küste Malabar. Dort wachsen Kokospalmen, Papaw, Mangos, Baumwolle, der wohlriechende Rayhan oder Basil, und ein salbeiartiges Kraut; sodann Zuckerrohr, Hibiscus, welchen die Goanesen Rosel nennen, Reis, Durra und Cajanus indicus. Auf dem Wege von Kuingani nach Bomani erscheint die Vegetation theils afrikanisch, theils indisch. Der Mbuyu, d. h. der Baobab (Adansonia digitata, Affenbrot- oder Kalebassenbaum, in den südafrikanischen Gegenden Movena, im innern Centralafrika Kuka genannt), hat hier eine gedrungenere Gestalt als an der Küste, wo der Stamm säulenförmig emporsteigt; sein großes vom Winde gedrücktes Laubdach gleicht einem Schirme, welcher die anderen Pflanzen überschattet. Es giebt wohl zwei Varietäten dieses Baumes; sie haben gleichartigen Stamm, sind aber an Aussehen und Blättern verschieden. Beim eigentlichen Mbuyu ist das Blatt lang und der ganze Umriß der Laubmasse fällt convex nach unten hin ab; die seltenere Varietät

welche Burton nur in der Berggegend von Usagara bemerkte, hat ein kleines Blatt von der Farbe des wilden Indigo, und streckt die Zweige empor, so daß sie eine Art von Napf bilden. In dem niedrig liegenden aufgeschwemmten Boden, der sehr fruchtbar ist, wächst der Mgude, auch Mparamust genannt, (Taxus elongatus vielleicht das Gelbholz der Kapregion), das Muster eines schönen Baumes. Der schlanke Stamm läuft spitzig zu, hat weder Bruch noch Knoten, und gleicht einem mit grüngelber Farbe angestrichenen Hauptmaste, das hellsmaragdgrüne Laubdach breitet sich wie ein Fallschirm aus, und oft wachsen zwei oder drei solcher Stämme aus einer Wurzel hervor. Der Mvumo, eine Palme, Hyphaena, verwandt mit der Dumpalme in Aegypten und Arabien, hat einen rauhen Stamm, von welchem die Ueberbleibsel abgestorbener Zweige nach unten hinabhängen; oben theilt sie sich in Zweige, welche dann die Gestalt eines Y bilden; die ovale Frucht ist gelblichroth, wird so groß wie ein Kindskopf, vom Volke auch unreif gegessen und ist für den Elephanten ein Leckerbissen. Der Geschmack erinnert an jenen des Lebkuchens und die Engländer nennen deshalb diese Palme auch wohl Gingerbreadbaum. Die Ukhindupalme, aus deren Zweigen man Matten und Baströcke flicht, kommt hier überall fort, und es leidet keinen Zweifel, daß man auch die Dattelpalme eingewöhnen könnte. Die Nyara oder Zwergpalme, Chamaerops humilis, tritt gleichfalls ungemein häufig aus. Der Mtogwe und Mbungo bungo sind Varietäten des Baumes, welcher die Nux vomica trägt, und die schönsten wachsen in der Nähe des Wassers. Die Frucht enthält innerhalb ihrer harten, wenn vollkommen reif orangenfarbenen Rinde, große Kerne, die mit einem gelben, sauersüßen Fruchtbrei umgeben sind, dessen Geschmack an jenen der Mangofrucht erinnert. Die Eingeborenen essen denselben, verschmähen aber natürlich den giftigen Kern, welcher ohnehin sehr hart ist. Mtunguya (Puneeria coagulans, Stocks) ist eine Solanacee; in Indien nennt man sie 'Jangli bengan, d. h. wilde Eierpflanze, bei den Südafrikanern heißt sie Toluane, bei den Beludschen Panir, Käse, weil ihr Saft die Milch gerinnen macht. Nicht minder häufig ist die Castorpflanze, welche in zwei Arten vorkommt. Die eine, Mbono (Jatropha curcas?), ist die Gumpal des westlichen Indiens, hat große Samenkörner, und das übelriechende Oel verschlämmt die Lampen; in Afrika salbt man aber die Haut damit ein. Die andere Art, Mbarika, Palma Christi,

ist die indische Iridi; von den Eingeborenen wird das Oel medicinisch benützt.

Bei Kiranga Ranga ist die Gegend ungemein fruchtbar; auf den unbebauten Strecken tritt der Korindahbusch auf (Carissa carandas), die Sassaparille, die kleine weißlich-graue Maulbeere (Morus alba Indiens), und der Rosel mit seinen karmesinrothen Blumen. Im Grunde, nach dem Kinganiflusse hin, stehen Waldbäume, der schlanke Mparamusi, der stattliche Msufi; dieser ist ein Bombax oder Seidenbaumwollenbaum, hat oft vier bis fünf Stämme von je zwei bis drei Fuß Durchmesser, und die langen Zweige stehen gerade ab in rechten Winkeln mit dem Stamme; die Blätter bilden nicht Massen von Laubwerk, sondern sind spärlich vertheilt.

Der Mangobaum kommt, neben der Kokospalme, noch bei Tumba Ihere vor, weiterhin verschwindet er. Dafür beginnen aber die Msandarusi oder Copalbäume, die einen reichen Ertrag geben.

Bis Zungomero reicht die maritime Region, vom indischen Ocean in 39° östl. L. bis zu der Gebirgskette, welche das Land Usagara bildet, in 37° 28′ östl. L. Ihre Breite beträgt in gerader Linie gemessen 92 engl. geographische Meilen und die mittlere Länge zwischen den Flüssen Kingani und Rufidschi 110 solcher Meilen. Die Steigung kann man zu 4 Fuß auf die Meile annehmen. Die Region zerfällt in zwei Flußbecken, des Kingani im Osten, des Mgeta im Westen; das erste wird als Land Uzaramo bezeichnet, das zweite umfaßt die Landschaften Khutu und Uziraha. Die Eingeborenen theilen die ganze Gegend in die drei Niederlande Tunda, Duthumi und Zungomero.

Der Weg oder die Straße läuft jetzt, mit einigen geringen Abweichungen, den Flußthälern des Kingani und Mgeta entlang, und Karawanen, die nicht sehr schwer beladen sind, legen die Strecke in vierzehn Tagen zurück. Der höchste Punkt auf derselben beträgt nach Burton's Thermometermessungen 330 Fuß; zu beiden Seiten ist wellenförmiges Gelände, das für die ganze Region charakteristisch erscheint. Diese Bodenschwellungen sind in der Nähe des Meeres kurz und steil, weiter landein rollen sie in weiten flachen Wellen, aber mit üppigem Grün sind sie überall bedeckt. In manchen Theilen gleicht das Land einem Park. Die schmalen Fußpfade zwischen den Dörfern führen oft durch enge finstere Gänge, welche von dem dichten Gezweige gebildet werden, und in ihnen ist die Luft so unge-

fund, daß die Kaufleute schon deshalb sich nur ungern hineinwagen. Es kommt aber noch hinzu, daß dort manchmal Räuber im Hinterhalt liegen und die Karawanen angreifen. Sehr oft wird der Pfad von Bächen durchrissen, die in der heißen Jahreszeit trocken und in der Regenzeit so tief sind, daß man sie nicht durchwaten kann.

Schon weiter oben ist bemerkt worden, daß die meisten Dörfer im Gestrüpp oder tief im hohen Grase liegen; die Felder sind mit Tabak, Mais, Sesam, Erdmandeln, süßen Kartoffeln, Bohnen und anderen Hülsenfrüchten bebaut; Ananas wachsen als Unkraut; man sieht Mango und Kokosbäume, Papaws, Bananen und Citronen. Fast alle Dörfer sind klein und nur spärlich bewohnt. Wasser findet man auch in beträchtlicher Entfernung von den Flüssen in Brunnenlöchern von etwa 10 Fuß Tiefe. Die immer sehr heftigen Monsunregen beginnen im März, etwa einen Monat früher als in Zanzibar; in den höheren Strecken ist das Klima nicht so gefährlich als in Stromthälern, aber immer noch heiß und drückend. Rindvieh wird in dieser Region nicht gezogen, aber Federvieh, Schafe und Ziegen kommen in Menge vor. Man schützt sie gegen die Raubthiere, indem man sie Nachts in Ställe bringt, die auf Pfählen stehen.

Der Pflanzenwuchs ist an manchen Stellen von unglaublicher Ueppigkeit, das Gras wird im schwarzen Marschboden bis zu dreizehn Fuß hoch und manchmal so dick wie ein Mannsfinger. Fast jeden Tag kommen den Reisenden neue Grasarten vor. Bäume sind an solchen Strecken, die lange Zeit unter Wasser stehen, selten und man findet sie dort nur auf Hügeln; wo aber der Abfluß rascher stattfindet, wachsen sie auf den üppigen Wiesen in schönen Gruppen, dergleichen auch von den Gebüschen gebildet werden.

Ueber das böse Klima und die lebensgefährlichen Fieber ist schon weiter oben ausführlich geredet worden.

Von der Küste aus laufen viele Straßen nach dem Innern zu und bilden ein Dreieck, indem sie bei dem Makutaniro oder Vereinigungsplatz im Central-Uzaramo zusammenstoßen. Der Weg, welchen Burton nahm, ist eine der Hauptlinien von Kaole und Bagamoyo; er zieht in südwestlicher Richtung, bis er sich mit der großen Hauptstraße vereinigt, welche in gerader Richtung von dem Küstenplatze Mbuamadschi herkommt.

Wir gehen nun zur Völkerkunde dieser Region über. In Afrika sind allemal die ethnologischen Verhältnisse am interessantesten, und was auf Sitten und Gebräuche, die sittlichen und reli-

giösen Verhältnisse, die gesellschaftlichen Zustände und den Handel dieser bisher unbekannten Völker im Innern Ostafrikas Bezug hat, ist für die Wissenschaft von Wichtigkeit. An und für sich erscheint das Land mit seinen ziemlich gleichartigen Temperaturverhältnissen, der Aufeinanderfolge von Alluvialboden in den Thälern, dem Küstengebirge, und dem Tafellande, und mit ziemlich einerlei Producten, sehr einförmig. Auch mangelt ihm jedes antiquarische Interesse und eine Geschichte hat es nicht. Es kennt weder ehrwürdige Ruinen noch Jahrbücher, kein einziges Werk der Kunst, nicht einmal einen Kanal oder Wasserdamm. Selbst die barbarische Schaustellung von wilder Pracht, welche wir bei manchen Häuptlingen Westafrikas finden, geht ihm ab. Dagegen bietet es in seinen ethnographischen Verhältnissen viel Neues dar. Freilich ist Manches derart, daß man es nicht einmal in griechischer oder lateinischer Sprache niederschreiben mag.

In dieser „ersten Region" finden wir die Wazaramo, die Wakhutu mit ihrem großen Nebenstamme den Waziraha, und diese Völker bilden die Mehrzahl der Einwohner; die Wadu und Wazegura sind eingewandert und weniger zahlreich.

Den Wazaramo ergeht es wie den übrigen barbarischen Küstenvölkern; gleich den Gallas, Somal, Wagindo, Wamakua und den Kaffern im Kaplande, sind sie in Berührung gekommen mit einer Civilisation, die mächtig genug war, nachtheilige Einflüsse auf sie auszuüben, aber nicht stark genug, sie umzuändern und zu sich heranzuziehen. Sie treiben Ackerbau, werden aber von den Karawanen mehr gefürchtet als irgend ein anderes Volk. Nach Osten hin gränzen sie an die Muselmänner, welche den schmalen Saum an der Küste inne haben, nach Westen wohnen die Wakhutu, im Norden fließt der Kingani, und nach Süden hin hausen die Stämme, welche bis an den Rufidschi reichen. Die Wazaramo oder wie sie selber oft ihren Namen aussprechen, Wazalamo, behaupten, mit den Wakamba verwandt zu sein, welche als Halbnomaden vor einigen Jahren nach der nordwestlich von Mombas liegenden Gegend ausgewandert sind; doch beweist ihre Mundart, daß sie Stammverwandte der Wakhutu sind und von den Wakamba sich unterscheiden. Es ist rein unmöglich, auch nur annähernd zu ermitteln, wie hoch die Kopfzahl aller dieser Völker sich beläuft; es fehlt dazu jeder sichere Anhaltspunkt. Die Wazaramo zerfallen in eine Menge von

Unterstämmen, unter welchen die Wakamba und Waphangara als die bedeutendsten erscheinen.

Alle diese Negroiden sind, in Vergleich zu den Küstenstämmen, kräftige Leute und schlank gewachsen, stehen aber hinter den Völkern im Innern zurück. Die Hautfarbe ist sehr verschieden; viele Häuptlinge sind kohlschwarz, andere heller. Der Unterschied erklärt sich, weil die Wazaramo viele Sklaven einführen und bei Frauen die schwarze Haut vorziehen. Der Mazaramo wird nicht beschnitten, außer wenn er zum Islam übertritt, ein Mhadschi wird; auch ist das Tättowiren nicht allgemein; manche Leute schneiden indessen drei lange Narben ins Gesicht ein, welche auf jeder Wange vom Ohrläppchen bis zu den Mundwinkeln reichen. Eigenthümlich ist der Haarputz. Sie bereiten mit Sesam oder Ricinusöl aus okerfarbigem Thon einen Brei; mit dieser Salbe drehen sie das Haar in eine sehr große Menge kleiner Zöpfe, welche dann rund um den Kopf hängen; den ganzen obern Theil des Haares flechten sie in Knoten und sehen dann aus, als hätten sie einen Weichselzopf. Sobald diese Thonpomade trocken geworden ist, wird sie mit warmem Wasser ausgewaschen, denn Seife kennt man nicht. Bei den Frauen ist der Haarputz im Wesentlichen derselbe. Das Antlitz der Wazaramo ist im Durchschnitt rautenförmig, die Augen stehen etwas schräg, die Nase ist platt und breit, die Lippen sind dick und aufgeworfen, der Unterkiefer steht vor und der Bart ist spärlich.

Die fettsauere Ausdünstung ist bei allen diesen Völkern außerordentlich stark, insbesondere nach geistiger Aufregung oder körperlicher Anstrengung. Diese Eigenschaft verbindet den ostafrikanischen Schwarzen mit dem Neger, und scheidet ihn vom Somal, Galla und Malgaschen, bei denen sie nicht vorkommt. Das Antlitz hat einen wilden starrenden Ausdruck, die Züge sind grob und hart, der Gang ist schlotterig. Man findet unter den Wazaramo viele Albinos; Burton sah deren drei an einem Tage. Sie haben ein ganz kahles Gesicht, rauhe Haut mit vielen Falten, deren innerer Theil tiefrosafarben ist, kurzes gekräuseltes Haar von der Farbe eines Seidencocons und rothe Lippen. Die Augenpupille ist grau, das Uebrige röthlich; gegen das Licht sind sie sehr empfindlich. Das Volk hat kein Vorurtheil gegen die Albinos und bezeichnet sie als Wazungu, daß heißt weiße Leute.

Die Wazaramo sind so reich, daß sie sich gut kleiden können; fast jeder Mann hat einen Gürtelschurz von ungebleichtem Baum-

wollenzeuge, das er schmutzig gelb färbt, indem er es eine Zeit lang in gelben Thon vergräbt. Er schmückt sich mit Gürteln und Halsbehang von Glasperlen verschiedener Art und mit Scheiben, die aus Seemuscheln verfertigt werden. Eine solche Scheibe trägt man auf der Stirn, und ein paar andere hängen am Nacken hinunter. Ueber dem Handgelenk ist ein dicker Reif von Messing oder Zinn. Als ein diesem Volke eigenthümlicher Zierrath, den man bei beiden Geschlechtern findet, erscheint der Mgoweko, ein ein bis anderthalb Zoll breites Halsband von rothen, gelben, weißen und schwarzen Glasperlen in der Länge und verschiedenfarbigen Streifen in der Quere. Die Männer gehen nie ohne Waffen, am liebsten mit einer Muskete, dann auch mit Speer, Bogen und vergifteten Pfeilen, Säbeln und langen Dolchmessern; diese letzteren bereiten die Wazaramo selbst, aus Eisen das sie von den Karawanen kaufen. Die Häuptlinge lassen sich gewöhnlich und sehr gern in vollem Staate sehen und schlingen um eine gestickte Suratenmütze einen schneeweißen Turban, der sich von der schwarzen Haut stark abhebt. Ihr Hüftenkleid ist von bunter indischer Baumwolle oder, wie bei den Arabern, von gewürfeltem Zeuge; manche tragen auch ein Kisbaro, langes Wamms, das bei den Sklaven in Zanzibar sehr beliebt ist. Für Afrika bleibt es eine auffallende Erscheinung, daß bei den Wazaramo die Frauen sich eben so gut und sorgfältig kleiden wie die Männer.

Ihre Wohnungen sind bei Weitem besser als jene in Khutu oder überhaupt östlich von Unyamwezi; sie gleichen den englischen Kuhställen oder indischen Bangalos. Bei ärmeren Leuten bestehen die Wände aus Durrastroh, das einen rothen Bewurf erhält; in besseren Häusern macht man sie aus langen und breiten Stücken Baumrinde, die an Pfähle gebunden und auswärts mit Bambusfasern bekleidet werden. Das schwere, weit überstehende Dach hat oft eine doppelte Lage von Gras und Binsen; es ruhet auf Pfählen und langen Querstangen oder abgerindeten Baumstämmen, die oben eine Gabel haben. Außen liegen an dieser Verandah dicke Baumstämme, die als Sitze dienen. Die Hütte hat keine Fensteröffnungen, ist also dunkel, und durch Rohrwände in mehrere Gemächer abgetheilt. Der Hausrath ist bald aufgezählt; er besteht in einer vier Fuß langen, sechszehn Zoll breiten Sitzbank, einem Stuhl, der aus einem Block gehauen wurde, einem großen Mörser, schwarzen irdenen Töpfen, Kalebassen, Löffeln aus Kokos, Kleidern, Wetzstei-

nen, Waffen, Netzen und manchmal auch Körben zum Fischen. Das Getreide zerreibt man auf einer feinkörnigen Granitplatte, denn Handmühlen kennt man nicht. Das innere Dach und dessen Träger erglänzen von einem fettigen Ruß; der Fußboden besteht aus gestampfter Erde, und wasserdicht ist solch eine Wohnung nicht. Die Thür, aus einer Hürde von Durrastroh, wird durch Querflechten von Baumrinde zusammengehalten. Dergleichen Häuser findet man in größeren Dörfern etwa ein Dutzend; alle übrigen sind nur bienenkorbartige Hütten. Manche Wohnorte werden zum Schutz gegen Feinde mit Pfahlwerk verschanzt, aber alle haben nur einen einzigen Eingang, zu welchem ein schmaler Weg führt, der zu beiden Seiten stark eingefriedigt ist, und mit einem Thor verammelt wird.

Die Wazaramo sind widerwärtige, unruhige, gewaltthätige Leute, mit denen sich schwer verkehren oder auskommen läßt. Vor einigen Jahren durften keine Araber durch ihr Land reisen, und das hat sich erst geändert, seitdem der Sultan von Zanzibar Kaole und andere Ortschaften an der Küste besetzt hält, um den Kaufleuten seinen Schutz zu gewähren. Da nun die Wazaramo sehen, daß der Handel ihnen Vortheil bringt, benehmen sie sich nicht mehr ganz so schlecht wie früher. Der P'hazi, Bezirkshäuptling, verlangt von jeder Karawane für die Erlaubniß freien Durchzuges einen gewissen Betrag an Baumwollenzeug; die aus dem Innern herkommenden Handelsleute müssen ihm eine Abgabe an Vieh, Hacken, Beilen oder dergleichen zahlen. Man darf sich derselben nicht weigern, weil sich dann die Krieger in einen Hinterhalt legen und mit giftigen Pfeilen schießen. Doch haben die Wazaramo niemals, gleich den Wagogo, versucht eine ganze Karawane zu vernichten; auch schonen sie ihr Leben und es verursacht allemal große Bestürzung, wenn einer der ihrigen getödtet wird. Bisher sind sie von den obenerwähnten Touters, Kundschaftsuchern, so ziemlich verschont geblieben, leben aber mit den Stämmen an der Küste fast immer in Streit und Fehde. Ihre jungen Leute machen zuweilen Raubzüge bis in die Nähe von Bagamoyo oder Mbuamadschi und dringen Nachts in die Hütten, indem sie die Wand unterwühlen. Manche Leute haben sich dagegen zu sichern vermeint, indem sie unter ihre Wohnungen schwere Steine legten, aber das hat an der Sache nichts geändert und man glaubt nun allgemein, die Wagogo besäßen den Zauber Ugumba. Jeder auf frischer That ertappte Dieb wird übrigens sofort hingerichtet, und man steckt seinen Kopf auf

eine hohe Stange am Eingange des Ortes. Das macht die Wazaramo vorsichtig. Dann und wann, falls gerade einmal ruhige Zeiten sind, vermiethen sich Manche als Träger an die Araber, doch bleibt es für die letzteren allemal gewagt sich mit diesen Leuten einzulassen; denn wenn zufällig ein solcher Träger stirbt, so nehmen seine Verwandten Alles, was er getragen, sofort als ihr Eigenthum in Anspruch und fordern obendrein Blutgeld, gerade alswenn er im Kampfe getödtet worden wäre. Kleinere Karawanen schließen sich gern aneinander, weil sie dann gegen Angriffe der Wazaramo sicherer sind.

Das Ansehen des Häuptlings wird durch Reichthum oder persönliche Eigenschaften bedingt. Die Würde selbst zerfällt in fünf Abstufungen. Der P'hazi ist der Obmann im Dorfe und der Mwene Goha sein erster Rath; unter ihnen stehen drei Klassen von Aeltesten: die Kinyongoni, Schuma und Kawambwa. Als Regel gilt, daß der Obmann den übrigen Vorstehern etwas von den Abgaben mittheilt, die er von den Kaufleuten erpreßt hat. Der P'hazi nimmt mit seinen Frauen gewöhnlich ein kleines Dorf für sich allein ein, besitzt große Ländereien und überwacht die Arbeit seiner Sklaven persönlich. Verkaufen darf er die Ortsangehörigen nur in zwei Fällen, wegen Ehebruchs oder wegen schwarzer Zauberei. Die letztere wird aber gewöhnlich mit Verbrennen bestraft. In manchen Gegenden sieht man fast alle Stunden weit Haufen Asche mit versengten Menschenknochen und Stückchen Kohle, und das spricht deutlich genug von dem, was sich an solch einer Stelle ereignet hat. Neben den größeren Aschenhaufen, welche von Vater und Mutter herrühren, liegen manchmal auch kleinere. Das sind Ueberreste von Kindern, die mit ihren Aeltern verbrannt wurden, weil sie sonst vielleicht in späteren Jahren auch der schwarzen Zauberei sich hätten ergeben können! Diese Auffassung ist ächt afrikanisch. Der Mganga, selber ein Wahrsager und Inhaber der weißen Zauberei, entscheidet über den Angeklagten, welcher sich einem Ordale mit siedendem Wasser unterziehen muß. Dieses Gottesgericht heißt Baga oder Kyapo. Der Angeklagte ist schuldig, wenn seine ins Wasser getauchte Hand irgendwie beschädigt ist, und das Urtheil wird ohne Säumen vollstreckt.

Es scheint als ob in den Wazaramo ein schwaches Gefühl ihrer sittlichen Unzulänglichkeit doch nicht ganz fehle. Dasselbe scheint sie instinctmäßig zur Einführung verschiedener Bräuche angetrieben

zu haben, die nun als Gesetze beobachtet werden. Dahin gehört vor Allem der Sare oder Brudereid. Man kann denselben mit dem alten Manred in Schottland, dem Munh bola bhai in Indien und ähnlichen Brüderschaftsbünden unter Barbaren vergleichen, welche das Bedürfniß engern gesellschaftlichen oder persönlichen Anschließens fühlen. Auch der Sare bei den Wazaramo ist darauf berechnet, die verschiedenen Interessen zu versöhnen und auszugleichen, den Fehden und Streitigkeiten entgegen zu wirken und vor Allem Die zu kräftigen, welche eines Bündnisses bedürfen, um sich zu schützen. Bei Völkern mit Vielweiberei reicht dazu die Familie allein nicht aus; Brüder, welche verschiedene Mütter haben, stehen oftmals einander nicht nahe. Der Sare ist auf erwachsene Leute männlichen Geschlechtes beschränkt, und die Feierlichkeit bei verschiedenen Stämmen verschieden. Bei den Wazaramo, Wazegura und Wasagara setzen sich die beiden „Brüder" auf einer Thierhaut einander gegenüber, so daß sie sich ins Gesicht schauen und die ausgestreckten Beine übereinander halten; Bogen und Pfeile legen sie quer über die Schenkel. Ein dritter Mann schwingt einen Säbel über ihren Köpfen und ruft Flüche auf den herab, welcher jemals die Brüderschaft brechen werde. Dann schlachtet man ein Schaf, röstet das Fleisch, gewöhnlich das Herz, und bringt dasselbe den Brüdern. Diese haben inzwischen einander gegenseitig mit dem Dolchmesser einen Schnitt in den Leib dicht unter der Magenhöhle gemacht, lassen Blut auf das Fleisch träufeln und verzehren dasselbe. Die Wanyamwezi und Wadschidschi machen einen Einschnitt unter den linken Rippen oder über dem Knie; der eine Bruder fängt des Andern Blut in einem Blatt auf, vermischt es mit Oel oder Butter und reibt es in seine eigene Wunde. Nachher wechselt man kleine Geschenke aus. Ein solcher Bund ist ungemein stark; wer ihn bricht, erleidet, nach dem Volksglauben, Tod oder Sklaverei. Die Araber und Sklavenfactoren schließen gern solche Brüderschaft, die ihnen manchen Nutzen bringt; die ersteren haben jedoch Abneigung gegen die Blutceremonie und begnügen sich bei derselben mit einem Stellvertreter.

Ein zweiter Brauch ist noch eigenthümlicher. Der Ostafrikaner wird sich keinen Gegenstand aneignen, den er auf offener Straße findet, besonders wenn derselbe einem Landsmann gehört. Thäte er es, so würde ein Kingambo über ihn kommen, irgend ein großes Unglück, etwa Tod oder Sklaverei. In Zungomero ging

Burton eine Uhr verloren; sie wurde von Bauern im Gebüsche gefunden und, wohlverwahrt in Blättern und Gras, richtig abgeliefert. Aber gegen Raub und Diebstahl schützt dieser sehr löbliche Brauch nicht.

Ueber die Religion der Ostafrikaner ist in einem spätern Hauptstück ausführlich die Rede. Hier möge nur bemerkt werden, daß die Wazaramo, wie alle Negroiden, sich wenig mit Glauben oder Ceremonien zu schaffen machen. Auch in geistigen Dingen legen sie nur auf einen Umstand Werth, auf den Brauch, das Herkommen, „Ada", und Jedermann hütet sich wohl etwas zu thun, das dagegen verstößt.

Bei Geburten findet keine Feierlichkeit statt, eben so wenig beim Mannbarwerden der Mädchen. Von einer Fehlgeburt oder von einem todtgeborenen Kinde sagen sie: „es ist zurückgekehrt", nämlich in die Erde. Für eine Frau, die im Kindbett stirbt, verlangen die Aeltern vom Manne eine Gabe, weil er ihre Tochter getödtet habe. Zwillinge werden verkauft oder im Walde ausgesetzt, wie bei den Ibos in Westafrika. Nach dem Ableben eines Kindes schlachtet man ein Schaf, hält einen Festschmaus, und bei manchen Stämmen muß die Mutter Buße thun. Man setzt sie außerhalb des Dorfes hin, bestreicht sie mit Oel und Mehl und sie wird vom Volke geschimpft, verhöhnt und durch allerlei anstößige Geberden beleidigt. Um das abzuwenden, geloben die Wazaramo, ein Kind solle nie geschoren werden, bis es mannbar geworden sei, auch trägt die Mutter allerlei Talismane an sich, insbesondere ein paar kleine mit Schlangenhaut umwickelte Holzstäbe und gewisse Glasperlen, die sie ins Haar verflicht. Auch läßt sie das Kind niemals allein und trägt stets einen Kirangozi, das heißt Führer oder Beschützer, in der Form zweier kleiner, mit Glasperlen umwickelter Stecken, welche der Mganga verfertigt. Diese Stecken legt man dem Kinde Nachts unter den Kopf, weil er die bösen Geister abhält. Das böse Auge, der böse Blick, spielt bei den Arabern, den Suaheli und Wamrima eine große Rolle, aber die Heiden im Innern wissen nichts davon.

Bei der Namengebung des Kindes hat man keinerlei Feierlichkeiten; nur wenn ein Knabe geboren wurde und dem Vater erwünscht kam, findet wohl ein Zechgelag statt. Man benennt die Kinder gern nach Arabern oder anderen Fremden und zahlt willig ein Schaf dafür, daß ein Kaufmann seinen Namen herleihet. Es giebt sicher-

lich Hunderte von schwarzen Seid Seids im Lande, und während der anderthalb Jahre, als Burton und Speke dort waren, sind ohne Zweifel alle Kinder, die zu beiden Seiten der Landstraße während des Aufenthaltes oder Durchzuges der Fremden auf die Welt kamen, Muzungu, Weiße, genannt worden. Säuglinge werden, wie in Südafrika, erst im zweiten oder im dritten Jahre abgewöhnt, und das ist wohl nicht ohne Einfluß auf das kräftige Gedeihen der Kinder. Man bemerkt an denselben keinen körperlichen Fehler außer einem Vorstehen der Nabelgegend, das aber gleich nach der Zeit des Mannbarwerdens sich verliert. Die Frauen behalten ihre Fähigkeit Kinder zu säugen bis in ein sehr beträchtliches Alter. Das Kind wird von der Mutter nicht, wie in Asien, auf der Hüfte getragen, sondern der Wärme wegen auf dem bloßen Rücken, in einem Stück Fell, das die Mutter über der Brust befestigt. Das Kleine klammert sich sehr bald wie ein Affe an, und die eigenthümliche Gestaltung der Hüftengegend macht es ihm leicht, auf der Mutter zu sitzen. Nur der Kopf guckt hervor und sieht aus wie eine Kokosnuß, die kleinen schwarzen eingedrückten Augen blicken stier in die Welt hinaus. Ein Kigogo, das heißt ein Kind bei welchem die oberen Schneidezähne eher durchbrechen als die unteren, wird entweder getödtet, oder an einen Sklavenhändler verkauft, weil es Unglück, Krankheit und Tod ins Haus bringen würde. Bei den Suaheli und den Arabern in Zanzibar herrscht ein ähnlicher Wahn; die ersteren bringen das Kind um, die letzteren lesen ihm Stellen aus dem Koran vor und lassen es, indem sie ihm den Kopf so beugen, daß es zu nicken scheint, schwören, daß es seiner Familie nie Böses zufügen wolle.

Die Wazaramo nehmen so viele Frauen, als ihnen beliebt, und die Scheidung geht ungemein leicht von Statten. Der Mann überreicht dem Weibe ein Stück Durrarohr, und geht die Verstoßene dann nicht gleich freiwillig, so wird sie mit Gewalt vertrieben. Beim Kauf einer Frau macht man nicht mehr Umstände wie beim Erhandeln einer Ziege. Der junge Mann schickt einen Freiwerber an den Vater des Mädchens; dieser letztere fragt nicht etwa seine Tochter, denn das würde für Wahnsinn gelten, sondern bedingt, wie viele Stücke Zeug der Bräutigam geben soll, etwa sechs bis zwölf oder mehr, und daneben noch ein Geschenk, das als Kiremba, d. h. Turban, bezeichnet wird. Alles muß aber wieder ersetzt werden, wenn die Frau kinderlos stirbt; bekommt sie Kinder, so wird

jener Kaufpreis von den Großältern für die Enkel aufbewahrt. Nach dem Vater verlangt auch die Mutter der Braut ein Kaufgeld, insbesondere ein Kondavi, einen breiten Streifen von allerlei Glasperlen, welchen man um den bloßen Leib schlingt, einen Gürtelschurz und ein Tuch, in welchem das Kind auf dem Rücken getragen wird. Das Alles giebt sie ihrer Tochter. Weiter im Innern zahlt der Freier statt dieser Sachen Ziegen oder Kühe. Sobald diese Angelegenheit in Ordnung gebracht worden ist, führt der Bräutigam die Braut unter Trommelschlag und Tanz in seine Hütte, und dabei wird stets sehr viel getrunken. Die in der Ehe gezeugten Kinder gehören dem Vater.

Um einen Todtkranken versammeln sich die Freunde, die Frauen singen, heulen und weinen, und der Sterbende muß auf der Sitzbank, Kitanda, seinen Athem aushauchen. Die Trauer ist aber weder tief noch lang; man fürchtet die Geister und bringt die Leiche nebst Allem, was an sie erinnern könnte, rasch über die Seite. Die Wazaramo begraben übrigens ihre Todten mit den Kleidern, welche sie bei Lebzeiten trugen, in ausgestreckter Lage; ihre Gräber sind schon weiter oben beschrieben worden.

Die Leute in Usaramo haben nur wenig Beschäftigung. Bevor die große Regenzeit einsetzt, müssen die Aecker von Unkraut gesäubert werden; nachher macht man mit einer Hacke Furchen zur Aufnahme der Saat. In der nassen Jahreszeit sammelt man Kopal ein, der entweder an durchziehende Handelsleute abgelassen, oder in Makanda, Mattensäcken, nach der Küste gebracht und dort an die Banianen verkauft wird. Der Afrikaner kennt keine größere Lust als zu handeln, zu schachern und zu feilschen. Nach dem Herbstregen, wenn der Nordostmonsun, Astab, weht, steckt man das Gras in Brand, die Männer gehen dann auf die Jagd und tödten Alles, was ihnen in den Wurf kommt, ohne Unterschied. Daher rührt es wohl auch, daß in manchen Gegenden das Thierleben so spärlich ist. Ein Mzaramo, dem gar nichts glücken will, zieht nach der Küste, wo er als Taglöhner ein Unterkommen findet, obwohl seine Landsleute in äußerst schlechtem Rufe stehen.

Von den vorstehenden Bemerkungen paßt Manches auch auf die Wakhutu, deren Gebiet vom Mgeta bis zum Gebirge von Usagara reicht, und in der Breite sich von den Duthumihügeln bis zum Rufidschi erstreckt. Dieses Volk steht leiblich wie geistig unter den Wazaramo; es hat eine sehr dunkle Hautfarbe und leidet unter

klimatischen Einflüssen. Eine besondere Tättowirung haben die Wakhutu nicht, doch machen Einzelne sich kleine Narben auf die Brust, welche dann eine Art von Muster bilden. Sie tragen den Kopfputz ähnlich wie die Wazaramo, und Einige, die vielleicht von den Wahiao oder anderen südlichen Sippen abstammen, feilen die Schneidezähne spitz, was sonst in diesen Gegenden nicht vorkommt. Die Augen sind roth unterlaufen, weil die Männer sich immerfort berauschen; täglich wird bis tief in die Nacht hinein gesungen und getanzt. Nur die Wohlhabenden können sich Kleider verschaffen, die anderen tragen einen Schurz von Baumbast oder Fasern, der bei den Frauen oft sehr schmal ist und offenbar zu schmal wäre, wenn sie nicht unter demselben ein Stück gegerbten Ziegenleders befestigten; manchmal haben sie ein solches auch über der Brust. Der Schmuck ist wie bei den Wazaramo, nur spärlicher. Ueberhaupt leben die Wakhutu armselig; Butter fehlt ihnen und sie thun deshalb Sesam- oder Castorbohnen-Oel an den Durrabrei, doch haben sie Fische und manchmal auch Wildpret. Ihre Schafe, Ziegen und Hühner verkaufen sie an die Handelsleute. Bienen sind genug im Lande, man giebt sich aber nicht die Mühe sie in Stöcke zu thun.

Jeder District in Khutu hat einen Obmann, dessen Rath, und Unterhäuptlinge wie bei den Wazaramo. Sie leben vom Ertrag der Felder, welchen sie an die Karawanen verkaufen; sie sind zu furchtsam und schwach, um Abgaben zu erpressen, tyrannisiren aber dafür ihre eigenen Dorfbewohner und wagen zuweilen einen kleinen Raubzug. Gegen Fremde zeigen sie sich höflich, verstehen es aber nicht als Vermittler zwischen diesen und ihren Unterthanen aufzutreten. Als Träger hat man die Wakhutu nicht gern, weil sie verrätherisch sind und bei der ersten Gelegenheit fortlaufen. Das Eigenthum ist bei diesen Leuten nicht sehr sicher; ein Mann hat ein Anrecht auf seiner Schwester Kinder; wenn einer stirbt, so plündern dessen Brüder die Wittwe rein aus. Die schmutzigen, elenden Dörfer zeugen von der Beschaffenheit dieses Volkes, die Hütten sind erbärmlich, bald kegelförmig, bald rundlich wie Heuhaufen und von 12 bis 15 Fuß im Durchmesser. Manche haben im Innern eine zweite Wand, so daß sie eine Art von Doppelhütte bilden, und in verschiedene kleine Gemächer getheilt sind. Neben jedem Dorfe läßt man das Gras recht hoch wachsen, damit man im Falle der Noth dorthin flüchten und sich verbergen könne; manche Hütten ha-

ben doppelte Ausgänge, um das Entrinnen bei einem Ueberfalle zu erleichtern. Diese Ortschaften kann man nicht als dauernde Wohnstätten betrachten, weil es oft vorkommt, daß ein Dorf nach dem Ableben eines Häuptlings verlassen wird; bald wuchert dann auf einer solchen Stätte die tropische Vegetation in üppiger Fülle.

Von den Unterstämmen der Wakhutu erwähnen wir nur der Waziraha, welche das Tiefland unter dem Mabrukipaße bewohnen, in der ersten Reihe der Usagaraberge; sie zeichnen sich vor den übrigen Ostafrikanern durch stärkern Bartwuchs aus.

Die Stammgegend der Wadu liegt zwischen den Wabondwe oder Stämmen von Saadani im Küstenlande, und den Wakhuere unweit Khutu im Westen; im Norden werden sie von Usegura begränzt, im Süden von den Flüssen Gama und Kingani. Ihr vom Gama bewässertes Land ist reich an Getreide, das nach Zanzibar verkauft wird. Dieses Volk war einst mächtig und ein Schrecken seiner Nachbarn. Die Wadu wurden aber von den Wakamba besiegt, welche sich jedoch ihrerseits dabei dermaßen schwächten, daß sie in Masse aus dem Lande wandern mußten. Seitdem wohnen sie in einer Gegend, die vierzehn Tagereisen weit nordwestlich von Mombas liegt; sie scheint früher mit dem Namen Mere mongao bezeichnet worden zu sein. Während der Kriege mit den Wakamba wurden die Wadu durch einen abscheulichen Brauch weit und breit berüchtigt und gefürchtet. Sie rückten dem Feind entgegen, und fraßen vor dessen Augen Stücke Fleisch von den Gefangenen, welche sie geröstet hatten. Darüber ergriff die Wakamba ein Entsetzen; den Tod im Kampfe hätten sie nicht gefürchtet, aber zu „Menschennahrung wollten sie nicht werden." Als dann die benachbarten Wazegura sich Musketen zu verschaffen wußten und die Leute von Whinde große Raubzüge unternahmen, wurde die Macht der Wadu gebrochen. Vor etwa zehn Jahren mußten sie sich dazu verstehen, dem Herrscher von Saadani Tribut zu erlegen. 1857 brach unter ihnen Hungersnoth aus, und viele flohen über den Kingani hinüber, wo die Wazaramo ihnen bei Sagesera und Dege la Mhora Land anwiesen.

Die Wadu sind unter einander an Hautfarbe und Gestalt sehr verschieden. Manche haben schlanken, hübschen Wuchs und ziemlich lichte Farbe, während Andere ganz schwarz sind. Ihr Stammzeichen wird von ein paar langen Einschnitten gebildet, die über beide Backen von der Schläfe bis zum Unterkiefer gehen; auch raspeln

Manche die beiden inneren Seiten der oberen beiden Schneidezähne derart aus, daß ein Loch gebildet wird. Die Leute sehen wild aus und tragen gegerbte Häute, welche sie mit Mimosenrinde gelb färben. Als Waffen haben sie einen großen Schild von Leder, Speere, Bogen, Pfeile, eine kleine Streitaxt, Dolchmesser und Keule. Man sagt ihnen nach, daß sie aus Schädeln tränken. Die Leiche des großen Häuptlings setzt man nackt dergestalt in eine Grube hinein, daß der Zeigefinger nicht mit Erde bedeckt wird; auch behält der Todte seinen Kopfputz von Glasperlen. Mit jedem Manne begräbt man einen Sklaven und eine Sklavin lebendig. Dem erstern giebt man eine Axt mit, auf daß er in der kalten Todtenwelt seinem Herrn Brennholz hauen könne. Die zweite wird auf einen Stuhl gesetzt und man legt ihr den Kopf der Leiche in den Schooß. Diese Barbarei ist jetzt bei einigen Stämmen abgeschafft worden und man wirft statt der Sklaven einen Hund in das Grab.

Die Wazegura wohnen im Lande südlich von Pangani bis zum Vorgebirge von Utondwe, und nach Westen hin bis zu den Hügeln von Nguru. Ursprünglich waren sie ein friedliches Volk, sind aber durch den Besitz der Feuerwaffen furchtbar geworden, rauben weit und breit, und versorgen Zanzibar mit Sklaven. Vor etwa zwanzig Jahren erhoben sich diese Wazegurasklaven auf der Insel gegen ihre arabischen Herren, flüchteten in die Wälder, wurden durch allerlei Gesindel verstärkt und führten sechs Monate lang einen Krieg, der erst endete, als der Sultan eine Menge arabischer Söldner aus Hadramaut hatte kommen lassen. Unter den Wazegura, die unter vielen kleinen Häuptlingen stehen, herrscht ewige Blutfehde.

Fünftes Kapitel.

Vierzehn Tage Rast zu Zungomero am Mgeta. — Bestandtheile und Einrichtung der Karawane. — Ostafrikanische Charakterbilder. — Die Handelswaaren und deren Preise.

Die Reisenden mußten vierzehn Tage in Zungomero, einem wahren „Treibhause für die Pest“, still liegen, und waren in Gefahr, dort ein nasses Grab zu finden. Die zweiundzwanzig Träger, deren sie bedurften, ließen so lange auf sich warten. Die Hütte, in welcher Speke und Burton ein Unterkommen suchen mußten, war armselig genug, das Dach wie ein Sieb völlig durchlöchert, jede Wand voll von Spalten und Rissen, der Fußboden ein Sumpf. Der Regen strömte unablässig herab, die periodischen Süd- und Südwestwinde waren rauh und frostig, Alles stand unter Wasser, und von den Ufern des Mgeta, der nur etwa einen Pistolenschuß von der Hütte lag, kamen Miasmen herüber. Nun verspürten auch die Beludschen den Einfluß des schlechten Wetters; sie wollten keine Hand anlegen, ertrugen lieber eine ganze Woche lang Regen und Wind, ehe sie sich ein Schutzdach baueten, und brachen fast in Meuterei aus, weil sie diese Arbeit selbst verrichten mußten. Sie stahlen wie Zigeuner den Ortseinwohnern Geflügel hinweg, zankten mit den Sklaven, benahmen sich frech gegen ihren zeitweiligen Obern Seid ben Selim, und verübten Schmach gegen die Frauen der Wakhutu.

Am 27. Juli ging Seyf ben Selim mit seinen dreißig Sklaven nach Duthumi zurück; auch sie hatten Schafe, Ziegen und Hühner gestohlen. Dieser Araber hatte sich erboten, für sechszig Dollars das Gepäck der Reisenden halbwegs über das Gebirge nach Ugogo zu schaffen, die Summe erschien aber zu hoch und der Antrag wurde abgelehnt. Dafür rächte sich Seyf, indem er nun von Burton in Duthumi gemiethete Sklaven zum Ausreißen verleitete. Sie nahmen außer anderen Gegenständen auch einen Säbel mit, welchen sie erst wieder herausgaben, als sie von drei Musketenträgern verfolgt wurden.

Nun mußten in Zungomero andere Träger angenommen werden, und der Personenbestand der Karawane bestand dann aus 132 Köpfen. Die neue Mannschaft wurde unter die Obhut des mehrfach erwähnten Muinyi Wazira gestellt. Dieser Mann redete fünf afrikanische Sprachen, was übrigens in jenen Gegenden nicht zu den Seltenheiten gehört, war ein guter Dolmetscher und arbeitete für drei Mann, wenn er nüchtern war. Aber er war ein Mischling von einer Mzaramosklavin und einem halbschlächtigen Suaheli, und solche Leute von zweierlei Blut haben durchgängig große Fehler. Jener Mann trank unmäßig und war bald in Abspannung bald in gereizter Laune und dann sehr streitsüchtig.

Ueber Seid ben Selim ist schon früher gesprochen worden; er war mit Burton am Pangani und in Fuga gewesen. Jetzt hatte er vier Sklaven bei sich, und seine Frau Halima war auch bei ihm. Eines Tages erhielt sie von dem eifersüchtigen Manne eine empfindliche Züchtigung, und ein Sklave entlief.

Speke's Waffenträger Sidi Mobarek Bombay, ein Neger aus Uhiao, ist den Lesern gleichfalls schon bekannt. Burton's Leibdiener und Waffenträger Muinyi Mabruki war von seinem Landsmann Bombay in Zanzibar angeworben worden; sein Herr, ein arabischer Scheich, hatte ihn unseren Reisenden für fünf Dollars monatlich vermiethet. Dieser Mabruki, das Urbild eines dickköpfigen Negers, mit niedriger Stirn, Schweinsaugen, geplätschter Nase und weit vorstehendem gewaltigem Unterkiefer, war in der ganzen Karawane der häßlichste, aber auch der eitelste Mensch, und putzte immer an sich herum. Dabei hatte er ein ganz abscheuliches Temperament, bewegte sich stets in Extremen, war bald wie toll und wild, dann wieder stumpfsinnig, mürrisch und niedergeschlagen, aber immer gewaltthätig. Er stahl von Allem, was unter seine Hände kam, und

trieb es so arg, daß er bald nur noch beim Beladen und Entlasten der Esel verwandt wurde. Im Anfange benahmen sich diese Neger ganz gut, trotzten der heißen Mittagssonne und lagen Nachts beinahe nackt neben einem halberloschenen Feuer. Dann aber beging Burton einen großen Fehler. Einst sah er, daß diese Leute fröstelnd auf der Erde lagen; sein Mitleid wurde wach und er warf ihnen ein paar englische Wolldecken über. Seitdem war nichts mit ihnen anzufangen; von nun an, und durch solche Güte, waren sie völlig demoralisirt und wollten immer bis spät am Tage unter warmen Decken schlafen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Burton, daß die Engländer insgemein ihren Dienern allzuviel zumuthen und diese dann bald widerspänstig oder nachlässig werden. Bombay und Mabruki machten übrigens die ganze Reise mit; der erstere wurde, nach Verlauf einiger Zeit und nachdem er sich etwas ungeeignet betragen hatte, wieder ein zuverlässiger, braver Diener.

Burton hatte in Indien zwei portugiesische Mischlinge, Valentin und Gaetano, für monatlich zwanzig Rupien gemiethet. Wir erwähnten dieser beiden Diener schon früher. Auch sie hatten manchen Fehler der Halbschlächtigen; besaßen Kastenstolz, verachteten alle Katholiken, Türken und Heiden, Ketzer und Ungläubige, nahmen es mit dem siebenten Gebote nicht genau, waren geizig, und leiblich wie geistig sehr schwach; auch zeigten sie sich äußerst gefräßig, litten viel an Unverdaulichkeit und ließen oft zur Ader. Daneben hatten sie aber auch gute Eigenschaften; Valentin lernte rasch das Kisawaheli, konnte Chronometer und Thermometer ablesen, nahm es aber mit den Angaben nicht genau und mußte deshalb beaufsichtigt werden. Er konnte gut nähen und kochen. Gaetano kannte keine Gefahr und wagte sich zum Beispiel in dunkler Nacht durch Wald und Gestrüpp, um einen Schlüssel zu holen, den er an einer Haltstelle hatte liegen lassen; auch warf sich der kleine Mensch oftmals mitten unter zankende Gruppen, um Ruhe zu stiften. Die Nachwehen der Fieber hatten übrigens sein Gehirn etwas angegriffen. —

Die Beludschen waren wie schon früher bemerkt, Diener des Sultans Seid Medschid von Zanzibar, welcher sie den Reisenden, gegen 10 Dollars monatlich, als Bedeckung und Geleitsmänner überlassen hatte; sie sollten mit Burton gehen, wohin dieser wollte, und waren für dessen Eigenthum verantwortlich. Als Waffen trugen sie Luntenflinten, indische Säbel, Schilde von Thierfellen und

Dolche. Ihr 'Jemadar, Hauptmann, Mallok hatte von Zanzibar sieben Krieger mitgebracht; in Kaole schlossen sich, wie wir wissen, fünf andere Beludschen ihm an.

Mallok war „Kana", d. h. einäugig, hatte feine italienische Gesichtszüge, aber Pockennarben und sah keinem Menschen gerade ins Gesicht, auch hatte er einen Zug um den Mund, der gerade kein Vertrauen einflößte. Anfangs zeigte er sich ungemein thätig und aufmerksam, doch das verlor sich bald und weiter im Innern wurde er sogar unbotmäßig, auf der Heimreise dagegen wieder unterwürfig, und beim Abschied von Burton vergoß er Krokodilsthränen.

Ein zweiter Beludsche, Mohammed, war der Risch Sefd oder Graubart der Karawane, also ein nothwendiger Bestandtheil derselben, denn ohne einen Graubart wäre sie nicht vollkommen, obschon dergleichen Veteranen den Uebrigen zur Zielscheibe von allerlei Spötteleien dienen. Mohammed's Körper war hart wie Stein, sein Geist dagegen wie weicher Kitt. Seine Genossen verglichen ihn mit einer verfaulten Walnuß und fragten: „Wie, graue Haare und kein Verstand?" Für fünfzehn Dollars, welche Consul Hamerton ihm vorgeschossen, hatte er einen jungen Sklaven gekauft, den er gern gegen eine junge Sklavin vertauschen wollte; darüber wurde er denn von seinen Freunden nicht wenig verhöhnt. Er war heftigen Gemüths, hieb einmal gegen seinen eigenen Hauptmann ein und wurde dafür mit einer tüchtigen Tracht Schläge gezüchtigt.

Schadad war nicht hübsch, ein kurzer untersetzter Mensch mit aufgeworfener Nase, kleinen Augen, struppigem Bart und dickem in Locken herabwallendem Haar, auf welchem er einen Feß trug. Den schwarzen Frauen gefiel er aber, denn er spielte Zither und sang mit kreischenden Falsettönen, was man in Innerafrika bezaubernd findet. Dieser Schadad hatte sich längere Zeit in Bombay aufgehalten, und dort nicht blos das Hindostani, sondern auch Schelmenstreiche gelernt. Sein „Bruder" Ismail war ein Invalide, ein Mann mit „gebrochenem Munde", eingefallenen Wangen und abgemagert. Trotz aller Gegenrede wollte er die Reise mitmachen, erlag aber schon in Unyamwesi einer chronischen Krankheit.

Belok, ein junger Mann, der von Sklaven abstammte, mit groben Zügen, großem Mund, aufgeworfenen Lippen und einem unverschämten Ausdruck im Gesicht, der von vorne herein seinen unliebenswürdigen Charakter andeutete, hatte sich einen Knaben ge-

kauft, der beim Essen bedienen mußte, spielte den vornehmen Mann, zettelte allerlei Ränke an, und hetzte seine Gefährten, die Beludschen, gegen einander auf. Dagegen war Abdullah ein achtbarer junger Mann, der oft mit Gefühl seiner alten Mutter und der guten Lehren gedachte, welche sie ihm gegeben, als er über See nach dem fernen Afrika zog. Beim Gebet stellte er sich allemal hinter den Hauptmann Mallok, der es, als Offizier und Vorgesetzter über andere Leute, für seine Pflicht gehalten hatte, sich mit den gottesdienstlichen Ceremonien einigermaßen bekannt zu machen. Ganz ehrlich war aber auch dieser junge Mann nicht, denn er ließ sich einigemal Glasperlen in Burton's Namen von Seid ben Selim geben, die er zum eigenen Nutzen verwandte. Derweisch, ein Jüngling von 22 Jahren, mit kugelrunder Stirn, Augen wie ein Wiesel, spitzer Nase und dünnem Kinn, war „Bruder", das will hier sagen Spion, des Hauptmanns; er hatte aber entschiedenen Widerwillen, einem Befehl zu gehorchen, eben weil es ein Befehl war. Burton bekam Anfangs allerlei Unannehmlichkeiten mit ihm, nachdem er ihm aber während einer Krankheit Arzeneien gegeben, benahm Derweisch sich besser. Sidi Dschelai nannte sich einen Beludschen, war aber ein ächter Sohn Ham's, der auf die „Nigger" verächtlich herabsah. Seine langen hageren Säbelbeine steckten in dicht anliegenden Hosen von Baumwollenzeug; er rühmte sich seines langen Schnauzbartes, dessen sich nur selten ein Neger erfreuen kann, und an welchem er stets herumdrehete oder zupfte. Daß der Bart nicht den tapfern Mann macht, zeigte sich an diesem Sidi, denn als einmal der Karawane in den Gebirgen von Usagara Gefahr drohete, rieth er seinen Genossen zum Ausreißen, und lief später in Udschidschi davon. Chodabaksch, ein kräftiger vierschrötiger Mann, hatte etwas Soldatisches und Einnehmendes, war aber wenig umgänglich, dabei auch unbesonnen, widerborstig und ränkesüchtig. Einst schoß er schwarzen Kriegern, welche im Angesicht der Karawane tanzten, eine Ladung Pulver in die Beine, richtete überhaupt allerlei Unfug an und hielt mit Belok zusammen.

Musa war schwarzbraun, alt und der zweite Graubart in der Karawane, ein Nebenstück zu Mohammed. Er hatte zwanzig Jahre in Mombas gelebt, sein Persisch beinahe vergessen und sprach nur noch einen verderbten Mekranidialekt, oder Kisawaheli. Dieser alte Soldat war viel gereist, hatte eine gewisse Methode, zeigte sich praktisch, indem er mit einer möglichst leichten Muskete, am kühlen Mor-

gen aufbrach, das beste Quartier aufsuchte und zunächst immer an sich selbst dachte. Trotzdem betrachtete man ihn wie eine Art Thoren, weil er weder gewaltthätig noch rachsüchtig war; das verschlug ihm aber nur wenig; er aß mit Ruhe, rauchte selbst genügsam seine Pfeife und schlief vortrefflich. Gul Mohammed, der bei weitem civilisirteste unter den Beludschen, hatte ein altgriechisches Gesicht, röthlichbraune Haut und sehr starken Bart, er verstand etwas von Theologie, Arzneikunde und Naturwissenschaften; als er in Marka war, ging er aus reiner Wißbegierde an den Dschob (Juba) Fluß. Unglücklicherweise war er ein Mischling; sein Vater ein Beludsche aus dem Gebirge, seine Mutter aus dem Flachland in Sindh, und die aus solcher Blutkreuzung erzeugten Kinder sind dafür bekannt, daß sie die schlimmen Eigenschaften Beider in sich vereinigen. So war Gul Mohammed tapfer und verrätherisch, ein höflicher Schönredner und ein Verläumder, ehrenhaft und unehrenhaft, gut gelaunt und schlecht von Herzen.

Die beiden übrigen Beludschen waren Risa und der Schneiderjunge Hudul, von denen weiter nichts zu sagen ist. Bemerkenswerth erscheinen dagegen die „Söhne Ramdschi's", die als Dolmetscher, Kriegsleute und Führer dienten. Sie trugen alte Towerflinten die stets mit ein paar Loth Pulver geladen waren und nicht aus der Hand gelegt wurden, und dazu alte deutsche Reitersäbel, dergleichen ja weit und breit im Oriente zu finden sind. Die meisten rühmten sich Muinvi, Herr, zu sein, denn so bezeichnet man den freien Mann. Sie waren nämlich dem Banianen Ramdschi von ihren Aeltern oder Oheimen zum Pfand gegeben, aber nicht wieder eingelöst worden; so blieben sie thatsächlich Ramdschi's Sklaven, wollten aber doch für freie Leute gelten, für Männer von edler Abkunft. Ihr Hauptmann oder Mtu Mku, war Kidogo, zu deutsch Herr Klein, der viel auf sein Ansehen und seine Würde hielt, sehr von seiner Bedeutung überzeugt war und darauf hielt, daß sein Wort als Gesetz galt. Den Weißen gegenüber benahm er sich stets unterwürfig und sprach mit gesenktem Haupt in leisem Tone, am Ende hatte er jedoch stets ein Aber in Bereitschaft, war gegen die Träger gewaltthätig und heftig und flößte ihnen dadurch Achtung ein. Er hatte Frau und Kind in Unyamwezi, kannte Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes, gab seinen Befehlen nöthigenfalls mit dem Stocke Nachdruck, und sprang gegen Widerspänstige wie eine wilde Katze ein, so daß seine Freunde ein

Einsehen nehmen und ihn zurückhalten mußten. Er verlangte von Burton, daß dieser seine Leute als Askari behandeln solle, das heißt als Soldaten, die weiter nichts als ihre Waffen zu tragen brauchen, auch sollten sie nicht unter dem Befehl des Beludschenhauptmannes stehen. Man gab ihm zur Antwort, nicht Jeder könne Sultan sein. Das verdroß diesen Sklaven sehr; er entfernte sich mit einem „Sehr wohl", machte aber einen grimmigen Blick, und von jener Stunde an ging Alles schlecht mit den Söhnen Ramdschi's. Bis dahin waren sie folgsam, jetzt wurden sie unverschämt. Sie lernten ihre Macht kennen und wußten, daß sie unentbehrlich seien, denn Burton hätte nothwendig umkehren müssen, wenn diese Leute ihn verließen. Sie fingen an die Krieger zu spielen, wollten kein Gepäck mehr tragen, und mit dem Beladen der Esel nichts mehr zu schaffen haben, dagegen den Ankauf aller Lebensmittel besorgen und den Trägern befehlen. Nun begannen sie auch zu stehlen, betranken sich, machten Angriffe auf die Frauen der Eingeborenen und brachten dadurch einmal die ganze Karawane in große Gefahr.

Die fünf Eseltreiber hatte man für die ganze Dauer der Reise angenommen, und Burton zahlte für jeden 30 Dollars. Sie waren nicht ganz so schlimm wie Ramdschi's Söhne, sondern sehr unterwürfig, aber dabei hartnäckig wie ihre Esel und bösartig wie Maulesel, träg und gefräßig, unverschämt und zanksüchtig. Die sechsunddreißig Wanyamwezi-Träger, die Pagazi, waren die eigentlichen Transportleute. Wer eine Karawane bildet, macht zuerst ein Chambi, Kraal. Der Mtongi, Eigenthümer der Waaren, schlägt sein Zelt auf und läßt eine Fahne wehen; dadurch deutet er an, daß er eine Reise unternehmen wolle. Das geschieht, weil bei den Wanyamwezi ein Träger, welcher andere überredet sich anwerben zu lassen, eine Strafe zahlen muß, wenn dem von ihm Angeworbenen irgend ein Unfall zustößt; er wird für Alles verantwortlich. Doch kommt es nicht selten vor, daß kleine Häuptlinge mit der ganzen männlichen Jugend ihres Dorfes erscheinen und sich zu einer Reise annehmen lassen. Dann wird ein Kirangozi, Führer, gewählt, und dazu nimmt man einen beliebigen, des Weges genau kundigen, Mann. Der Mganga giebt ihm dann allerlei Talismane, damit die Reise glücklich sei. Unterwegs schreitet er den Trägern voran, und wer die einmal bestimmte Reise unterbricht, muß Strafe zahlen. Das Amt ist nicht ohne allerlei Widerwär-

tigkeiten, denn oft werden dem Führer Vorwürfe gemacht, weil er an einem Tage zu weit oder nicht weit genug gegangen sei, nicht an der oder jener Stelle Rast gehalten habe, zu früh oder zu spät aufgebrochen sei. Dagegen wird er gut genährt, erhält am Ende neben seiner Löhnung noch ein gutes Geschenk, trägt weniger Gepäck als die übrigen, und hat zuweilen auch einen Sklaven. Es ist wohlgethan, unter allen Umständen die Partei des Kirangozi zu nehmen; von ihm hängt immer viel ab.

Wenn ein Chambi gebildet wird, hat der Mtongi die Vertheilung der verschiedenen Ladungen zu besorgen. Die Pagazi sind zumeist schlanke Bursche, mit mageren Beinen wie die Leoparden, doch trifft man zuweilen sehr kräftig gebauete Männer unter ihnen, gewöhnlich auch einen Graubart, wie bei den Karawanen. Die Vertheilung der Lasten verursacht allemal große Umstände, da jeder Einzelne seinen Willen haben möchte und um seine Genehmigung befragt werden muß. Von Jemand, der mit ihm umzugehen weiß, läßt er sich ein schweres Gepäckstück zuweisen, während er dasselbe einem Andern zurückweisen würde. Man darf einen Pagazi nicht zu wenig aufladen, sonst wird er nachlässig und träge, macht auch wohl seine Gefährten unzufrieden. Zeuge werden so zusammengerollt, daß sie dicke Polster bilden, 5 Fuß lang, 18 bis 24 Zoll dick, und mit Matten dicht umwickelt und fest zugebunden. Ein Mann trägt, außer seinen Waffen, ein Pack von zwei Farasstlah oder siebenzig Pfund Schwere, mehr nimmt er nicht. Glas- und Porzellanperlen legt man in lange schmale Baumwollensäcke, die auch mit Matten umwickelt und fest zugeschnürt werden. Messingdraht und derartige Gegenstände verpackt man rund und bindet die Colli an die beiden Enden einer Stange. Draht ist die leichteste, Elfenbein die schwerste Last. Auf dem Kopfe trägt der Pagazi nur leichte Sachen und auch diese nur selten. Der Kaufmann selbst belastet sich nur im äußersten Nothfalle; der Haupteigenthümer geht mit einigen Partnern und bewaffneten Sklaven hinter der Karawane her, damit Niemand zurückbleibe oder sich verlaufe.

Glasperlen, Baumwollenzeug und Draht bilden in diesem Lande des Tauschhandels das Geld und entsprechen der Kupfer-, der Silber- und der Goldmünze. Von Perlen sind etwa vierhundert verschiedene Arten im Umlauf. Die billigste, welche am meisten verlangt wird, heißt, Chanyera oder Uschanga Waupe; sie ist rund, von weißem Porzellan, und fünf oder sechs Pfund kosten in Zan-

zibar einen Dollar. Die theuersten heißen Samsam oder Samesane, auch Dschoho (Scharlachtuch) und Kimara Phamba (d. h. welche dem Essen ein Ende machen), weil ein Mann gern auf seine Mahlzeit verzichtet, wenn er sich dieselben verschaffen kann; man nennt sie auch Kinfundschia, Städtebrecher, weil Frauen sich und ihre Männer zu Grunde richten, um sich einen solchen Schmuck zu verschaffen. Es sind schmale Korallenkugeln, mit scharlachrothem Schmelz auf weißem Grunde; es giebt davon fünfzehn verschiedene Arten und fünfunddreißig Pfund kosten in Zanzibar dreizehn bis sechszehn Dollars. Man kauft alle Glas- und Porzellanperlen von den Banianen lose ein; der Handelsmann läßt sie dann auf Stränge ziehen, und es kommt viel darauf an, daß dieses genau und mit guter Auswahl geschehe. Die Hauptabtheilungen heißen Bitil und Chete, welche Burton mit dem Farthing und dem Penny vergleicht. Bitil ist ein einfacher Strang, der von der Spitze des Zeigefingers bis zum Handgelenke geht; der Chete enthält vier Bitil und geht doppelt genommen zweimal um den Hals. Zehn Chete machen einen Fundo oder Knoten; man bedient sich desselben bei größeren Einkäufen. Es ist schwer zu sagen, wohin die ungeheure Menge solcher Glas- und Porzellanperlen kommen; seit Jahrhunderten werden sie alljährlich massenhaft eingeführt, sind dauerhaft, die Leute tragen sie auf dem Leibe, und doch bemerkte Burton, daß kaum der dritte Theil der Schwarzen eine beträchtliche Menge hatte. Wo bleiben sie nun? Wahrscheinlich geht ein beträchtlicher Theil in die uns noch unbekannten Theile Afrikas. Wir schildern später die Handelsverhältnisse ausführlich in einem besondern Abschnitte.

Der Afrikaner ist, wie unsere kleinen Kinder sind. Schon Vasco da Gama sah mit Erstaunen, daß sie aus Juwelen, Gold und Silber sich gar nichts machten, während sie gierig nach solchen Perlen und dergleichen Dingen griffen. So ist es auch heute noch. Diese Sachen sind ihnen, was unseren kleinen Kindern das Spielzeug. Heute giebt ein Mann sein Getreide und seine Ziege für einen Strang, den er mit Wonnegefühl um seinen Hals hängt und einige Tage trägt, aber bald wird er desselben überdrüssig und vertauscht ihn gegen einen andern. Bei jedem Handel muß man Perlen mitgeben, besonders wenn Frauen ein Wort zu sagen haben. Die Negerin gleicht in der Liebhaberei für den Putz unseren civilisirten Damen vollkommen.

Die in Ostafrika gangbaren Zeuge sind von dreierlei Art:

Merkani, Kaniki und „Zeuge mit Namen.“ Merkani heißt so viel als Amerikanisch. Es sind die sogenannten Domestics, ungebleichte Shirtings und Sheetings aus den Fabriken von Massachusetts, namentlich aus Salem. Kaniki ist gewöhnlicher indischer Kattun von indigoblauer Farbe. Zeuge mit Namen sind arabische oder indische Waare, gewürfelt oder mit verschiedenen Farben oder auch Baumwolle mit Seide gemischt. Am häufigsten ist das Barsati, dunkelblau mit einem breiten rothen Streifen; es repräsentirt im Innern den Dollar und wird an die Häuptlinge verschenkt. Doppelten Werth hat das Dubwani; es wird in Maskat verfertigt, hat kleine weiße und blaue Würfeln und dünne rothe Streifen mit Weiß und Gelb gekreuzt. Diese sehr ins Auge scheinende Waare muß der Kaufmann führen, weil die mächtigeren Sultane dieselbe für sich und ihre Frauen verlangen; Merkani und Kaniki, welche als Honga, Zwangsabgabe, erlegt werden müssen, vertheilen sie an Unterhäuptlinge und ihre Leute.

Als die Araber nach Afrika kamen, waren die Schwarzen mit dem schlechten groben Kaniki zufrieden, welches die Banianen aus Katsch in Indien brachten. Durch die Amerikaner kam dann, insbesondere seit Anfang unseres Jahrhunderts, das Merkani in Schwung, welches nun auf allen Märkten von Abyssinien bis Mozambik zu finden ist, doch schwindet allmälig die Vorliebe der Wilden für einen Stoff, der weder bequem noch dauerhaft ist, und in manchen Gegenden tragen sie nach wie vor Ziegenfelle oder Bastgeflechte, und kaufen Perlen oder Draht.

Der Ostafrikaner trägt Baumwollenzeug nicht aus Bedürfniß, sondern um zu prunken. Am gangbarsten ist ein Stück von wechselnder Breite, allemal aber von vier Ellen Länge; die Portugiesen nennen es Braça, die Araber Schukkah, die Suaheli Unguo, und die Stämme weit im Innern Upande oder Lupande. Es wird um die Hüften geschlungen. Das Schukkah Merkani ist an der Küste etwa 25 Cents, 1 Schilling $1/2$ Pence, etwa 11 Neugroschen werth; tief landein hat es schon den Werth von 1 Dollar; das Kaniki ist etwas wohlfeiler, findet aber bei manchen Stämmen gar keine Abnehmer. Die doppelte Länge des Schukkah, also zwölf Fuß, wird von den Frauen getragen, heißt ein Doti und entspricht der Tobe in Abyssinien oder des Somalilandes. Ein ganzes Stück Merkani, welches von 7 bis zu 11 Doti hält, heißt Dschora oder Gorah.

Neben Perlen und Baumwollenzeugen bildet einen wichtigen

Einfuhrartikel Masango oder starker Messingdraht Nr. 4 und 5; besonders auf den nördlichen Handelswegen und im westlichen Theile der großen Centralstraße ist danach starker Begehr. Man kauft ihn, wenn die Preise niedrig stehen, in Zanzibar zu 12, wenn sie hoch sind, zu 16 D. das Frasilah von 35 Pfund. Im Binnenlande wird das Frasilah in vier große, rund zusammengelegte Ringe getheilt, welche bei den Arabern Daus, bei den Afrikanern Chata heißt. In Unyanyembe bereiten die dortigen Künstler aus dem Drahte das Kitindi oder Armband, einen ächt afrikanischen Zierrath. Es bildet ein System concentrischer Kreise, die vom Handgelenke bis zum Elbogen reichen; an den beiden Enden ist es ausgebaucht und wiegt gewöhnlich nur drei Pfund; und bei manchen Stämmen thun die Frauen sich etwas darauf zugute, daß es je an Armen und Beinen getragen werde und so schwer als möglich sei. Es ist vorzugsweise ein Weiberschmuck. An den Seen tragen aber auch die Männer das Armband und im Usagaragebirge haben sie es am Unterarm, am Oberarm und über den Fußknöcheln. In Unyanyembe gilt ein Kitindi von zwei bis zu vier Schukkah, in Udschidschi bis fünf.

So viel von den Waaren und ihren Preisen; nun noch ein Wort über die Esel. Burton hatte fünf zum Reiten für sich, für Speke, für Seid ben Selim und die Goanesen gekauft; sie kosteten das Stück zwischen 15 und 40 Dollars, also weit mehr als ein Sklav. Von 29 Lasteseln waren in Zungomero nur noch 20 übrig.

Sehen wir nun, wie die Ausrüstung beschaffen war; doch wollen wir nicht alle und jede Einzelheit anführen. Von sogenannten Provisionen führten die Reisenden unter anderm: 1 Dutzend Flaschen Cognac, 1 Kiste Cigarren, 5 Kisten Thee, jede zu 6 Pfund, etwas Kaffee, indisches Currypulver zum Würzen der Speisen, Ingwer, Salz, rothen und schwarzen Pfeffer, 20 Pfund gepreßte Gemüse, 1 Flasche Weinessig, 2 Flaschen Oel, 20 Pfund Zucker. Honig ist überall im Lande zu haben.

An Waffen und Schießbedarf: 3 glattläufige Flinten, 3 gezogene Büchsen, einen Colt's Carabiner, 3 Revolver, mehrere Säbel ꝛc.; 100 Pfund Pulver in kupfernen Kästen, 60 Pfund Hagel, 380 Pfund Kugeln von hartem Blei, 20,000 Zündhütchen. Die Beludschen hatten 40 Pfund Pulver, 1000 Bleikugeln und 1000 Feuersteine für Sklavenflinten. Ferner hatten die Reisenden ein Zelt, Tisch und Stuhl, Bestecke mit Messer, Gabeln und Löffel;

Kessel und Kochtöpfe, Bettzeug, Decken von bemalter Segelleinwand, Luftkissen, wasserdichte und andere Decken, eine mit geraspeltem Korkholze gestopfte Matratze, lederne Mantelsäcke zum Aufbewahren der Bücher und Kleider, Matten 2c. Sodann eine Uhr mit Wecker, 2 Chronometer, verschiedene Arten von Kompassen, Thermometern, eine tragbare Sonnenuhr, einen Regenmesser, ein Verdunstungsinstrument, zwei Sextanten und künstliche Horizonte, Barometer, Senkleinen, Teleskope und dergleichen wissenschaftliche Instrumente mehr. Dazu kamen Papier, Schreib- und Zeichnengeräthschaften, Landkarten, allerlei Handwerksgeräthschaften, als Bohrer, Sägen, Aexte und dergleichen; Hemden von Baumwolle und Flanell, Turbane und Filzkappen. Am besten ist ein Bett von Roßhaar mit einer dicken und einer dünnen Decke und einem Moskitonetz, das man ins Kopfkissen packt. Die nöthigsten Reisegeräthschaften verwahrt man, nebst einem Anzuge zum Wechseln, in einem einfachen Reisesacke. Zum Gehen trägt man Schuhe, zum Reiten hohe Reiterstiefeln von heller Farbe; man muß sie in diesem nassen Lande oft mit Fett einreiben, nicht mit Oel, weil sie dann hart werden. Zu alledem kommen noch eine kleine Sammlung nothwendiger Bücher mathematischen, geographischen und linguistischen Inhalts, eine Kiste mit Arzeneien, 10 Stück rothes Wollentuch zu Geschenken, Messer, Regenschirme, Fischangeln, Nadeln, Scheeren, Filter, Spiegel 2c.

Das war die Ausrüstung und mit dieser zogen Burton und Speke von Zungomero ab, wo der Aufenthalt im höchsten Grade unbehaglich war. Es regnete fast ununterbrochen, und wenn zwischendurch die Sonne ihre brennenden Strahlen herabschoß, dann dampfte der Boden. Burton's Leute trieben sich in den umliegenden Dörfern umher, wo etwa tausend Reisende verweilten, weil sie der Ueberschwemmungen wegen nicht fortkonnten, tranken Pombe, rauchten Hanf, zankten untereinander, und gaben den Eingeborenen manchen Anlaß zu sehr begründeten Klagen. Die Goanesen litten am Fieber und Burton mußte sie in seine Hütte aufnehmen, die ohnehin schon mit Ratten, Fliegen, Mücken und Wanzen übervölkert war. Vier und zwanzig Träger, welche der Reisende sehnlich erwartete, blieben immer noch aus, aber länger mochte und wollte er nicht warten, obgleich Ladha Damha sein Versprechen nicht gehalten und das zurückgebliebene Gepäck nicht geschickt hatte. Er entschloß sich, seine Papiere, welche an die geographische Gesell-

schaft in London abgehen sollten, dem Sklaven eines Häuptlings von der Küste anzuvertrauen. Der letztere verweilte in Zungomero im Auftrage seines Oheims Ukwere von Kaole, um Karawanen nach diesem letztern Platze zu geleiten. Dieser Mann hieß Schomwi la Mku Wambele, das ist der „Häuptling und große Mann des Vortritts,“ und war selten nüchtern. Aber er hielt sein Wort und die Papiere gelangten richtig an ihre Bestimmung.

Dorf in Usagara.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Reise von Zungomero in Khutu durch Usagara nach Ugogo. — Das Gebirge. Die Wasagara.

Am 7. August 1857 verließen Burton und Speke das höchst ungesunde Zungomero, Beide schwer krank und so abgemattet, daß sie kaum auf den Eseln sich fest zu halten vermochten; auch war ihr Gehör schwächer geworden. Und in einem solchen Zustande mußten sie eine der beschwerlichsten Reisen antreten, die je gemacht worden sind!

Von Zungomero bis an den Fuß des Usagaragebirges hat man fünf Wegstunden. Die Straße zieht anfangs durch eine angebauete, vom Mgeta durchflossene Ebene, und zur Rechten liegen die Wigo-Hügel, zur Linken hat man eine Reihe zerstreut liegender, niedriger Bergkegel. An dem größten derselben liegt eine heiße Quelle, eine Art von Geyser. Sie wallt in Zwischenräumen auf und wird demgemäß vom Volke Madschi ya Wheta genannt. Das Wasser kommt aus einem weißen Sande, kocht förmlich empor und der Boden ist an manchen Stellen mit Eisenoxyd überzogen. An dem sanften Abhange, wo die Quelle auf einer kleinen mit Wald umgebenen Wiese hervorkommt, liegen Kalktuff in kleinen platten Stücken zerstreut und erratisches Geschiebe. Auch sieht man Bruchstücke von Quarz- und Sandstein; der ganze Raum hält etwa 200 Fuß im Durchmesser, und die Stelle selbst, wo das Wasser hervorquillt, ist

wegen der Hitze und des sumpfigen Bodens unzugänglich. Die Führer sagen, daß manchmal förmliche Ausbrüche stattfinden, bei denen Bruchstücke von Kalksteinen hoch in die Lüfte geschleudert werden.

Nun ließ Burton den Mgeta zur linken Hand, ritt auf einem nur undeutlich erkennbaren Pfade weiter, durch dichtes Gras und unter hohen Bäumen, und gelangte dann wieder zu den urbaren Feldern der Dörfer im westlichen Khutu. Jenseit derselben hat man drei Tagereisen durch öde Gegenden. Diese Dörfer waren im höchsten Grade armselig, denn die meisten Hütten bestanden nur aus einigen Pfählen, über welche man Durrastroh gelegt hatte. Hier trat die Kokospalme zuletzt auf, weiter im Innern kam sie in dieser Region nicht vor. Jenseit der Dörfer mußte der Mgeta nicht weniger als sechsmal durchwatet werden, bald darauf wieder dreimal. Die Reisenden sahen sehr viele Stachelschweine und das afrikanische Eichhörnchen; dann war die erste Stufe des Usagaragebirges erreicht, die etwa 300 Fuß über die Ebene sich erhebt. Dort ist die Gränze der „zweiten Region", die Gegend der Ghats, wie Burton nach einer aus Indien entlehnten Analogie sich ausdrückt; also des Küstengebirges. Man nennt die Stelle Mzizi Mdogo, die kleine Tamarinde, zum Unterschied von der großen Tamarinde, nämlich der auf der andern Seite liegenden Station. Alles lag öde und wie ausgestorben, weil das Land durch Blutfehden und Menschenraub in eine Wüstenei verwandelt worden war. Nachdem Burton sich erschöpft auf das Gras geworfen, erhielt er bald nachher die unwillkommene Kunde, daß bei dem Durchwaten des Mgeta den Eseln das Gepäck nicht abgenommen worden war; so gingen Zucker und Salz verloren, denn sie zerschmolzen; Seife, Cigarren, Senf und die Arsenikzubereitungen zum Aufbewahren der Vögel, waren zu Brei geworden; vom Theevorrath fehlte Manches, die gepreßten Gemüse waren feucht, und auch ein Theil des Schießpulvers hatte gelitten!

Bei Mzizi Mdogo war der Wechsel des Klimas außerordentlich auffallend; die Reisenden erholten sich wie durch Zauber. Nebel, Regengüsse, brennende Hitze machten gutem Wetter Platz. Die Bergluft war weich und würzig, kühl und erfrischend, und der Himmel blau. Daran erfreute sich Burton, aber auch hier, wie immer, machten seine Leute ihm viel zu schaffen. Die Beludschen geriethen in Streit mit Ramdschi's Söhnen und Beide hegten in-

grimmigen Haß gegen das Karawanenhaupt Seid ben Selim. Dieser bevorzugte seine vier „Kinder", d. h. schwarzen Sklaven, auf höchst ungebührliche Weise, bürdete die Last, welche sie hätten tragen müssen, Anderen auf, sorgte sehr eigennützig immer für sich selber zuerst, gab seinen Sklaven Butter und Honig, Glasperlen zum Putz und Baumwollenzeug, natürlich Alles auf Burton's Unkosten. So wurden diese „Kinder" anmaßend, schlugen sogar ihre Gewehre auf die Beludschen an, und stahlen ganz unverschämt. Darüber ärgerte sich Kidogo, Obmann der Söhne Ramdschi's, und nun arbeiteten diese noch weniger als seither. Seid ben Selim wurde wüthend, und vermaß sich hoch und theuer, er werde nicht ruhen, bis Kidogo's Schwert zerbrochen and dieser am Flaggenstocke zu Zanzibar tüchtig ausgepeitscht worden sei.

Als man am 9. August von Mzizi Mdogo aufbrach, galt es für ein gutes Anzeichen, daß ein Vogel mit rothem Schnabel, weißer Brust und langen Schwanzfedern der Karawane vorausflog. Der Weg ging bergan, bald traten in dürrem, wenig fruchtbarem Boden Aloë- und dornige Pflanzen auf, Cactus, eine große Asclepias, eine Euphorbie und verkrüppelte Mimosen. Doch erschien der Kalebassenbaum immer noch stattlich selbst neben Tamarinden, nach welchen diese Gegend benannt wird. Bei den Arabern in Zanzibar heißt der Tamarindenbaum Subar; er reicht von der Küste bis an die Binnenseen, und bildet mit seinem hohen Stamm, seinen federartigen Blättern und den schattenspendenden Zweigen eine wahre Zierde in der afrikanischen Landschaft. Seine säuerliche Frucht ist wirksam gegen Gallenleiden; von den Landeseinwohnern wird sie geschält und dann gleich in Körbe gepackt, dadurch aber zäh und mulsterig. Auch verstehen sie nicht ein berauschendes Getränk daraus zu bereiten. Die Araber kochen die Frucht, trocknen sie an der Luft, thun etwas Salz und Oel hinzu und kneten Kugeln daraus, die eine gesunde Speise bilden und sich jahrelang halten.

Am Wege lagen viele abgenagte Menschengerippe umher, auch manche geschwollene Leichen. Es waren Träger, die an den Blattern hier verendeten. Eine einzige Karawane, welche Burton in jener Gegend sah, hatte mehr als fünfzig Mann an dieser gräßlichen Krankheit verloren; viele waren blind geworden. Wer einmal niedersank, war unrettbar verloren; kein Dorf hätte ihn aufgenommen und er mußte liegen bleiben, wo er eben umfiel, und dann langsam hinsterben, schon umgeben von Geiern und Raben, Füchsen

und Hyänenhunden. Fast bei jedem Kraal standen in einiger Entfernung ein paar Hütten für Pockenkranke. Auch Burton's Karawane blieb nicht verschont; einige Träger konnten nicht weiter fort und sind wohl im Walde gestorben, denn nie hat man wieder eine Spur von ihnen gesehen. Der Mgeta wurde nun wieder sechsmal an einem Tage durchwatet. In dem dichten Gestrüpp an seinen Ufern traten nun eine Kratzbohne, Dolichos pruriens, und das sogenannte wilde Zuckerrohr auf; beide fielen den Trägern lästig, und der Weg war sehr schlüpferig. Der Mgeta gleicht hier einem Bergstrom und ist kaum 50 Fuß breit. Von dem Kraal Scha K'henge, so genannt nach den Iguana-Eidechsen, die am Ufer sehr häufig sind, hatten die Reisenden eine herrliche Aussicht auf das Hochland von Duthumi, und hielten einen Rasttag. Zwei Esel wurden unbrauchbar, jene aus Zanzibar fielen vom Fleisch ab, weil im Innern nicht die Grasart wächst, an welche sie gewöhnt sind; die Esel aus Unyamwezi nehmen dagegen fürlieb mit dem, was sie eben finden.

Am andern Tage wanderte man über die Tamarinden-Hügel und gelangte dann ins Flußthal des Rufuta, welcher in den Mgeta mündet. In dieser Gegend lagen noch mehr Leichen umher als auf der andern Seite. Die Muselmänner wandten sich mit Abscheu von dem gräßlichen Anblick ab, ein alter schwacher Unyamweziträger blickte jedoch starr hin und weinte. Vom Flusse führt ein sehr schmaler Pfad an den Fuß des Goma-Passes, und dort hatte man eine weite Rundsicht. Die runden Hütten der Wakaguru und Wakuivi, welche Nebenstämme der Wasagara bilden, lagen am Abhange der Hügel und am Rande der Wälder. Diese Schwarzen haben viel Kleinvieh und Getreide, meiden aber aus guten Gründen allen Verkehr mit Fremden, wie dieselben auch heißen mögen. Einst lagen viele große Dörfer an dieser Straße, von denen jetzt kaum noch eine Spur übrig ist.

Am 12. August wurde der Goma-Paß im Rufutagebirge, (der östlichen Kette der Berge von Usagara) erstiegen. Der Weg führte durch Schluchten und Klüfte bis 2235 Fuß über dem Meere nach Mfuruni zu, das einst ein stark bevölkertes Dorf war, nun aber von Menschenräubern und plündernden Kriegern aus Whinde völlig zerstört worden ist. Hier wurden an die Karawane Lebensmittel auf drei Tage vertheilt, weil man dergleichen erst wieder in Muhama haben konnte und diesen Punkt binnen jener Zeit zu erreichen gedachte, und nun ging es auf bequemem Wege die letzte

Stufe des Passes hinan, durch dichte Wälder und Gräser, die übelriechende Dünste aushauchten. Dann und wann wurde ein dicker Nebel von den Sonnenstrahlen durchbrochen, und bei vielen Leuten stellten sich Fieberanfälle ein. Von der flachen Tafelebene der Bergkette führte der Weg in sanfter Abdachung landein, und bildete dadurch einen völligen Gegensatz zu der östlichen, steil abfallenden Seite. Nun fand man Spuren von Löwen, Aloë und Cacteen traten abermals auf; dann wurde durch den kleinen Zonhwefluß gewatet und ein trocken liegendes Flußbett erreicht, das Burton als Overschot Nullah bezeichnet, weil die Führer sich versehen hatten. Am 14. August erreichte er Zonhwe, ein neugebauetes Dorf, das man am vorigen Tage verfehlt hatte; an diesem ungesunden Orte blieb er zwei Tage, weil die Leute weit und breit hin ausgeschickt worden waren, um Lebensmittel aufzutreiben. Jetzt fand sich, daß von den Eseln nur noch dreiundzwanzig Stück vorhanden waren; neue Irrungen mit den betrügerischen Beludschen verursachten neuen Aerger, diese Leute wurden immer frecher; der Eine erklärte, den Weißen das Leben nehmen zu wollen, auf die Gefahr hin, sein Lebenlang Ketten zu schleppen; ein Anderer rief, daß kein Nazarener etwas tauge; Alle klagten, daß man ihnen nicht Respect genug gebe, verlangten mehr Fleisch, mehr Zeug, und gaben am Ende den Ausspruch ab, daß sie sammt und sonders umkehren wollten.

Das Alles war um so unverzeihlicher, da Burton gerade diese Leute mit freundlicher Nachsicht behandelt hatte. Auch die Söhne Ramdschi's waren schwierig, und machten Miene dem Beispiel der Beludschen zu folgen. Aber durch alle diese Widerwärtigkeiten ließen Burton und Speke, obwohl fieberkranke Männer, sich weder einschüchtern noch entmuthigen; sie waren im äußersten Fall entschlossen, einen großen Theil ihres Gepäckes irgendwo zu vergraben und mit den Unyamwezi-Trägern allein die Reise fortzusetzen. Zum Glück ging aber der drohende Sturm gnädig vorüber, denn als Burton anordnete, daß man am nächsten Tage, 17. August, weiter gehen werde, erschien der einäugige Beludschen-Hauptmann mit dem Graubart Musa und Derweysch, und Beide erklärten, daß sie ihren Herrn nicht verlassen würden. Damit war die Sache abgethan. Der Weg führte dann abwärts in eine Thalgegend, welche an das ungesunde abscheuliche Zungomero sehr lebhaft erinnerte; der Pflanzenwuchs war fast derselbe, und das Gras hauchte faulige Dünste

aus. Am Abhang eines Hügels lagen zwei Dörfer, in denen Wagindo und Mandandu wohnten, Leute von zwei Stämmen, die aus der Umgegend von Kiloa hierher eingewandert waren.

Burton hielt den Beludschen eine derbe Strafpredigt und warf ihnen vor, daß sie sich nicht als rechtschaffene Soldaten benommen hätten. Sie erklärten mit Bedauern, an Allem sei das Opium schuld gewesen, Satan habe sie verleitet und sie wollten sich von nun an besser aufführen. Dieses Versprechen hielten sie bis nach Ugogi, doch war immerhin schwer mit ihnen auszukommen. Die Leute hatten gar keinen Begriff davon, daß ein Mann zweien Herren dienen könne. Sie waren einmal Diener des Sultans von Zanzibar und es ging ihnen nun schwer in den Kopf, daß sie außerdem noch gegen einen zweiten Mann Verpflichtungen übernehmen und erfüllen sollten. Eigentlich Männliches war nicht in ihnen; ihre Gesundheit war durch vieljährigen Aufenthalt in Zanzibar geschwächt; beim geringsten Fieberanfalle warfen sie sich zur Erde und stöhnten, und zu Nachtwachen wollten sie sich auch dann nicht verstehen, wenn es sehr nöthig war, gegen Räuber auf der Hut zu sein. Von Tapferkeit konnte bei ihnen keine Rede sein, nur die Furcht hielt einigermaßen Zucht unter ihnen; sie waren außerdem schlechte Schützen und auf der Jagd unbrauchbar. Von Dankbarkeit hatten sie keinen Begriff; die Hauptsache war für sie das Essen, ihr höchster Wunsch sich Sklaven zu kaufen; auch starken Getränken und dem Umgang mit Weibern waren sie in hohem Grade ergeben. Außerdem zeigten sie sich als zudringliche Bettler, lärmten und fluchten, schrieen laut, benahmen sich grob und roh, und verleumdeten einander, wenn sie gerade einmal nicht gegen einen Dritten gemeinschaftliche Sache hatten.

Der Aufenthalt in Muhama währte drei Tage, weil man Lebensmittel für die nächsten Tagereisen zusammenbringen mußte. Drei von der Küste heraufkommende Karawanen, welche hier anhielten, litten sehr durch die Blattern. Der eine Zug stand unter der Leitung zweier Araber von der Küste, Chalfan ben Moallem Selim und dessen Bruder Id, welche den Reisenden wissentlich falsche Nachrichten gaben und bald nachher in Ugogo aussprengten, daß die weißen Männer mit bösem Zauber umgingen. Muhama ist der am weitesten nach Westen liegende Punkt, bis wohin die Vuli oder Herbstregen reichen; das Klima war dasselbe wie in der Rufutakette, und Burton bekam wieder einen Fieberanfall, der zwar

nach sieben Tagen sich verlor, aber zehn Monate lang Leberbeschwerden zurückließ. Speke strengte sich auf der Jagd zu sehr an, erfuhr außerdem die Einflüsse der bösen Luft und wurde abermals krank. Zwei Wanyamwezi-Träger bekamen die Blattern, ein Esel fiel, ein anderer wurde von einer Hyäne zerrissen, ein dritter konnte nicht mehr gehen, ein vierter war von einem Bienenschwarm überfallen worden, und so blieben nur noch neunzehn Esel übrig. Mit Mühe wurden einige Lebensmittel zusammengebracht, aber kaum genug für die Reise durch eine öde Gegend.

Am 21. August setzte Burton sich wieder in Bewegung und zog durch eine sanft nach Westen abfallende Ebene, welche zwischen der ersten Kette, der Rufuta-, und der zweiten, der Mukondokwe-Kette, liegt. Diese longitudinale Ebene war auf allen Seiten von niedrigen Linien entfernt liegender Hügel umschlossen und von tiefen Bächen durchschnitten, die zumeist trocken waren, aber doch viele Beschwerden verursachten. Hier trat die schlanke Palmyrapalme auf, (Borassus flabelliformis), welche in Ostafrika Mvumo heißt, und am obern Nil als Delébpalme bezeichnet wird; sie ist weit und breit im Innern zu finden und geht bis tief nach Süden hin. Sehr häufig findet man sie im westlichen Unyamwezi, wo die Schwarzen ein berauschendes Getränk aus ihr bereiten. Wild war in Menge vorhanden, die Reisenden waren aber so abgeschwächt, daß sie nicht auf die Jagd gehen konnten, und die Beludschen verschossen ihr Pulver fruchtlos, weil sie niemals trafen. In dieser Gegend kommt schon der Mbogo vor, (Bos Caffer,) den man in Ostafrika besonders in den von Flüssen bewässerten Ebenen antrifft. Dieser Büffel ist ein schönes starkes Thier, größer als der gewöhnliche europäische Bulle, immer einfarbig dunkelbraun, nie bunt; seine dicken schwarzbraunen Hörner sind an der Wurzel einen Fuß breit, stehen nach außen hervor und sind einwärts gekrümmt an den Spitzen, die bei alten Thieren wohl anderthalb Ellen weit auseinander liegen. Der Mbogo ist muthig und stark, und hält sich gern an bestimmten Orten auf; die Schwarzen erlegen ihn mit ihren Pfeilen, und essen das Fleisch, welches aber für erhitzend gilt und auf die Galle einwirken soll.

In jener Ebene liegt der Makata, ein langer flußartiger Teich, der nach starkem Regen einen Abfluß in den Mukondokwe haben soll; sein Wasser ist trinkbar. Dieser Makata mußte an einer Stelle durchwatet werden, wo er brusttief war. Zu beiden Seiten

der Furt liegt, nach landesüblicher Weise, ein Kraal. Die Nacht war wegen der Moskitos sehr unangenehm; indessen sind diese Plagegeister hier nicht so giftig wie in Mozambique oder selbst im westlichen Indien. Am andern Morgen hatten die Reisenden eine herrliche Aussicht auf Berge und über Ebenen, in denen die Kuduantilope und das Zebra weideten. Aber schon um Mittag war die reizende Gegend verschwunden; der Weg bog plötzlich nach Norden hin ab, in einen Wald mit langem Grase, dickem Gestrüpp und fauligen Ausdünstungen, und führte im Zickzack hinab zum Myombo. Dieser Fluß entspringt, wie die Führer sagen, in einem Hochlande, das jenem von Duthumi gegenüber liegt, ist etwa 50 Fuß breit und zwei Ellen tief. Er hat seinen Namen von den Myombobaume, dessen grünliche Blüthe wie Jasmin riecht; die Frucht besteht aus einer langen Schote, die zwölf lange harte Eicheln enthält; die grobe Rinde benützt man beim Bau von Hütten und Kraalen, die innere Faser zu Bast und Seilen, das Holz brennt vortrefflich. Am Myombo war das Miasma höchst giftig und geradezu überwältigend. Burton sagt, ihm sei ein kalter Schauer durch den ganzen Leib gerieselt und ein kalter Schweiß ausgebrochen, als ob eine Ohnmacht im Anzuge gewesen.

Am 23. August durchzog er den letzten Theil der Ebene und kam an ein Dorf der Wasagara, das einen kläglichen Anblick darbot. Die Hütten waren umgerissen und halb verbrannt, am Boden lagen allerlei Trümmer und Geräthschaften umher; offenbar war der Ort von Menschenräubern überfallen worden, wahrscheinlich von Muselmännern der Küstengegend, in Verbindung mit dem schon früher erwähnten Kisabengo, der über etwa fünfhundert Musketen gebot. Burton's Leute vertrieben sich auf dieser Trümmerstätte die Nacht mit Trommeln, Tanzen und Singen!

In jener Nacht wurde wieder ein Esel von einem Hyänenhunde zerrissen. Am 24. August zog die Karawane von dem Trümmerdorfe Mbumy am rechten Ufer des Mukondokwe bis dahin, wo eine Furt ist. Unterwegs litt sie viel von den Stichen einer kleinen rothen Ameise und einer größern schwarzen Art. Die erste zieht in dichten Schaaren wie ein Heerhaufen, kann nicht springen, hat aber eine große Fertigkeit sich an Alles zu heften, wovon sie berührt wird. Die größere Art gleicht der sogenannten Roßameise, ist beinahe einen Zoll lang, hat einen dicken Kopf und so mächtige Freßzangen, daß sie Ratten und Mäuse, Eidechsen und

Schlangen überwältigt. Sie liebt den Aufenthalt an feuchten Stellen, Flußufern und Teichen, gräbt Löcher, wirft niemals Hügel auf und wird weit umher zerstreut gefunden. Sie ist sehr muthig, kennt keine Furcht und läßt sich nur durch Feuer oder siedendes Wasser vertreiben. Ihr Biß brennt wie der Stich von einer glühenden Nadel; sie läßt nicht los was sie einmal gepackt hat, ist auch eine Todfeindin der Termiten, welche ihren liebsten Fraß bilden, hat aber ihrerseits wieder eine gefährliche Gegnerin an dem „heißen Wasser", nämlich an einer röthlichen Ameise, die ihren Namen, Madschi moto, mit Recht führt, weil ihr Biß einen sehr brennenden Schmerz verursacht. In diesem ungesunden Waldgestrüpp war auch die berüchtigte Tsetsefliege häufig, welche bekanntlich über einen großen Theil von Ost- und Südafrika verbreitet ist.*) Auf der Strecke, welche Burton durchwanderte, trat sie von Usagara nach Westen hin bis zu den großen Binnenseen auf, zumeist in den Gebüschen, von welchen das angebauete Land umschlossen ist; auf beackerten Feldern selbst erscheint sie selten. Sie ist noch lästiger als selbst die ägyptische Fliege; man kann sie ein halbes Dutzend Mal fortjagen und immer kommt sie wieder; ihr scharfer

*) Diese Tsetse, Glossina morsitans, hat eine außerordentlich weite Verbreitung im östlichen Afrika, vom Lande der Buschmänner im Süden bis an den weißen Nil, wo sie noch unter dem 10° nördl. Br. vorkommt. Sehr richtig bemerkt Graf d'Escayrac de Lauture in seinem höchst interessanten Werke „Die Afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil" (Leipzig 1855), daß dieses kleine Insekt unter den Arabern im Sudan mehr Wanderzüge und Aufenthaltswechsel hervorgebracht und veranlaßt habe, als alle Kriege. Am Nil giebt es zwei Arten. Die eine ist von der Größe einer gewöhnlichen Stubenfliege, roth und gelb, aber weit gefährlicher und als die größere Art, die braun und länger als eine Wespe ist. Beide haben einen Saugrüssel wie die Mücken. Sie fallen in Schwärmen auf das Vieh, das ihren giftigen Stichen erliegt. Am Nil sehen sie es vorzugsweise auf Schafe und Kameele ab; in Südafrika bringt der Stich den Ochsen, Pferden und Hunden sichern Tod. So erzählt Livingstone, welcher mit diesen lästigen Thieren sehr oft in Berührung kam. Auch er bekräftigt die Thatsache, daß der Stich dem Menschen nicht schadet, und eben so wenig Thieren, z. B. Kälbern, die noch an der Mutter saugen. Maulthieren, Eseln und Ziegen schadet der Tsetsestich gleichfalls nicht. Livingstone bringt über dieses merkwürdige Insekt im Verlauf seiner Erzählung eine Menge neuer Angaben. David Livingstone's Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Vollständige deutsche Ausgabe von H. Lotze, Leipzig 1858. Zwei Bände; z. B. I, S. 101 ff. und an vielen anderen Stellen.

Rüssel dringt selbst durch eine Hangmatte von Leinwand. Der nackte Schwarze macht sich wenig aus dieser Fliege, denn seine Haut ist nicht eben empfindlich, obwohl der Stich der Tsetse schmerzt. Bei Kiloa bezeichnet man das Thier als „kleines Schwert", Kipanga.

Der Weg zur Furt über den Mukondokwe führte durch einen förmlichen Waldtunnel zu einem schlüpferigen Ufer, wo die Träger beinahe bis unter die Arme einsanken; der Landungsplatz war ein von Flußpferden in den Schlamm eingetretener Pfad. Die beiden weißen Männer ließen sich hinübertragen und zogen dann am nördlichen Ufer fürbaß, an Hügeln hin, welche Ausläufer des Gebirges bildeten, bald durch Wassertümpel und bald durch Ufermoräste. Nach sechs Stunden erreichten sie einen Kraal im Bezirke Kadetamare, wo keine Lebensmittel zu kaufen waren, denn in jener Gegend herrschte Hungersnoth. Dort zerbrach Burtons Pedometer, und außer diesem Schrittzähler gingen noch andere wissenschaftliche Instrumente, namentlich drei Chronometer zu Grunde.

Von Kadetamare aus führte am 25. August der Weg im Flußthale des Mukondokwe aufwärts. Die Wegweiser behaupteten, dieser Strom bilde den obern Lauf des Kingani, mit welchem er sich in Uzaramo vereinige: das ist aber eine sehr unsichere Angabe. Der Fluß durchschneidet die Gebirgskette, welche nach ihm benannt wird; das Thal ist auf allen Seiten von hohen Spitzbergen eingeschlossen. Während die Karawane an einigen abgeernteten Korn- und Tabaksfeldern hinzog, riefen die Einwohner einander von den Bergen an. Bald nacher mußte der Mukondokwe wieder durchwatet werden, war aber hier nur knietief. Bei solchen Uebergängen kamen allemal Beschädigungen des Gepäckes vor, denn die beiden Weißen waren so schwach, daß sie nur mit Mühe auf ihren Eseln sitzen, also die Leute nicht überwachen konnten. Burton hatte in Kadetamare wieder „einen Vorrath von Fieber" eingethan und Speke war von seinem zweiten Anfall noch nicht genesen. Nach dem Flußübergange zog der Weg am rechten Ufer hin durch Felder und Wälder, Gras und Bäche, in Morast und bei stechender Sonne. Dazu kam wieder allerlei Verdruß mit den Beludschen und die Schwierigkeit, Lebensmittel herbeizuschaffen; denn das einst wohl angebaute Mukondokwegebirge ist nun eine Einöde, weil die Menschenräuber dasselbe verwüstet haben. Auf sumpfige Strecken folgte steiniges Hügelgelände, bis dann wieder Tamarinden, Baobabs und Sykomoren auftraten.

Der letztere Baum, Mkuyu, nimmt sich prachtvoll aus, denn die Seitenzweige gewinnen einen großartigen Umfang und werfen bei scheitelrechter Sonne einen Schatten von manchmal 500 Fuß im Umfange. Die Frucht wird zwar von Reisenden gegessen, ist aber eine armselige Beere, fast ganz Samen und Rinde mit sehr wenig feigenartigem Fleische. Es giebt zwei Arten von diesem Baume, die im Ganzen einander ähnlich sehen, aber in Einzelnheiten abweichen. Die eine, Mtamba, hat ein großes, fleischiges, schweres Blatt und die Frucht ist nicht glatt wie bei der andern, Mkuyu genannt, sondern hat grüne Auswüchse, auch ist der Stamm höher. Bei älteren Bäumen drängen die Wurzeln aus der Erde empor und werfen dabei Dammerde auf, die dann in kleinen Hügeln stehen bleibt, wenn auch das Holz längst abgestorben ist. Dergleichen Aufwürfe bemerkt man sehr oft.

Bis in diese Gegend sind die Menschenräuber von der Küste noch nicht vorgedrungen. Man sah deshalb die Felder wohl angebaut mit Panicum, welches hier an die Stelle der Durra tritt, mit Mais, Bohnen und Voiandsia subterranea, Tabak und anderen Pflanzen. Der Weg führte abwechselnd über Berg, Thal und Hochebenen, die gut bestellt waren; auch bemerkten die Reisenden viel Groß- und Kleinvieh. Das Plateau hatte einen steilen Abfall zum Thalbecken des Rumuma; dieser bildet einen südlichen Zufluß oder eine Bifurcation des Mukondokwe und führt diesem die Gewässer aus dem südwestlichen Theile des Rumumadistrictes zu, während der Hauptstrom, welcher im Hochlande der Wahumba und Wamasai entspringt, das Wasser aus den westlich gelegenen Gegenden ableitet. Im Rumumadistrict, wo die Karawanen gern rasten, blieb Burton zwei Tage, damit die hungerigen Träger sich erquicken konnten. Dort kamen auch, zum ersten Mal auf der Reise, die Landleute in Menge von den Hügeln herab, brachten Hühner und kleine aber sehr niedliche Ziegen, magere Schafe und hübsches Rindvieh neben allerlei Feldfrüchten, insbesondere auch Erdmandeln, zum Verkauf. Diese Arachis hypogaea wird von den Arabern Sumbul el Sibal oder Affen-Spikenarde genannt; an der Küste heißt sie Nzugu ya Nyassa, in Uniamwezi Karanga, und weiter nach Westen hin Mayowwa oder Mwanza. Sie ist die Bhuiphali oder „Erdfrucht“ Indiens, im Maharattenlande heißt sie Bikhan und wird dort statt der Mandeln gebraucht, mit deren Geschmack die Frucht einige Aehnlichkeit hat. Man säet sie vor

Eintritt der Regenzeit, und nach etwa sechs Monaten ist die Frucht reif. Die Araber bereiten manche Gerichte daraus; bekanntlich giebt sie auch ein vortreffliches Oel.

Die Wasagara in Rumuma sind kleine schwarze Leute mit äußerst schwachem Bartwuchs. Sie kämmen ihr Vorderhaar nach hinten und flechten es in kleine Zöpfe, die nach dem Nacken zu hinabhängen. Wenige sind bekleidet; die meisten werfen aber doch ein Ziegenfell über die Schulter. Der Schmuck besteht aus Ohrringen von Zink oder Messing, welche den Ohrzipfel ausdehnen, aus Armringen und eisernen Kettengliedern. Ihre Waffen sind dieselben wie bei anderen Schwarzen. Sultan Njasa, ein kleiner alter Mann mit grauem Haar, trug einen Rock von rother und blauer Baumwolle und hatte einen zweiten über die Schultern geworfen; Glaskorallen als Halsschmuck fehlten natürlich nicht. Er machte mit Seid ben Selim Brüderschaft, dabei ließ sich jedoch der Araber, welchem das Gesetz verbietet, Blut zu schmecken, durch Muinyi Wazira vertreten. Die Ceremonie selbst ist schon weiter oben geschildert worden. Der Sultan schenkte nach Beendigung derselben dem neuen Bruder einen Kettenring und bekam seinerseits ein Stück Zeug.

Das Klima von Rumuma bewegte sich in Extremen. Bei Nacht sank der Thermometer im Zelte auf 48° F., und das ist in einem Lande, wo die Leute fast unbekleidet gehen, eine sehr strenge Temperatur; am Tage stieg er auf 80 bis 90°, und die Sonne brannte heftig, während ein wilder Südwind blies, bei einem Himmel, der blauer war als an den heitersten Tagen in Griechenland. Manchmal treten Regenschauer ein, welche Krankheiten bringen. Speke war wieder leberkrank, und zwei Träger bekamen die Blattern. Valentin hatte reißenden Kopfschmerz und mußte sich schröpfen lassen.

Am 2. September war die Karawane auf dem Wege nach Marenga Mkhali, d. h. Brakwasser, überschritt den Rumuma und bemerkte dann zum ersten Male Bienenkörbe, welche an Baumzweigen aufgehängt waren; Gurken, Wassermelonen und Kürbisse wuchsen ohne Pflege. Die Wassermelone heißt bei den Arabern Johh, bei den Suaheli Tikiti und wächst überall im Innern, wo sie gern gegessen wird. Sie ist aber, gleich jener im Kaffernlande, hart, unschmackhaft, fleischig, sehr voll von Samenkernen und gleicht nicht entfernt der köstlichen Wassermelone Aegyptens oder

Afghanistans. Der Kürbis, Dschonsal oder Boga, ist wo möglich noch schlechter. Das röthliche Fleisch wird einfach abgekocht, schmeckt widerlich süß, gilt aber für sehr gesund; auch röstet man die Samenkörner, welche zerrieben und mit Mboga, wilden Gemüsen vermischt werden. In der Nähe von Marenga Mkhali war das Wetter sehr schlecht und Nachts zeigte der Thermometer nur 54° F.; weiße Ameisen zerfraßen die Regenschirme und das Bettzeug. Diese Termite, Schunga Mchwa, ist auf rothem Thonboden und an kühlen, feuchten Plätzen sehr häufig; sie vermeidet Hitze, Sand und Steine. Ein hartes Thonufer wurde von diesen Insekten in einer einzigen Nacht wie ein Sieb durchlöchert. Die größte Art ist sehr fett, wird von den Schwarzen abgekocht und als Beispeise zu dem gewöhnlichen unschmackhaften Brei genossen. Diese Termiten sind wie eine Masse lebendigen Wassers und haben auch an ganz trockenen Stellen Feuchtigkeit genug in sich, um beim Bau ihrer Gallerien den Thon in einen Brei zu verwandeln. In Ostafrika findet man auch eine halbdurchsichtige braune Ameise, welche an Gestalt der Termite ähnelt, aber eine andere Lebensweise führt. Sie richtet noch größere Verheerungen an; jedes Thier arbeitet einzeln für sich, nicht in Gallerien, sondern in freier Luft, zerreißt seine Beute mit den schwarzen Freßzangen und schleppt sie dann in ihr Loch. Die Ameisenhügel werden in jener Gegend nur selten drei Fuß hoch.

Der Weg ging über die Ebene, welche zwischen der Mukondokwe-, also der zweiten Kette, und der dritten Parallelkette der Gebirge von Usagara liegt. Sie heißt die Rubehokette. Das Klima soll hier nicht ungesund sein; die Gegend hat eine mittlere Erhebung von 2500 Fuß, und liegt hoch über den Fieberniederungen, während sie noch nicht die Höhe hat, in welcher Dysenterie und Lungenleiden auftreten. Aber auf einer beträchtlichen Strecke über Marenga Mkhali hinaus ist Wasser nur sehr spärlich zu finden, und die Karawanen machen deshalb einen Tirikeza, Nachmittagsmarsch. In der Sprache der Küstengegend (dem Kisawáheli) ist ku Tirikeza oder Tilikeza, und in Kinyamwezi ist ku Witekezea der Infinitiv eines Verbum neutrum, das so viel bedeutet als: nach der Mittagszeit marschiren; die Araber haben daraus ein Substantivum gemacht. So wird auch das Zeitwort ku honga, Tribut, Durchgangsabgabe zahlen, im Munde der Ausländer zum Substantivum Honga. Ein Tirikeza ist immer sehr

anstrengend; schon um elf Uhr Morgens trifft man dazu Vorbereitungen, trinkt sich recht satt, füllt alle Kalebassen, und zieht dann ab, unter der brennenden Sonne hin, so weit als möglich, damit man am andern Morgen nur eine kurze Strecke bis zum Wasserplatze habe. Einen solchen Nachmittagsmarsch machte die Karawane von Marenga Mkhali aus am 3. September durch eine Gestrüppeinöde, und kam erst am folgenden Tage wieder in eine angebauete Gegend, in welcher Burton die ersten Tembe sah, längliche, als unregelmäßiges Viereck gebauete Wohnhäuser. Zu Anfang Septembers ist in dieser Gegend tiefe Winterzeit, unter der brennenden Sonne wird das Gras weiß wie der Erdboden, viele Bäume sind ohne Blätter, und das Vieh ist abgemagert.

So war es in dem Thalbecken von Inenge, das am Fuße des Rubeho- oder Windy-Passes liegt, der über die dritte oder westliche Kette der Usagaragebirge führt. Das Klima bewegt sich, wie im Rumumagebirge, auch hier immer in Extremen; bei Tage ist man wie in einem feurigen Ofen und Nachts wie in einem Eiskeller; die Lage gleicht einem Windfang, der abwechselnd die feurigen Sonnenstrahlen und die kalten Winde sammelt, welche aus dem nebeligen Hochlande herabkommen. Die Dorfbewohner kamen in die weite Thalschlucht herab, boten Vieh und Getreide zum Verkauf, und von ihnen konnte man, hier zum ersten Male seitdem man das Meeresgestade verlassen hatte, auch Honig, flüssige Butter und sowohl süße als saure Milch haben. Diese letztere war in der That ein rechtes Labsal. Am andern Tage kam eine große Karawane aus dem Innern herab; sie stand unter dem Befehl von vier arabischen Kaufleuten, und hatte wohl an vierhundert Träger aus Unyamwezi, von denen viele entliefen. Burton konnte den Arabern einige Stücke amerikanischer Domestics überlassen und sie gaben ihm etwas Reis, Salz und eine Ziege als Gegengeschenk für etwas Schnupftabak und Assa foetida; diese letztere benützen sie zur Heilung von Wunden und gebrauchen sie auch innerlich als Arznei. Burton hatte jetzt nur noch fünfzehn Esel und dreißig Träger; es war ihm deshalb sehr erwünscht, daß er von den Arabern zwei gute Esel kaufen konnte.

Die aus Arabien gebürtigen Kaufleute halten streng an der Regel fest, keinen Träger anzunehmen, der bei einer andern Karawane ausgerissen ist, aber die arabischen Mischlinge von der Küste und die Suaheli denken nicht so rechtschaffen. Sieben Flüchtlinge

wollten mit Burton's Leuten wieder landein gehen, er schickte sie aber sofort jenen Kaufleuten zurück. Dagegen miethete er drei andere Träger bis Unyamwezi. Seid ben Selim, der Karawanenlenker, hatte sich in Usaramo eine schwarze Frau schenken lassen. Sie glänzte wie Patentleder, hatte kleine rothe Augen, einen ganz ungewöhnlich großen Mund, dicken Leib auf sehr dünnen Beinen, arbeitete aber unverdrossen und war nach afrikanischem Maßstab eine respectable Person. Man verheirathete diese Schönheit ohne Weiteres mit einem alten Eseltreiber, der sie aber einmal im Gebüsch auf Abwegen betroffen hatte, und deshalb fürchterlich auspeitschte. Dann wurde diese Ehe wieder getrennt; die Frau ertrug aber alle Beschwerden und kam glücklich mit nach Zanzibar zurück. Eine andere Sklavin, Sikudschui, war eine herkulische Person und deshalb sechs Stücke Zeug und eine große Lage Messingdrahtes werth. In ihrer durchbohrten Oberlippe trug sie meist eine Scheibe von Holz; doch das war ihrem arabischen Gebieter nicht recht, er hatte deshalb den Rand des Lippenloches mit einem Eisen gebrannt und das rohe Fleisch mit Steinsalz eingerieben, um das Loch zusammenzuheilen. Das war denn auch geschehen, nur blieb leider ein Stück Fleisch so hervorragend, daß die Oberlippe wie ein Entenschnabel aussah. Diese Schönheit wurde mit einem stämmigen Wakhututräger vermählt, den sie bald völlig unter dem Pantoffel hatte; mit der ehelichen Treue nahm sie es nicht im Mindesten genau, war Schuld an allerlei Unordnungen und trieb so vielerlei Unfug, daß Seid ben Selim sie in Unyanyembe gegen eine Kleinigkeit Reis an einen reisenden Kaufmann gab, dem sie noch an demselben Tage den Kopf blutig schlug.

Der oben erwähnte Araber Isa ben Hidschschi war sehr gefällig, gab den weißen Männern allerlei gute Winke in Betreff des Ueberganges durch die Rubehokette und manche werthvolle Nachrichten über Ugogo und Udschidschi; auch stellte er den Europäern sein Haus in Unyanyembe zur Verfügung, schärfte auch dem Schwarzen Kidogo und den Beludschen neben guten Lehren derbe Zurechtweisungen ein.

Ein großes Stück Arbeit stand nun bevor. Burton war vom Fieber durchschüttelt, ihm schwindelte es im Kopfe, sein Gehirn war schwach, jedes Glied matt, und in solchem Zustande sollte er den steilen Abhange eines Gebirges hinanklimmen. Speke mußte sich von drei Leuten unterstützen lassen. Am 10. September begann

der Zug über den „schrecklichen Paß“, und gleich nachher ertönte von Hügel zu Hügel der Kriegsruf; schwarze Bogenschützen und Speerträger erschienen überall auf dem Pfade, zahllos wie Ameisen. Die räuberischen Wahumba hatten den Abzug der Karawanen erwartet, um über die Dörfer von Inenge herzufallen und diese auszuplündern. Der Weg war steil und ungemein beschwerlich, allemal nach wenigen Schritten mußte man ausruhen, und erst nach sechs Stunden war die Höhe erklommen. Dort wehete allerdings frische, würzige Luft, aber Kapitän Speke war so schwach, daß er nicht sprechen konnte. Der Wind fuhr wie ein kalter Eisstrom den Paß hinunter. Oben war eine Hütte an einer Stelle, die Groß-Rubeho heißt, und dort mußte angehalten werden. Speke bekam dort wieder einen Fieberanfall, und zwei Nächte hintereinander stellten sich heftige Delirien ein; der Tod stand ihm auf dem Gesichte geschrieben. Doch am 12. September ging die Reise weiter eine zweite Stufe hinan, die zwar eben so steil, aber nicht ganz so lang war als die erste. So kam man nach Klein-Rubeho oder Windy Paß, dem Gipfel in dieser dritten Kette, der 3700 Fuß über dem Meere liegt; dort befindet sich auch die Wasserscheide. Doch finden die Flüsse beider Abhänge ihren Weg zum indischen Ocean, theils vermittelst des Mukondokwe, der in den Kingani mündet, theils durch den Rwaha und Rufidschi.

Oben auf dem Passe lag ein Dorf der Wasagara, das bald nachher durch eine Karawane zerstört wurde, weil die Bewohner einen Träger ermordet hatten. Burton blieb dort einen Tag liegen. Es regnete; in den Schluchten lag dicker Nebel, der Wind heulte. Ramdschi's Söhne weigerten sich den kranken Speke in einer Hangmatte zu tragen, Seid ben Selim wollte auch nicht seine Sklaven dazu hergeben. Am 14. September stieg man bergab, und Burton war, seit langer Zeit zum ersten Male, wieder fähig, sich um die Karawane und die Träger zu bekümmern, fand nun aber zu seinem nicht geringen Schrecken, daß Vorräthe, die ein volles Jahr lang ausreichen sollten, binnen drei Monaten schon zur Hälfte erschöpft waren.

Am 15. September kam er über eine kleine Savanne, die bis an einen steilen Abfall reichte, und dort erblickte er zum ersten Male die Tafelebene von Ugogo und deren östliche Einöde, ein weitverzweigtes Geäder kleiner Flüsse, die nach Süden hin in den Rwaha sich ergießen. Die Landschaft bot einen ernsten und wilden

Anblick dar. Unter jenem Bergabfall lagen auf einer Bergfläche einige kleine Dörfer der Wasagara, umgeben von Durra- und Reisfeldern.

Diese Stelle heißt der dritte Rubeho, und dort rasteten die Reisenden einen Tag, weil am andern Tage ein Tirikeza gemacht werden sollte. Auch hier nahm das Zanken unter den Leuten kein Ende; Beludschen und Söhne Ramdschi's waren schwierig, ein Esel ging verloren, die Luft war bald glühend heiß, bald eisig kalt, am Morgen hatte man einen Nebelregenbogen, und gleich nachher heftigen Sturm. Am 17. ging es dann bergab in den obern Theil des Mandana oder Dungomaro. Der letztere Name bezeichnet im Kisawaheli einen bösen Geist im afrikanischen Sinne, die Schlucht können wir als Teufelsschlucht bezeichnen; sie war eine rechte Via mala mit Geröll, tiefem Sande und dornigem Gestrüpp. Am 18. September gelangte die Karawane nach vierstündigem Marsch in die Ebene von Ugogo. Die Teufelsschlucht nahm sich jetzt, von Westen her gesehen, wie ein ungeheurer Spalt aus, zwischen rosarothem und grauem Granit, weißem Quarz, Grünstein und schwarzer Hornblende; die Thalsohle war mit Felsblöcken wie übersäet, an den Seiten erhoben sich schmale Leisten und Terrassen von brauner Dammerde, in welcher kleine Cactus und verkrüppelte dornige Bäume wuchsen, und über das Ganze ragten thurmartige Steinmassen empor. Weiter abwärts stiegen Felsenwände kerzengerade etwa 120 Fuß hoch in die Luft. Dann erweiterte sich die Schlucht, im losen Sande waren Brunnenlöcher gegraben worden, und nun lief der Dungomaro in die Ebene aus. Dort schlug Burton unter einer gewaltigen Sycomore sein Lager auf.

So hatte nun Burton die „zweite oder Gebirgsregion" hinter sich. Sie erstreckt sich von der westlichen Gränze von Khutu am Beginn des Alluvialthales in 37° 28' östl. Länge bis zur Provinz Ugogi, dem östlichen Theile des flachen Tafellandes von Ugogo, in 36° 14' östl. Länge. Ihre diagonale Breite beträgt 85 englische geographische Meilen in gerader Linie; leicht beladene Karawanen durchziehen die Strecke in drei Wochen, und dabei sind drei oder vier Rasttage mit eingerechnet. Den Angaben der Führer zufolge wäre Usagara eine Verlängerung der Gebirge von Nguru oder Ngu nach Süden hin, mit einer Oeffnung, welche das Flußthal des Rwaha oder Rufidschi bildet, bis zu der Gebirgslinie, deren höchster Punkt Njesa in Uhiao sein soll. Diese Gestaltung würde also jener der östlichen Ghats auf der indischen Halbinsel

entsprechen. Im Allgemeinen zieht die Kette von Norden nach Süden, in der Region aber, um welche es sich hier handelt, von Nord zu West gen Süd zu Ost, so daß sie zum Meridian einen Winkel von 10° 12′ bildet. Die Usagara-Kette ist die einzige beträchtliche Bodenerhebung in direkter Linie von der Küste bis zum westlichen Unyamwezi und deshalb für Ostafrika von großer Bedeutung. Der höchste von Burton gemessene Punkt hat 5700 Fuß über der Meeresfläche, doch giebt es auch Spitzen von 6000, ja von 7000 Fuß Höhe. Es ist schon mehrfach hervorgehoben worden, daß die Kette auf dem Wege, welchen die Karawane nahm, in drei parallel laufende Reihen getheilt ist, zwischen denen longitudinale Ebenen liegen.

Die erste Stufe ist von unbeträchtlicher Höhe und hebt sich plötzlich aus der Ebene empor. Der Abfall erscheint, von Westen her gesehen, wie ein großer Halbmond, und die beträchtlichste Erhebung liegt in der Mitte desselben; die Flanken bestehen aus kegelartigen Klumpen, die durch Thäler und Flußbecken von einander geschieden sind. Der Abfall nach der Seeseite hin ist steiler als der nach Westen, also dem Binnenlande zugekehrte, welcher sich länger hin ausdehnt und doch kürzer erscheint, weil das Plateau, wohin er sich abdacht, höher ist als die Bergebene, von welcher aus das Gebirge ansteigt. Der Hinweg ist also beschwerlicher als der Rückweg.

Dem Auge bietet Usagara eine angenehme Abwechselung, nachdem man von der Küste her bis dahin durch ein grünes Einerlei sich ermüdet gefühlt hat. Die vorwaltenden Gesteinsarten sind Granit, Grünstein, brauner und grüner Sandstein, in den höheren Gegenden liegen viele durch Wasser dorthin geschwemmte Kieselsteine. Die Ebenen und Vertiefungen haben eine schwarze Dammerde, welche nach einigen Regengüssen sich in einen mit Grün bedeckten Schlamm, und in der trockenen Jahreszeit in eine dürre Wiese verwandelt. Burton fand einen fossilen Bulimus 3000 Fuß über der Meeresfläche und große Achatinen weit verbreitet. An den Hügelabhängen liegen große erratische Blöcke und kleine Quarzstücke umher. Manche Höhen und Hügelebenen sind mit Mimosen und anderen dornigen, gummitragenden Bäumen bestanden. Wälder dieser Art sind in Ostafrika die einzigen, in denen das Reisen angenehm ist, und bilden einen erfreulichen Gegensatz zu der gewöhnlichen afrikanischen Landschaft, nämlich kahlen, verbrannten Flächen,

Büschen und Gräsern, aus welchen Miasmen hervorqualmen, einförmigem grünem Gestrüpp, Sümpfen und Bächen. Aber in den Mimosenwäldern glaubt der Reisende in einem großen Parke zu sein, und an sonnigen Tagen hat die ganze Scenerie etwas zugleich Eigenthümliches und Imponirendes. Die dunkelrothe Erde ist an den Baumstämmen durch die Termiten hoch aufgeworfen und hebt sich scharf ab von dem zarten und lichten Grün der Blätter, die das Blau des Himmels oder die leicht gedämpften Sonnenstrahlen hindurch lassen. In solchen Thalbecken, wo nahe unter der Oberfläche Wasser liegt, und an den Bächen ist der Pflanzenwuchs üppig, die Bäume sind von riesigem Wuchse, und dadurch unterscheidet sich diese Gegend von der weiter nach Westen liegenden Region. Usagara ist vorzugsweise ein Land der Waldblumen und solcher Früchte, die einen angenehmen säuerlichen Geschmack haben. Das letztere bleibt von hohem Werth in einem Klima, wo antiseptische Mittel geradezu ein Bedürfniß für den menschlichen Leib sind. Die Schwarzen lassen aber diesen Früchten keine Pflege angedeihen, und deshalb sind die fleischigen Theile derselben nicht entwickelt. Auf den Ebenen verbreitet ein Jasmin köstlichen Duft neben dem starken Geruche einer Art Salbei; die Blüthen der Mimosen, welche wie goldene Kugeln an den Zweigen hängen, riechen erfrischend und sind eine wahre Wohlthat, nachdem man die faulen Dünste im Tieflande hat einathmen müssen. Die Tamarinde, welche hier überall wild wächst, erreicht einen ungeheuern Umfang; der Myombo, der Mfuu, der Ndabi und der Mayagea, welcher sein Laubdach weit hin ausbreitet und große fleischrothe Blüthen trägt, erreichen gleichfalls eine ungewöhnliche Größe, sogar der Baobab wird als Wohnung benützt, und im Schatten der Sykomore, die an den inneren Abhängen des Usagaragebirges ihre rechte Heimath zu haben scheint, kann ein ganzes Regiment Soldaten lagern. An den steilen Hügelabfällen, welche an einzelnen Stellen bebaut sind, wachsen schlankastige Mimosen, deren Zweig- und Laubwerk einem Fallschirme gleicht. Die bestellten Aecker sind von Wald umgeben; die Zahl der Dörfer ist gering und sie werden von Reisenden nur selten besucht. Auch hier stehen sie, wie sonst im Hügellande gewöhnlich ist, auf hohen Bergleisten oder am Abhange der Kegel, wo das Regenwasser schnell abläuft und in der reinern Luft die Moskitos keine so arge Plage sind wie in der Ebene. Die Bauern bringen den Karawanen Getreide, doch sind diese stets auf der Hut gegen

die äußerst diebischen Wasagara, welche sogar schlafenden Männern das Zeug unter dem Kopfe hinweg stehlen. An den Haltplätzen findet man überall mit Dornen umgebene Kraale, nämlich aus Stroh und Gras aufgebauete Hütten, die nicht selten durch Feuer zu Grunde gehen, aber auch bald wieder aufgebaut sind. Den Weg bilden, wie auch sonst in Ostafrika, Pfade, deren Linie man an den Fußtritten der Karawanen erkennt; gewöhnlich führen sie, wenn es irgend angeht, neben den Flußläufen hin. Manchmal ist aber die Straße so steil, daß die Esel entlastet werden müssen, und an anderen Stellen sinken sie dann wieder bis an die Kniee in Schlamm und Morast. An süßem, wohlschmeckendem Trinkwasser ist kein Mangel; in der trockenen Jahreszeit schöpft man dasselbe aus Brunnenlöchern in stets hinreichender Menge.

Die Abdachung ist in diesem Gebirge verschieden. In den centralen und der See zugekehrten Seiten desselben fallen die Gewässer nach Osten zum Kingani und zu anderen Flüssen ab; jene von den südlichen Hügeln strömen nach Süden und Südwesten vermittelst des Maroro und verschiedener kleiner Flüsse zum Rwaha. Das ist der richtige Name für den obern Lauf des Rufidschi. In den Seitenebenen zwischen den einzelnen Ketten und in den von Hügeln eingeschlossenen Thalbecken sind stehende Gewässer, die während der Regenzeit austreten, aber nicht abfließen; dort ist die Umgegend ungesund.

Usagara hat ein feuchtes, kaltes Klima; die hochliegenden Gegenden sind gesund, die tiefer liegenden nicht, weil die verwesende Vegetation schädliche Dünste verbreitet; auch sind die Nächte rauh, der Morgen ist kühl und nebelig, und am Tage herrscht eine starke Hitze. Aber im Vergleich zu Uzaramo und Unyamwezi kann man das Gebirge von Usagara als eine Gesundheitsstation betrachten. In der Nähe der Quellen des Mukondokwe erinnert das Klima an das von Mahabaleschwar und der Nilgheris im westlichen Indien, und Burton meint, daß jene Gegend sich zu Niederlassungen für Kaufleute und Missionäre eigne, welche in Ostafrika sich acclimatisiren wollen, so viel das eben angeht. Der Masika beginnt hier zu Anfang Januar und hält drei Monate an; nachher folgt statt des normalen Ostwindes Nord und Nordwest. Der Wuli tritt im August ein, aber nur auf den östlichen Abhängen, und zwischen der nassen Jahreszeit im Frühjahr und Herbst fallen oft Regenschauer.

Die Bewohner von Usagara leiden in den tiefer liegenden Landstrichen viel an Geschwüren, Hautkrankheiten und anderen Leibesübeln, die in den Ebenen häufig sind. Weiter hinauf sind sie allerdings gesunder, aber Dysenterie, Brust- und Lungenkrankheiten kommen doch häufig vor, und das Fieber ist ganz allgemein, obwohl an den Hügelseiten und auf den Höhen selbst, wo die freie Luft streicht, nicht so bösartig als in den Niederungen. Es ist ein Gallenfieber mit remittirenden Symptomen, das mit kalten und heißen Anfällen beginnt, auf welche starker Schweiß und manchmal auch Irrereden folgt, und dauert volle sieben Tage. Die Anfälle selbst sind nicht sehr heftig, lassen aber eine große Schwäche, Mangel an Appetit und Schlaflosigkeit zurück.

Durch das Usagaragebirge führen von Osten nach Westen zwei Hauptstraßen: die Mukondokwe oder nördliche und die Kiringawara oder südliche Linie. Die erstere war bis 1856 ungangbar, weil große Hungersnoth im Lande herrschte. Das war die Folge der Verwüstungen, welche die bösen Wasagara und die Leute aus Whinde auf der östlichen Seite angerichtet hatten, während auch im Norden die Wahumba und die Wamasai, im Südwesten die Warori das ganze Land verheerten. Im Jahre 1858 hatten die Bergbewohner einen jungen arabischen Kaufmann aus der Familie des Sultans von Zanzibar ermordet, und eine sehr große aus Wanyamwezi un Suaheli zusammengesetzte Karawane angegriffen; aber der Führer derselben, ein tapferer Araber, züchtigte die Räuber, trieb ihr Vieh hinweg, äscherte auch die Dörfer ein und verwüstete die ganze Rubehogegend.

Bewohner dieses Gebirgslandes sind die Wasagara und ihre beiden Unter- oder Nebenstämme, die Wakuivi und Wahehe. Diese letzteren, schwach an Zahl, leben im südwestlichen Winkel und reichen bis in die Ebene hinab. Die Wasagara sind kein tapferes, muthiges Volk und lauern am liebsten im Wald und Gebüsch, um irgend einen Träger, der sich verirrt hat oder zurückgeblieben ist, zu überfallen. Im obern Gebirge findet man unter ihnen schlanke, kräftige Gestalten, im Unterlande scheinen sie eben so verkommen wie die Wakhutu. Eigenthümlich bleibt, daß sie stärkern Bart haben als die übrigen Schwarzen auf dieser ganzen Linie; viele verstehen auch die Küstensprache, weil sie sich in öfterm Verkehr mit den Wamrima befinden. Manche sind ganz schwarz, andere chokoladenbraun, aber das Klima hat mit dieser Verschie-

denheit der Hautfarbe nichts zu schaffen. Einige scheeren das Haupt, andere tragen die arabische Schuschah, und Burton sah zuerst bei diesen Wasagara den klassischen Kopfputz der alten Aegypter. Man läßt nämlich das Haar so lang als möglich wachsen, flicht dasselbe in eine große Menge ganz dünner Löckchen, und läßt nach hinten eine Art von Zopf hängen, während man vorne Haar über die Stirn kämmt. Solch ein Kopfschmuck sieht recht wild und afrikanisch aus, namentlich wenn er mit Ocker gelb gefärbt und durch Einflechten von Glasperlen, Messingkugeln und dergleichen Zierrath noch charakteristischer wird. Die Jünglinge und Krieger stecken auch noch Federn von Straußen, Geiern und anderen Vögeln ins Haar, und manche umwickeln obendrein jedes einzelne Löckchen mit einer röthlichen Bastfaser. Das Haar wird nur selten gereinigt, denn solche Arbeit würde einen ganzen Tag erfordern, es ist also leicht erklärlich, daß ein gewisses Ungeziefer bei diesen Leuten in großer Menge vorkommt. Nur die Häuptlinge tragen Kappen; beide Geschlechter durchbohren den Ohrzipfel, um Holz, Federkiele, (von diesen manchmal bis zu zwanzig Stück), Messing, Elfenbein, zusammengerollte Blätter und dergleichen mehr als Zierrath in das Loch zu stecken, welches zuweilen sogar als Futteral für eine Schnupftabaksdose dienen muß. Bei alten Leuten hängt dann der Ohrlappen bis auf die Schultern herab. Das Stammeszeichen der Wasagara besteht in vielen kleinen Einschnitten zwischen Ohren und Augenbrauen. Im östlichen Theile feilen einzelne Männer auch wohl die Zähne spitz.

Die Wasagara tragen ein Schukkah von sechs Fuß Länge, und schlagen dieses Stück Zeug um den Unterleib. Es ist manchmal indigoblau, manchmal gelb, doch haben nur die Wohlhabenden Zeug auf dem Leibe, die anderen begnügen sich mit einem weich gemachten Schaf- oder Ziegenfelle. Es bleibt merkwürdig, daß diese Schwarzen, bei denen doch Mimosenrinde in so großer Menge zu haben ist, nie darauf verfallen sind, das Leder zu gerben, während doch viele andere Barbaren sich darauf verstehen. Die Wasagara spannen die abgezogene Haut mit Pflöcken aus, so daß die innere Seite nach oben zu liegen kommt, reinigen sie und lassen sie in der Sonne trocknen. Dann bearbeitet man die Haut mit Keulen, und reibt sie mit Fett ein. Beine und Schwanz des Thieres bleiben daran, und mit ihnen macht der Schwarze rechten Staat; er wirft das Fell über die Schultern und befestigt es mit einer Schnur,

oder knöpft die Vorderbeine zusammen. Die Frauen der Reichen tragen eine Tobe von zwölf Ellen Länge, also einen doppelten Schukkah, welche sie dicht unter dem Arme befestigen, so daß der Busen verhüllt und niedergedrückt wird. Dieses Kleid ist zumeist gewürfelt oder indigoblau. Andere Frauen tragen einen kurzen Rock von Thierfell am Unterleibe und ein nach hinten offenes Fell über dem Busen; die Säuglinge sitzen, in afrikanischer Weise, auf dem untern Theile des Rückens. Ganz arme Leute haben nur einen Schurz von Baumbast, Kinder gleichfalls einen Schurz; alle, groß und klein, lieben Glasperlen und den übrigen afrikanischen Zierrath. Je mehr Jemand sich mit dergleichen behängt, um so respektabler erscheint er; jede Stelle am Körper, an welcher man solchen Schmuck anbringen kann, wird sicherlich damit behängt; das Kitindi oder Armband von Messingdraht reicht vom Elbogen bis zum Handgelenke; viele tragen kleine Ketten oder Stäbchen von Kupfer, Messing oder Zink, wo möglich sogar auch dicht unter dem Knie. Die Pfeile werden nicht vergiftet, aber mit Widerhaken ausgezackt; Speere und Assagayen verfertigen die Wasagara aus alten eisernen Hacken, welche sie von den Wanyamweziträgern austauschen, die Männer haben eine eigenthümlich gestaltete Streitaxt mit schmalem, scharfem Blatte, das in einen rechten Winkel endigt und nach oben hin eine eiserne Verlängerung hat; der Stiel ist von Holz. Der Schild, welcher in dieseu Theilen Ostafrikas nicht sehr häufig vorkommt, ist in Usagara drei bis vier Fuß lang und einen bis zwei Fuß breit; er besteht aus gehärteter Thierhaut, am liebsten vom Elephanten, Rhinoceros oder von der Giraffe, sonst auch aus Ochsenhaut; das Haar bleibt stehen.

Jedes Dorf hat einen Obmann oder Vorsteher, der vom Mutwa oder Distriktshäuptling, von den Arabern als Sultan bezeichnet, mehr oder weniger abhängt. Ihm zur Seite steht sein Mgosi, Wesir, Beirath, und auch die Aeltesten, Wabaha, haben ein Wort zu reden, und das Recht, nicht nur eine Kappe, gewöhnlich einen Fes, sondern auch ein Wamms ohne Aermel zu tragen. Sie handeln gern mit Sklaven, und deshalb kommen manche derselben aus Usagara auf den Markt von Zanzibar. Der Sultan hält streng auf seine Jagdgesetze in Betreff der Elephanten. Wird ein solcher in einem andern Gebiete verwundet, aber in jenem des Sultans todt gefunden, so ist er Eigenthum dieses letztern; doch dann erhalten die Aeltesten Glasperlen und etwas Baumwollenzeug;

das Fleisch gehört der Gemeinde, das Elfenbein verkauft der Sultan an die Karawanen.

Die Wahehe, welche zwischen den Wasagara und den Wagogo mitten inne wohnen, haben Manches mit diesen ihren Nachbarn gemein. Sie sind wohlgewachsen und dabei kecke Räuber, von denen schon mehr als einmal Karawanen überfallen wurden; und nur die Warori haben verhindert, daß jene nicht die Straße völlig verlegen konnten. Sie schlagen sich die beiden oberen Schneidezähne aus und brennen Schönheitsflecke auf den Vorderarm; manche ziehen auch drei oder vier Schneidezähne des Unterkiefers aus, und daran erkennt man sogleich den Mhehe; das eigentliche Stammesabzeichen besteht jedoch in zwei Einschnitten, die von den Jochbeinen über beide Wangen bis hinab zu den Mundwinkeln reichen. Sie kleiden sich wie die Wagogo, nur kommen Thierfelle bei ihnen noch häufiger vor. Außer den gewöhnlichen Waffen haben die Wahehe noch ein, mehr als fußlanges, zweischneidiges Messer, das oben abgerundet ist. Die Dörfer sind armselig, doch haben diese Schwarzen große Heerden von Groß- und Kleinvieh, und handeln mit Sklaven.

Siebentes Kapitel.

Burton's und Speke's Zug durch Ugogo.

Wir wollen in diesem Abschnitte Burton selbst reden lassen, doch so, daß wir seine allzusehr ins Einzelne gehenden Schilderungen beträchtlich abkürzen, und auf die vielen Widerwärtigkeiten mit seinen Beludschen, den Söhnen Ramdschi's und den übrigen schwarzen Leute nicht näher eingehen, und nur das Charakteristische hervorheben.

Ich rastete, schreibt Burton, drei Tage in Ugogi, um neue Träger anzunehmen und Lebensmittel auf vier Tage zu kaufen; denn so lange sollte der Marsch durch die Wüste dauern. Anfangs wollten die Einwohner nicht einmal zu übertrieben hohen Preisen Getreide und Ochsen ablassen, und die Beludschen klagten, daß „ihre Zähne rein seien." Ich erhielt einen Besuch von Ngoma Mroma, auch Sultan Makande genannt. Er war Diwan oder Obmann von Ugogo, in Ugogi ansässig und an der Küste wohlbekannt. Er bot mir seine guten Dienste an, schwatzte aber wie ein Blödsinniger, bettelte um Alles, was ihm in die Augen fiel, und rieth mir, den nördlichsten von den drei nach Unyamwezi führenden Wegen zu nehmen. Auf dieser Straße treiben jedoch nicht weniger als acht „Sultane" ihr Unwesen, und einer ist, wie Kidogo sich ausdrückte, immer noch gieriger und hungeriger als der andere. Makande ließ sich bei mir nicht mehr blicken, weil ein todter Elephant auf seinem Gebiete gefunden worden war und er sich nun an dem Fleische gütlich that.

Ugogi liegt halbwegs zwischen der Küste und Unyanyembe, und Karawanen, welche landein gehen, legen die Strecke in etwa zwei Monaten zurück. Die Bewohner in diesem Lande, „das Keinem gehört", bestehen aus verschiedenen Stämmen; die Wasagara betrachten sich als Eigenthümer, haben aber Wahehe und Wagogo als Ansiedler unter sich aufgenommen. In der Ebene wächst viel Getreide, im Hügellande weidet Rindvieh, das aber manchmal von räuberischen Warori fortgetrieben ist. Zuweilen bringen die Bauern Milch, Honig und Eier, auch wohl Butter zum Verkauf, aber Alles ist schlecht. Perlhühner (Kanga) sind in Menge vorhanden; sodann findet man den Ocelot, einen Hyrax und den schönen Silberschakal. In den Ebenen erlegt man viele Elephanten und die Giraffe. Die letztere wird von den Arabern als Dschemel el Waschi bezeichnet, „Kameel der Wildniß," was gleichbedeutend ist mit dem Kisawaheliworte Ngamia va Muytu; im Innern nennt man das Thier Tiga oder Twiga. Man findet seine Spuren sehr oft in den nicht angebauten Gegenden, die Giraffe selbst bekommt man aber in diesen Gegenden nicht häufig zu Gesicht. Aus der Haut macht man Schilde und Sattelranzen, aus dem Schweife Schauri, Fliegenwedel, und das Fleisch wird sehr gern gegessen. Bei Ugogi ist aber Wild sehr selten geworden, weil dort Jedermann Jäger ist und sehr oft Karawanen dort Halt machen.

Ugogi liegt 2760 Fuß über der Meeresfläche und das Klima thut, unmittelbar nach der rauhen Kälte in Usagara, dem Reisenden wohl, weil es Elasticität hat und die trockene Wärme gesund ist. Die Nächte sind frisch und ohne Thau, und die Strahlen einer tropischen Sonne werden durch Winde abgekühlt, welche regelmäßig von dem Dungomaro herab wehen. Wir verspürten hier wieder Appetit; Kapitän Speke wurde so weit gekräftigt, daß er Hühner schießen konnte; auch die Beludschen und die Söhne Ramdschi's befanden sich besser, nur mit den beiden goanesischen Dienern wollte es noch immer nicht wieder werden.

Die Zahl der Esel fand ich nun auf neun zusammengeschmolzen, und es war mir darum doppelt willkommen, daß ich Gelegenheit fand, fünfzehn Wanyamweziträger in Dienst zu nehmen. Sie hatten wegen eines Streites über das schöne Geschlecht in Ugogi den Mann, welcher sie gemiethet hatte, verlassen und waren nun froh, unter Schutz und Bedeckung in ihre Heimath zurückreisen zu können.

Man hat von Ugogi bis nach Ziwa, „dem Teiche", vier Tage-

märsche, und in der trockenen Jahreszeit findet man unterwegs nur an einer einzigen Stelle Wasser. Die kleinere Wüste, welche zwischen Ugogi und Ugogo liegt, heißt Marenga Mkhali oder das brakige Wasser, und darf nicht mit einem Distrikt in Usagara verwechselt werden, welcher denselben Namen führt.

Wir zogen von Ugogi am 22. September Nachmittags ab. Der Weg führte durch ein grasbewachsenes, mit vielen Baobabbäumen bestandenes Land, welchem bald ein dichtes Dornengestrüpp folgte. Am Horizonte bemerkte ich noch die Ausläufer der Rubehokette; der Pfad wurde bald äußerst beschwerlich und gefährlich, da dornige Zweige uns um Kopf und Leib schlugen; dazu kam, daß die Esel wild wurden, weil sie das Heulen des Hyänenhundes in der Nähe hörten. Aber unser Nachtlager war kühl und geschützt. Am andern Tage lag eine wasserlose Strecke vor uns; die Ebene war mit gelben Stoppeln bedeckt und das zum Theil entlaubte Waldgestrüpp sah ganz winterlich aus; weit und breit zerstreut lag graues Granitgeröll, das zum Theil mit abgebleichtem Grase bedeckt war. Der Wald prangte in allerlei Farben; die Baobab sahen purpurn und wie von der Sonne verbrannt aus, die dornigen Bäume waren wie von kupfergrünem Erz, die Gummibäume fast himmelblau, weil die gelbliche äußere Blatthaut sich im Brande der Sonnenstrahlen abgeschält hatte, und an den meisten Stämmen reichten die Gallerien der Termiten bis zu Mannshöhe. Und wie mannichfaltig und abscheulich waren die Dornen! Einige weich und grün, andere fingerslang, fein, gerade und holzig, wieder andere gekrümmt wie ein Hahnensporn, oder doppelt gekrümmt wie Fischangeln. Solchen Waffen widerstand auch die stärkste Kleidung nicht.

Unterwegs bemerkten wir viele tiefe Fußtapfen von Elephanten. Dann kamen wir an die Sohle eines steilen Abfalles, der ein Ausläufer von der nun weit rückwärts liegenden Rubehokette war. Die Träger wollten an einer Schlucht übernachten, wo man zuweilen Wasser findet, aber Kidogo trieb sie weiter und behauptete, die Esel würden krank werden und sterben, wenn sie von diesem brakigen Wasser tränken. Das wurde mir später von Arabern bestätigt; die Einwohner tränken ihr Vieh überhaupt nicht unten an den Hügeln. Den Grund davon habe ich nicht erfahren können.

Wir erklommen mit Mühe den östlichen Abfall dieser Stufe; sie glich zwei Treppen mit losen Steinen und Geröll von grauem

Syenit, Hornblende und Grünstein, farbigen Quarzen, Glimmer- und Talkschiefer, der wie Perlmutter glänzte. Halbwegs lag eine Fläche von etwa 150 Fuß Breite, wo übelriechendes Regenwasser in Tümpeln stand; doch trinken die Reisenden und die wilden Thiere davon, ohne Schaden zu nehmen.

Am 24. September machten wir einen Tirikeza. Von nun an hat man bis zum westlichen Unyamwezi keine steilen Anhöhen oder Abfälle mehr, sondern ein wellenförmiges Gelände. Wir wanderten von der Höhe des Marenga Mkhali unter einer brennenden Sonne durch dornigen Wald und grasbedeckte Ebenen bis gegen Sonnenuntergang. Der Boden war dürr, in Spalten zerrissen und vielfach auch mit Kieseln besäet. So eilten wir dem Ziwa entgegen. Am 26. September erfuhr ich zu meinem großen Leidwesen, daß ein Mantelsack, in welchem sich Papier, Federn, Tinte und ein Nautical Almanac für 1858 befanden, verloren gegangen sei; später soll berichtet werden, durch welchen Zufall ich wieder in den Besitz dieser Sachen kam. Jetzt blieb uns nur noch wenig Wasser, weil die Schwarzen kein Maaß im Trinken gehalten hatten; sie wissen nicht was Sparen und Aufheben bis zu rechter Zeit bedeuten will.

Bevor wir das Nachtlager aufschlugen, erhob sich Kidogo und rief laut: „Maneno, maneno!“ „Warte, Warte!“ um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, und schrie dann: „Hört, vernehmt, o ihr Weißen, und ihr Kinder des Seid Medschid! Und ihr, Söhne Ramdschi's! Ihr Kinder der Nacht! Der Pfad führt nach Ugogo hinein, ja, nach Ugogo.“ Dabei streckte er seinen Arm dorthin aus. „Hütet euch, seid vorsichtig“; dabei machte er heftige Geberden. „Ihr kennt die Wagogo nicht.“ Nun belegte er diese mit derben Schimpfwörtern und stampfte mit dem Fuße. „Macht euch mit ihnen nichts zu schaffen; laßt sie ja kein Baumwollenzeug sehen, keinen Messingdrath, keine Glasperlen.“ Dabei machte er heftigere Bewegungen. „Eßt nicht mit ihnen, trinkt auch nicht mit ihnen, laßt euch nicht mit ihren Weibern ein!“ Nun schrie er entsetzlich, „Du, Kirangozi der Wanyamwezi, halte deine Söhne zurück; dulde nicht, daß sie in die Dörfer gehen, daß sie anderswo als im Lager Salz kaufen, oder Lebensmittel rauben, sich betrinken und am Brunnen sitzen!“ In dieser Weise ging es wohl eine halbe Stunde lang fort, bis der Redner die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer völlig ermüdet hatte.

Am 26. September kamen wir auf eine Ebene, wo Antilopen

und Giraffen weideten, und sahen bald nachher den Ziwa. Die Araber hatten mir in Inenge viel von diesem Wasserbecken erzählt, und ich hätte demgemäß glauben können, daß ein Kriegsschiff darauf schwimmen könne; allein Kidogo hatte ganz richtig ein Sprüchwort der Suaheli hingeworfen: „Chabari ya mbhali," d. h. Nachrichten, die weit herkommen; zu Deutsch: wer aus weiter Ferne kommt, hat gut lügen. Der Ziwa war in der Wirklichkeit nur ein seichter Teich. Er liegt 3100 Fuß über dem Meeresspiegel auf der niedrigsten westlichen Flächenebene der Marenga Mkhali und ist der tiefste von den vielen überschwemmten Gründen oder Vertiefungen, die nördlich, nordöstlich und nordwestlich von ihm liegen. Im September 1857 hielt er etwa 300 Yards im Durchmesser und war nur in der Mitte so tief, daß man ihn nicht durchwaten konnte; Boden und Ufer bestanden aus zähem Thon, man sah den Ring, von welchem das Wasser allmälig zurückgewichen war. Anfang Decembers 1858 war nichts übrig, als trockener, von tiefen Erdspalten durchzogener Schlamm, und der Ziwa schon lange ausgetrocknet, weil es nur spärlich geregnet hatte. Wenn er Wasser hat, lagern dort die Karawanen; in der Umgegend ist großes Wild häufig, namentlich kommen Elephanten, Giraffen und Zebras bei Nacht, um zu trinken; auch manche Vögel stellen sich gegen Abend ein, insbesondere große Steppenhühner mit dunkelm Gefieder, Perlhühner, Kibitze, wilde Tauben ꝛc. Ist der Ziwa trocken, so lagern die Karawanen eine halbe Stunde weiter in dichtem Gebüsch, wo sie bei einigen Wagogodörfern schlechtes Wasser in Brunnen finden, wer aber daraus schöpfen will, muß zuvor die Erlaubniß der Eigenthümer einholen. Darüber hat schon oft blutiger Streit sich erhoben. Vor einigen Jahren wurde eine große Wanyamwezikarawane vernichtet, nachdem des Wassers wegen ein Zwist ausgebrochen war. Damit die Brunnen nicht erschöpft werden, werfen die Eigenthümer nach einer gewissen Stunde Euphorbien, Asclepias und Solanaceen hinein, und verdecken sie dann mit Strauchwerk, um die Verdunstung zu verhindern.

Beim Ziwa beginnt das System der Kuhonga, der Zwangsabgaben und Erpressungen. Bis dahin waren alle Häuptlinge mit kleinen Geschenken zufrieden gewesen, aber in Ugogo wird erforderlichen Falles der Tribut mit Gewalt erhoben, und Niemand kann sich demselben entziehen. Ein Reisender darf ihn schon darum nicht verweigern, weil sonst die Träger ohne Weiteres entlaufen würden;

sie werfen das Gepäck fort und suchen das Weite. Ohnehin führt die jetzt einzig und allein offene Straße durch Ugogo, denn der nördliche Weg ist durch die Wahumba und Wamasaistämme verschlossen und der südliche liegt in einer von den Warori verwüsteten Gegend. Es stände in der Macht der Sultane von Ugogo, auch die dritte Straße zu versperren. Sie haben keinen bestimmten Tarif für die Abgaben, welche sie verlangen, sondern fordern je nach dem Ansehen und der Ausrüstung des Reisenden, worüber sie von dessen Sklaven Kundschaft einziehen. Eigentlich sollten nur landein ziehende Karawanen diese Steuer erlegen, und die zurückkommenden blos einige Ochsen, ein paar eiserne Hacken und dergleichen geben; doch nehmen es die Häuptlinge in dieser letztern Beziehung nicht genau. Als die Wazungu, d. h. die Weißen, zuerst durch das Land zogen, mußten sie manchmal einem einzelnen Sultan bis zu fünfzig Stücken Zeug schenken, und die Araber hielten eine solche Erpressung für sehr mäßig. Auf der Rückreise waren sie eben so zudringlich und entgegneten, es würden wohl nie wieder Weiße durchkommen und deswegen müsse man die günstige Gelegenheit benützen.

An und für sich erscheint die Kuhonga nicht ungerecht; sie ist gewissermaßen eine Zollabgabe, welche die Regierung erhebt, und ein beträchtlicher Theil dieser Einkünfte wird an des Sultans Familie, seine Beiräthe und die Gemeindeältesten vertheilt. Sie entspricht der Balderabba der Abyssinier, der Mogasa der Gallas, dem Abban der Somal, dem Ghafir und Rafik der Beduinenaraber. Es soll damit gezeigt werden, daß die Empfänger Herren von Grund und Boden, also vom Lande seien. Wenn Jemand Einwendungen gegen die Kuhonga macht, wirft man ihm sogleich die Frage entgegen: „Ist das mein Land oder ist es dein Land?" Durch den Sklavenhandel ist aber die Praxis schlecht geworden. Die Wagogo sind so zahlreich, daß sie jede Karawane ausplündern könnten, wissen aber wohl, daß alle Gewaltthätigkeit ihren Handel, namentlich jenen mit Elfenbein, beeinträchtigen, und sie von den Märkten abschneiden würde. Das wirkt entscheidend. Die Sultane nehmen ihre Kuhonga in Empfang, während ihre Unterthanen sich damit befassen, Sklaven zur Flucht zu verlocken; trotz alledem wirft aber der Handel doch den Kaufleuten immer noch großen Vortheil ab.

Am Ziwa wurden wir von einem gewissen Marema behelligt;

er war Sultan eines erst vor Kurzem gegründeten Dorfes in der Nähe, machte uns Vorwürfe, weil wir im Walde säßen, und zeigte uns den Weg nach seiner Ortschaft. Als wir entgegneten, daß wir auf einem andern Wege durch Ugogo ziehen wollten, verlangte er eine Abgabe, doch schlug Kidogo ihm sein Begehren rundweg ab, indem Marema einen neu auferlegten Tribut zu erheben gar kein Recht habe. Der Sultan drohete, als wir uns aber nicht weiter um ihn kümmerten und sofort unsere Esel beluden, zog er andere Saiten auf und fing an zu betteln. Nun gab ihm Kidogo ein paar Stücke Zeug und einige Stränge Glasperlen, und bald erschienen auch die Landleute und brachten Ochsen, Schafe, Ziegen, Hühner, Wassermelonen, Kürbisse, Honig, Buttermilch, Molken und Kalebassenmehl zum Verkauf. Das letztere verfertigen sie aus dem harten, trockenen Fleisch, welches den bohnenartigen Samen umgiebt; es schmeckt nicht unangenehm sauersüß und soll namentlich für Kinder sehr nahrhaft sein; man benützt es zum Brei und bäckt auch Kuchen daraus.

Wir rasteten vier Tage am Ziwa, wo Seid und Kidogo unablässig mit einander zankten. In Folge der kalten Nachtwinde und der heißen Sonnenstrahlen erkrankten manche Leute, und Jedermann war mehr oder weniger in gereiztem Gemüthszustande. Am 30. September langte eine große Karawane von unten her an; ihre Leiter waren Said ben Mohammed aus Mbuamadschi, Chalfan ben Chamis und einige andere Araber von der Küste. Durch sie erhielt ich meinen Mantelsack mit Büchern, Papier &c. wieder. Der Träger, welchem er anvertraut gewesen war, hatte ihn ins Gras weggeworfen, als die Karawane von einem Bienenschwarm überfallen wurde, und die Araber fanden ihn zufällig. Ueber die Zurückerstattung gab es erst einige Irrungen; das arabische Herkommen oder Gesetz über gefundene Sachen, Lakiti, ist nämlich gar nicht genau, sondern äußerst verwickelt und entspricht nicht im Mindesten unseren europäischen Begriffen. Doch ward am Ende Alles mit einigen Stücken Baumwollenzeuges ausgeglichen und die Kaufleute überließen uns für 35 Dollars einen Esel, welchen Kapitän Speke lange Zeit ritt. Auch wurde von den Arabern der Vorschlag gemacht, beide Karawanen, die zusammen 190 Köpfe zählten, zu vereinigen und unter Einer Flagge reisen zu lassen.

Diese Kaufleute von der Küste reisten sehr behaglich. Der Bruder Said Mohammed's hatte die Tochter des Sultans Inndikira

in Unyanyembe geheirathet, und so besaß diese Familie eine Heimath sowohl an der Küste wie im Innern. Alle Häuptlinge der Karawane führten Frauen und Sklavinnen bei sich, schwarzbraune, buntgekleidete Schönheiten, welche zu Fuß gingen und einen Schleier über das Gesicht warfen, wenn die Europäer ihnen nahe kamen. Auch waren viele Fundi, Geschäftsaufseher, Faktoren, bei der Karawane, welche die persönliche Aufwartung bei ihrer Herrschaft hatten; sogar Hühner wurden in Käfigen mitgeführt. Diese Karawane war uns im Verkehr mit den Wagogo von großem Nutzen, aber sie zog uns stets etwas voraus und nahm dann allemal die besten Kraale für sich in Beschlag.

Auf Kidogo's Rath hatte ich den mittlern Weg durch Ugogo eingeschlagen. Auf dieser Strecke von hundert englischen Meilen kamen wir nur mit vier Sultanen in Berührung; sie hießen Myandozi von Kifukuru; Magomba von Kanyenye; Maguru Mafupi von Khokho und Kibuya von Mdaburu. Wir verließen den Ziwa am 1. Oktober 1857 und waren bald auf dem Tafellande von Ugogo. Hinter uns in weiter Ferne lagen die Gebirge von Usagara, vor uns hatten wir das heiße Tiefland des Marenga Mkhali, mit braungelbem Boden und dunkelen Wäldern. Gen Norden erblickten wir eine tafelförmige Kette rauher Hügel, über welche drei weit entfernte Kegel hervorragten; dort waren die Schlupfwinkel des Räubers Wahumba. Vor den Hügeln lag eine tiefe Einsenkung, ein Lieblingsaufenthalt der Elephanten. Nach Süden hin bemerkten wir zerstreuete Felsenhöhen; an diesen lief die Ebene hin, in welcher einige Dörfer standen. Das Ganze hatte, trotz der brennenden tropischen Sonne, ein winterliches Ansehen, denn der in großer Menge auftretende Baobab war ohne Laub, und an den Mimosenbäumen und Dorngesträuchen kamen gerade die ersten Knospen zum Vorschein.

Bei Kifukuru, wo eben zwei Karawanen Halt machten, wurden wir mit Getrommel empfangen, auch rührte man die an den Elephantenzähnen befestigten Schellen. Die eine Karawane, welche aus dem Innern zurückkam, war wohl an tausend Köpfe stark. Von allen Seiten strömten Eingeborene herbei, um die weißen Männer anzustaunen. Aber diese Neugier der Wagogo gefiel mir, weil sie in scharfem Gegensatze zu der stumpfen Theilnamlosigkeit jener Schwarzen stand, mit denen wir bisher in Berührung gekommen waren; sie deutet bei Barbaren auf mehr oder weniger

Entwickelungsfähigkeit. Ich traf einen Mann, der in Zanzibar gewesen war und einige Worte Hindostani sprechen konnte. In Ugogo, aber auch nur dort, fragten mich die Häuptlinge nach Uzungu, dem Lande der Weißen, das am Ende der Welt liege, wo man Glasperlen in der Erde findet, und wo die Frauen so schöne Baumwollenzeuge weben. Von nun an kamen aus allen Dörfern die Menschen herbeigelaufen, folgten der Karawane eine Strecke weit, und riefen mit lautem Lachen ihr Hi i! Ich erfuhr später, daß die zwei halbschlächtigen Araber Chalfan und Id, mit welchen wir, wie schon erwähnt, in Muhama zusammentrafen und die uns weit voraus waren, in ganz Ugogo nachtheilige Gerüchte über die weißen Männer ausgesprengt hatten. Die Wazungu, so lautete ihre Mähr, sind Leute mit nur einem Auge und vier Armen, sie stecken voll Wissenschaft, d. h. Zauberei, sie können machen, daß vor ihrer Ankunft Regen fällt und ihren Schritten Dürre folgt; sie kochen Wassermelonen, werfen aber die Samenkörner fort und erzeugen solchergestalt die Blattern; sie kochen die Milch, verhärten dieselbe, und die Folge davon sind Viehseuchen; durch ihre Drähte, Zeuge und Glasperlen kommt viel Mißgeschick ins Land; sie sind Könige der See, haben deshalb eine weiße Haut und schlichtes Haar wie alle Leute, die im Salzwasser leben, und im nächsten Jahre werden sie wiederkommen und die ganze Gegend in Besitz nehmen. Allerdings war vielfach der Glaube verbreitet, daß die Engländer sich in Ostafrika festsetzen wollten. Nun fragten die Wagogo: „Was wird mit uns geschehen; wir haben nie zuvor solche Leute erblickt?“ Aber dieses Volk kann jetzt einer Verbindung mit der Küstengegend nicht mehr entbehren, und so fügten sie uns keinerlei offene Gewaltthat zu, obwohl sie uns täglich an ihren Brunnen viel zu schaffen machten, doppelte Preise stellten und auch für solche Sachen Zahlung verlangten, die wir nicht kaufen mochten. Die Karawanen haben sich stets sehr fügsam gegen diese Leute benommen und dadurch sind sie immer unverschämter geworden. Und doch sind sie weder tapfer noch gut bewaffnet; ihr Ruf und Ansehen beruhet auf weiter nichts, als daß sie einmal vor etwa einem Menschenalter eine Wanyamwezikarawane vernichtet haben. Uebrigens benahmen sich insbesondere die Weiber gegen unsere Beludschen sehr freundlich; der Goanese Valentin wurde überall in den Hütten gastlich empfangen, die Vorsteher rückten ihm einen dreibeinigen Stuhl zurecht, und die Unterthanen tadelten

an den Sultanen, daß diese den Wakonongo, Reisenden, manche Hindernisse in den Weg legen. Zum Glück für die Expedition erblickten während unserer Anwesenheit mehrere Wagogosprößlinge das Licht der Welt, ohne daß Wöchnerinnen oder Kindern ein Unfall zugestoßen wäre; alle erhielten den Namen Muzungu, und so leben denn im Innern Afrikas viele schwarze „weiße Leute."

In Kifukuru gab es allerlei Anstände beim Feststellen der Abgabe, denn Sultan Myandozi zeigte sich schwierig. Er ist nicht so mächtig als die drei anderen Oberhäuptlinge im Lande, und seine Unterthanen sind arm; trotzdem verlangte er vier weiße und sechs blaue Schukkah und ich mußte außerdem von Ramdschid's Söhnen um hohen Preis ein Sohari kaufen, d. h. einen Hüftenschurz von aus Seide und Baumwolle gemischtem Zeug. Als Gegengeschenk sandte er mir vier kleine Maaß Getreide!

Am 3. Oktober verließen wir Kifukuru und übernachteten in einem jener wasserlosen Gebüsche, welche in Ugogo eine angebauete Strecke von der andern trennen und die Oberfläche des Landes vielleicht zur guten Hälfte einnehmen. Am andern Tage erreichten wir die Gränze von Kanyenye, wo Sultan Magomba herrscht; am 5. Oktober befanden wir uns dann in der Mitte von Kanyenye, einer Lichtung von etwa zehn engl. Meilen im Durchmesser. Auch hier liegen Dörfer zerstreut, man erblickt riesige Baobabäume und Mimosen; Wasser schöpft man aus Brunnen, welche zum Theil in den ausgetrockneten Flußbetten liegen. Das Land war verhältnißmäßig gut angebaut und hat viel Groß- und Kleinvieh. Magomba ist der mächtigste Häuptling unter den Wagogo, und die Begleichung der Zwangsgeschenke verursachte einen Aufenthalt von vier Tagen. Dieser Mann hatte mir schon am Ziwa sagen lassen, daß er sich freue, weiße Männer zu sehen, aber diese Botschaft mußte mit zwei Stücken Zeug bezahlt werden. In seinem Dorfe besuchten mich seine Wesire und die Gemeindeältesten, und dafür mußte ich vier Stücke Zeug geben. Dann kam seine Lieblingsfrau, eine äußerst häßliche alte Prinzessin, und ging erst wieder, als sie sechs Stück erhalten hatte. Nachher stellte sich der erhabene Sultan ein, begleitet von einem Gefolge seiner Hofleute. Er war in Ugogo der einzige Herrscher, welcher sich herabließ, mich in meinem Zelte zu besuchen; alle übrigen waren zu stolz oder zu stark betrunken. Aber Magomba's Würde hätte doch nicht erlaubt, daß er zu einem arabischen Kaufmann gegangen wäre; uns gegenüber war er indessen zu neu-

gierig. Wir fanden in ihm einen alten hinfälligen Mann, der sich aufgeputzt hatte, wie es bei schwarzen Königen Brauch ist; aber er trug auch alte zerrissene Sandalen, kauete Tabak, spie oft aus, und warf allerlei Fragen auf, ohne doch die Hauptsache aus dem Auge zu verlieren. Er verlangte und erhielt fünf „Zeuge mit Namen", die ich zu übertriebenen Preisen von den Beludschen und den Sklaven kaufen mußte, eine Lage Messingdraht, vier Stücke blauen Zeuges, zehn Domestics, zusammen im Werth von etwa fünfzig Dollars, und dagegen schenkte er mir ein sehr mageres Kalb, wofür ich dem Prinzen, welcher es herbeitrieb, drei Stück Zeug geben mußte.

Bevor wir weiter zogen, ließ dieser Sultan Magomba sich von Kidogo feierlich beschwören, daß wir, die Wazungu, das Land nicht mit Dürre und Krankheiten heimsuchen würden. Dann erklärte er, Alles, was wir besäßen, sei eigentlich in seiner Hand, und in der That hätten wir ihm keinen Widerstand leisten können, weil sicherlich alle unsere Begleiter davon gelaufen wären; wir hätten nur auf uns Beide rechnen dürfen. Aber mit sechshundert wohlbewaffneten Männern könnte man ungefährdet Centralafrika der ganzen Länge und Breite nach durchziehen; das ist meine feste Ueberzeugung.

In Kanyenye versorgen sich alle Karawanen mit Salz. Speke schoß dort Antilopen und Perlhühner; auch findet man in dieser Gegend viele Elephanten. Ich habe schon gesagt, daß in manchen Theilen Ostafrikas das Wild sehr selten geworden ist, nur an einigen Stellen tritt es noch in großer Menge auf, namentlich in den Parklandschaften von Duthumi, in den Gebüschen und Wäldern von Ugogi und Mgunda Mkhali, in den Einöden von Usukuma und den Dickichten von Udschidschi. Dort findet man Löwen und Leoparden, Elephanten und Rhinoceronten, wilde Büffel, Giraffen, Zebras, Gnu's, Quaggas und Strauße. Aber jene Gegenden sind theils sehr ungesund, theils nicht zugängig für einen europäischen Jägersmann. Ostafrika hat keine mannichfaltige Thierwelt, namentlich mangelt ihm der Reichthum an Antilopenarten, durch welche die Kapregion sich auszeichnet. Ich sah übrigens ein Horn vom Oryx, einige Hartbeeste und Steinböcke, die Saltiana und die Pallah, welche ein vortreffliches Fleisch giebt. Auch ist die Suiva vorhanden, eine kleine Antilope mit rothem Fell, winzigen Hörnern und von der Größe eines Hasen; sodann kommen vor Swangura oder Sungula, etwas größer als die Saltiana, und in Khutu sah Speke eine doppelt gehörnte Antilope, welche ihn an Tetraceros

quadricornis des Himalaya erinnerte. Die Vögel haben zumeist dunkles Gefieder, ihr Gesang ist lärmend, aber nicht wohlklingend.

Am 8. Oktober erschien in Kanyenye eine große Karawane aus dem Innern; an ihrer Spitze stand Abdullah ben Nesib, ein Suaheli aus Zanzibar, dessen afrikanischer Name Kisesa lautet. Dieser gute Mann sandte uns eine Ziege und trefflichen Reis aus Unyanyembe. Als er mich besuchte, war ich nicht wenig überrascht, von einem seiner Begleiter mit einem englischen „Guten Morgen“ angesprochen zu werden. Sehr bereitwillig machte Abdullah einen Tag Rast, um von mir Papiere mit nach Zanzibar zu nehmen; auch überließ er mir einen Reitesel, — die Zahl meiner Esel war nun schon auf fünf zusammengeschmolzen, — und brachte mir außerdem einige entlaufene Träger wieder.

Am 10. October hatten wir eine beschwerliche Tagreise über eine ausgedehnte gewellte Ebene, durch kalten Gestrüppwald, wo am andern Morgen der Thermometer auf 54° F. stand. Die mit uns vereinigte Karawane der Araber beobachtete plötzlich ein tiefes Schweigen, um wo möglich durch die Lichtung Usekhe zu ziehen, wo der Sultan Ganza Mikomo einen Tribut zu erheben pflegt. Diesen hätten sie gern erspart, aber bald kamen Leute aus den umliegenden Dörfern herbei und umzingelten die Karawane, die aber sicher hindurch kam. Der Transit durch den jenseit der genannten Lichtung liegenden Distrikt Khokho ist ungemein beschwerlich; man bezeichnet ihn auch als Nyika, Wildniß. Der Sultan Mana Miaha, den man im Lande auch Maguru Mafupi (Kurzbein) heißt, ist ein kleiner Tyrann, welcher die Reisenden schwer mit Abgaben drückt und alle Tage betrunken ist. Er behält zum Beispiel Karawanen der Wanyamwezi so lange zurück, bis die Angehörigen derselben ihm seine Aecker bestellt haben, und erhebt dann obendrein eine schwere Zwangsabgabe. Wir mußten fünf Tage in Khoko liegen bleiben, um auf die nächsten vier Tage Lebensmittel einzukaufen.

Während dieser Zeit begab sich Folgendes. Am Tage unserer Ankunft wäre es unschicklich gewesen, den Herrscher zu behelligen; am andern Morgen war seine Frau nicht munter, und Nachmittags „saß der Sultan auf dem Pombe,“ das heißt: er war mit Biertrinken beschäftigt. Am nächstfolgenden Morgen empfing er eine Deputation, die aus Seid ben Selim, den arabischen Kaufleuten und dem Beludschenhauptmann bestand. Zwei Wazagira, Geheim-

räthe, führten das Gespräch, aber, der Würde halber, nicht in des Königs Hütte, sondern vor derselben. Sie verlangten sechs ganze Trägerladungen, und man bot ihnen den größten Theil. Die Deputirten wurden mit Schimpf entlassen, und der Tyrann erklärte, ich sei in seinen Augen so viel wie der Sultan von Zanzibar, und er könne also wenigstens die Hälfte meiner gesammten Vorräthe in Anspruch nehmen. Am dritten Tage zankten und verhandelten die Araber mit den Räthen in Gegenwart Seiner Hoheit, der ein feierliches Stillschweigen beobachtete. Das Geschenk wurde, wie bei solchen Gelegenheiten Brauch ist, zur Schau ausgestellt. Die Araber wurden fortgejagt, weil sie nicht genug geben wollten; die Dinge schienen eine verzweifelte Wendung zu nehmen und ich versprach den Arabern meinen Beistand. Am vierten Tage geschah nichts, weil der ganze Hofhalt wieder „auf Pombe saß" und der Sultan nebst Gemahlin toll und voll betrunken war. Am fünften Tage, als Kidogo Ernst machte und fest erklärte, daß wir abreisen würden, nahm man endlich die Geschenke an und wir konnten weiterziehen. Man hatte uns eine Lage Messingdrath, vier Zeuge mit Namen, acht Domestics, acht Stück blauen Zeuges und dreißig Stränge Korallenperlen abgepreßt. Außerdem mußte ich ihm noch etwas Scharlachtuch geben. Die Araber verließen Khoko mit Wuth im Herzen, durften aber nichts sagen, denn sie wissen wohl, daß in Ugogo beim geringsten Vorwand eine in Zeug zu erlegende Strafe zuerkannt wird, wenn z. B. ein Reisender ein unbedachtsames Wort spricht, wenn er ein Weib berührt, einen Knaben züchtigt oder den Namen des Sultans unnütz ausspricht!

Der Aufenthalt in Khoko war in jeder Beziehung unangenehm. Es war noch eine Karawane dorthin gekommen; die Tsetsefliegen, Bienen und Mücken marterten uns, einmal vertrieben uns Schaaren einer großen schwarzen Ameise aus dem Zelte, die Nächte waren kalt und rauh, und die Termiten richteten großen Schaden an. Mein bester Reitesel aus Zanzibar wurde von einer Hyäne dermaßen zerrissen, daß er bald nachher starb; fünfzehn Träger, die ich in Ugogi gemiethet und bezahlt hatte, entliefen.

Mit solchen Eindrücken machten wir uns am 17. Oktober auf den Weg. Ich zitterte vor Schwäche, mußte mich aber darein ergeben, durch das Mdaburugestrüpp zu Fuße zu gehen. Alle halbe Stunden warf ich mich nieder, um meine erschöpften Kräfte zu sammeln; ein Eseltreiber, den ich um etwas Wasser bat, versagte mir

den Trunk. Endlich konnte ich wieder einen Esel besteigen, und so gelangte ich an die Gränze von Mdaburu, wo ich unter einem mächtigen Baobab unser Zelt aufgeschlagen fand.

Mdaburu ist der erste wichtige Bezirk im Lande Uyanzi, das sich vom westlichen Mhoko bis Tura, der östlichen Gränze des Unyamwezilandes, ausdehnt. Es bildet eine fruchtbare Einsenkung, die sich nach Süden hin erstreckt und auch in der trockensten Jahreszeit fünf wasserreiche Brunnen hat. Auf allen Seiten ist es von Wald eingeschlossen. Wir blieben in diesem vierten, am meisten gen Westen gelegenen Distrikte von Ugogo zwei Tage, denn wir mußten Vorrath an Lebensmitteln für eine ganze Woche sammeln und uns mit dem Sultan Kibuya der Abgabe wegen verständigen. Er ist von Geburt ein Mkimbu, also ein Ausländer, benahm sich nicht unhöflich, und wir kamen mit einem Geschenke von neunzehn Stücken Zeug davon. In Mdaburu miethete ich zwei Träger, und Seid ben Selim sorgte jetzt etwas besser dafür, daß die Leute nicht ausreißen konnten. Es möge hier bemerkt werden, daß Träger, welche entlaufen, es für einen Ehrenpunkt halten, das Gepäck, welches sie fortwerfen, nicht zu stehlen.

Aus dem rothen Thale von Mdaburu führen drei Hauptwege durch die Wüste, welche zwischen Ugogo und Unyamwezi liegt. Der nördliche heißt Ndschia Thumbi und geht in westnordwestlicher Richtung nach Usukuma; auf dieser Strecke hausen zwei Sultane, und man findet auch einige Dörfer; die südliche heißt Uyanzi, läuft von Khokho aus und durch Wohnorte, welche man als Dschiwe la Singa bezeichnet. Die Träger halten sich fern von derselben, weil sie die Rache des Sultans Kibuya fürchten, wenn sie dessen Dorf Mdaburu nicht besuchen. Die mittlere Straße, auf welcher unsere Karawane zog, heißt Karangaza oder auch Mdaburu. Alle drei führen durch die große Wüste Mgunda Mkhali, das feurige Feld, in welcher sich viele Elephanten umhertummeln. Sie ist, wie die Marenga Mkhali, eine wirkliche Wüste, weil sie kein fließendes Wasser und auch keine Brunnen, außer der Regenzeit, hat. Aber sie wird allmälig immer kleiner. Noch vor fünfzehn Jahren hatte man in ihr zwölf lange Stationen und einige Tirikeza, und jetzt kommt man in acht Tagemärschen hindurch. Der wildeste Theil liegt auf der ersten Hälfte zwischen Mdaburu und Dschiwe la Mkoa, und auch hier bauen jetzt die Wakimbu südlich und nördlich von der Straße Dörfer. Für den

Reisenden sind die drei ersten Tagemärsche am beschwerlichsten; aber im Ganzen bildet doch das feurige Feld einen angenehmen Gegensatz zu Marenga Mkhali. Die diagonale Breite der Mgunda Mkhali beträgt 140 Meilen; im Allgemeinen ist sie mit Gebüsch bestanden; nur an den trockenen Flußbetten (Nullahs, die nur periodisch Wasser haben) findet man Bäume, aber sie gedeihen nicht kräftig. Man sieht den Baobab, Mimosen, gummitragende Bäume, Cacteen, Aloës und Euphorbien; das Gras ist hart und steif und wird oft von den Karawanen niedergebrannt; so lange es grün ist, wird es vom Vieh gefressen. Der Boden besteht zum großen Theil aus Quarzgeröll, weißem Feldspath, Kieseln, und an den Flußläufen aus Sandsteinconglomerat; da und dort bildet er lange Wellenlinien, und von diesem wellenförmigen Tafellande läuft das Wasser nach Süden ab.

Durch diese Wüste begann unsere Reise am 20. Oktober, zunächst zwischen Dorngestrüpp. Am folgenden Tage gelangten wir an das trockene Bett des Mabunguru, welcher in der Regenzeit viel Wasser haben muß, denn wir fanden auch jetzt in langen Tümpeln durchgesickertes Regenwasser. Dann ging der Pfad durch einen Wald, in welchem schon Knospen hervorsproßten und Jasmin duftete, und bald naher bezeugte der Boden, daß hier einst vulkanische Thätigkeit wirksam gewesen. Das gilt von der ganzen Region, die sich nach Westen hin durch das östliche Unyamwezi und nördlich bis an die Küsten des Nyanza-See's hindehnt. Diese Erhebungen von grauem Granit treten vorzugsweise in zwei Formen auf, als „Saurücken“ und als „Thürme“; die ersteren bald nur wenige Schritte, bald eine englische Meile lang und halb so breit. Die Thürme sehen malerischer und mannichfaltiger aus; einen derselben schlug ich an und er klang wie Metall. Aus der Ferne erscheinen die größeren Massen, wenn sie im Walde liegen, wie kyklopische Mauern, wie Festungs- oder Kirchenthürme, Minarete, Wohnhäuser oder Burgen in Trümmern; manche sind mit weichem Gras überwachsen, alle aber bilden eine angenehme Erscheinung in der Landschaft, besonders wenn sie von der Abendsonne beleuchtet werden. Am 22. Oktober erreichten wir Dschiwe la Mkoa und hatten nun die Hälfte des Weges durch die Wüste zurückgelegt. Speke war nicht mehr im Stande zu gehen; das Gebüsch wollte gar kein Ende nehmen; als wir an ein Tembe eingewanderter Wakimbu kamen, wollten diese uns nicht einlassen. Die Stelle führt

ihren Namen nach einem Dschiwe, d. h. Felsen, in der Lichtung. Im Kraal hatten die Träger schon die einzelnen Hütten für sich in Beschlag genommen und mußten mit Gewalt herausgezogen werden, damit wir Platz fanden.

Dieses Dschiwe la Mkoa, der runde Felsen, ist unter den vielen Saurücken von grauem Syenit der größte in dieser Wüste, hat zwei englische Meilen im Durchmesser und bis zu zwei- oder dreihundert Fuß Höhe. Am südlichen Abhange findet man Wasser in Brunnen, welche in der Nähe eines Sumpfes liegen. Wir lagerten ganz nahe am Felsen, das sollte aber ein vorsichtiger Reisender vermeiden, weil Steine die Hitze auch während eines großen Theiles der Nacht an sich halten. Es kostete große Schwierigkeiten, in dem kleinen Dorfe einige Lebensmittel herbeizuschaffen. Die eigentliche Wüste hat hier ein Ende, weil der westliche Theil schon vielfach gelichtet worden ist. Zu einer solchen kamen wir am folgenden Tage, und dort lag das Dorf Kirurumo; der weitere Weg führte durch einen dünnen Wald von Dorn- und gummitragenden Bäumen und hatte kein Unterholz, aber die Tsetsefliege war sehr lästig. Dann gelangten wir an ein neues Dorf an der westlichen Gränze von Uganzi; es heißt Dschiweni, d. i. bei den Steinen; durch diese Lichtung fließt der Nullah (Trockenbach) Mongo. Am 25. waren wir beim Mgongo Thembo, Elephantenrücken, auch hier sahen wir viele angekohlte Bäume, welche beim Lichten des Waldes niedergebrannt waren. Das Dorf hat Wasser in Menge, die Einwohner leben in großen Tembe und verkaufen Getreide und Hühner, lassen auch die Fremden ins Dorf ein. Bei diesem Wakimbu und Watatiru, denn die Einwohnerschaft ist gemischt, blieb ich einen Tag, damit meine Leute etwas ausruhen konnten.

Am 27. Oktober zogen wir sieben Stunden lang über ein wellenförmiges Gelände bis zum Tura-Nullah; er ist der tiefste von den trockenen Bächen, welche sich nach Südwesten hinschlängeln. Er muß während der Regenzeit sehr viel Wasser abführen, und die Bäume am Ufer waren ungemein stattlich. Am folgenden Tage kamen wir wieder durch Wald, und dann in eine Gegend, die schon sorgfältig angebaut war. In den Lichtungen lagen große, mit Pfahlwerk umgebene Dörfer; die Felder waren mit verschiedenen Getreidearten, Maniok und Melonen bestellt; Heerden von Groß- und Kleinvieh drängten sich an die Brunnen. Bauern

strömten in Menge herbei, um die Fremden anzustaunen; die Männer waren fast ganz nackt, die Frauen nur sehr dürftig mit einem Schurz bekleidet. Sie rauchten aus Tabakspfeifen, schlugen mit den eisernen Hacken auf die Steine, riefen, schrieen Hi hi, hui ih, ha a a! und verlangten Glasperlen. Nun ließ der Kirangozi seine rothe Flagge wehen; man schlug auf die Trommeln, blies auf den Antilopenhörnern und erhob ein mächtiges Geschrei, denn eine Karawane muß ja den Eingeborenen gegenüber stattlich auftreten. Unser Führer begab sich dann, nach hiesigem Landesbrauch, uneingeladen ins Dorf, und wir folgten ihm. Bald hatten sich Alle dahin und dorthin zerstreut; wir aber nahmen Platz unter einem Schuppen, der keine Wände hatte, und mußten uns von den Schwarzen wie Thiere in einer Menagerie anstaunen lassen.

So hatte nun Burton Ugogo durchzogen, die „dritte Region.“ Sie bildet, wie aus dem Vorstehenden sich ergiebt, ein Tafelland, und dieses reicht von dem Ugogi-Dhun (Thale) an der westlichen Seite der Wasagaragebirge in 36° 14′ östl. L. bis Tura, dem östlichen Bezirk von Unyamwezi in 33° 57′ östl. L.; die Breite beträgt in der Diagonale 155 geographische englische Meilen in gerader Linie. Die Ausdehnung von Norden nach Süden läßt sich nicht so genau bestimmen, weil in der erstern Richtung die Wahumba und Wataturu, in der letztern die Wahehe und Warori Wanderstämme sind, die sich nicht genau innerhalb einer bestimmten Gränze halten; den Arabern zufolge haben die Wagogo eine Gegend inne, welche drei lange Tagereisen nach Norden und vier bis fünf nach Süden einnimmt, also etwa 120 englische Meilen. Die mittlere Höhe mag 3650 Fuß betragen; nach Westen hin bis Dschiwe la Mkoa steigt das Land bis vielleicht 4200 Fuß an.

Diese dritte Region liegt auf der Leeseite einer Gebirgskette, die so hoch ist, daß der Südostmonsun an derselben seine feuchten Dünste ablagert; sie ist auch noch weit entfernt von den großen Binnenseen, und deshalb dürr, ein Nebenstück zu der Kalahariwüste und den Karrus in Südafrika. Ihr Charakter ergiebt sich aus den weiter oben mitgetheilten Schilderungen, denen wir nur Weniges hinzufügen. Im Allgemeinen ist diese Wüste eine gelbe Ebene und ungemein eintönig. Im Norden liegen die Wahumba-Hügel, eine lange tafelförmige Kette, welche durch einen tiefen Grund vom Tafellande getrennt ist; nach Süden fällt die Ebene unmerklich zum Rwahafluß ab. Flüsse hat Ugogo nicht; die periodischen

Regengüsse finden ihren Abzug vermittelst großer Nullahs, deren Thonufer während der großen Hitze gespalten sind und wie Basaltsäulen aussehen. Wo Salzausschläge den Boden bedecken, fehlt auch eine allerdings nur schwache Luftspiegelung nicht. Die Wege bestehen in Fußpfaden durch Felder und Gebüsche; die Kraals sind kleine schmutzige Kreise an einem Baobab; die Hütten bestehen aus Rohr und Gras und sind mit Dorngesträuch umzogen. Aus Mangel an Holz brennt man Viehdünger, denn die Cactus, Aloe und Euphorbien brennen nicht, und ihr herausquellender Saft löscht das Feuer aus.

Die Bodenbeschaffenheit ist bereits angedeutet worden. Im mittlern Theile, dem eigentlichen Ugogo, liegen viele gut angebauete Lichtungen, welche durch Büsche und Gestrüpp von einander getrennt sind. In der nassen Jahreszeit bilden dieselben gleichsam eine grüne Mauer, in den heißen Monaten ein kahles Dornendickicht.

Das Klima des Landes Ugogo ist ungemein trocken. Während Burton's Durchzug im September und Oktober verblichen die besten Wasserfarben in den Näpfchen und wurden hart; viereckige Stücken von Gummi elasticum wurden zähe wie halbgetrockneter Vogelleim, ein Mackintosh wie Heftflaster, und vulkanisirtes Kautschuck zerriß wie braunes Papier. Fast das ganze Jahr hindurch fegt ein heftiger Ostwind vom Gebirge herab. Während das Wetter sich anscheinend gleich bleibt, ist doch der Temperaturwechsel sehr bedeutend, und heiße Luftströmungen wechseln mit kalten ab. Im langen Sommer hat das Klima große Aehnlichkeit mit jenem in Sindh; die Sonne brennt mit demselben Feuer auf eine dürre Ebene, die Nächte sind rauhkalt, und auch die Sandwolken fehlen nicht. Dann schrumpfen auch die Saftpflanzen zusammen, und die Wirbelwinde treiben Staubsäulen empor, die als Phepo oder Teufel, mit der Schnelligkeit eines Reiters, Kies und kleine Steine mit sich führend, dem Reisenden wie Hagel entgegenstürmen. Der Himmel ist äußerst rein und ohne Nebel. Man besäet die Felder, wenn die Bäume zu knospen und die Vögel zu brüten beginnen, und das geschieht, sobald die Sonne in ihrer weitesten Deklination nach Süden steht. Aber die Gegend hat keine Vuli und deshalb auch nicht die erfrischenden tropischen Regen. In der Mitte Novembers stellen sich einige Regenschauer ein, gewöhnlich mit starkem Gebirgswinde, und dann belebt sich der Pflanzenwuchs rasch und mit

großer Kraft. Gegen Ende Dezembers geht der Wind von Osten nach Nordosten und Norden, er kommt also von dem Hochlande im Osten und Westen des Nyanza-Sees, welches schon im September starken Regenfall gehabt hat. So setzt die Regenzeit ein, Masika; doch ist der feuchte Niederschlag nicht regelmäßig und immer ungewiß, das Land darum auch nicht fruchtbar, und deshalb fehlen in Ugogo Tabak und Baumwolle ebensowohl wie Reis.

Die Araber und andere noch nicht an das Klima gewöhnte Reisende leiden anfangs von demselben. Allgemein ist die Klage über Sandwirbel, Fliegen, raschen Wechsel zwischen Kälte und Hitze, und der Thermometer fällt allerdings bis 60 und 55° F. Das Wasser ist bitter und salzig, doch der Appetit wird stark. Wer aber weiter nach Westen hin gekommen ist und wieder nach Ugogo zurückkommt, ist mit dem Klima sehr zufrieden. Das Eingewöhnungsfieber, Mukurungu, mit der von demselben unzertrennlichen Schlaflosigkeit, der Schwäche und den heftigen Kopfschmerzen muß freilich jeder Fremde durchmachen. Aber andere Krankheiten sind selten, und die schrecklichen Geschwüre, welche in Khutu und im östlichen Usagara so häufig vorkommen, kennt man in Ugogo nicht.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der Pflanzenwuchs nicht mannichfaltig sei. Nur allein der Baobab tritt als großer Baum auf und ist, in weiten Zwischenräumen, über das ganze Land zerstreut. Die Weihrauchpflanze kommt in mehreren Arten vor; der Mukl oder Bdellium (Balsamodendrum africanum?) gleicht einem kleinen Baobab; die Euphorbien werden 30 bis 40 Fuß hoch. Der Elephant hält sich gern in dichtem Gebüsch auf, wo er sich in Sümpfen wälzen und von saftigen Wurzeln und Früchten, von Rinde und Blättern nähren kann; das Rhinoceros liebt dichte Baumgruppen, welche ihm Schatten gegen die Mittagssonne gewähren, und von wo aus es unversehens seine Verfolger angreifen kann. Der Büffel zieht aus den Grasebenen, gleich der Giraffe, durch die dünneren und lichteren Wälder. Den Löwen hört man bei Nacht brüllen, der Strauß macht sich am Tage bemerkbar. Diesen Vogel sah Burton zuerst auf dem Plateau von Ugogo; er reicht von dort durch Unyamwezi und Usukuma bis nach Udschidschi. Seine Eier werden manchmal frisch verkauft, zumeist sind sie aber schon besessen. Man nimmt das Dotter heraus, und sie bilden dann ein Haupttauschmittel zwischen den arabischen Kaufleuten und den kaffebauenden Völkern am Nyanza-See,

welche aus denselben allerlei Schmuck und Zierrath verfertigen. In Usukuma erhöhet man durch die schönsten Federn den Haarputz, macht aber nur selten Jagd auf den Vogel; auch haben diese Afrikaner nicht daran gedacht, die Federn auszuführen, während doch die Somal diese Handelswaare so gut zu würdigen wissen, daß sie die besten weißen Federn nicht unter acht Dollars das Pfund verkaufen. Den Löwen sah Burton nur selten; die Araber sagen, er erreiche in diesen Gegenden keine beträchtliche Größe, auch greift er nur selten Menschen an. Leoparden, Hyänenhunde und Kuduantilopen kommen in dieser Wüste häufig vor; das Schwein sieht röthlich aus, der Hase hat einen fuchsrothen Balg.

Noch vor einer geringen Anzahl von Jahren verwehrten die Wagogo allen Reisenden den Durchzug; damals ging die Straße nach Unyamwezi am nördlichen Ufer des Rwaha durch das Gebiet der Warori. Als die erste Karawane von Dschumah Mfumbi, dem nun verstorbenen Häuptling von Saadani, nach Ugogo kam, waren die Wagogo in hohem Grade erstaunt über die Wohlbeleibtheit dieses Mannes, und schlossen aus derselben, daß er ein Gott sein müsse. Aber nun verlangten sie auch, daß er Regen schaffen solle, und als er sich dazu nicht verstehen mochte, beschlossen sie, ihn zu tödten. Glücklicherweise stellte sich eben damals Regen ein.

Diese Wagogo sind in ihrem gesunden Lande viel kräftiger gebaut, als ihre Nachbarn in Usagara, auch hübscher und von weniger dunkler Haut als die Wanyamwezi, von welchen sie sich auch durch die Sprache unterscheiden. Ihr Gebiet reicht vom Fuße der Usagaragebirge in gerader Linie fünf Tagereisen weit bis Mdaburu; im Norden werden sie von der Wataturu, im Süden von Wabenastämmen begränzt; die Breite ihres Landes beträgt acht Stationen, doch wohnen sie im Norden mit Wahumba, im Südosten mit Wahehe, im Süden mit Warori vermischt. Ihre Hautfarbe ist, wie bei allen Völkern, welche Sklaven einführen, nicht gleichartig; einige haben so helle Haut wie die Abyssinier, andere sind so schwarz wie Neger. Auffallend ist der kleine Schädel im Vergleich zum breiten Umfange des Gesichtes an und unter den Jochbeinen, und kein anderer Stamm dehnt die Ohrlappen so weit aus. Das soll ein Kennzeichen der Freiheit und edler Abstammung sein; das eigentliche Stammesabzeichen besteht aber darin, daß die beiden unteren Schneidezähne fehlen. Sie tättowiren sich nicht regelmäßig, doch haben manche Frauen zwei gleichlaufende

Linien, die von unterhalb des Busens über den Leib gehen, und bei manchen Männern fehlt nur ein Schneidezahn. Die Wagogo sind nicht gerade unhübsch, und manche Mädchen können für recht artig gelten; der obere Theil des Gesichts erscheint ganz ansprechend, aber die Lippen sind immer dick; der Leib ist wohlgestaltet bis zu den Hüften; die Wade liegt dicht unter dem Knie. Alle haben einen wilden und bösen Ausdruck im Gesicht, und die Augen sind oft in Folge starken Trinkens roth unterlaufen; die Stimme hat einen harten und doch zischenden Ton.

Die Wagogo nehmen sich gegenüber den Wasagara und Wanyamwezi fast civilisirt aus, weil sie sich gut kleiden; Felle kommen bei ihnen so selten vor wie Baumwollenzeuge weiter nach Westen hin; nicht einmal die Kinder gehen nackt. Schmuck und Waffen sind wie gewöhnlich, doch hat man keine Schilde. Die Ortschaften sind viereckige Tembe, aber man bauet die Wohnstätten nicht dauerhaft, weil es an Holz fehlt; indeß theilt man sie in verschiedene Gemächer; alle sind äußerst schmutzig, weil in ihnen auch das Kleinvieh beherbergt wird. Die Sprache ist härter als bei den benachbarten Völkern; die Leute im östlichen Theil verstehen auch das Masai, und manche drücken sich in der Küstensprache, dem Kisawaheli, geläufig aus. Das Volk hat Abneigung gegen alle Fremden, die Wahori und Wahumba allein ausgenommen. Sie selbst nennen sich Wana Wadege, Söhne der Vögel, und wollen damit andeuten, daß sie stets zum Kampfe bereit seien. Mit den Wanyamwezi, die gern allen Streit mit ihnen vermeiden, stehen sie auf gespanntem Fuße, seitdem sie vor längerer Zeit eine Karawane derselben, mit welcher sie des Wasserschöpfens wegen in Streit geriethen, fast vernichtet haben. Sie sind ziemlich zahlreich, und in allen Dörfern findet man viele Krieger, weil die Wagogo nicht oft nach der Wüste ziehen und die schwarze Zauberei bei ihnen selten Opfer fordert. Ihre Kinder oder Verwandten verkaufen sie nur ausnahmsweise, Sklaven erhandeln sie für Salz und Elfenbein. Diese beiden Artikel sind die Haupterzeugnisse ihres Landes, und jede Karawane nimmt von diesem Salze mit, das als Ausschlag auf schlammigen Vertiefungen liegt; am besten ist das in Kanyenye. Man wäscht den Schmutz ab, siedet es, damit es krystallisire, und macht daraus sechs Zoll lange Kegel, deren man sechs bis sieben für eine Schukkah giebt. Mit dieser Waare wird insbesondere

das westliche Usagara und das östliche Unyamwezi versorgt; doch ist jenes aus den Rusugigruben in Uvinza weit besser.

Den Karawanen locken die Wagogo viele Sklaven ab, welche sie dann beim Feldbau verwenden. Sie selber sind, gleich den Wahehe, sehr diebisch und höchst zudringliche Bettler; namentlich fordern sie Tabak, der in ihrem Lande nicht wächst. Auch sind sie arge Trinker, und nach Mittag gewöhnlich nicht mehr nüchtern. Ihr Benehmen ist lärmend und zudringlich, aber es fehlt ihnen doch nicht an einer Art von roher Gastlichkeit, denn ein Fremder wird mit einem Gruße, Yambo, angesprochen, nicht hinweggetrieben wie bei den Wazaramo und Wasagara, und kann leicht Brüderschaft machen. Der Wirth setzt ihm einen Stuhl hin, während er selbst auf der Erde Platz nimmt, und dem Gaste Milch und Brei reichen läßt. Die afrikanischen Karawanenfundi, Faktoren, sind in Ugogo selten ganz nüchtern; die Frauen zeigen sich gegen Männer von heller Hautfarbe, und zwar mit Einwilligung ihrer Gatten, äußerst gefällig. Die Araber sagen, der Mann einer Tochter sei zugleich von Rechtswegen Liebhaber der Mutter.

Der Sultan führt bei den Wagogo den hohen Titel Mtemi, übt eine große Gewalt aus; er wird vom Volke sehr hoch gehalten, und ein Fremder darf den Namen des Sultans nicht führen. Seine Minister, meist Blutsverwandte von ihm, heißen Wazagira, Singular Mzagirra, und die Beiräthe, die Aeltesten und angesehensten Männer führen den Kinyamwezititel Wanyapara.

Lebensmittel sind in Ugogo theuer; die Leute trennen sich nur ungern und selten von ihrem Vieh, und verlangen selbst für Milch Korallen, blaue Glas= oder rosenrothe Porzellanperlen. Reisende aus Wanyamwezi bezahlen Alles mit eisernen Hacken.

Wir müssen auch der Wahumba erwähnen. Sie sind ein Hirtenvolk und ihrer Sprache nach zu urtheilen eben so wie die Wakuafi, ein Stamm des großen Masaivolkes, das seinerseits eine Sprache redet, in welcher das südafrikanische und das afrikanisch=semitische Element sich begegnen, ähnlich wie bei den Somal. Diese Wahumba findet man vom Norden Usagaras bis zu den östlichen Gestaden des Nyanza=Ukerewe Sees; ein Hauptquellfluß des Mukondokwe entspringt in ihren Bergen. Der Reisende, welcher von Ugogo weiter nach Westen zieht, kann das blaue Hochland dieser Hirten zu seiner rechten Hand deutlich erkennen. Sie haben kein Elfenbein und werden deshalb nur selten von Reisenden besucht;

vor einigen Jahren ist ein Araber, Hamed ben Selim, bei ihnen gewesen, um Esel zu kaufen. Er ging von Tura im östlichen Unyamwezi aus, zog durch das Land der wilden Wataturu und kam am achten Tage in den Gränzbezirk von Iramba, wo ein Fluß das Gebiet der beiden Stämme trennt; er wurde freundlich aufgenommen.

Diese Wahumba, ein hübscher schwarzbrauner Menschenschlag sind schlank gebaut; sie haben wiederholt Usagara und Ugogo verwüstet. In diesem letztern Lande ließen sich einige von ihnen bei Usekhe nieder und vertauschten das Zelt mit der Hütte, das Thierfell mit der Baumwolle. In ihrer Gebirgsheimath führen die Wahumba ausschließlich ein Hirtenleben, bauen kein Getreide und verschmähen Pflanzenkost. Ihre Hütten bestehen aus zusammengebundenen Baumzweigen, über welche sie eine Kuhhaut decken; Bogen und Pfeile haben sie nicht, wohl aber einen großen Schild. Den Kindern schlingen sie vom Fußgelenke bis unter das Knie Binden um das Bein, und nehmen dieselben nicht eher ab, als bis das Kleine gehen kann. Sie wollen die Entwickelung der Wadenmuskeln verhindern, welche, wie sie meinen, den Mann am schnellen Laufen hindern.

Achtes Kapitel.

Burton's Zug von Tura bis Kazeh in Unyamwezi. Schilderung dieses Mondlandes. Die Handelsniederlassungen der Araber. — Unyanyembe als großer Binnenmarkt. — Einrichtungen und Züge der Karawanen in Ostafrika. — Wege und Straßen. — Haltplätze und Dörfer. — Runde Hütten und viereckige Tembe. — Befestigte Plätze. — Klimatische Verhältnisse.

Der Bezirk Tura, obwohl jetzt im Besitze der Wakimbu, bildet die östliche Gränze des eigentlichen Unyamwezi, welches die Oberherrschaft über die kleinen Nachbarländer in Anspruch nimmt. Einige geben aber diesem „Lande des Mondes" nach Osten hin eine Ausdehnung bis Dschiwe la Mkoa, und als die Unyamwezi das feurige Feld betreten hatten, erklärten sie, daß sie nun auf ihrem eigenen Boden sich befänden. Tura oder Tula, auch Itula gesprochen, bedeutet so viel als: Setze nieder, wirf ab, nämlich das Gepäck. Das Dorf liegt auf 5° 2′ südl. Breite, 33° 57′ östlicher Länge und ungefähr 4000 Fuß über der Meeresfläche. Zu dem einförmigen braunen Gestrüpp und den Dornenwäldern von Mgunda Mkhali bilden die wohlbebaueten Felder dieser Gegend einen freundlichen Gegensatz.

Kidogo drängte zu raschem Aufbruch, weil die Wakimbu von Tura gefährliche Leute seien; mir, sagt Burton, kamen sie eher schüchtern und gemein vor; sie trieften von Castor- und Sesamöl, und trugen Fetzen schmutziger Baumwolle und Ziegenfelle.

In Tura ging der letzte von den dreißig in Zanzibar gekauften Eseln verloren, und die Reisenden besaßen deren jetzt nur noch drei, welche sie unterwegs erstanden hatten. Am 30. Oktober setzte die Karawane sich wieder in Bewegung und kam über eine Strecke weißen Bodens, welcher Tura vom Bezirke Rubuga scheidet. Nach einem Marsche von siebentehalb Stunden rastete sie am Kwale, dem sogenannten Hühner-Nullah, und fand dort, trotz der späten Jahreszeit, einige Wassertümpel. Die Träger thaten sich an Muscheln gütlich und fingen Fische. Darauf langte Burton nach etwa sechs Stunden in Rubuga an, wo er einen arabischen Kaufmann traf, der vor zwei Monaten und zwanzig Tagen die Stadt Konduchi an der Küste verlassen hatte, und mit seiner fliegenden, leicht beladenen Karawane in so kurzer Zeit bis hierher gelangt war. Dieser fragte, ob Burton sich stark genug glaube, um den zwischen Unyamwezi und Udschidschi seiner harrenden Gefahren gewachsen zu sein? worauf er eine bejahende Antwort bekam.

Die westliche Gränze des Rubugadistriktes wurde am 3. November erreicht. Maula, Sultan eines großen Wanyamwezidorfes, erschien bei den Reisenden und benahm sich höflich. Nachdem er erzählt, wie er selbst früher das Küstenland besucht habe, bemerkte er, daß eine Karawane der Wazungu nicht weiter reisen dürfe, bevor er den Weißen einen Ochsen geschenkt habe; sie hingegen würden ihm etwas Zeug verehren. Er war ein bejahrter aber noch kräftiger Mann mit schwarzer öliger Haut und ganz in der Art afrikanischer Häuptlinge, jedoch über die Maaßen reichlich angeputzt. Er erkannte die Beludschen und grüßte sie freundlich, führte die Reisenden in sein Dorf, ließ eine Hütte reinigen, Bettstellen zurecht machen, und ging dann fort, um einen Ochsen zu holen. Beim Eingang ins Dorf bemerkte Burton einen Klotz, der vermöge ganz roher Schnitzerei ein Frauengesicht darstellte; die Mohammedaner hielten dieses Bild für ein Götzenbild, aber die Dorfleute sagten, daß es von ihnen nicht verehrt werde. Dasselbe gilt von den Kreuzen und schlangenartigen Verzierungen, welche sie mit weißer Asche, (denn Kalk ist in jener Gegend unbekannt) auf die braunen Wände ihrer Hütten malen.

Rubuga hat Ueberfluß an Honig und Butter, Milch und Fleisch; die Bienenkörbe hängen dort nicht an Baumzweigen, sondern sind, zum Schutz gegen die Ameisen, auf Pfähle gestellt. Der von Maula herbeigetriebene Ochse rannte wie wild durch das Dorf und

war nicht einzufangen; Speke schoß ihn mit ein paar Kugeln nieder. Dem Sultan schenkte man etwas Scharlachzeug und zwei Domestics, und nun fing er an zu betteln, bat auch um Heilmittel gegen das Fieber und hätte die Karawane gern recht lange bei sich behalten. Abends fand man das Dorf von einer großen Menge schwarzer Männer umzingelt; sie waren kampfbereit, saßen aber ruhig außerhalb der Umzäunung.

Am 4. November gelangten die Reisenden an ein Dorf auf dem fruchtbaren Abhange von Ukona, wo Hanf, Stechapfel, Getreide, Tabak und Baumwolle gedeihen. Die letztere war sorgfältig eingezäunt, damit das Feld nicht durch das Vieh beschädigt werde. Der Weg führte von dort erst durch dünne Mimosenwaldung, dann über eine sumpfige Niederung nach Kigwa oder Mkigwa, dem dritten Bezirk im östlichen Unyamwezi, und am 6. November zog die Karawane durch den berüchtigten Wald, jenseit dessen der Distrikt Unyanyembe liegt. Er hat eine beträchtliche Ausdehnung und besteht aus gummitragenden Bäumen, Mimosen und Bauhinien. Ein Haupträuber und Mörder ist Manwa, Sultan von Kigwa; er hat den Arabern großen Schaden zugefügt, und ein einziger Kaufmann ist zu verschiedenen Zeiten von diesem gefährlichen Mann um mehr als fünfzig Trägerladungen Zeuges gekommen. Manwa's Rathgeber ist ein gewisser Mansur, ein arabischer Mischling von der Küste, den seine eigenen Landsleute aus Kazeh fortjagten, weil er lauter Unfug anrichtete; nun ist er ein Erzverräther geworden. Auch Msimbira, ein Sultan der Wasukuma, (d. h. der nördlichen Wanyamwezi), welcher tiefen Haß gegen die Araber hegt, schickt Räuber in diesen Wald. Die Beludschen brachen früh um ein Uhr auf, Burton und Speke folgten gleich nach zwei Uhr. Die Beludschen, sagt Burton, hatten mir unter falschem Vorwande Glasperlen abpressen wollen, waren ärgerlich, weil ich sie ihnen verweigerte, und wollten mir das Geleit nicht geben. Aber jetzt hatte ich ihre Bärte in meiner Hand, sie konnten nicht entrinnen und mußten mit mir vorwärts; doch sie wollten mir Schaden zufügen und das gelang ihnen auch. Während des Zuges durch den Wald war ein alter Träger zurückgeblieben; drei schwarze Räuber fielen über ihn her, schlugen ihn mit Keulen zu Boden und nahmen ihm seine Ladung ab, die in Kleidungsstücken, Schirmen, Büchern, Tinte und Tagebüchern bestand. Ich erfuhr späterhin, daß die Räuber ihre Beute im Walde getheilt, und sich dann auf den Heimweg gemacht

hätten. Unterwegs fielen sie aber einer andern Räuberschaar in die Hände, welche von Kitambi, Sultan von Uyuwwi, ausgesandt worden war; das letztere ist ein Bezirk, der eine halbe Tagereise nordöstlich von Kazeh liegt. Den Gefangenen erging es nun schlimm; der Kopf des einen wurde sogleich als Siegeszeichen am Eingange von Kitambi's Dorf aufgepflanzt; den beiden anderen gelang die Flucht, und sie retteten sich zu Kitambi's Todfeinde, dem schon erwähnten Msimbira. Kitambi erhielt ein Scharlachwamms nebst vier Domestics und gab uns dafür die geraubten Sachen zurück; Msimbira dagegen mißhandelte einen alten Araber, welcher von Unyanyembe abgeschickt worden war, um über die Rückgabe der noch fehlenden Bücher und Notizen mit ihm sich zu besprechen. Ein Reisender ist immer in Gefahr etwas einzubüßen und das stimmt ihn mißmuthig; er weiß auch nie, was aus den Papieren wird, an denen er mit so großer Mühe manchmal Monate lang gearbeitet hat. Künftige Entdecker mögen nur ja völlig darauf verzichten, auf dem Hinwege Sammlungen zu machen. Ich benützte jede günstige Gelegenheit, um meine Sammlungen nach Zanzibar zu schicken.

Die Karawane kam ohne weitern Unfall durch den Kigwawald, während dort einige Tage später einem Araber mehrere Ladungen Glasperlen geraubt wurden. Msimbira sandte eine große Schaar aus, um den Weg zu verlegen; diese wurde aber von den Kriegern Mpagamo's überfallen und zerstreut, nachdem etwa ein Viertelhundert getödtet worden waren. Sobald man aus dem Walde Kigwa kommt, sieht man Reisfelder vor sich liegen; man ist im Bezirk von Unyanyembe und gelangt nach dem schmutzigen Dorfe Hanga. Die Landschaft wird nun anmuthig und durch die Felder schlängelt sich ein Bach.

Jetzt lag Kazeh nur noch eine Tagereise weit entfernt, und die Karawane bereitete sich zu einem festlichen Einzuge vor. Am 7. November 1857, also am 134sten Tage nachdem Burton die Meeresküste verlassen und eine Strecke von wenigstens 600 englischen Meilen zurückgelegt hatte, wurde endlich das erste große Ziel erreicht, Kazeh, das Haupt-Bandari des östlichen Unyamwezi und Centralpunkt der arabischen Kaufleute aus Oman. Die Karawane brach früh am Morgen von Hanga auf; die Beludschen hatten ihre Staatskleidung angelegt, denn ohne eine solche geht ein Orientale nicht gern auf die Reise; nachdem er sie mehrmals und immer nur bei festlichen Gelegenheiten getragen, tauscht

er zuletzt Sklaven dagegen ein. Als alle Träger beisammen waren, zogen sie in langer Reihe hintereinander über die Ebene; die Flaggen weheten, die Hörner wurden geblasen, die Musketen abgefeuert, und man schrie aus Leibeskräften. Dann drängte sich auch das Volk herbei, und bald kamen auch mehrere Araber, unter ihnen die angesehensten Handelsleute, um die weißen Männer zu begrüßen.

Seid ben Selim, sagt Burton, war von mir angewiesen worden, die Karawane nach dem Tembe zu geleiten, welches, wie weiter oben berichtet wurde, der Araber Isa ben Hidschschi, den ich in Inenge traf, mir zur Verfügung gestellt hatte. Der Kirangozi und die Träger führten uns, ich weiß nicht weshalb, zum Hause des Musa Mzuri, des schönen Moses. Er war ein in Unyanyembe ansässiger Kaufmann aus Indien und ich hatte vom Sultan Seid Medschid in Zanzibar ein Empfehlungsschreiben an ihn. Er selbst war damals abwesend auf einer Reise nach Karagwah, aber sein Bevollmächtigter Sney ben Emir, ein Harisi-Araber, machte den Wirth und brachte uns in die Wohnung des Abeyd ben Suleyman, der vor kurzem von Zanzibar zurückgekommen war.

Die Araber ließen mir, wie es Sitte ist, einen Tag Ruhe und ich konnte die Träger verabschieden, welche sogleich nach Hause eilten. Als die Kaufleute, etwa ein Dutzend an der Zahl, mir dann einen Besuch machten, überreichte ich ihnen das Schreiben, welches mir der Sultan an seine Unterthanen im Innern mitgegeben. Man hatte mir an der Küste keine gute Aufnahme bei diesen Omani-Arabern prophezeit, aber sie ließ in der That nichts zu wünschen übrig, und schneidend war der Gegensatz zwischen der Gastfreundlichkeit, der herzlichen Zuvorkommenheit dieser wackeren Männer und der Knauserei und Knickerei der wilden selbstsüchtigen Afrikaner; jene hatten ein Herz von Fleisch, diese ein Herz von Stein. Vor dem Besuche schickte man mir eine Ziege und eine Ladung von dem herrlichen Reis, welcher in dieser Gegend wächst. Man brachte mir dann auch in Hülle und Fülle Zwiebeln, Bananen, Limonen, Gemüse, Tamarindenkuchen, Kaffee aus Karagwah und andere Sachen, welche hier nur die Araber führen, und es wäre beleidigend gewesen, wenn ich von Bezahlung auch nur hätte reden wollen. Sney ben Emir beeiferte sich, alle Anderen an Großmuth zu überbieten; er sandte uns sogleich zwei Ziegen, den Beludschen und Ramdschid's Söhnen zwei schwere Ochsen. Noch vor sechszehn Jahren war dieser Araber ein armer Zuckerbäcker in Maskat, und jetzt einer

der ersten Elfenbein- und Sklavenhändler in Ostafrika. Er selber durfte seiner Gesundheit wegen jetzt nicht mehr auf Reisen gehen, war nun in Kazeh der allgemeine Agent, und hatte für sich ein förmliches Dorf gebaut und Waarenspeicher errichtet, die seine Glasperlen, Elephantenzähne und Sklaven enthielten. Gegen diesen Mann, welcher mir in jeder Beziehung hülfreich an die Hand ging, habe ich große Verpflichtungen. Er besorgte mir Träger für meinen Zug nach Udschidschi, verwahrte alle meine Habseligkeiten, und zeigte sich mir auch später auf der Rückreise sehr gefällig. Allabendlich war er, wenn nicht Unwohlsein ihn hinderte, bei mir, seine Unterhaltung war mannichfaltig und belehrend, und Manches von dem, was auf den nachfolgenden Seiten enthalten ist, habe ich von ihm erfahren. Die Reise zwischen Unyamwezi und der Küste hatte er dreimal hin und her gemacht, er war zu Schiffe auf dem Tanganyika gewesen und hatte im Norden die Königreiche Karagwah und Uganda besucht. Als er vor etwa fünfzehn Jahren ins Land kam, ging der Handelsverkehr nur bis Usanga und Usenga. Snev ben Emir war mit den Sprachen, der Religion und den Sitten, überhaupt mit der Völkerkunde aller dieser Gegenden so bekannt, wie mit den Verhältnissen seiner Heimath Oman. Seine Gestalt gleicht der des Don Quixote, aber dieser Mann hatte viel gelesen, um sich zu unterrichten, besaß ein wunderbares Gedächtniß, eine feine Auffassungsgabe und sprach vortrefflich. Mit einem Worte, er war aus dem Stoff, aus welchem man Freunde macht, brav, wie alle seine Landsleute, ehrenhaft und ehrenwerth.

Unyanyembe ist die Haupt- und Centralprovinz in Unyamwezi, und wie Zungomero in Khutu, der große Bandari oder Sammelplatz und Begegnungspunkt für die Handelsleute; auch ziehen von hier aus die Karawanen nach allen Richtungen. Der arabische Kaufmann, welcher von Zanzibar kommt, begegnet in Unyanyembe seinem Landsmann, der vom Tanganyika-See und aus Urawwa nach der Küste zurückkehrt. Gegen Norden hin laufen sehr besuchte Straßen nach dem Nyanza-See, und weiter nach den nördlichen Reichen Karagwah, Uganda und Unyoro; vom Süden her schicken Urori und Ubena, Usanga und Usenga Elfenbein und Sklaven; von Südwest her müssen die Bewohner am Rukwa, die von Khokoro, Ufipa und Marungu ihre Erzeugnisse hier gegen Baumwollenwaaren, Draht und Glasperlen vertauschen. Unyanyembe ist wegen seiner centralen Lage, und weil hier doch einiger-

maßen Sicherheit herrscht, das Hauptquartier der Araber aus Oman geworden, die oft viele Jahre lang hier bleiben, ihre Niederlagen haben und ihre Faktoren und Sklaven weit und breit auf den Handel umherschicken. Jeder Reisende muß hier einen Aufenthalt machen, denn die Träger, gleichviel ob man sie am Tanganyika-See oder an der Meeresküste gemiethet hat, werden abgelohnt und man hat sich andere zu verschaffen, was zur Zeit der Einsaat immer große Schwierigkeiten verursacht.

Man kann in gewisser Beziehung Unyanyembe mit der Gegend um Tura vergleichen. Es liegt etwa 3480 Fuß über dem Meere und in geradem Striche 356 engliche Meilen von der Küste entfernt. Die Ebene oder das Becken von Ihara oder Kwihara (was so viel bedeutet als Bondei, oder Niederland, an der Küste) wird im Norden und Süden von niedrigen, wellenförmigen Hügeln begränzt, welche nach Westen hin zusammenstoßen und dort mit jener unregelmäßigen Streichung, welche der Urgebirgsformation eigenthümlich ist, beinahe in rechtem Winkel von der Mfutokette gekreuzt werden. Die Araber haben übrigens die Lage nicht gut gewählt, denn das Land hat abwechselnd Dürre und Wasserfluthen und wird dadurch außerordentlich ungesund. In den niedrigen Flächen ist der braune fruchtbare Boden alaunhaltig, das Wasser oft mit Eisen geschwängert; die höheren Gegenden sind mit Granitgeröll übersäet, mit Gebüsch und oft mit Dornsträuchen bewachsen und unbewohnt.

Der „Bandaridistrikt“ hat keine eigentliche Stadt, sondern nur Dörfer und Weiler. Der Mtemi oder Sultan, Namens Fundikira, der mächtigste unter den Landeshäuptlingen, bewohnte ein Tembe, eine viereckige Häusermenge, am Westabhange der südlichen Hügel; sie heißt Ilitenya. Eine kleine Kolonie arabischer Kaufleute besitzt vier große Häuser in der benachbarten Ortschaft Mawiti. In der Mitte der Ebene liegt Kazeh, (Kasi), eine zerstreut liegende Gruppe von sechs großen, nach Innen geschlossenen Häuservierecken, mit umschlossenen Hofräumen, mit Gartenstücken, Magazinen und Herbergen für Sklaven. Um diesen Kern herum findet man Dörfer der Eingeborenen zerstreut, welche nach ihren Gründern benannt werden.

Die Araber ließen sich hier erst im Jahre 1852 nieder. Vorher waren sie etwa zehn Jahre lang in Kigandu, einem Distrikte von Usukuma, eine lange Tagereise von Kazeh entfernt, an-

sässig gewesen. Sie verließen dasselbe in Folge eigenthümlicher Verhältnisse, die für jenen Theil Afrikas kennzeichnend sind. Der Häuptling Mpagamo hatte sie bewogen, ihm gegen den schon früher erwähnten räuberischen Sultan Msimbira Hülfe zu leisten, aber dieser behielt die Oberhand. Die Araber waren, wie ein Augenzeuge unserm Reisenden berichtete, nahe daran, die Boma, Palissadenverschanzung, Msimbira's zu nehmen und waren guten Muthes, als während der Nacht alle ihre Sklaven fortliefen, weil sie nicht mehr blos von Rindfleisch und Erdmandeln leben wollten. Als die Araber am Morgen erwachten, sahen sie sich allein und verlassen. Sie glaubten nun verloren zu sein, aber zum Glück vermuthete der Feind eine Kriegslist und deshalb konnten sie unbelästigt abziehen. Sultan Mpagamo erklärte, er sei nicht stark genug, um seine Freunde zu vertheidigen, und deshalb verließen dann die Araber sein Land. Sney ben Emir und der Indier Musa Mzuri gingen dorthin, wo nun Kazeh steht, baueten Häuser, gruben Brunnen, und bald kam die neue Ortschaft empor.

Die Araber sind keine eigentlichen Ansiedler, sondern nur Gäste im Lande; ihre Anzahl übersteigt wohl nur selten fünfundzwanzig Köpfe, und manchmal, insbesondere während der Reisezeit, sind nur drei oder vier am Platze. Bisher standen die Kaufleute mit dem Sultan Fundikira in gutem Einvernehmen, doch läßt sich nicht sagen, ob dasselbe stets andauern werde. Als im Juli 1858 ein arabischer Kaufmann zwischen Kazeh und Msene, in der Nähe von Mfuto, von Leuten des Sultans Kasanyare überfallen wurde, unternahmen seine Landsleute von Kazeh aus einen Rachezug, bewaffneten ein paar hundert Sklaven mit Musketen, verzehrten alles Getreide und Geflügel in Kasanyare's Gebiete, und kamen heim, ohne auch nur einen Mann getödtet zu haben. So ersparten sie Blutgeld.

Die Araber leben in Unyanyembe sehr behaglich und man könnte fast sagen auch glänzend. Die Häuser haben zwar nur ein Stockwerk, sind aber groß und so fest, daß sie vertheidigt werden können. Die geräumigen Gärten werden gut bestellt; von der Küste kann man alle Waaren haben, die man wünscht, jeder Kaufmann hat seine Weiber und Sklaven, reiche Leute halten sich Reitesel aus Zanzibar, und selbst die ärmeren besitzen Kühe und Kleinvieh. Auch fehlt es nicht an reisenden Handwerkern, die übrigens sämmtlich Sklaven sind; man findet Schmiede, Kesselmacher, Mau-

rer, Zimmerleute, Töpfer, Seiler, Schneider; die meisten kommen mit den Karawanen von der Küste herauf, verlangen aber für ihre Arbeit sehr hohe Preise. Manche können ein Flintenschloß ausbessern und Kugeln gießen; Ketten und Schlösser werden durch die Kaufleute eingeführt; Packsättel kommen von Zanzibar; auf das Zeltnähen versteht sich gewöhnlich irgend ein armer Araber. Lebensmittel sind sehr billig und in Menge vorhanden, der Handel wirft

Burton's Tembe.

großen Profit ab, und der wohlhabende Araber ist gewöhnlich gastfrei; auch werden Kaufleute, die im Erwerbe zurückgekommen sind, von ihren Berufsgenossen unterstützt. Einem Fremden schickt man das Gastgeschenk in der Gestalt einer Ziege und einer Tracht Reis, giebt ihm eine Wohnung und macht ihn bei einem Gelage mit den Uebrigen bekannt. Den Arabern in Kazeh fehlt aber ein kräftiger Führer und Leiter, der alle zu einheitlichem Wirken vereinigt.

Die Häuser dieser Araber sind nach dem Muster des afrikanischen Tembe gebaut; man hat aber manche Verbesserungen angebracht.

Die tiefe Verandah ruht auf starken Pfählen, und überschattet eine Erdbank. Dort sitzen die Männer am kühlen Morgen und am heitern Abend; unter diesem Ueberbau betet man, empfängt Freunde und treibt allerlei Beschäftigungen. Zum Barzaho, dem Vorhofe, gelangt man durch eine aus zwei schweren Planken bestehende Thür, die mit dicken Ketten versperrt wird. Innerhalb laufen einige Bänke an den Seiten her, über die man Matten oder Decken legt. Vom Vorhofe führt ins Innere ein Gang, der aber einen Winkel bildet, damit ein Fremder nicht hineinsehen könne. Dieses Innere ist ein offenes Viereck, und die verschiedenen Gemächer des Hauses gehen auf einen Hofraum hinaus, der stets mit einem Livan, Zaune von kleinen Baumstämmen oder Rohr, gut umfriedigt ist. Die Gemächer haben gar keine Außenthüren und statt der Fensteröffnungen nur kleine Löcher, die im Nothfall als Schießscharten benutzt werden können. Das Harem bildet eine besondere Abtheilung; die Sklaven wohnen in einer Art Kaserne oder in Nebenhäusern.

Solch ein Tembe ist eine äußerst unzweckmäßige Wohnung; der Hofraum schmutzig und zur Regenzeit eine große Pfütze; das Innere dunkel und unheimlich, das Dach selten wasserdicht; in den Wänden und im Holzwerk hausen Skorpione und Spinnen, Wespen und Kakerlaken. Auch ist der Aufenthalt schon deshalb ungesund, weil die Araber ihre Schlafstätten nicht so hoch anbringen, daß die Malaria unschädlich für sie wäre. Keiner von diesen Kaufleuten kann sich einer kräftigen Gesundheit rühmen; wer aber längere Zeit im Lande ist, hält sich im Essen und Trinken sehr mäßig, und speist nur zwei Mal: bald nach Sonnenaufgang und Mittags; nachher kauet man Tabak, oder getrocknete Kaffeebohnen aus Karagwah. Rindfleisch und Wildpret vermeidet man, weil sie für erhitzend und die Galle erregend wirken, und zieht leichte Speisen vor. Dahin gehören Harisah, ein Pudding aus fein geschabtem Fleisch mit Weizenmehl, Reis oder Durra; man genießt dazu Zucker oder Honig. Firni (das Wort stammt aus Indien) ist eine Art Gallerte von Milch und Wasser, Honig, Reismehl und Gewürz. Der Gesundheitszustand hat sich etwas gebessert, seitdem man von der Küste her allerlei Gewächse hierher verpflanzt hat, Weizen, weißen Reis statt des einheimischen rothen, Bananen, Limonen, Papaws, Gurken, Paradiesäpfel ꝛc. Die Zwiebel gedeiht besser in Centralafrika als auf Zanzibar, wo sie rasch entartet und zu einer Art von Lauch wird. In Kazeh wird sie ziemlich groß und schmeckt

recht gut; man hält sie auch für wirksam gegen das Fieber und verwendet sie bei vielen Gerichten. Knoblauch kommt nicht so gut fort und gilt außerdem für erhitzend. Die Araber haben noch manche andere Pflanzen eingeführt; einer steckte auch Dattelkerne, als dann aber die Stämme emporgewachsen waren, schnitten die Wanyamwezi sie ab, um sie als Wanderstäbe zu benutzen. Zucker gedeihet in diesem dürren Lande nicht, sondern wird eingeführt; man hat aber Honig in Menge. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser; einige Araber trinken auch Togwa, die aus Durra bereitet wird und süß schmeckt, andere ziehen Pombe vor.

Die Marktpreise wechseln, je nachdem mehr oder weniger Regen fällt oder unvermuthet mehrere Karawanen zusammentreffen; dann steigen sie manchmal auf das Dreifache. Seitdem die Araber im Lande wohnen, sind die Lebensmittel viel theurer geworden, aber noch immer ist, in Jahren mit guter Ernte, Unyanyembe der billigste Platz in ganz Ostafrika. Man zahlt für einen Stier vier Domestics, für eine Kuh sechs bis zwölf.

Von Unyanyembe bis Udschidschi am Tanganyika-See hat der Reisende zwanzig Märsche, die gewöhnlich in fünfundzwanzig Tagen zurückgelegt werden. Die fünfte Station ist Msene, der große Bandari im westlichen Unyamwezi, die man in acht Tagen erreicht; die zwölfte befindet sich am Malagarazifluß, welcher die westliche Gränze der vierten Region bildet. In Kazeh kann man sich alles Nöthige verschaffen, wenn man gute Einführungsbriefe an den Vorsteher der arabischen Kaufleute mitbringt; man bekommt landesübliches Geld, nämlich Baumwollenzeuge, Glasperlen und Draht eben sowohl wie Pulver, Kugeln, Arzeneien und andere nothwendige Sachen. Freilich kosten sie fünfmal mehr als in Zanzibar, und Zucker wird mit Elfenbein aufgewogen; aber dagegen hat der Käufer nicht nöthig gehabt, beim Transport aller dieser Waaren eine Gefahr zu laufen.

Gebahnte und geebnete Wege, durch Arbeit und Kunst hergestellte Straßen sind in Ostafrika durchaus unbekannt. Man hat nur schmale Pfade, die wenige Spannen breit durch den Fuß der Menschen und Thiere in den Boden getreten werden. Während der Regenzeit verschwindet ein solcher Pfad, „er stirbt aus“ wie die Afrikaner sagen, indem er von Gras überwuchert wird. In den Wüsten und offenen Gegenden laufen oft mehrere solcher Pfade neben einander her; in Buschwäldern sind sie eigentlich nur

Gänge, Tunnels unter Dornen und Baumzweigen, und der Träger hat große Noth, mit seiner Ladung hindurch zu kommen. In angebaueten Gegenden findet man sie zuweilen durch eine Art von Hecken, Baumstämme, die querüber gelegt werden, und dann und wann durch eine Art Pfahlwerk versperrt. Etwa ein Fünftel der Wegstrecke muß man in offenen Gegenden auf die Krümmungen rechnen, auf anderen Strecken manchmal zwei Fünftel oder die Hälfte. In Uzaramo und Khutu gehen die Wege durch hohes Gras, das nach Regengüssen sich niederlegt und in der trockenen Jahreszeit versengt am Boden liegt. Andere Pfade ziehen den bestellten Feldern entlang, oder durch Flüsse, deren Wasser dem Wanderer zuweilen bis an den Leib und an die Brust reicht, durch Moräste oder tiefe Wasserlöcher. In Usagara ist das Erklimmen der Bergstufen ungemein schwierig, wegen der tiefen Betten trockenliegender oder nasser Gießbäche, steiler Anhöhen, die wie Leitern ansteigen und an denen der Fuß auf Steingeröll oder verflochtenen Wurzeln ausgleitet; dort müssen die Esel allemal entlastet werden.

Nicht minder unangenehm und beschwerlich sind solche Wege, welche an den Ufern der zahlreichen Flußbetten und durch Dornengestrüpp am Fuße der Hügel hinlaufen. Von Usagara bis zum westlichen Unyamwezi zieht der Pfad hauptsächlich durch solche Dorngebüsche und dünne Wälder, in welchen die Bäume am Wege angebrannt oder entrindet worden sind. Hügel kommen auf dieser Strecke nicht vor, aber nach langen Regen hat sie überall Moräste. Als Wegweiser dienen Pfähle, zerbrochene Töpfe und Kalebassen, Hörner und Schädel von Thieren, Nachahmungen von Bogen und Pfeilen, die dorthin zeigen, wo Wasser ist, und ausgehülsete Durrakolben. Manchmal wird auch ein junger Baumstamm über den Pfad hin gebogen, oder ein anderer eingegraben, den man mit einem Graswische, Schneckenhäusern oder dergleichen verziert. Wo mehrere Straßen zusammentreffen, werden die, welche man nicht einschlagen soll, mit einem Baumzweige oder Strichen bezeichnet, die man mit dem Fuße zieht. Am allerschlechtesten sind die Wege im westlichen Uvinza und in der Nähe von Udschidschi, denn sie führen abwechselnd und oft beinahe gleichzeitig durch Schlamm und Morast, Flüsse und Bäche, Dorngestrüpp und Gras, über unebenen Boden und an steilen Abhängen hinauf oder hinab. Die Furten sind selten mehr als brusttief. Nur über zwei Flüsse, den Mgeta und den Ruguwu, sind Baumstämme gelegt, die ganz rohe Brücken

bilden; etwas weiter aufwärts kann man aber beide durchwaten. Nur allein der Malagarazi ist auch in der trockenen Jahreszeit so tief, daß man nur vermittelst einer Fähre hinübersetzen kann. In den bevölkerten Gegenden hat man Kreuzwege, und wo sie nicht vorhanden sind, ist das Gebüsch oft so dicht, daß nur Elephant und Rhinoceros hindurchdringen können. Eine Schaar tüchtiger Arbeiter würde dort eine Woche lang vollauf zu thun haben, um einen Weg für einen einzigen Tagemarsch zu bahnen.

In Zanzibar wird behauptet, im Innern gebe es keine Karawanen. Das ist ganz richtig, wenn man damit den Begriff von Kameelen und Maulthieren verbindet, wie in Arabien und Persien, paßt aber nicht, wenn man eine Schaar von Leuten, welche des Handels wegen reisen, als Karawane bezeichnet, und das Letztere muß man doch, denn Kameele sind ja nicht etwa die Hauptsache. Die Wanyamwezi kommen seit undenklichen Zeiten an die Küste hinab; manchmal und zeitweilig ist eine Straßenlinie durch Krieg oder in Folge von Blutfehden verschlossen gewesen, dann aber wurde stets eine andere geöffnet. Ehe die Zunahme des Verkehrs die Leute bewog, als Träger in den Dienst von Handelsleuten zu treten, und das geschieht erst seit wenigen Jahren, mußten die Kaufleute ihre Waaren durch Sklaven befördern lassen, welche sie an der Küste mietheten, und auf der nördlichen und südlichen Route, also nach dem Nyanza- und Nyassa-See, geschieht das auch noch jetzt. Die Wanyamwezi betrachten gegenwärtig das Lasttragen bei einer Karawane als einen Beweis männlicher Tüchtigkeit, Knaben trinken die Lust zu diesem Gewerbe gleichsam mit der Muttermilch ein, Jungen von sechs oder sieben Jahren nehmen einen kleinen Elephantenzahn auf die Schulter, und man sagt von einem jungen Menschen, der nicht Lust hat, Träger zu werden, er sitze in der Hütte und brüte Eier aus. Der Pagazi ist ein merkwürdiger Mensch; beim Vermiethen wird er vom Kaufmann so hohen Lohn als irgend möglich herauszudrücken suchen; dann arbeitet er um seinen Sold Monate lang; trifft er aber unterwegs in einer heimziehenden Karawane einen Freund, der ihn zum Ausreißen beredet, so wird er ausreißen und die Früchte seiner Anstrengungen, den Lohn, im Stiche lassen. Man muß darum bei solchen Gelegenheiten die Träger streng überwachen. Ohne Weiteres und ohne eine Veranlassung würden diese Wanyamweziträger nicht fortlaufen, weil dergleichen von der öffentlichen Meinung streng verurtheilt wird,

aber kein Kaufmann ist im Stande, sich die Zuneigung dieser Leute derart zu erwerben, daß nicht gelegentlich der eine oder der andere sich entfernte. Manchmal hängt das Verbleiben der Trägerschaar wie an einem Haar; es ist vorgekommen, daß sie alle bei einem sehr geringfügigen Vorwande die Ballen weggeworfen haben und abgezogen sind. Unter Umständen empfiehlt es sich, ihnen ihre Kleider mit Beschlag zu belegen und sie namentlich bei Nacht von bewaffneten Sklaven bewachen zu lassen. Doch nützen auch diese Vorkehrungen nicht immer, und ist der Flüchtling einmal über die Lagerstätte hinaus, so hält es sehr schwer, ihn wieder zurückzubringen. Wir haben schon bemerkt, daß es bei ihm für einen Ehrenpunkt gilt, das Gepäck nicht mitzunehmen; dagegen stiehlt ein Sklav, der die Karawane heimlich verläßt, allemal.

In der Kisawahelisprache nennt man Karawanen Safári, vom arabischen Safar, eine Tagereise, im Innern Rugendo oder Lugendo, ein Gang. Auf den Hauptstraßen findet man fast immer dergleichen. Nach aufwärts gehen sie am liebsten in den Monaten, in welchen die große und die kleine Regenzeit schließen, also an der Küste im Juni und September, weil dann Wasser und Lebensmittel in Menge vorhanden sind. Wer in der trockenen Jahreszeit auszieht, hat auf größere Beschwerden zu rechnen, muß für den Proviant das Doppelte, vielleicht das Dreifache zahlen, und auch darauf gefaßt sein, daß viele Träger ihm entlaufen. Aus dem Innern nach der Küste hinab, gehen die Karawanen, mit Ausnahme der eigentlichen Regenzeit, immer; aber es hält schwer, die Leute von Unyanyembe zwischen Oktober und Mai zum Verlassen ihres Heerdes und ihrer Felder zu bewegen. Wenn sie ihr eigenes Elfenbein fortschaffen, machen sie sich ohne Weiteres auf den Weg, und die Sorge für das Feld bleibt den Weibern und Kindern, aber vom Kaufmanne verlangen sie in dieser Zeit übertrieben hohen Lohn und zaudern auch dann noch.

Die Löhnung ist verschieden und wechselt oft. An der Küste liegt manchmal eine sehr große Menge von Trägern, die alle gern so rasch als möglich in ihre Heimath zurückwollen. Dann bricht zwischen den verschiedenen Gruppen heftiger Streit aus, weil jede einzelne die anderen zurückdrängen und zuerst bei einer demnächst abziehenden Karawane in Dienst treten möchte. Als die Wanyamwezi erst anfingen sich als Lastträger annehmen zu lassen, forderten sie für eine Reise von der Küste bis in ihre Heimath den Werth

von sechs bis neun Dollars in Domestics, gefärbtem Baumwollenzeug, Messingdraht und Sungomadschi, das heißt einer Glasperle von der Gestalt eines Taubeneies. Bald nachher fielen die Löhne, stiegen aber wieder mit dem Anwachsen des Verkehrs bis auf zehn und zwölf Dollars im Jahre 1857. Dazu kommen dann noch die Lebensmittel, nämlich nach alter Sitte ein Kubabah, $1^1/_5$ Pfund Getreide täglich, oder in Ermangelung desselben Manioc, Bataten und dergleichen, und an der Gränze ein Ochse, der als Geschenk betrachtet wird. Der Lohn für eine Reise nach der Küste ist geringer, weil die Träger auf Rückfracht rechnen. Die Araber nehmen an, daß ein Träger vom Meeresgestade bis an den Tanganyika-See und wieder zurück auf etwa 20 Dollars zu stehen komme. Die Wanyamwezi lassen sich immer nur bis Unyanyembe annehmen, und dort muß man eine neue Schaar miethen. Die Stärke einer Karawane hängt natürlich von den Umständen ab; manche zählen nur ein halbes Dutzend, andere dagegen einige hundert Köpfe; sie stehen jedesmal unter einem Mudewa, Kaufmann. An gefährlichen Stellen wird still gehalten, damit mehrere Karawanen sich vereinigen und dann, fünfhundert bis tausend Mann stark, einem Feind erfolgreichen Widerstand leisten können. Aber in manchen Gegenden ist für eine so große Menschenmenge nicht genug Mundvorrath herbeizuschaffen, und starke Karawanen kommen immer nur langsam vorwärts; manchmal erschöpfen sie auch das Wasser ganz und gar, so daß die nachfolgenden Noth leiden.

In Ostafrika hat man dreierlei Arten von Karawanen. Die eine wird ausschließlich von Wanyamwezi gebildet, die zweite von freien Suaheli, oder Fundi, Sklavenfaktoren, im Auftrage ihrer Herren geleitet; an der Spitze der dritten stehen Araber. Der Träger, Pagazi, entspricht dem westafrikanischen Carregador. Die Wanyamwezi schaaren sich in möglichst großer Anzahl; einige tragen ihre eigenen Güter, andere werden von kleinen Eigenthümern gemiethet, und Alle zusammen wählen einen Mtongi, arabisch Ras Kafilah, das heißt Anführer, Obmann, Leiter. In einer solchen Unyamwezikarawane giebt es weder Ausreißer noch Mißvergnügte; sie kommt rasch vorwärts, die Träger sind von Sonnenaufgang bis gegen elf Uhr Morgens in Bewegung, machen zuweilen auch einen Nachmittagsmarsch, und schleppen ohne Murren schwere Lasten, namentlich Elephantenzähne, an denen manchmal zwei zu tragen haben; das Elfenbein wird dann an eine Stange

gebunden und das nennt man eine Mziga ziga. Oft sind die Schultern gedrückt, die Füße wund, und die Leute gehen halbnackt, um ihre Kleider zu schonen. Decken oder Zelte haben sie nicht, sondern schlafen auf der Erde, nehmen als Geld eiserne Hacken mit, wofür sie unterwegs Korn eintauschen, oder zahlen damit den Sultanen Zwangstribut. Nur wenige haben eine Ochsenhaut zum Lager, einen irdenen Topf, einen Stuhl und einen Kilindo, das heißt Koffer von Baumrinde, in welchem sie Zeuge und Glasperlen verwahren. Bei unkräftiger Nahrung leiden sie viel von den Beschwerlichkeiten der Reise und vom Klima, manchmal brechen unter ihnen die Blattern aus, aber trotz alledem kommen sie, wenn auch abgemagert, doch ziemlich wohlbehalten an der Küste an. Mit einer solchen Karawane kann ein Europäer nicht wohl reisen.

Die Träger, welche ein arabischer Kaufmann (im Kisawaheli Mtadschiri, arabisch Mundewa) miethet, werden viel besser gehalten, essen mehr, arbeiten weniger und verursachen vielerlei Umstände. Außerdem sind sie unverschämt, maßen sich an, die Zeit des Aufbrechens und der Rast zu bestimmen, und klagen stets über viele Arbeit; zu Hause müssen sie sich mit einem magern Brei begnügen, unterwegs dagegen ist ihnen auch das Beste kaum gut genug, und sie haben immer nur Essen im Kopfe und auf der Zunge. Manchmal sind sie auf Fleisch mit einer Art von Wahnsinn versessen. Vom geschlachteten Ochsen erhält der Kirangozi (Anführer der Träger) den Kopf, nachdem er Brust und Lende dem Mtongi (Haupteigenthümer der Waaren) gegeben; das Uebrige wird unter die verschiedenen Khambi, Tischgenossenschaften, vertheilt. Für einen Europäer ist es auch nicht räthlich, mit einer solchen Karawane der Araber zu reisen, weil sie viel Zeit vertrödelt, ohne eigentlichen Plan bald rasch, bald langsam vorwärts geht, und auch sonst noch mancherlei Uebelstände hat.

Anders verhält es sich mit den Handelskarawanen, welche von Suaheli, Wamrima und den Sklavenfaktoren (Fundi, etwa ähnlich wie die Pombeiros im portugiesischen Afrika) geleitet werden. Diese wissen mit den Pagazi umzugehen, und verstehen deren Sprache und Sitten. Solche Safari hungern nicht wie jene der Wanyamwezi, und prassen auch nicht wie die Araber. Unterwegs haben sie weniger Beschwerden, an den Halteplätzen richten sie sich gemächlicher ein und leiden wenig durch Krankheiten. Diese halbafrikanischen Mtongi hegen große Abneigung gegen die Araber und

alle anderen Fremden, legen ihnen möglichst Hindernisse in den Weg, verbreiten unter den Eingeborenen allerlei nachtheilige Gerüchte, verlocken die Träger und Sklaven zum Ausreißen, und geben sich die größte, obwohl vergebliche Mühe, ihr altes gewinnreiches Monopol des Handels mit dem Innern zu behaupten.

Wir schildern nun den Tagemarsch und die Rast der ostafrikanischen Karawanen. Um drei Uhr Morgens, schreibt Burton, ist noch Alles still wie das Grab, selbst der Unyamwezi-Nachtwächter nickt an seinem Feuer. Eine halbe Stunde später krähen die Hähne, deren manchmal ein halbes Dutzend vorhanden sind. Als entschiedene Lieblinge der Sklaven und Träger, werden sie in Käfigen an Stangen getragen und reichlich getränkt. Also ein Hahn schlägt mit seinen Flügeln und kräht; alle anderen antworten. Wenn es dämmert, werden unsere Goanesen gerufen, um ein Feuer zu machen und das Frühmahl zu bereiten, das in Thee oder Kaffee oder Milchreis oder in einem einfachen Brei besteht, je nach den Umständen. Die Beludschen haben gebetet, stimmen ein geistliches Lied an, setzen sich um einen brodelnden Kessel speisen Fleisch und geröstetes Korn, und erfreuen sich an Tabak.

Um etwa fünf Uhr ist Alles im Lager wach und man hört schon hin und her reden. Dieser Augenblick ist kritisch. Am Abend vorher versprachen die Träger, Morgens in aller Frühe aufzubrechen, und einen recht langen Marsch zu machen. Aber am kühlen Morgen sind sie andern Sinnes als am warmen Abend, und vielleicht hat einer von ihnen das Fieber. In jeder Karawane giebt es auch einen Taugenichts, der allerlei Unfug anrichtet, laut schreiet und das große Wort führt. So sitzen denn die Träger um ein Feuer herum, wärmen sich Hände und Füße und schlucken den Rauch mit Wonne ein. Da alle derselben Meinung sind, so ist mit ihnen nichts anzufangen, und uns bleibt gar nichts übrig, als nach unserm Zelte zurückzugehen. Walten aber verschiedene Ansichten ob, dann ist es schon eher möglich, die Leute in Bewegung zu bringen. Man vernimmt: Kwetscha, Kwetscha! Pakia, pakia! Hopa, hopa! das heißt: Sammelt, packt, brecht auf! Dann folgt ein: Safari leo! heute eine Tagereise! auch hört man wohl ein P'hunda, Ngami! ich bin ein Esel, ein Kameel! Nun schreien und brüllen die Stimmen durcheinander; es wird getrommelt und gepfiffen, und zwischen das Alles hinein schallen die Töne des Kuduhornes, Barghumi. Ramdschi's Söhne reißen unsere Zelte nieder und legen wohl auch

wohl kleines Gepäck für sich zurecht; manchmal erweist mir Kidogo die Ehre, Verabredungen für den Tag zu treffen. Die Träger bleiben aber beim Feuer hocken, bis man sie hinwegtreibt. Dann erst laden sie sich die Waaren auf, und ziehen aus dem Dorfe oder Lager ab. Wir Beiden, Speke und ich, besteigen die Esel, wenn wir die Kraft dazu haben; diese Thiere werden von unseren Waffenträgern geleitet. Manchmal sind wir krank und müssen uns in Hangematten tragen lassen. Die Beludschen treiben ihre Sklaven vor sich her, um desto rascher an einen Platz zu gelangen, an dem sie eine Stunde im Schatten ausruhen können; ihr Hauptmann jedoch schließt den ganzen Zug; er ist sehr mürrisch und sein Rohrstock immer in Thätigkeit. Ein halbes Dutzend Gepäckstücke sind liegen geblieben, weil einige Träger entliefen oder der und jener sich um die Obliegenheit hinwegschob sie aufzunehmen; diese Sachen müssen also vertheilt werden. Im Nothfall sucht man einige Träger aus dem nächsten Dorfe auf einen Tag zu miethen; das ist aber allemal eine schwierige Sache, weil die Glasperlen schon vorausgeschickt sind und der Afrikaner nur pränumerando sich zu etwas versteht.

Endlich ist Alles bereit. Nun schultert auch der Kirangozi, der Obmann der Unyamwezitrâger, seine allemal leichte Bürde auf, und entfaltet seine Flagge. Dieses Zeichen der aus Zanzibar kommenden Karawanen ist blutroth, und jetzt schon von Dornen zerfetzt. Dem Obmann folgt ein privilegirter Pagazi und paukt auf eine Kesseltrommel, der Kirangozi trägt ein schmales, sechs Fuß langes Scharlachtuch; es hat eine Oeffnung, damit er den Kopf hindurchstecken kann, und hängt vorne und hinten in Streifen hinab; auch trägt er einen seltsamen Kopfputz, das Fell eines schwarzen und weißen Affen, oder ein Katzenfell, das über die Schulter herabhängt, während das Haar mit Eulen- oder Kranichfedern verziert ist. Sein Amtszeichen ist ein K i p u n g o, Fliegenwedel, der aus einem mit Glasperlen besetzten Thierschwanze besteht. Dieser Kirangozi leitet die Karawane und Niemand darf ihm vorausgehen. Wer es thut, muß Strafe geben, und damit man am Ende des Marsches den Schuldigen gleich wieder erkenne, zieht man ihm einen Pfeil aus seinem Köcher. Nach dem Auszuge geht die Karawane in buntem Durcheinander zuerst einige hundert Schritte weit und hält dort an, um sich zu ordnen. Gewöhnlich sind vorher einige Hütten des Kraals in Feuer aufgegangen; namentlich im Winter

brennen diese Khambi wie Zunder hinweg, und die nächste Karawane findet nur einen Aschenhaufen. Während in dieser Beziehung der Pagazi sehr sorglos ist, giebt er sich anderseits die Mühe, den Nachkommenden anzudeuten, wo man Wasser finden könne. Er schneidet eine Art Mundloch in einen Baumstaum, steckt ein Holzstäbchen hinein, das eine Tabakspfeife bedeuten soll, und macht wohl auch andere weniger anständige Späße.

Nun windet sich die Karawane wie eine ungeheure Schlange über Hügel und Thal, durch Wald und Feld. Alle folgen dem Kirangozi, einer geht hinter dem andern. Zunächst hinter dem Führer schreiten die mit Elfenbein schwer Beladenen, als die Vornehmsten der Schaar. Vorne am Elephantenzahn hängt eine Kuhglocke, hinten das Privatgepäck des Trägers. Dann folgen die Männer, welche Zeug und Glasperlen tragen, Packen von sechs Fuß Länge und zwei Fuß Durchmesser, und nie schwerer als zwei Frassilah, also etwa siebenzig Pfund. In dritter Linie kommen andere Träger und die Sklaven mit allerlei leichteren Gepäckstücken, Rhinoceroszähnen, Salz, Häuten, Tabak, Messingdraht, eisernen Hacken, Kästen und Koffern, Bett- und Zeltgeräthen, Töpfen und Kalebassen, Matten und dergleichen mehr. Mit den Pagazi, aber in abgesonderten Gruppen, gehen die bewaffneten Sklaven, die niemals ihr Gewehr ablegen, die Frauen und die Kinder; auch diese letzteren tragen immer etwas. Auf den Eseln hängen Sattelranzen von Giraffen- oder Büffelhaut. Insgemein ist auch ein Mganga bei der Karawane, und der heilige Mann verschmähet es nicht als Träger zu dienen. Aber da er ein Geistlicher ist, so nimmt er kraft seiner Privilegien und seines heiligen Berufes allemal das leichteste Gepäck für sich in Anspruch; gewöhnlich ist er kräftig und wohlgenährt, weil er, wie manche seines Standes in allen Erdtheilen, viel ißt und wenig arbeitet. Hinter der Karawane her gehen oder reiten die Eigenthümer der Waaren.

Alle Leute tragen ihre schlechtesten Kleider. Nachdem für Märsche durch wüste Strecken die Mundvorräthe ausgetheilt worden sind, hängt sie der Wanderer auf den Rücken, und bindet wohl auch seinen dreibeinigen Schemel an den Vorrathssack, denn er ist sehr nothwendig, weil Niemand gern sich auf den feuchten Boden setzt. Daß diese schwarzen Barbaren sehr putzliebend sind, wissen wir schon. Abgesehen von den Glasperlen, den Messingreifen und Elfenbeinringen, haben einige eine N g a l a, d. h. eine Zebramähne, welche

rund um den Kopf emporsteht, wie die Glorie bei einem Heiligen; andere befestigen einen Ochsenschwanz auf dem Haupte, der lang hervorsteht, wie beim Einhorn; wieder andere schmücken sich mit Affen- und Ocelothäuten, und hängen Schellen an sich. Jeder führt Waffen, entweder Bogen und Pfeile, oder ein paar lange Speere, eine kleine Streitaxt oder auch nur eine Keule.

Unterwegs vertreibt man sich die Zeit mit Pfeifen, Singen, Schreien, Lachen, Hornblasen, Trommeln, Nachahmen von Stimmen der Vögel oder vierfüßiger Thiere und mit Schwatzen. Das Geräusch nimmt gar kein Ende, und gewaltig wird das Lärmen, wenn die Karawane vor ein Dorf kommt und die Flagge aufzieht. Dann rufen Alle durcheinander Hopa, Hopa! Vorwärts. Mgogolo! Ein Halteplatz! Zu essen, zu essen! Nur nicht müde, hier ist der Kraal, bald sind wir dort! Vorwärts, Kirangozi! O, wir sehen unsere Mutter und bekommen zu essen! — Während der Wanderung selbst gilt es für der Klugheit angemessen, so viel als möglich zu lärmen, damit ein Feind die Karawane für stark und furchtbar halte; im Kraal verhält man sich aus demselben Grunde möglichst still. Bei einem Angriffe, der das Fortlaufen unmöglich macht, wirft der Träger seine Last ab, bereitet sich zum Kampfe und thut schon der Selbsterhaltung wegen seine Schuldigkeit. Ein über den Weg laufendes Stück Wild wird allemal verfolgt. Bei zwei einander begegnenden Karawanen hat die von einem Araber geführte das Vorrecht auf den Weg; sind aber beiderseits die Führer Wanyamwezi, so kommt es wohl zu heftigem Zanken und zu Prügeleien. Blut wird selten dabei vergossen. Die Kirangozis freundlicher Karawanen wackeln einander im Trott entgegen, bleiben dann mit gespreizten Beinen stehen, werfen sich in die Brust, blicken beim Weitergehen stolz zur Seite; dann ducken sie sich plötzlich, und rennen gegen einander wie Widder, Kopf gegen Kopf. Diesem Beispiele folgen alle anderen, und wer dieses Kopfanrennen zum ersten Male sieht, muß glauben, es sei dabei auf Feindseligkeiten abgesehen; aber das Ganze endet mit allgemeinem Gelächter. Die schwächere Karawane muß übrigens der stärkern ausweichen und ein kleines Geschenk geben.

Wenn gegen acht Uhr die Sonne höher steigt und schon empfindlich wird, bläst man auf dem Barghumi, zieht die rothe Flagge auf und hält an einer schattigen Stelle kurze Rast. Die Träger legen das Gepäck ab, rauchen Tabak oder Hanf, und zanken wegen der besten Plätze. Liegt die Station so weit entfernt, daß der

Marsch bis gegen Mittag dauert, dann sieht es schlimm aus und die Leute haben viel auszustehen. Der Erdboden wird so heiß, daß er selbst die mit einer Art von Horn überzogenen harten Fußsohlen der Schwarzen wie Feuer brennt, auch hört man oft den Ausruf Miba hapa! Dornen hier. Die Araber und Beludschen halten oftmals an, um zu verschnaufen, Träger und Sklaven werfen sich wo sie können im Schatten hin, und manche stellen sich krank. Doch kommt es nicht oft vor, daß Jemand unterwegs zur Weiterreise unfähig wird. Die Afrikaner richten Alles gern so ein, daß der beschwerlichste Theil eines Tagemarsches nicht zu Anfang, sondern gegen das Ende desselben zu überwinden ist.

Ein lautes Geschrei, Schellengeläut, Trommeln, Pfeifen und Hörner, auch wohl ein paar Schüsse melden, daß der Vortrab die Lagerstelle erreicht habe, und nun rennt jede Abtheilung so rasch als möglich, um die besten Hütten im Kraal für sich in Beschlag zu nehmen. Dabei giebt es denn allemal auch Zank und Schlägerei. Einige hauen junge Bäume oder Büsche ab, um sich ein schattiges Dach zu bereiten, Andere suchen Reisig und Zweige zu demselben Zwecke, noch Andere Brennholz. Der Ostafrikaner ist nicht gern unter freiem Himmel, sondern macht sich, wo es einigermaßen angeht, eine Art von Häuslichkeit zurecht. Wir beiden Weißen breiten irgendwo im Schatten unsere Teppiche und Eselsättel aus und ruhen, bis die allezeit murrenden Söhne Ramdschi's mit den Zelten kommen; kein Schwarzer wird uns gutwillig eine Hütte einräumen, und deshalb müssen wir gelegentlich den einen oder den andern aus einer solchen wie einen Dachs herausziehen. Kaufleute halten der Sicherheit wegen lieber in einem Khambi als in einem Dorfe Rast; aber die letzteren sind trotz ihrer großen Unsauberkeit doch weniger ungesund, und haben den Vorzug, daß man sich mit geringeren Umständen Lebensmittel verschaffen kann. Das Zelt des Arabers, Chayma, besteht aus Domestics, die man über einige Stangen spannt, und schützt weder gegen Sonne noch Regen. Es gilt aber für anständiger, in einem solchen Zelte zu wohnen, als in einer Hütte.

Die Wamrima lassen Fremde in ihre Dörfer ein, und die Wazaramo würden dasselbe thun, wenn sie nicht in steten Fehden mit den Wanyamwezi lägen, denen also die Gastfreundschaft versagt wird. In Khutu nehmen die Karawanenleute die besten Wohnungen mit Gewalt für sich ein. Im östlichen Usagara schlagen

die Reisenden ihre Zelte mitten im Dorfe auf, und die Pagazi suchen unter den überhängenden Dächern der Bauernhütten Schutz. Weiter nach Westen hin, wo das viereckige Dorf, Tembe, vorkommt, rastet man Nachts in einem Kraal; in Ugogo geht man nicht in die Wohnorte, weil sie ungemein schmutzig und die Menschen sehr gefährlich sind. Im östlichen und mittlern Unyamwezi zieht man dagegen ohne Weiteres in ein Dorf ein; eine Abtheilung der Karawane nimmt das Iwanza, Gemeinde- und Versammlungshaus, in Besitz, eine andere bauet große Hütten aus Zweigwerk, und der Führer sucht ein Obdach für den Kaufmann. Im westlichen Unyamwezi wird der Fremde nicht allemal zugelassen; im östlichen Uvinza darf er wohl ins Dorf kommen, man räumt ihm aber keine Hütte ein. Das westliche Uvinza ist eine Wüstenei wie die Marenga- und Mgunda-Mkhali, in welcher jedoch die Karawanen in kurzen Zwischenräumen gute Khambi antreffen. In Udschidschi bietet der Sultan zu allererst sein Magubiko oder Geschenk dar, und nachher weist er den Fremden auf so lange Wohnungen an, bis sie sich Hütten gebaut haben. In den anderen Ländern am See hängt die Aufnahme davon ab, wie stark die Karawane bewaffnet ist, und wie der Obmann mit den Leuten umzugehen weiß.

Der Khambi oder Kraal ist nicht überall derselbe. In den östlichen Gegenden, wo Bäume selten sind, verfertigt man ihn aus beworfenem Flechtwerk, das mit Rinde bedeckt wird, und bildet einen Kreis; das Dach ist geneigt und besteht aus Rohr oder Stroh. In dem innern Raume, nach welchem die Thüren der verschiedenen Hütten hinausgehen, stehen einige Buden oder Verschläge für die Kaufleute und Obmänner; die Außenseite des Ganzen ist mit einer Hecke von lose aufeinander gehäuften Dornen umgeben. Manchmal ist eine Karawane genöthigt sich selber einen Kraal zu bauen, und dann werden nicht eher Lebensmittel ausgetheilt, als bis der äußere Kreis fertig dasteht, also das Vieh hinter demselben Schutz findet.

Die ständigen Kraals werden in Folge der Unsauberkeit bald so widerwärtig und ekelhaft, daß man sie schon nach einigen Monaten niederbrennen muß. Sogenannte Masika-Kraals werden nur während der Regenzeit benützt, wenn man überall Wasser findet; Kraale aus Birkenrinde findet man zuerst in Uvinza, wo viele Bäume wachsen, und dann weiter bis zum Tanganyika-See; einige gleichen Dörfern und haben eine Viertelmeile im Umfange. Die

Anwohner des Sees nehmen auf ihren Reisen steife Matten aus Karagwah mit sich, spannen dieselben über Busch- oder Baumzweige aus, und haben dann ein schirmendes Obdach. Zuweilen stellen sie auch starkes Rohr in der Art zusammen, wie unsere Soldaten ihre Gewehre. Die Afrikaner behelfen sich auf einem sehr engen Raume, und es liegt ihnen nichts daran, ob die Beine während der ganzen Nacht dem freien Himmel ausgesetzt sind.

Nachdem die Wohnungen im Kraal vertheilt worden, die Thiere abgepackt sind und Wasser herbeigebracht worden ist, denkt man ans Essen. Die Frauen zerreiben Korn, die Hähne krähen, die Sklaven arbeiten an den Mörsern und zerstampfen Kaffee. Der Feuerheerd besteht aus drei Steinen und hat immer guten Zug; den schwarzen irdenen Topf stellt man auf einen Dreifuß, und jede Gruppe setzt sich um denselben herum. Daheim müssen die Schwarzen sich meist mit dürftiger Kost begnügen und sind dabei auch zufrieden, unterwegs können sie dagegen nicht genug bekommen, essen so viel sie nur haben, verzehren rasch in ein paar Tagen Rationen, die auf eine ganze Woche ausreichen sollen, und klagen dann gar noch, daß sie hungern müssen. Mit den Worten Poscho, P'hamba! Essen, Rationen! kann man sie allezeit aus ihrer Trägheit aufrütteln. Wenn sie nicht essen, schmauchen sie Tabak oder Hanf, kauen Asche mit Tabak und einer Art rother Erde, die wahrscheinlich aus den Leichen weißer Ameisen besteht. Sie sind wie betrunken, wenn sie nach längerem Entbehren sich plötzlich mit Speise recht vollfüllen. Die Araber geben ihnen nicht gleichmäßig zu essen, sondern lassen die Träger zuweilen hungern, um ihnen dann recht viel auf einmal zu reichen; sie wissen, daß der Magen der Barbaren solche Extreme liebt. Der Tag wird mit Nichtsthun verbracht, und ein Mann beklagt sich bitterlich, wenn er sein Gepäck, aus dem wir das Eine oder das Andere nöthig haben, ins Zelt schaffen soll. Eine Musterung erregt allgemeines Mißvergnügen und die Träger schreien dagegen: sie seien keine Sklaven und ließen sich nichts befehlen. Dann kauern sie sich um das Feuer herum, kümmern sich nur um ihr Essen, und hören nicht eher auf, als bis ihr Bauch rund ist wie eine Kugel. An gezwungenen Fasttagen sitzen sie trübsinnig umher, rauchen und werfen neidische Blicke auf unsere Kochtöpfe.

Wir beiden Weißen vertreiben uns die Zeit, so gut es eben gehen will. Bald liegen wir unter zusammengebundenen Zweigen,

bald unter einem schattenspendenden Baume, seltner im Zelte, schreiben an unseren Tagebüchern, entwerfen Skizzen und besorgen, was sonst nöthig ist. Beim Schlachten eines Ochsen und beim Austheilen des Fleisches muß einer von uns zugegen sein; etwa ein Viertel bekommen die Träger, welche wie gierige Hyänen umhersitzen und schreien; manchmal bricht von Außen Jemand durch den Kreis, nimmt schnell ein Stück weg und entläuft. Um vier Uhr speisen wir, bald magern Brei und mageres Ziegenfleisch, bald junge Perlhühner und andere Delicatessen, je nachdem es sich trifft. Nach uns speisen unsere Diener, aber die beiden Goanesen wollen, als gute römische Christen und weil sie sich halb und halb für Europäer halten, mit der Heidenschaft nichts gemein haben; deshalb bilden Mabruki, Bombay und die Sklaven ihre besonderen Speisegesellschaften.

Abends werden die Ochsen und Kühe eingebracht und die Esel angebunden. Hat man keine ermüdende Tirikeza gehabt, reichlich gegessen, und scheint der Mond hell, (der auf diese Schwarzen einen eben so belebenden Eindruck zu machen scheint wie auf die Schakals,) dann wird nach Herzenslust getrommelt, man klatscht in die Hände, Jedermann fängt zu singen an, und man holt die Jugend beiderlei Geschlechts aus dem nächsten Dorfe; denn es soll getanzt werden, und man geht auch auf allerlei Liebeleien aus. Das Tanzen ist allerdings eine schwere Arbeit, aber sie macht den Afrikaner nicht müde. Die Sache selbst beginnt mit sehr ernsthafter, feierlicher Miene. Dann tritt ein Tänzer auf, gewöhnlich der Lustigmacher des Dorfes, tanzt allein, bewegt Hände, Arme und Beine, schwenkt seine mit Haar verbrämte Kuhhaut, springt umher, und verrenkt die Glieder. Dann bildet sich ein Kreis um das Feuer, ein Mann tritt aus demselben heraus, singt vor, und die anderen summen im Chore nach. Nachher stampfen alle Tänzer abwechselnd mit dem einen oder dem andern Fuße, bewegen die Beine, als ob sie in einer Tretmühle ständen, und plötzlich stampfen Alle gleichzeitig auf, denn sie halten vortrefflich Takt. Nun beginnt wieder ein anderer Tanz. Erst wanken sie mit dem Leibe von einer Seite nach der andern, anfangs gemessen, aber bald wird die Aufregung groß, sie neigen sich und richten sich wieder empor, und zuletzt schlenkern Alle die Arme wie Windmühlenflügel. Oft schließt diese Lustbarkeit mit einer großen Promenade, die dann in einen Höllengalopp ausartet; man glaubt einige hundert Teufel rasen zu sehen. Nun wird nicht mehr ge-

sungen, denn alle Tänzer werfen sich unter hellem Gelächter platt auf die Erde hin und schöpfen endlich wieder Athem. Die Alten blicken mit Entzücken auf dieses Schauspiel, gedenken der Tage, da sie auch dergleichen leisten konnten, und rufen laut: „Schön, sehr, sehr schön!“ Die Frauen tanzen für sich allein.

Aber sehr oft wird nicht getanzt. Dann setzen sich die Träger nach dem Essen um ein Feuer, rauchen, schwatzen und singen. Auch auf mich haben sie einen Gesang gedichtet, und mir die Ehre angethan, mich als Mbaya (böse, schlecht) poetisch zu verherrlichen. Der Gesang lautet:

Muzungu mbaya (der böse weiße Mann) geht von der Küste.
Nun fällt der Chor ein:
Puti, puti! (Der kleine Kerl.)
Wir wollen folgen dem Muzungu mbaya;
Puti, puti!
So lange er uns zu essen giebt;
Puti, puti!
Wir wollen über Berge und durch Flüsse gehen.
Puti, puti!
Mit der Karawane dieses großen Mundewa (Kaufmannes).
Puti, puti!

Und so weiter. Inzwischen zanken, schreien und brüllen die Beludschen und die Söhne Ramdschi's, und sprechen vom Essen und wieder vom Essen, bis um etwa acht Uhr der Ruf: Lala, Lala! Schlafen! gehört wird. Die Männer begeben sich sofort zur Ruhe, die Frauen aber schwatzen manchmal bis Mitternacht. Allmälig versinkt die Karawane in Schlaf, und nun bietet das Ganze ein eigenthümliches, ergreifendes Bild. Die halberloschenen Feuer flackern dann und wann auf und werfen in weitem Kreise einen seltsamen Schein auf den Gestrüppwald und die hohen Bäume im schwarzen Forst. Ueber mir am tiefblauen Himmel flimmern die silbernen Sterne, am westlichen Horizont steht ein glänzender Halbmond und über ihm strahlt Hesperus wie ein Diamant.

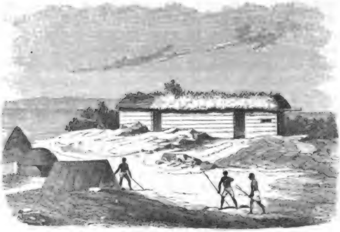
Die Strecke, welche eine Karawane im Laufe eines Tages zurücklegt, ist natürlich sehr verschieden. An einem kühlen, mondhellen Morgen kann ein Pagazi auf ebenem Pfade beinahe vier englische Meilen in der Stunde zurücklegen, im Durchschnitt aber nur drei Statutmeilen, und rechnet man, daß etwa 150 Mann im Gänsemarsch hinter einander gehen, so darf man etwa 2¼ Meile an-

nehmen. Aber die Straße macht 20 bis 40 und 50 Procent Windungen. Des Portugiesen Lacerda Träger in Ostafrika hielten eine Tagereise von $2^1/_2$ portugiesischen oder $9^1/_3$ englischen Statutmeilen für ein sehr schweres Tagewerk. Die Schwarzen im Norden des Aequators sind bessere Fußgänger als jene im Süden.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einigen Bemerkungen über die ostafrikanischen Dörfer. An der Küste bestehen sie aus großen, meist länglichen Vierecken von beworfenem Flecht- oder Pfahl- und Lattenwerk; das Dach steht weit über und bildet eine Verandah; weiter landeinwärts tritt dagegen die Nyumba auf, das ächt afrikanische Wohngebäude, nämlich die runde Hütte, welche schon von so vielen Reisenden beschrieben worden ist. Livingstone äußert wohl ganz richtig, daß diese runde Form das Ergebniß eines Mangels an Erfindung bei diesen Barbaren sei. Man steckt junge Baumstämme in die Erde, bindet sie oben zusammen, und deckt Rohr oder Gras darüber. Fensteröffnungen kennt man nicht, und die einzige Oeffnung ist ein Thürloch an der Seite. Das ist die allereinfachste Hütte; jene, welche unsern Bienenkörben gleicht, ist schon ein Fortschritt. Sie sieht etwa aus wie eine umgestülpte Obertasse mit ausgebauchten Seiten und hat ein hübsches Dach, dessen einzelne Kreise wie Ziegel übereinander liegen; aus der Ferne gesehen hat eine solche Hütte Aehnlichkeit mit einem kolossalen Vogelneste. Das Gerüst stellt man aus Pfählen und rohen Stämmen junger Bäume her, flicht in die Quere Zweige, bewirft die Wände innen und außen mit Schlamm, der zuweilen abgeputzt und mit allerlei Figuren verziert wird. Solch eine Hütte hat 20 bis 25 Fuß Durchmesser und ist in der Mitte 7 bis 15 Fuß hoch; ein starker Baumstamm, gegen den alle anderen Stangen zusammenlaufen, bildet den Hauptträger des Ganzen. Das Dach, welches zuletzt aufgesetzt wird, besteht aus einem Flechtwerk von Zweigen, auf welches man Palmzweige und Gras legt; das Ganze wird dann mit Streifen von Baumrinde überzogen. Unter dem bis zu sechs Fuß weit vorstehenden Ueberhange, der gleichfalls von Pfählen und Querstangen gestützt wird, und Schatten giebt, hält sich die Familie am liebsten auf. Die Eingangsthür ist immer eng und klein, damit in der heißen Zeit die Hütte kühl bleibe und bei kaltem Wetter Rauch und Wärme nicht rasch abziehen. Man verstellt diese Oeffnung Nachts mit einer aus Rohr geflochtenen Platte; gewöhnlich hat die Hütte auch noch eine zweite Thür, die aber nur dann geöffnet wird,

wenn man die Flucht ergreifen will. In kalten und feuchten Gegenden haben die Hütten noch eine zweite Wand und auch ein zweites Dach.

Es ist schon bemerkt worden, daß im mittlern Usagara diese Bienenkorbhütte dem viereckigen Tembe Platz macht, das westlich bis über Unyanyembe hinauskommt. Es ist gleichfalls afrikanischen Ursprungs, gleicht aber den Hischam im Hedschas und jenen im Innern offenen Häuserquadraten, welche durch die Araber eine so



Ostafrikanische Häuser.

weite Verbreitung gefunden haben. In Ostafrika deutet es schon eine Art von Entwickelung und Fortschritt an, denn bei den wilden Stämmen kommt das Tembe nicht vor, und gleich westlich von Unyamwezi, in Uvinza und am Tanganyika-See findet man sofort wieder den Bienenkorb.

Das Tembe sieht von Weitem wie ein Erdaufwurf aus, und wenn man an jedem Winkel ein Blockhaus anbrächte, so wäre es für Afrika eine respektable Festung, die den Schwarzen erfolgreichen Widerstand leisten könnte. Es bildet, wie schon bemerkt, ein längliches, im Innern offenes, meist unregelmäßiges Viereck, mit Krümmungen, vorstehenden Ecken und Halbkreisen; im Hügellande ist es auch wohl oval. In der Gegend von Msene, wo viele schöne Bäume

wachsen, ist das Tembe oft mit einem Pfahlwerk, Boma, von jungen Stämmen umzogen, die man mit Thierschädeln und allerlei Talismanen verziert; in feuchten Gegenden pflanzt man noch einen dreifachen lebendigen Zaun ringsum und legt einen Abzugsgraben an. Der offene Raum vor dem Hauptwege, welcher durch diese Hecken führt, hat einen besondern Zierrath, nämlich ein Dutzend im Halbkreis aufgestellter Stangen, auf denen Menschenschädel hängen. Zu manchen Dörfern kann man nur durch einen langen, engen und finstern Pfahlgang kommen. Ein Tembe, das lediglich zur Vertheidigung gebaut ist, wird Kaya genannt, (der Obmann heißt Muinyi Kaya), aber man gebraucht das Wort auch manchmal für ein Mdschi oder Boma, das ein mit Pfahlwerk umgebenes Dorf überhaupt bedeutet. In einigen Theilen von Unyamwezi liegt eine Bandani, äußere Hütte vor dem Tembe; dort pflegen Männer und Frauen ihre Arbeiten zu verrichten.

. Das Dachgerüst wird dick mit Gras und dieses gleichfalls sehr dick mit Schlamm und Thon belegt; es fällt nach beiden Seiten hin etwas ab, damit das Regenwasser hinunterfließe, ist aber doch so flach, daß man Korn, Kalebassen, Melonen, Manioc und viele andere Sachen dort hinlegen und trocknen kann. Einen schattengebenden Ueberhang hat es nicht; zum Hinaufsteigen dient eine sehr einfache Leiter, nämlich ein Baumstamm, in welchen man Trittstufen gehauen hat; in der Regenzeit ist es grün, und Burton bedauerte sehr, daß er nicht etwas Samen von Senf oder Kresse bei sich hatte. An jeder äußern Seite befinden sich einige Thüröffnungen, die man nach Sonnenuntergang schließt. Später darf Niemand mehr sein Tembe verlassen. Das Innere ist durch Wände in verschiedene Gemächer abgetheilt, die 20 bis 50 Fuß lang, 12 bis Fuß breit sind. Die gemeinschaftliche Mauer eines großen Tembe umschließt die Wohnungen mehrerer Familien, welche den innern Hofraum gemeinschaftlich benützen, und das Vieh melken. Es ist sehr unsauber, hoch mit Dünger bedeckt, der bei heißem Wetter sich in Staub auflöst und beim Regen einen Sumpf bildet. Manchmal stehen Bäume auf diesen Höfen, allemal aber sieht man dort die kleine Fetischhütte, Mzimu, vor welcher man opfert.

In manchen Gegenden, zum Beispiel in Ugogo, werden diese Wohnungen so unreinlich gehalten, daß man sie schon nach einem Jahre niederbrennen muß. Selbst die Schwarzen können es dann

darin nicht mehr aushalten. Das Innere ist wie eine Menagerie, beherbergt Hühner, Schweine und äußerst unverschämte Ratten; Skorpione und Ohrwürmer fallen aus dem Sparrwerke herab; der erstere heißt Nge, ist klein und gelb; sein Stich ist schmerzhaft, aber nicht gefährlich; der grüne, fünf Zoll lange Skorpion in Ugogo ist giftiger und sein Stich verursacht große Qualen. Die Araber sagen, ein Skorpion in Ostafrika müsse sterben, wenn er fünf Mal gestochen habe, und wenn man ihm einen Stecken auf den Rücken halte, tödte er sich selber. Der Ohrwurm kommt an allen feuchten Stellen vor und sucht die Hütte des Schattens wegen auf; der Aberglaube, welcher sich in Europa an dieses Thier knüpft, ist in Ostafrika nicht bekannt. Dieses Insekt häutet sich vor der Regenzeit. Ein kleiner Holzwurm mit schwarzem Kopfe arbeitet so fleißig, daß oft ein gelber Staubregen aus dem Sparrwerk herabkommt; Heimchen zirpen vom Abend bis zum Morgen, Kakerlaken sind in großer Menge vorhanden; eine Mauerwespe wird durch ihr Summen lästig, Eidechsen fehlen auch nicht, und in den Winkeln weben scheußlich häßliche Spinnen. Dazu kommen dann noch Fliegen aller Art, Mücken, Flöhe, Wanzen und die allerabscheulichste Plage, kleine Ameisen. Es giebt runde und ovale, flache und aufgeschwollene Wanzen; der Biß der größten verursacht Fieber.

In Unyamwezi findet man in jedem Tembe eine Kitanda, Bettstelle, oft auch mehrere; man legt ein paar Ochsenfelle, vielleicht auch eine Binsenmatte auf das rohe Gestell und das Bett ist fertig. Aber nur ein Afrikaner kann darauf schlafen; es ist zu kurz und zu hart und wimmelt von Wanzen; ein Stich dieses häßlichen Insektes gewährt indessen dem Afrikaner nur ein angenehmes Kitzeln, und der widerwärtige Geruch ist ihm angenehm. An den Wandpflöcken hängen vielerlei Hausgeräthschaften, z. B. hübsch geflochtene Seile, Kalebassen und walzenförmige Körbchen. Das Getreide wird in einem besondern Gemache verwahrt; man zerreibt das Korn auf einer Granitplatte; die Kochtöpfe stehen auf drei Füßen; der Besen ist ein Graswisch oder auch ein Bündel Bambusfasern, wird aber wenig gebraucht, weil man das Säubern lieber den Ameisen überläßt. Vom Sparrwerke hängen Trommeln und Kesseltrommeln, Häute und Felle herab, an den Wänden Bogen und Pfeile, Wurf- und Stoßspeere. Im innern Dache muß, des guten Glückes wegen, immer ein Pfeil stecken; Elfenbein wird gleichfalls im Sparrwerk aufbewahrt und dadurch angeräuchert; es verliert die bräunliche Farbe,

wenn es mit warmem Blute gewaschen wird. Den größten Putz bildet der Kiti, kleine Stuhl oder Schemel, der aus einem Blocke geschnitzt wird, nur einen Fuß hoch ist und sechs Zoll im Durchmesser hält; die Oberfläche ist etwas ausgehöhlt. Er hat gewöhnlich drei nach Außen gekrümmte Beine, manchmal auch vier. Sultane und Mganga halten es für ihrer unwürdig, auf der bloßen Erde zu sitzen.

Neuntes Kapitel.

Reise durch das westliche Unyamwezi. — Die Regenzeit. — Fieber und Heilkünstler. — Ein braver Araber. — Das östliche Wilyankuru; Kirira; der Marktplatz Msene und dessen Handelsverhältnisse.. — Der Sultan Masanza. — Burton's schwerste Erkrankung. — Der Fluß Malagarazi.

Unter einer Menge von Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art wurden die Reisenden vom 8. November bis zum 14. Dezember 1858 in Kazeh zurückgehalten. Gewöhnlich bleiben die Karawanen, welche nach Udschidschi wollen, sechs Wochen bis zwei Monate in Unyanyembe, um auszuruhen und die nöthigen Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen.

Gleich nach der Ankunft in Kazeh lohnte Burton die Träger ab und sie zogen fort, ohne ihm auch nur ein Lebewohl zu sagen. Dann kamen wieder einmal Zerwürfnisse mit den Beludschen, die unter Vortritt ihres Hauptmannes und in Staatskleidern ihre Aufwartung machten, um ein Geschenk zu fordern, weil sie den Reisenden bis nach Kazeh sicher geleitet hätten; ohne Bakschisch könnten sie nicht weiter mitgehen. Das verstieß aber gegen die schriftliche Uebereinkunft, und als Speke dieselbe vorwies, schwiegen sie und bettelten um Salz und Gewürze, um Tabak und Ziegen, um Pulver und Kugeln. Sie betrugen sich eben so schlecht, wie Kidogo und der Kirangozi; auch mit diesen kam Burton wieder in allerlei Irrungen, weil sie es darauf abgesehen hatten, aus seiner

Verlegenheit Nutzen zu ziehen. Sie meinten, daß er ohne ihre Beihülfe sich keine neuen Träger verschaffen könne, obgleich der Kirangozi verpflichtet war, dafür zu sorgen.

Am 14. November setzte der Masika oder die nasse Jahreszeit ein; sie hatte sich schon seit einiger Zeit durch starke Regenschauer, die in Zwischenräumen eintraten und die trockene Hitze unterbrachen, deutlich angekündigt; jetzt öffneten sich die Wolken, es goß wie in Strömen herab, und auch „Regensteine“ fielen, nämlich Hagel. Diese Regenzeit ist die eigentlich „gesunde“ Jahreszeit in Ostafrika, und nach der Hitze, dem Staube und der Dürre der heißen Monate wirken die frische Luft und das neue Grün wahrhaft erquickend. Aber für Reisende bringt sie auch sehr viele Unannehmlichkeiten. Die Wanyamwezi bestellen dann ihre Felder, und wollen, wie schon früher bemerkt wurde, sich nicht als Träger anwerben lassen. Allerdings kamen viele Bauern vom Lande herein und machten Versprechungen, ließen sich aber nicht wieder blicken, nachdem sie das Vergnügen gehabt hatten, einmal weiße Männer zu sehen. Mit Mühe brachte Sney ben Emir zehn Männer zusammen, welche aber sofort Miene zum Fortlaufen machten. Die erste Zeit des Masika ist allemal ungesund, die Fremden leiden dann viel vom Fieber, der rasche Umschlag der Temperatur wird empfindlich. Speke befand sich ziemlich wohl, aber die goanesischen Diener bekamen die Mukurungu, die Eingewöhnungskrankheit von Unyamwezi, welche in einem abschwächenden Gallenfieber besteht, und selbst Mabruki und Bombay waren leidend. Bald kam auch die Reihe an Burton, und Sney ben Emir's „Kameeldoktern“ mit gepulvertem Ingwer wollte nicht anschlagen. Da holte der Doktor eine Mganga, alte Hexe, herbei, die als Heilkünstlerin großen Ruf hatte. Nachdem sie ihre Vorausbezahlung bekommen hatte, untersuchte sie den Mund des Kranken und fragte, ob er nicht etwa Gift bekommen habe. Daraus geht hervor, daß Vergiftungen in jenem Lande nicht gerade selten sein müssen. Dann zog sie aus einem kleinen Zauberkürbiß ein grünliches Pulver, wahrscheinlich von Hanf, hervor, begoß dasselbe mit Wasser und gab es dem Kranken zum Einschnupfen. Natürlich erfolgte sogleich ein starkes Niesen, das von der Alten mit lautem Freudengeschrei begrüßt wurde. Nachher rieb sie ihm den Kopf mit einem andern Pulver und erklärte, daß nun ein tüchtiger Schlaf eintreten werde; am andern Morgen wolle sie wiederkommen. Allein sie erschien nicht, denn sie war nun reich

geworden und hatte genug, um sich eine Woche lang täglich in Pombe zu betrinken. Dieses Unyamwezifieber läßt große Schwäche, Leberleiden, Brennen in der Handfläche, Jucken auf den Fußsohlen, Kopfschmerzen und abwechselnd kalte und heiße Anfälle zurück. Burton hatte daran einen vollen Monat hindurch zu leiden.

Die Abreise mußte immer weiter hinausgeschoben werden, weil ein Hinderniß dem andern folgte. Die Beludschen behaupteten, sie hätten sich nur auf ein Jahr verpflichtet und jetzt das Recht umzukehren. Das war nicht richtig und ohnehin seit der Abreise von der Küste erst eine Zeit von sieben Monaten verflossen. Nachdem sie sich wieder einmal unverschämt benommen hatten, gaben sie scheinbar Reue kund, hetzten aber trotzdem einige Träger zum Entfliehen auf und verbreiteten allerlei böse Gerüchte auf Kosten der weißen Männer. Auch Seid ben Selim benahm sich äußerst schlecht und pochte auf seine Unentbehrlichkeit; er verzettelte ohne Erlaubniß Zeuge und Glasperlen, betrog, wurde heftig, als ihm seine Unredlichkeit nachgewiesen wurde, und kehrte überhaupt die rauhe und böse Seite heraus. Dagegen benahm sich der gute Sney ben Emir desto musterhafter und gab den weißen Männern unablässig Beweise seines freundlichen Wohlwollens. Er versorgte ihre Küche, ermahnte die Beludschen und die Söhne Ramdschi's zu anständigem Benehmen und gab sich alle Mühe Träger anzuwerben. Von großem Werth war es für Burton, daß der Araber den Reisenden in der Sprache von Unyamwezi unterrichtete und ihm gute Nachrichten über geographische Verhältnisse, insbesondere über die Lage des nördlichen Sees, des Nyanza, gab. Diese Angaben wiesen sich späterhin als richtig aus. Auch besorgte er die Papiere der Reisenden redlich nach Zanzibar.

Endlich konnte, trotz aller Ungunst der Verhältnisse, der Aufbruch nicht länger verschoben bleiben. Speke zog voraus und machte am 5. Dezember ein Khambi beim Hügel Zimbili, der als Landmarke dient und etwa zwei Stunden von den Tembe der Araber entfernt liegt. Am dritten Tage folgte ihm Burton, mehr todt als lebendig; er glaubte, Asrael's Fittig wehe schon über seinem Haupte. In einem Dorfe am Fuße des Zimbili fand er eine kalte Hütte, durch deren Dach das Wasser drang. Dort mußte er unter Regen und Gewitterstürmen liegen bleiben, bis es den Beludschen gefiel, sich nach und nach einzufinden, bis auch die Söhne Ramdschi's kamen und einige Träger sich zur Mitreise hatten bereit finden lassen.

Ein längerer Verzug war aber auch jetzt noch geboten, weil einige dieser Leute wieder entliefen, und zugleich die Nachricht eintraf, daß die längst erwartete Karawane, welche den Reisenden von der Küste her nachgesandt worden war, endlich in Rubuga eingetroffen sei. Speke ging deshalb nach Kazeh zurück, um die Vorräthe, welche sie mitgebracht hatte, in Empfang zu nehmen, während Burton sich Mühe gab, einige Träger aufzutreiben.

Am 15. Dezember begann er dann seine Weiterreise nach Westen, war aber so schwach, daß er sich tragen lassen mußte. Nach zwei Stunden erreichte er das Dorf Yombo, welches von Pisang und wilden Fruchtbäumen umgeben ist, z. B. vom Mkuba, der eine recht wohlschmeckende eßbare Pflaume trägt; der Metrongoma hat eine chocoladenfarbige Frucht von der Größe einer Kirsche. Hier trat auch die Palmyrapalme, Borassus, wieder auf; in der wenig fruchtbaren Tafelebene von Ugogo fehlt sie.

Yombo, wo Burton zwei Tage verweilte, liegt tief und ungesund, auch sind dort nur wenig Lebensmittel zu haben. Burton beobachtete die Weiber des Dorfes. Abends zogen sie unter Gesang vom Felde heim, wie denn überhaupt im Lande des Mondes der Abend die schönste Tageszeit ist, weil ein weicher, duftiger Wind in Wellen wie die Schläge eines Fächers über die Gegend hinweht. Dann wird Alles lebendig, die Vögel singen noch einmal, die Antilopen gehen in den Busch, das Vieh wird von der Weide hereingetrieben und tummelt sich in lustigen Sprüngen, und die Menschen treten zusammen, um sich miteinander zu unterhalten. Die Frauen setzen sich in einen Kreis auf kleine Stühle und rauchen Tabak nach Herzenslust, ziehen den Dampf tief ein und blasen ihn in Wolken aus den Nasenlöchern hervor. Dann und wann essen sie etwas Manioc oder gerösteten grünen Mais, um den Mund zu kühlen. Der Pfeifenkopf ist zwar nur von gebranntem Thon, aber seine Gestalt durchaus zweckmäßig, weil sie nach unten hin spitz zuläuft. Burton sagt: „Unter den Mädchen von Yombo waren drei, welche in der ganzen Welt für schön hätten gelten müssen. Ihr Antlitz war vollkommen griechisch.“ Daran zweifeln wir entschieden, weil kaukasische Gesichtsbildungen bei den Negroiden Ostafrikas eine Unmöglichkeit sind. Wohl aber glauben wir, daß diese Mädchen einen herrlichen Wuchs hatten; ob aber auch Arme und Beine in jener Rundung entwickelt waren, welche den Negern und Negroiden durchgängig fehlt, sagt der Reisende nicht. Sie trugen einen

Schurz von Baumfasern um die Hüften, und es ergötzte den Kranken sehr, daß sie ihn neben sich Platz nehmen ließen, wenn er ihnen Tabak geschenkt hatte.

Rauchende Frauen.

Nachdem er zwanzig Träger gemiethet hatte, von denen aber fünf sogleich wieder entliefen, und elf Beludschen bei sich sah, (die übrigen waren krank in Kazeh zurückgeblieben,) brach er am 18. Dezember von Yombo auf und kam nach dem kleinen Dorfe Pano, das etwa 4000 Fuß über dem Meere liegt, ging dann über die wellenförmige Ebene Mfuto, wo herrliche Tamarinden stehen, und nach einer dritten Tagereise langte er in Jrora an. Dieses Dorf liegt im westlichen Mfuto und gehört einem Araber aus Mbuamadschi, Selim ben Saleh. Dieser Mulatte wollte vom zanzibarischen Sultan nichts wissen, erklärte barsch, daß er eben so gut Sultan sei, wie irgend Jemand, wurde aber bald ein wenig zahmer und gab frische Milch. Am 22. Dezember langte Speke an und brachte vier Ladungen Zeug, drei Ladungen Glasperlen und sieben

Digitized by Google

Trachten Messingdraht mit. Das erste war ganz schlecht und die Perlen waren zum Theil unverwendbar, weil die Hindu in Zanzibar nach Hamerton's Tode die Angelegenheiten der Reisenden schlecht besorgten. Sie hatten sogar die ganze Ladung zwei Sklaven anvertraut, die ihr Aufsichtsrecht benützten um recht nach Herzenslust zu stehlen; Arzeneien, die doch so nöthig waren, fehlten gänzlich.

Am 23. Dezember gingen die beiden Reisenden gemeinschaftlich weiter in den Distrikt, welchen sie als das östliche Wilyankuru bezeichnen, und dort trennten sie sich auf einige Tage. Burton begab sich nach Muinyi Schandi, wo einige Araber aus Oman große Tembe gebaut haben. Von dort aus werden die umliegenden Gegenden mit Gelbwurzeln versorgt. Die Träger der Hangmatte, in welcher der Kranke lag, waren, wie er sagt, störrig wie wilde Esel und verlangten von früh bis spät zu essen; Seid ben Selim und die Beludschen kamen an ihm vorüber, würdigten ihn aber keines Wortes, denn sie waren fest überzeugt, daß seine letzte Stunde bald schlagen werde. Aber am Weihnachtstage bestieg er wieder einen Esel, ritt durch das westliche Drittheil des Wilyankuru-Bezirkes und wurde von einem reichen Grundbesitzer, Seid ben Selim, gastlich aufgenommen. Dieser gutmüthige Araber führte den Beinamen Simba, der Löwe, und hatte vom Landessultan Mrorwa Erlaubniß erhalten, ein großes Tembe zu bauen. Er wies dem Europäer ein kühles Gemach an und benahm sich vortrefflich. Burton gelangte dann über Masenge noch am 26. Dezember bis Kirira, wo er abermals bei zwei Arabern gastliche Aufnahme fand. Eine Menge Waschenzi drangen in das Haus, um den Muzungu zu sehen, auch der Sultan Kafrira stellte sich ein. Die Araber bezeichnen das Klima von Kirira als eine Arzenei, und das ist im Vergleich zu der ungesunden Luft von Kazeh auch ganz richtig. Burton hatte eine ruhige Nacht, fühlte sich am nächsten Morgen sehr gestärkt, und auch die goanesischen Diener erholten sich.

Am 30. Dezember erreichte er den Distrikt von Msene, wo die Wald- und Buschgegend plötzlich einer weiten, äußerst fruchtbaren Ebene Platz machte. Dort fand er in dem Tembe eines Suaheli, Namens Saadullah, seinen Gefährten Speke in sehr angegriffenem Zustande.

Msene ist der wichtigste Marktplatz (Bandari) im westlichen Unyamwezi und gleichsam Hauptstadt der Suaheli und arabischen Mischlinge von der Küste, welche von den reinen Arabern aus Oman

nicht für voll angesehen werden. Diese letzteren wohnen vorzugsweise in Unyanyembe und den benachbarten Distrikten, doch halten sich zuweilen auch einige wenige in Msene auf. Hier besteht die Mehrzahl der Einwohner aus Wasumbwa, die ein Unterstamm der Wanyamwezi sind; neben ihnen wohnen Angehörige des Hirtenvolkes der Watosi und Flüchtlinge aus Uhha. Im Jahre 1858 hieß der Sultan von Msene Masanza, sein Bruder Funza, und Beide waren den Fremden freundlich gesinnt, insbesondere den Arabern, welche schon einmal wirksamen Beistand gegen die räuberischen Watuta geleistet hatten. Dieser Sultan übt eine große Macht aus, und die vielen Schädel, welche auf Pfählen stecken, liefern den Beweis, daß er mit den Verbrechern kurzen Proceß macht. Seine Unterthanen klatschen mit den Händen und knien nieder, wenn er sich nahet, beweisen ihm also königliche Ehren. Dieser Sultan trägt keine Glasperlen, die ja seiner Würde nicht angemessen wären, sondern Ringe von Kupfer und Elfenbein.

Msene ist, gleich Unyanyembe, nicht eine Stadt oder zusammenhängende Ortschaft, sondern besteht aus einer Anzahl von zerstreut umherliegenden Weilern und hat keine regelmäßige Straße. Nach Norden hin liegen zwei Dörfer des Sultans, Kwihanga und Yovu, beide mit Pfahlwerk, Euphorbienzäunen und einem Graben umzogen. Im Innern befinden sich runde Hütten, die auch ihrerseits durch viereckige Plätze, Pfahlwerk und Hecken von einander getrennt sind. Die übrigen Dörfer von Msene, nämlich Mbugani, d. h. in der Wildniß, und Mdschi Mpia, Neustadt, wo die Suaheli wohnen, liegen in einem Kreise, und sind durch einen in der Regenzeit sehr schlammigen Weg von dem Dorfe der arabischen Mulatten getrennt, welches Schyambo heißt. Dasselbe bestand 1858 aus neun großen Tembe und ungefähr 150 Hütten, und hier war auch eine Art Bazar, Soko, wo Ochsen geschlachtet, Gemüse, verschiedene Getreidearten und andere Lebensmittel verkauft werden. In Msene kann man sich, zu etwas höheren Preisen als in Unyanyembe, mit Zeug, Glasperlen und Messingdraht versorgen; auch führen die Kaufleute einige Droguen, Gewürze, Thee, Kaffee und Zucker; der letztere wird aus körnigem Honig bereitet und heißt deshalb Sukari za asali. Das Klima ist sehr feucht und äußerst ungesund; der Gombe Nullah, welcher etwa sechs Stunden weit von Msene durch den Distrikt fließt, tritt in der Regenzeit aus und läßt in der sumpfigen Gegend viele Lachen und Tümpel zu-

rück. Der ohnehin an sich fruchtbare Boden wird durch den nassen Monsun, der vom Oktober bis Mai anhält und oft von heißen Tagen unterbrochen ist, nur noch ergiebiger, namentlich gedeiht der rothe Reis ganz ausgezeichnet, und Durra, Hirse, Mais und Manioc werden in so großer Menge geerntet, daß Msene davon sehr viel ausführen kann. Einen wahren Schmuck der Landschaft bilden prächtige Palmyrapalmen, Bauhinien und Sykomoren, Pisang, Papaws und Tamarinden. Nicht minder gedeihen Zwiebeln, Bataten, Eierpflanzen, Paradiesäpfel und Vogelpfeffer, die alle wild wachsen; sodann Melonen, Gurken und eßbare Pilze; Milch, Hühner, Honig und Tabak sind in Menge vorhanden und sehr wohlfeil. In Ostafrika erleidet das Haupttauschmittel bekanntlich oftmals einen Wechsel, durch welchen die Kaufleute, die gerade viele Perlen in Vorrath haben, zuweilen großen Schaden haben, wenn diese plötzlich aus der Mode kommen. Im Jahre 1858 standen weiße und blaue Porzellanperlen hoch in Gunst; auf den Strang gezogen hießen sie Sofi, einzeln Msaro, und von den letzteren waren zehn so viel werth wie ein Pfund Ochsenfleisch. In Nachfrage waren auch Sungomadschi oder Taubeneier, rothe Korallen, Rosa-Porzellan und Muschelverzierungen, die Kiwangwa genannt werden. Die weniger gangbaren Sorten konnte man gegen Korn und Früchte vertauschen, beim Verkauf von Hühnern, Milch und Eiern wurden sie jedoch nicht in Zahlung angenommen. In Msene zapft man die Palmyrapalme an, um Wein aus ihr zu gewinnen; in anderen Theilen Ostafrikas versteht das Volk nicht diesen Baum zu erklettern.

Auf dem Markt von Msene sind die Preise gewöhnlich etwas wohlfeiler als in Unyanyembe, manchmal erreichen sie aber auch eine ungewöhnliche Höhe. Die Einwohner weben etwas Baumwollenzeug, verfertigen Matten, thönerne Pfeifenköpfe und einige Eisengeräthe. Die Bewohner leben sehr ausschweifend; alle, vom Sultan bis zum Sklaven, sind so oft es irgend angeht betrunken, und der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern könnte nicht zügelloser sein. Die Trommel ruhet nie und getanzt wird immer. Solch lustiges Leben ist verlockend und deshalb reißen hier den Karawanen allemal viele Leute aus; selbst Haussklaven können den Verlockungen nicht widerstehen.

In diesem Orte blieb Burton zwölf Tage liegen. Er wurde einige Male vom Sultan Masanza besucht, der ihn, als Einleitung zur ersten Besprechung, in folgender Weise anredete: „Weißer Mann,

was hast Du mir von der Küste zum Geschenk mitgebracht?" Nachdem er einen Ochsen geschickt hatte, bekam er einige Stücke Zeug und einige Stränge Glasperlen; nachher stellte er sich mit einer Anzahl von Prinzessinnen ein, welche sich die Huldigungen der Beludschen gefallen ließen. Den Neujahrstag feierten die Weißen mit einem Gastmahl; am 10. Januar 1858 konnten sie Msene verlassen; aber es hatte große Mühe gekostet, die Leute zusammen zu bringen, weil Alle sich fürchteten, weiter nach Westen vorzudringen. Nach Norden hin liegen blaue Hügel, in denen die räuberischen Watuta hausen, und in Gegenden, wo verschiedene Stämme unter einander wohnen, sind diese sämmtlich den Fremden abhold. Karawanen dürfen nicht in die Dörfer, sondern sind auf Hütten außerhalb derselben angewiesen, und die Gegend, ohnehin ungesund, ist während der Regenzeit überall schlammig.

Nach einem anderthalbstündigen Marsch kamen die Reisenden nach Mkhali, einem ächten ostafrikanischen Bauerndorfe. Ein Haufen kleiner Hütten, die wie umgestülpte Vogelnester aussehen, umgiebt einen runden offenen Raum, und ist auf der Außenseite dicht mit Euphorbien umzogen. Von dort führte der Weg durch einen Wald nach Sengati und am 12. Januar nach Sorora oder Solala, das zu den allerungesundesten Ortschaften in Unyamwezi gehört. Dort mußten die Reisenden zwei Tage bleiben, um für die nächsten acht Wochen Reis zu kaufen, denn weiter nach Westen hin kommt diese Getreideart nicht mehr vor. Nach vielen Aergernissen mit den Söhnen Ramdschi's, die verabschiedet wurden, ging die Reise nach Ukungwe und Panda, zwei kleinen schmutzigen Dörfern, die jenseit des Gombe Nullah lagen, den man durchwatete.

Am 18. Januar war Burton in Kadschschandscheri, dessen Klima berüchtigt ist, und gerade dort erkrankte er. Schon seit Sorora, wo die giftige Luft auf ihn eingewirkt hatte, fühlte er sich wieder sehr unwohl; als er jetzt an seinem Tagebuche schrieb, überfiel ihn plötzlich eine große Nervenreizbarkeit, der ein Schauder und ein kalter Fieberparoxysmus folgte. Dann wurden ihm alle seine Glieder schwer und fingen zu brennen an, als ob sie in einem glühenden Ofen lägen. Bei Sonnenuntergang litt er furchtbar. „Ich sah," schreibt er, „den Tod vor Augen; mein ganzer Körper war gelähmt und bewegungslos, und es war mir als ob die Glieder abstürben; in den Füßen war kein anderes Gefühl als ein Pochen und Prickeln wie von vielen Nadeln; die Arme konnte ich nicht

nach meinem Willen bewegen, und es war einerlei, ob ich mit der Hand einen Stein oder ein Stück Zeug anfühlte. Der Anfall ging bis an die Rippen hinan, aber weiter kam er nicht. Da lag ich nun, zwei Monate weit von jeder ärztlichen Hülfe, und die Hauptarbeit der Expedition sollte erst noch gethan werden! Aber ich tröstete mich. Die Araber sagen: Hoffnung ist ein Weib, Verzweiflung ein Mann. Ging einer von uns Beiden zu Grunde, so kam wohl der andere mit dem Leben davon und konnte die Ergebnisse unserer Forschungen nach Europa bringen. Als ich die Reise unternahm, war ich entschlossen, das Problem zu lösen oder zu sterben. Ich hatte gethan, was ich vermochte, und jetzt schien mir nichts übrig zu bleiben, als wie ein Mann zu sterben. Ich schickte nach Seid ben Selim; er erklärte, daß er nicht helfen könne. Ich hatte in Folge der giftigen Luft eine theilweise Lähmung bekommen. Die üblichen Gegenmittel versuchte ich ohne Erfolg. Meine Muskeln über und unter den Knieen waren zusammengezogen, fast ein Jahr lang konnte ich keine irgend beträchtliche Strecke weit gehen; und die Betäubung in Händen und Füßen hielt noch länger an. Ein Suaheli, der einmal ähnlich gelitten hatte, erklärte übrigens, daß ich nach zehn Tagen wieder Bewegung verspüren würde, und richtig, am zehnten Tage konnte ich wieder einen Esel besteigen."

Am 21. Januar ließen sich einige Träger aus der Umgegend bereit finden, den Kranken zu tragen, aber nach acht Tagen rissen sie aus. Unter solchen Umständen kam Burton nach Usagozi, das ehemals die Hauptprovinz von Unyamwezi war. Jenseit derselben, nach Westen hin, sind die Wanyamwezi nur theilweise im Besitz des Landes, das eine Abwechselung von Grasebenen, dichten Wäldern und fruchtbaren Aeckern darbietet. Die Einwohner bauen viel Getreide und Tabak, Bienenkörbe hängen in allen großen Bäumen, und am Eingange der Dörfer stecken Schädel auf hohen Stangen, als Warnungszeichen, daß man den Karawanen nichts zu leide thun dürfe. Reyombo, Sultan von Usagozi, war Herrscher über die Wakalaganza, einen vorzugsweise für edel geltenden Stamm der Wanyamwezi, die aber mit Watosi gemischt sind, hübschen Leuten, welche in schmutzigen Hütten und offenen Dörfern wohnen. Die Wakalaganza kleiden sich in Zeug aus schwarz gefärbter Baumrinde. An der westlichen Gränze des Usagozidistriktes, wo die Reisenden drei Tage verweilten, wurde Speke, der durch öftere Fieber sehr geschwächt war, heftig krank, und erblindete beinahe;

ein gleiches Schicksal hatte der Goanese Valentin; bei Burton war das Augenleiden schwächer. Später, in Udschidschi, bekam Speke eine gefährliche Augenentzündung.

Von Usagozi führte die Straße nach dem großen Dorfe Masenza, in welchem Wagara oder Wagala wohnen. Sie sind ein zahlreicher Stamm an der Süd- und Südostgränze von Unyamwezi. Am 27. zog Burton durch den Mukozimodistrikt, welchen Wanyamwezi, Wagara und Wawindi gemeinschaftlich bewohnen. Dort wollte ein Dorfhäuptling keine Leute einlassen, welche auf Eseln reiten. Die nächste Station war Uganza, ein stark bevölkertes Dorf der Wawindi, welche keine Lebensmittel verkaufen wollten. Dann folgte die große Lichtung von Usenye, das zwischen dem Lande des Mondes und Uvinza liegt, und wo die den Reisenden äußerst gefährlichen Wavinza wohnen.

Jenseit Usenye lag wieder dichter Wald; man sah dort viele Spuren von Dörfern, welche durch die Wawindi und Watuta niedergebrannt waren. Am 31. Januar wurde in Rukunda oder Lukunda übernachtet; dann kam die Flußebene des Malagarazi in Sicht. Nordwärts von der Straße zog sich der Strom durch eine sumpfige Gegend hin. In Wanyika mußte ein Tag gerastet werden, um über die Kuhonga, den Tribut, mit den Abgesandten des Sultans Mzogera von Uvinza zu verhandeln, denn diesem Häuptling, dem Herrn des Malagarazi, ist jeder Fremde preisgegeben, weil er dem Fährmann gebietet. Er erpreßte Sachen im Werthe von 50 Pfd. Sterling. Damit war der Einlaß erkauft, und nachdem die Reisenden in einem kleinen Dorfe, Unyanguruwwe, Halt gemacht hatten, kamen sie am 3. Februar an den Malagarazi, der etwa 50 Yards breit war. Dann gab es neue Verhandlungen mit dem Fährmanne in Ugaga.

Der Malagarazi, unrichtig auf verschiedenen Karten Mdschigidgi, Magrassie oder Magozi genannt, kommt nicht, wie man bisher wohl meinte, aus dem See von Udschidschi, sondern hat seine Quellen in den Gebirgen von Urundi, nicht weit von jenen des Kitangure oder Flusses von Karagwah. Aber dieser letztere entspringt auf dem obern entgegengesetzten Abhange und fällt in den Nyanza oder nördlichen See, während der Malagarazi von dem niedrigern Abhange der Aequatorialkette herabkommt und nach Südosten fließt, bis er in die große centralafrikanische Depression gelangt. Dann strömt er rund um die südliche Basis von Urundi,

biegt nach Westen hin ab und ergießt sich in den Tanganyika-See. Seine Mündung ist im Lande Ukaranga und man sieht von Kawele aus deutlich die Landspitze, hinter welcher er sich mit dem See vereinigt. Er ist nicht schiffbar und hat Stromschnellen. Unterhalb der Fähre wird sein Fall stärker, er hat viele Inseln und man kann ihn nicht durchwaten; wenigstens liegen bei jedem Dorfe Kähne. Er hat sehr viele Krokodile.

Am 4. Februar war man mit dem Fährmann einig; er bekam vierzehn Stücke Zeug und eine Lage Messingdraht, außerdem aber noch für jede einzelne Ueberfahrt bis zu fünf Strängen Glasperlen, je nach dem Betrage der Last, welche über den Fluß geschafft wurde. Als die Reisenden vom Tanganyika-See zurückkehrten, betrug er sich nicht minder unverschämt, denn er verlangte sieben Stücke Zeug, einen großen Krug voll Palmöl und wenigstens dreihundert Stränge Perlen. Endlich war die ganze Karawane auf der andern Seite des Flusses und kam nach dem Distrikte Mpete. Die Araber in Kazeh hatten die Kähne des Fährmannes als geräumige Barken geschildert, in denen wohl fünfzig bis sechszig Leute gleichzeitig übergeschifft werden könnten. Burton war deshalb nicht wenig erstaunt, als er armselige Nachen aus Baumrinde fand, etwa sieben Fuß lang und aus Rindenstreifen zusammengenäht. Der Kiel war scharf, das Vordertheil und Hintertheil etwas erhöht. Wenn solch ein Baumrindenkahn auf dem trockenen Ufer liegt, sieht er aus wie ein kolossaler abgetragener Schuh. Doch es blieb keine Wahl; die Reisenden mußten sich diesen armseligen Fahrzeugen anvertrauen, welche beladen nur vier Zoll Bord über Wasser hatten. Im Innern reichte ihnen das Wasser bis an die Fußknöchel und sie mußten unaufhörlich ausschöpfen. Der Fährmann stand vorne und ruderte und schob den Kahn mit einer Stange, je nachdem das Wasser tief war. Dabei ging er allerdings ganz geschickt zu Werke. Die Esel wurden ins Wasser geworfen und schwammen glücklich hinüber; auch wurde, zu nicht geringem Erstaunen der Reisenden, kein Ballen beschädigt. Der Fährmann setzte seine Leute trocken ans Land, verlangte aber auch dafür eine besondere Belohnung.

Zehntes Kapitel.

Das Land Unyamwezi und dessen Bewohner. — Das Land des Mondes und dessen Abtheilungen. — Gestaltung der Oberfläche. — Bodenerzeugnisse und Thierleben. — Klima und Krankheiten. — Erdbeben. — Sitten und Lebensweise der Wakimbu und Wanyamwezi. — Stellung der Frauen. — Barbarei und Menschenopfer. — Das Gemeindehaus. — Speisen und Getränke. — Handel. — Häuptlinge und Beamten. — Sultan Fundikira. — Zauberei und Folter.

Burton bezeichnet Unyamwezi, die „vierte Abtheilung", als ein hügeliges Tafelland, das sich vom westlichen Rande der Wüste Mgunda Mk'bali in 33° 57′ östl. L. bis zum östlichen Ufer des Malagarazisflusses, 30° 10′ östl. L. erstreckt; es hat demnach in der Diagonale eine Ausdehnung von 155 engl. geographischen Meilen. Im Norden wird es von Usui und dem Nyanza-See begränzt, im Südosten von Ugala, im Süden von Ukimbu, im Südwesten von Uwinde, und hat eine Tiefe von 25 bis 30 Tagemärschen. Beträchtlichste Höhe, welche Burton nach Thermometermessungen bestimmte, 4050 engl. Fuß, niedrigste Höhe 2850 Fuß. Diese Region zerfällt in zwei Unterabtheilungen, Unyamwezi und Uvinza.

Der Reisende geht ausführlich auf die Bedeutung des Namens Unyamwezi ein und wir wollen einige seiner Bemerkungen mittheilen. Botero zufolge hörten die Portugiesen zuerst diesen Namen um 1589. Pigafetta legte 1591 das Reich „Monemugi" oder Munimigi in ein großes Dreieck, als dessen Gränze er Monomotapa, Congo und Abyssinien angab. Aus seinen Schilderungen ergiebt

sich, daß die Bewohner dieses Centralreiches mit den Städten an der Ostküste in lebhafter Handelsverbindung standen. Dapper, 1671, sagt, daß sechszig Tagereisen vom atlantischen Meer entfernt das Königreich Monemugi liege, welches Andere Nimeamaye nennen; dieser Namen kommt noch auf manchen Karten corrumpirt als „Nimeyae" vor. Alle portugiesischen Schriftsteller nennen das Volk Mohemugi oder Mono-emugi; Desborough Cooley zieht die Schreibart Monomoezi vor und leitet dasselbe ab von Munha Munge, „Herr der Welt." Das war der Titel eines großen Königs im Innern, von welchem Barros spricht. Macqueen, der auch die Benennung Mammoise anführt, erklärt, daß „Mueno-muge, Mueno-muize, Monomoise und Uniamese" eine und dieselbe Oertlichkeit und dasselbe Volk bezeichnen, meint aber irrthümlich, daß sie so viel sagen wollen als die „großen Moises oder Movisas". Erhardt behauptet, die Kaufleute an der Küste hätten, der leichtern Aussprache wegen, den Namen „Wanamesi" in Waniamesi verwandelt, aber auch das ist unrichtig. Livingstone fällt in denselben Irrthum wie Macqueen und Erhardt, wenn er sagt: „Die Benennungen Monomoizes, Monomuigis und Monomuizes oder Monomotapistas kann man nicht auf Völkerstämme anwenden; das würde etwa derart sein, als wenn man die Schotten Lord Douglases nennen wollte. Monomoizes wurde gebildet von Moiza oder Muiza, dem Singular des Wortes Babisa oder Stiza, und dieses ist der eigentliche Name für ein großes im Norden wohnendes Volk." Livingstone verwechselt hier das Land der Wanyamwezi, das auf gleichem Parallel mit dem Tanganyika-See liegt, mit den Wabisa (Singular Mbisa; sie sind Rebmann's Wavisa), einem handeltreibenden Volke, das am Nyassa- (Maravi-), See, südwestlich von Kilwa wohnt, und dessen Namen die alten Portugiesen in Movizas verderbt haben. Guillain giebt den Volksnamen richtig als Oua-uyamouezi an, er zeigt aber seine geringe Kunde der zangischen Mundarten, wenn er von einem „Lande Nyamonezi" spricht. Krapf und Rebmann übersetzen das Wort Unyamwezi (Uniamesi) als „Besitzungen des Mondes." Der Anfangsbuchstab U, als causales und locatives Präfixum, bezeichnet das Land; nya ist des; mwezi, ausgesprochen m'ezi, mit weggeworfenem w, bedeutet Mond. Die Einwohner nennen ihr Land auch wohl Unyamiezi, das eine Pluralform sein und Monde oder Monate bedeuten würde. Die Araber und die Leute auf Zanzibar werfen die beiden Anfangsworte fort und bezeichnen der Kürze

wegen Land und Volk als Mwezi. Als richtige Bezeichnung der Bewohner von Unyamwezi stellt sich also heraus: Mnyamwezi in der Einzahl und Wanyamwezi in der Mehrzahl; Kiunyamwezi ist die Adjektivform. Die Griechen haben ihr Mondgebirge, die Hindus, wahrscheinlich in der Uebersetzung aus dem Griechischen, ihr Soma Giri, in die Nachbarschaft des afrikanischen „Mondlandes" verlegt. Wie alt diese Bezeichnung in Afrika selbst ist, läßt sich nicht ermitteln, aber so viel bleibt ausgemacht, daß die Portugiesen dieselbe schon vor vierthalbhundert Jahren im westlichen Afrika kennen lernten.

Der Ueberlieferung zufolge war Unyamwezi vor Zeiten ein großes Reich, das von Einem Despoten beherrscht wurde. Als der Urvater des Volkes starb, wurde er in einen großen Baum verwandelt und gewährte Schatten für alle seine Abkömmlinge. Die Araber sagen, das Volk pilgere noch jetzt zu einem heiligen Baume und glaube, daß Jeder, der einen Zweig davon abschneide, eines plötzlichen und geheimnißvollen Todes sterbe. Alle sind der Ansicht, Unyamwezi habe in alten Zeiten nur einen einzigen Gebieter gehabt, welcher dem Stamme der Wakalagansa angehörte; dieser letztere bewohnt noch jetzt den westlichen Bezirk, Usagosi. Das größte Maaß für Zeitrechnung, welches die Leute dort haben, ist eine Masika, Regenzeit. Nun sagen sie, der letzte Kaiser der Wanyamwezi sei gestorben, als die Großväter ihrer Großväter lebten; seine Kinder und Edelleute hätten die Besitzungen unter sich getheilt, dann sei weitere Zerstückelung gefolgt und auf solche Weise das alte Reich in den Besitz einer Menge kleiner Häuplinge gekommen. Das Ereigniß mag also vor etwa anderthalbhundert Jahren stattgefunden haben.

Jene Ueberlieferung wirft auch einiges Licht auf die Berichte der Portugiesen, die von einem großen Reiche wissen.*) Reisende, welche Afrika im siebenzehnten Jahrhundert besuchten, stimmen dahin

---

*) „Civilisirt", wie Burton meint, kann dasselbe nicht gewesen sein, sondern höchstens ein Conglomerat von barbarischen Stämmen unter einem Despoten, der über Viele herrschte; etwa eine Art von Reich, wie das des Kasembe, nur ausgedehnter. Der Schwarze in Afrika zeigt aus sich selbst heraus nirgends auch nur Ansätze zu einer regelrechten Entwickelung oder höherer Gesittung, von der auch nirgends eine Spur nachzuweisen ist; er bleibt in der urwüchsigen Barbarei stecken, die ein Erzeugniß seiner immanenten Anlage und Begabung ist.

überein, daß vor nur etwa dritthalb bis dreihundert Jahren die Barbaren in Masse und in Menge vom Herzen Aethiopiens und den Gestadeländern des centralen Sees nach den östlichen und südlichen Küsten des Continents ausgeströmt seien. Damals sei große Verwirrung und ein Hin- und Herziehen der Völker gewesen. Dadurch entstand in geographischer und ethnologischer Beziehung eine große Verwirrung, viel Kampf, Zerrüttung, Zerstückelung der Stämme und Abänderung in den Sprachen. Um jene Zeit soll auch das Königreich Mtanda, mit dem ersten Kasembe, entstanden sein. Die Kaffern im Kaplande sagen, ihre Wanderung von Norden her bis an die Ufer des Keï habe vor etwa anderthalb hundert Jahren stattgefunden.

Gegenwärtig finden wir Unyamwezi in eine Menge kleiner Abtheilungen zerklüftet, deren jede ihren eigenen Tyrannen hat. Die Gewalt eines solchen erstreckt sich aber höchstens bis auf fünf Tagereisen hinaus, und viele kleinere Häuptlinge sind obendrein noch ganz unabhängig von ihren angeblichen Beherrschern. Durch das ganze Land des Mondes wird Eine Hauptsprache geredet, aber in so verschiedenen Mundarten, daß die Stämme im Westen sich mit ihren Brüdern im Osten nur mühsam verständigen. Die Hauptprovinzen sind: Usukuma, ganz im Norden, Utakama im Süden;*) Unyanyembe in der Mitte, Usyoma und Utumbara im Nordwesten, Unyangwira im Südosten, Usagozi und Usumbwa im Westen. Das Volk zerfällt in drei Gruppen, nämlich in die Wanyamwezi; die Wasukama oder Nördlichen und die Watakama oder Südlichen.

Im Allgemeinen ist Unyamwezi ein gewelltes Land, durchschnitten von niedrigen kegel- oder tafelförmigen Hügeln, die sich nach allen Richtungen hin verzweigen; Berge oder Gebirge fehlen gänzlich. Thon lagert auf Sandstein, dieser auf Granit, welcher manchmal zu Tage steht; Eisenstein findet man in einer Tiefe von fünf bis zu zwölf Fuß. In der Regenzeit ist das Land mit Grün überzogen, in den trockenen Monaten hat der Boden ein graues Ansehen. Auf den Aeckern, die manchmal eingezäunt oder mit einem Graben umzogen sind, findet man viele halbverbrannte Baumstümpfe, und im freien Felde dünne Wälder von Dornbäumen.

*) Im Kinyamwezi bedeutet Sukama, Nord; Takama, Süd; Kiva, Ost; Mwere, West.

Zwischen den einzelnen Gebieten liegen nicht selten als Scheidegränze Urgestrüppe von 2 bis zu 12 englischen Meilen lang. Weit und breit erblickt man kleine Hügel an Stellen, wo einst Bäume standen, die nun längst verrottet sind, und Reste von Ameisenbauten; dort ist der fruchtbare Boden immer sorgfältig bebaut und giebt die Einsaat sechszigfach zurück.

Man kann das Land des Mondes als den Garten Innerafrikas zwischen den Wendekreisen bezeichnen. Es ist eine friedlich schöne Landschaft, welche das Auge doppelt angenehm erquickt, wenn man aus dem öden Ugogo kommt, wo Einem rother Sand entgegenstarrt, oder aus den westlichen Gegenden, deren einförmiges Grün ermüdet. Die Dörfer sind ziemlich stark bewohnt und liegen in mäßigen Zwischenräumen über einer undurchdringlichen Umgebung von „Milchbüschen", deren Verästelung scharfe korallenartige Arme zeigt. Die Felder werden mit der Hacke wohl bearbeitet, und auf den Weiden ergeht sich das Vieh, schwer, rundbäuchig, mit hohem Höcker wie beim ostindischen Schlage; dazwischen sieht man Heerden von Schafen und Ziegen über die Landschaft zerstreut, und das Ganze trägt den Charakter des Ueberflusses und eines Wohlstandes, wie Barbaren ihn lieben. Ein Frühlingsabend in Unyamwezi ist wahrhaft köstlich und entzückt selbst die Afrikaner, welche doch nur eine schwache Phantasie haben.

Wasser liegt durchgängig sehr nahe an der Oberfläche und bildet in der Regenzeit große seichte Pfützen, nach deren Abtrockenung man Reis bauet. Diese kleinen Ziwa und Mbuga, Teiche und Sümpfe, liegen nur zwei bis fünf Fuß tiefer als das Land, und man erkennt sie auch in der trockenen Jahreszeit schon aus der Ferne an dem hellen Grün ihrer Pflanzen, das gegen die übrige Ebene freundlich absticht. Die Araber finden beim Brunnengraben schon bei sechs Fuß Wasser, klagen aber, daß dasselbe nicht aus Felsen hervorspringe wie in ihrem heimathlichen Oman. Allerdings sind nur wenige Quellen vorhanden. Im Allgemeinen hat das Wasser in Unyamwezi einen Beigeschmack von Stahl.

Das östliche Drittel des Landes hat eine südöstliche Abdachung und seine Gewässer fallen in den Rwahafluß, also in den indischen Ocean. Jene in der Mitte scheinen ohne Abfluß zu sein; die im westlichen Drittel strömen nach Norden und Nordwesten zum Gombe, der in der trockenen Zeit eine Reihenfolge von Wasserlöchern bildet, aber während der Regenmonate nicht durchwatet werden kann. Durch

ihn werden sie in den großen Malagarazi abgeleitet, diesen Hauptstrom, welcher von Osten her in den Tanganyika-See mündet. Alles deutet an, daß die große Einsenkung Centralafrikas in Unyamwezi und zwar im Distrikt Kigwa beginnt.

Zanzibar und die gegenüberliegende Küste haben zwei Jahreszeiten, die aber große Unregelmäßigkeiten zeigen; in Unyamwezi und Uvinza ist dagegen das Klima sehr regelmäßig und man kennt nicht, wie dort, in den zwei Jahreszeiten acht verschiedene Abtheilungen, sondern nur einfach Sommer und Winter, trockene und nasse Zeit. Im Jahre 1857 begann der Masika im östlichen Theile am 14. November; in den nördlichen und westlichen Provinzen setzt dieser nasse Monsun früher ein und hält länger an. Zu Msene hat man ihn etwa vier Wochen früher als in Unyanyembe und in Udschidschi; Karagwah und Uganda fast zwei Monate eher; hier dauert also die Regenzeit von Mitte Septembers bis Mitte Mais. Die Feuchtigkeit kommt in diesem Theile Afrikas durch den steifen Südostpassat, der, wie im großen Mississippithal und auf Ceylon, in einen periodischen Südwestmonsun abgebogen wird.

Der Regenfall beginnt, wie gesagt, in Centralafrika viel früher als auf der Ostküste, von wo er langsam mit der nach Norden gehenden Sonne nach Nordost herumgeht, bis er an den Abhängen des Himalaya sein Endziel findet. Der Regenmonsun setzt mit Stürmen ein, die bis zu seinem Ende andauern und häufig von Gewittern und Hagel begleitet sind. Blitz und Donner sind ganz fürchterlich; während eines leichten Sturms kann man bis zu fünfunddreißig Blitzen in einer Minute zählen, und mehrere Donnerschläge toben gleichzeitig aus verschiedenen Richtungen her. Ein Gewittersturm jagt den andern, der Wind schlägt häufig um, und verschiedene Luftströmungen kämpfen mit einander. Man fühlt sich dann matt und unbehaglich wie beim Scirocco auf dem Mittelmeere. Der Regen hält in einem Striche selten über zwölf Stunden an und ist manchmal wochenlang regelmäßig, indem er sich zu einer bestimmten Zeit einstellt, gewöhnlich Nachts; um Mittag pflegt es trocken zu sein. Nach langem Regen ist die Abnahme der Wärme sehr bemerkbar. Der Sonnenschein ist sehr stechend und die ganze Erde dampft. Aber diese Jahreszeit gilt nicht für ungesund, weil das Wasser noch nicht so niedrig ist, daß die Verdunstung schädliche Luft entwickeln könnte. Das ist erst nach der Regenzeit der Fall, hauptsächlich in den Wochen zwischen der Mitte des Mai bis zum

Ende des Juni. Dann tritt an die Stelle des Kosi, Südwest, der Kaskasi, Nordost, etwa im April; von da an wirken die brennende Sonne und der kalte Wind auf das Wasser; die Flüsse treten zurück, die Lachen trocknen aus, der Schlamm wird bloßgelegt. Der Sturm heult Tag und Nacht über das Land und jagt den Leuten Verkältungen, Katarrhe, Rheumatismen, Durchfall und tödliche Fieber in den Leib. Indessen sind manche Anfälle, die in Indien und Sind tödtlich wären, hier von nicht so verzweifelter Art.

Die heiße Jahreszeit dauert vom Ende des Juni bis etwa in die Mitte des Novembers. Dann ist die Luft gesund, rauher Wind ist selten, die Kranken erholen sich. Manchmal fällt ein Regenschauer, meist beim Neumond, nicht wie auf Zanzibar beim letzten Viertel. Die Araber, gleich manchen anderen afrikanischen Reisenden, behaupten, daß auch aus heiterm Himmel Regen falle. Im August, wo der Wind zuweilen Staubwolken aufwirbelt, ist das Klima sehr angenehm, die Sonne häufig mit einem Ringgewölk, der Mond mit einem Hof umgeben. Im September, also im hohen Sommer jener Gegend, stieg der vor Wind geschützte Thermometer in einem arabischen Zelte Mittags nicht über 113° F. Vor dem Thau fürchten sich die Leute nicht, halten aber bethauetes Gras nicht zuträglich für das Vieh. Für einen Europäer, der einen Winter haben muß, bietet das Klima zu geringe Abwechselung. Fliegen und Moskitos, die in so vielen afrikanischen Gegenden eine unerträgliche Plage bilden, sind nicht sehr beschwerlich.

Burton verspürte dreimal leichte Erdbeben, (die keineswegs selten vorkommen,) am 14. Juni 1858 Mittags, am 13. Juni und 22. November Morgens. Die Bewegung war nicht stark, aber doch deutlich zu verspüren; bei den Eingeborenen heißt sie Tetemeka, das Zittern; 1852 war dasselbe in Unyanyembe sehr stark. Nach dem September treiben die Bäume Blätter aus, die Thiere paaren sich, die Vögel nisten. Die allmälige Abnahme der Hitze, eine Folge der Declination der Sonne nach Süden, wirkt ähnlich wie bei uns in Europa der Frühling. Da alle plötzlichen Uebergänge von Trockenheit zu Feuchtigkeit nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit haben, so fehlt es nach dem Eintreten des Regens auch nicht an Fiebern.

Unyamwezi ist manchmal von Reisenden, welche von dort zurückkamen, als das gesundeste Land in Ost- und Central-Afrika ge-

rühmt worden; als Beweis dafür berufen sie sich auf ihren Appetit und daß sie viel essen können. Wer aber länger im Lande verweilt, verdauet schlecht und behält in Unyamwezi eben so wenig eine gute Gesundheit wie in anderen heißfeuchten Ländern. Die Nachwehen der Krankheiten sind allemal sehr bedenklich; die meisten Leute gebrauchen keine Arzneien gegen Krankheitseinflüsse, deren Ursachen sie nicht kennen; die Wiedergenesung ist unsicher, schmerzhaft und langwierig; die Menschen sind und bleiben invalide. Das Klima macht schlaff, und träg, und man wird wohlbeleibt; die regelmäßige Wärme erzeugt Kahlköpfigkeit, verdünnt den Bart, und so wird der Fremde einigermaßen den Eingeborenen assimilirt. Die Araber heben als eine bemerkenswerthe Thatsache hervor, daß das Klima „die Feuchtigkeiten und Säfte des Körpers verderbe." Männer, welche lange in diesen Gegenden verweilt haben und dann nach Oman in Arabien zurückkehren, werfen dort alles irgend Entbehrliche, das sie aus Afrika mitgebracht haben, ins Meer, verbrennen Kleider nebst Bettzeug, und meiden zwei bis drei Monate lang jede Gesellschaft, weil eine eigenthümliche Hautausdünstung sie ihren asiatischen Landsleuten unausstehlich macht. Das gefährlichste Klimafieber, Mukungura, ist ein remittirendes Gallenfieber, das gewöhnlich drei Tage anhält, in dieser kurzen Zeit den Kranken ganz ungemein mitnimmt und schwächt; in schweren Fällen folgt dem täglichen Fieber ein sehr hartnäckiges Tertianfieber, von dessen Nachwehen auch sehr nervenstarke Leute sich nie ganz erholen. Der brennende Augenschmerz, Hitze auf Handfläche und Fußsohlen, Anfälle von Frost und Fieberhitze, mit bald eiskalten, bald glühheißen Extremitäten, Unverdaulichkeit, Mangel an Schlaf, Hautausschläge, Geschwüre, Abspannung und Trübsinn zeigen genugsam, wie tief das Klimagift sich eingefressen hat. Manchmal verläuft dieses Fieber sehr rasch; einige bekommen gleich anfangs das Delirium und sterben am ersten oder zweiten Tage.

Die Fauna in Unyamwezi, der „vierten Abtheilung" Burton's, ist so ziemlich dieselbe wie in Usagara und Ugogo. In den Strauch- und Baumwäldern sind Affen, Löwen, Leoparden, Hyänen und wilde Katzen sehr häufig; auf den Ebenen streifen Elephant, Rhinoceros, Giraffe, Kapbüffel und Kuduantilopen umher, vielleicht auch das Quagga; in allen Gewässern findet man Krokodile und das Flußpferd. Der Nyani oder Kynokephalos in den Strauchwäldern von Usukuma wird so groß wie ein Windhund, kommt in

drei Arten vor, einer rothen, schwarzen und gelben, und wird von den Menschen so sehr gefürchtet, daß namentlich Frauen sich gar nicht in die Gegend wagen, wo diese Thiere hausen. Vor dem Leoparden fürchtet sich dieser hundsköpfige Mandrill-Pavian nicht, und in Rudeln greift er sogar den Löwen an. Der Colobus guereza, Affe mit dem Pelzkragen, ist Livingstone's Polume und wird hier Mbega genannt; er hat glänzend schwarzes Haar, eine schneeweiße Mähne, ist sehr sauber, putzt immer an sich herum, und die Araber sagen, er reiße seinen schönen Pelz in Stücke, damit derselbe dem verfolgenden Jäger nichts nütze. Er kommt nur selten von den Bäumen herab und nährt sich von Früchten und jungen Blättern. Die Araber erzählen auch von wilden Hunden, die in der Umgegend von Unyanyembe sehr häufig seien; sie werden etwa anderthalb Fuß hoch, haben rauhen, braunschwarzen Pelz, langen buschigen Schweif, streifen in großen Rudeln von zwanzig bis mehr als hundert Stück umher, bellen nicht, sondern heulen nur und greifen sowohl den Menschen, wie große Thiere an.

In den Monaten, welche unsern europäischen Herbst bilden, erscheinen viele Wasservögel auf den stehenden Gewässern, z. B. die Pfeifente, eine kleine plumpe Kriekente, Schnepfen, Brachvögel und Kraniche; der Reiher, welchen man in Indien als weißen Paddyvogel bezeichnet, und Parra africana sind über das ganze Land verbreitet; zuweilen, aber nicht oft, erscheinen auch die gemeine ägyptische Gans und Balearica pavonina, ein Kranich, dessen Fleisch die Araber sehr gern essen. Sakidornis melanota, eine Gans mit schwarzem Rücken, kommt in den nördlichen Theilen vor; ferner findet man einige Varietäten des bekannten Sekretärvogels, Serpentarius reptilivorus, und große Geier. Sehr häufig ist der Cuculus indicator, der in der Kisawahelisprache Tongue genannt wird; er findet jedoch hier weniger Beachtung als in den südlicheren Gegenden, weil man die Bienen in Stöcken hat. Grillivoren und eine Drossel von der Größe einer Lerche mit schwefelgelbem Flecke unter dem Auge und zwei schwarzen Streifen auf der Kehle, sind hier Zugvögel und verzehren viele Heuschrecken. Eine Art Loxia bauet Nester, die manchmal in Bündeln an den unteren Zweigen der Bäume hängen. Der Mtiko, eine Art Wasserbachstelze, ist so dreist wie unser Sperling, kommt in die Hütten und man thut ihm nichts zu Leide. Schwalben verschiedener Art, zum Theil sehr schlank und anmuthig, wandern beim Eintritt des Winters ganz regelmäßig

fort; eine Varietät gleicht der europäischen Schwalbe. Die Afrikaner behaupten, eine Species, wahrscheinlich die Sandwasserschwalbe, baue in den steilabfallenden Ufern der Nullahs, und nicht unter den vorspringenden Hüttendächern wie in Südafrika. Ferner kommen vor: einige Strauße, sodann Habichte, Raben, Kibitze, Ziegenmelker, rothe und blaue Elstern mit glänzendem Gefieder, Fliegenschnäpper, Schwarzplättchen, verschiedene Sperlingsvögel, Hoopus, Bulbuls, Zaunkönige, Lerchen und Fledermäuse. Burton sah nur wenige giftige Thiere; außer der Baumschlange bemerkte er eine Schlange mit schieferfarbigem Rücken und silberglänzendem Bauche, welche der harmlosen Mas oder Hauasch im Somalilande, Psammophis sibilaris Linn., ähnelt; C. moniliger soll nicht giftig sein, ist häufig in den Hütten und stellt dort den Ratten nach. In den Sümpfen sind Frösche, Chura, sehr häufig, und am Tanganyika ist ihr Gequak fast unerträglich. Den größten Frosch, welcher in Südafrika Matmalelo heißt, essen die Wagogo und andere Stämme sehr gern; auch ein kleiner grüner Laubfrosch fehlt nicht; den Blutegel findet man in Seen und Flüssen des Innern eben sowohl wie auf Zanzibar und an der Küste. Die Schwarzen treffen keine Vorkehrungen gegen das Einschlürfen dieser Thiere, während die Somal beim Wassertrinken sehr vorsichtig zu Werke gehen. Den officinellen Nutzen der Blutegel kennt man nicht, und kein Msawahili wird sich herbeilassen, dieselben zu sammeln, denn sie gelten für P'hepo, und bringen dem, welcher sie fängt, viel Unglück. Eine sehr unangenehme Erscheinung bilden die Dsch'ongo oder Tausendfüße, die bis zu einem halben Fuß lang werden; sie sind während der Regenzeit in Feldern und Wäldern sehr häufig, haben glänzend schwarze Farbe und rothe Füße, und man findet sie in ekelhafter Weise mit Schmarozerthieren bedeckt. Während der heißen Jahreszeit scheinen sie abzusterben. Schmetterlinge und Libellen erfreuen das Auge; Heuschrecken, hier Nzige genannt, erscheinen in unregelmäßigen Zwischenzeiten in großer Menge. Im Frühjahr steigt eine rosa- und grünfarbige Art, P'hanzi, auf; diese höchst schädlichen Insekten erheben sich von der Erde wie eine glühende Wolke, verheeren das Land und sterben bei Eintritt der Regenzeit. Die schwarze lederartige Varietät, welche der Araber als Satansesel bezeichnet, wird gegessen. In den Wäldern soll, wie die Araber sagen, eine Fliege schwärmen, die so groß ist wie eine kleine Wespe; ihr Stich wird dem Rindvieh verderblich, und man schlachtet dasselbe sofort,

nachdem es von einem so gefährlichen Thiere heimgesucht worden ist. Wäre dasselbe etwa eine Art Tsetse? Mit Ameisenhügeln ist das Land weit und breit gleichsam übersäet; gewöhnlich liegen sie unter einem schattigen Baume und werden mit der Zeit so hart wie Stein.

Wir gehen zur Schilderung der beiden Völkerschaften über, welche Unyamwezi bewohnen. Die Wakimbu sind aus der Gegend eingewandert, welche sich im Süden des Landes bis Khororo erstreckt. Sie wollen von edler Abkunft sein. Vor etwa zwanzig Masika verließen sie gemeinschaftlich mit ihren Nachbarn, den Wakonogo und Wamia, die Landschaften Nguru, Usanga und Usenga, weil sie wiederholt von den Warori mit Krieg überzogen wurden, und gingen nach Kipiri, einer südlich von Tura liegenden Landschaft; jetzt haben sie sich auch bis nach Mgunda Mk'hali und Unyanyembe verbreitet, wo sie nun mit Erlaubniß der Wanyamwezi Acker besitzen. Man legt Einwanderern keine Hindernisse in den Weg. Wer zum Sultan geht und demselben ein kleines Geschenk macht, erhält Erlaubniß zur Ansiedelung, aber das Anrecht auf Grund und Boden bleibt dem ursprünglichen Besitzer vorbehalten. Die Wakimbu umgeben ihre Dörfer mit starken Umfriedigungen, bauen Durra, Mais und Hirse, einige Hülsenfrüchte, Gurken und Wassermelonen. Sie sind arm und kleiden sich in Felle, verkaufen einige Sklaven und etwas Elfenbein, einzelne gehen auch wohl an die Küste. Bei ihren Nachbarn gelten sie für verrätherisch. Als Stammesabzeichen haben sie eine Anzahl kleiner eingeschnittener Streifen, die vom Haar der Schläfen quer bis zu den Augenbrauen laufen. Sie sehen sehr dunkelfarbig und häßlich aus, haben Bogen, Pfeile, Speere und Messer, welche sie in einem Ledergürtel tragen; einige hängen Bänder von Strohgeflecht um den Hals, andere tragen einen weißen Lederstreifen vor der Stirn. Ihre Sprache ist vom Kiniamwezi verschieden.

Die Wanyamwezi, die eigentlichen Besitzer dieses Landes, kann man als die typische Rasse in diesem Theile Centralafrikas betrachten. Sie haben insgemein eine dunkel-sepiabraune Hautfarbe, und eine Negerphysiognomie, die weniger an das Semitische streift, als bei den Völkern an der Ostküste. Die unangenehme Hautausdünstung ist auch bei ihnen sehr stark; das Haar wird vier bis fünf Zoll lang, ehe es sich an der Spitze spaltet; man legt es in kleine Ringellocken oder in Knäuel zusammen, und es hängt

dann wie eine Franze nach hinten hinab; auf dem Vorderkopfe wird es so gekämmt, wie einst bei den alten Aegyptern und jetzt bei den Hottentotten. Der Bart ist dünn und kurz; der Backenbart fehlt ganz, der Schnauzbart wird gewöhnlich, gleich den Augenwimpern, ausgerissen. Der Wuchs ist schlank und kräftig; die Weiber haben außerordentlich lange Brüste. Diesem Volke fehlt es nicht an wildem Muth; das Stammesabzeichen besteht in einer doppelten Linie kleiner Einschnitte, welche der Schläfe entlang vom äußern Ende der Augenbrauen bis in die Mitte der Wange oder bis zum Unterkiefer reichen; manchmal zieht man auch eine dritte Linie oder einen aus drei kleinen Linien bestehenden Streifen von der Stirn bis auf die Nase. Bei den Männern sind diese Linien schwarz, bei den Frauen blau; die letzteren machen sich auch wohl kleine Einschnitte unter den Augen. Die Zähne werden nicht, wie bei den südlicheren Völkern, derart ausgefeilt, daß sie sägenartig aussehen, sondern man entfernt die inneren Winkel der beiden vorderen Oberzähne so, daß dieselben ein offenes Dreieck lassen; die Frauen reißen die beiden unteren Mittelzähne aus. Beide Geschlechter verlängern die Ohrlappen. In manchen Gegenden benützt man zur Kleidung vorzugsweise Thierfelle; Zeug tragen dort nur die Sultane und die reichen Leute. Mädchen verhüllen die Brust nicht, Kinder laufen nackt umher; Säuglinge werden auf dem Rücken der Mutter festgebunden. Den Lieblingsschmuck bilden Glasperlen, von denen die korallenartigen, die rosarothen und vor allen die „Nürnberger Taubeneier“ den übrigen Sorten vorgezogen werden. An die Perlenhalsbänder hängt man Kiwangwa, Muscheln, die von der Küste gebracht werden, und Hippopotamuszähne; wer etwa einen nicht sehr dürftigen Bart hat, schmückt denselben mit Glasperlen. Dazu kommen dann noch massive Reifen von Kupfer oder Messing an den Hand- und Armgelenken, am Vorderarm Ringe von geflochtenem Draht, und auf dem Oberarm Reifen von Elfenbein, und ein Scheermesser in einem Gehäuse von Elfenbein. Um den Gürtel schlingt der Mann einen geflochtenen Draht, den er mit einem Haar- oder Bastseil umwickelt, und an die Fußknöchel kleine eiserne Schellen und dünne Ringe von Messing-, Kupfer- oder Eisendraht; diese nennt er Sambo. Auf der Reise hängt er über die rechte Schulter ein Ziegenhorn, das er als Trompete zum Zeichengeben benützt; zu Hause hat er ein ähnliches, ganz ausgehöhltes Horn, in welchem er allerlei Zauber aufbewahrt. Ueber die Waffen die-

ses Volkes ist in einem spätern Abschnitte: „Leben und Treiben in einem ostafrikanischen Dorfe“ ausführlich die Rede.

Die Wanyamwezi haben wenige Feste oder Feierlichkeiten. Eine Frau, welche Wehen verspürt, geht ins Gebüsch und kommt von dort nach einigen Stunden mit einem in Ziegenfell gehüllten Kinde auf dem Rücken wieder in die Hütte, bringt auch wohl obendrein eine Ladung Brennholz auf dem Kopfe mit. Zwillinge sind nicht häufig, aber einer davon wird allemal getödtet. Anstatt des gemordeten Kindes legt die Mutter eine mit Fell umbundene Kalebasse neben das lebendige und giebt dem hölzernen Wechselbalg auch Nahrung! Nach der Geburt veranstaltet der Vater ein Zechgelag; die Kinder werden volle zwei Jahre lang gesäugt, Knaben lernen schon nach dem vierten Jahre mit dem Bogen umgehen. Bei der Namengebung findet keine Feierlichkeit statt; manchmal nehmen diese Heiden arabische Namen an, etwa nach einem Kaufmanne, den sie gerade kennen. Beschneidung findet nicht statt. Die Kinder sind nicht, wie bei manchen schwarzen Völkern, Eigenthum des Oheims, sondern des Vaters, der sie, ohne Anstoß zu erregen, verkaufen oder auch todtschlagen kann. In Usukuma, also im Norden des Landes, machen aber die Neffen eines Mannes, seiner Schwester Söhne, Anspruch auf Nachfolge und Erbschaft. Bei den Wanyamwezi herrscht die eigenthümliche Sitte, daß den Vater diejenigen Kinder beerben, welche er mit Sklavinnen erzeugt hat; die, welche ihm seine eigentlichen Frauen gebaren, werden ausgeschlossen. Als Grund führt man an, daß die letzteren nicht so hülfsbedürftig seien, weil sie sich an Freunde und Verwandte halten können. Der Knabe hütet schon sehr früh die Heerde; nach dem zehnten Jahre wird er ein selbständiger Hirt, ist unabhängig von seinem Vater, bepflanzt ein Stück Feld mit Tabak und bauet sich eine eigene Hütte.

Eigenthümlich ist auch die Stellung der Warara, das heißt der noch unverheiratheten Frauenzimmer. Bis zur Mannbarkeit bleiben sie in der väterlichen Hütte; dann aber bauen sich die Jungfern, deren gewöhnlich sieben bis zwölf von gleichem Alter vorhanden sind, gemeinschaftlich eine eigene Behausung, in welcher sie ihre Liebhaber empfangen, ohne daß die Aeltern etwas darein zu reden hätten. Wenn solch eine Mhara, d. h. Mädchen, Aussicht hat, Mutter zu werden, muß der Liebhaber sie heirathen oder eine Strafe zahlen und, wenn sie im Kindbett stirbt, dem Vater eine Buße geben, weil er seiner Tochter das Leben genommen habe. Ein jun-

ger Mann nimmt sich eine Frau, sobald er Mittel genug besitzt, um den Kaufpreis zahlen zu können, der je nach Umständen dem Werth von einer Kuh bis zu zehn Kühen entspricht. Sie ist des Mannes Eigenthum; er kann von einem Ehebrecher Schadenersatz verlangen, darf aber die Frau nur im äußersten Nothfalle verkaufen. Die Reichen haben mehr als eine Frau, aber die Familienanhänglichkeit ist bei diesem Volk überhaupt äußerst schwach. Ein Mann, der z. B. von der Küste her mit einer Ladung Zeug zurückkommt, wird seiner Frau davon auch nicht das Geringste geben; sie ihrerseits giebt ihm von einer Erbschaft nichts, und wenn er auch verhungern müßte. Er besorgt Rindvieh, Ziegen, Schafe und Geflügel, sie hat die Aufsicht über Getreide und Früchte; Tabak bauet jeder Theil für sich selbst, und hat der Mann etwa nichts von diesem Kraut, so wird ihm seine Frau von ihrem Vorrathe ganz gewiß nichts borgen.

Die Leichen wurden ehemals in das erste beste Gestrüpp geworfen und dort von den Fisihyänen gefressen; deshalb giebt es auch im Lande keine Todtenäcker. Die Wanyamwezi wollten anfangs den Arabern kein Begräbniß erlauben, weil dadurch die Erde verunreinigt werde, doch haben die Kaufleute endlich ihren Willen durchgesetzt. Mit einem Mnyamwezi, der auf fremdem Boden stirbt, verfahren seine Landsleute, wenn sie es überhaupt der Mühe werth halten ihn beizuscharren, in folgender Weise. Sie richten den Kopf so, daß er nach dem mütterlichen Dorfe hinschauet, stellen den Leib aufrecht, oder binden ihn in einen Knäuel zusammen, oder setzen ihn so, daß die Kniee von den Armen umschlungen werden. War er ein angesehener Mann, dann schlachten sie einen Stier und ein Schaf zum Leichenschmause, legen dem Todten das Fell über Gesicht und Kopf, und wickeln den Leib in die Haut ein. Ein Sultan, der in fremdem Lande stirbt, wird an Ort und Stelle begraben; nur den Kopf bringt man in seine Heimath.

Bei der Leichenbestattung der Häuptlinge in Unyamwezi finden gräßliche Gebräuche statt. Man gräbt ein tiefes Loch und daneben ein Gewölbe; in dieses letztere bringt man die Leiche in sitzender Gestalt, umwickelt sie mit Häuten und Fellen, giebt ihr einen Bogen in die Hand und stellt neben sie einen kleinen Schemel mit einer Schale Pombe hin. Dann müssen drei Sklavinnen in die Grube

steigen; eine bekommt ihren Platz zur linken, eine andere zur rechten Seite des Leichnams, die dritte steht ihm gegenüber, und dann wird das Grab verschüttet. Der Todte hat nun Bier und Weiber und ist gegen Langweile gesichert. Die Ueberlebenden halten auf dem Grabhügel über den lebendig eingescharrten Sklavinnen ein Trinkgelag. Die Wasukuma verscharren ihre Häuptlinge in einem Walde nördlich von Unyanyembe, und die Landleute der Umgegend legen vor der Zeit der Einsaat eine aus Getreide bestehende Opfergabe in die Fetischhütte, Mzimo, nieder, welche dann das Grab bezeichnet.

Charakteristisch für jedes Mnyamwezidorf ist die Iwanza, das öffentliche allgemeine Gesellschaftshaus. Es giebt eins für die Männer, ein anderes am entgegengesetzten Ende für die Frauen, denn beide Geschlechter halten sich gern getrennt. Der Hofraum wird von einem Mrimbabaume beschattet. Burton war in keiner Weiber-Iwanza; das, wie wir sagen könnten, Männercasino beschreibt er in folgender Weise. Es ist eine große Hütte, deren Wände mit Thon beworfen sind; das Dach steht etwa einen Fuß über den Wänden, so daß ein freier Raum für die Lüftung bleibt; der Hofraum ist mit Baumstämmen abgepfählt, damit das Vieh nicht hineinkomme. Dort sitzen, schwatzen und rauchen die Leute und vergeuden den Tag in einer Weise, die der Leser in einem spätern Abschnitt über das Dorfleben der Ostafrikaner beschrieben findet. An den beiden Eingangsthüren hängen vom Oberbalken herab allerlei Zauber, z. B. Hasenschwänze, Zebramähnen, Ziegenhörner und dergleichen mehr. Das Innere der Hütte wird ungefähr zur Hälfte vom Ubiri eingenommen, einem großen Gerüst, das etwa den Pritschen in unseren Wachtstuben gleicht. Der Boden besteht aus festgestampftem Lehm; ein Heerd und Steine zum Zerreiben von Korn fehlen niemals, an dem Gebälk hängen Speere, Stecken, Pfeile und Keulen, um geräuchert und dadurch dauerhaft zu werden; in den Winkeln stehen Blasebälge, Speere zur Elephantenjagd und dergleichen Sachen. Die Iwanza scheint außerhalb Unyamwezi nicht vorzukommen.

In diesem Lande speisen die beiden Geschlechter nicht gemeinschaftlich; ein Knabe wird nie mit seiner Mutter essen. Die Männer sättigen sich gewöhnlich in der Iwanza; Morgens nehmen sie ein Frühstück und etwa um drei Uhr ein Mittagsbrod ein. In der Zwischenzeit kauen sie Tabak und in dessen Ermangelung etwas Thon,

wo möglich von einem Ameisenhügel, weil er süßer schmecke als andere Erde. Er ist eine Art Ersatz für den Tabak, oder, um andere Gegenden zu erwähnen, des Mastix von Chios, des Kat in Yemen, des Betel oder der gerösteten Getreidekörner in Indien, der Asche in Somalilande. Bevor Araber ins Land kamen, mochte Niemand Hühnerfleisch essen, und Eier verschmähen diese Schwarzen auch jetzt noch; dagegen verzehren Manche das Fleisch von gefallenen Thieren, von Löwen und Leoparden, Elephanten und Rhinoceronten, Eseln, wilden Katzen, Ratten, und obendrein Käfer und weiße Ameisen, während sie Schöpsenfleisch und auch Wassergeflügel unberührt lassen, weil das nicht herkömmlich sei. Fleisch wird nicht häufig genossen; nachdem sie einen Stier geschlachtet, trocknen und räuchern sie das Fleisch. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Ugali, einem Brei von Mehl, und in eßbaren Kräutern, die wild wachsen; auch lieben sie Honig und sauere Milch, vor allen Dingen aber Pombe. Die Häuptlinge rühmen sich, daß sie nur Fleisch und Pombe genießen.

Die Wanyamwezi haben gern mit dem Handel zu schaffen; sie sind in dieser Gegend Ostafrikas so ziemlich die einzigen, welche aus dem Tragen von Handelswaaren ein besonderes Gewerbe machen, aber auch unter ihnen besuchen nur Leute aus drei Stämmen regelmäßig die Küste, nämlich die Wakelangasa, Wasumbua und Wasukuma. Die Berührung mit der Halbcivilisation hat nachtheilig auf diese Leute gewirkt, aber gelernt haben sie nur wenig von den Arabern. Ihr ganzer Handel ist noch in der äußersten Kindheit; von Credit haben sie keinen Begriff, während doch in Karagwah, überhaupt im Norden, Zahlungen zwei Jahre lang gestundet werden. Auch auf das Markten verstehen sie sich nicht; der Schwarze nennt eine Waare, die er haben will; ist sie gerade nicht vorhanden, so wird gar kein Geschäft gemacht. Die Wanyamwezi träger, welche sich auf Zanzibar oder an der Küste herumtreiben, schneiden dort Gras für die Esel, tragen Steine und Mörtel zur Stadt, und bekommen einen Tagelohn von zwei bis acht Pice, dürfen auch wohl einen Fleck Landes mit Gemüse und Manioc bebauen.

Eigentliche Gesänge und Erzählungen, die bei manchen anderen Barbaren vorkommen, haben sie nicht; manchmal halten sie wohl eine Rede, doch Beredsamkeit fehlt ihnen. Auf der Reise singen sie gern stundenlang immer und immer wieder nur ein halbes Dutzend

Worte oder Wörter. Ihre Sprache ist reich, aber verwirrt, und einfache Sylben, die jedoch gar keine Bedeutung haben, spielen als Interjectionen eine große Rolle. Ihre Gewerbsamkeit beschränkt sich auf das Weben grober Baumwollenzeuge, das Verfertigen hübscher Korbgeflechte, hölzerner Milchgefäße, der Sattelgestelle für ihre Esel und ihrer Waffen. Sie züchten Esel und treiben sie mit einer leichten Last an die Küste, aber nie haben sie daran gedacht, den Esel als Zugthier zu benützen. Sie zäunen ihre Felder ein, und bearbeiten den Boden mit einer Hacke, denn bis zur Erfindung oder Anwendung des Pfluges haben sie es nicht gebracht. Unter einander verkaufen sich die Wanyamwezi nur ausnahmsweise, muntern auch die Sklaven, welche durch ihr Land geführt werden, nur selten zum Entfliehen auf. Wer einen entlaufenen wilden Mann einfängt, eignet sich denselben an und behält ihn, entlaufene Haussklaven werden indeß nach Verlauf einiger Wochen dem Eigenthümer zurückgegeben.

Wir haben schon bemerkt, daß Unyamwezi viele kleine Häuptlinge zählt. Die herrschenden Klassen sind, nach Burton, folgende: Mtemi oder Mwame ist der Häuptling oder „Sultan"; Mgawe ist der Rath (Plural Wagawe); Manacharo oder Mnyapara, (Plural Wanyapara,) ist ein Aeltester, Vorsteher. Die Unterthanen bezeichnet man mit dem Gesammtausdruck Wasendschi. Die mächtigsten Häuptlinge waren 1858 Fundikira von Unyanyembe, Masanga von Msene und Kafrira von Kirira. Die Würde eines Mtemi ist erblich; er hat Recht über Leben und Tod; sein Einkommen besteht, außer vom Privatvermögen, in Geschenken, die er von Reisenden erhält, und in Confiscationen, Verkauf von Unterthanen und allerlei Heimfall. Ein Mann kann seinen eigenen Sklaven tödten, aber der Nachlaß des letztern gehört dem Häuptling, welcher auch Anrecht auf alle Schätze hat, die Jemand findet. Zu diesen gehört das herrenlose Elfenbein, das etwa in den Wäldern liegt; im Uebrigen hat der Jäger ein Anrecht auf die Zähne des Thieres, welches er getödtet; aber manche verwundeten Elephanten verlaufen sich und werden erst nach langer Zeit zufällig aufgefunden. Dann gehören die Zähne dem Häuptling.

Die Lebensgeschichte Fundikira's, der 1858 Sultan von Unyamwezi war, ist sehr bezeichnend für die dortigen Verhältnisse. Der Mann war eben als Lastträger in einer Karawane unterwegs,

als er Nachricht vom Tode seines Vaters bekam. Sofort kehrte er heim, um die Herrschaft anzutreten. Seine bisherigen Gefährten riefen nun, theils im Scherz, theils im Ernst: „Jetzt gehörst du noch zu uns, aber bald wirst du uns martern, todtschlagen, peitschen und unser Eigenthum nehmen!“ Fundikira erbte seines Vaters Habe und Wittwen, schlug seine Residenz zu Ititenya auf, und besaß, als Burton ihn sah, zehn Frauen, die ihm aber nur drei Kinder geboren hatten, dreihundert Hütten für seine Sklaven und ein paar tausend Stück Rindvieh. Er lebte mit einer Art von Staat, war zu stolz, einen Fremden zu besuchen, forderte keine Geschenke, nahm aber dergleichen gern an. Im Herbst 1858 wurde er in Folge seines Wohllebens krank und seine Verwandten kamen, wie sich von selbst versteht, in den Verdacht, ihn behext zu haben; es hieß, sie hätten ihm ein Uchawi, einen Zauber, angethan. Also wurde der Mganga herbeigeholt, um der Sache auf die Spur zu kommen. Zuerst gab er einem Huhn ein geheimnißvolles Mittel ein, brach ihm den Hals ab und riß das Thier der Länge nach auseinander, um die Eingeweide zu beschauen. Ist unter den Flügeln ein Fehler, etwa ein schwarzer Fleck, dann haben Kinder oder Verwandte ein Verbrechen verübt; ein Fehler am Rückgrat deutet an, daß der Frevel von Mutter oder Großmutter herrühre; am Schweife kann man abnehmen, ob die Frau, an den Schenkeln, ob ein Kebsweib an dem Zauber schuld sei; Fehler an den Schenkeln oder Füßen liefern Schuldbeweise gegen die Sklaven. Der Mganga ruft nun die Klasse, in deren Reihen der Verbrecher sich befinden soll, zusammen, giebt abermals einem Huhn ein geheimnißvolles Mittel ein, wirft das Thier in die Luft, und nimmt die Person, auf welchen die Henne gefallen ist, aus dem Haufen heraus, um ein Geständniß zu erwirken. Der Beschuldigte läugnet gewöhnlich; dann foltert man ihn derart, daß der Daumen nach hinten gebogen wird, bis er den Armknöchel berührt, oder in einer andern eben so schmerzhaften Weise. Er muß eingestehen und wird sofort hingerichtet. Die Art des Todes bestimmt der Mganga; er läßt ihn speeren, köpfen oder mit Keulen erschlagen, oder, was eine beliebte Hinrichtung zu sein scheint, den Kopf zwischen zwei Stücken Holz derart zusammenpressen, bis das Gehirn aus den Schädelnähten hervordringt. Frauen pfählt man in einer Weise, die wir nicht näher schildern dürfen. Diese Abscheulichkeiten werden fortgesetzt, bis der Häuptling stirbt oder wieder gesund wird. Als Fundikira erkrankte,

waren gleich zu Anfang in einem einzigen Haushalt achtzehn Menschen umgebracht worden.

Missethäter und Gefangene werden in der Regel als Sklaven verkauft, im Nothfall aber auch Frauen, Kinder und, wenn Jemand etwas dafür geben will, sogar die Aeltern. Die Wanyamwezi kaufen übrigens ihre Sklaven aus Udschidschi und manchen anderen Landschaften.

Elftes Kapitel.

Von Unyamwezi bis an den Tanganyika-See. — Beschwerliche Reise durch Uvinza. — Der Rusugifluß. — Salzhandel. — Der Ruguvufluß. — Das Land Ukaranga. — Ankunft am Tanganyika-See. — Eindrücke und Empfindungen. — Der Ruchefluß. — Kawele in Udschidschi. — Charakter der Region zwischen Unyamwezi und dem See. — Eigenthümlichkeiten des Klimas. Krankheiten. — Ukaranga, das Land der Erdnüsse. — Udschidschi. — Die Araber auf und an dem See. — Der Sklavenhandel. — Landeserzeugnisse. — Die Völkerschaften am See; Wadschidschi, Wakaranga und Wabuba.

Am 5. Februar brachen die Reisenden auf, um die noch vor ihnen liegende Strecke bis zum Ufer des Sees zurückzulegen. Der Weg führte durch eine vormals sehr volkreiche und angebauete, nun aber von den Watuta gänzlich verheerte Gegend. Mpete, der Distrikt am Malagarazi, ist ungesund, und die Stechmücken werden zu einer fast unerträglichen Plage. Der Weg führte nun am rechten Ufer dieses Stromes nach Westen hin und war im höchsten Grade beschwerlich; Burton schildert ausführlich, welche Anstrengungen es kostete, sich durch Gebüsche oder tiefen Schlamm hindurch zu arbeiten, steile Hügel zu erklimmen und auf der andern Seite hinabzusteigen. Dann und wann traf er ein Dorf, aber an irgend welche Behaglichkeit war weder bei Tage noch bei Nacht zu denken. Der kranke Mann mußte auf einem störrigen Esel reiten und wurde bald vom Regen durchnäßt, bald von der stechenden Sonne gepeinigt. Dazu kam, daß er nur dürftig mit Lebensmitteln versehen

war. So wanderte er durch den Distrikt Kinawani, und bog etwas vom Malagarazi ab, der mit heftiger Strömung in seinem Felsenbette sich den Weg zum See bahnte. Am 7. Februar befand er sich dem Distrikt Dschambeho gegenüber, der auf dem linken Ufer liegt und für die am besten angebaute, aber gleichfalls ungesunde Gegend in Uvinza gilt; die Felder waren wohl bestellt. Weiterhin mündet auf der rechten Seite der Rusugi, welcher die Gewässer des nördlichen Hochlandes in den Malagarazi führt. Jener Zufluß war etwa einhundert Schritte breit und strömte heftig.

An der Furt theilt sich die Straße; die eine Abzweigung geht nach Süden, die andere nach Norden. Parugerero am linken Ufer ist eine aus etwa fünfzig Hütten bestehende Niederlassung der Wavinza, die hier nach Salz graben; sie dampfen die Soole ab und geben dem Salz eine kegelförmige Gestalt. Dieses Erzeugniß bildet den Reichthum des Landes, und nicht weniger als drei Sultane beziehen Einkünfte davon; es ist weit besser als das bittere, salpeterartige Salz von Ugogo, geht bis tief ins Innere und wird am Tanganyika wie am Nyanza allgemein gebraucht. Im Rusugi halten sich viele Krokodile auf, werden aber an der Furt von den Schwarzen durch großes Geräusch für den Augenblick vertrieben, so daß man beim Uebersetzen vor den gefräßigen Thieren sicher ist. Der Reisende bewerkstelligte den Uebergang in der Art, daß zwei Schwarze den Oberkörper trugen, während die Füße auf den Schultern eines Dritten ruheten. Auch hier hatte Burton viel Aerger über seine Leute; seine fünf Wakhututräger waren mit einigen Waarenladungen, dem Zelte und den Betten zurückgeblieben, und fanden sich erst eine Woche später in Udschidschi ein; auch der Goanese Gaetano und ein Eseltreiber fehlten.

Am 10. Februar erreichte man den Ruguvu- oder Luguvu-Fluß, der die westliche Gränze von Uvinza, die östliche von Ukaranga bildet. Während der trockenen Jahreszeit kann man ihn durchwaten, jetzt aber hatte er das Uferland unter Wasser gesetzt. Etwas weiter nach Westen hin kam Burton an den Unguwwe oder Uvungwe, einen seichten, schlammigen Fluß. Dann mußte er sich durch Gestrüpp, Schilf und Binsen einen Weg zu den Hügeln bahnen. Hier traten zuerst Farrnkräuter auf, und in den Vertiefungen standen in großen Klumpen Bambus und Rattan, aber beide von ärmlichem Wuchs, Bauhinien und Sassaparille; an den Hügeln ranken Weinreben, deren Beere klein und sehr herb ist.

Am 13. Februar führte der Weg erst durch hohes Gras, dann durch einen dünnen Wald. „Als wir, schreibt Burton, jenseit desselben auf eine kleine Wiese gelangten, schlug der Fundi, welcher sich uns angeschlossen hatte, plötzlich eine andere Richtung ein. Ich folgte ihm auf einen steilen Hügel, wo wir einige Minuten Halt machten. Ich fragte ihn: „was für ein heller Streifen ist denn das da unten?“ Sidy Bombay entgegnete: „Ich meine, das da unten ist das Wasser.“ Ich stand ganz erschrocken und bestürzt da. Meine Augen waren noch leidend, die Bäume gestatteten keine freie und volle Aussicht, ein heller Sonnenschein fiel nur auf einen Theil des Sees, während der andere im Dunkel blieb. Da begann ich, etwas voreilig, mir Vorwürfe über meine Thorheit zu machen; ich hatte mein Leben aufs Spiel gesetzt und meine Gesundheit verloren, und das eines so unbedeutenden Ergebnisses halber! Die Araber, meinte ich, hätten auch hier wie gewöhnlich übertrieben, und ich dachte daran umzukehren und sofort den Nyanza, den nördlichen See, zu erforschen. Als ich aber dann einige Schritte weiter vortrat, lag der See in seiner ganzen Pracht vor mir, und nun war ich voll Bewunderung und Entzücken.“

In der That läßt sich auch nichts denken, das malerischer wäre als eine Ansicht des Tanganyika-Sees, wie er sich spiegelte zwischen den Bergen und nun auch ganz und voll im blendenden Schein tropischer Sonnenstrahlen. Vor mir lag ein rauher, steilabfallender Hügel, an welchem der höchst beschwerliche Pfad im Zickzack sich hinabwand; dann folgte ein schmaler Streifen prächtigen Grüns, ungemein fruchtbar und üppig; er dacht sich sanft ab zu dem gelben Sande des Ufers, das theils nackt daliegt und dem Schlage der Wellen freien Zugang gestattet, theils mit Schilf oder Binsen bewachsen ist. Gerade vor mir dehnte sich der Wasserspiegel aus mit seinem hellen sanften Blau, dreißig bis fünfunddreißig Meilen breit, und vom Ostwinde, der schneeigen Wogenschaum auftrieb, leicht gekräuselt. Den Hintergrund bildete eine hohe, unterbrochene Mauer des stahlfarbenen Gebirges, hier mit perlendem Nebel gleichsam besprenkelt, dort von demselben umhüllt, während an anderen Stellen die Höhen sich auf dem azurnen Himmel scharf abhoben. Die gähnenden Schluchten, Abgründe und Bergspalten waren durch eine tiefere, braunblaue Färbung bezeichnet, und das Hochland fiel zu abgerundeten Hügeln ab, deren Fuß von den Wellen benetzt wurde.

Nach Süden hin, gegenüber der langen flachen Landspitze,

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Boote auf dem Tanganyika-See.

Digitized by Google

hinter welcher der Malagarazi sein lehmiges Wasser dem See zuführt, gewahrte ich die Vorgebirge von Uguhha und am Kimm eine Gruppe vorliegender Inseln. Am Strande lagen Dörfer von wohlbebaueten Feldern umgeben, Fischerkähne belebten das Wasser, und als ich näher kam, hörte ich, wie die Wellen murmelten. Das Ganze war mannigfaltig und bewegt; es fehlte nur ein wenig Nachhülfe durch die Kunst, etwa Moscheen und Kioske, Paläste, Landhäuser und Gärten, damit zu der unendlich üppigen Pracht der Natur ein Gegensatz hervorgebracht würde; dann könnte die Landschaft am Tanganyika sich mit den berühmtesten und schönsten Gegenden anderer Länder vollkommen messen. Mir erschienen die lachenden Gestade dieser gewaltigen Vertiefung doppelt schön und anmuthig, nach den öden mit Mangrovegebüsch eingesäumten Küstenflüssen, nach der melancholischen Wüstenei und den einförmigen Gestrüppwäldern, braunen Felsen, ausgedörrten Flächen und widerwärtigen Sumpfmorästen. Wahrlich, dieser Anblick erquickte Seele und Augen! Ich vergaß alle Mühseligkeiten und Gefahren, dachte nicht daran, wie zweifelhaft die Heimkehr war, und hätte gern doppelt so viele Beschwerden auf mich genommen. Alle schienen meine Freude zu theilen; mein kurzsichtiger Gefährte fand gar nichts zu tadeln als den Nebel und den Glanz vor seinen Augen. Seid ben Selim blickte freudig um sich, denn diese Wonne hatte er mir verschafft."

Durch den Jundi wurde Burton nun nach Ukaranga hinabgeleitet. Zu seiner unangenehmen Ueberraschung fand er, daß der Ort nur aus wenigen Grashütten bestand, in welchen Karawanenleute, die von den Inseln an der gegenüberliegenden Küste dann und wann sich einfinden, ein Obdach suchen. Sie stehen neben einem einzigen Tembe, in welchem ein arabischer Handelsmann, Hamed ben Sulayyam, wohnte. Von Burton war, nach Sney ben Emir's Rath, Befehl gegeben worden, daß seine Karawane geraden Weges nach Kawele im Distrikt Udschidschi gehen solle; allein der Jundi hatte, wie wir weiter oben bemerkten, eine andere Richtung eingeschlagen und ihn in betrügerischer Absicht nach Ukaranga geführt. Zwischen diesem Platz und dem etwas weiter nach Norden liegenden Kawele mündet der Ruche in eine tiefe Bucht, deren Sehne von N.-W. zu S.-O. etwa fünf bis sechs Meilen lang ist. Die zwischen beiden Plätzen liegende Strandfläche erhebt sich nur wenige Fuß über den See, ist morastig, ungesund, und Reisende wagen sich auch der Flußpferde und Krokodile wegen nicht gern

dorthin. Burton mußte also dort ein Boot miethen, und das eben hatte der gaunerische Fundi gewollt; er sandte sofort einen Mann zu Mnya Mtaza, den Oberhäuptling von Ukaranga, der, wie alle Häuptlinge der Stämme am See, sein Dorf im Hügellande hatte, und ließ ihn holen, damit er ein Zwangsgeschenk von Burton in Empfang nehme. Dieser aber war glücklich genug ein arabisches Boot, das zweitgrößte auf dem See, vorzufinden; es gehörte einem abwesenden arabischen Kaufmann, konnte mehr als dreißig Mann fassen, und wurde mit Einlegerudern fortbewegt.

In diesem Fahrzeuge gelangte er am Morgen des 14. Februar binnen ein paar Stunden nach Kawele in Udschidschi. Er schiffte an der Mündung des Ruche vorüber, sah an den Ufern dann und wann einige armselige Hütten, Felder, die mit Durra oder Zuckerrohr bestellt waren, Pisangbäume und Oelpalmen. Aus den Schilderungen der Araber glaubte er abnehmen zu dürfen, daß Kawele eine große Stadt, ein belebter Hafenplatz, etwa wie Zanzibar, sei, und auf der Karte der deutschen Missionäre von Mombas hatte er die Stadt Udschidschi verzeichnet gefunden. Aber er fand nur einige Fischerkähne, ausgehöhlte Baumstämme, und um elf Uhr Morgens wurde sein Schiff mit Stangen durch Schilf und Binsen ans Land geschoben. Der Ort bestand aus wenigen, bienenkorbartigen Hütten. Einige hundert Schritte entfernt lag auf einer etwas höhern Stelle der arabische „Bazar“, ein freier Platz, wo zwischen elf und drei Uhr die Neger kaufen, verkaufen, schreien, zanken und gelegentlich auch mit einander fechten. Auf diesem „Bazar“ findet man Ziegen, Schafe, Früchte, Geflügel, Fische, Bananen, Melonen, Palmwein, manchmal auch Elfenbein und Sklaven. Fleißige Leute entkörnen dort auch wohl Baumwolle, aus der sie vermittelst einer möglichst rohen Art von Spindel ein sehr grobes Garn spinnen. Burton wurde in ein verfallenes Tembe geführt, das einem Araber gehörte, und dermalen von Sklaven und Ungeziefer bewohnt war. Es lag etwa eine Viertelstunde von dem kleinen Dorfe Kawele, und man hatte von ihr aus einen sehr hübschen Anblick. Eine Abbildung dieser Wohnung ist weiter oben S. 69 gegeben worden.

Burton entwirft eine Schilderung seiner „Fünften Region“, welche das alluviale Stromthal des Malagarazi umfaßt. Dasselbe dehnt sich von den niedrigen Ausläufern der Hochlande von Karagwah und Urundi hin, dieser westlichen Verlängerung der Kette, welche man wahrscheinlich nach irgend einer afrikanischen Ueberlieferung

als Mondgebirge bezeichnet. Diese Region erstreckt sich von der Fähre über den Malagarazi 13° 10′ östl. L. nach Osten hin bis an den Tanganyika-See, 30° 1′ östl. L., und von 3° 14′ nördl. Br., der nördlichen Gränze von Urundi, bis 5° 2′ südl. Br. Eine mittlere Höhe über der Meeresfläche läßt sich bei einer Gegend, deren Bodengestaltung so mannigfach wechselt, nicht bestimmen; der Tanganyika-See ist auf Burton's Karte mit 1844 Fuß Meereshöhe verzeichnet.

In dieser Region liegen von Osten nach Westen die Landschaften Uvinza, Ubuha und Udschidschi, am nördlichen Rande ist Uhha, am südwestlichen Ende Ukaranga. Der Charakter der Gegend ist ähnlich wie in den Alluvialthälern der Flüsse Kingani und Mgeta, die schon früher geschildert worden sind. Das Klima ist heiß und feucht und der Boden wunderbar ergiebig. Wo er nicht bearbeitet wird, ist er von üppig wucherndem Gestrüpp bedeckt, das einen widerwärtigen Geruch verbreitet und die Luft ungesund und sehr gefährlich macht. Die Regen theilen das Jahr in zwei ungleiche Theile von je acht und vier Monaten; der nasse Monsun setzt mit großer Heftigkeit im September ein und endet im Mai; die übrigen Monate sind heiß und trocken. Die Schauer fallen, wie in Zanzibar, nicht unaufhörlich herab, sondern mit Unterbrechungen, manchmal von einigen Tagen, und sind hier oft von Gewittern begleitet. Blitze im Norden, insbesondere bei Nacht, gelten für Vorboten schlechten Wetters. In diesen Gegenden von Innerafrika fehlen der Kaskazi und Kosi, die regelmäßigen Monsune aus Nordost und Südwest, die örtlichen Modifikationen der Passatwinde, welche man in ihrem regelmäßigen Fortschreiten von der Mitte des äquatorialen Afrika bis zum Himalaya verfolgen kann. Die Luftströmungen, welche durch die Wärmeausstrahlung der Küstenregionen und der dürren Gegenden in Südafrika vom atlantischen Ocean abgebogen werden, erhalten eine andere hygrometrische Beschaffenheit; durch die kalten bewaldeten Höhen am Tanganyika und die niedrigen, kühlen, von Flüssen durchzogenen Ebenen im Westen werden sie gezwungen die Feuchtigkeit abzugeben, welche sie in dem breiten, sehr feuchten Gürtel, der sich zwischen dem Ngami-See und dem Aequator ausdehnt, aufgenommen haben. Wenn nun das Land übersättigt ist, dann treibt der kalte nasse Wind die kalten, mit Elektrizität überladenen Wolkenmassen in Einem fort nach Osten, um in den noch von Hitze dampfenden Gegenden, in welchen die

Atmosphäre durch vier- bis sechsmonatlichen Sonnenbrand verdünnt worden ist, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Bei Msene im westlichen Unyamwezi bricht der Regen im Oktober aus; von dort nimmt der nasse Monsun seine Richtung nach Osten wieder auf, geht über das Mondland langsam weiter, und kommt zu Anfang Aprils an der Küste an. Dann folgt er dem Laufe der Sonne nach Norden, wird durch die von dem heißen, trocknen Boden des großen ostafrikanischen Horns verdünnte Atmosphäre nach Nordosten abgebogen, und so langt der Regen im westlichen Indien im Juni an, wo er in reichlicher Fülle am Südabhange des Himalaya fällt. Die allmälige Abkühlung des Bodens und der Gang der Sonne nach Süden bewirkt dann in umgekehrter Weise einen andern Proceß, durch welchen der Nordost-Monsun entsteht. Aber am Tanganyika herrscht keine Gleichförmigkeit. Die große Wassermasse in diesem centralen Becken behält so ziemlich dieselbe Temperatur, allein die Luftströmungen in dem dasselbe einschließenden hohen, vielfach gebrochenen Lande sind wegen der Abwechselung von Hitze und Kälte höchst unregelmäßig. In der Regenzeit des Jahres 1858 waren sehr verschiedene Luftströmungen vorherrschend; Morgens wehete fast immer ein kühler Nordwind, welchen das Wasser von den Höhen Urundi's heranzog, und der im Laufe des Tages nach Süden herumging. Die heftigsten Stürme kamen aus Südost und Südwest heraufgezogen. Durch den langanhaltenden nassen Monsun, der nur zuweilen von sonnigen Tagen unterbrochen ist, wird das Klima ungemein feucht, und hinterher folgt dann ein so heftiger Sonnenbrand, daß in wenigen Tagen das Gras verdorrt. Trotz dieser Extreme gilt das Klima von Udschidschi vergleichsweise für gesund, wahrscheinlich weil Nächte und Morgenstunden erfrischend kühl sind. Das Mukunungu oder Eingewöhnungsfieber in dieser Region wird von den Fremden weniger gefürchtet als das von Unyanyembe, aber keiner bleibt von demselben verschont. Es hat einen galligen, kaltfieberigen Typus, und hält drei bis vier Tage an; nur mit Mühe kann man Schweiß hervorrufen; auch kehrt es einmal im Monate zu regelmäßiger Zeit wieder.

Die Landschaft Ukaranga (d. h. Land der Erdnüsse, Arachis hypogaea) erstreckt sich vom Rugura oder Ungumwefluffe bis an den See, gränzt im Süden an die Landschaft Uthongwe und im Norden an den Fluß Ruche, welcher an seiner Mündung etwa vierzig Yards breit ist und keine Furt hat. Deshalb sind einige

Fähren in Thätigkeit. Die Dörfer oder richtiger bezeichnet armseligen Weiler liegen in Klumpen auf der Ebene umher, umgeben von Sümpfen; die sogenannte Rhede von Ukaranga ist ungeschützt, wird aber manchmal von Kaufleuten, welche sparen wollen, jener von Kawele vorgezogen, und von Reisenden besucht, die nach Ughha gehen. Aber das Volk ist so träg, daß es kaum genug Getreide für sich selber baut und sich nicht einmal bemüht, Netze zum Fischfang auszuwerfen. Man verkauft Bambus und Bauholz nach Kawele, aber die beim Fällen beschäftigten Arbeiter sind gewöhnlich aus Udschidschi.

Die Landschaft Udschidschi gränzt im Norden an die Höhen von Urundi, hat im Süden Ukaranga, im Osten Ubuha, im Westen den See. Im Nordosten liegt das Land Uhha, welches durch die räuberischen Watuta in eine Wüstenei verwandelt worden ist. Der Hauptort war im Jahre 1858 Kawele; westlich von demselben ist, der Felseninsel Bangwe gegenüber, der Bezirk Gungu; nach Südosten hin ist der Distrikt Ugoyyge, welchen die Araber besuchen. Von Kawele aus überblickt man die Besitzungen von vielleicht sechs unabhängigen Stämmen. Karawanen lagern sich gewöhnlich auf einige Tage in den Dörfern am Ruche. Das geschieht einem alten Herkommen gemäß. In Ostafrika gilt jeder Fremde so lange für einen Feind, bis er freundliche Absichten kund gegeben hat, und manche Dörfer kann er, wie schon mehrfach bemerkt worden ist, ohne ausdrückliche Einladung gar nicht betreten. Auch heute noch muß der Reisende bei den Somal und den Galla, den Wamasai und Wakuafi sich unter einen Baum setzen, und dort abwarten, bis die Dorfältesten sich nach seinem Begehren erkundigen; dann erst wird er in den Ort geleitet. Dieser Brauch gilt sowohl an der Küste wie am See und hat jetzt einen commerciellen Grund. Die Karawane macht auf einem neutralen Platze Halt und die Sultane oder Häuptlinge der verschiedenen Dörfer senden dann besondere Boten mit Geschenken, im Innern Elfenbein und Sklaven, in den Küstengegenden Zeug und Lebensmittel. Der Ausdruck dafür ist Magubiko, und die Geschenke dienen als Beweis, daß man den Handel eröffnen wolle. Man giebt gute Worte, macht Versprechungen; der Mtongo, das Oberhaupt der Karawane, hält vielleicht eine Woche lang ernsthafte Berathschlagungen mit allen Genossen, wählt dann seinen Gastfreund, die übrigen Karawanenleute finden gleichfalls ein Unterkommen. Dafür entschädigen sich dann die

Ortsbewohner und der Häuptling durch Zwangsgeschenke und Zölle. Ein ähnliches Verhältniß kannte man auch in Südafrika, und bei den Arabern in Zanzibar so wie bei den Somal heißt solch ein Zwangsgast Nesil.

Die fünfte Region endigt in Udschidschi (Kawele); sie hat zwölf Stationen, welche von den Karawanen gewöhnlich in vierzehn Tagen zurückgelegt werden. Von der Küste an hat dort der Reisende 85 lange oder 100 kürzere Stationen zurückgelegt, wofür er mit den nothwendigen Rasttagen, aber mit Ausschluß der Aufenthalte und längeren Verzögerungen, etwa 150 Tage Zeit gebraucht. Die direkte Längenentfernung von der Meeresküste beträgt 540 englische geographische Meilen; aber mit Hinzurechnung der Krümmungen und Umwege kommen in runden Zahlen 950 Statutmeilen heraus. Burton hatte gerade 100 Tagemärsche von zusammen 420 Stunden; die Zeit, welche er unterwegs war, vom 27. Juni 1857 bis 18. Februar 1858, betrug achtehalb Monate. Arabische Karawanen gebrauchen durchschnittlich sechs volle Monate, um bis an den Tanganyika-See zu gelangen; leicht beladene kommen wohl auch in drittbalb bis drei Monaten nach Unyanyembe und von dort in 25 Stationen nach Udschidschi, so daß sie also im Ganzen nur etwa vier Monate Zeit nöthig haben.

Udschidschi wird auch Manyofo genannt, doch bezeichnet dieser letztere Name eigentlich einen gewissen Distrikt, und der erstere eine Landschaft, nicht eine Stadt. Die Araber sind erst um das Jahr 1840 dorthin gekommen, nachdem sie etwa 10 Jahre früher bis Unyamwezi gelangt waren. Sie hielten Udschidschi für einen zum Waarenaustausch wohlgelegenen Punkt am Tanganyika-See, wo sie ihre Handelsartikel niederlegen und ihre Faktoren und Sklaven zum Einsammeln von Elfenbein und Sklaven aussenden könnten. Aber das Klima ist ungesund, die Menschen sind wild und unfreundlich; die Reisen an der Küste mißglückten mehrmals und deshalb konnte Udschidschi nicht dieselbe Bedeutung erlangen wie Unyanyembe oder Msene. Jetzt kommen vom Mai bis September einzelne Karawanen, die möglichst bald wieder nach Unyanyembe zurückgehen. Der Bazar ist übrigens ganz wohl versorgt; man findet Fische, nach dem nassen Monsun guten Honig, kann jeden Tag Milch und Butter kaufen, versteht sich wenn der Häuptling nichts dagegen hat; aus der Umgegend kommen langschwänzige Schafe, hübsche Ziegen, Hühner und Eier, welche beide letzteren auch hier die Eingeborenen niemals essen. Die Araber

züchten Manila-Enten, das Volk hat Tauben, verkauft sie aber nicht. Das Rindvieh hat sehr lange Hörner; eine Kuh steht mit einem Sklaven in gleichem Preise, sie liefert aber nur etwa ein Viertel so viel Milch wie eine „civilisirte“ Kuh und obendrein nur während der ersten Monate, nachdem sie gekalbt hat. Man füttert sie nie mit Getreide, hat auch keine Stallungen, und die Euter sind nur schwach ausgebildet.

Seitdem Sklaven und Elfenbein theurer geworden sind, gehen die Araber über den Tanganyika-See hinaus ins Innere, um dort diese Waaren einzuhandeln, doch ist Udschidschi immer noch der große Sklavenmarkt, wohin die Sklaven aus den umliegenden Landschaften Urundi, Uhha, Uvira und Marungu gebracht werden. Die einheimischen Sklavenhändler richten aber ihr sehr einträgliches Geschäft selber zu Grunde, indem sie zwar wohlfeil verkaufen, sich aber dadurch zu entschädigen suchen, daß sie den Sklaven veranlassen, dem Käufer so bald als möglich zu entlaufen. So kommt es, daß Handelsleute, welche ihre „Waare“ nicht aneinander ketten, wohl an zwanzig Procent derselben einbüßen, bevor sie über den Malagarazi zurückgegangen sind. Die Verkäufer rechnen darauf, die entflohenen Sklaven wieder einzufangen und dann noch einmal loszuschlagen, aber dadurch ist Udschidschi in schlechten Ruf gekommen. Der Preis für Sklaven ist sehr unbestimmt und wechselt zwischen zwei bis zehn Doti oder Toben von amerikanischem Domestic; in Zanzibar verkauft man sie dann den Kopf zu 14 bis 15 Dollars, macht also einen Profit von mehreren hundert Procenten.

Burton's „Fünfte Abtheilung“ begreift, wie schon gesagt, die Region zu beiden Seiten des untern Malagarazi bis zu dessen Mündung in den Tanganyika-See; am linken Ufer also die Landschaften Uvinza und Ukaranga, am rechten Ubuhha, Uhha und Udschidschi. Das letztere zeichnet sich ganz besonders durch Fruchtbarkeit aus, hat große Waldbäume und mächtige Farrnkräuter. Am Seeufer haben Araber Reis gebaut, der eine Höhe von acht bis neun Fuß erreicht; die Landeseinwohner ziehen indessen Durra vor und wenden keine Sorgfalt auf die feineren Getreidearten, weil ohnehin Affen, Elephanten und Hippopotamus auf den Feldern große Verwüstungen anrichten. Außer Holcus und dem indischen Nagli oder Nachni, (Eleusine caracano), hat man verschiedene Arten von Bohnen, Erdnüsse, Manioc, Eierpflanzen, süße Kartoffeln; Yams, Gurken, einen eßbaren Schwamm und eine Artischockenart; Zucker-

rohr, Tabak und Baumwolle kann man auf dem Bazar in jeder größern Ortschaft kaufen. Von großer Bedeutung ist die Oelpalme und der Pisangbaum. Dieser, Mdizi genannt, ist offenbar in dieser Gegend einheimisch; in manchen Gegenden, z. B. Usumbara, Karagwah und Uganda, bildet seine Frucht das Hauptnahrungsmittel, in dem Hügellande giebt es nicht weniger als zwölf Varietäten, und nicht selten bildet ein einzelner Büschel volle Ladung für einen Träger. Der Baum wächst auch auf der Insel Zanzibar und an der Küste, bei Khutu da wo das Alluvialthal beginnt; aber die beste Frucht liefert er unter der Pflege der Araber zu Unyanyembe, wo sie freilich auch noch grob und nicht besonders schmackhaft ist. Am See wird eine Varietät als Mikono thembu, d. h. Elephantenhand, bezeichnet; sie ist größer als der sogenante Roßpisang in Indien. Die Oelpalme, Elaeis guineensis, hier Mschikischi genannt, wächst auf den Inseln Zanzibar und Pemba; in den Gebirgen von Usagara ist sie schon seltener, aber hier tritt sie, namentlich am Tanganyika-See, ohne Anbau oder Pflege, freiwillig auf, bildet schattige Haine, reicht aber nicht weit ins Innere, sondern bleibt ganz in der Nähe der Küste. Die hellgelbe Frucht mit der dunkelpurpurnen Spitze hat einen ekelerregenden Geschmack, wird aber von den Eingeborenen gegessen, und das Mawesi, Palmöl, welches man in sehr kunstloser Weise auspreßt, bildet eine belangreiche Handelswaare. Der Preis stellt sich für fünfunddreißig Pfund Oel auf ein Doti weißen Baumwollenzeuges, doch verlangen die Leute von den Karawanen zumeist Salz für Oel. Trotz seines unangenehmen Geschmackes wird es beim Kochen gebraucht und ein anderes Lampenfett kennt man nicht. Man zapft die Palme an und bereitet aus dem Saft ein sehr berauschendes Getränk, das in großer Menge getrunken wird.

In dieser Region ist jeder Mann auch Jäger, und man verzehrt Fleisch aller Art, von der weißen Ameise und von Elephanten. Diese letzteren findet man in den Bambusgebüschen am See in Menge, aber die Massen Elfenbein, die auf den Markt nach Udschidschi kommen, werden zum Theil aus beträchtlicher Ferne hergebracht. In allen Gewässern trifft man Hippopotamus und Krokodil und auf den Ebenen wilde Büffel. Die Hyänen und die halbwilden Pariahunde machen sich durch ihre Raubsucht in sehr unangenehmer Weise lästig; die letzteren hört man nur selten bellen. In den Hütten halten sich die graue Ratte und die Moschusratte

auf. Auf den Bäumen, welche über das Seeufer hinaushängen, sitzt oftmals ein sehr schöner Fischadler, mit weißem Kopf und chokoladebraunen Schultern; er ist etwa so groß wie ein Haushahn. Eine Seemöwe mit röthlichen Beinen kommt in kleinen Gesellschaften vor; der gewöhnliche „Königsfischer" ist ein großer Eisvogel mit weißem und grauem Gefieder, großem, sehr starkem und schwarzem Schnabel und einem Kamm, wie etwa beim indischen Bulbul; er sitzt auf Baumzweigen am Wasser, lauert auf Beute und gleicht den übrigen Vögeln aus der Familie Alcedo. Weiter findet man Taucher, Strandläufer, eine Krähe mit weißer Brust, Repphühner und Wachteln in Urundi, durchziehende Schwalben, Schnepfen, Motacillen, Fliegenschnäpper und verschiedene Sperlingsvögel. Dazu kommen noch Termiten, Frösche, die einen entsetzlichen Lärm machen; Schlangen, Skorpione und auch in den Wohnungen Ameisen, und letztere manchmal in solchen Schaaren, daß der Mensch die Hütte räumen muß. Die Balken werden durch holzfressende Insekten ausgehöhlt, die Wände werden von sogenannten Maurerbienen durchlöchert, an Bedachung und in den Ecken weben ekelhafte Spinnen ihre dicken Netze, das Heimchen zirpt unaufhörlich, die unverschämten Kakerlaken (Cockroaches) fressen alles Genießbare auf und beschädigen die Lebensmittel; braune Mücken und zudringliche Fliegen sind eben so lästig wie Zecken und Wanzen.

Wir wollen nun die verschiedenen Stämme, welche die Region am Tanganyika-See bewohnen, etwas näher betrachten, zunächst die Wadschidschi. Sie sind Barbaren von knochigem Wuchs, weit kräftiger als alle anderen, welche Burton bisher gesehen hatte, sehr dunkler Haut, plattem unschönem Antlitz und derben Gliedmaßen, auch weit größer als die Wanyamwezi und mehr negergleich als negerartig. Füße und Hände sind groß und platt, die Stimme ist rauh und zischend, Blick und Benehmen sind unverschämt. Die Weiber spielen eine nicht geringe Rolle; sie betragen sich oft noch roher und gewaltthätiger als die Männer, und sind dabei äußerst diebisch. Unter beiden Geschlechtern sieht man viele, welche durch Blattern verunstaltet sind, denn sie haben sich um die Weisungen der Araber, welche ihnen zeigten, wie man impfen könne, nicht gekümmert; viele haben Beulen, Schwären, und als arge Plage haben sie eine hartnäckige Krätze, die von häufigem Genusse fauler Fische herrühren soll. Sie tättowiren sich sehr stark, wie Burton meint zum Schutz gegen die feuchte Luft und die Kälte in dieser

Seeregion. Außer den großen Mustern, welche sie in die Haut tättowiren, haben manche Häuptlinge auch große Narben, welche sie durch Brennen hervorbringen; Linien, Kreise, Streifen auf Rücken, Magen und Armen, ähnlich wie die Wagindo bei Kiloa. Beide Geschlechter triefen förmlich von Oel, und Reinlichkeit gilt offenbar nicht für eine Tugend. Zuweilen wird das Haar abgeschoren, lang wachsen läßt man dasselbe niemals; als Schmuck des Hauptes betrachtet man kahle Stellen, welche durch Büschel, halbe Monde oder Kämme in bunter Reihe unterbrochen werden, sowohl auf dem Vorderkopfe wie am Hinterhaupte und an den Seiten. Männer wie Frauen binden ein Büschel von weißem Baumbast um den Kopf; Schnauzbart oder Backenbart kommen im ganzen Lande nicht vor, denn man reißt das Haar mit Zangen aus; die Araber wollen wissen, daß das Klima, gleich jenem in Unyamwezi, dem Bartwuchs hinderlich sei. Den Kopf beschmiert man mit Kreide, das Gesicht mit einer rothen Erde; dadurch werden diese Menschen noch viel häßlicher. Die Häuptlinge tragen Zeuge, die sie von den Karawanen erhalten, reichere Frauen kleiden sich, wie die im Küstenlande, in Toben von Baumwolle oder rothem, auch wohl blauem Tuch. Aermere Männer bereiten sich eine Art Mantel aus dem gar gemachten Felle von Ziegen, Schafen, Hirschen, Leoparden oder Affen, und zwar so, daß die Enden als Klappen vorstehen, während Schweif und Beine hinten herabhängen. Aermere Frauen begnügen sich statt aller Kleidung mit einem Rock aus Baumbast oder Thierhaut, manche sogar mit einem Quast von Baumfasern oder einem Baumzweige, der an einem um die Hüfte geschlungenen Faden befestigt ist. Diese Tracht ist so einfach wie das bekannte Feigenblatt. Burton fand zuerst in Udschidschi Kleider aus macerirtem Baumbast allgemein im Gebrauch; dieses tritt auch in Urundi, Karagwah und den nördlichen Landschaften als Ersatz an die Stelle der Baumwolle. Dieser Artikel heißt Mbugu und wird aus der innern Rinde verschiedener Bäume, namentlich der Mrimba oder der großen Mwale (Raphiapalme), bereitet; man streift von einem völlig ausgewachsenen Baume die Rinde ein paar Mal ab und bindet um den Stamm Pisangblätter, unter welchen er dann eine feinere Rinde ansetzt. Diese wird sorgfältig abgenommen, ins Wasser gethan, damit sie macerire, dann geknetet und mit Keulen oder Latten so lange geschlagen, bis sie etwa die Festigkeit grober Baumwolle erhält; nachher speiet man aus dem Munde Palmöl auf diese Masse, welche

dadurch eine kameelgelbe Farbe erhält. Die Wadschidschi beziehen ihre Mbugu zumeist aus Urundi und Uvira und betupfen sie gern mit schwarzen Flecken oder Streifen, so daß solch ein Baumrindenmantel wie ein Fell von Leoparden oder von der wilden Katze aussieht; auch wird ein Schwanz daran gemacht. Dieser Stoff ist dauerhaft, wird aber niemals gewaschen; nachdem man ihn Monate lang getragen, reinigt man ihn mit — Butter. Als Zierrath dienen, wie bei anderen schwarzen Völkern, Messingreifen, Ringe von Kupfer- und Eisendraht, und Glasperlen; außerdem aber tragen die Wadschidschi, als Unterscheidungszeichen von anderen Stämmen, ein Halsband von rosafarbenen Muscheln. Die Verfertigung des Messings haben sie von den Arabern gelernt; Zink kommt von der Küste, sehr feines Kupfer aus dem Lande des Kazembe. Gleich anderen Stämmen am See tragen sie um den Hals Schnuren, an welchen runde Scheiben, Halbmonde und sechs oder sieben kleine Kegel befestigt sind, die auf die Brust herabhängen. Diesen Zierrath verfertigt man aus dem weißesten Elfenbein oder aus den inneren Zähnen des Hippopotamus, und er sticht scharf ab gegen die schwarze Negerhaut.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist folgende. Jeder Mann trägt eine kleine eiserne Zange oder ein klammerartig gespaltenes Stück Holz am Halse. Die Stämme am See machen sich nichts aus Tabakrauchen, sie schnupfen oder kauen, und tragen einen kleinen schwarzen irdenen Topf oder einen kleinen Kürbis mit Tabak. Gelegentlich, je nach Belieben des Mannes, füllt er Wasser hinein, drückt den Tabakssaft heraus, nimmt davon eine Handvoll und schlürft die Brühe in die Nase. Dann kneipt er diese letztere mit der eisernen Zange oder der Holzklammer zu, damit der Saft nicht gleich wieder herausfließen könne; erst nach einigen Minuten nimmt er die Zange wieder fort. Als Waffe führen die Wadschidschi Streitaxt, Dolche, Speere und große Bogen mit ungewöhnlich schweren Pfeilen; vor Flinte und Säbel haben sie Furcht, geben aber doch ins Gefecht. Die Araber sind so klug, ihnen kein Schießgewehr oder Pulver zu geben; deßwegen haben denn auch mächtige Häuptlinge höchstens ein paar Flinten.

Die Stämme am See sind wie Amphibien, schwimmen und tauchen vortrefflich, verstehen sich auf den Fischfang, verfertigen eine rohe Art von Angeln, Netze und Reusen, z. B. ein Dreieck aus starken Binsen, und Körbe mit zwei Eingängen; größere Fische fan-

gen sie in einem Seilnetze, das sie zwischen zwei Kähnen ziehen. In Uzaramo und an der Küste betäubt man die Fische mit dem Safte von verschiedenen Arten Asclepias oder Euphorbien; das ist am Tanganyika nicht üblich. Hier verbinden die Schwarzen mit dem Fischfang an heiteren Tagen allerlei Lustbarkeiten; am kühlen Morgen schiffen sie hinaus, stellen sich in den ausgehöhlten Baumstämmen aufrecht, schaukeln hin und her, bespritzen einander, rudern vorwärts und zurück, lassen den Kahn umschlagen, drehen ihn rundum, schwimmen und steigen wieder ein. Alle diese Leute sind starke Ichthyophagen, und allerdings ist der See ungemein fischreich. Der Mvoro ist sehr knochig und gleicht einer großen Makrele, eben so der Sangale, dessen Kopf jedoch dicker ist; der Mgege hat einen vortrefflichen Geschmack, aber viele Gräten; der Mguhe wird fünf bis sechs Fuß lang und ist für die Zunge eines Europäers unbedingt der angenehmste. Am größten ist der Singa; er hat keine Schuppen, schwarzen Rücken, silberfarbigen Bauch, kriecht am Boden und kann weder springen noch sich rasch fortbewegen. Diesen sehr fettigen Grundfisch lieben die Schwarzen ganz besonders, aber dem Europäer war er, gleich dem Pallu in Sindh, bald zuwider. Die Araber klagen, daß die Fische aus dem Tanganyika-See nicht schmackhaft seien; um ihnen die wässerigen Theile zu benehmen, hängen sie die auseinander gespalteten Thiere erst an ein langsames Feuer und legen sie eine Nacht lang in einen irdenen Topf.

Die Wadschidschi gelten bei den Arabern für die unverschämtesten Schwarzen; ihre Häuptlinge geben ihnen ein schlechtes Beispiel, die Leute sind in der That alle sehr rohe, suchen zu erpressen, wo sie irgend können, zeigen dem Fremden nicht einmal den Weg, wenn er sie nicht dafür bezahlt, verhöhnen ihn, indem sie seine Stimme und Manieren nachäffen; zanken fortwährend, sind mit einem Schlage so rasch bei der Hand wie mit dem Worte, und man sieht sehr häufig, daß sie selbst in den Kähnen miteinander raufen. Ein Mdschidschi macht sich wenig daraus, auf seinen Gastfreund mit dem Speer oder Dolche loszugehen, bedenkt sich aber wohl, ehe er Blut vergießt, weil dann eine Blutfehde nicht ausbleibt. Gegen dieses plumpe und rohe Benehmen bildet eine gewisse Feierlichkeit im Umgang einen merkwürdigen Gegensatz. Der Sultan erscheint und klatscht in seine Hände; sogleich bildet das Volk einen Kreis um ihn und klatscht auch; die Frauen beugen das rechte Knie bis nahe zur Erde. Zwei Männer, die einander

begegnen, klatschen sich gegenseitig auf die Arme, reiben an denselben die Hände auf und ab, und wiederholen Minuten lang die Worte:, Nama san ga, nama san ga? Befindest Du Dich wohl? Dann reiben sie den Vorderarm und rufen: Wakhe, wakhe? Wie geht es Dir? Nachher schlagen sie die flachen Hände gegeneinander, und das ist ein Zeichen der Achtung in diesen Gegenden. Die Kinder sind eben so widerwärtig und mürrisch wie die Alten, werden grob, wenn man sie freundlich behandelt, zanken untereinander, kratzen und beißen sich wie wilde Katzen, und Familienzuneigung ist unter diesen Schwarzen kaum vorhanden. Höchstens thun Vater und Sohn einander den Gefallen, sich gegenseitig die Haut zu kratzen und einander, gleich Affen, das Ungeziefer abzusuchen. Auf dem See ruft der Mdschidschi bei gefährlichem Sturmwetter wohl dann und wann: Ya mguri wandse, o mein Weib! damit will er aber nur ausdrücken, daß er lieber in seiner Hütte als auf dem wogenden Wasser wäre. Wenn er betrunken sein kann, ist er gewiß nie nüchtern, und in keinem Lande der Welt wird der Fremde so viele gemein schimpfende und gewaltthätig sich gebehrdende Menschen sehen, wie in den Dörfern dieser Schwarzen. Am liebsten berauschen sie sich mit Tembo, Palmwein; fast Alle rauchen Hanf, versetzen sich dadurch in Aufregung, und ihr Benehmen ist dann nicht menschlich, sondern sie betragen sich wie das wilde Vieh. Außer Fischen, welche sie erst verzehren, wenn dieselben faul geworden sind, genießen sie vorzugsweise Manioc und Durra.

Im Jahre 1858 hieß der große Wmami oder Sultan von Udschidschi Rusimba; unter ihm standen als Distrikts- oder Ortshäuptlinge mehrere Mutware, (Mutwale), z. B. Kannena in Kawele und Lurinda in Gungu. Er schickt durch seine Verwandten einer eben angekommenen Karawane einen Elephantenzahn, auch wohl zwei, und deutet damit an, daß er ein Gegengeschenk, die Zwangsabgabe, erwarte; am liebsten nimmt er Glasperlen und Kitindi, gewundene Armbänder, richtet aber seine Anforderungen nach den größeren oder geringeren Mitteln des Handelsmannes ein. Nachher sendet der Mutware sein Geschenk, das sogleich erwiedert werden muß. Außerdem hat der Fremde für jeden Kahn, welchen er miethet, eine Abgabe zu erlegen; von jedem Sklaven beträgt die Kiremba, Accise, den halben Kaufpreis; für jeden eingehandelten Elephantenzahn hat man ein oder zwei Stücke Bauwollenzeug zu erlegen; selbst beim Einkauf von Lebensmitteln erzwingt der Häuptling we-

nigstens einige Glasperlen. Die kleineren Häuptlinge machen mit dem Fremden gern Brüderschaft, Sare, damit derselbe, falls er einmal wiederkommt, abermals bei seinem „Bruder" wohne. Die Unterthanen sind äußerst unbändig, und der Häuptling vermag über sie nur etwas, wenn er stark von Körper, heftig und gewaltthätig ist, überhaupt sich durch seine persönlichen Eigenschaften Geltung zu verschaffen weiß. Ein Häuptling, der ursprünglich Sklave war, kann sich Ansehen erwerben, wenn er sich in der Trunkenheit wilder benimmt als alle Anderen, den Dolch schwenkt, mit dem Speer um sich sticht und wie toll auf alle Anderen einrennt, als wolle er sie erwürgen. Angelegenheiten, welche den ganzen Stamm betreffen, ordnet der Mmawi, Sultan, in der Art, daß die Unterhäuptlinge und die Wateko, Aeltesten, von ihm zu einer allgemeinen Berathung herbeigezogen werden. Ihr ohnehin schwachgeistiger Kopf ist obendrein stets vom Rausch umnebelt; nachdem sie stundenlang hin und hergeredet haben und zu einem Entschlusse gekommen sind, mit dem Alle sich einverstanden erklären, kann der Einwurf eines Jungen oder eines alten Weibes wieder Anlaß zu unendlichem Palavern geben. Diese Leute sind dem Fremden gegenüber im höchsten Grade ungeduldig, sie bestürmen ihn an einem Tage wohl ein halbes Dutzend mal um Glasperlen, während sie hingegen ihn Wochen lang auf Erledigung der wichtigsten Sache warten lassen und sich um dieselbe gar nicht kümmern. Die Sitte erfordert, daß der Häuptling außer seinem ersten Geschenk, Magubiko, einer abreisenden Karawane, die ihm keinen Anlaß zu Mißhelligkeiten gab, ein halbes Dutzend Masuta verehre, Mattensäcke, die mit Getreide gefüllt sind. Außerdem erhält der Karawanenführer noch einen Sklaven, der sich aber gewöhnlich bald wieder aus dem Staube macht. Diese Abschiedsgabe heißt Urangoſi, Leit- oder Führerlohn.

Der Handel ist überhaupt bei den Wadschidschi in den rohesten Anfängen stecken geblieben; von eigentlichem Kaufen und Verkaufen und von Credit wissen sie nichts; sie geben keine ihrer Waaren fort, wenn sie nicht dafür irgend einen bestimmten Gegenstand bekommen, den sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, und sie stellen den Preis nicht nach dem Werthe eines Artikels, sondern so wie es ihnen gerade paßt oder einfällt. Der Marktpreis schwankt je nach der Anzahl der Karawanen, welche gerade anwesend sind, nach der Jahreszeit, dem Betrage der Vorräthe und dergleichen mehr. Außer Elfenbein, Sklaven, Baumrinde, Baum-

wollenzeugen und Palmöl verkaufen sie eiserne Sicheln, welche unseren europäischen gleichen, Kengere, Kiugi oder kleine Glocken und Sambo (Tambi), kleine Drahtringe, die als Zierrath um die Fußknöchel getragen werden, lange, zweischneidige Messer in hölzernen Scheiden, die zierlich mit Rattanstreifen beflochten sind. Roheisen kommt aus Uvira; Reis wächst nicht überall in Udschidschi, das Zuckerrohr ist sehr wässerig, Tabak verhältnißmäßig theuer; süßen Palmwein giebt es nicht, da die Leute ihre Töpfe niemals reinigen. Ein Reisender büßt am Baumwollenzeug ein, weil die Schwarzen meist Felle und Baumrinde tragen, und Glasperlen, Schmucksachen und dauerhafte Waaren vorziehen; dagegen macht er Nutzen, wenn er Salz und starken Draht mitbringt. Glas- und Porzellankugeln sind für Jeden, der Elfenbein oder Sklaven kauft, unumgänglich nöthig, aber auch in Bezug auf diese Waaren zeigen sich diese Neger eigensinnig und wetterwendisch; die Wadschidschi wollten 1858 von schwarzen Porzellanperlen, Ububu, nichts wissen, anfänglich auch die weißen, Khangera, nicht nehmen; als dann aber Burton mit großem Verlust für diese beiden Perlensorten Langivo, kleine blaue Kugeln, eingewechselt hatte, verlangten sie schwarze und weiße; damals standen große blaue Glasperlen, Mzizima genannt, in großer Gunst, und für diese mußten Samesame, rothe Korallen, ausgetauscht werden; Maguru uzige, rosafarbene Porzellanperlen, standen al pari, Sofi, Tabaksstengel-Perle, die in Msene vorkommt, war begehrt. Wer künftig diese Gegenden besuchen will, muß derartige Verhältnisse wohl beachten, denn in dieser Region von Innerafrika stellt sich dem Vordringen des Reisenden kein Hinderniß entgegen, wenn ihm die Handelswaaren nicht ausgehen.

Aber die Wanyamwezi-Pagazi, die Träger, welche er in Unyanyembe miethen muß, bereiten dem Unerfahrenen große Verlegenheiten. Als Lohn erhalten sie Perlen und Zeug, wofür sie am See Elfenbein oder Sklaven einhandeln. Wer Elephantenzähne gekauft hat, bleibt wohl noch eine Weile in Udschidschi, aber unter täglichem Klagen und Drängen zur Abreise, weil Keiner, der werthvolle Sachen besitzt, gern in kleinen Abtheilungen durch Uvinza zieht, um nicht beraubt zu werden. Wer Sklaven hat, weiß, daß sie ihm entlaufen, wenn er auch nur kurze Zeit in Udschidschi verweilt, und schließt sich deshalb der ersten besten Karawane an. Der Reisende ist dadurch zum Bleiben gezwungen, weil er seine Pagazi eingebüßt und die Wadschidschi sich niemals als Träger verdingen; er muß also

warten, vielleicht Monate lang, bis wieder eine Karawane aus Osten anlangt, bei welcher er dann vielleicht Träger für die Rückreise erhält. Die Araber aus Oman vermeiden alle diese Uebelstände, indem sie eine beträchtliche Anzahl von Haussklaven mitbringen, die ein Interesse daran haben, ihren Herrn nicht zu verlassen.

Südlich von den Wadschidschi wohnen die Wakaranga, die auf einer eben so niedrigen Stufe sich befinden und wo möglich noch roher sind. Die Wavinza vereinigen in sich die schlechten Eigenschaften der Wanyamwezi und der Udschidschi; sie sind ein sehr schwarzes, mageres, widerwärtig aussehendes Volk. Zur Abwehr der Insekten stecken sie hinten in den Gürtel ihres Kleides eine Fliegenklatsche, Chauri, so daß es aus der Entfernung aussieht, als trügen sie Schwänze, etwa wie bei den Hottentotten. Sie tragen sechs Fuß lange, zwei Fuß breite Schilde von Flechtwerk, und unterscheiden sich dadurch von den übrigen Stämmen. Ihre Häuptlinge stammen aus dem Volke der Watosi, und sie nennen deshalb alle Fremden, die ihnen nicht mißfallen, Mtosi, nehmen dieselben in ihren Dörfern, nicht aber in ihren Hütten auf. Einen offenen Angriff auf eine Karawane wagen die Wavinza äußerst selten, fangen aber Alle ab, die sich vereinzeln oder zurückbleiben. Sie haben viel Vieh, Getreide, Früchte, Hühner; Pisang wächst bei allen Dörfern und wird im Uebermaße geraucht.

Die Watuta sind sehr gefürchtete Leute, ein Räubervolk, das ursprünglich am südlichen Ende des Tanganyika-Sees wohnte, das Land der Marungu und Ufipa ausplünderte, die Heerden fast ganz ausrottete und an der Ostseite des Sees nach Norden hinwanderte. Vor einigen Jahren rief Ironga, der verstorbene Sultan von Uungu, sie gegen Mui Gumbi, den mächtigen Häuptling der Warori, zu Hülfe. Diese unterlagen nach langem Kampfe und nun siedelten sich die Watuta in Ironga's Lande mit Gewalt an, wurden aber von dessen Sohn, allerdings nur nach hartem Kampfe, vertrieben. Sie zogen dann aus Uungu nach dem südlichen Ufer des Malagarazistusses, und wurden vor etwa drei Jahren von Mzogera, Sultan von Uvinza, herbeigerufen, um demselben Beistand zu leisten; er wollte sich die Landschaft Uhha aneignen, deren Häuptling Thare gestorben war. Die Watuta gingen über den Malagarazi und verheerten Uhha und Ubuha, überhaupt die Gegend im Norden des Flusses. Bald nachher griffen sie sogar Msene an, wurden aber von den mit Feuergewehr bewaffneten Arabern nach mehrtägigem Kampfe

zurückgeworfen. Im Frühjahr 1858 erschlugen sie Ruhembe, Sultan von Usui, das nördlich von Unyanyembe auf der Straße nach Karagwah liegt, drangen einige Monate später in Udschidschi ein, plünderten Gungu aus und wollten auch Kawele angreifen. Hier aber stellten sich Araber, welche dort eben beträchtliche Waarenmengen liegen hatten, mit ihren musketentragenden Sklaven den Räubern entgegen und trieben sie fort. Das Land der Watuta wird nun begränzt im Norden von Utumbara, im Süden von Msene, nach Osten hin etwa von dem Meridian von Wilianfuru und im Westen von den Bergen Urundis. Sie werden von den Arabern als ein Hirtenvolk geschildert, das, wie die meisten Somal und die Wamasai, weder Häuser hat, noch das Feld bebaut; sie ziehen von einer Stelle zur andern, lagern unter Bäumen, an welchen sie ihre Matten ausspannen, und suchen sich die üppigsten Weidegründe aus. Höchstens tragen sie ein Mbugu, einen Mantel von Baumrinde, gewöhnlich gehen sie aber mehr als halbnackt. Auf ihren häufigen Raubzügen sind immer große Schaaren beisammen, die Weiber werden mitgenommen, Kinder und Habseligkeiten auf Ochsen geladen, auf deren Hörner man die hochgeschätzten Drahtringe hängt. Die Frauen sind Waffenträger und sollen auch an Gefechten theilnehmen. Der Watuta hält in jeder Hand einen kurzen Speer und einen großen Schild, verachtet Bogen und Pfeil, sucht den Kampf Mann gegen Mann, und gebraucht den Speer niemals zum Werfen. Den Arabern zufolge „manövriren sie wie die Franken.“ Ihre Krieger, sagt man, zögen zu Tausenden (?) in vier oder fünf langen Reihen und sähen es darauf ab, den Gegner gleichsam zu umwickeln; Kriegsgeschrei haben sie nicht; Befehlszeichen geben sie mit eisernen Pfeifen. Des Sultans Ehrenabzeichen besteht in einem Schemel von Messing; auf diesem sitzt er, von etwa einem halben Hundert Aeltesten umringt, hinter der Schlachtlinie, aber seine Gewalt über diese unbändigen Menschen ist nur gering. Die Watuta weichen nur selten zurück und kümmern sich nicht um ihre Todten oder Verwundeten; eben so wenig nehmen sie erschlagenen Feinden einen Körpertheil, ein Glied, als Siegeszeichen ab, was bekanntlich die Abyssinier thun; ein solcher Brauch scheint südlich vom Aequator unbekannt zu sein. Diese wilden Nomaden haben jetzt noch eine heilsame Furcht vor Feuerwaffen und reißen allemal aus, sobald sie die rothe Fahne einer Karawane sehen. Sie sind nicht ungastlich und empfangen Gäste mit Ehrenbezeigungen. Die erste Frage an einen Fremden

lautet allemal: „Hast du mich von Weitem gesehen?“ was so viel heißen soll als: hast du nicht vernommen, wie bedeutend ich bin. Eine verneinende Antwort würde Feindseligkeiten im Gefolge haben.

Die Wabuha (in Ubuha) sind ein unbedeutender Stamm, der zwischen der Landschaft Uhha und dem Malagarazi wohnt; ihr Gebiet ist nur drei Tagereisen breit, die Länge vom Rusugi im Lande der Wavinza bis zu den Gränzen von Udschidschi und Ukaranga beträgt vier Tagereisen. Ihr Hauptdistrikt ist Unyonwa, der Bezirk des Sultans Mariki, aber auch hier besteht die Ortschaft nur aus zerstreueten Hütten mit Feldern, die man dem Gestrüpp abgewonnen und mit Bataten bepflanzt hat. Die Wabuha sind ungefährlich und arm.

Uhha, (Oha,) dessen Bewohner Wahha heißen, hatten früher eine größere Ausdehnung; das Volk ist in Folge der von den Watuta unternommenen Raubzüge zumeist verjagt worden und hat sich nun über die weite Strecke zwischen Unyanyembe und dem Tanganyika zerstreut, während ihr eigenes sehr fruchtbares Land zu einer Einöde wurde. Ein Theil dieses Stammes hat unter der Anführung Kanoni's, der ein Sohn des verstorbenen Thare ist, im Hochlande von Urundi eine Zuflucht gefunden, nicht weit von der Niederlassung des Königs Mwesi, der im Gebirge herrscht; dort haben sie Weide für die Heerden und können sich in einem von der Natur geschützten Bergland auch ihrer Feinde erwehren. Sie sind verhältnißmäßig von heller Hautfarbe und weniger häßlich als ihre schwärzeren Nachbarn, gelten aber bei diesen für ein niedrig gestelltes Sklavenvolk. Den Arabern zufolge sind sie aus südlichen Gegenden gekommen. Ihre Häuptlinge sind von fürstlicher, Wahinda-, Abkunft, und stammen wahrscheinlich von den Häuptlingen in Unyamwezi. Wahha-Sklaven werden in Msene theuer bezahlt; ein junger Mann kostet fünf bis sechs Doti Merkani, ein Mädchen einen Gora Merkani oder Kaniki.

Zwölftes Kapitel.

Die Erforschung des Tanganyika-Sees.

Die Reisenden hatten endlich das langersehnte Ziel, den großen Binnensee Tanganyika erreicht. Das Tembe, die Hütte, welche Burton bezog, war in kläglichem Zustande, das Dach halb eingestürzt, der Boden mit Wassertümpeln bedeckt, und das Ganze im höchsten Grade unsauber. Sofort wurden die nöthigen Ausbesserungen vorgenommen, aber die Wohnung blieb auch dann noch so feucht, daß fortwährend ein Feuer unterhalten werden mußte. Als Burton's Diener während der Abwesenheit ihres Herrn sich in dieser Beziehung eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließen, verrotteten die englischen Bücher dermaßen, daß sie unleserlich wurden, und auch die Pflanzensammlungen vermoderten gänzlich.

Der kühne Entdecker hatte in Kawele und während der Fahrt auf dem See eine Reihe von Widerwärtigkeiten zu ertragen, die einen weniger willensstarken Mann zur Verzweiflung gebracht hätten. Zuerst stellte sich Kannena bei ihm ein, Häuptling von Kawele und dort als Stellvertreter des Oberherrschers oder Mwami von Udschidschi thätig. Dieser hieß Rusimba. Kannena's Vorgänger war vor einigen Monaten gestorben und hatte einen minderjährigen Sohn hinterlassen, als dessen Vormund nun Kannena auftrat, weil es ihm gelungen war, sich bei den Wittwen einzuschmeicheln. Dieser Mann hatte sich mit einem Turban angeputzt und trug ein Kleid

von Wollenzeug; trotzdem machte er einen höchst widerwärtigen Eindruck; er hatte plumpe Gliedmaßen und einen durchaus gemeinen Gesichtsausdruck; von der gequetschten Nase war kaum ein Ansatz vorhanden, die Haut auf Stirn und Wangen zeigte viele narbige Auswüchse, die ihr Inhaber als Zierde betrachtete; ursprünglich war er Sklav gewesen. Jetzt kam er nun in Begleitung zweier schmutzigen Männer, welche bloß einen Schurz von Bastgeflecht um die Hüfte geschlungen hatten, und verlangte eine Zwangsabgabe für seinen Fürsten, den großen Rusimba, die ohne Widerrede zu leisten war. Als Gegengeschenk wurde eine Kleinigkeit Getreide geliefert, welche höchstens den zehnten Theil der Abgabe werth war.

Kannena wollte dann mit dem Fremden einen Tauschhandel eröffnen und sandte demselben einen prächtigen, etwa siebenzig Pfund schweren Elephantenzahn. Diesen schickte Burton nach zwei Tagen zurück und ließ sagen, er sei nicht als Kaufmann an den See gekommen, sondern als Sarkal, als ein Mann, der keine Handelsgeschäfte treibe. Daß er damit einen großen Fehler beging, gesteht er selber ganz offen ein, und räth künftigen Reisenden dringend an, nur als Kaufleute aufzutreten. Diese schwarzen Wilden begreifen nicht, was ein Fremder in ihrem Lande zu suchen habe, wenn er nicht des Handels wegen kommt, und verlieren sich dann in allerlei wunderlichen Vermuthungen. Als Kaufmann mag es dem Forscher wohl gelingen, in unbekannte Gegenden vorzudringen und dort eine gute Aufnahme zu finden; die Eingeborenen werden ihn mit nicht allzuschweren Abgaben belasten, weil sie hoffen, daß er wiederkomme. Dagegen nehmen sie einem Manne, der keinen Handel treibt, wo möglich auch das Letzte ab und bereiten ihm alle möglichen Ungelegenheiten. Diese blieben auch dem Weißen nicht erspart, er hätte sie aber vermieden, wenn er als Mundewa, als Taschir, d. h. als Handelsmann aufgetreten wäre, denn das ist der höchste Titel, welchen jene Schwarzen kennen. Den Neid der Araber kann man unschädlich machen, sobald man ihnen das Elfenbein gegen Lebensmittel verkauft. Die Wadschidschi wußten nicht, was sie aus dem weißen Sarkal machen sollten. „Das sind ja Leute, die von Nichtsthun leben!“ sprachen sie, und ließen deutlich merken, daß solche Gäste wohlthun würden, sich möglichst rasch wieder zu entfernen. Burton mußte einlenken und versprechen, daß sie von ihm eben so viel Nutzen haben sollten, wie von einem Kaufmanne. Kannena erklärte, er habe als Häuptling einen wohlbegründeten Anspruch auf Kiremba,

nämlich auf eine Abgabe von Allem, was gekauft und verkauft wird; sie betrage von jedem Sklaven oder Elephantenzahne zwei Stück Zeug; da nun eine solche Mäklergebühr von Burton nicht zu hoffen sei, so müsse derselbe den Verlust durch Erlegung von sechs Stücken Zeug und einer Anzahl gewundener Armbänder ausgleichen. Das geschah, aber die Schwarzen waren damit nicht etwa begütigt, sondern zeigten sich übelwollend und bösartig, versetzten den Eseln der Fremden Speerwunden, stahlen, wo sie konnten, und die Frauen wollten keine Kuhmilch liefern, weil sie von den Weißen gekocht werde; dadurch komme Hexerei über das Vieh. Die Beludschen (d. h. die aus Zanzibar mitgekommenen Söldner) wurden ganz offen beraubt und man sagte ihnen rund heraus, das sei eine wohlverdiente Strafe, weil sie Weiße ins Land geschafft hätten. Eines Tages erschien Kannena unangemeldet in der Hütte; er trug keinen Turban, hatte Katzenfelle um den Unterleib geschlungen und zwei Speere in der Hand. Burton erkannte den Häuptling nicht, wies ihn zum Tembe hinaus und beleidigte dadurch seine Würde.

Auch mit seiner Dienerschaft hatte der Reisende manche Widerwärtigkeiten zu bestehen. Das Betragen der meisten Leute war schlecht gewesen; trotzdem verlangten sie nun außer ihrem Solde noch eine außerordentliche Belohnung, ein Backschisch, das ihnen auch gewährt wurde. Sie kauften dafür Sklaven ein, welche ihnen aber schon nach Verlauf einer Woche sämmtlich davon gelaufen waren.

Das kalte und feuchte Klima der Seegegend wirkte auf die Reisenden sehr nachtheilig und die Fischkost sagte ihnen nicht zu. Burton berichtet: „Alle Energie war von uns gewichen. Ich lag vierzehn Tage am Boden und war so erblindet, daß ich nur selten ein wenig lesen oder schreiben konnte; ich befand mich zu unwohl, um auch nur eine kurze Unterhaltung zu beginnen oder mir Bewegung zu machen. Mein Gefährte Speke kam mit eben so steifen Beinen wie ich selbst am See an; jetzt hatte er eine Augenentzündung und sein Gesicht war so verzerrt, daß er beim Essen seitwärts kauen mußte wie ein Rind. Valentin, der eine von meinen Dienern aus Goa, war fast erblindet und sein Mund war schief; der andere Diener Gaetano kam am 17. Februar halbverhungert an und litt an heftigem Fieber, die Beludschen schleppten sich mit Influenza und Katarrh umher."

Unter so ungünstigen Verhältnissen beschloß Burton aufzubrechen, um den Tanganyika-See näher zu erforschen. Einigen Angaben zu-

folge strömte aus demselben ein großer Fluß nach Norden ab; aber wie sollte er dorthin gelangen? Am entgegengesetzten Ufer, also an der westlichen Küste, hielt sich ein arabischer Kaufmann auf, der eine Dau besaß, ein Segelschiff, und dieses war überhaupt das einzige auf dem Tanganyika. Dieses wollte Burton miethen, allein der Araber, welchem er dazu Auftrag geben wollte, war widerspänstig, und jetzt erhielt Speke die Weisung, sein Heil zu versuchen und dann das Segelschiff mit Vorräthen für etwa einen Monat auszurüsten.

Die Eingeborenen widersetzten sich einer Fahrt auf dem See; Kannena forderte ganz unverschämte Summen für Lebensmittel, am Ende aber ließ sich doch ein Häuptling in der Nachbarschaft, Namens Lurinda, bereit finden, einen Schiffsführer und zwanzig Mann zu stellen. Am 2. März konnte Speke abfahren, mußte aber des sehr schlechten Wetters halber in der Mündung des Flusses Ruche einlaufen, der nur etwa einen Kanonenschuß weit von Kawele liegt. Diesen Umstand benützte der habgierige Kannena, um abermals Abgaben zu erpressen. Er verbot die Fahrt auf dem See, wollte sich ihr mit Gewalt widersetzen, und gab erst nach, als er vier Armbänder und acht Stücke Zeug bekommen hatte. Zwei Tage später hatte Speke die nöthigen Vorräthe an Bord, zwei Diener aus Zanzibar und zwei andere aus Indien waren bei ihm in dem Nachen, und nachdem er an der Bucht von Ukaranga vorüber gesteuert war, befand er sich in offenem Wasser.

Speke war siebenundzwanzig Tage lang abwesend, während der kranke Burton in Kawele blieb. Die Zeit verging ihm einförmig in folgender Weise. Nachdem der Hahn gekräht hatte und die Sonne aufgegangen war, erschien der Diener Valentin und brachte zum Frühstück eine Schüssel mit Suji, gesottenem Reis und vielleicht etwas Milch. Nachher trat der Haussklav Muhabanya ein, fegte mit einem Baumzweige die Hütte aus und schlug die großen Wespen todt; dann zündete er ein Feuer an, das wegen der starken Feuchtigkeit ganz unentbehrlich war, und räucherte sich Hände und Gesicht. Ein solches Rauchbad liebt der Schwarze. Etwas später machten Seid ben Selim und der Schemadar einen Besuch und wunderten sich, daß es mit Burton's Auflösung immer noch nicht vorwärts wolle! Inzwischen mußte Valentin allerlei kleine Geschäfte besorgen, z. B. Kleider ausbessern und Gewehre reinigen; Burton schrieb an seinen Tagebüchern und Vocabularien, und rauchte

Tabak, bis zum zweiten Frühstück, das wieder aus Suji und etwas Milch bestand, denn von Thee, Kaffee und Zucker war schon seit Monaten keine Rede mehr. Darauf folgte ein Schlaf, oder der weiße Mann rauchte eine Pfeife nach der andern und lag fest wie ein Klotz; dabei konnte er sich ungestört seinen Träumereien hingeben. Um vier Uhr Nachmittags hielt er die Hauptmahlzeit, welche zumeist in Fischen oder Geflügel bestand; die ersteren waren entweder unschmackhaft und sehr weichlich, oder grob und äußerst fett. An Zuspeise war kein Mangel, denn es giebt in Kawele Tomatos, Artischocken, süße Kartoffeln, Yams und einige Arten Bohnen, die einen guten Brei liefern; auch Bananen fehlen nicht. Das einzige Getränk war Wasser, da der Palmwein wie Essig schmeckte. Gegen Abend begab sich Burton unter das überhängende Dach des Tembe und erfreuete sich an der prächtigen Aussicht, die ihn an die lieblichsten Küstengegenden des mittelländischen Meeres erinnerte. Um sieben Uhr war es dunkel; dann wurde die Lampe angezündet, die sehr einfach war, nämlich ein zerbrochener Topf voll Palmöls, in welches ein Docht gelegt wurde. Gewöhnlich kam Selim um allerlei Tagesklatsch zu erzählen.

Am 29. März kehrte Speke von seinem Ausfluge zurück, ohne auch nur das Geringste ausgerichtet zu haben. Die Regenzeit (Masika), so schreibt Burton, hatte ihm arg mitgespielt; er war in der That bis auf die Knochen durchnäßt und erschien in einem äußerst kläglichen Zustande mit verrostetem Gewehr und unbrauchbarem Pulver, da die Monsunregen sein angeblich feuerfestes und wasserdichtes Pulverhorn nicht verschont hatten. Meine Enttäuschung war groß, denn Speke hatte buchstäblich gar nichts erreicht. Zehn Tage vor seiner Rückkunft war ein arabischer Kaufmann bei mir gewesen, um von Seiten des Besitzers der Dau mir zu melden, daß wir sein Segelschiff nach Belieben haben könnten. Ich kann mir nicht erklären, wo die Schuld liegt; es scheint indessen, daß der verschmitzte „Sohn Suleyyam's" den Reisenden Speke einfach deshalb bei sich festhielt, um von ihm etwas Schießpulver umsonst zu bekommen. Mein Gefährte hatte sich mit dem Bescheid zufrieden gegeben, daß nach Ablauf von drei Monaten uns das Segelschiff für eine Summe von fünfhundert Dollars überlassen werden könne! Er kam nun ohne Boot und ohne Vorrath an Lebensmitteln, um ein solches Resultat zu melden! Ich tröstete ihn und mich, so gut es gehen wollte, und machte mich daran, einige Mängel in Betreff der

Rechtschreibung und des Satzbaues in einem Tagebuche (Speke's) zu verbessern, das in Blackwood's Magazin, September 1859, unter dem Titel: Journal of a cruise in the Tanganyika Lake, Central-Afrika, erschien. Ich muß indeß gestehen, daß ich äußerst überrascht war, als ich, abgesehen von anderen Sachen, den großen Halbbogen hoher Gebirge erblickte, welchen Speke auf der seinem Tagebuche beigefügten Karte eingetragen hat, und zwar gerade dorthin, wo Sir R. Murchison eine Depression annimmt. Ich hatte gesehen, wie unter Speke's Hand auf dem Papiere der schmale Höhenzug, welcher den Tanganyika-See einfaßt, zu den erstaunlichen Dimensionen anwuchs, welche sie auf der Karte in Blackwood's Magazin und in Petermann's Mittheilungen, Nr. 9, 1859, angenommen hat. Das Ganze beruhet aber auf einer bloßen Vermuthung, oder ist vielmehr rein erfunden. Speke gab diesem phantastischen Gebirgszuge die Gestalt eines Halbmondes und ließ ganz ernsthaft nun mit allem Pomp, als ob er Entdecker sei, mit großen Buchstaben daneben drucken: „Ich halte diese Gebirgskette für das wahre Mondgebirge.“ So wird Geographie fabricirt; so geht man mit Entdeckungen um!“ —

Speke litt an den Nachwehen der Nässe und mußte auch große Schmerzen ertragen, weil ihm ein Insekt ins Ohr gekrochen war. Burton sann inzwischen auf Mittel, um das nördliche Ende des Sees zu erforschen. Speke hatte von dem Araber Hamed ben Suleyyam die Mittheilung erhalten, daß derselbe jene Gegend besucht habe; dort sei er von dreißig bis vierzig Kähnen angegriffen worden und habe die Wirkungen eines großen Stromes verspürt, dessen Wasser nach Norden hin abziehe. Dieser Araber erzählte jedoch lediglich eine Lüge mit Umständen. Es war ein seltsames Zusammentreffen, daß Seyfu, der Msawaheli von Chole, erklärte, er wisse, daß ein Fluß aus dem nördlichen Ende des Sees abströme; das war eine direkte Lüge. Dieser Mann erbot sich zum Führer dorthin und wollte Dolmetscher sein. Als wir, sagt Burton, diese Angaben mit einander verglichen, sahen wir wohl, daß es sich um ein Unternehmen handelte, das aller Anstrengungen und Lebensgefahren wohl werth war.

Die Regenzeit ging zu Ende und die Schifffahrt konnte beginnen. Kannena beabsichtigte einen Zug nach Norden hin zu unternehmen, und war geneigt, die Weißen zu geleiten. Als ihm aber Burton die Frage vorlegte, welchen Lohn er verlange, wenn er ihm

den Mtoni, den Fluß, zeige, sprang er auf und lief aus dem Hause wie ein wüthender Pavian. Er fürchtete sich vor den Stämmen an den nördlichen Ufern, weil dieselben keinen Handel dulden. Allmälig ließ er doch mit sich reden, aber seine Willfährigkeit mußte mit großen Opfern erkauft werden. Allein in Anbetracht der wichtigen Sache, um welche es sich handelte, durfte dergleichen nicht weiter beachtet werden. Araber, welche Uvira, die äußerste Thule der Seeschifffahrt, besuchen, zahlen für jeden Kopf der Mannschaft ein Stück Zeug, und der Fahrpreis besteht in einem Paar gewundener Armbänder. Burton dagegen mußte für zwei Nachen, deren größter sechszig Fuß lang und vier Fuß breit war, dreiunddreißig gewundene Armbänder geben, deren dortiger Werth auf etwa sechszig Dollars veranschlagt werden kann; ferner hatte er zu erlegen: zwanzig Stück Zeug, sechsunddreißig Khete blaue Glasperlen, und 770 dergleichen von weißem Porzellan und von grünem Glase. Außerdem versprach er dem Häuptlinge noch eine reiche Belohnung, wenn dieser sein Wort gehalten habe, und warf ihm überdies ein sechs Fuß langes Stück Scharlachtuch über die Schultern. Vor Freude darüber zitterte der Schwarze mit den Lippen, obwohl er seine innere Bewegung zu verbergen suchte. Der Nachoda (Kapitän) und seine Schiffsleute bekamen Lebensmittel, achtzig Stücke Zeug und viele Glas- und Porzellankorallen, auch der Dolmetscher mußte überreich bezahlt werden. Die Bemannung bestand aus 55 Mann, wovon 22 auf den kleinern Nachen kamen; die Reisenden durften ihre beiden Diener aus Goa, zwei schwarze Flintenträger und drei Männer aus Zanzibar mitnehmen.

Die Fahrzeuge waren sehr einfach. Kähne von Baumrinde kennt man am See nicht; die kleineren sind dort aus einem einzigen Stamme verfertigt und am Vordertheile gewöhnlich durch das Feuer beschädigt, welches die Fischer in denselben anzünden. Die größeren, lange schmale „Matumbi", sind ganz roh mit der Axt ausgehöhlt, da man das Ausbrennen gar nicht kennt, und bestehen auch nur aus dem Stamm irgend eines großen Baumes, der gleich an Ort und Stelle im Walde ausgehöhlt, zurecht gemacht und dann ans Ufer geschleppt wird. Die allergrößten Fahrzeuge werden aus rohen, plumpen Planken derart zusammengefügt, daß sie eine Art von Kiel und zwei Borde bilden; diese letzteren befestigt man mit Palmenfasern an das Mittelstück, weiß aber nichts von Kalfatern, und dehalb leckt der Kahn fortwährend. Die Bemannung ist der

Reihe nach beim Ausschöpfen thätig. Die Baumstämme werden sehr unregelmäßig ausgehöhlt und liegen deshalb meist schräg oder schief im Wasser; Masten oder Segel hat solch ein afrikanischer Nachen nicht; am Hintertheil ist ein eiserner Ring für ein Steuerruder angebracht, aber nur bei solchen Kähnen, in welchen Araber fahren; denn die Schwarzen lenken das Schiff mit einem freien Ruder. Die Ladung wird auf Palmenrippen gelegt, damit sie vom Kielwasser nicht beschädigt werde; diese Rippen dienen auch als Brennstoff. Die Leute sitzen auf schmalen Bänken, welche querüber gelegt und mit Stricken in Löchern an den Seitenbrettern befestigt sind, je zu zweien nebeneinander; zur Unterlage haben sie nur steife dichte Karagwahmatten, die man am Lande auseinander nimmt und zum Bedecken einer Hütte oder als Bettlager benützt. Die Schwarzen haben keine Einlegeruder, sondern sie paddeln, d. h. rudern aus freier Hand. Unter den Bänken werden allerlei Gegenstände geborgen; in der Mitte des Schiffes bleibt eine etwa sechs Fuß lange Stelle frei von Bänken, und dort sind Waaren, Fahrgäste, Vieh und Sklaven zusammengedrängt; dorthin wirft man auch Ruder, allerlei Geschirr und schöpft das Leckwasser mit Kalebassen aus. Dasselbe steht manchmal einen halben Fuß hoch und man kann sich deshalb nicht niederlegen; ein Platz am Bug oder am Stern ist etwas weniger unangenehm. In der Mitte werden auch die Speere aufgestellt; jeder Mann trägt einen Dolch im Gürtel und hat auf längeren Reisen auch Bogen und Pfeile. Rudern können, wie schon bemerkt, diese Schwarzen nicht, sie paddeln mit einem sechs Fuß langen Stabe, in welchen sie ein Blatt von der Größe einer Mannshand einlassen. Das letztere ist mit schwarzen dreieckigen Flecken bemalt, nicht fest an den Stab angebunden und bricht fast alle Tage einmal ab. Bei dem ungeschickten Paddeln kommt viel Wasser über Bord, und dabei ist solch ein Rudern anstrengend, ohne viel Wasser zu bewältigen.

Man sieht, daß diese Schifffahrt völlig in ihrem Urzustande geblieben und noch so ist, wie sie in den ältesten Zeiten gewesen. Die Leute von Udschidschi haben drei Hauptreviere, welche sie mit ihren Kähnen besuchen. Das erste nach Norden hin bis zum Elfenbein- und Sklavenmarkte von Uvira; das zweite oder westliche begreift die westliche Küste und die Inseln nach Südwesten hin, und das dritte geht bis Marunga. Sie fahren an der Küste hin und trotzdem ist es ein Wunder, daß diese elenden Fahrzeuge nicht

allesammt verunglücken. Die Araber kennen aus Erfahrung die Tücke dieses „Sees der Stürme“ und senden deshalb, wenn immer thunlich, weit lieber betrügerische Handelsagenten und Sklaven ab, als daß sie ihr eigenes Leben gefährden. Wer aber von ihnen selber auf dem See fahren will oder muß, zieht es vor, mit großer Mühe und vielen Kosten ein immerhin sehr mangelhaftes Segelschiff bauen zu lassen und Sklaven im Gebrauch der Einlegeruder zu unterweisen. Man braucht sechs Monate Zeit, um solch eine Dau zu Stande zu bringen.

Burton legte nun allerlei Vorräthe, Tabak und vier halbe Lasten Salz ein, von welchen bald nachher zwei verloren gingen; dazu kamen noch Zeuge, Armbänder, Glas- und Porzellanperlen, rothe Korallen und noch einige „Reserve,“ die so verpackt wurde, daß sie sich verheimlichen ließ. Mit dem unverschämten Kannena gab es auch jetzt noch vielerlei Zank; oft kam er betrunken in das Tembe, schrie, trieb Unfug und hieb auch wohl in Wuth ein Zelt nieder. Gewiß hätte er sich besser betragen, wenn Burton über ein paar hundert bewaffnete Männer hätte verfügen können.

Am 9. April Nachmittags erschien dieser widerwärtige Häuptling mit einem rothen Turban aufgeputzt in Begleitung seines Mündels, der die Reise mitmachen sollte; mit ihm kamen die Schiffsleute und trugen Salz; hinterher zogen ihre Weiber und Töchter, deren Musik das Ohr zerriß. Am meisten Lärm machten sie mit einer Schaum, einer langen Holzröhre, die eine Oeffnung wie eine Clarinette hat; an der Seite befinden sich Löcher, aus welchen ein schrillender Ton kommt. Ein Getöse anderer Art brachten sie mit zwei dünnen Eisenplatten hervor, die mit umwickelten Stäben geschlagen wurden.

Die Nachen waren eine halbe Stunde weit von Burton's Tembe an den Strand gelegt worden; dorthin mußte er sich begeben, um eine äußerst unbehagliche Nacht zu verbringen. Es regnete stark, die Schwarzen waren alle betrunken, lärmten ununterbrochen, und es kostete am Morgen große Mühe, sie in die Schiffe zu treiben. Endlich wurde ein Granitblock, welcher die Stelle des Ankers vertrat, emporgezogen und das Rudern begann. Man fuhr nach der fast wüsten Insel B a n g w e, die etwas nach Norden hin dicht vor dem Strande liegt, und wo die Nachen ohne allen Grund in eine Bucht einfuhren, um dort bis zum 11. April Nachmittags liegen zu bleiben. Als sie dann weiter fahren wollten, ergab sich,

daß sie zu schwer beladen waren; in der Nacht riß ein Sturmwind das Zelt Burton's fort, und er mußte ohne Obdach, nur in seinen Gummirock gehüllt, am nassen Strande schlafen. Erst am 12. April früh konnte er die Bangwebucht verlassen und nun endlich nach Norden hin steuern, an der Ostküste hin. Diese bestand aus rother Erde, aus welcher Sandsteine zu Tage traten; hin und wieder gewahrte man an den Schluchten, durch welche die Regenbäche sich einen Weg zum See bahnen, kleine Fischerdörfer; es sind armselige Ortschaften, welche fast im Schlamme liegen. Die Hütten gleichen Bienenkörben, in der Nähe stehen Palmen, Pisang und andere Bäume, an welchen Netze zum Trocknen hängen und unter denen auch die aus einem Baumstamme ausgehauenen Kähne stehen, damit die Fluth der Brandung sie nicht in den See reiße. In Kigari waren nur wenig Lebensmittel zu haben.

Am 13. April gelangte Burton nach einem andern schmutzigen Fischerdorfe, Nyasanga, wo etwas Fischrogen, aber kein Getreide zu haben war. Dort ist die Gränze von Urundi, und die Wadschidschi nahmen Abschied von ihren Stammgenossen, weil sie von nun an unter ein fremdes Volk kamen.

Diese schwarzen Anwohner des Tanganyika-Sees haben allesammt keinen Begriff davon, was es heißt, ruhig und anhaltend zu arbeiten. Ihr Rudern begleiten sie mit einem langgezogenen kläglichen Geheul, in welches der Chor mit Kreischen und Geschrei einfällt; manchmal erhebt sich auch aus den Kehlen der Knaben ein wildes Geschrill des Beifalls, an welchem die Männer Wohlgefallen haben. Im Vordertheile des Kahns nimmt das Blasen auf den Hörnern und das Schlagen auf die Eisenplatten kein Ende; in anderen Theilen des Schiffes beeifern sich Liebhaber diese Töne mit ihren Kehlen nachzuahmen, die Jüngeren üben ihre Diskantstimme, und dieser wahrhaftige Heidenlärm wird nur unterbrochen, wenn einmal Furcht oder Schrecken in diese Leute fährt; dann erst schweigen sie.

Alle diese Wana Madschi, das heißt Söhne des Wassers, arbeiten ruckweise, bis der Schweiß über ihre schwarzen Leiber hinabrinnt. Aber sie zitterten wie Hunde, wenn ein Hagelwetter kam, und wimmerten, wenn sie sich unwohl fühlten. Nach einem kurzen Ruck angestrengter Arbeit waren sie abgemattet und ruheten aus, um miteinander zu zanken, oder bei ganz langsamem Rudern neue Kräfte zu sammeln. Sehr oft legen sie die Ruder bei Seite,

um zu essen, zu trinken und zu rauchen; die Bhangpfeife kommt jede Stunde einmal zum Vorschein. Sie halten an, wenn es ihnen gerade einfällt, und kümmern sich nicht im Mindesten um den, welcher sie gemiethet hat; vernünftigen Vorstellungen und Mahnungen sind sie durchaus unzugängig. Sie haben einen Aberglauben, der es räthlich macht, keine Frage an sie zu richten; sie schöpfen kein Wasser mit einem Topf aus dem See, weil sie dann von einem Krokodile verfolgt würden, und dieses fürchten sie wie der weiße Matrose den Haifisch. Deshalb darf kein eßbarer Gegenstand ins Wasser geworfen werden; selbst der Unrath muß an Bord bleiben. Es wäre ein ganz ungeheures Verbrechen, wenn einer mit einem Messer an einem Holzstabe schnitzeln oder von irgend einem gar nicht mehr brauchbaren Holzgefäß ein Stückchen abbrechen wollte. Burton besaß eine Lothleine, um die Tiefe des Sees zu messen, durfte aber keinen Gebrauch von derselben machen; die wilden Menschen hätten es nicht gelitten. Sie vertrödeln eine halbe Stunde Zeit, wenn diese auch noch so kostbar ist, lediglich, um einen todten Fisch in ihre Netze zu bekommen. Vor jedem Dorfe erhebt sich ein Zank, weil einige ans Land gehen wollen und andere Einspruch erheben. Der Schiffsführer hat nicht viel zu sagen, und berührt einmal der Nachen die Küste, so springen seine Leute hinaus, ohne sich um ihn oder um einander zu kümmern. Am Halteplatze zerstreuen sie sich; einige sammeln Brennholz, andere suchen nach Lebensmitteln, noch andere schlagen Hütten auf, indem sie ein Dutzend Stäbe von verschiedener Länge in den Boden stecken und dieselben oben mit Bast und Wurzelfasern zusammenbinden, so daß sie eine Kuppel bilden; über diese wirft man Karagwahmatten und dann ist die Behausung wasserdicht, so daß sie vier bis fünf Menschen Obdach gewährt; freilich liegen die Füße unter freiem Himmel. Diese Menschen gehorchen nur dem augenblicklichen Antriebe, wissen nicht, was Vorsatz, Plan und Ordnung ist, und machen sich die Reise so unbequem als möglich. Sie haben nicht einmal bestimmte Ruhepunkte und Anhaltestätten; vertrödeln die kühlen Morgenstunden und rudern in der Mittagshitze; manchmal fällt es ihnen ein, mitten in der Nacht aufzubrechen, man hört den Ruf: Pakira baba! Packt auf, lieben Jungen, und dann stürzen sie in den Kahn. Auf der Heimfahrt zeigen sie dagegen große Hast.

Am 14. April erreichte Burton nach vierstündiger Fahrt Wasanya, wo noch Wadschidschi, aber untermischt mit Warundi, woh-

nen; es ist ein elender Ort, aber im Lande Urundi der einzige, wohin Reisende kommen dürfen. Auch dort ist das Volk unverschämt und dem Trunk ergeben, wird aber vom Unterhäuptling Kanoni, im Namen des Sultans von Urundi, einigermaßen im Zaume gehalten. Diesem bejahrten Manne schritt ein Aeltester voraus, der als Fahne einen langen Büschel weißer Bastfasern an einem Speere trug; hinter dem Häuptlinge gingen etwa vierzig junge Krieger mit Speeren zum Werfen und Stechen, geraden zweischneidigen Dolchen, strammen Bogen und schweren Pfeilen. Kanoni erhob eine Zwangsabgabe an Zeug, Armbändern und Korallenperlen und schenkte hingegen eine Ziege. Durra und Manioc sind billig, manchmal kann man auch Milch haben; mit Schickischi, Palmöl, wird ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben; auch verfertigt man hier die besten Ruder, und das Mbugu, Zeug aus Baumrinde, ist billiger als in Udschidschi. Salz kommt von Uvinza, ist theuer und selten, und steht als Tauschwaare oben an; in zweiter Linie kommen Glasperlen. Das Land Urundi hat fast das ganze Jahr hindurch Regen. Nördlich von Wafanya kann man weder reisen noch Handel treiben, weil die ungastlichen Bewohner die Schiffe plündern oder ganz unerschwingliche Abgaben verlangen. Deshalb schifft man von diesem Punkt nach der Westküste hinüber und legt unterwegs bei der Insel Ubwari an.

Von diesem Eiland scheinen die Portugiesen schon sehr früh eine allerdings nicht genaue Kunde gehabt zu haben. Burton erblickte Ubwari zuerst in der Richtung nach Nordwesten, aber etwas undeutlich, weil die Luft außerordentlich feucht war; von Wafanya aber liegt sie nur etwa achtzehn bis zwanzig englische Meilen nach Nordwesten; die Breite des Wassers auf der westlichen Seite der Insel beträgt zwischen dieser und dem Festlande nur sechs bis sieben Meilen. Der nördlichste Punkt liegt unter 4° 7′ südlicher Breite. Ubwari ist die einzige Insel, welche nicht unmittelbar vor der Küste, sondern einigermaßen nach der Mitte hin liegt, ein schmaler Felsenklumpen, 20 bis 25 geographische (englische) Meilen lang, höchstens vier bis fünf breit; auf derselben läuft eine Landhöhe, einem Schweinsrücken vergleichbar, die zu beiden Seiten nach dem Meere hin sich senkt und in Steilklippen abfällt. Diese sind an manchen Stellen durch breite Schluchten zerklüftet. Die Insel ist vom Wasser bis zum Gipfel mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt. Schiffe

können nur an einigen Orten anlegen, weil an allen übrigen Stellen wilde Männer auf Menschenbeute lauern.

Burton mußte zwei Tage in Wafanya liegen; während derselben machten sich zwei seiner Beludschen aus dem Staube und ließen ihren Herrn völlig in der Gewalt der Wadschidschi. Am 19. April wurde die Ueberfahrt nach der Insel gewagt; sie dauerte neun Stunden bis zu einem Halteplatz beim Orte Mzimu, wohin die Einwohner kamen, um Elfenbein und Sklaven, Lebensmittel und Vieh gegen Salz, Glasperlen, Draht und Zeuge feil zu bieten. Diese, die Wabuari, sind ein eigenthümlicher häßlicher Menschenschlag; die Männer tragen um Gürtel und Hand- und Fußgelenke, an Keulen, Speeren und Dolchen nicht, wie andere Stämme, Draht, sondern Rattanrinde, und die Frauen flechten ihr wolliges Haar in solcher Weise, daß es an beiden Seiten des Kopfes in einem Büschel hervorsteht; sie sehen damit aus, als hätten sie Bärenohren. Den Busen schnüren sie in höchst widerwärtiger Weise möglichst tief nach unten hin; um die Hüften schlingen sie ein Ziegenfell. Die Weiber der Häuptlinge haben, gleich denen in Wafanya, einen langen Stab mit einem Knopfe.

In Mzimu auf Ubwari, wo die Reisenden einen Tag still lagen, verlangte Kannena hohen Lohn dafür, daß er sie bis dorthin geleitet habe, und brach dann urplötzlich gegen Abend auf; die Wasserfahrt wurde bei hellem Mondschein fortgesetzt, ging um die Nordspitze der Insel herum nach der Haltstelle Mtuwwa, und dort wurde, am 22. April, abermals Halt gemacht. Der dortige Sultan Kisesa erhob eine Zwangsabgabe, lieferte aber nur wenig Lebensmittel, weil Burton keine weißen Porzellanperlen mit sich führte, welche man dort verlangte. Auch Kannena erpreßte wiederum blaue Porzellanperlen. Am 23. wurde nach der etwa fünfzehn Meilen entfernt liegenden Westküste gerudert, und die Fahrt nach dem in nordwestlicher Richtung liegenden Muriwumba dauerte neun Stunden. Dieser Ort ist berüchtigt wegen der ungesunden Luft, der Stechmücken, Krokodile und vor Allem wegen seiner Bewohner. Das Land gehört den Wabembe, welche auf der „Mombas Missions-Karte" ganz richtig als Menschenfresser bezeichnet werden. Diese wilden Leute verzehren außer Menschen auch alle Arten von Aas und Ungeziefer, Larven und Insekten, während sie in einer unbeschreiblich üppigen und fruchtbaren Gegend wohnen. Sie essen Menschenfleisch roh, während die Wadoe an der Meeresküste dasselbe

nur gebraten verspeisen. So befand sich Burton unter Kannibalen; sie waren sehr dunkelfarbig und von gedrungenem Körperbau, machten den Eindruck eines tief herabgekommenen Volkes, schienen sich zu fürchten und sind wohl den Lebendigen weniger gefährlich als den Todten.

Am 24. April wurde die Reise ganz in der Nähe der Küste nach Norden hin fortgesetzt, und man sah deutlich, daß die Gestade immer näher zusammenrückten. Nach zehnstündigem Rudern landete Burton an der südlichen Gränze von Uvira bei einem Orte der Mamaletua, Ngovi, an. Dort zeigte sich der Einfluß des Handelsverkehrs, denn die Bewohner benahmen sich einigermaßen höflich, reinigten eine alte Hütte für die Fremden, und brachten Schafe, Ziegen, Fischrogen, Eier, Getreide, Manioc und rothen Pfeffer, wofür sie nur mäßige Preise forderten. Nach einer weitern Fahrt von fünfzehn Stunden gelangten dann die Kähne bis zur Ortschaft Muikamba (?) in Uvira, wo auf dem Strand übernachtet wurde; am 26. April ruderte man vierthalb Stunden bis zu einer sandigen Bucht, wo der Handel von Uvira vermittelt wird. Dort hatte Burton das Endziel seiner Fahrt auf dem See erreicht, denn ein weiteres Vordringen nach Norden hin war unmöglich. Die Bewohner hatten sich am Ufer versammelt, um die fremden Kaufleute mit Geschrei und dem Lärm ihrer musikalischen Instrumente zu begrüßen. Diesen freundlichen Empfang mußten die beiden Schiffsführer freundlich erwiedern und tanzten deshalb auf den mit Matten belegten Bänken der Schiffe eine Art von Bärentanz, bei welchem sie die Arme weit ausstreckten, sich auf den Hacken herumdreheten, niederkauerten und rasch wieder emporsprangen. Das Schiffsvolk grinsete dazu so freundlich wie nur irgend möglich, zeigte die schneeweißen Zähne und schlug mit den Rudern an die Seite der Kähne. Das bedeutet einen Gruß und ist wahrscheinlich davon entlehnt, daß die Stämme am See als Zeichen feierlicher Begrüßung mit ihren Elbogen gegen die Rippen pochen. In Udschidschi stellten sich den Reisenden zwei junge Araber vor, welche für ihren Brodherrn Seyd ben Medschid Elfenbein eingesammelt hatten und am andern Morgen abreisen wollten. Jene Landestelle liegt am Rande der sanftabfallenden Ebene, die nach Westen hin bis zu den Hügeln reicht, welche den See gleichsam einsäumen. Kannena besuchte den Mwami oder Sultan Maruta, von welchem Burton eine Einladung erhielt; dieser folgte er

jedoch nicht, weil seine Mittel beschränkt waren, und Geschenke hätte er doch geben müssen; ohnehin wollten die Schwarzen sich nicht von ihren Kähnen trennen.

Die Reisenden schlugen nun ihre Zelte am Strande auf und trafen Vorbereitungen, um die nördliche Spitze des Sees zu erforschen. Sie waren an dem Punkte, über welchen hinaus noch kein Handelsmann gekommen ist. Die Stämme im Norden stehen in schlechtem Einvernehmen mit den Wavira, und in jenen barbarischen Gegenden gilt ein Reisender, der unmittelbar aus dem Gebiete eines feindlichen Volkes kommt, auch für feindselig und verdächtig. Darin liegt denn eine große Schwierigkeit für das Weiterkommen. Vom Lagerplatz Uvira aus sah Burton, wie auf der entgegengesetzten, östlichen, Küste in einer hohen gebrochenen Linie die Berge des ungastlichen Landes Urundi erhoben, welche sich offenbar über das nördliche Ende des Sees weiter hinaus erstreckten. Die Spitze des Sees, wohin von der Ebene aus der Blick nicht dringen konnte, nimmt den Aussagen der Leute zufolge eine Richtung gen Nordnordwest; einige äußerten, man habe bis dahin zwei Tagereisen, andere wollten nur von sechs Stunden Fahrzeit wissen. Bei Uvira ist der Tanganyika sieben bis acht englische Meilen breit.

Burton mag selber erzählen, wie nun alle seine Hoffnungen gleichsam ins Wasser fielen: „Am 28. April machten mir die drei Söhne des Sultans Maruta einen Besuch, kräftige junge Leute und die schönsten Urbilder der Negerrasse am See, welche mir überhaupt vorgekommen sind. In ihrer Kopfbildung lag Ebenmaß, die Gesichtszüge waren regelmäßig und der Ausdruck war nicht unangenehm; ihre kräftigen, wohlgestalteten Gliedmaßen paßten zu dem athletischen Rumpfe; die Hautfarbe war rabenschwarz und glänzend. Sie hatten ein roth und schwarz gefärbtes Stück Zeug von Bast über die Schultern geworfen; das Weiße im Auge spielte ins Opalgelb, während die Zähne schneeweiß waren; an den Armen trugen sie eine Menge massiver Elfenbeinringe und um den Hals einen aus Hippopotamuszähnen bestehenden Schmuck. Mit ihnen begann ich über den geheimnißvollen Fluß zu reden, welcher aus dem See hinausfließe. Alle Drei erklärten, sie seien am Flusse gewesen, und erboten sich, mich dorthin zu bringen, aber eben so einmüthig bekräftigten sie auch, unter Bestätigung aller Anwesenden, daß der Rusizifluß nicht etwa aus dem Tanganyikasee abströme,

sondern in denselben hineinfalle. Das war ein harter Schlag. Ich hatte allerdings auf dieser Reise mir meine Leute nicht genau genug angesehen und war von dem niederträchtigen Scheich, wie von den falschen Msawahili betrogen worden. Nun hatte ich die Bescherung! Ich nahm Bombay vor, der jetzt erklärte: mein Reisegefährte (Speke) habe die Worte Hamed ben Suleyman's mißverstanden, denn dieser habe nicht von einem Flusse gesprochen, der aus dem See abströme, sondern in denselben hineinfalle; er sprach als seine Ueberzeugung aus, daß noch nie ein Araber den See von Ubwari aus weiter nach Norden hin befahren habe. Seyfu, der in Udschidschi als angeblicher Augenzeuge erzählt hatte, der Fluß ströme aus dem See, und er habe dessen Lauf zwei Tagereisen weit verfolgt, gestand nun ein, daß er nie über Uvira hinausgekommen sei, und auch nicht darüber hinausgehen wolle. Kurzum, ich war durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Lügen und Täuschungen selber getäuscht worden."

Wir können uns vorstellen, in welcher Gemüthsverfassung der unternehmende Reisende sich befand. Unter vielen Widerwärtigkeiten aller Art mußte er neun Tage lang bei Regen und Wind unter einem mehr als dürftigen Obdach liegen; dasselbe bestand aus einem alten Segel und ein paar Bambusstäben. Mit Speke scheint er gar keinen Verkehr gepflogen zu haben. Die Schiffsleute fürchteten sich vor den Menschenfressern und wollten nicht einmal Milch aus dem nächsten Dorfe holen. Aber trotz aller Widerwärtigkeiten und des schlechten Wetters hatte er gesunden Schlaf und seine Eßlust steigerte sich. Auch gab er anfangs die Hoffnung nicht auf, einen Ausflug bis zum Nordende des Sees unternehmen zu können, und wandte sich deshalb zunächst an die beiden schon oben erwähnten arabischen Kaufleute, Medschid und Bekkari, die als Agenten des Seyd ben Medschid in Uvira sich aufhielten, und bot ihnen eine große Summe; sie erklärten aber, daß sie nicht für zehn Mal so viel das Wagniß unternehmen wollten. Kannena wurde an sein Versprechen und den schon vorneweg erhaltenen Lohn erinnert, lief aber aus dem Zelte und wollte von nichts hören. Späterhin sagte er, es sei anfangs sein Wille gewesen, mit nach Norden zu fahren, aber seine Leute hätten sich dagegen erklärt, und das mochte wohl richtig sein. Maruta's Söhne hatten sich zur Begleitung erboten, zogen aber ab, als Burton sie beim Worte halten wollte. Und zu noch weiterem Mißgeschick bekam Burton ein Zungengeschwür, konnte kaum

ein Wort sprechen, und somit war von dem Unternehmen keine Rede mehr. Es ist, sagt er, charakteristisch für Reisen in Afrika, daß der Forscher gerade dann nicht weiter kommt, wenn er sein Ziel ganz nahe vor sich hat, wenn er den Erfolg beinahe mit Händen greifen kann. Aber dann will ein Mißgeschick, daß er plötzlich so entfernt von demselben ist, als läge ein Ocean dazwischen.

Maruta und dessen Söhne erhoben natürlich eine Zwangsabgabe, und reichten als Gegengeschenk unter anderen Kleinigkeiten auch etwas Milch, die dem Kranken um so willkommener war, da er keine andere Nahrung bewältigen konnte. Die Rückfahrt sollte am 6. Mai angetreten werden.

Uvira gilt für einen wohlfeilen Platz, wird deshalb viel besucht und ist der große nördliche Stapelplatz für Sklaven, Elfenbein, Getreide, Bastzeuge und Eisen. In den Monaten, welche der Schifffahrt günstig sind, laufen beinahe täglich Kähne ein. Sie bringen Kitindi, Salz, Glasperlen, Tabak und Baumwollenzeuge; und kaufen Durra und Mais ein; Reis wird dort nicht gebaut. Andere Handelswaaren sind eine grobe Art von Pisang; Elfenbein, von welchem der Kaufmann für tausend Dollars Werth einhundert Farassila (3500 Pfund) in lauter großen Zähnen erhält; er würde also einen sehr beträchtlichen Nutzen haben, wenn er nicht so großes Risico liefe und der Transport nicht so theuer wäre. Der Preis für die Sklaven ist sehr schwankend. Bei schwachem Absatz giebt man für einen Knaben unter zehn Jahren vier Stücke Zeug und fünf Fundo weißer und blauer Porzellanperlen; Mädchen bekommt man für sechs Schukkah. Auf den entlegenen Märkten, wie Uvira, Udschipa und Marunga, sind die Sklaven viel billiger als in Udschidschi; erwachsene gelten fast gar nichts, weil sie äußerst schwer zu behandeln sind und bei der ersten Gelegenheit entlaufen. Sehr gesucht werden Bastzeuge und Eisenwaaren; das Eisen gräbt man im Inlande, in einiger Entfernung vom See, und verfertigt daraus Beile, Griffe und Hacken, die halb so theuer sind als in Udschidschi. Auch werden hübsche Körbe geflochten und Näpfe aus verschiedenen weichen Hölzern geschnitten.

Am 6. Mai wurde die Rückfahrt angetreten. Der Regenmonsun wollte zu Ende gehen, im Norden brauete ein Sturm, die „Regensonne“ brannte scharf herab. Am 10. Mai gegen Abend stachen die Schwarzen, trotz Burton's Warnung, in See. Weit und breit herrschte eine unnatürliche Stille; es war die Ruhe vor dem

Sturm. Als die Kähne sich noch nicht in der Mitte zwischen der Insel Ubwari und der Ostküste befanden, brach schon der sichere Vorbote des Sturmes über sie herein, ein kalter Windstoß. Die Wolken zogen schwer über den See daher, bald zuckten einzelne Blitze und gleich nachher folgten sie so ununterbrochen, daß sie das Auge blendeten und die Nacht in Tag verwandelten. Dann und wann entstand eine Pause und Alles ringsum war rabenschwarz. Der Donner tobte fürchterlich; es war, als ob hundert Batterien schweren Geschützes abgefeuert würden. Die Schwarzen hatten ihre Speere in der Mitte der Kähne aufgestellt, so daß dieselben wegen ihrer Eisenspitzen als Anziehungspunkte für die electrische Flüssigkeit dienten; von einer solchen haben freilich jene Wilden keine Ahnung. Die Wellen gingen hoch, der Regen fiel anfangs in einigen dicken Tropfen, gleich nachher in Strömen herab, und bei anhaltendem Sturmwind wären gewiß die armseligen Kähne umgeschlagen. Das Schiffsvolk arbeitete nach Kräften, trotz Regen, Gewitter und gelegentlicher Windstöße, gegen die kurzen und schweren Wellenschläge an; hin und wieder vernahm man den stöhnenden Ausruf: „O mein Weib!"

Am 11. Mai früh 7 Uhr wurde zu Wafanya in Urundi gelandet und Burton legte sich zum Schlafen nieder. Nach einer Weile kam sein Diener Mabruki ins Zelt, gab ihm den Säbel in die Hand und rief: „das Schiffsvolk stürzt in die Kähne." Alles war in wilder Verwirrung; die Leute warfen Matten und Kochgeräth in die Fahrzeuge, einige zankten mit Kannena, und ein tödtlich verwundeter Mann wurde an den Strand getragen. Die Sache war allerdings gefährlich, denn unter derartigen Umständen denken die Udschidschi immer zuerst an Flucht und kümmern sich wenig darum, ob sie Jemanden zurücklassen.

Auf dem Wasser besannen sich die Schwarzen eines Andern, weil sie von keinem Feinde verfolgt wurden. Auf Kannena's Zureden kehrten sie um, gingen wieder ans Land und verlangten vom dortigen Häuptling Kanoni Genugthuung für den Unfug, welchen einer seiner Unterthanen getrieben hatte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Als die Reisenden schliefen, war aus einer Gruppe von Warundileuten ein betrunkener Mann hervorgestürzt, und hatte mit einer Keule nach allen Seiten hin Schläge ausgetheilt. Darauf entstand ein allgemeines Handgemenge; Bombay bekam einen Hieb und rief zu den Waffen; der Goanese Valentin nahm einen

Revolver Burton's, feuerte in den Menschenknäuel hinein und traf einen Schwarzen unter der Brustwarze, so daß die Kugel hinten hinausging. Zum Glück war der Mann nur ein Sklav, sonst wären die Weißen in eine verzweifelte Lage gerathen. Einer zuckte mit dem Dolche gegen Valentin, und Kannena wollte diesen auf der Stelle umbringen; Burton konnte ihn nur mit Mühe davon abhalten, mußte aber ruhig geschehen lassen, daß man ihm drei Ziegen nahm, die er als Lebensmittel für die Rückreise nach Udschidschi gekauft hatte. Man schnitt ihnen die Kehle ab, zerlegte das Fleisch in Stücke und spießte diese auf die Lanzen. Während Kannena dann bei Kanoni war, um Genugthuung zu verlangen, sorgte Burton für den Verwundeten, der sich am folgenden Tage etwas besser befand und sogar aufstehen konnte. Derlei Vorfälle haben bei den Schwarzen viele Weitläufigkeiten im Gefolge. Kannena erhielt vom Sultan Kanoni als Blutgeld für den vom Keulenschläger angerichteten Schaden eine kleine Sklavin und ein großes Schaf, erklärte dann, es sei ihm einerlei, ob der Verwundete sterbe, wiewohl in Voraussicht eines solcher Falles Burton acht Stücke Zeug als Buße bei ihm niederlegen mußte. Diese solle er zurückbekommen, wenn der Mann gesund werde; doch das war natürlich nur eine Redensart, denn was ein Schwarzer einmal in Händen hat, giebt er gewiß nicht wieder heraus. Als Burton Udschidschi verließ, verlangte Kannena abermals für den Lebensunterhalt des Verwundeten vierzig Stücke Zeug oder als Aequivalent drei Sklaven und sechs Stücke Zeug. Es blieb nichts übrig als den unverschämten Mann zu befriedigen, und so kostete der übereilte Schuß Valentin's dem Reisenden den Preis von etwa achtundvierzig Dollars, die dort zu Lande so viel werth waren, als hundert Pfund Sterling in England. Und doch mußte Burton sich glücklich schätzen, so wohlfeilen Kaufes wegzukommen. Denn wäre der Verwundete ein freier Mann gewesen, so hätte Burton sich mit bewaffneter Hand bis zu den Kähnen durchschlagen müssen, und der Krieg würde sich bis nach Udschidschi ausgedehnt haben.

Am 11. Mai verließ er Wasanya, war am 12. in Nyasanga, und in der folgenden Nacht in der Bangwebucht, von wo die Kähne erst am Morgen nach Kawele ruderten, um bei hellem Tage mit Sang und Klang ihren Einzug zu halten. Die Einwohner hatten sich am Strande versammelt, viele gingen bis an den Leib ins Wasser, um den Ankommenden zu begrüßen. Der Jubel war groß;

auch die Wagunga, Weißen, wurden gerufen; aber Burton entzog sich den ihm zugedachten Huldigungen und drängte sich durch die lärmende, von Schweiß triefende und übelriechende Masse von Schwarzen bis zu seiner alten Wohnung durch, wo Seyd ben Selim und der Dschemadar der Beludschen ihn erwarteten.

Dieser Ausflug auf dem Tanganyika hatte den Zeitraum vom 10. April bis 13. Mai 1858 in Anspruch genommen; davon kamen fünfzehn Tage auf die Ausfahrt, neun auf Uvira und gleichfalls neun Tage auf die Rückreise. Er war mit großer Beschwerde verbunden; man konnte sich im Kahne nicht mit dem Rücken anlehnen, der Raum war kniehoch mit Wasser gefüllt, Alles gedrängt und vollgepackt, die Fahrzeuge selbst oben schwerer als unten, weil sie zu viele Menschen an Bord hatten; Salz, Korn und Mehl wurden durchnäßt, die Gewehrläufe rosteten ein, das Pulver verdarb. Die ungeschickten Ruderer warfen viel Wasser ins Schiff; es regnete alle Tage, und die Sonne stach heftig. An den Rastorten war es eben so schlimm; man mußte die Zelte gewöhnlich auf verfaultem Gras aufschlagen; die Zeltpflöcke wurden gestohlen, und man schlief buchstäblich auf Schlamm. Die Temperatur war bald so niedrig, daß die Glieder in der nassen Kälte fröstelten, bald so heißfeucht wie in einem Dampfbade. Die Einwohner der Ortschaften waren zudringlich und unverschämt; es war nicht möglich sie fortzuschaffen, und Burton zog es am Ende vor, lieber im nassen Kahne zu bleiben, wo er wenigstens vor den unwillkommenen Gaffern sicher war.

Trotz alledem besserte es sich mit der Gesundheit der weißen Männer. Speke blieb freilich immer noch etwas taub, war aber doch von seiner Erblindung so ziemlich geheilt. Burton hatte, wegen der Geschwüre im Munde, siebenzehn Tage lang seine Nahrung, meist Milch und Wasser, nur einsaugen können; jetzt genoß er wieder feste Speisen und kam zu Kräften. Seine Füße waren freilich in der Folge der Nässe immer noch geschwollen, und die Würmer, welche sich eingefressen hatten, verursachten ihm Schmerzen, aber er konnte doch nun einigermaßen die Hände rühren und zeichnen oder schreiben. Seit er in den nassen Kahn gegangen war und Nachts im Schlamm am Tanganyika-See geschlafen, ging es besser mit ihm! Seine Stimmung mag wohl auch das ihrige beigetragen haben; eine große Aufgabe war erfüllt und das befriedigte ihn.

Am 14. Mai ging, nach ununterbrochenen Regengüssen und

Stürmen, die volle sechs Monate angehalten hatten, der Regenmonsun zu Ende. Nebel und Wolken verschwanden; die Nacht- und Morgenstunden waren heiter und kühl, die Sonne schien warm, das Klima wurde prächtig, aber die Landschaft büßte Einiges von ihrem frühern Reize ein. Die regelrechte, gleichmäßige, ganz untadelhafte Schönheit dieser mit ewigem Grün bedeckten Gegend, welche so wenig belebt und so still war, brachte auf Burton jene melancholische Wirkung hervor, und machte auf ihn jenen ganz eigenthümlichen Eindruck, dessen die Reisenden in tropischen Gegenden sich nicht erwehren können. In einer solchen Natur ist Alles, was das Auge sieht, schön, Alles schmeichelt den Sinnen und doch wird man dieser Sirene bald überdrüssig. Der Geist ist durch den entnervenden Einfluß des Klimas wohl etwas abgeschwächt und die Eintönigkeit der Reize, welche den Menschen bezaubern, ermüdet ihn. Burton hat einen solchen Ueberdruß in Arabien und Aegypten niemals, wohl aber stets in Indien, auf Zanzibar und am Tanganyika verspürt.

Mit seinen Vorräthen war es nun schlimm bestellt; sie gingen völlig auf die Neige. Sein Agent zu Kaseh, Sney ben Emir, hatte auf alle Zuschriften nicht geantwortet. Die Araber sagen: Reichthum hat einen Teufel, aber Armuth hat ein Dutzend Teufel. Nirgends kann eine Karawane so leicht Hungers sterben als in dem üppigfruchtbaren Centralafrika. Dort ist Gepäck gleichbedeutend mit Leben; die herzlosen, ungastlichen Leute geben nicht eine Handvoll Getreide ohne eine Gegenleistung. Nun verlangten die Beludschen mehr Rationen und obendrein einen Ochsen, um ihr Jid, das große Fest, würdig zu begehen. In Kawele befanden sich zwar einige arabische Kaufleute, die aber selber über nichts mehr verfügen konnten, weil sie Alles beim Einkauf von Sklaven und Elfenbein verausgabt hatten. Die europäischen Reisenden besaßen nur noch zehn Schukkah, zehn Fundo Korallenperlen und eine Tracht schwarzer Porzellanperlen, die dort nicht anzubringen waren. Damit sollten sie Führer zahlen, fünfundsiebenzig Menschen speisen, verschiedenen Sultanen Zwangsabgaben entrichten, mit einem Worte den Rückweg von 260 Meilen bis Unyanyembe zurückmachen!

Inzwischen meinte Seyd ben Selim, die Reisenden würden wohl nach Kaseh gelangen, ohne zu verhungern. Sie trafen also Vorbereitungen zum Aufbruch, flickten Zelte und Regenschirme aus,

zerrieben Korn für einen monatlichen Marsch, mietheten Träger, vertheilten Schießbedarf an die Beludschen, welche aber dafür sogleich Sklaven eintauschten, und handelten etwas Palmöl ein, um damit die Fähre über den Malagarazi zu bezahlen. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, eine große Karawane sei im Anzuge, und am 22. Mai verkündeten Flintenschüsse, daß sie sich eingefunden habe. Sie brachte für Burton Briefe und Zeitungen aus Zanzibar, Indien und Europa, die ersten seit elf Monaten. Am Tanganyika-See erfuhr er, daß in Indien eine große Meuterei ausgebrochen sei. Fünfzehn Träger waren mit allerlei Gegenständen für ihn beladen; nicht weniger als zwölf trugen Schießbedarf, dessen er nicht bedurfte, und mit allerlei Speisewaaren; aber Flaschen mit Cognac, Gewürzpulver und dergleichen waren zerbrochen; von Thee, Kaffee, Zucker und Reis war Vieles gestohlen worden. Die drei übrigen Trägerladungen bestanden aus sechszig Schukkahs amerikanischen Baumwollenzeuges (Domestic), Armbänder von Korallen und weißen Glasperlen. Das Alles war von schlechter Beschaffenheit, denn die Hindus in Zanzibar hatten die gute Gelegenheit wahrgenommen, ihre alte verlegene Waare loszuwerden. Die Reisenden konnten indessen damit die Strecke bis Unyanyembe bestreiten. Leider reichten sie nicht aus, um Mittel für die Erforschung der südlichen zwei Drittel des Tanganyika-Sees zu gewähren, und eben so wenig für eine Rückreise nach Zanzibar über den Nyassa- oder Marawi-See, von welcher Burton einst geträumt hatte.

Wir folgen ihm in seinen Betrachtungen über den Tanganyika-See, welcher vor 1858 kein Europäer besucht hatte. Aber die Portugiesen hörten schon vor einigen hundert Jahren, sowohl in Congo an der Westküste, wie in Sofala an der Ostküste, von einem großen See im Innern. Barros hatte erfahren, daß derselbe etwa hundert portugiesische Legoas lang und schiffbar sei; in ihm liege eine große Insel (Ubwari). Pigafetta, 1591, vernahm von Portugiesen, daß auf der Gränze zwischen Angola und Monomotápa nur ein See liege (der Nyassa); aber zwei andere Seen (Nyanza und Tanganyika) lägen nicht, wie Ptolemäus angegeben, östlich und westlich von einander, sondern nördlich und südlich etwa vierhundert englische Meilen von einander entfernt, und aus ihnen komme der Nil. Seitdem herrschten Ungewißheit und Verwirrung in unseren Ansichten über die innerafrikanischen Seen. Bald warf man den Tanganyika und Nyassa in Eins zusammen, bald trennte man

sie wieder, und zuletzt kam, auf der Karte der Missionäre zu Mombas, ein ungeheures Binnenbecken zum Vorschein.

Der hypothetische Eine See wurde anfangs als Zembere, Zambre ꝛc. bezeichnet, wahrscheinlich als Anklang an den Zambesi, welcher angeblich aus demselben abströme. Das Wort Moravi oder Maravi, welches noch jetzt auf manchen Karten gefunden wird, ist der Name eines herrschenden Volkes, das südöstlich und südwestlich vom Nyassa wohnt. Im siebenzehnten Jahrhundert bezeichnete ein zu Sena am Zambese lebender Missionär, Luigi Mariano, das große Binnenwasser als See von Hemosura; seine Beschreibung paßt auf den Nyassa (Maravi- oder Kilwa-See), und das Wort selbst ist wohl verderbt aus Rusuro oder Lusuro, das in der Sprache von Uhiao einen Fluß oder strömendes Wasser bedeutet. Auf der Karte der deutschen Missionäre zu Mombas heißt er „See von Uniamesi“ und das ist eine falsche Bezeichnung, da er vom „Lande des Mondes“ Hunderte von Meilen entfernt liegt; der nördliche Theil wird dort als Ukerewe bezeichnet; darin liegt eine Verwechselung mit dem Nyanza; der südliche Theil als Nhanja, statt Nyassa. Livingstone sprach von einem Tanganyenka und Tanganyenko, den er bald mit dem Nyanza bald mit dem Nyassa zu verwechseln scheint.

Diese Schreibart ist unrichtig, denn die Afrikaner bezeichnen den centralen See als Tanganyika. Das Wort bedeutet so viel als Zusammenmündung, eine Stelle, wo sich etwas begegnet, nämlich Gewässer; tu kanganyika heißt zusammenkommen; der Anfangsbuchstabe T wird oft in Ch verwandelt und daher rührt wohl Cooley's Zanganyika. Tanganyika ist der gang und gebe Ausdruck bei den Wadschidschi und anderen Völkern, die am See wohnen. Die Araber und die fremden Afrikaner bezeichnen ihn als Bahari, also See im Allgemeinen, Ziwa oder Teich, auch wohl als Mtoni, Fluß. „See von Udschidschi“ würde nach örtlicher Ausdrucksweise nur das Wasser in der Gegend jenes Landes bezeichnen.

Der Tanganyika-See liegt im Centrum der Länge von Afrika, das von 32° nördl. Br. bis zum 33° südl. Br. reicht; er liegt am westlichen Ende des östlichen Drittels der Breitenausdehnung dieses Continents. Im Allgemeinen ist seine Richtung parallel mit der Linie vulkanischer Thätigkeit, welche in Innerafrika von Gondar

in Abyssinien nach Süden hin durch die Region am Kilimandscharo bis zum Berge Ndschesa, dem östlichen Wall des Nyassa-Sees, läuft. Man denkt beim Tanganyika, wie beim todten Meer, an einen Depressionsvulkan, nicht, wie beim Nyanza, an ein großes Becken, das durch die von den Gebirgen herabströmenden Gewässer entstand. Dem Auge erschienen die Gebirge, welche diesen See einschließen, wie eine zusammenhängende Bastion; sie sind nur selten eingebogen, geschwungen oder durchbrochen, und steigen bis zu zwei- oder dreitausend Fuß über den Wasserspiegel empor. Die unteren Abhänge sind gut bewaldet; ganz oben sollen keine starken Bäume wachsen, was sich auch aus dem Mangel tiefer Dammerde und dem Vorwalten heftiger Winde leicht erklärt. Die Gestalt dieses fast gerade von Norden nach Süden sich erstreckenden Gewässers ist ein langes Oval, das nach der Mitte hin breiter ist, nach beiden Seiten hin sich systematisch verengt. Die gesammte Länge von Uvira im Norden (3° 25′) bis Marunga im Süden (7° 20′ südl. Br.) würde in gerader Linie etwas weniger als 250 englische geographische Meilen betragen (60 auf 1°). In der Gegend von Udschidschi wechselt die Breite zwischen 30 bis 35 Meilen; an einzelnen Stellen beträgt sie dort nur etwa 24, also eben so viel wie der Meeresarm zwischen der Insel Zanzibar und dem afrikanischen Festlande; bei Uvira, ganz im Norden, nur 8 Meilen. Nimmt man die Längenerstreckung zu 250, die durchschnittliche Breite zu 20 engl. geographischen Meilen an, so beträgt der Umfang etwa 550, der Flächenraum 5000 englische Geviertmeilen. Die Wasserläufe, welche von 33° 58′ östl. L., vom Anbeginn der großen centralafrikanischen Depression in Unyamwezi, dem Tanganyika-See zufließen, reichen vom Ufer 240 Meilen weit nach Osten.

Die Barometermessungen ergaben, daß der Tanganyika-See 1850 Fuß über der Meeresfläche und demnach etwa 2000 Fuß niedriger als das anliegende Plateau von Unyamwezi und als der Nyanza-See liegt. Schon allein dieser Unterschied im Niveau würde, ganz abgesehen von den zwischenliegenden hohen Hügelketten, jene Wasserverbindungen unmöglich machen, von welchen die Araber und manche Geographen gefabelt haben. Der Tanganyika ist das Centrum einer tiefen muldenförmigen Einsenkung im Continente, ein langer schmaler Trog in den südlichen Vorsprüngen von Urundi, welche, nebst dem benachbarten Karagwah am Aequator, den innerafrikanischen Theil des „Mondgebirge“ bilden. Die Breite der

Nordspitze des Tanganyika liegt mit dem südlichen Ende der Nyanza fast auf gleicher Breite; beide sind durch einen Meridianbogen von etwa 343 Meilen von einander getrennt.

Das Wasser des Tanganyika schmeckt köstlich süß und rein, wenn man vorher das salzige, bittere, schmutzige Naß aus Brunnen, Gruben und Sümpfen unterwegs genossen hat. Die Schwarzen trinken es an Bord gern, ziehen aber am Lande Quellwasser vor, weil, wie sie sagen, jenes den Durst nicht lösche; das an dem Nyanza sei besser; auch scheint es, als ob Metall und Leder stark von ihm angegriffen würden. Die Farbe hat zwei regelrechte Verschiedenheiten; sie ist mattgrün da, wo das reflectirte Blau des Himmels auf gelben sandigen Grund fällt, und klar sanftblau, aber selten so tief und gesättigt wie das Ultramarin des mittelländischen Meeres; es gleicht mehr dem hellen milchigen Blau der tropischen Oceane. Bei starkem Winde schäumen die grünen Wellen sehr heftig.

Wir haben schon weiter oben bemerkt, weshalb Burton keine Tiefenmessungen veranstalten durfte; die Araber sagten ihm, daß der See rasch in die Tiefe abfalle. Unweit vom Ufer kommen Riffe und seichte Stellen vor, und dort liegen auch kleine Inseln. Die Zuflüsse, welche der See erhält, sind nicht zahlreich und beträchtlich genug, um an der Tiefe oder Gestalt des Beckens etwas zu verändern. Die Ufer, zumeist flach und niedrig, sind dicht mit Schilf und Binsen bewachsen; weiter hinauf ist die obgedachte Ebene, auf welcher die Ortschaften und die Getreidefelder liegen. Der Boden ist bald hartes Thonconglomerat, bald fruchtbarer rother Lehm mit Eisenoxyd, oder Sand, aber durchgängig äußerst fruchtbar und mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Weiter aufwärts, wo der Anbau aufhört, stehen auf den Hügeln verschiedene Cacteen, an den Abhängen Riesenbäume, namentlich Mulwe, Tamarinden und die Bauhinia. Die Abfälle sind steiler als die Terrassen in der Schweiz; dort wachsen Manioc und Getreide, im Flachlande stehen Pisang und Guineapalmen.

Eine sorgfältige Vergleichung aller vorhandenen Angaben berechtigt zu dem Schlusse, daß der Tanganyika sämmtliche Wasserläufe aus jener Gegend der centralen Einsenkung empfängt, welche nach diesem großen Becken hin abdacht. Man wird fragen, wie es zugehe, daß eine Wassermenge auf so beträchtlicher Höhe ihr Niveau behalten könne, ohne einen Abfluß zu haben, oder wo die Salztheile bleiben, welche durch die Zuflüsse einströmen? Aber kann

man nicht den Tanganyika als ein Sammelbecken betrachten, welches die Winde mit Feuchtigkeit versorgt, nachdem diese sie in den dürren Gegenden des Südens verloren haben, und daß Zufluß und Verdunstung in genauem Verhältniß zu einander stehen. Kann den abgelagerten Salztheilchen nicht irgend etwas mangeln, was sie verhindert, dem Geschmacke bemerkbar zu werden? So viel ist ausgemacht, daß der See einen Abzug nach Osten durch eine ihm Bahn öffnende Gebirgskette nicht hat. Livingstone ließ sich durch eine Analogie mit dem Zambesi zu einer solchen Annahme verleiten. Er erzählt auch, nach Aussagen von Arabern, der Tanganyika bilde ein großes seichtes Wasserbecken, eine Art von Rückstand eines Sees, der in früheren Zeiten noch viel größer gewesen sei. Auch das paßt nicht.

Auf dem Tanganyika ist der Temperaturwechsel eben so gering wie in Zanzibar. Die heftigen Ostwinde, welche von den kalten Höhen Usagaras herabwehen, strömen über Ugogo, Unyamwezi und Uvinza hin, markiren sich aber hier nicht so genau. Die regelmäßigen, aber nicht permanenten, periodischen Winde auf dem See sind der Südost und Südwest, und beide bringen schlechtes Wetter; Land- und Seebrisen verspürt man fast so genau wie an den Küsten des indischen Oceans. Der Morgenwind, welchen die Araber el Barad nennen, setzt von Norden her ein; am Tage folgen schwache, veränderliche Luftströmungen und völlige Windstille; Abends kommt der Wind vom See her. In der trockenen Jahreszeit ist der letztere ein förmlicher Windfang und wälzt schwere Wellen gegen die Küste; in der Regenzeit ist das Wasser nicht so unruhig; dann aber bringen plötzlich einfallende Stürme Gefahr. Windströmungen in verschiedenen Richtungen sind häufig; an einzelnen Stellen treibt der Sturm die Wellen 15 bis 20 Fuß über die gewöhnliche Wassermarke hinaus. Daraus erklärt sich wohl, daß die Araber eine regelmäßige Mad wa Jarr, Ebbe und Fluth, zu erkennen glauben.

Die Wadschidschi nehmen, von ihrem Hauptort Kawele aus, auf der Fahrt bis zum Runangwa oder Marungaflusse, welcher am Südende des Sees einmündet, zwölf Halt- oder Ruhepunkte an, mit 120 Khambi oder Stationen; nur an wenigen dieser letzteren kann man Lebensmittel kaufen.

Burton weist am Tanganyika-See sechszehn Volksstämme und Landschaften nach. Zwei der letzteren, Ukaranga und Udschidschi, sind schon erwähnt worden. Nördlich von dem letztern liegt

Urundi mit einer schmalen, äußerst fruchtbaren Seeküste von etwa fünfzig Meilen. Dieses Land steigt nach Nordosten hin an und culminirt in der unter dem Aequator liegenden Hochlandmasse, welche als Karagwah bezeichnet wird und die westliche Verlängerung der Mondgebirge bildet. Die Residenz des Muami oder Hauptsultans Muesi liegt am Hauptquellflusse des Kitangure oder Flusses von Karagwah, welcher sechs Tagereisen (60 Meilen) von dort nach Nordosten hin entspringt. Die Araber sagen, jene Ortschaft sei ausgedehnt und habe Hütten, die aus Rattan (indischem Rohr) gebaut werden; in der Umgegend sind viele Löwen. Urundi unterscheidet sich von den übrigen Seedistrikten dadurch, daß es streng monarchisch regiert wird; die Ortsverwaltung wird von Watuare, Unterhäuptlingen, Vorstehern, besorgt, welche zu bestimmten Zeiten die eingesammelten Zölle und Abgaben an ihre Oberherren übermitteln. Der Muami kann in kurzer Frist eine große Menge von Kriegern auf die Beine bringen, und diese sind ein Schrecken der benachbarten Stämme. Die Warundi stammen offenbar aus einem kalten Hochlande und sind vielleicht „das nächste Volk, welches den Abyssiniern gleicht"; von einem solchen haben Reisende in Zanzibar sprechen hören. Die Hautfarbe wechselt von Lohgelb, das bei den Frauen häufig vorkommt, bis zu einem klaren Dunkelbraun; man beschmiert aber die Haut mit einer Mischung von Oker und Palmöl derart, daß die Grundfarbe der Haut verdeckt wird. Die Männer tättowiren sich Kreise und Striche in die Haut, die wie Narben von Schröpfköpfen aussehen, manche brennen sich so, daß glänzende Fleischklumpen von einem Zoll im Durchmesser gebildet werden und dicken Schwären gleichen; andere brechen, gleich den Wanyamwezi, die Vorderzähne aus. Sie haben gedrungene, wohlgebildete Glieder; manche Männer sind sechs Fuß hoch, und der ganze Stamm sieht männlich und kriegerisch aus. Ihre Tracht besteht aus Mbugu, Zeug vom Baumrinde; als Waffen haben sie Speere, Sime, d. h. Messer mit Doppelschneide, und sehr starke Pfeile; als Zierrath benützen sie Glasperlen, Messingdraht, und ziehen über Kopf und Stirn Streifen mit einer karminrothen Substanz. Die Waganga oder Priester von Urundi tragen eine ganz eigenthümliche Kappe, nämlich eine Art Dach von langem weißem Gras oder Baumbast, das über die Schultern herabhängt, vor dem Gesicht aber abgestutzt wird. Sie gehen halbnackt, rasseln oft mit Holzklappern, springen ohne alle scheinbare Veranlassung wie toll

umher, und sehen erschrecklich wild aus. Achtbare Frauen haben lange Toben von amerikanischem Baumwollenzeug, lassen sich von Sklavinnen begleiten und benehmen sich, was in diesen Ländern eine Ausnahme bildet, anständig und bescheiden. Dünne, sechs Fuß lange Stäbe legen sie gar nicht ab; ihr Gesicht ist rund, Hals und Busen werden in verschwenderischer Fülle mit Glasperlen geschmückt; den Vorderkopf zieren sie mit Stirnbändern, auf welchen Korallen- und Porzellanperlen befestigt sind.

Nach Norden hin wird Urundi vom Lande Uzige begränzt, wohin nur Handelsleute kommen, weil das Volk des Verkehrs doch nicht völlig entbehren kann. Diese ungastlichen Leute haben sich mehr als einmal gegen arabische Fahrzeuge feindlich bewiesen; schwarze Kaufleute würden wohl besser aufgenommen werden. In dieser Landschaft fallen, wie die Führer sagten, sechs Flüsse in den See; es sind, von Osten her der Reihe nach: der Kuryamavenge, Molongue, Karindira, Kariba, Kibaiba und zuletzt der am weitesten nach Westen liegende Rusizi oder Lusizi. Dieser bildet die Hauptabzugsrinne für die Gegend im Norden, und alle Leute, welche die Oertlichkeit genau kannten, bekräftigten einstimmig, daß derselbe in den See falle, nicht etwa ein Ausfluß desselben sei.

Der Wavira und der menschenfressenden Wabembe ist schon früher gedacht worden; sie wohnen an der Nordwestecke des Sees. Im Hügellande der Wabembe und westwärts wohnen die Wasinzi, und weiter südlich, dem Ort Kawele in Udschidschi gerade gegenüber gleichfalls am westlichen Ufer, die Wagoma in der Landschaft Ugoma, zumeist im Gebirge. In ihrem Flachlande stehen riesige Mvulebäume, aus welchen man, wie schon mehrfach hervorgehoben wurde, Kähne verfertigt.

An Ugoma stößt nach Süden hin die Landschaft Uguhha, die Bewohner heißen Waguhha. Den Arabern zufolge liegt in ihrem Gebiete der See Mikiziwa, dessen Anwohner Wamikiziwa heißen. An der Küste von Uguhha liegt die Insel Kivira, wohin Speke kam; am Strande der Landeplatz Kassange. Durch das Land der Waguhha führt die Straße nach Uruwwa, über welches hinaus der Handel Zanzibars bisher nicht ging. Unterwegs hat man neun lange oder sechszehn kurze Ruheplätze; und die Richtung geht nach Südwesten. Der gegenwärtige Sultan Kiyombo stand mit den Arabern in gutem Einvernehmen und ver-

kaufte ihnen Elfenbein, Sklaven und etwas Kupfer aus Katata oder Katanga, einer Landschaft, die fünfzehn Märsche nordwestlich von Usinda liegt, der nun wohlbekannten Hauptstadt des großen Häuptlings Kasembe. Der Großvater des gegenwärtigen Kasembe, der „Vicekönig" des Landes, welches südwestlich vom Tanganyika liegt, und Lehnsträger des Muata ya Nvo, Souverains von Uropua, wurde zuerst 1788—99 von dem portugiesischen Doctor Lacerda besucht, der als Gouverneur von Rios de Sena am Zambesi einen Ausflug in diese bisher unbekannte Region machte. Lacerda blieb dort neun Monate, starb im Lande des Kasembe, und so erfuhr man weder den Namen noch die Lage dieser afrikanischen Hauptstadt. Der erstere wurde durch die vom Major Monteiro und Hauptmann Gamitto 1831—32 unternommene Reise bekannt. Er lautet Lucenda oder Luenda, und die Araber sprechen Usenda. Ihnen zufolge starb derjenige Kasembe, welchen 1831 die Portugiesen besucht hatten, im Jahre 1837, und ihm folgte sein Sohn, der jetzige Häuptling, der als ein Mann von mittleren Jahren mit ziemlich heller Hautfarbe beschrieben wird. Er trägt eine Suratekappe, seidenes Gewand und verzierten Lendenschurz; sein Reichthum ist beträchtlich und besteht in Kupfer, Elfenbein, Sklaven, Zeug, allerlei Geräth, Musketen und Schießpulver. Es heißt, er habe viele Araber, wahrscheinlich Mischlinge, um sich, die er sehr ehre; das Kisawaheli diene als vermittelnde Sprache. Der Kasembe hat für seine Person viele Frauen, aber ein Unterthan darf nur eine einzige Frau haben. Ehebrecher werden derart mit dem Tode bestraft, daß man ihnen beide Augen ausquetscht.

Auf der Handelsstraße, welche durch Uruwwa führt, bestehen die Karawanen nur aus Sklaven, welche den Kaufleuten zugehören; die Stämme am See kann man zum Lasttragen nicht bewegen, und die Wanyamwezi haben eine große Furcht vor dem Wasser und gehen niemals weiter als bis Udschidschi.

Südlich von Uguhha wohnt der nicht zahlreiche Stamm der Wathembue, deren Gebiet (Uthembue) man von Kawele aus erblickt. Neben ihnen hausen die Wakadete, deren Land die Araber als Awwal Marungu, d. h. nördliche Gränze von Marungu, bezeichnen. Marungu ist eine der bedeutendsten Landschaften am See. Ein alter Kaufmann aus Oman, der einst an der Küste Schiffbruch litt, verweilte dort fünf Monate; er theilte mit, daß

das Land in drei besondere Abtheilungen zerfalle: Marungu im Norden, Kurungu in der Mitte und Urungu im Süden. Andere sprechen von einem westlichen Marungu, welches von dem östlichen durch den Fluß Runangwa geschieden werde, und bezeichnen das erstere, nach dem dortigen Sultan, als Marungu Tafuna. Das westliche Marungu erstrecke sich landeinwärts von Uthembwe bis zu den Wabisa, einem Volke, das im Westen des Nyassa-Sees große Besitzungen hat. Reisende, die aus Unyamwezi nach K'hokoro gehen, treffen unterwegs bei Ufipa mit Karawanen der nördlichen Wabisa zusammen, die nach Kilwa (Quilon) bestimmt sind. Zwischen Marungu und Usinda führt die Straße durch die Landschaft Kavvire, die sieben Märsche entfernt ist; von dort bis zum Ziel der Reise hat man noch neun Ruheplätze. Es ist aber auch eine obere Straße für die, welche von Udschidschi durch Uruwwa nach Usinda gehen, und von Unyanyembe sind manche Karawanen direkt durch K'hokoro und Ufipa nach der Hauptstadt des Kasembe gezogen. Desborough Cooley stellt (in seiner „Geographie des N'yassi") die Vermuthung auf, daß die Ambios oder Imbies, Zimbas oder Muzimbas, welche um 1570 von Norden her bis an den Zambezi vordrangen, nichts Anderes gewesen, als die M'Biza oder Moviza, welche noch jetzt die Südwestgestade des Nyassi inne haben." Burton bemerkt darüber Folgendes. Man nennt diesen wohlbekannten Stamm Wabisa, Singular Mbisa; das ist die richtige Schreibart, nicht Wabischa, wie man in Zanzibar spricht, wo man auch oft von „Bischa-Elfenbein" reden hört. Den Arabern zufolge dehnen sich die Wabisa vom Westen des Nyassa- oder Kilwa-Sees nach Nordwesten hin bis in die Nähe der südlichen Gestade des Tanganyika aus. Sie tragen Zeug aus Baumrinde, bringen ihr schönes Elfenbein nach Tete und Kilimani am Zambesi, und alle vier oder fünf Jahre kommen sie mit einer Karawane nach Kilwa, wo sie jeden Araber, wie jeden Portugiesen auch als Mzungu, weißen Mann, bezeichnen. Man kann sie halb und halb als ein Hirtenvolk bezeichnen; dem Handel sind sie sehr zugethan und deshalb gastlich gegen Fremde. Mit den Wanyamwezi haben die Wabisa keinen Zusammenhang; beide sind in der äußern Erscheinung, Sitten, Gebräuchen und Sprache verschieden. Als Stammesabzeichen haben die Wabisa einen helmartigen Haaraufputz, die Wanyamwezi punktiren die Haut, und Lacerda bezeichnete die „Moviza" ganz richtig als ein Volk, das Perrücken trage oder vielmehr des Haar perrückenartig aufputze.

Ostafrikanischer Haarputz und Kopfschmuck.

Marungu ist, der Aussage der Araber zufolge, ein Hügelland wie Udschidschi und Uvira, doch ist das Gelände, welches dort den See einfaßt, nicht so steil als an der gegenüberliegenden Küste. Vor dem Gestade liegen vier oder fünf Inseln, von denen zwei einen ziemlichen Umfang haben sollen. An der Nordwestgränze von Marungu, drei Tagereisen vom See entfernt, ist die Landschaft Utumbara, so benannt nach ihrem Sultan Mtumbara; man darf dieselbe nicht mit einem gleichnamigen Bezirk im nördlichen Unyamwezi verwechseln; jene soll etwa fünfzehn bis zwanzig Tagereisen von Usinda entfernt sein. Nach Marungu wagen sich manchmal Araber, welche das Volk Wambosua nennen. Diese Leute haben keinen König, sondern Ortshäuptlinge, leben fast immer in Krieg mit ihren Nachbarn, sind dunkelfarbig, häßlich und sehr wild. Man findet bei ihnen einen Brauch, der auch bei den Wangindo, Wahiao und den Sklavenracen landeinwärts von Kilwa vorkommt. Sie durchbohren nämlich die Oberlippe und erweitern allmälig die Oeffnung, bis die Spitze schnabelartig über Nase und Kinn hervorsteht,

wie ein Entenschnabel. Die Araber haben bei ihren Marungusklaven keinen Gefallen an solcher Schönheit; sie schneiden deshalb den Rand des Loches auf, legen das rohe Fleisch bloß, reiben dasselbe mit Steinsalz ein und heilen es dann zusammen. Die Marungusklaven taugen aber nichts, weil sie verdrossen, steifnackig und widerborstig sind, auch so bald als irgend möglich entlaufen.

Der Runangwa oder Marungu-Fluß bildet den Wasserabzug für die Gegend im Süden des Tanganyika und soll so wasserreich sein wie der Malagarazi. Wer ihn von Westen nach Osten überschritten hat, kommt durch die Distrikte Marungu Tafuna, Ubeyya und Iwemba, und dann nach Norden hin in das Land der Wapoka, nämlich Upoko. Zwischen diesem und dem See wohnen die Wasowwa in der Landschaft Usowwa, und die Wafipa in Ufipa. Von dieser Küste bis zum jenseitigen Ufer dauert die Ueberfahrt vierzehn Stunden; die Eingeborenen sagen, dort schwärmten die Menschen umher wie Ameisen. Unweit von der Küste liegt die Gruppe der Mvuma- (auf Burton's Karte steht Mirima-) Inseln, sieben Felseneilande, von welchen drei einen ziemlichen Umfang haben sollen.

Ufipa ist eine ausgedehnte Landschaft mit vielen Geflieſſen, reich an Getreide und sehr wohlschmeckendem wilden Reis; auch war der Rindviehstand beträchtlich, bevor die Watuta ein System der Plünderung und Verwüstung begannen, welches dann ihre Auswanderung nach Uvinza zur Folge hatte. Die Wafipa werden als wild, aber friedlich geschildert; sie tragen nur selten Waffen, stehen unter vier oder fünf Häuptlingen und sind freundlich gegen die Kaufleute. Burton sah Leute von diesem Stamm in Unyanyembe; sie erinnerten ihn mehr an die Racen, welche in den Dschengeln des Dekkan in Ostindien wohnen, als an Afrikaner; er schildert sie als klein gewachsene, zusammengeschrumpfte, rußfarbige Leute, die sich so schüchtern und argwöhnisch zeigten, daß er nicht einmal einige wenige Proben ihrer Sprache von ihnen erhalten konnte. Einige hatten, gleich den Wanyoro, alle ihre unteren Schneidezähne ausgerissen.

Die Araber sagen, nördlich von den Wafipa wohne ein Stamm, den sie Wat'hembe nennen, und welcher von dem gleichnamigen Volk an der gegenüberliegenden Küste sich abgezweigt habe. Der kleine Fluß Murunguru falle dort in den See; doch sind beide

Angaben unsicher. Unsere Rundreise um den Tanganyika schließt mit den Wathongwe, deren Landschaft Utongwe sich nach Norden hin bis Ukaranga und an den Malagarazifluß erstreckt.

Das sind die Nachrichten, welche Burton aus dem Munde von Arabern vernommen hat, denen natürlich die Verantwortlichkeit dafür anheimgestellt bleiben muß.

Dreizehntes Kapitel.

Die Rückreise vom Tanganyika-See nach Unyanyembe. — Aufenthalt in Kazeh. — Speke's Zug nach dem Nyanza-See. — Die Landschaften im Norden, insbesondere Karagwah, Uganda und Unyoro.

Burton hatte den 26. Mai 1858 zur Abreise aus Kawele in Udschidschi anberaumt, und sein Aufbruch war einer Flucht vergleichbar. Alle möglichen Widerwärtigkeiten trafen zusammen; Seid ben Selim, der von seinen beiden afrikanischen „Brüdern", Lurinda und Kannena, zwei Sklaven zum Abschiedsgeschenk erhalten hatte, wollte dieselben so rasch als möglich sicher außer Landes schaffen; die Beludschen hatten ihre Löhnung zum Ankauf von Sklaven verwandt und überwachten dieselben; die Wadschidschi wurden wo möglich noch unverschämter als seither; nach der Rückkehr aus Uvira hatte man ein großes Trinkgelage veranstaltet und Kannena war seit vierzehn Tagen nicht nüchtern geworden. Zum Glück bekam er ein Fieber, das ihn ein wenig zahmer machte. Bald nach Burton's Abreise wurde sein Land von den räuberischen Watuta überzogen, und der tapfere Kannena floh in die Berge, während der wilde Feind von den arabischen Kaufleuten zurückgetrieben wurde.

Unser Reisender warf am Morgen des 26. Mai einen letzten Blick auf den prächtigen, von ihm entdeckten Binnensee, den die aufgehende Sonne mit Licht übergoß. Wir begreifen die Gefühle, welche ihn überwältigten, aber er konnte sich seinen Empfindungen

nicht lange hingeben, weil eine Rotte schreiender und singender Menschen heranzog. Es waren die Träger, welche er für die Rückreise angenommen hatte. Diese zeigten sich im höchsten Grade ungeduldig; einige standen, gleich den Kranichen, auf dem rechten Fuße und stämmten die Sohle des linken Fußes auf das rechte Knie, andere hielten sich gegenseitig umschlungen, indem sie ihren Arm auf den Nacken des Nachbars legten; noch andere hatten sich in ächt asiatischer oder afrikanischer Weise niedergekauert, so daß ihre Posteriora auf Waden und Hacken, die Elbogen auf den Oberschenkeln ruheten und das Kinn in beide Hände gestützt wurde. Seid ben Medschid's Karawane, welcher Burton sich anschließen wollte, feuerte Schüsse ab, und setzte sich in Bewegung, ohne ihn davon benachrichtigt zu haben. Darüber geriethen die Pagazi außer sich; Alles war in Verwirrung; die Europäer mochten selber sehen, wie sie zurecht kamen, und Burton mußte sich ohne Führer auf den Weg machen. Gegen Abend setzte er auf einer Fähre über den Ruchefluß, fand aber dort kein Lager; seine Leute schlugen den Weg nach den schon früher von uns geschilderten Sümpfen von Ukaranga ein, wo die Moskitos wie Wespen stachen, die dort sehr angriffslustigen Flußpferde ihr Grunzen vernehmen ließen und die Krokodile sich bemerkbar machten. Bis an den Gürtel wateten die Träger durch den Schlamm. Als die Dunkelheit einbrach, traf man an einer trockenen Stelle einige elende Hütten. Burton hüllte sich in seine Decken, schlief im Freien bei Mondschein ein paar Stunden und wurde vom Thau durchnäßt. Sein Diener Gaetano war mit dem Küchengeschirr vorausgegangen, selbst Tabak war nicht vorhanden, und der größte Theil derer, welche bei Burton gewesen, hatte sich ohne Weiteres aus dem Staube gemacht, so daß er fast allein blieb. Er reinigte eine Hütte, brachte sein Bettzeug hinein und schlachtete eine Ziege. Bei ihm war ein Hermaphrodit, eine Androgyne; sie hatte Stimme, Blick und Brust wie ein Mann, Kleidung und Benehmen wie eine Frau. „Dies war die einzige Annäherung zu dem zweifelhaften Geschlecht, welche ich in Ostafrika gesehen habe."

Am 28. Mai wurde Burton aus seiner unangenehmen Lage erlöst, weil Seid ben Selim mit Trägern anlangte, und nun ging die Reise bis Unyanyembe ziemlich ohne erhebliche Zwischenfälle vor sich; während der ersten Stationen, so lange sich der Einfluß des „Aeolusschlauches", nämlich der Tanganyika-Mulde, noch fühlbar machte, wechselten Sturmwind, heftiger Regen, Donner und

Blitz mit einander ab; nach dem 5. Juni verschwanden die drohenden Wolken, der Thau war weniger heftig, das Wetter wurde klar und heiß, nur fegte manchmal ein rauher und kalter Ostwind in die warmen Lüfte hinein und verursachte Krankheiten. Am 29. Mai wurde bei Uyonwa, einem kleinen Dorfe bei Wabuha gerastet. Diese Leute hatten schon süße Kartoffeln geerntet. Von da führte der Weg über Hügel, sumpfige Zwischenthäler, Bäche mit dunkelem Wasser, durch Gras und Gestrüpp, über Flächen, wo wilder Pfeilwurz, Akazien, Bambus und hin und wieder auch Palmyrapalmen standen. Am 1. Juni wurde der Rusugi bei der obern, Parugerero-, Fuhrt überschritten, und auf die bisher regelmäßige Abwechselung von Hügel und Sumpfgrund folgte nun ein trockener, steiniger und mit Dornpflanzen bestandener Abhang nach Osten hin. Bei einem Salzplatze, wo eine Stunde Halt gemacht wurde, entliefen wieder einige Leute, und manche Sklaven ergriffen die Flucht. Auch ereignete sich eine ächt afrikanische Gräuelthat. Der Kirangozi oder Mnyamwezifübrer, welcher die Expedition von der Küste herauf begleitet hatte, blieb zurück, weil eine von ihm gekaufte Sklavin wunde Füße bekommen hatte und nicht vorwärts konnte. Da schlug er ihr den Kopf ab, damit kein Anderer von ihr profitire. Der ochsenköpfige Mabruki hatte einen Knaben von etwa sechs Jahren gekauft, der längere Zeit tapfer neben den Trägern herlief und dabei eine Haut, die ihm als Decke diente, und einen mit Wasser gefüllten Kürbis trug. Anfangs hatte sein mürrischer Gebieter ihn gut behandelt, wenn der Kleine müde war, ihn auf den Rücken genommen, bald nachher prügelte er das unglückliche Kind so arg, daß Burton ihm dasselbe vorläufig wegnahm und einem seiner indischen Diener anvertrauete. Die unverschämten Träger verlangten unterwegs höhern Lohn, und Burton mußte sie mit seinem Säbel zur Vernunft bringen. „Sie machten eine Stunde lang Rast, um ihre süßen Kartoffeln zu kochen; wenn aber ich einmal einen Halt von fünf Minuten verlangte, oder ein paar Schritte weiter vorwärts wollte, geberdeten sie sich wie halb toll. Sie schrieen, lärmten, waren so ungebunden, unverschämt, zudringlich und mürrisch, und dabei so habgierig, wie nur irgend ein anderes Specimen vom Genus homo, Species Africanus, das ich jemals gesehen habe; selbst die „Söhne des Wassers" in den Schiffen von Udschidschi waren nicht so arg. Aber ein Reisender wird in diesen Ländern nicht weit kommen, wenn er nicht auch ein so rohes Material zu verwenden weiß."

Am 2. Juni kam Burton wieder auf seinen frühern Weg bei Jambeho im Alluvialthale des Malagarazi. An den höher gelegenen Stellen war der Boden schon trocken, die Vegetation gelb geworden, und an den Hügeln gewahrte er Wald- und Gestrüppbrände. Am 4. Juni erreichte er die schon früher mehrmals erwähnte Fähre über den Malagarazi, der auch jetzt, nachdem der Regen aufgehört hatte, stark angeschwollen war und das niedrig liegende Land am Ufer überschwemmte. Der Besitzer der Fähre verlangte im Voraus einen Topf mit Oel, sieben Stücke Zeug und 300 Khete blauer Porzellanperlen. Am 4. Juni, 11¼ Morgens, verspürte Burton dort ein leichtes Erdbeben. Abermals viel Aerger und Verdruß mit den unverschämten Trägern.

Endlich kamen die Reisenden auf das linke Ufer hinüber, nach Ugogo (Ugaga), und gelangten von dort in zwölf Tagen nach Unyanyembe, indem sie diesmal nicht den Umweg über Msene machten, sondern die gerade südliche Straße einschlugen. Unterwegs konnte man an vielen Stellen Reis, Durra, Hirse, Manioc, Gurken, süße Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Erdmandeln und Tabak haben. Arrowroot (Pfeilwurz) und Bhang wuchsen wild, Pisang und Palmyra waren über das Land zerstreut. Am 8. Juni hatte Burton das ungastliche Uvinza im Rücken und war auf neutralem Boden; am folgenden Tage wurde er zum ersten Male wieder in ein Dorf eingelassen. Drei Tage später trennte sich Seid ben Medschid von ihm; am 17. Juni gelangte die Karawane nach Irora, dem Dorfe des Selim ben Selih, welcher die Reisenden gastlich aufnahm. Von dort konnten sie schon die blauen Hügel von Unyanyembe erblicken. Am andern Tage, in Yombo, wurde ihnen ein Paket mit Briefen eingehändigt, das ein Araber überbracht hatte; es war das zweite, welches sie im Laufe des Jahres erhielten. Darauf gelangten sie wieder nach Kazeh, wo der gastliche Sney ben Emir sie freundlich willkommen hieß. Nachdem er sie mit Kaffee bewirthet, geleitete er sie in ihre frühere Wohnung, welche sie sorgfältig gereinigt und gut hergerichtet fanden. Höchst willkommen war ihnen eine gute Mahlzeit von Reis und Hühnern, Manioc mit Creme von Erdmandeln, und Pfannkuchen mit einem Guß von Zucker, Butter und Zwiebelschnitten.

Die Rückreise von Udschidschi nach Unyanyembe war in zweiundzwanzig Stationen zurückgelegt worden, welche, mit Einschluß der Rasten, sechsundzwanzig Tage in Anspruch nahmen, vom 26. Mai

bis zum 20. Juni 1858. Die Länge des Weges beträgt etwa 265 Statutmeilen.

Am nächstfolgenden Tage machten die in Kazeh anwesenden arabischen Kaufleute dem Reisenden einen Besuch; manche andere waren auf Handelsexpeditionen unterwegs. Der Anstrengung folgte Ermattung. Die Wanderung war in der ungesundesten Jahreszeit durch Gegenden gegangen, in welcher eine brennend heiße Sonne stehende Gewässer austrocknete und ein heftiger Ostwind blies. Burton litt wieder an geschwollenen Füßen, welche wie abgestorben schienen; nur sehr langsam kam er wieder einigermaßen zu Kräften. Speke war halbtaub und halbblind und dadurch unfähig zum Lesen, Schreiben oder Beobachten. Die Diener aus Goa lagen am Fieber danieder und klagten über Rheumatismen und Schmerz in der Leber. Bei Valentin wollte Chinin nicht wirken, das eintägige Fieber wurde dadurch nur in ein dreitägiges verwandelt, aber die warburgische Tinctur half und die Wirkung war fast wunderbar. Die Anfälle kehrten nicht wieder, das schmerzhafte Erbrechen hörte auf, die Augen schmerzten nicht mehr und der peinigende Durst machte einer starken Eßlust und gesunder Verdauung Platz. Auch die übelen Folgen des Fiebers wurden durch jene Tinctur beseitigt, und spätere Anfälle waren unbedeutend. Burton kann die wohlthätige Wirkung derselben nicht genug rühmen. Die Beludschen verspürten den Einfluß der schlechten Luft, klagten über Geschwüre und Jucken, und wurden nur langsam hergestellt, weil sie sich mit Speisen überfüllten. Burton selbst fühlte sich gestärkt und gehoben, seitdem er wußte, daß er ein großes Ziel erreicht hatte, und nicht mehr von Sorgen und Zweifeln gepeinigt war. Er hatte das stolze Bewußtsein, nach besten Kräften seine Schuldigkeit gethan zu haben unter Verhältnissen, die von Anfang an in hohem Grade ungünstig waren.

Einige arabische Kaufleute wollten nach der Küste, um den „Mausin" (Monsun), die „indische Handelszeit," zu benützen, welche in Zanzibar die Monate December, Januar und Februar umfaßt. Sie wären gern mit Burton gereist, aber dieser zog es vor, noch einige Zeit in Kazeh zu verweilen und gemächlich seine Vorkehrungen für die weite Reise nach der Küste zu treffen; auch hatte er den Plan, nach Kiloa zu gehen, noch nicht aufgegeben. Sodann wollte er von den Arabern nähere Kunde über die Landschaften einziehen, welche im Süden und Norden des von der Expedition

eingeschlagenen Weges lagen. Schon bei dem frühern Aufenthalte Burton's in Kazeh hatten Kaufleute ihm von einem großen Bahr, See, gesprochen, der fünfzehn oder sechszehn Tagereisen von Kazeh nach Norden hin liege, und nach ihren Mittheilungen hatte Speke dieses Wasser auf einer Karte eingetragen, welche er an die geographische Gesellschaft nach London schickte. Alle Araber sagten, jener See im Norden sei viel größer als der Tanganyika. Burton sah wohl, daß das Auffinden eines solchen bisher unbekannten Wasserbeckens viele Ungewißheiten und Widersprüche beseitigen würde. Es blieb also zu ermitteln, ob nicht die Araber die Ausdehnung dieses nördlichen Sees nach orientalischer Weise stark übertrieben. „Mein Gefährte (Speke), der sich erholt hatte, erschien mir als der geeignete Mann, sich einer solchen Obliegenheit zu unterziehen; auch war seine Anwesenheit in Kazeh durchaus nicht wünschenswerth. Zu gleicher Zeit mit Arabern zu verkehren und mit Anglo-Indiern, die sich beleidigt glauben, wenn dazu gar kein Grund vorliegt, die knechtischen Gehorsam als etwas sich von selbst Verstehendes verlangen, die, im Stolz auf ihre weiße Haut, Jeden, der eine etwas dunklere Hautfarbe hat, als „Nigger" behandeln, — das ist noch schwieriger als einen Bruch zu vermeiden, wenn man sich zwischen zwei Freunde gestellt sieht, die einen Streit miteinander gehabt haben. Im vorliegenden Falle wurde die Schwierigkeit noch dadurch vergrößert, daß der Anglo-Indier nichts von orientalischen Sitten und Gebräuchen verstand und eben so wenig etwas von einer orientalischen Sprache, einige Wörter des englisch-indischen Jargons abgerechnet."

Der Plan zu einem Zuge nach dem nördlichen See wurde am 30. Juni in Gegenwart Seid ben Selim's und der Beludschen erörtert. Der erstere gab ausweichende Antworten, Speke scheint rauh mit ihm umgegangen zu sein, um ihn einzuschüchtern, und der Araber sich bemüht zu haben, das Unternehmen zu vereiteln. Doch wurde nach und nach Alles ins Gleiche gebracht und Speke konnte am 10. Juli von Kazeh nach dem großen See im Norden aufbrechen. Burton blieb zurück und sammelte eine Menge wichtiger Nachrichten aus dem Munde von Arabern und Afrikanern; namentlich gab Sney ben Emir ihm manche Auskunft.

Die bisher noch unbekannten Landschaften im Norden werden ganz despotisch regiert, etwa wie Aschanti oder Dahome in Westafrika, während in Unyamwezi und Urundi die Häuptlinge keine

große Gewalt besitzen, und Uvinza und Udschidschi als eine Art ganz roher, barbarischer Republiken zu bezeichnen sind. Burton kann nur die Ergebnisse seiner Nachforschungen geben; sie sind allerdings sehr interessant, aber die Bestätigung oder Berichtigung bleibt künftigen Reisenden vorbehalten.

Den Berichten der Araber zufolge sind die nördlichen Stämme etwas weniger uncivilisirt und in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen mehr entwickelt als die übrigen im östlichen und centralen Afrika. Sie haben, gleich den Unterthanen des Kasembe, große und regelmäßige Ortschaften, und verehren einen Despoten, der mit barbarischer Strenge herrscht; auch haben sie nicht die persönliche Gleichheit Aller, wie ihre Nachbarn, sondern Rangunterschied; man findet bei ihnen eine gewisse Ordnung und selbst eine Art von Schambegriff bei den Frauen. Im Handel wissen sie, was Credit bedeutet, und gegen Fremde benehmen sie sich gastlich. In Unyanyembe sah Burton Sklaven beiderlei Geschlechts aus Karagwah und Uganda, und fand, daß sie in mancher Beziehung sich von den südlichen Stämmen unterscheiden. Ihr Kopf war anders gebildet, die reflectiven Eigenschaften und das Organ des Wohlwollens waren am Schädel entwickelt, die Nase war nicht stark gequetscht, sondern näherte sich dem kaukasischen Typus an; die übermäßig starke Entwickelung der Kauwerkzeuge, welche dem Neger und den niedrigeren Typen der Negroiden ein besonderes thierisches Gepräge aufdrücken, sind bei diesen Nordleuten stark modificirt; der Gesichtsausdruck ist weich, gutmüthig und nicht ohne Intelligenz.

Von Unyanyembe bis Kibuga, der Hauptstadt von Uganda, sind 53 Stationen, die in vier Kreuzstationen: Usui, Karagwah, das abhängige Unyoro und Uganda abgetheilt werden. Zwischen Unaynyembe und Usui zählt man 16 lange oder 19 kurze Stationen, deren Länge etwa 115 englische geographische Meilen betragen wird; Burton legt die Südgränze von Usui in 3° 10′ südl. Breite. Die Straße von Kazeh nach Usui geht westlich von jener, welche zum Nyanza-See führt; anfangs zieht die eine wie die andere durch die kleinen Landschaften Ulikampuri, Unyambewa und Ukuni. Usonga, das man in fünf Tagereisen durchwandert, ist der erste beträchtliche Distrikt nördlich von Unyanyembe. Darauf gelangt man in die Provinz Utumbara; diese gränzt im Osten an Usambiro, im Westen an Uyungu, welches letztere der Muhinda, Sultan, Kanse beherrscht. Wir haben schon erwähnt, daß Utumbara

vor einigen Jahren von den Watuta verheert wurde. Die Mehrzahl der Bevölkerung in dieser Landschaft, wie in Usambiro, besteht aus Wakyoma; sie sind ein Stamm der Wanyamwezi, treiben Handel mit eisernen Hacken und Elfenbein, und ihr gegenwärtiger Sultan, Mutawazi, ist oft von Arabern besucht worden. Ugofu bildet die Nordgränze von Unyamwezi; dann zieht die Straße durch die berüchtigte Landschaft Usui, durch welche man sieben Tagereisen hat, zusammen also von Kazeh deren 26, oder 156 geographische Meilen, so daß die Südgränze von Karagwah in etwa 2° 40′ südl. Breite zu liegen käme. Auf dem Wege hat man zuweilen einen Blick auf den Nyanza-See. Usui wird als eine Art von neutralem Grunde geschildert zwischen der wellenförmigen Hochebene von Unyamwezi und dem Hochlande von Karagwah. An zwei Stellen, bei der vierten Station Nyakasene und der siebenten Station Ruhimbe, wird es von Ketten unterbrochen; dort soll auch ein kleiner Strom sein. Aus dieser Gegend kommt eine Art wilder Muskatnüsse nach Kazeh, den Arabern zufolge wächst sie auf den bewaldeten Hügeln; Burton sah eine Probe, die sehr schwer war, gut schmeckte und welche er den auf Zanzibar wachsenden Muskatnüssen bei weitem vorzog.

Die Wasui gehören nicht zum Stamme der Wanyamwezi, gelten für sehr gefährliche Leute und haben den aus Karagwah kommenden Karawanen schon manchmal den Weg verlegt. Ihr Oberhäuptling oder Sultan, ein Muhinda, Namens Suwarora, verlangt und erpreßt eine übertrieben hohe Zwangsabgabe, und die Unterhäuptlinge folgen seinem Beispiele.

Das Königreich Karagwah, welches man in zwölf Tagereisen durchwandern kann, wird im Norden vom Kitanguri oder Kitanguli begränzt, der vom Westen her in den Nyanza-See mündet und ein beträchtlicher Fluß ist. Die nördliche Gränze würde etwa in 1° 40′ südl. Br. zu legen sein; aber den Arabern zufolge fällt der Kitanguri in der Diagonale von Südwesten nach Nordosten in den Nyanza, und demgemäß würde seine Mündung nicht weit vom Aequator entfernt liegen. Den Straßenzug beschreiben die Araber in folgender Weise: Man steigt erst die Hügel von Ruhimbe hinan, wendet sich dann nach Osten und zieht drei Tage lang über die Sumpfebene des Nyanza. Bei der vierten Station, Tenga, kommt man auf die erste Abfallstufe der Karagwahberge, wahrscheinlich über irgend einen niedrigen Ausläufer derselben, der sich bis in die Nähe des Sees erstreckt. Kafuro

ist ein großer Bezirk, in welchem die Kaufleute, unweit der königlichen Residenz Weranhandscha, Halt machen, um zu handeln; von dort hat man eine Fernsicht auf den Nyanza. Bei der achten Station, Uyakahanga, hat man eine ähnliche Gebirgsstufe wie bei Tenga, und auf der zehnten Station, Magugi, kommt der Reisende an die nördlichste Bergkette von Karagwah. Die Gebirge fallen steil ab, sind schwierig zu begehen, aber doch von beladenen Eseln zu passiren. Sie werden von den Arabern mit der Rubehokette von Usagara verglichen und liegen demgemäß etwa 4000 Fuß über der mittlern Höhe des Plateaus von Unyamwezi und des Nyanza, also etwa 8000 Fuß über der Meeresfläche. Theils sind sie kahl, theils mit hohen Waldbäumen und Pisang bewachsen; Ebenen, Gebüsche oder Strauchwälder kommen in ihnen nicht vor; die Schluchten und die Tiefthäler zwischen den verschiedenen Ketten sind gut bewässert und haben üppigen Pflanzenwuchs. Die Bewohner von Karagwah sind zu träg, um Bäume niederzuschlagen und sich Brennholz zu verschaffen, sie behelfen sich, wie die Eingeborenen von Usukuma, mit Kuhdünger. Von Katanda, nördlich von Magugi, zieht sich eine weite Fläche nach Osten; von dort geht dann der Weg auf dem entgegengesetzten Bergabhange nach Norden hin in die Alluvialebene des Kitunguri-Flusses.

Karagwah besteht demnach in einer Masse von Hochlanden; es wird begränzt im Norden von dem abhängigen Unyoro, im Süden von Usui, im Osten von den Wahayya- und Wapororostämmen, welche die Ebene am Nyanza-See bewohnen; im Südwesten reicht es nach Urundi, der Landschaft, welche im Nordosten des Tanganyika-Sees liegt, hinein. Bei seiner äquatorialen Lage und seiner Höhe kann es recht wohl die centralafrikanische Verlängerung des Mondgebirges bilden. Ptolemäus, welcher diese Kette beschreibt, nimmt an, daß in ihr der weiße Nil seinen Ursprung habe, und bemerkt, sie erstrecke sich zehn Längengrade weit in den Continent hinein. Seit langer Zeit hat man auf diese Ueberlieferung keinen besondern Werth gelegt; einige Geographen haben die Richtung der Linie, welche gleich dem Himalaya die Grundlage oder Grundlinie des südafrikanischen Dreiecks von Osten nach Westen bildet, in eine Richtung von Norden nach Süden verlegt, und somit in eine Gebirgsformation verwandelt, welche den Ghats oder Seitenketten in Indien entspräche. Andere haben die Mondgebirge überhaupt für etwas Fabelhaftes erklärt. Aber aus den Erforschungen

der deutschen Sendboten von der Mission zu Mombas in Usumbara, Dschagga und Kitui, und aus den Berichten von Arabern, welche Umasai und Karagwah besucht haben, geht hervor, daß vom fünften Grade südlicher Breite bis zum Aequator eine hohe Masse von Granit und Sandstein, von den Küsten des indischen Oceans bis in das Centrum des tropischen Afrikas sich erstreckt. Der ausgedehnte Streifen von Kalkstein, welcher von den Ufern des Brahmaputra in Indien bis zum Tajo sich ausdehnt, scheint nach Süden hin bis zum östlichen afrikanischen Horn eine Verlängerung zu haben und in der Nähe des Aequators Sandsteinformationen Platz zu machen. Die Linie ist aber nicht, wie man aus der Analogie mit dem Himalaya schließen könnte, eine ununterbrochene, zusammenhängende Kette, sie besteht vielmehr aus vereinzelten, offenbar vulkanischen Bergen, die von Hochebenen emporsteigen und zuweilen durch unterbrochene Höhenzüge in Verbindung stehen.

Die südöstliche Schwelle der Mondcordilleren wird gebildet von Usambara, einer Hochlandregion, die etwa drei- bis viertausend Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt. Sie zieht vermittelst einer Reihenfolge von Berg und Thal nach Dschagga, wo sie im „äthiopischen Olymp," dem Kilima Ngao (Kilimandscharo) gipfelt. Von diesem Eckpfeiler geht die Linie nach Westen, und die Straße nach Burkene zieht der Basis der Haupterhebungen Doengo Engai und Endia Siriani entlang. Jenseit Burkene liegt der Nyanza-See in einer großen Kluft, durch welche der Zusammenhang der Linie unterbrochen wird; dorthin fallen die Gewässer aus den Gegenden ab, welche im Westen des Kilimandscharo liegen; während jene auf der Ostseite, z. B. der Pangani und andere Ströme, nach Südosten in den indischen Ocean strömen. Karagwah wäre dann die Fortsetzung der Linie nach Urundi am Tanganyika-See, wo die südwestlichen Ausläufer oder Vorsprünge einen hohen zusammenhängenden kranzartigen Gürtel (Belt) bilden. Petherick, der englische Consul in Chartum, der 25 Tagereisen, jede von 20 (?) Meilen, in südwestlicher und ganz südlicher Richtung vom Bahr el Ghazel reiste, fand nahe beim Aequator eine Granitkette, die sich, wie er annimmt, 2000 bis 2500 Fuß über ihre Grundfläche erhob; sie lag so ziemlich auf einem und demselben Breitengrade, in etwa 27° östl. Länge. Ueber diesen Punkt hinaus ist das Land noch nicht erforscht worden. Es wäre möglich, daß die Gebirge dort zu der großen centralafrikanischen Depression abfallen oder nordwärts von der Landschaft

Uropua abbiegen, sich mit der Kette berühren, welche die nördlichen negroiden Völker des islamisirten Afrika von den Negern im Süden trennt und, wie Denham und Clapperton sagen, vom Volke als Dschebel Kumr, Dschebel Kamar, Mondgebirge, bezeichnet wird.

Die hohen bewaldeten Hügel von Karagwah ziehen eine nicht unbeträchtliche Menge von Feuchtigkeit an. Der langdauernde sehr feuchte Monsun dauert sieben bis acht, der Sommer nur vier oder fünf Monate. Die kleine Regenzeit (Vuli) beginnt, wie in Zanzibar, mit dem Neyruz (29. August) und dauert mit geringer Unterbrechung, bis der Masika einsetzt, der in Karagwah vom Oktober bis Mai oder Juni anhält. Die vorherrschenden Winde sind, wie in Unyamwezi, der Kaskazi oder Nord und Nordost, welcher bei sehr starkem Regenfalle in den Kosi, West und Südwest, umschlägt. Donner und Blitz sind häufig; die Zeit der Aussaat beginnt, wie zu Msene und in Udschidschi, mit dem Vuli; nachdem man den Boden sorgfältig mit Hacken umgewühlt hat, bestellt man ihn mit Mais und Hirse, Voandzeia und anderen Hülsenfrüchten. Reis kennt man nicht, das Hauptgetreide ist Durra, die im Osten gesäet wird, damit sie gleich die Novemberregen bekomme; sie soll im Gebirge nur kurze Stengel treiben und ihr röthliches Korn nicht besonders schmackhaft sein. Aus diesem bereitet man Pombe; aus dem Pisang, der sehr häufig ist, wird der Mawawein verfertigt. Ob eine kleine wilde Kaffebohne, Mwami, in Karagwah wächst oder aus nördlicheren Gegenden dorthin eingeführt wird, ist noch nicht ermittelt worden. Sie ist, weil wild, etwas verbuttet, nicht entwickelt und kaum stärker als ein großer Nadelknopf. Man trinkt keinen Aufguß davon, sondern wirft die unreife Beere in heißes Wasser, damit sie nicht verfaule oder allzurasch trockene; dann bekommt die Hülse eine dunkelbraune Farbe. Die Landeseinwohner kauen diese Beere, wie andere Völker den Tabak, und man reicht jedem Gast eine Handvoll. Den Arabern zufolge hat sie, gleich dem Kischr in Yemen, stimulirende Eigenschaften, nimmt den Kopf ein, erhält wach und munter, macht das Wasser süß und angenehm von Geschmack, giebt ein erfrischendes Getränk, erinnert aber nicht an den Aufguß der Mokkabohne. In Karagwah kauft man ein Kubaba, also ein bis zwei Pfund dieser Beere, für ein Khete Glaskorallen; in Kazeh und Msene, wohin manchmal Partien durch Karawanen gebracht werden, ist der Preis unbestimmt. Ein anderes Erzeugniß jener Gegenden

ist Mthipithipi, Abrus precatorius, dessen scharlachrothe Samenkörner zum Kopfputz verwandt werden.

Das Rindvieh bildet einen hübschen Schlag mit kleinen Höckern und großen Hörnern, wie in Udschidschi und Uvira. Man berechnet die Heerden nach Gundu, Bullen, deren einer auf hundert Kühe angenommen wird. Der verstorbene Sultan Ndagara soll 200 Gundu oder 20,000 Kühe besessen haben, die aber in Folge eines Bürgerkrieges um beinahe die Hälfte vermindert wurden. In Karagwah besteht der Hauptreichthum in den Heerden. Junge Bullen, welche man nicht zum Züchten verwenden will, schlachtet man; ihr Fleisch, und Milch in verschiedenen Zubereitungen, nebst feinem weißen Berghonig, bilden vorzugsweise die Nahrung der höheren Klassen.

Das Volk in Karagwah (das nicht, nach der sonst in Ostafrika üblichen Weise, mit dem Präfixum Wa bezeichnet wird, also nicht Wakaragwah genannt wird) zerfällt in zwei Klassen, die Wahuma und Wanyambo, deren gegenseitige Stellung etwa mit jener des Patrons zum Clienten, des Patriciers zum Plebejer, verglichen werden kann. Die Wahuma sind die Reichen, von denen mancher bis zu tausend Stück Hornvieh besitzt. Die Krieger erhalten ihren Sold in Milch und zwar in der Art, daß der König den Einzelnen Kühe zu zeitweiliger Benutzung überläßt. Die Wanyambo, welche Burton mit den ägyptischen Fellahs oder indischen Reyots vergleicht, werden von den Wahuma wie Sklaven behandelt. Die Leute von Karagwah wohnen in reiner Bergluft, genießen viel thierische Nahrung und sind ein schlanker, kräftiger Schlag. Wohlbeleibtheit gilt für schön; die Mädchen werden mit Milchbrei förmlich gemästet und bekommen Schläge, wenn sie denselben nicht in großer Menge verschlingen wollen. So werden sie denn nicht selten ganz unförmlich dick. Die Männer trinken frische Milch, die Frauen nur saure. Die Hautfarbe ist gelblich-braun wie bei den Warundi. Jedermann, die Häuptlinge eingeschlossen, trägt einen Schurz von Mbugu, Baumrindenzeug, das man durch Oel geschmeidig gemacht und mit Franzen verziert. Die Häuptlinge fügen zu dieser äußerst einfachen Tracht noch ein Languti, eine T-Bandage, welche um die Hüften geschlungen wird. Viele gehen ganz nackt, mannbare Mädchen fast ohne alle Bedeckung und legen erst nach der Verheirathung nebst einer kurzen Schürze auch ein kleines Stück Fell als Brustbedeckung an. Beide Geschlechter

tragen als Schmuck in Gestalt einer Kopfbinde die rothen Samenkörner von der Abruspflanze, welche sie auf Fäden ziehen; diese bereiten sie aus den feinen Fasern der Mwale, Raphia-Palme. Außerdem haben sie als Schmuck allerlei Glasperlen und Armbänder, die nebst dem Hornvieh beim Abschluß von Ehen eine große Rolle spielen. Die Hütten sind rund und kegelförmig und ihre Dächer so sorgfältig gearbeitet, daß kein Regen durchdringt; die Dörfer liegen, wie in Usagara, auf den Hügelkämmen und Ketten zerstreut umher.

Im Jahre 1858 wurde Karagwah von dem Mkama (Sultan) Armanika beherrscht. Er ist ein Sohn Ndagara's, hatte Anspruch auf den Thron, weil in jenem Lande Erbrecht gilt, wurde aber von einem jüngern Bruder, Rumanika, befehdet. Diesen Rebellen schlug aufs Haupt Suna, der jetzt verstorbene Despot von Uganda, der eine sehr große Menge Elephantenzähne zum Geschenk erhalten hatte. Diese gab Musa Mzuri von Kazeh her, welcher mit Armanika in Handelsverbindung stand und mit einer beträchtlichen Streitmacht ins Feld rückte. Rumanika wurde geblendet und etwa im Jahre 1854 der Friede hergestellt. Armanika hat seine Residenz in dem centralen Bezirke Weranhandscha, und sein Dorf, in welchem nur Mitglieder der königlichen Familie wohnen dürfen, besteht aus 40 bis 50 Hütten. Die Araber schilderten ihn als einen Mann von etwa 35 Jahren, schlankem und kräftigem Bau; er gleiche einem Somali. Am liebsten trägt er Mbugu, ein Kleid aus Baumrinde, obwohl er eine ganze Sammlung hübscher Gewänder besitzt, welche die Araber ihm geschenkt, sein Schmuck besteht vorzugsweise in Schnuren von Glasperlen, mit denen er die Beine vom Knie bis zum Fußknöchel umwindet. Er lebt von Milch, Fleisch, Honig, Pisang und Getreide, und zeichnet sich vor seinen Unterthanen dadurch aus, daß er die geistigen Getränke, also Mawa und Pombe, verschmäht; auch begnügt er sich mit der für einen afrikanischen Häuptling äußerst geringen Anzahl von nur einem Dutzend Frauen, mit denen er zehn oder elf Kinder gezeugt hatte. Man sagt, daß alle Mitglieder der Familie ein hohes Alter erreichen; sie werden in sitzender Stellung, die Waffen in der Hand haltend, mit ihrem Schmucke begraben. Nach des Königs Tode wird ein großes Leichenfest veranstaltet.

Der Mkama, Sultan, hat nur einen Minister mit dem Titel Muhinda. Dieser ist Vorsitzender und Obmann über die Wakundu

Aeltesten und Häuptlinge, welche allmonatlich dem Könige die Abgaben an Sklaven, Elfenbein, Rindvieh und verschiedenen Lebensmitteln einzuliefern haben. Die Heerdenbesitzer müssen selbst aus einem Umkreise von drei Tagereisen Milch an den Hof bringen. Armanika gebietet unumschränkt und streng. Ehebrecher müssen schwere Buße in Vieh zahlen. Mörder werden gespeert und nachträglich geköpft; Aufrührern und Dieben drehet man mit den Fingergelenken der rechten Hand die Augen aus. Die Unterthanen dürfen Keinem, der Bohnen oder Salz genießt, Milch verkaufen, weil dadurch die Kühe verhert würden. Der Sultan entfaltet weder Pomp noch Glanz, und bezeigt sich gegen Reisende sehr höflich. Nachdem ihm gemeldet worden, daß dergleichen in der Nähe seien, gebietet er seinen Sklaven, Zelte für sie aufzuschlagen, und sendet Lebensmittel in großer Menge; auch verlangt er keine Zwangsabgabe, nimmt aber Geschenke an, nach deren Betrag er dann seine Gegengeschenke einrichtet. Er hat einmal einem Araber für Glasperlen, welche seinem Geschmacke ganz besonders zusagten, fünfzig Sklaven und vierzig Kühe geschenkt. Der Preis für einen ausgewachsenen Sklaven beträgt acht bis zehn Fundo weißer, grüner oder blauer Porzellanperlen; ein frisches Mädchen kostet zwei Kitindi, das heißt so viel, als an der Küste zwei Dollars werth sind, und fünf oder sechs Fundo gemischter Perlen; in Zanzibar werden solche Mädchen, besonders jene von hellerer Haut, manchmal mit 60 Dollars bezahlt.

Die Araber geben die Versicherung, daß ein Europäer in Karagwah eine sehr freundliche Aufnahme erwarten dürfe; freilich müsse er sich auf beträchtliche Auslagen gefaßt machen, um die Würde seiner weißen Haut nach Gebühr aufrecht zu erhalten. Die arabischen Kaufleute gehen zum Sultan Armanika, um Sklaven, Vieh und besonders Elfenbein einzuhandeln, denn in jenen Theilen Centralafrikas sind die Elephantenzähne aus Karagwah bei weitem die vorzüglichsten, ungemein weiß und weich und dabei sehr groß und schwer. Das Land hat viel Eisen, und die Speere von Karagwah, welche einigermaßen gehärtet sind, werden dem rohern Erzeugnisse der Wasyoma weit vorgezogen. Auch Schwefel findet man neben heißen Quellen im Gebirge. Die Araber wollen wissen, daß eine Art Manatus (Flußkuh) vorhanden sei, dessen weiche Haut man zur Bekleidung verwende. Die Simbi, (Kaurimuschel, Cypraea moneta), bildet die Scheidemünze und wird von den aus Wanyamwezi zurückkehrenden Karawanen mitgebracht.

Im Lande Karagwah haben die Watosi eine ihrer Hauptlagerstätten. Sie sind ein in den Seeregionen weit verbreitetes Hirtenvolk und, den Ueberlieferungen zufolge, aus Usingo, einer im Norden von Uhha liegenden Gebirgsgegend, gekommen. Diese Watosi dienen nicht als Träger, verkaufen einander nicht und bestellen niemals Grund und Boden. Sie greifen keine anderen Völker an, gehen unbewaffnet, werden von anderen Stämmen oft geplündert, aber nicht erschlagen, und suchen sich dadurch einigermaßen zu schützen, daß sie den Landeshäuptlingen Abgaben in Vieh entrichten. Ueber dieses Volk erfuhr Burton von den Arabern noch Folgendes. Wenn die Wahinda (von welchen späterhin ausführlich die Rede sein wird) als Sultane betrachtet werden können, so darf man die Watosi als Aelteste und Räthe bezeichnen; es läßt sich aber nicht ausmachen, ob sie diese Rangstellung einer fremden und höhern Abstammung verdanken, oder ihren Geschenken an die Sultane. Sie sind ein hübscher, vergleichsweise hellhäutiger Menschenschlag, und deshalb wird in einigen Gegenden jeder „ausgezeichnete Fremde" der Höflichkeit wegen als Mtosi angeredet. Sie leiten sich von einem Stammvater ab, betrachten die Stämme, unter denen sie wohnen, als von niederer Art, und nehmen aus denselben wohl Beischläferinnen, geben ihnen aber ihre Töchter nicht. Burton sah einige Hütten dieser Watosi bei Unyanyembe und Msene; dort verkauften sie Vieh, Milch und Butter. Ihre Dörfer sind unsauber und nicht mit Pfahlwerk umgeben; die armseligen runden Hütten liegen zerstreut umher. Einige Gebräuche sind ganz eigenthümlich. Die Watosi genießen außerhalb ihrer eigenen Hütte keine Speise; wer von einer Reise heimkehrt, prüft auf eine ganz besondere Art seine Frau, ob sie treu geblieben; erst nachher salbt er sich und betritt die Hütte. Die Araber sagen, man könne die Watosi an ihrem schwarzen Zahnfleisch erkennen, was sie für schön halten.

Wir müssen noch einmal des Kitanguri erwähnen, der an Karagwahs Nordgränze strömt; er wird nach einer großen Ortschaft an seinen Ufern benannt. Einige Araber sagten, er fließe durch eine felsige Thalmulde, andere behaupten, er ziehe durch eine Ebene, und sei 30 oder 600 Yards oder eine halbe englische Meile breit. Diese verschiedenen Angaben lassen sich sehr wohl vereinigen. Der Fluß entspringt im obern Urundi, seine Quellen liegen nicht weit von jenen des Malagarazi. Dieser letztere fließt zur centralafrikanischen Senke hinab und mündet in den Tanganyika; der Ki-

tanguri dagegen strömt gen Nordosten, nach der entgegengesetzten Seite hin, und fällt in den Nyanza-See. Sein Lauf führt demnach erst durch ein Gebirgsthal und dann fällt er in eine sumpfige Ebene, nämlich das Tiefland von Unyoro und Uganda. Sein Wasser ist dunkel, seine Strömung rasch, und selbst in der trockenen Jahreszeit kann man ihn nicht durchwaten, sondern muß sich zum Uebersetzen der Kähne bedienen. Im Juni, also gegen Ende der Regenzeit, überschwemmt er, gleich dem Malagarazi, die niedrigen Gegenden an seinem untern Laufe.

Vom Kitanguri gelangt der Reisende in fünfzehn Stationen nach Kibuga, dem Hauptdistrikt von Uganda, wo auch des Landes mächtiger Gewaltherrscher wohnt. Rechnet man sechs Meilen auf den Tag, so erhält man in gerader Richtung 90 geographische englische Meilen. Hügel kommen nicht vor, aber die vielen, angeblich mehr als hundert, Geflieſſe erschweren ein rasches Fortkommen ungemein. Burton nimmt für den Punkt, wo man den Kitanguri überschreitet, die Lage von 1° 14′ s. Br. an, für Kibuga 0° 10′ s. Br. Ueber Weranhandscha hinaus hat kein glaubwürdiger Reisender den Nyanza gesehen; nördlich von Kibuga ist demnach Alles ungewiß; der verstorbene Despot Suna litt nicht, daß die Araber weiter nach Norden vordrängen.

Die beiden ersten Tagereisen von Kitanguri nach Norden hin führen durch das „abhängige Unyoro"; es wird so bezeichnet, weil es in der jüngsten Zeit vom Sultan von Uganda bezwungen worden ist. Früher war Uganda von Unyoro halbmondförmig umschlossen, so daß die Spitzen nach Osten und Westen standen. Aus dem abhängigen Unyoro führt der Wanderpfad durch eine niedrige Gestrüppgegend nach Uganda hinein und zwar auf der concaven Seite jenes Halbmondes. Die tributpflichtigen Wahayya leben unter ihrem Sultan Gaetawa an der östlichen Seite; über ihr Land weiß man wenig. Im Norden desselben liegt „Kittara" in Kinyoro (oder Kiganda?); dieses Wort soll Markt oder Platz der Zusammenkunft bedeuten. Aus dieser Region kommt der weiter oben erwähnte wilde Kaffee nach Karagwah; man pflanzt den Strauch durch Aussaat der Bohne fort; er wird fünf Fuß hoch; auf der halben Höhe breiten sich die Zweige aus; nach dem dritten Jahre bringt er schon Früchte, nach dem fünften steht er in voller Kraft. Vor jeder Hütte befinden sich solche Kaffeepflanzungen, welche diesem Hügellande einen eigenthümlichen Charakter geben; die Gegend ist

von einem Geflecht von Rinnsalen durchzogen, der Boden mit schönem Grün bedeckt, von welchem sich die rothen Beeren anmuthig abheben. Bei Kitutu kommt man über den Katonga-Fluß; man nimmt an, daß dieser in den Nyanza münde; er fließt ungemein langsam, hat eine beträchtliche Breite und hemmt bei hohem Wasserstande die Karawane am Weiterkommen. Die Araber behaupten, man überschreite an einigen Stellen den Katonga derart, daß man über eine dichtverwachsene Masse von Wasserpflanzen, die gleichsam eine Mattenbrücke bilden, hinweggehe; sie sei so stark, daß sie einen Mann tragen könne; dem Rindvieh bindet man Seile um die Hörner und zieht dasselbe durchs Wasser.

Vom Katongaflusse gelangt man in vier Stationen nach Kibuga, dem Hauptdistrikt von Uganda. Dort wohnt der große Mkama oder Oberherrscher von Uganda. Die Araber, welche sich bekanntlich in Uebertreibungen gefallen, erzählen Folgendes. „Die Ortschaft Kibuga ist wenigstens eine Tagereise lang; die Wohnungen sind aus Rohr und Rattan gebaut. Der Palast des Sultans ist wenigstens eine halbe Stunde lang; die runden Hütten stehen in gerader Linie und sind von einem starken Zaun eingefaßt, der nur vier Eingänge hat. An diesen hängen Schellen, mit welchen das Herannahen Fremder gemeldet wird; den ganzen Tag stehen Hunderte von Wächtern bereit. Sie werden von vier Häuptlingen befehligt, die man je am zweiten Tage ablöst; diese Leute müssen Nachts unter ausgespannten Kuhhäuten liegen, und, bei Todesstrafe, jeden Augenblick für des Königs Dienst bereit sein. Das Harem enthält etwa 3000 Köpfe, Frauen, Sklavinnen und Kinder; kein Mann, nicht einmal ein Thier männlichen Geschlechts darf, ohne das Leben zu verwirken, über den Barsah hinaus in den Palast eindringen. Der Barsah ist eine große Halle, in welcher der König Gehör giebt, Recht spricht und die Abgaben in Empfang nimmt. Dieser Palast ist mehrmals vom Blitz entzündet worden; bei solchen Feuersbrünsten müssen sich die Krieger versammeln und, indem sie sich mit ihren Leibern ins Feuer wälzen, die Flammen auslöschen. Wer zum Könige von Uganda kommt, wird von ihm mit zwei Anliegen behelligt; der Herrscher verlangt erst eine Arzenei gegen den Tod und dann einen Zauber gegen den Blitz."

Suna, der große Despot von Uganda, war sehr kriegerisch, eroberte Unyoro und herrschte bis 1857. Als er einst nach Landessitte auf dem Rücken eines seiner Räthe ritt, wurde er, noch in der

Fülle seiner Kraft, von einem Speerträger ermordet. Die That selbst wurde einige Monate lang verheimlicht, wie das auch in andern Despotien Brauch ist; dann erst wurde einer seiner vielen Söhne König. Er muß, der Hofsitte gemäß, zwei Jahre lang in der Verborgenheit leben, und während dieser Zeit regieren die Räthe in seinem Namen.

Die Araber erzählen, wie gewöhnlich mit Uebertreibungen, Folgendes: Das Heer von Uganda ist 300,000 Mann stark; jeder bringt zur Musterung ein Ei mit, und auf diese Weise wird eine Art von Volkszählung veranstaltet. Der Krieger führt einen Speer, zwei Wurfspieße, einen langen Dolch und einen Schild; Bogen und Schwerter kennt man nicht. Mit dem Heere ziehen Weiber und Kinder, welche Lebensmittel, Wasser und Waffen für die Männer tragen. Während des Gefechts werden die Trommeln mit Stöcken, wie bei den Europäern, gerührt; wenn die Trommeln schweigen, ergreifen Alle die Flucht. Die Leute von Uganda haben fast ununterbrochen Krieg mit den Wanyoro, den Wasoga und anderen Nachbarstämmen. In Ermangelung auswärtiger Feinde greift der König, um seinen Schatz zu füllen, unter irgend welchem Vorwande, eine seiner eigenen Provinzen an, läßt die Vorsteher todtschlagen und verkauft die Bauern. Hinrichtungen sind an der Tagesordnung, nicht selten werden mehr als ein Dutzend Menschen gleichzeitig abgethan. Die Araber machten dem Könige Vorstellungen dagegen, Suna entgegnete aber, es gebe kein anderes Mittel, um die Unterthanen in Furcht zu erhalten und den Verschwörungen vorzubeugen. Der König geht zuweilen mit seinen Kriegern auf die Jagd und sie müssen dann unbewaffnet auf die wilden Thiere einen Angriff machen, und versuchen, ob sie durch große Ueberzahl einen Elephanten bewältigen können. Wenn der Herrscher durch ein Dorf kommt und nach landesüblichem Brauch einen lauten Schrei erhebt, antworten die Bewohner mit Hörnern, Rohrpfeifen, eisernen Pfeifen und anderen derartigen Instrumenten. Suna hielt manchmal große Musterung über seine Soldaten. Er setzte sich vor das Thor seiner Palasthütte und hatte in der rechten Hand einen Speer, in der linken einen langen Riemen, an welchem sein großer Lieblingshund befestigt war. Der Hundemeister spielte ein wichtige Rolle. Suna ließ auch zu seiner Belustigung Männer mit einander ringen; sie mußten sich schlagen und stoßen, bis einer zu Boden fiel; auch hatte er eine Menagerie von Elephanten, Löwen, Leoparden und anderen Thieren,

denen er zuweilen einen Verbrecher vorwarf; außerdem hielt er mehr als ein Dutzend Kakerlaken (Albinos), und war so versessen auf neue oder seltene Dinge, daß man ihm selbst einfarbige Hähne brachte. Die Araber schilderten ihn als einen „rothen Mann" von etwa 45 Jahren, schlankem, kräftigem Wuchs und königlicher Haltung. Er hatte sein Haupt derart geschoren, daß er nur, wie die Araber in Oman sich ausdrücken, el Kischasch stehen ließ, nämlich einen schmalen Haarstreifen, der wie ein Hahnenkamm aussieht und vom Nacken bis zur Stirn läuft; in diesen flocht er eine Menge von Glasperlen und Porzellankugeln, und der Kamm bewegte sich von einer Seite zur andern. Das gab dann dem Manne etwas eigenthümlich Wildes. Diese Art das Haar zu scheeren bildet ein Vorrecht der Angehörigen des königlichen Palastes, und ist allen anderen Leuten verboten. Die Bauern dürfen sich nach Belieben Haarflecke auf dem Kopfe stehen lassen, aber den letztern, bei Todesstrafe, nicht abscheeren, falls nicht ausnahmsweise ein königlicher Befehl sie auf eine gewisse Zeit dazu ermächtigt. Suna erschien öffentlich nie ohne einen Speer in der Hand, und trug ein langes Stück Baumwollenzeug über der Schulter; die Kleider, welche er von den Arabern zum Geschenk erhielt, gab er seinen Frauen, und diese konnten sich zum Nähen eines Zwirns von Baumwolle bedienen, während das übrige Volk, bei schwerer Strafe, nur mit Fasern vom Pisang nähen durften. Auch war jedem gemeinen Manne verboten, sich mit amerikanischem Baumwollenzeuge oder anderen derartigen Luxusstoffen zu bekleiden.

Suna führte, gleich anderen Herrschern in den nördlichen Gegenden, verschiedene Namen, die alle etwas Herbes, Mächtiges oder Schreckliches bedeuten, z. B. Labare, der Allmächtige (?), Mbidde und Purgoma, ein Löwe; er begriff nicht, daß der Sultan von Zanzibar seinen Unterthanen gestatten könne, dieselben Namen zu führen wie der Herrscher. Die Araber nahmen großes Aergerniß an dem Uebermuthe dieses Heiden, der sich in ihrer Gegenwart rühmte, daß er selber Gott der Erde, wie ihr Allah Gott des Himmels, sei. Er fluchte dem Blitz, welcher so viel Schaden anrichte, und verlangte, gleich den römischen Imperatoren, von seinen Unterthanen göttliche Verehrung. Kein Mganda würde gestattet haben, daß Jemand Zweifel an der Allmacht des Sultans äußere, und auch ein Fremder würde dadurch sein Leben auf das Spiel gesetzt haben. Suna hatte mehr als hundert Söhne, die alle von früher

Jugend an eingesperrt und mit eisernen Halsbändern und Ketten an einen Pfahl derart befestigt waren, daß sie niemals sitzen und ohne Unterstützung weder liegen noch aufstehen konnten. Der Kronprinz wurde aus dem Kerker auf den Thron gehoben; seine Brüder blieben im Gefängnisse. Auch die Töchter waren unter strenger Aufsicht; nur eine derselben, welche er besonders lieb hatte, durfte in seiner Gesellschaft vor allem Volk erscheinen.

Unter den Beamten des Despoten von Uganda nimmt der Kimaro Weiona, „der alle Dinge fertig macht", die erste Stelle ein; unter ihm stehen die Kabaka, Vorstände oder Häuptlinge der Dörfer, auch ordnet er die Angelegenheiten der Hauptstadt. Man könnte ihn als Minister des Innern bezeichnen, als Kriegsminister dagegen den Sakibobo; dieser ist Oberbefehlshaber der Streitkräfte, der Leibwache, der Sklaven und der Bauleute im Palast. In der Hauptstadt selbst übt der Sultan die Rechtspflege aus; die Araber sagen, er sei wohl sehr streng gewesen, habe aber nie gegen das Gesetz, das heißt altes Herkommen, verstoßen. Jede Ortschaft hat als Richter einen Mhozi, dessen Amtsbefugnisse etwa den eines mohammedanischen Kadi entsprechen. Es scheint als ob man nur zweierlei Strafen kenne: Tod oder Einbuße am Eigenthum. Schwere Verbrecher werden geköpft oder verbrannt; in einzelnen Fällen schindet man ihnen auch wohl lebendig die Haut ab und zwar dergestalt, daß man beim Gesicht anfängt. Für das Entrinnen eines Verbrechers ist das ganze Dorf verantwortlich; die Männer werden dann ohne Unterschied hingerichtet, die Frauen verkauft. Bei Streitigkeiten um Mein und Dein legt jede Partei vor dem Richter einen Betrag nieder, welcher an Werth jenem des streitigen Gegenstandes gleichkommt; man will damit der Prozeßkrämerei einen Riegel vorschieben. Suna strafte je nach dem Vermögen des Beklagten; ein reicher Mann z. B. mußte zwanzig Sklaven, eben so viele Sklavinnen, Kühe, Ziegen, Hühner und Eier geben. Zu seinen Günstlingen gehörte Isa ben Hossein, ein Beludsche und einst Söldner des Sultans von Zanzibar, er war Schulden halber entflohen und nach und nach weit ins Innere bis Uganda gekommen. Dort beschenkte ihn der Herrscher mit Elfenbein und mit mehr als zweihundert Frauen für sein Harem; Isa mußte als Wächter, mit dem Luntengewehr in der Hand, stets neben dem Herrscher sitzen. Die Eingeborenen bezeichneten diesen Abenteurer als Msagayya, d. h. den Behaarten, weil er langes Kopfhaar und starken Bart hatte. Er

wollte bei Suna bleiben, der ihm wahrscheinlich auch nicht erlaubt hätte Uganda zu verlassen; nach dessen Tode entfloh er aber in das unabhängige Unyoro.

Suna begünstigte den Handel mit den Arabern, die er mit Aufmerksamkeit und Geschenken überhäufte. Kibuga liegt weit von der Küste und es waren dorthin nur erst etwa ein halbes Dutzend Karawanen gekommen, die aber alle ihre gute Aufnahme rühmten. Einem armen Handelsmanne hatte Suna Sklaven und Kühe geschenkt und dafür nur eine äußerst geringe Gegengabe angenommen. Sney ben Emir war 1852 an seinem Hoflager gewesen. Als er in die Nähe desselben gekommen war, ließ der Sultan sogleich Zelte für ihn aufschlagen; dort wurde er von einer freudig erregten Menge begrüßt, mit Kühen, Getreide, Pisang und Zuckerrohr beschenkt und, nachdem er ausgeruhet hatte, am vierten Tage in den Barsah, Gehörhalle, geleitet, vor welcher etwa zweitausend nur mit Stäben bewaffnete Leibwächter am Boden hockten. Der Araber durfte seine Waffen behalten, wurde von einem Dolmetscher eingeführt, begrüßte den Sultan, der sich nicht erhob und seinem Gaste einen Wink gab, Platz zu nehmen. Neben Suna lagen zwei Speere und sein Hund. Der Araber kniete, beugte seinen Rücken, sah auf die Erde, nicht ins Antlitz, des „Gottes auf Erden", und legte die Hände in den Schooß. Es war ein feierlicher Empfang; in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten, zwischen dem Sultan und der Leibwache, saßen die Minister, und auf der innern Seite des Palastes die Hauptfrauen derart, daß sie nur die Rückseite des Arabers sehen konnten. Ringsum brannten Fackeln von einer an Gummi reichen Holzart.

Der Herrscher, welcher starke Getränke verschmähete, fand an solchen feierlichen Audienzen großen Gefallen und verlängerte sie manchmal bis zum späten Abend. Er fragte den Araber nach Zanzibar, über die Wege dorthin und viele Dinge, welche einen Barbaren interessiren; manchmal mußte ein Minister an der Unterhaltung theilnehmen. Beim zweiten Gehör überreichte Sney ben Emir sein Geschenk, nämlich zehn Stück Baumwollenzeug, einhundert Fundo Korallen und andere Glasperlen, und erhielt dagegen zwei Elephantenzähne und ein Paar Sklaven. Man gab ihm täglich Fleisch und Getreide, Früchte und Milch in beliebiger Menge, und that „dem Fremden des Königs" zu wissen, er möge nur seine Hand auf Alles legen, was ihm gefalle, gleichviel ob es belebt oder

nicht belebt sei. Sney war aber klug genug, von diesem Anerbieten keinen Gebrauch zu machen. Er hatte noch vier weitere Audienzen, und fand in dem Herrscher einen ganz intelligenten Mann; dieser erkundigte sich nach den Wasungu, Europäern, und wünschte in engere Verbindung mit dem Sultan von Zanzibar zu kommen. Beim Abschied erhielt Sney die üblichen Reisegeschenke, auch wurden ihm zweihundert Krieger als Geleit angeboten, doch lehnte der Araber diese Ehre ab. Auch Elephantenzähne, welche Suna ihm als Geschenk für den Sultan von Zanzibar übergeben wollte, mochte er nicht mitnehmen, weil die Gefahr auf der Reise durch Usui zu groß sei.

Suna betrachtete, wie überhaupt die afrikanischen Häuptlinge, die Besuche der arabischen Kaufleute als Ehrenbezeigungen, die seiner Person erwiesen würden, und deshalb duldete er nicht, daß sie weiter nach Norden gingen; in solchem Falle hätten kleinere oder feindliche Häuptlinge sich ja rühmen können, ihnen sei die gleiche Ehre zu Theil geworden. Sney meint, ein Europäer, der Mittel genug besitze, um seine Würde aufrecht zu erhalten, würde mit Auszeichnung empfangen werden; sein Weiterkommen hänge von seinem Scharfsinn oder gutem Glück ab; vielleicht sei es zur Erforschung der Gewässer im Norden des Nyanza-Sees am besten, mit Erlaubniß des Herrschers irgendwo an der Westküste Boote zu kaufen oder zu bauen. Suna selbst habe eine kleine Flotte von Matumbi gebaut, unbedeckten Fahrzeugen, welche Aehnlichkeit mit den Mtope hätten, oder den Montafiyeh, welche an der Sawaheliküste von Lamu bis Kiloa in Gebrauch sind, und die Ploearia Rhapta des Alterthums ersetzen.

Die **Waganda**, das gemeine Volk in Uganda, sind, wie schon bemerkt, ein weit hübscherer Menschenschlag als die Wanyamwezi, besser von Charakter und gelehriger; sie haben schon eine gewisse Zucht und werfen sich dankbar nieder, wenn sie ein kleines Geschenk erhalten. Doch standen jene, welche Burton als Sklaven in Kazeh fand, hinter den Gebirgsbewohnern von Karagwah zurück, und sahen dunkler, überhaupt afrikanischer aus. Ihre Sprache gleicht, um einen Ausdruck der Araber zu gebrauchen, jener der Vögel, ist weich und rasch, und gehört zu dem großen zangischen Sprachstamme. Sie tragen Zeug von Baumrinde und unter demselben den Languti, die T-Binde von Ziegenfell; die Frauen haben kurze Röcke und bedecken den Busen; beide Geschlechter haben als Kopfputz die schon

bei Karagwah erwähnte, mit rothem Abrussamen verzierte Binde. Das gemeine Volk darf, was wir bereits hervorhoben, kein Baumwollenzeug tragen, die Karawanen bringen deshalb vorzugsweise nur Glas- und Porzellanperlen, Kauris, Kupfer- und Messingdraht. Dagegen verkauft man Rindvieh, Elfenbein und Sklaven, von letzteren das Stück für nur zehn Fundo Glasperlen. Der Elephant kommt in Uganda nur in geringer Menge vor; der Tabak ist gut, Bataten und Pisang sind vortrefflich, Milch trinken nur die Weiber, und Schibutter wird mehr zum Salben der Haut, als zum Kochen benützt. Starke Getränke sind die Mawa und Pombe; letztere schlürft man durch ein Binsenrohr.

Die Araber haben gehört, daß man in fünfzehn bis zwanzig Tagereisen von Kibuga an den Kivirafluß gelange, der größer sei und rascher fließe als der Katonga, welcher die Nordgränze von Uganda und die Südgränze von Unyoro bildet; die einzelnen Stationen wissen sie nicht zu benennen. Südlich von Kivira ist Usoga, ein niedriges, von vielen Bächen und Lagunen durchschnittenes Alluvialland, mit dichtem Wald oder Gestrüpp bedeckt; deshalb suchen dort die Leute, welche von plündernden Horden der Wasanga heimgesucht werden, eine Zuflucht. Die Wasoga stehen nicht unter einem Sultan und haben weiter nichts als Elfenbein in den Handel zu liefern.

Im Norden, Nordwesten und Westen von Uganda liegt, den Arabern zufolge, das unabhängige Unyoro. Die Sklaven, welche aus diesem Lande stammen, sagen, es sei im Nordwesten von dem Stamme der Wakede begränzt, bei denen Kauris gelten; auch verfertigen sie aus diesen Muscheln einen Kopfputz. Die Araber haben gehört, daß nach Nordosten hin „ein Volk mit langen Dolchen wie die Somal“ wohne. Ob diese Gallas sind, wissen wir nicht.

Ob der Nyanza-See nach Norden hin über den Aequator hinausreicht, das ist eine Frage, welche noch auf Antwort harrt. Leute, welche Burton in Kazeh befragte, hatten nie etwas von den Nyam Nyam (den angeblich mit Schwänzen versehenen Menschen) gehört; sie kannten diesen Namen eben so wenig wie jenen der Bari und Berry, oder der Schilluks im Westen, der Dinkas im Osten des weißen Nils.

Die Wanyoro sind ein besonderer Stamm, sprechen aber eine zangische Mundart; sie haben viel von den kriegerischen Waganda auszustehen, von welchen sie schimpflicher Weise als Widdu oder Sklaven-

volk bezeichnet werden, und an welche sie den südlichen Theil ihres Landes verloren. Vor etwa zehn Jahren starb ihr Despot Chawambi und hinterließ drei Söhne; den einen nahmen die Waganda gefangen, die beiden anderen regieren noch als unabhängige Fürsten. Das Land ist fruchtbar; Elfenbein soll in so großer Menge vorhanden sein, daß man es zu Zäunen gebraucht; Sklaven sind wohlfeil und werden nach den südlichen Märkten gebracht; Burton sah dergleichen in Kazeh und Kivira; sie standen den übrigen aus dem Norden nach. Die Hautfarbe war ein mattes Schwarz, der Kopf flach und zurücktretend, Augen und Unterkiefer waren vorstehend. Rund um den Vorderkopf hatten sie sich große runde Flecke eingebrannt, und manche sich die unteren Schneidezähne ausgezogen.

Dies sind die Völker, welche im Westen des Nyanza wohnen. Ueber die Waschaki und Warudi, Stämme im Osten des Sees, welche dem Raub ergeben sind, wissen wir fast gar nichts. Etwas näher sind wir über die schon erwähnten Wahinda unterrichtet, die man eher als Sippe, als Klasse, denn als Stamm oder Volk, betrachten muß, und über die Wasaturu.

Die Wahinda (Singular Muhinda) sind, nach der Angabe einiger Araber, eine von auswärts hergekommene Herrscherfamilie; sie stammen aus weit entfernter Gegend, wahrscheinlich aus der Nähe des Somalilandes. Sie eroberten Länder und wurden Sultane. Diese Ansicht stützt sich darauf, daß die Wahinda in Hautfarbe, Gesichtszügen und Gestalt sich von den unterworfenen Stämmen unterscheiden und auch in diesen Beziehungen ihnen überlegen sind. Andere sagen, Muhinda bedeute einen jüngern Sohn aus königlicher Familie, und nennen die Klasse als solche Beyt el Sultana, das königliche Haus. Demgemäß ist Armanika, dessen schon ausführlich erwähnt wurde, Mkama oder Herrscher von Karagwah, während sein Bruder ganz einfach Titel oder Benennung Muhinda führt. Diese verschiedenen Angaben finden wohl ihre Ausgleichung in dem allgemein verbreiteten Glauben, daß die Familien der Sultane von ausländischer edler Abkunft seien; über die Zeit, wann sie eingewandert sind, weiß man aber nichts mehr. Diese herrschende Klasse gleicht allerdings mehr den nördlichen Völkern und ist viel weniger negerartig als das von ihnen unterworfene Volk; der Unterschied zwischen beiden erscheint viel zu groß, als daß man ihn auf äußere Wirkungen, wie etwa Klima und bessere Nahrungsmittel,

zurückführen könnte. Man findet die Wahinda in den Landschaften Usui, Karagwah, Ubha, Uvinza, Uyungu, Udschidschi und Urundi; sie wohnen innerhalb eines Pfahlwerks (Stockaden) in zerstreueten Dörfern. Zu ihnen gehören Sultan Suwarora bei den Wasui, Armanika in Karagwah, Kanoni von Ubha, Kanse von Uyungu, Mkogera von Uvinza, Rusimba von Udschidschi, Mwesi von Urundi, Munyamurunde von Uyoko, Gaetawa von Uhayya und Mutawasi von Utumbara. Die Wahinda genießen vorzugsweise gern Milch und salben die Haut mit Butter ein. Nie verkaufen sie einen zu ihrer Sippe gehörenden Menschen, sind gegen Fremde höflich und gastfrei, und tragen nur selten Waffen, weil sie vom Volke nichts befürchten; die Araber behaupten sogar, sie würden in Schlachten verschont. Wo Wahinda herrschen, sind allemal Männer aus dem früher schon besprochenen Volke der Watosi des Sultans Räthe.

Die Wataturu erstrecken sich vom Mangewa-Distrikt zwei Tagereisen nordwärts von Tura, in nordwestlicher Richtung bis Usmoa, einem Bezirk von Usukuma, am südöstlichen Winkel des Nyanza-Sees. Im Norden und Osten werden sie von den Wahumba begränzt, im Süden von dem Volk von Iramba, und alle drei sollen miteinander verwandt sein. Dieses wilde Hirtenvolk besaß früher sehr große Viehheerden und hat noch jetzt die besten Esel. Vor etwa fünf Jahren machten sie mit Msimbira, einem Häuptling von Usukuma, gemeinschaftliche Sache gegen dessen Nebenbuhler Mpagamo, der zu seinem Beistande mehrere Araber herbeigerufen hatte. Diese wurden in einer langen Fehde geschlagen, aber die Wataturu büßten während derselben viel Vieh ein. Kurz vor Burton's Ankunft in Kazeh hatten die dortigen arabischen Kaufleute durch etwa sechszig ihrer mit Luntenflinten bewaffneten Sklaven einen Raubzug gegen Utatura unternommen, der aber unglücklich ablief, denn achtzehn jener Musketenträger verloren dabei das Leben. Nachher wurde ein Waffenstillstand geschlossen, die Wataturu fingen wieder an mit Tura und Unyanyembe Handel zu treiben, und 1858 kam eine ihrer Karawanen an, die aus etwa dreihundert Köpfen bestand. Burton sah in Kazeh mehrere Wataturu, kleine, tiefschwarze, häßliche Wilde, fast ohne Bart, sie glichen den „Thakur“ im Maharattenlande. Ihre Esel trugen Säcke aus Zebrafell und waren somit besser bekleidet als die Menschen, welche sich statt aller Tracht mit einfachen Ledersandalen begnügten. Denn die Wataturu gehen, den Arabern zufolge, völlig nackt, selbst erwachsene Mädchen verschmähen

einen Schurz. Die Männer hatten weder Bogen noch Pfeile, wohl aber lange Speere, doppelschneidige Messer und schwere aus Haut verfertigte Schilde. Sie brachten Affenbrotmehl, das auch in Ugogo ein beliebtes Nahrungsmittel ist, und etwas grobes Salz, das sie aus dem getrockneten Schlamme eines Sumpfes im Lande Iramba gewinnen; dagegen tauschten sie Durra und Glasperlen ein. Ihre Sprache hatte einen barbarischen Klang, und Burton fand es unmöglich, einige Vokabeln derselben zu sammeln.

Die vorstehenden Bemerkungen schrieb Burton in Kazeh nieder, wo er sich auch mit den Sprachen der Ostafrikaner emsig beschäftigte. Er hatte das Kisawaheli gelernt, das überall an der Ostküste verstanden wird und als eine Art von Lingua franca betrachtet werden kann. Namentlich bedienen sich desselben die Handelsleute, und wer dieser Sprache mächtig ist, kann sich in den übrigen Mundarten leicht zurecht finden. Leider ist es keine Schriftsprache, und aus den wenigen Elementararbeiten, welche in Europa darüber erschienen waren, mußte sich der Reisende erst eine Grammatik und ein Vocabularium zusammenstellen. Mit Hülfe Sney ben Emir's und einiger zahmen Sklaven sammelte er etwa 1500 Wörter aus den drei Hauptdialekten, welche auf der von ihm durchwanderten Strecke geredet werden, nämlich dem Kisawaheli, dem Kisaramo, zu welchem das Kikhutu gehört, und dem Kinyamwesi. Mit den wilden Sklaven hatte er seine liebe Noth; sie konnten sich zum Beispiel den einfachen Begriff einer Zahl nicht versinnlichen. Wenn er sie fragte, wie man in ihrer Sprache 1, 2 und 3 nenne, liefen sie fort oder saßen starrend und schweigend da. Er fragte etwa in folgender Weise:

„Höre, o Du mein Bruder! In der Sprache der Küste (dem Kisawaheli) sagen wir 1, 2, 3, 4, 5.“ Dabei bezeichnete er die Sache an den Fingern, um sie besser zu versinnlichen.

Der wilde Mann entgegnete: „Hu, hu! Wir sagen Finger.“

„Die sind nicht gemeint. Der weiße Mann will wissen, wie Du 1, 2, 3 nennst?“

„Eins, zwei, drei? Was? Schafe, Ziegen, Frauen?“

„Das nicht, sondern nur 1, 2, 3 Schafe in Deiner eigenen Sprache, der Sprache der Wapoka.“

„Hi, hi! Was will der weiße Mann mit den Wapoka?“

In dieser Weise ging es fort; wenn aber die Wilden einmal ins Schwatzen gekommen waren, hörten sie nicht mehr auf. Mit

den zahmen Sklaven ging es schon etwas besser, obwohl man auch mit ihnen nach zehn Minuten alle Geduld verlor.

Neben diesen Beschäftigungen traf Burton Vorkehrungen zur Abreise. Vor allen Dingen besserte er die Zelte aus, welche schwer gelitten hatten, versah dieselben mit starken Bambusstäben und versah sich mit einem Vorrath von Zeltpflöcken. Sehr großen Werth legte er auf die Kitanda, die Bettstelle, die in jenen Gegenden wo möglich von Eisen und so gearbeitet sein muß, daß sie ein Ganzes ohne Fugen oder Schrauben bildet, damit sie nicht leicht beschädigt werden könne. Solch ein Gestell ist ganz unentbehrlich, weil instinktmäßig Jeder, von Kaole bis Uvira, es vermeidet auf der platten Erde zu sitzen; es dient zugleich als Bett, Stuhl und Tisch. In Ostafrika, wo das Wetter so rasch und sehr empfindlich wechselt, sollte jeder europäische Reisende reichlich mit wollenen Decken versehen sein, und so viel gut gekrumpten Flanell als irgend thunlich mit sich führen; denn Flanellhemden sind geradezu unschätzbar. Die rothe Farbe muß man vermeiden, weil sie auffällt und auch bald dunkel wird. Neben Hemd und Hosen soll man einen großen „Brustwärmer" haben, nämlich eine Jacke mit Aermeln und Hintertheil, aber ohne Kragen, der beim Schlafen lästig wird. Man muß sie mit vier Klapptaschen versehen für Kompas und Thermometer, Notizen- und Skizzenbuch, Uhr und Messer. An dem letztern sollen vereinigt sein Scheere, Zange, Nadel, Feile, Stecher, Feuerstahl, Bohrer, Uhrfedersäger und verschiedene Klingen; am besten nimmt man es von mäßiger Größe und befestigt eine daran befindliche Schnur im Knopfloche. Ein breitkrämpiger Hut, oder vielmehr eine Kapuze wie die arabische Kufiyah, welche den Kopf bedeckt, ist von unschätzbarem Werthe; sie schützt gegen Morgenkälte, Mittagshitze, Sonnenglanz, und deckt zugleich den Hals. Eigentlich sollte man drei Regenschirme haben, einen sehr großen und zwei kleinere. Dazu kommen dann Hängmatten, Schüsseln, Töpfe und Pfannen. Burton machte aus alten Hacken ein paar Steigbügel, kaufte eine Eselin mit dem Füllen, um unterwegs sicher auf Milch rechnen zu können, und verschaffte sich Kaffee und Zucker.

Am 14. Juli zog die letzte arabische Karawane, unter Leitung des Seyf ben Seid el Wardi, von Unyanyembe ab; der Mann zeigte sich gefällig und Burton gab ihm Briefe, beschädigte Instrumente, Manuscripte, Karten und Skizzenbücher zur Besorgung nach Zanzibar mit. Ihm selber wurde der Aufenthalt in Kazeh sehr

langweilig, und er bereitete sich, um die Zeit nicht ungenützt verstreichen zu lassen, zu einem Ausfluge nach Khokoro und den südlichen Landschaften zurück. Da kam am Morgen des 25. August Kapitän Speke von seiner Wanderung nach Norden zurück. Er hatte den Nyanza-See entdeckt und glaubte in demselben auch die Nilquellen gefunden zu haben. Burton widersprach Manchem, was Speke behauptete, und dadurch wurde das gute Einvernehmen zwischen Beiden, das schon am Tanganyika-See einen Stoß erhalten hatte, völlig getrübt.

Nach einer alle Umstände erwägenden Berathung mit den Arabern stellte sich heraus, daß die Reisenden auf demselben Wege, welchen sie gekommen waren, wieder heimkehren mußten. Von Udschidschi aus hatten sie aus Mangel an Mitteln nicht weiter nach Westen oder Norden, z. B. nach Karagwah und Uganda, vordringen können. Im September mußte die Regenzeit eintreten und dann war das Reisen unmöglich; auch ging der zweijährige Urlaub bald zu Ende. Sie mußten also, wohl oder übel, nach der Küste zurückkehren, hofften indessen dort den Lauf des Rhawa oder Rufidschi (Lufidschi) erforschen und die Küste zwischen den Gebirgen von Usagara und Kiloa besuchen zu können, an welche späterhin Albrecht Roscher Wanderungen unternahm. Aber an der Ausführung dieses Planes wurden sie verhindert.

Vierzehntes Kapitel.

Speke's Wanderung von Kazeh in Unyamwezi durch Usukuma bis an die Südküste des Nyanza- oder Ukerewe-Sees. Vom 11. Juli bis 25. August 1858.

Usukuma erstreckt sich nördlich von Unyamwezi bis zum Nyanza-See. Es bildet nicht eigentlich eine geographische Region, der Name hat mehr eine politische Bedeutung. Die Araber behaupten, man könne die Strecke von Süden nach Norden (5° bis 2° 24′ südl. Br.) in sechszehn Tagen machen, doch ist das wohl zu gering veranschlagt; Kapitän Speke legte ihn, die Rasten eingerechnet, in fünfundzwanzig Tagen zurück. Die Breite Usukumas nach Osten und Westen kennen wir nicht; die Höhe über dem Meere beträgt 3500 bis 4000 Fuß.

Speke nahm in Kazeh zwanzig Träger an, hatte zehn Beludschen mit Musketen zur Bedeckung, und brach am 11. Juli 1858 auf. Er war so glücklich, den See zu erreichen, welchen vor ihm noch kein Europäer gesehen hatte, legte in fünfundvierzig Tagen hin und her eine Strecke von mehr als einhundert deutschen Meilen zurück, und langte, wie bemerkt, am 25. August wieder in Kazeh an. Dieser Ausflug hat ungefähr zweihundert Dollars Kosten verursacht.

In Betreff der Bodengestaltung hat Usukuma große Aehnlichkeit mit Unyamwezi. Es bildet eine wellenförmige Hochebene mit Urgebirgs- und Sandsteinformation und niedrigeren Flächen mit

brauner Thonerde und Sand. Speke vergleicht die Bodenanschwellungen mit Meereswellen von drei bis sechs englischen Meilen in der Länge mit eben so langen Anböschungen und Abfällen; und die niedrigen Felsenhügel, welche so unregelmäßig sind, als ob sie durch entgegengesetzte Strömungen gebildet worden seien, mit kleinen gekräuselten Brandungs- oder Klippenwellen. An manchen Punkten stehen gewaltige Granitmassen zu Tage, wie in Ugogo. Die Gipfel der Hügel sind nackt, die Abhänge mit niedrigen Bäumen, Cactus und Aloëpflanzen bewachsen. Die Ebene hat eine üppige und mannigfaltige Vegetation, aber kräftiger Baumwuchs mangelt eben so wohl wie in Unyamwezi, nur der Baobab und die Palmyrapalme erreichen in einigen Gegenden eine beträchtliche Höhe. Streifen und Gruppen von Gestrüppwald wechseln mit angebaueten, zum Theil äußerst fruchtbaren Strecken ab. Usukuma ist wahrscheinlich die am stärksten bevölkerte Provinz in jenen Gegenden Afrikas und besitzt einen sehr beträchtlichen Viehstand; außerdem hat es einen so großen Ueberfluß an vortrefflichem Quellwasser, daß man keine Brunnen zu graben braucht. Flüsse und Nullahs kommen erst in der Nähe des Sees vor.

Das Klima ist vergleichsweise sehr gut; ungesunde Ausdünstungen des Bodens und Moräste, aus denen fiebererzeugende Miasmen hervorqualmen, hat Usukuma eben so wenig wie Extreme und raschen Wechsel in der Witterung, sondern die Luft eines hohen, trockenen Landes. Anfangs verspürte der Reisende den Luftwechsel, nach einiger Gewöhnung hatte er jedoch bessern Schlaf und mehr Eßlust. Man kann von Tagesanbruch bis neun Uhr Morgens ohne Beschwerde reisen, nachher muß man bis vier Uhr Nachmittags im Schatten bleiben; Nachts hat man selbst im August eine Decke nöthig. Die kühlen Ost- und Südostwinde, welche in Unyamwezi manche Krankheiten erzeugen, sind auch in Usukuma vorwaltend. Dasselbe hat eine lange Regenzeit; im August oder September stellen sich Gewitterschauer ein, und verkünden den Masika, welcher gegen Ende Septembers scharf einsetzt, und mit einigen Unterbrechungen bis in den Mai anhält. Diese Regenzeit theilt das Jahr in fünf trockene und sieben nasse Monate. Der Thau ist nicht stark und die Sonnenstrahlen werden durch einen dünnen milchigen Luftschleier gemildert.

Usukuma zeichnet sich durch einen großen Reichthum an Eisenstein aus, welcher an den Hügeln gebrochen und von den Wasyoma

und anderen Stämmen in sehr kunstloser Weise geschmolzen wird. Von Nera, wo das Eisenerz in besonders großer Menge vorkommt, zieht sich die Ader wahrscheinlich nach Westen hin bis Utumbara; von hier wird Roheisen nach Msene im westlichen Unyamwezi ausgeführt und dort verarbeitet. In einigen Gegenden ist die Ebene mit einer dünnen Salzkruste bedeckt, doch muß man Salz aus Ugogo und Uvinza beziehen. Wahrscheinlich sind Kohlen vorhanden.

Im Norden ist Eisen, im Osten Elfenbein das Haupterzeugniß; Getreide und Vieh hat man überall im Lande. Die Erntezeit fällt in den Juli und August, und ist so ergiebig an Mais, Hirse und Durra, daß man davon eine große Ueberfülle zur Bereitung des Pombebieres hat. Dazu kommen Wassermelonen, verschiedene Arten von Hülsenfrüchten, süße Kartoffeln, Paradiesäpfel, Maniok, Kürbisse und Gurken. Tabak wird in den üppigsten Boden gepflanzt; die Baumwolle, welche bei Umanda und am südlichen Ufer des Sees wächst, wird von den Arabern sehr geschätzt. Hornvieh ist, wie schon bemerkt, in großer Menge vorhanden, doch trennt sich der Besitzer nur ungern davon; er trinkt viel geronnene Milch, Dahi, weil sie kühler ist und den Durst besser löscht als die frisch gewonnene. Den größten Viehstand hat der Msaladistrikt bei Umanda und Nera in der Nähe des Nyanza-Sees. Auch Schafe und Ziegen mag der Schwarze nicht gern verkaufen, und er zieht die Felle derselben dem Baumwollenzeuge vor. Aber für die Glasperlen ist er äußerst eingenommen. Weiße Porzellankügelchen waren außer Mode, korallenrothe, rosenfarbene und blaue sehr gesucht.

Im Nordosten streifen Elephanten umher; die Zähne bringt man entweder nach Unyanyembe oder nach Burkene, welches auf der nach Mombas führenden Straße liegt. In den Gestrüppwäldern südlich und südöstlich vom See findet man das Rhinoceros, in Nyanza den Hippopotamus, Giraffen, Zebras und Antilopen überall. Auch Strauße sind in einzelnen Gegenden nicht selten, werden aber nicht gejagt; die Federn, mit welchen die Leute sich das Haupt schmücken, findet man im Gebüsch. Dazu kommen noch verschiedene Gänse, Kraniche, Perlhühner, Feldhühner und Tauben. Fische liefert der See, in welchem sich auch Krokodile tummeln.

Die Völkerstämme, welche das Land zwischen Unyanyembe und dem Nyanza-See bewohnen, sind allerdings unruhig und gewaltthätig, aber ihr eigener Vortheil gebietet ihnen, die fremden Reisenden zu schonen und sie nicht auszuplündern. Bei ihren Zech-

gelagen kommt sehr oft Zank und Streit vor, aber die Einsprache des „Sultans“ genügt, um die Ruhe herzustellen. Der Häuptling ist stolz darauf, Fremde bei sich zu sehen, und fühlt sich beleidigt, wenn sie am Dorfe vorüberziehen, ohne ihn zu besuchen; die Abgabe, welche er erhebt, wird von ihm mit einem Geschenk erwiedert. Auf dieser nördlichen Straße geht der Sklavenhandel nicht im Schwang, und die Bewohner treiben auch Ackerbau neben der Viehzucht. Die Ankunft eines Kaufmannes erregt immer Freude, Männer, Frauen und Kinder heißen ihn willkommen, er wird nicht belästigt und kann sich ungehindert bewegen. Die Leute fordern ihn auf, bei ihnen zu bleiben, und geben ihm ein freundliches Geleit, Kua heri.

Das Alles ist, wie wir in den früheren Abschnitten gezeigt haben, ganz anders auf der Straße von Osten nach Westen, in den Gegenden, wo Sklaven gefangen und verkauft werden. Dort erzwingen die Sultane von den Reisenden Geschenke, die Jeder, der nicht ausgeplündert sein will, zu geben gezwungen ist, und ihre Unterthanen sind eben so unverschämt. Die wilden Wamasai und Wakuafi, die Somal und die Galla gestatten keinem Fremden den Zutritt, wenn er nicht durch einen einflußreichen Mann des Stammes geleitet wird; dieser schützt ihn, spähet aber auch Alles aus, was jener thut und treibt. Jedes Wort, jede Bewegung oder Handlung der Fremden wird beobachtet, besprochen und zu seinem Nachtheil gedeutet. Wehe ihm, wenn er allzuoft einen Hügel besteigt oder eine Ebene besucht; das Volk meint dann, er wolle die Leute behexen oder eine Festung in einer Gegend bauen, deren Bewohner doch selbst kaum das liebe Brot haben! Dort rühmt man sich auch des Blutvergießens; es gilt auch für eine Großthat, einen schlafenden Fremden zu ermorden, und wer eine solche verübt, darf als Auszeichnung eine Straußfeder tragen!

Die gerade Straße von Unyanyembe führt fast gerade gen Norden, etwas nach Osten hin, und auf ihr gelangt man in fünfzehn starken oder zwanzig kleinen Tagereisen an die südöstliche Ecke des Nyanza-Sees. Aber der Weg, welchen Speke im Jahre 1858 nehmen mußte, um den Streitigkeiten in Umanda auszuweichen, biegt etwas nach Westen hin ab. Der Pfad bis zur ersten Station führt von Kazeh aus durch wohlbestellte Felder bis zu einem kleinen Dorfe, wo die Reisenden eine für sie bestimmte Hütte finden, die zweite nach Ulikampura über den Gombe Nullah,

welcher in der Regenzeit die Gewässer aus dem mittlern Unyamwezi in den Malagarazi abführt. Speke sah auf dieser Strecke einen Wald, in welchem Wassertümpel sind; der Boden schien nach Westen hin anzusteigen und von hochliegendem Lande begränzt zu sein. Ulikampura wird von den Wasagari bewohnt, welche nach Osten hin sich ausdehnen und dort mit den Wanyamwezi sich vermischen. Nach der vierten Station, dem nördlichen Unyambewa, geht der Weg über eine Fläche, welche auf den ersten fünf Meilen gut bestellt ist, und dann durch niedrige, zerstreut liegende Hügel, und weiter über magern Boden mit dornigen Gewächsen und einige Lichtungen mit Ackerfeld bis zu einer langen Bodenwelle, die sehr fruchtbar erscheint.

Unyambewa stand 1858 unter einem weiblichen Häuptling, einer Mana Mtewe, d. h. Königs Abkömmling; diese Sultana hieß Unguwu. In jener Gegend kennt man kein salisches Gesetz; in Ermangelung männlicher Erben tritt die Hauptfrau des Verstorbenen in seine Würde ein. Jene Sultanin war nahe an sechszig Jahre alt, von kleinem, gedrungenem Wuchse, sehr rührig, voll Energie, und lachte gern. Sie trug ein altes Stück indischen Baumwollenzeuges, das sie einst von einem Kaufmann erhalten hatte, kupferne Reife an den Fingern, dicke Messingringe an den Armen und über den Fußknöcheln, von ihrem Halse herab hingen allerlei Messing und Kupfer, Horn und Elfenbein, hölzerner Schmuck und Talismane. Das von Feldern umgebene, mit Pfahlwerk umzäunte Dorf hat zwischen zwanzig und dreißig Hütten. Sie sind theils rund, theils kegelförmig, mit schattenspendendem Ueberdach. Die Sultanin gab dem Reisenden einen Ochsen und erhielt zum Geschenk etwas Baumwollenzeug; ihr Bevollmächtigter bekam Glasperlen.

Nach Ibanda, der fünften Station, führt ein bequemer Pfad durch wohlbebauete Felder, die durch einen Wald unterbrochen werden; dann über eine niedrige Hügelkette, welche sich allmälig von Osten her abdacht, hinab nach dem wohlangebaueten, gut bevölkerten Thale von Ukamba. In dieser Gegend bemerkte Speke eine große Mischung verschiedener Stämme. Zwölf englische Meilen von Ukamba nach Osten hin findet man die Wasongo, zwanzig Meilen nach Westen hin die Wakuanda. Zwischen diesen beiden, etwa sieben Meilen südlich von Ukamba, liegt das Gebiet von Umanda, ein Oval von etwa achtzig Meilen Länge und etwa

zwei Tagereisen breit. Die Richtung des größern Durchmessers ist von Nordwest gen Südost.

In diesem Umanda wohnen unruhige, streitsüchtige Menschen, bei welchen zugleich die Raubsucht umherstreifender Hirtenstämme und die Habgier solcher Stämme hervortritt, welche nur theilweise Ackerbau treiben. Die Wamanda reden eine andere Sprache als die Wanyamwezi oder ihre sonstigen Nachbarn; gleich den übrigen Wasukuma schicken sie dann und wann Karawanen nach der Ostküste, wo jetzt einige ihrer Häuptlinge wohl bekannt sind. Als Speke in Umanda ankam, war ein Erbfolgekrieg ausgebrochen; der verstorbene Sultan hatte drei Söhne hinterlassen, von denen jeder die Herrschaft antreten wollte. Der älteste sprengte aus, daß er in seinem Dorfe arabische Kaufleute beherberge, die ihn unterstützen würden. Dadurch schüchterte er die beiden jüngeren so ein, daß sie sich eine Zeit lang unterwarfen, aber bald rückten sie wieder ins Feld. Der eine, Namens Kurua, besaß drei alte Londoner Musketen und hatte in Kazeh Vieh verkauft, um sich Pulver zu verschaffen. Er nahm den Reisenden sehr zuvorkommend auf. Der Krieg hatte unter den Heerden großen Schaden angerichtet, und die Warendo, ein kleiner Stamm an der Nordgränze von Umanda, hatten ihre Kühe fünfzig Meilen weit nach Norden und Nordosten hin ins Gebirge treiben müssen, um sie gegen die Plünderer sicher zu stellen.

Die Wamanda sind kräftige Leute, muthig und leicht zum Streite bereit. Außer den gewöhnlichen Angriffswaffen haben sie zum Schutze fünf Fuß lange, anderthalb Fuß breite Schilde aus Häuten, welche sie in der Mitte, aus der ein hölzerner Buckel hervorsteht, mit bunten Streifen bemalen. Sie führten vor Kapitän Speke einen Kriegstanz auf. Diesem „Sumo" nach zu schließen, besteht im Kampfe ihre Taktik besonders darin, durch unregelmäßige Bewegung den Geschossen des Feindes auszuweichen. Sie stellten sich in dichten Massen auf, wiegten mit dem Oberleibe hin und her, wichen zurück, drangen sprungweise wieder vor, bald nach der einen, dann nach der andern Seite, schossen Pfeile ab, warfen Speere, hielten die Schilde vor, und machten dazu allerlei phantastische Stellungen und Geberden, um den Feind zu erschrecken. Dabei flogen Wurfkeulen und Steine nach allen Richtungen hin. Einen gemeinschaftlichen Kriegsruf haben sie nicht, aber bei jeder neuen Bewegung erhebt der Einzelne einen lauten Schrei. Die Wamanda lieben den Tanz außerordentlich; selbst nach anstrengenden Kriegs-

übungen oder langen Tagemärschen lassen sie die Trommel rühren, und singen und tanzen, bis es dunkel wird. Die Zeit, welche ihnen nach Bestellung des Ackers übrig bleibt, und die Pause zwischen den Kriegen und Fehden, wird in Müssiggang verbracht. Von zehn Uhr früh bis Nachmittags vier Uhr trinken sie sich einen Rausch; von da an bis Mitternacht wird getrommelt, gesungen und getanzt. Während der Trinkstunden ist mit ihnen gar nichts anzufangen. Die Häuptlinge, Mteme, streifen im Lande umher, sind mißtrauisch gegen die Sultane in der Nachbarschaft und stehen mit ihnen nur selten in gutem Einvernehmen; aber bei ihren Unterthanen finden sie Gehorsam, und das ist für den Reisenden die Hauptsache. Diese Häuptlinge leben vom Schweiß ihrer Sklaven, senden Elfenbein an die Küste, treiben Handel mit den Arabern in Kazeh, an welche sie Vieh verkaufen; plündern und erheben von den Fremden eine Abgabe.

Bei den Wamanda herrscht ein seltsamer Aberglaube verschiedener Art. Sie leiden zum Beispiel nicht, daß man ein todtes Perlhuhn ungerupft in ein Dorf bringe. Manchmal ziehen zwanzig bis dreißig Weiber (Wabandwa genannt, im Singular Mbandwa) durch ein Dorf, tragen Schüsseln mit Getreide und Holzlöffeln auf den Köpfen, schwenken grüne Zweige, gehen in einem gezierten Schritte, indem sie halb springen, halb tanzen und dabei im Chore langgezogene, summende Weisen singen, und dazu mit Händen und Armen den Takt schlagen. Ein solcher Zug bewegt sich langsam durch die von Pfahlwerk gebildeten Gänge oder Wege, hält vor jedem Hause an und führt dort Tänze auf. Dann kommen die Männer, selbst Häuptlinge heraus und mischen sich in den Tanz. Dem Ganzen liegt die Vorstellung zum Grunde, daß ein P'hepo, ein körperloser Geist, diese von ihm Besessenen in den Stand setze, allerlei Dinge im Voraus zu wissen, als da sind: Ausgang von Fehden und Reisen, Ankunft von Karawanen, Kindergeburten, Eintritt von Regen und dergleichen mehr. Beim Abschließen von Brüderschaften lassen die Wasukuma Blut über dem linken Knie, gerade so wie die Wanyamwezi.

Die siebente Station war Uyombo, ein fruchtbarer Hügelbezirk der Wayombo; ihr Häuptling Mihambo gehörte zum Stamme der Wamanda. Er schenkte dem Reisenden ein Schaf und bekam dafür zwei Stücke schlichten Baumwollenzeuges. Von Uyombo führt die Straße gerade gen Norden durch Sarenge und Khahama, wo

eben Bürgerkrieg war. Von dort kam Speke durch ein freies, wohlangebauetes Land, in welchem hin und wieder einige Hügel sich erheben, nach Ukuni, gleichfalls einem Bezirke der Wayombo, welche den Wamanda gern Vieh wegtreiben, wenn diese in Krieg verwickelt sind. Auf der nächsten Tagereise ging der Weg in den Bezirk Msalala, der auch von Krieg heimgesucht war. Diese Gegend ist wohl bevölkert und hat sehr viel Hornvieh.

Mgogua, die zehnte Station, gehörte dem oben erwähnten jüngsten Bruder des Sultans von Umanda. In dieser Region ist der Boden stellenweis mit stark salpeterhaltigem Salze bedeckt, daneben aber wieder sehr fruchtbar und reich an Baumwolle. Jener Häuptling Kurua wollte anfangs dem Reisenden Hindernisse in den Weg legen und ihn bei sich festhalten, um dadurch sein eigenes Ansehen zu steigern. Denn in jenen Gegenden ist, wie schon angedeutet wurde, ein Häuptling immer stolz darauf, einen Mundewa bei sich fest zu halten, d. h. den Eigenthümer einer Karawane, besonders wenn derselbe Musketiere, Pulver und Blei bei sich hat. Dann jagt er seinen Feinden Schrecken ein. Speke ließ sich übrigens nicht zurückhalten und wurde trotzdem auf der Rückreise von diesem Kurua freundlich empfangen. Der Häuptling begleitete ihn nach Unyamwezi, wohin er Kühe trieb, um dafür Pulver einzukaufen, forderte aber so hohe Preise, daß kein Handel zu Stande kam.

Nach Senagongo, der elften Station, mußte Speke einen Umweg machen, um nicht mitten in die kriegführenden Parteien hinein zu gerathen. In dieser Unterabtheilung von Msalala gebot Sultan Kinoni, der mit Kurua gegen den ältesten Bruder der Beiden im Bunde war. Er benahm sich nicht besonders gut gegen den Reisenden, und seine Unterthanen waren lärmend und zudringlich. Die Dörfer waren sorgfältig mit Pfahlwerk umzäunt. Bei Senagongo kam Speke über die gerade Straße, welche von Unyanyembe nach dem Nyanza-See führt, mußte aber etwas weiter nach Osten gehen, um nicht abermals auf den Schauplatz eines Krieges zu gerathen. Der Boden zog sich in langen Wellen hin, die theilweise mit Getreide bestellt waren. Die zwölfte Station ist im Bezirk Khahama, welcher die nördliche Gränze von Umanda bildet. Die Bewohner waren des Krieges wegen entflohen. Die folgende Tagereise führte gleichfalls durch eine verödete Gegend; dort waren nun Strauße, Elephanten und Hirsche in Menge vorhanden; die Männer haben ihre Familien und ihre beste Habe weit

weg außerhalb des Bereichs der Wamanda geschafft, und schleichen sich manchmal herbei, um ihre Felder zu bestellen. In dem Bezirk Nindo fand übrigens Speke einige bewohnte Dörfer. Die vierzehnte Station war Salawe, wo der Stamm der Waumba haust. Dreißig Meilen nach Osten wohnen die Wanatiya (?), eben so weit im Westen die Wasinsa. Die Gegend wurde von plündernden Wamanda durchstreift; in friedlichen Zeiten kommt von dort Hornvieh nach Unyanyembe. In der Nähe von Nindo und Salawe tragen nur wenige Leute Glasperlen; sie haben blos einen Schurz oder ein Stück Ziegenfell um die Hüften.

Von Salawe nach dem nördlichen Nera, der sechszehnten Station, zog Speke acht Meilen weit durch angebauetes Land ein breites Thal hinan, dann durch Gestrüpp und durch Gras bis in eine wohlbestellte Ebene, in welcher Granitmassen thurmartig zu Tage stehen. Jene Gegend scheint gleichsam den Garten von Usukuma zu bilden; dort wachsen hohe Bäume, namentlich Palmyrapalmen. Dörfer sind in Menge vorhanden, die Aecker gut im Stande, und Vieh weidet auf Wiesen in Menge. Auch an Eisenerz, das ohne alle Mühe an den Hügelabhängen gewonnen wird, ist Nera ungemein reich; vor jeder Hütte ist es aufgehäuft, und viele Menschen sind damit beschäftigt, für den Bedarf von Unyanyembe eiserne Hacken zum Bestellen des Feldes und anderer Geräthschaften zu schmieden. Die Träger nehmen allemal einen Vorrath solcher Waaren, welche sie billig einkaufen; in ihrer Heimath machen sie dann doppelten und dreifachen Profit daran. Uebrigens beschäftigen sich nur bestimmte Dörfer in Nera mit der Verarbeitung des Eisens; die übrigen beschränken sich auf Ackerbau und Viehzucht.

Von Nera kommt man in zwei Stationen nach Urima, wo der Stamm der Wisabi wohnt. Die erste Hälfte des Weges besteht aus langen Bodenwellen, die gut angebaut sind und wo Kleinvieh und Rinder weiden; nach Westen hin erblickt man einen Haufen niedriger Hügel und in derselben Richtung, in einer Entfernung von etwa vier Meilen, einen breiten Wasserspiegel, die südliche Spitze des Nyanza-Sees, eine tief und spitz ins Land hineinreichende Bucht, welche der Mündung eines Stromes gleicht. Auf der sechsten Meile führt der Weg über einen tiefen schlammigen Nullah, welcher von Südosten her in die Bucht mündet. Dieser nimmt in der Regenzeit auch den Muingwira auf, welcher für die westlichen Bezirke von Msalala den Hauptabzugskanal

bildet. Die zweite Hälfte des Weges geht durch eine gut angebauete Strecke, in welcher sich Hügel erheben. Diese werden eben so wie die Inseln in der Bucht selbst (der von Speke sogenannte bengalische Archipelagus) während der Regenzeit in Eilande verwandelt; das niedrige Land am See wird dann auf drei oder vier Tagereisen weit vom Muingwira tief unter Wasser gesetzt und das Reisen ist monatelang unterbrochen.

Der Sultan von Urima benahm sich nicht so ordentlich wie die übrigen Häuptlinge und bildete demnach eine Ausnahme. Von seinem Dorfe führt der Weg durch ein tief gelegenes Gebüsch nach einer andern Ortschaft, am Fuß eines Hügels. Bei der neunzehnten Station, Ukumbi, wo die Watasuanda wohnen, wird die Seebucht breiter, und man erkennt nun deutlich die mit Buschwerk bestandenen Felsenhügel, welche aus dem blauen Wasser herausragen. Von Ukumbi bis Isamiru, der zwanzigsten Station, zieht ein gewundener Pfad durch hügeliges, fruchtbares Land an der Bucht hin, die sich nun zu zwölf bis vierzehn Meilen erweitert. Nach Nordwesten hin dehnt sich der See in unabsehbarer Fläche hin. Bei Muansa, der einundzwanzigsten Station, endigt die Straße. Dieser kleine Bezirk, in welchem Wasukuma wohnen, hat eine fast centrale Lage am Südufer.

In Muansa selbst hat man keinen Blick auf den See, und Kähne waren in der Umgegend gerade nicht vorhanden. Speke ging deshalb drei Meilen weit gen Osten hin nach einem Dorfe, in welchem ein arabischer Mulatte Namens Mansur wohnte; er hatte sich in Kazeh, wo er früher seinen Aufenthalt genommen, schlecht betragen und war von seinen Landsleuten von dort vertrieben worden. Gegen den Reisenden benahm er sich ganz vortrefflich, aber daran nahm der Häuptling von Muansa, Mahhaya, so großen Anstoß, daß er seinen Unterthanen verbot, Lebensmittel an die Karawane zu verkaufen. Er wurde indessen nachgiebiger, als Speke sich entschuldigen ließ, daß er nicht beim Sultan eingekehrt sei, und sein Vergehen durch ein Geschenk wieder gut machte.

Der Reisende begab sich auf einen etwa 250 Fuß hohen Hügel, welchen er Observatory Hill nennt, und hatte dann eine weite Aussicht über den See. Dort schwärmten Mücken in so dichten Wolken, daß er dort nur einen Tag blieb, und dann sofort seine Rückreise begann. Jetzt sprach er bei jenem Sultan Mahhaya vor und wurde sehr freundlich empfangen; man richtete ihm eine Hütte ein

und brachte Milch und Eier. Als aber Speke äußerte, daß er dem Sultan Machunda von Ukerewe einen Besuch abzustatten wünsche, riethen ihm sowohl Mahhaya wie Mansur dringend davon ab; vielleicht waren sie, wie Burton meint, durch die Beludschen, welche nicht gern noch weiter ziehen wollten, dazu veranlaßt. Man brachte allerlei Erzählungen vor, um darzuthun, wie gefährlich Machunda sei. Er hat, sagte man, den reichen arabischen Kaufmann Selim ben Raschid, welcher von der Küste heraufgekommen ist, überfallen und ausgeplündert, obwohl derselbe über sechszig Musketenträger verfügte, und hält ihn noch jetzt bei sich fest, um ihm ein Lösegeld abzupressen.

Das war freilich eine Lüge, aber sie wurde mit vielen Nebenumständen zum Besten gegeben. Speke erzählte sie in Kazeh den dortigen Arabern, welche darüber lächelten. Zum Ueberfluß kam dann auch Selim ben Raschid heil und wohlbehalten zurück und berichtete, daß man ihn in Ukerewe sehr gut behandelt habe. Die Kaufleute in Kazeh erklärten, Sultan Mahhaya sei ein „Aygar", ein Schurke vom reinsten Wasser, der zwar ein scheinbar frankes Benehmen habe und glatte Reden führe, aber dabei voll Habgier, Verrath und Gewaltthätigkeit stecke; deshalb vermeide man so viel als möglich seinen Bezirk. Dieser Sultan war früher eine Art von Mäkler zwischen den Wasukuma-Bootsleuten und den Karawanen, welche sich nach der Insel Ukerewe hinüberschiffen ließen, und hatte die Gelegenheit benützt, um mehrere arabische Kaufleute zu plündern. Dagegen war man einstimmig darüber, daß Sultan Machunda von Ukerewe ein höflicher, rechtschaffener Mann sei. Speke that also nicht wohl daran, jenem Mahhaya zu glauben, der sich übrigens besser zeigte als sein Ruf; doch kann das eine Ausnahme gewesen und vielleicht aus einer launigen Anwandelung hervorgegangen sein.

Mahhaya gehört zu den Wahinda oder nachgeborenen Prinzen von Unyamwezi, und man erkennt auf den ersten Blick, daß er von anderm Blut ist als seine Unterthanen. Man schildert ihn als einen sehr großen, ungewöhnlich muskelkräftigen Mann; er ist stark beleibt, hat eine glänzend schwarze Haut und trotz seines massiven Gesichtes eine Miene des Wohlwollens. Auf der Stirn trägt er zwei Antilopenhörner, welche nur ein Sultan oder Arzt aufsetzen darf, und über seinen vielen kurzen Haarlocken ein Netz. Er kleidet sich in Barsati, Baumwollenzeug aus Indien, und hat zwei schwere

Stränge von Glasperlen am Halse hängen. Dazu kommt aber noch anderer Zierrath, als da sind: dicke Ringe von Messing und Kupfer über den Handgelenken, und weiter oben auf dem Arme Reifen aus geflochtenen Aloëfasern. Seine Frau stammt aus dem Königreiche Unyoro und soll recht hübsch sein.

Die Wasukuma, und insbesondere auch Mahhaya's Unterthanen, sind noch unruhiger und barbarischer als selbst die Wamanda, und im Norden von Msalala fand Speke sie roher als weiter südlich. Ihre Habgier kennt keine Gränzen, sie fordern ganz unverschämt hohe Preise und wollen nichts herunterlassen. Ihre Bekleidung, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein könnte, ist mehr als dürftig; die Mädchen haben nichts weiter auf dem Leibe als die sogenannte nubische Schürze aus Aloëfasern oder auch nur ein Büschel Gras; die Frauen schlagen blos ein Ziegenfell um die Hüften.

Am südlichen Ufer des Nyanza wachsen keine hohen Bäume, welche dagegen an der nordwestlichen Seite des Sees, in den Thälern und auf den Bergen von Karagwah und Uganda in großer Menge vorkommen. Deshalb kann man dort größere Fahrzeuge bauen. Die Kähne am Südufer sind dagegen weiter nichts als ausgehöhlte Stämme, in welchen nur Ein Mensch Platz findet, also noch armseliger als jene auf dem Tanganyika-See; Einlegeruder oder Segel kennt man natürlich nicht, und das Paddel- oder Planschruder ist halb Spaten, halb Schaufel. Die rauhe Sprache ist in hohem Grade unangenehm, weil jedes Wort ruckweise derart herausgestoßen wird, daß man glaubt, ein Mensch wolle den andern anspeien. Uebrigens ist sie bei jedem Stamme anders, aber die Zahlwörter gehören alle der großen zangischen Sprachfamilie an. So neugierig ist Alles bei den Wasukuma, daß die Araber sagen, selbst die Kühe seien ihnen nachgelaufen.

Der große Südwassersee ist bei allen afrikanischen Stämmen als Nyanza bekannt. Die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem Nyassa, (dem kleinen Maravi- oder Kilwa-See,) hat vielleicht zu den verwirrten Vorstellungen beigetragen, welche man bisher über die Seenregion in Centralafrika gehegt hatte. Die Araber haben nach ihrer Gewohnheit auch hier einen örtlichen Namen auf das Ganze übertragen, und nennen ihn Ukerewe, was in der Kisukumamundart bedeutet: Stelle, Ort von Kerewe, einer Insel. Sie haben auch wohl manchmal behauptet, daß der Nyanza durch einen Fluß,

eine Bucht oder dergleichen mit dem Tanganyika in Verbindung stehe, obwohl der erstere 3750 Fuß über dem Meere, folglich 1900 Fuß über dem Wasserspiegel des Tanganyika, liegt, und zwischen beiden eine Bergregion sich erhebt, durch welche arabische und afrikanische Karawanenkaufleute keineswegs selten reisen. Durch die oben angedeutete Verwirrung ist es zu erklären, daß auf der Karte der Missionäre zu Mombas der Name Ukerewe auch auf den nördlichen Theil des Tanganyika übertragen worden ist. Name, Lage und Dasein des Nyanza waren bislang den Geographen völlig unbekannt; aber Schilderungen, welche einheimische Reisende von diesem See gaben, sind von vielen Schriftstellern auf den Tanganyika und selbst auf den Nyassa übertragen worden.

An der Südspitze, wo der Muingwira Nullah in die gewundene Bucht fällt, und wo eine kleine Haselung von braunen, mit Bäumen bewachsenen Felseneilanden aus dem blauen Wasser sich erhebt, fand Speke nach seinen Beobachtungen 2° 24′ südl. Breite; die Länge nach seiner Gissung von Kazeh ab, 33° östlich; die Höhe nach Thermometermessung 3750 Fuß. Die Anwohner des Südufers wissen nicht, wie weit nach Norden hin der See sich erstrecke. Dergleichen ist auch in anderen Gegenden Afrikas der Fall; hier nur ein Beispiel. Der nördliche Theil des Nyassa- oder Kilwa-Sees, welchen doch schon Hunderte von Karawanen besucht haben, ist den Leuten, die an den südlichen Gestaden desselben Sees wohnen, immer unbekannt gewesen. Man sagte dem Kapitän Speke in Muansa, daß man von diesem Orte bis nach Karagwah zu Lande eine Reise von etwa einem Monat habe, auf dem See könne man aber, erst in nordnordwestlicher Richtung und dann nach Norden hin, die Strecke in fünf Tagen zurücklegen. Als die Richtung nach Unyoro bezeichnete man N. 20° W. Arabische Kaufleute aus Kazeh haben den Nyanza gegenüber von Weranhandscha, dem Hauptbezirke des Königs Armanika von Karagwah, liegen sehen. Sie behaupten, daß der Kitangurifluß, etwa unter dem Aequator, in den See münde. Weiter nach Norden hin ist noch Alles unbestimmt und zweifelhaft. Die Kaufleute haben gehört, daß Suna, der verstorbene Herrscher von Ugandi, Matumbi bauen ließ, d. h. Fahrzeuge ohne Deck, in welchen vierzig bis fünfzig Menschen Platz finden; mit solchen Schiffen habe er die Wasoga, seine Feinde, in den Buchten des westlichen Ufers angegriffen. Wenn dem so wäre, müßte man den See bis über den ersten Grad, etwa

gegen 1° 30′ N. hinausrücken, und ihm eine Länge von etwa vier Graden oder 240 Miles geben; doch ist das Alles noch völlig im Dunkeln. Was die Breitenausdehnung betrifft, so sah Speke von dem oben erwähnten Beobachtungshügel nach Osten hin, in einer Entfernung von etwa 40 Miles, ganz deutlich Land, eben so nach dem südwestlichen Winkel hin, aber nach Nordwesten hin erblickte er kein Ufer. Er schätzt deshalb die Breite in jener Gegend auf etwa 80 Miles. Doch soll, den Arabern zufolge, der See in der Gegend von Usoga beträchtlich an Ausdehnung gewinnen. Ueber das Alles können wir freilich erst durch künftige Forschungsreisen gewisse Auskunft erhalten.

Der Nyanza ist ein hochliegendes Aufnahmebecken, wohin das Wasser abzieht, welches während der Regenzeit aus einer ausgedehnten Region nach diesem See strömt, nämlich von Osten her aus dem Lande der Wamasai und ihrer Stammverwandten, von Westen her aus Karagwah, von Süden her aus Usukuma und dem nördlichen Unyamwezi. Dieses Becken reicht bis an den Aequator, liegt weit im Innern Afrikas nach der Mitte hin und hoch über der Einsenkung, welche wir im Herzen dieses Continentes finden. Burton hält dasselbe für einen Bruch, ein Loch, eine Vertiefung in der unregelmäßigen Gebirgskette, welche sich von Usambara und dem Kilimandscharo bis nach Karagwah hin erstreckt, und die man von Alters her als Mondgebirge bezeichnet hat. Dafür scheint ihm die ganze Gestaltung des Sees zu sprechen. Die Ufer sind niedrig und flach; an manchen Stellen erheben sich kleine Hügel, und als solche müssen auch die kleineren Inseln betrachtet werden. Das im Süden des Sees liegende Land würde bei einer Ueberschwemmung genau denselben Anblick darbieten wie diese. Der See liegt offen und hoch, ist nicht, wie der Tanganyika, ein langes, schmales, von Gebirgen eingesäumtes Wasserbecken, nicht eine vulkanische Schöpfung, wie dieses letztere, sondern eine Vertiefung, welche zeitweilig die zuströmenden Wassermassen aufnimmt und bewahrt. Die Tiefe soll beträchtlich sein; daß während der Regenzeit eine sehr beträchtliche Wassermenge zufließt, geht aus der Ueberschwemmung im Süden hervor. Die Farbe des Wassers war, namentlich früh am Morgen und aus der Ferne gesehen, klar und blau; nach neun Uhr, wenn der in jener Gegend vorwaltende Südostwind sich erhob, erschien die Oberfläche gräulich oder matt milchweiß, wahrscheinlich in Folge der atmosphärischen

Refraction. Roth oder grün wie beim Nil wird sie, den Aussagen der Reisenden zufolge, nicht. Aber das Wasser des Sees ist so rein wie jenes im Nil; die Anwohner ziehen es dem Quellwasser vor, was beim Tanganyika durchaus nicht der Fall ist; es schmeckt weich und süß.

Vom Ufer der südlichen Bucht aus, und wenn man über den „Bengalischen Archipel" hinaus ist, gewahrt man im See Land, und nach diesem Lande hat man den Nyanza auch Ukerewe genannt. Die Araber bezeichnen dasselbe als Dschesireh, also mit einer Benennung, die zugleich Eiland und Halbinsel bedeutet; doch kann im gegebenen Falle wohl kaum von eigentlichen Inseln die Rede sein. Die eine, Masita, ist die östlichere, hoch und felsig; die andere, westliche, Ukerewe, ist vergleichsweise flach. Beide werden von den Arabern als Punkte geschildert, die auf ihrer dem See zugekehrten Seite steil abfallen, und mit dem östlichen Seeufer vermittelst einer schmalen Landenge zusammenhängen. Diese letztere, wahrscheinlich ein ununterbrochenes Riff, stehe während der Regenzeit unter Wasser, aber auch dann könne Hornvieh noch hinübergehen. An der Nord- und der Westseite dieser Inseln ist das Wasser tief; von dem südlichen Ufer, also von Usukuma, sind sie durch einen breiten Kanal getrennt. Die arabischen Kaufleute, welche Ukerewe oder Masita besuchen, miethen Kähne von den Wasukuma, und rudern hinüber, weil sie auf solche Weise den Weg durch das Gebiet der gefährlichen Stämme an der Küste vermeiden.

Auf Masita wohnen die Makuyia, auf Ukerewe noch Wasukuma, wie Einige sagen; nach Anderen wären die Wakerewe, ihrer Sprache nach zu urtheilen, Leute, die aus dem Hochlande von Karagwah her eingewandert kamen. Sie stehen unter zwei Sultanen, die Brüder sind; der oberste von ihnen ist Machunda; der andere, Ibanda, herrscht in Wiru, dem westlichen Theile der sehr volkreichen Insel. Die Wakerewe sammeln Elephantenzähne bei den Stämmen auf dem östlichen Ufer, häufen die Vorräthe auf und verkaufen dieselben an arabische Karawanen. Glasperlen werden sehr gesucht, aber die Leute gehen unbekleidet; von hundert Männern tragen kaum sechs Zeug am Leibe. Erwachsene Mädchen haben höchstens eine schmale Binde oder einen kleinen Schurz aus Aloëfasern um den Unterleib gebunden; er ist nur etwa sechs bis sieben Zoll breit, und sieht nach langem Gebrauche schwarz wie Gummi elasticum aus.

Die arabischen Kaufleute halten sich gewöhnlich beim Sultan Machunda auf, und senden ihre Sklaven in Kähnen zu den Anwohnern des südöstlichen Ufers, um mit ihnen zu handeln. Dort wohnen folgende Stämme, von Süden nach Norden: die Waschaki drei Tagereisen entfernt und ihre Nachbarn, die Wataturu, weiter im innern Lande. Dann die Warudi, ein sehr wildes Volk, das vierzehn Tagereisen weit weg wohnt und viel Elfenbein hat; jenseit derselben die Wahumba oder Wamasai. Der Handelsverkehr reicht an der Ostküste bis Thiri oder Uthiri, und dieser Bezirk liegt zwischen Urudi und Uhumba.

Burton meint, dieses Thiri habe wohl Veranlassung zur Annahme einer vermeintlichen Insel Tiri oder Kittiri gegeben, welche Speke nach dem nordwestlichen Ende des Nyanza vor die Küste von Uganda verlegt. Dort ist die an Kaffee sehr ergiebige Provinz Kittara. Speke habe von den unglaubwürdigen Eingeborenen in Muansa gehört, daß man nach einer langen Küstenfahrt zu einer Insel gelange, deren arme, nackte Bewohner von Fischen sich nähren und Kaffee bauen, welchen sie verkaufen. Burton hält diese Angabe für verdächtig; wenigstens kennen die Araber keine Insel im Nyanza, auf welcher Kaffee wachse. Er meint weiter: „Wenn die Leute Handel trieben, so würden sie nicht ohne Kleider sein.“ Aber dieser Schluß trifft nicht zu. Die Wasukuma zum Beispiel verkaufen Elfenbein und Vieh, und doch sagt Burton selbst, daß unter hundert Männern kaum sechs ein Stück Zeug am Leibe tragen und die Mädchen so gut wie völlig nackt einhergehen.

Speke vermuthet, daß der Nyanza-See eine der Hauptquellen des Weißen Nil bilde. Er macht dafür die hohe Lage, die Gestaltung des Sees, die thonige Farbe und die Süßigkeit des Wassers geltend. Burton macht dagegen folgende Einwendungen. Auf der Karte zu Brun-Rollet's bekanntem Werke*) liegt westlich vom Stamme der Padongos ein großes Wasserbecken, das möglicherweise den Nyanza oder Ukerewe vorstellt. Dasselbe hat seinen Abzug in den Fittri-See, eventuell aber auch in den Weißen Nil. Die berühmte ägyptische Expedition kam vor länger als zwanzig Jahren auf dem Weißen Nil bis 3° 22′ nördl. Br. und etwa 31° 30′ östl. L. Von diesem Punkte aus gab sie dem Nil bis zu seinen

*) Le Nil blanc et le Soudan, études sur l'Afrique centrale, moeurs et coutumes des sauvages; par Brun-Rollet, Paris 1855.

Quellen eine Richtung nach Südosten, auf einer Strecke von etwa 300 bis 350 Miles, die man ungefähr in einem Monate zurücklege. Die Quellen würden demnach etwa in 2° südl. Br. und 35° östl. L. liegen, oder zwei Grade östlich von der südlichen Bucht des Nyanza. Diese Lage entspräche dem nördlichen Abhange der Mondgebirge, der obern Wasserscheide jener hohen Region, welche im Kilimandscharo, Kenia und Doengo Engai gipfelt. Diese Gipfel liegen, Burton's Meinung zufolge, nicht so weit von der Küste entfernt, als Krapf meint; auf den angeblichen Tumbirifluß will er keinen Werth legen. Ueber diese allerdings wichtigen Punkte können erst Ermittelungen an Ort und Stelle Gewißheit geben, und wir lassen sie deshalb hier unerörtert. Doch mögen die folgenden Betrachtungen Burton's einen Platz finden.

Man muß, sagt er, mit Nothwendigkeit annehmen, daß zwischen dem obern Theile des Nyanza und der Wasserscheide des Nils eine longitudinale Gebirgskette vorhanden sei, die in beträchtlicher Höhe von Osten nach Westen zieht und eine „Furca“ bildet, von welcher das Wasser auf der Nordseite zum Nil, auf der Südseite zum Nyanza-See fließt. Es wäre eine ähnliche Bodenerhebung, wie jene, welche den Tanganyika-See vom Maravi-Nyassa scheidet. Nach Don Angelo Vinco, der 1852 in Loquek war (jenseit der Katarakten von Garbo, 2° 40′ nördl. Br.) liegt in einer Entfernung von sechszig Miles Robego, Hauptstadt von Kuenda, und Lokoya, wo ein Zufluß von Osten her in den Nil fällt. Oberhalb Lokoya sei der Weiße Nil ein kleiner, zwischen Felsen strömender Gebirgsfluß; er hat keine Eigenschaft, welche annehmen ließe, daß er aus einem großen See, wie etwa dem Nyanza, abfließe. Werne bemerkt: „Die Gebirgskette von Lokoja und Kugetu ziehen von Osten und Westen nach Süden, wahrscheinlich als Verzweigungen des mächtigen Gebirgsknotens unter dem Aequator, wo die Quellflüsse des Bahr el Abiad liegen.“

Das periodische Anschwellen des Nyanza, bei welchem das Uferland weit und breit überschwemmt wird, spricht gegen die Möglichkeit, daß in diesem See die Hauptquellen des Nil liegen, oder daß er das Austreten dieses Stromes verursachen könne. In Karagwah, das am westlichen Ufer des Nyanza liegt, dauert die Regenzeit, Masika, vom Oktober bis zum Mai oder Juni, und dann folgen die trockenen Monate. Die ägyptische Expedition überzeugte

sich, daß der Nil zu Ende Januars rasch fiel; die Landeseinwohner sagten jedoch, er werde gegen Ende des März wieder steigen, also wenn die Sonne scheitelrecht über dem Aequator steht. Der Weiße Nil fängt über seine Ufer zu treten an zur Zeit des Sommersolstitiums, wenn der Regen am Aequator und im Süden desselben aufhört. Vom März bis zum Herbstäquinoctium, im September, dauert die Ueberschwemmung; nachdem sie ihren höchsten Stand erreicht hat, fällt das Wasser den ganzen Winter hindurch bis zum März. Der Nil ist demnach voll, während am Aequator und im Süden desselben die trockene Jahreszeit herrscht, und während hier Regenzeit ist, hat er seinen niedrigsten Stand! Der Nordabhang des Kenia wird bis zu einem gewissen Maaß eine vom Wind abgekehrte Landseite bilden, gleich Ugogo ein Leeland sein, und kann deshalb nicht eine solche Menge feuchten Niederschlages haben, daß dort ein Strom ersten Ranges entspringe.

Die Anschwellung des Nils ist gleichzeitig mit dem großen Regenfall in den Regionen nördlich vom Aequator, der vom Juli bis September anhält, in einigen Gegenden sogar schon im Februar beginnt und bis zum Oktober dauert. Sie wird lediglich durch diese tropischen Regen bedingt. Wahrscheinlich wird sich einst ergeben, daß die spröden, verschämten Nilquellen in einer Verflechtung kleiner Wasserläufe bestehen, welche der Monsunregen anschwellt; vielleicht kommt dazu auch Schneewasser vom nördlichen Abhange der Mondgebirge.

Fünfzehntes Kapitel.

Leben und Treiben in einem ostafrikanischen Dorfe.

Der Ostafrikaner führt ein weit behaglicheres Leben als der indische, vielgeplagte Bauer, der Reiot, und kann in dieser Beziehung den Vergleich mit der großen Masse der Landleute mancher europäischen Länder aushalten. Das gilt freilich nur von solchen Bezirken, welche nicht allzusehr durch den Sklavenhandel zerrüttet worden sind.

Zum Nachtlager dient eine Kuhhaut und man steht früh auf. Am Tage ist die Hütte kühl und ganz angenehm; beim Schlafengehen wird jedoch der Eingang zugemacht und dadurch die Luft drückend und unangenehm. In der Stunde vor Sonnenaufgang verspürt man Kälte, zündet ein Feuer an und greift sogleich zu dem unzertrennlichen Gefährten, der Tabakspfeife. Späterhin wird der aus Binsen geflochtene Thürvorhang weggenommen, und man geht hinaus, um sich von den erwärmenden Strahlen bescheinen zu lassen. Die Dörfer sind stark bevölkert, die Häuser stehen dicht neben einander, und die Bewohner derselben können in aller Bequemlichkeit miteinander schwatzen. Etwa um sieben Uhr ist der Thau vom Grase verschwunden und nun treiben die Knaben das Vieh auf die Weide hinaus, um erst gegen Sonnenuntergang mit demselben zurückzukehren. Abends um acht Uhr genießt man einen Brei, der aus

Durra bereitet wird; man nennt ihn Ugali; wer sich Pombe, Bier, verschaffen kann, trinkt davon von früh bis spät.

Der Mann hat nach seinem Frühimbiß die Pfeife genommen und ist zur Iwanza gegangen, der schon beschriebenen Hütte, welche als Versammlungs- und Gesellschaftsort dient und wohin die Frauen nicht kommen dürfen. Dort verweilt er den größten Theil des Tages über müssig, schwatzt, lacht, schläft und schmaucht Tabak. Nicht selten vertreibt er sich die Zeit durch Spiel, denn das ist seine Leidenschaft. Sehr beliebt ist „Kopf oder Rücken", das er mit einem flachen Steine, einem runden Stücke Zinn oder mit dem Boden eines zerbrochenen Topfes spielt; einige verstehen auch das Bao, welches an der Küste häufig vorkommt; es ist eine Art von Roulette, das man mit starken Marken spielt, auf Tafeln, in welchen tassenförmige Vertiefungen angebracht sind. Unter den Wanyamwezi haben sich manche durch das Spiel so sehr zu Grunde gerichtet, daß sie sich als Sklaven verkaufen mußten; andere haben ihre Mutter gegen eine Kuh oder zwei Ziegen beim Spiel eingesetzt. An Streitigkeiten und Schlägereien ist natürlich bei solchen Belustigungen kein Mangel, sie pflegen indessen unter Bewohnern ein und desselben Dorfes unblutig abzulaufen. Zu anderweitigem Zeitvertreib schnitzelt man an einem Stück Holz, bohrt Pfeifenröhre und umflicht dieselben mit Draht, scheert einem Nachbar den Kopf, zieht sich auch wohl die Haare aus Bart, Brauen und Augenlidern, oder putzt an den Waffen herum.

So kommt die Mittagszeit heran und der Afrikaner schlendert nach Hause, um gegen Ein Uhr seine Hauptmahlzeit einzunehmen, welche die Frau für ihn bereit hält. Indessen liebt er es doch sehr mit Anderen beisammen zu sein und läßt auch wohl die Speisen nach der Iwanza bringen, wo sich dann auch seine Knaben und einige männliche Verwandte einfinden, um an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Dem Wilden und dem Barbaren ist das Essen die Hauptsache, sein Eins und Alles; am Tage denkt er unablässig daran und Nachts träumt er davon. Der Magen ist sein Gebieter und mit Mißgunst blickt er auf Jeden, der mehr und bessere Speisen hat als er selber.

Seine Hauptnahrungsmittel sind Fisch und Fleisch, Getreide und Gemüse; daneben genießt er Milch, Butter, Honig und einige Früchte, zum Beispiel Bananen und die Früchte der Guineapalme; zur Berauschung trinkt er Pombe, das heißt Hirsebier, Palm-

wein und Mawa, das ist Pisangwein. An Fischen liefern die Seen und Flüsse dieses reich bewässerten Landes eine große Menge und sie sind den Reisenden, Sklaven und überhaupt den armen Leuten sehr willkommen; wer Fleisch hat, läßt die Fische unangerührt, denn Fleischkost zieht man vor. Die Araber behaupten, sie sei in diesen Gegenden viel leichter verdaulich als Gemüse, deren Genuß Sodbrennen und Säure erzeuge, und die eingeborenen Afrikaner scheinen derselben Meinung zu sein; sie ziehen auch ihrerseits das Fleisch vor, besonders wenn es recht fett ist; am liebsten ist ihnen das vom Rindvieh, welches jedoch dem Europäer Hitze und Blähungen verursacht. Auch Ziegenfleisch ist beliebt, gerade wie bei den Arabern auf Zanzibar, während jene in Oman und im westlichen Arabien dasselbe verschmähen; dort wird es nur von den Beduinen genossen. Schöpsenfleisch gilt für schlecht, ist wohlfeil und sieht auch nicht einladend aus; es ist weichlich, bleich und erzeugt Ruhr. Eier genießt man nicht, Hühner und Tauben erst seit einigen Jahren. Dagegen ist geräuchertes oder getrocknetes Zebrafleisch sehr beliebt, denn es schmeckt ungemein saftig; von den Antilopenarten sind nur einige zart und wohlschmeckend, die übrigen haben grobes, schwer verdauliches Fleisch.

Nicht selten verläßt der Ostafrikaner sein Dorf und geht auf Reisen, lediglich um mehr Fleisch essen zu können, als er daheim hat. Alles, was er sich aneignen kann, legt er in großen Stücken auf ein kleines Gerüst, das er mit Binsen bedeckt, räuchert es über langsamem Feuer, salzt es ein wenig, und dann bleibt es mehrere Tage lang gut. Zuweilen trocknet er es auch wohl in der Sonne auf Stricken oder platten Steinen, und läßt es drei Tage liegen. Dann ist es zwar nicht mehr so nahrhaft, kann aber gut verpackt werden. Es wird nämlich in Stücke zerbrochen, in Töpfe voll flüssiger Butter gethan und bildet so die sehr beliebte Reisekost Kawurmeh, welche man mit gekochtem Reis oder anderen gesottenen Getreidekörnern genießt. In wasserarmen Gegenden öffnet der durstige Afrikaner dem Rindvieh eine Ader am Halse und saugt Blut heraus wie ein Blutegel. Dieser Brauch ist in Karagwah und anderen nördlichen Landen allgemein; einige Stämme, wie die Wanyika bei Mombas, mischen Milch zum Blute.

Der arme Mann genießt täglich Getreide, entweder Durra, Mais oder Badschri (Panicum); Weizenbrot haben nur die Araber, Reis wird nicht allgemein gebaut. Die Bewohner des innern

Afrika kennen den Sauerteig zur Brotbereitung eben so wenig wie die halbcivilisirten Araber von Zanzibar, die Wasawaheli und die Wamrima, während er doch in Oman allgemein benützt wird. Nicht einmal flachen Kuchen, wie den indischen Schapati, verstehen sie zu bereiten, und das Rösten des Getreides ist ihnen unbekannt. Auf der Reise thun sie die Durra in einen Topf, kochen sie, trinken das Wasser ab, und essen dann die Körner; dieses Gericht heißt Masango. Zu Hause wird die Durra auf einem Steine zerquetscht, denn von Mahlen hat man keine Ahnung, oder mit etwas Wasser in einem großen Holzmörser zerstampft. Diese Masse wird gekocht und, versetzt mit ein wenig Salz, in einen Korb gethan, damit die überflüssige Nässe abziehe. So verhält es sich mit der Hauptspeise in Ostafrika, dem Ugali oder Durrabrei. Man trocknet süße Kartoffeln und Pilze, um das ganze Jahr davon einen Vorrath zu haben.

Alle Stämme legen großen Werth auf Milch, welche einigen während der Regenzeit zur fast ausschließlichen Nahrung dient. Frisch heißt sie Mabischi, als Buttermilch Mabivu, arabisch Rubb; als geronnene Milch Mtindi, (in Arabien Laban, in Indien Dahi). Von der Dudhpinda, dem Milchpulver, welches die Conditoren in Indien durch Abdampfen gewinnen, wissen die Afrikaner eben so wenig etwas, wie von den gehärteten Klumpen saurer Milch, welche bei den arabischen Beduinen El Igt, bei den Persern Beludsch und in Sindh Kurut genannt wird. Käse gilt für ein wahres Wunderwerk; durch Zubereitung desselben, meinen sie, werde das Vieh verhext. Frische Milch ist nicht sehr beliebt, in den kühlen Morgenstunden ist sie freilich ein ganz angenehmes Getränk, späterhin am Tage nicht mehr; die Portugiesen und Araber glauben, daß sie dann auf die Galle wirke und manchmal Fieber erzeuge. Dagegen ist geronnene Milch sehr zuträglich und man findet sie in jedem Dorfe, das überhaupt Vieh besitzt. Butter wird in folgender Weise bereitet. Man füllt eine große Kalabasse, die als Butterfaß dient, mit etwas angesäuerter Milch und schüttelt dieselbe hin und her. Freilich kommt solchergestalt nur ein armseliges Machwerk zum Vorschein, und obendrein wird diese dünne, farblose Butter nicht einmal ausgewaschen, sondern ohne Weiteres in die Vilindo gepackt, Kästen von Rinde, in welchen man sie einige Monate verwahrt. In den östlichen Gegenden verwandelt man sie durch einfaches Schmelzen über dem Feuer in Ghi, giebt sich aber nicht etwa die Mühe, sie so weit zu erhitzen, daß man sie abschäumen und die un-

reinen Bestandtheile entfernen könnte. Sie wird in Töpfe und Kalebassen gethan, die schon seit langer Zeit in Gebrauch sind, und schmeckt so bitter und ranzig, daß die Araber sie durch eine Zuthat von Mehl oder Reis, und während des Kochens durch Zusatz von Wasser einigermaßen genießbar zu machen suchen. Westlich von Unyamwezi füllt man die Lampen mit Butter statt des Oeles.

Das allgemeinste Oel in Ostafrika ist jenes von der Karanga, Bhuipali, Erdnuß (Arachis hypogaea), und in Ermangelung von Ghi, essen die Araber dasselbe, ähnlich wie das Kokosnußöl, mit Bohnen, Manioc, süßen Kartoffeln und anderen Gemüsen. Ein sehr gutes Speiseöl ist das Uto, welches man aus Ufuta, Sesam, gewinnt; dieser wächst in großer Menge sowohl im Innern wie an der Küste. Das zähe Palmöl findet man nur in der Nähe des Tanganyika-Sees; der Baum wächst aber auch auf Zanzibar und den umliegenden Inseln. Auch aus zwei Varietäten der Castorpflanze wird Oel gewonnen und trotz seines unangenehmen Geruches zum Einsalben der Haut gebraucht. In Unyanyembe und wo sonst noch Gurken beinahe wild wachsen, bereiten die Araber aus den Kernen ein ganz vortreffliches Salatöl, das dem besten Olivenöl gleich kommt. Der Olivenbaum ist den ostafrikanischen Arabern unbekannt; sie sprechen aber von demselben mit großer Ehrfurcht, weil im Koran von ihm die Rede ist.

Jeder malzt sein Getreide selbst, und die Iwanza, das gemeinschaftliche Dorfwirthshaus, kann auch als Gemeindebrauerei betrachtet werden. Bei einigen Stämmen müssen indeß die Frauen das Korn in geeigneter Weise herrichten, damit Pombe, das Bier ohne Hopfen, gebraut werden könne. Dieses Göttergetränk der Negervölker reicht in die älteste Zeit hinauf und gleicht der Busa in Aegypten, der Merissa am obern Nil, dem Xythum des Abendlandes, und der Oala und Boyaloa der Kafirs und überhaupt der südafrikanischen Stämme. Der Geschmack hat Aehnlichkeit mit einer säuerlich gewordenen Bierwürze und das Getränk widersteht dem Fremden anfangs durchaus; man gewöhnt sich aber daran und genießt es gern, weil es sehr angenehme Empfindungen hervorbringt. Es wirkt nicht heftig, nimmt den Kopf etwas ein, erzeugt eine geringe Betäubung, hat gesunden Schlaf und für den andern Morgen eine gewisse Schwerfälligkeit zur Folge; es ist somit für den Barbaren, der Alles das gern hat, wie geschaffen; für ihn ist Berauschung die höchste Wonne. Pombe ist, den Arabern zufolge, ein kaltes Ge-

tränk, das Rheumatismen und Wasserbrüche erzeugt; die Nachwirkungen sind ähnlich wie jene von Branntwein, und man erkennt die Trunkenbolde leicht an ihren gerötheten trüben Augen. Pombe mit Mehl ist sehr nahrhaft, und manchmal genießen ganze Familien längere Zeit gar keine andere Speise.

Pombe wird in folgender Weise bereitet. Man nimmt die eine Hälfte des zu verwendenden Getreides, also Durra oder Panicum, oder beide gemischt, und weicht sie ein, bis sie keimen; dann zerstampft man sie, thut dasselbe mit der andern Hälfte, die nun hinzugesetzt wird, giebt auch wohl etwas Honig zur Masse bei und kocht das Ganze zwei oder drei Mal in großen Geschirren. Nachher preßt man es durch einen Mattensack und läßt die Flüssigkeit gähren; schon am dritten Tage wird sie essigsauer. Ein anderes Lieblingsgetränk, die Togua, wird gleichfalls aus Durra bereitet. Sie ist anfangs dick wie Honigseim und ganz schwach, steigt aber sehr zu Kopfe, wenn sie sauer geworden. Zu diesen Getränken bedarf man einer großen Menge von Getreide, sie sind also kostspielig, und eine große Kalebasse voll gilt zwei Khete, Glasperlenschnüre; der Fremde muß sie manchmal mit zehn Khete bezahlen. Vor einigen Jahren lehrte ein Araber die Wanyamwezi das Destilliren, sie blieben aber bei ihrer Togua und Pombebier. Das letztere ist allgemein im ganzen Lande, die übrigen Berauschungsmittel sind je nach den Oertlichkeiten verschieden. Auf Zanzibar und der gegenüberliegenden Küste bereitet man den Tembo, Branntwein aus der Kokospalme; die Ostafrikaner nennen ihn Tombo, und in manchen Gegenden wird Moinyo, ein sehr verderblicher Spiritus, aus ihm gewonnen. Die Wadschidschi und andere Stämme am Tanganyika-See zapfen Saft von der Guineapalme ab und schütten ihn in unreine Töpfe, wodurch er sauer wird, etwa wie schlechter Grüneberger Wein. Auf den Gebrauch des Bhang und der Samenkörner vom Stechapfel ist schon früher einmal hingewiesen worden. Mawa, Wein vom Pisang (Bananen), berauscht sehr schnell und wird deshalb sehr geschätzt. Man nimmt die Schale von der reifen Frucht ab, knetet dieselbe nebst grobem grünem Grase in einem irdenen Topfe, bis aller Saft heraus ist, und drückt den süßen Most durch ein hornförmig zusammengefaltetes Bananenblatt in ein anderes Gefäß; in diesem gährt der Wein und ist schon nach zwei Tagen trinkbar. Von dem perlenden Honigwein, Berille, der in Abessinien und Härrär viel getrunken wird, wissen die Ostafrikaner

eben so wenig wie von dem Meth der Buschmänner, obwohl im ganzen Lande Honig in Menge vorkommt, und bei den Dörfern an jedem hohen schattigen Baume Bienenstöcke herabhängen. Sie bestehen aus einem hohlen Klotz und werden Masinga, Röhren, genannt. Im Gebüsch schwärmen gleichfalls Bienen in Menge und sie haben im Haushalte der Pflanzenwelt eine wichtige Verrichtung, indem sie den Pollen auf die weiblichen Blüthen tragen. Man gewinnt zweierlei Arten von Honig; die geringere hat Aehnlichkeit mit dem europäischen Wespenhonig, wird in den Wäldern gesammelt und in Kalebassen gethan; sie ist mit Schmutz und Holzrinde vermengt, giebt nicht viel Wachs aus, ist dünn, wässerig und schmeckt unangenehm. Die bessere Sorte nimmt man aus den oben erwähnten Stöcken; sie ist freilich bei weitem nicht so gut als der Honig in Europa und Indien, läßt sich indessen genießen, wenn sie nicht zu lange gestanden hat, giebt auch ziemlich viel Wachs, welches die Araber mit Talg vermischen, um daraus Lichtkerzen zu verfertigen. Nach der Regenzeit ist dieser Honig am schmackhaftesten, die Afrikaner lassen ihn aber liegen, bis er in Gährung geräth und röthlich wird; manchmal bewahren sie ihn ein paar Jahre lang auf, und dann ist er dünn, schäumig, rothbraun und hat einen abgestandenen Geschmack; ohnehin nimmt man nicht einmal die Waben heraus, sondern schmilzt das Wachs durch Feuer heraus. Für eine große Kalebasse voll solchen Honigs giebt man drei Stücke Zeug; und wenn er gerade sehr billig ist, bereiten die Araber aus ihm ihren Honigzucker. Nachdem sie die Masse durchgeseihet und gereinigt haben, stellen sie dieselbe einige Wochen lang an einen kühlen Ort; sie setzt dann auf der Oberfläche Körner an und schmeckt etwa wie unser brauner Zucker. Siki, Essig, besteht aus einem Theil Honig und vier Theilen Wasser; er braucht vierzehn Tage, um sauer zu werden, ist aber schwach und unschmackhaft. An der Küste und an den Seen hat man das Zuckerrohr, das aber nur gekaut wird, weil man das sehr einfache Verfahren, den Saft herauszupressen und zu verdicken, nicht kennt, und es eben so wenig versteht, aus demselben ein berauschendes Getränk zu bereiten, das nur in Usambara vorkommt. Auf Zucker sind sie versessen wie die Kinder, klatschen vor Freude in die Hände, wenn sie ihn genießen können, wiegen ihn mit Elfenbein auf und essen lieber ein Loth Erde mit auf, um eine Kleinigkeit lockern Zuckers, der etwa zu Boden gefallen ist, nicht zu verlieren.

Nach der Mahlzeit streckt der Ostafrikaner sich aus, hält einen langen Schlaf, wie am Morgen, und dann raucht er, schwatzt und spielt. Gegen Abend ist Alles draußen, um die Kühle zu genießen; die Männer sitzen vor der Iwanza, der Versammlungshalle; die Frauen und Mädchen holen Wasser, setzen sich dann auf kleine Stühle, schmauchen Tabak und unterhalten sich miteinander. Späterhin melkt man die Kühe, macht die Thür zu und geht schlafen; doch sitzen die Männer oft bis in die Nacht hinein um ein Feuer in der Iwanza. Diese Menschen sind noch nicht einmal so weit, daß sie einen Docht kennen oder Fett zum Brennen in ein Gefäß thun; statt der Lampen oder Kerzen bedienen sie sich eines Steckens von dem ölhaltigen Mtata- oder Msasabaume; er ist gelb und hart, hat dichtes Korn, biegsames Holz mit wenig Knoten, und wird auch zu Speeren, Bogen und Gehstöcken benützt. Solch ein Stecken brennt etwa eine Viertelstunde lang mit heller Flamme. Um Mitternacht liegen Alle in tiefem Schlafe und schnarchen bis Tagesanbruch. Zur Glückseligkeit gehört ein Rausch bei Tage und Bewußtlosigkeit während der Nacht; man steht Morgens früh auf, um schon nach einigen Stunden die Wonne des Schlafes wieder haben zu können.

Bei einem solchen Leben und Treiben würde ein Europäer bald zu Grunde gehen, aber jene Barbaren halten dasselbe aus. Sie haben keinen Branntwein und leiden deshalb nicht an Säuferwahnsinn, und ihr Gehirn strengen sie höchstens bei ihren Glücksspielen ein klein wenig an. Abspannung oder Anspannung der Nerven kommt bei ihnen nicht vor. Die Sommerzeit wird in vollständiger Trägheit verlebt, aber wenn der Winterregen kommt, muß man sich allerdings etwas um das tägliche Brot bemühen. Dann verläßt der Bauer zwischen sechs und sieben Uhr Morgens seine Hütte, manchmal ohne etwas genossen zu haben, weil jetzt Nahrungsmittel seltener werden; er speiset erst, wenn er bis Mittag gearbeitet hat und dann wieder heimkommt. Nachmittags arbeitet er wieder ein wenig, und dabei müssen ihm die Weiber helfen. Abends gehen alle unter Gesang ins Dorf zurück.

Zur Zeit des Mondscheins ergeht es dem Afrikaner wie dem Schakal; er wird aufgeweckt und ungewöhnlich regsam. Die Mädchen werden unter Getrommel und Getöse aus den Hütten geholt, um den Tanz mit anzusehen, der übrigens nur höchst selten für beide Geschlechter gemeinschaftlich ist. Bei ihren Sprüngen sind sie

allemal sehr ernsthaft, und auch von ihrer Musik läßt sich nicht viel Rühmliches sagen. Sie halten den Takt ganz vortrefflich, aber im Uebrigen ist es mit ihrem musikalischen Sinne schlimm bestellt; sie bringen es nicht über die einfachsten und einförmigsten Toncombinationen hinaus, und auch in dieser Beziehung, wie in allen anderen Dingen, fehlt ihnen das Talent zum Schaffen. Doch muß hervorgehoben werden, daß sie an Harmonie ihre Freude haben; der Fischer singt zum Ruderschlag, der Träger, wenn er seine Last schleppt, die Frau, wenn sie Korn zermalmt. Manchmal sitzen die Bauern am Abend stundenlang im Kreise, und wiederholen mit unablässigem Eifer immer und immer wieder ein paar Noten, die sich stets gleich bleiben, und ein paar Worte, die eigentlich nichts bedeuten. Das Recitativ wird vom vollen Chor unterbrochen, der zumeist in Dur singt.

Die musikalischen Werkzeuge der Ostafrikaner stammen alle aus fremden Ländern, zum Beispiel aus der Küstengegend und aus Madagaskar. Das Zeze oder Banjo gleicht im Tone der einsaitigen arabischen Rubabah, diesem rohen und einfachen Urvater der spanischen Guitarre. Der Resonanzboden besteht aus einem großen, hohlen, an der untern Seite geöffneten Kürbis; am obern Theile ist ein kegelförmiges Stück Kürbis mit Schnüren befestigt, welche durch eingebohrte Löcher laufen; dieses ist der Länge nach gespalten, und der Arm oder Griff steht in einem rechten Winkel heraus. Er hat von achtzehn Zoll bis zwei Fuß Länge, die Extremität zur linken Hand drei Griffe, welche durch zwei Kerben gebildet werden, mit Zwischenräumen, so daß die ganze Scala aus sechs Noten besteht. Dieses Instrument hat nur eine einzige Saite, die man aus Mondo, den Fasern der Mwale oder Raphiapalme, verfertigt; sie wird an einen hölzernen Knopf befestigt, der aus der rechten Extremität der Handhabe hervorsteht und über einen Steg von umgebogenen Federkielen läuft; diesen kann man, um verschiedene Tonarten hervorzubringen, höher oder niedriger machen; oben wird diese Saite dann an einem andern Knopfe oder Pflocke festgebunden. Wer Baß- und Brummtönne hervorbringen will, spannt neben diese Saite noch eine andere.

Die Kinanda, eine Art von Urbild der Laute, Harfe und Lyra, ist bei den südlichen Stämmen in der Nähe von Kilwa viel in Gebrauch. Die eine Art besteht aus einem Brette, das man flach aushöhlt; es ist dreizehn Zoll lang, fünf bis sechs breit und zwei

Zoll tief; und über diese hohle Fläche spannt man sehr scharf elf oder zwölf Saiten. Das Instrument wird in den Schooß genommen und mit beiden Händen gespielt. Die andere Art ist eine kleine Bogenguitarre mit einem offenen Kürbis am Griff; manchmal geht der Bogen durch diesen Kürbis. Man hält das Instrument in der linken Hand und schlägt die Saite, denn nur eine ist vorhanden, mit einem laugen, dünnen Rohrstabe. Der Kürbis wird

Musikalische Instrumente, Kalebassen und Töpfergeräthschaften.*)

oft, gleich der Kalebasse an der Zeze, mit schwarzen Muster- oder Messingnägeln verziert, gewöhnlich in der Gestalt von Kreisen und Halbmonden. Eine Zusammenstellung von Kinanda und Zeze wird dadurch erreicht, daß man ein kleines hohles Gefäß mit zahlreichen Saiten an den offenen Theil einer großen runden Kalebasse bindet, welche dann als Resonanzboden wirkt.

Auch die **Blasinstrumente** sind sehr roh und einfach. Die

*) a. Trommel. b. Sange oder Kürbis. c. Blasebalg. d. Ruderblatt. e. Stuhl. f. Flöte (Thete, Kidete). g. Zeze (Guitarre). h. Verschiedene Töpfergeräthschaften.

Nai oder indische Posaune, und Siwa, ein großes, mindestens fünf Fuß langes Fagott von Ebenholz, sind nur den Stämmen an der Küste bekannt; jene im Innern haben die Kidete oder Dhete, welche bei den Wasawahili Zumari genannt wird. Sie ist genau die Hirtenflöte, ein ausgehöhlter Durrastengel, in welchem am obern Ende vier Löcher angebracht sind; das Mundstück wird nicht verschlossen; man spielt das Instrument nur mit den Lippen und brummt manchmal den Baß dazu. Die Wirkung ist natürlich sehr gering, und doch heimelt der Ton den Europäer an. Noch ein anderes Blasinstrument ist das Barghumi. Man nimmt ein Horn von einer Kudu- oder Oryx-Antilope oder von einer Ziege, und schneidet ein paar Zoll unterhalb der Spitze ein längliches Loch, etwa von der Größe eines Fingernagels, in dieses Horn hinein, das man auch wohl mit einem Zebra- oder Giraffenschweife verziert. Auf diesem Barghumi kann man mit den Lippen vier oder fünf Töne hervorbringen, diese aber vernimmt man insbesondere bei Nacht weithin und sie gleichen jenen des Jägerhornes. Kleine Barghumis sind bei den Lastträgern im Gebrauch, welche damit unterwegs Zeichen geben. Ich will noch eines andern Instrumentes erwähnen. Es ist ein kleiner Kürbis von wenigen Zollen Umfang mit vielen kleinen Oeffnungen; durch eine derselben läßt man den Hauch ein, während andere mit den Fingern zugehalten und Töne hervorgebracht werden, welche jenen der Pikkelflöte gleichen.

Die einzige einheimische Musik der afrikanischen Hirten, zum Beispiel der Somal, besteht im Pfeifen, das sie schon als Knaben lernen, wenn sie die Heerde treiben. Dieses Muunzi ist sanft und wohlklingend; aber zum Zeichengeben pfeift man das Kik horombe zwischen den beiden Vorderfingern. Die Wanyamwezi pfeifen auch auf dem Rand eines Loches, das sie in ein kleines Antilopenhorn schneiden, oder durch eine eiserne Röhre. Die Watuta sollen, wie man sagt, im Gefecht einander mit Metallpfeifen Zeichen geben.

Das Lieblingsinstrument des Afrikaners bleibt die Trommel. Mit ihr verkündet er den Krieg, er schlägt sie, wenn er lustig ist; er paukt auf sie zu Ehren eines Gastfreundes oder um Krankheiten zu heilen; ohne die Trommel wäre in seinem Leben eine höchst empfindliche Lücke. Die größte Art heißt Ngoma ku und besteht aus dem hohlen Stamm eines Mkenga oder andern weichen Baumes. Die Höhe beträgt drei bis fünf, der Durchmesser etwa einen Fuß, und die Außenseite ist mit starkem Netzwerk übersponnen; die obere Seite über-

zieht man mit einer Kalbshaut, die untere mit Rindsfell, und man paukt auf jene mit den Fäusten oder mit ein Paar Knütteln. Die Trommel ist in den verschiedenen Gegenden auch etwas verschieden; auch benützt man hohle Kürbisse und andere derartige Gegenstände, um das beliebte Geräusch, wie beim Tamtam, hervorzubringen. Das Upatu ist ein Messingtopf mit flachem Boden; die Sanje eine mit kleinen Steinen gefüllte Kalebasse, mit welcher die Kinder spielen, wie bei uns mit der Klapper; auch bedient sich der Mganga oder Regenmacher bei seinen Verrichtungen dieser Klapper.

In die Einförmigkeit des täglichen Lebens und Treibens kommt einige Abwechselung durch häufige Trinkgelage und zuweilen durch eine Jagd. Die Gäste versammeln sich früh am Tage, nehmen im Kreise Platz und setzen sich je zu Dreien oder Vieren dicht nebeneinander, damit die Schale besser herumgehen könne. Der Mwandasi, der Mann, welcher dieselbe füllt und jedem Einzelnen reicht, bedenkt und bedient zuerst die Häuptlinge und Aeltesten, welche auch größere Gefäße erhalten als die übrigen. Der Sonso, Trinkbecher, der auch auf Reisen als Feldflasche dient, wird von den Frauen aus einer Grasart, Mawu, oder wilden Palmblättern verfertigt. Die Stengel werden gespalten und zu feinen Fäden gedrillt, welche dann von unten auf zusammengerollt, aneinander gelegt und zusammengebunden werden, so daß das Ganze einem abgestumpften Kegel oder einer türkischen Kappe, dem Fes, gleicht. Häufig wird dieser Becher mit rother und schwarzer Farbe verziert; er ist etwa fünf Zoll tief, hat sechs Zoll im Durchmesser und hält ungefähr ein Quart. Er geht unablässig in der Runde umher und Niemand läßt eine Neige darin; die Zecher machen eine Pause nur, wenn sie schwatzen, lachen, eine Prise nehmen, Tabak kauen und Bhang rauchen. Auf solche Weise vertreibt man sich die Zeit wohl vier Stunden lang, und allemal so lange, bis das für ein solches Fest zubereitete Pombe zu Ende gegangen ist. Dann schwanken die Trinkbrüder mit rothunterlaufenen Augen nach Hause, um zu schlafen. Schwerlich sieht man in irgend einem europäischen Lande so viele Trunkenbolde wie in Ostafrika; auch die Weiber, welche übrigens nicht in Gemeinschaft der Männer trinken dürfen, haben ihre Pombegelage und berauschen sich.

Die Ostafrikaner haben eine große Vorliebe für das Fleischessen, aber sie schlachten nicht gern Kühe oder Ziegen, und erwarten mit Ungeduld den Anbeginn der Jahreszeit, in welcher sie auf die

Jagd gehen können. Wenn der Regen aufgehört hat, kann man das Gras in Brand stecken, und dann nimmt der Mann Bogen, Pfeile und Rungu, Knotenstock, zur Hand und stellt kleinen Antilopen, Hasen und Vögeln nach. Während der heißen Monate trocknen manche Gewässer aus, und dann läßt größeres Wild sich an Teichen und Pfützen blicken, welche der Jäger aufmerksam bewacht. Zuweilen sterben Elephanten vor Durst, nachdem sie von den Trinkplätzen durch Jäger vertrieben worden sind. Die Araber behaupten, daß ein Elephant sich nicht in Gegenden wagen dürfe, die schon von anderen Heerden in Besitz genommen seien; sobald er unter einer solchen sich blicken lasse, werde er angefallen und niedergemacht. In manchen Landestheilen stellen die Jäger Fallen auf; sie befestigen Holzblöcke mit scharfen Kanten auf den Zweigen der Bäume in der Weise, daß das unten wandelnde Thier auf einen Strick treten muß; dadurch fällt der Block auf dasselbe herab und bringt ihm eine tödtliche Wunde bei. Dieser „aufgehängte Speer" ist von vielen afrikanischen Reisenden beschrieben worden, insbesondere auch von Boteler, Major Monteiro, Galton, Cumming und Livingstone.*) In Ugogo und an der Küste fängt man großes Wild in Fallgruben, Mtego, die in Indien Ogi genannt werden, und diese sind manchmal den Reisenden gefährlich. Die Mtego ist länglich, etwa wie ein Grab, kommt aber nur einzeln, nicht paarweis wie in Südafrika, vor. Nach unten hin ist sie schmaler als oben, und man macht sie am liebsten in der Nähe des Wassers; die Oeffnung wird sorgfältig mit Gesträuch und Blättern bedeckt. Die bei den Bakuene übliche, wie eine römische V gestaltete, Falle kennt man hier nicht. Bei der Vertheilung der Jagdbeute fällt dem Häuptlinge die Brust zu. Dieser Brauch kommt auch in Südafrika allgemein vor und erklärt sich so leicht, daß man nicht, wie Burton, anzunehmen braucht, die alten Hebräer hätten ihn den Afrikanern entlehnt.

Der Elephant durchstreift heerdenweis das Land und hält sich am liebsten in niedrig gelegenen Gegenden auf, wo stehende Gewässer die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses begünstigen. Jedes menschliche Wesen ist ihm feindlich, Tausende ziehen ihren Lebens-

*) Ueber die afrikanischen Jagden hat besonders der Letztere eine große Menge interessanter Bemerkungen und Schilderungen, welche er auch bildlich sehr lebhaft veranschaulicht. Man vergleiche seine „Missionsreisen und Forschungen in Südafrika," Leipzig 1858, Costenoble, zwei Bände, die reich mit Holzschnitten und Tondruckbildern ausgestattet sind.

unterhalt aus seiner Vernichtung, und doch ist er fortwährend in großer Menge vorhanden. Die Jagd auf dieses gigantische Thier ist für den Afrikaner ein feierliches Unternehmen von großer Bedeutung, und er wagt ein solches nicht, ohne sich vom Mganga, der ihn auch im Gebrauch der Waffen unterweist, mit den erforderlichen Zaubermitteln versehen zu haben. Der Speer zur Elephantenjagd hat einige Aehnlichkeit mit unseren Enterhaken, ist sechs Fuß lang und allemal mit einem Mpigi, Zauber, versehen, der aus zwei vermittelst eines Streifens Thierhaut zusammengebundenen Stückchen Holz besteht. Merkwürdig bleibt, daß die ostafrikanischen Jäger sich nicht auch auf das verstehen, was der Araber El Asr nennt, nämlich die Spur, das Aufspüren.

Gewöhnlich ziehen fünfzehn bis zwanzig Jäger gemeinschaftlich aus, nachdem sie eine ganze Woche lang gesungen nnd getrunken, getanzt und getrommelt haben. Inzwischen ziehen die Frauen im Gänsemarsch durch das Dorf und schlagen mit einem großen Stein auf die Dschembe, eiserne Hacke. Die Tänzer ahmen den schaukelnden Gang des Elephanten nach, indem sie den Oberleib hin und her wiegen und zwischendurch den Kopf so heftig zurückwerfen, daß man glauben sollte, der Halswirbel müsse brechen. Der weibliche Flügelmann, welcher den Gänsemarsch anführt, hält zwei Dschembe in einer Hand, paukt aber nicht auf dieselben los; sie hält an vor jedem arabischen Hause, macht widerwärtige Verrenkungen, schlenkert mit den Armen, kniet nieder und ahmt die Bewegungen verschiedener Thiere nach. Dann werden Glasperlen eingefordert, und nachdem solchergestalt die Hauptsache erledigt ist, begeben sich die schwarzen Damen zum Zechgelage, das vier oder fünf Stunden dauert. Nachher erscheinen sie wieder, in welchem Zustande, kann man sich denken. Der Tag wird mit einem wundersam grotesken Fackeltanze beschlossen. Diese Lustbarkeiten sollen wohl im Voraus als ein Trostmittel gelten, denn die Frau muß sich manchen Entbehrungen unterwerfen, so lange ihr Mann auf der Elephantenjagd bleibt. Sie darf weder gute Nahrung genießen, noch sich putzen oder räuchern; es ist ihr auch nicht gestattet, das Haus zu verlassen, und für jede Untreue würde sie schwere Züchtigung erfahren. Während die Weiber in ihrer Art und auf die oben geschilderte Weise fröhlich sind, tanzen und springen die Männer zur Musik der Trommel und anderer Instrumente. Um die Trommel stehen einige Elephantenschweife aufrecht.

Nun haben sich die Jäger gehörig angefeuchtet und können aufbrechen. Sie thun es früh am Morgen und nehmen brennende Fackeln mit sich, die sie vor den Mund halten, um nicht die Frühkälte einzuathmen und um in den Wäldern oder Gestrüppen sogleich Feuer bei der Hand zu haben. Diese Landstreicher werden manchmal Leuten gefährlich, die hinter einer Karawane zurückbleiben oder sich verirrt haben, namentlich in solchen Gegenden, wo Räuber und Mörder vor Strafe sicher sind. Jagdhütten kommen dann und wann vor, bei der Elephantenjagd nützen sie aber zu nichts, weil die Thiere in eine von ihnen abgeweidete Strecke in demselben Jahre nicht wieder zurückkommen. Beim afrikanischen Muinzi, dem Elephantenjäger, kommt es hauptsächlich darauf an, daß er ein Stück, welches er sich ausersehen hat, von der übrigen Heerde trennt und dann umzingeln läßt. Sobald die rechte Zeit gekommen ist, springt der Mganga auf, erhebt einen Schrei, wirft den Speer, und seine Gefährten thun ein Gleiches. Vergiftet sind die Waffen nicht, aber die vielen kleinen Wunden werden dem Elephanten verderblich. Man sollte meinen, daß das gehetzte Thier einen Versuch machen werde, den Kreis der doch wenig zahlreichen Verfolger zu durchbrechen, aber das ist nicht der Fall. Der Elephant zeigt seine bekannte Hartnäckigkeit und stürmt gegen einen Mann ein, der ihm ausweicht, während ein anderer Jäger von hinten kommt, laut kreischt und ihm den Speer ins Fleisch rennt. Der Elephant macht eine Wendung und verfolgt diesen Angreifer, und so geht es fort, bis ihm der Athem ausgeht und viel Blut aus seinen Adern gequollen ist. Dann erst sucht er zu entrinnen, aber gerade jetzt verdoppeln seine Feinde ihre Anstrengungen, und endlich sinkt das gewaltige Thier zu Boden. Die Sieger schreien, singen und tanzen um dasselbe herum und hauen ihm mit kleinen scharfen Aexten die Zähne aus, nehmen das Mark und verzehren dasselbe auf der Stelle. Nachdem sie sich dann auch mit dem Fett und den Gedärmen gütlich gethan haben, gehen sie mit den Zähnen heim; auf hohen Stangen tragen sie rohes Fleisch und nehmen auch wohl große Stücke Haut mit, um gelegentlich daraus einen Schild zu verfertigen.

Die Ostafrikaner sind im Waffengebrauch nicht so geübt als die Somal und Kafirs. Zwar sind die Mordgewehre in stetem Gebrauch, weil die Fehden kaum aufhören, aber in Ländern, wo der Ackerbau die Nahrungsmittel liefert, sind die Menschen von der Jagd nicht abhängig. Der Afrikaner trägt seine Waffe stets bei

sich und ist auch gar nichts ohne sie. Speer und Wurfspieß sind allgemein im Gebrauch; Bogen, Pfeile, Streitaxt, Keule und Dolch kommen nur bei einzelnen Stämmen vor; Muskete und Schwert findet man außerhalb der Küstengegenden nur bei Fremden. Der Schild ist nicht häufig. Lanzen, wie die Europäer, Indier und Araber sie führen, kennen die ostafrikanischen Schwarzen nicht, denn sie sind keine Reitervölker. Die tapfersten Stämme fechten am liebsten mit dem Speer, der sie in nahe Berührung mit dem Feinde bringt. Ein Kaffernhäuptling ließ einst ein Stück von den Wurfspeeren, Assagayen, seiner Krieger abbrechen, und gebot diesen, nur mit blutiger Waffe aus dem Streit heimzukommen. Nun konnten sie den Speer nicht aus weiter Ferne werfen, mußten Mann gegen Mann kämpfen und gewannen den Sieg.

Der Mkuki oder Farara, das heißt der Speer, hat ein langes schmales Blatt von Eisen; dieses ist so weich, daß man es mit den Fingern biegen kann, aber trotzdem versteht man die Schneide sehr scharf zu machen. Der Schaft dieser Waffe, welche selten zum Werfen, sondern vorzugsweise zum Stoßen gebraucht wird, ist sechs Fuß lang und wird aus einem Zweige des dunkelbraunen Mkole- oder des hellgelben Mtata-Baums verfertigt. Diese Hölzer haben ein dichtes Korn, sind zähe, biegsam und ohne Knoten. Man schält die Rinde ab und streckt den Zweig, welchen man zuvor in heiße Asche gelegt hat, kerzengerade. Nachher wird er mit einem Messer abgeschabt, mit Oel oder Fett eingerieben, damit er nicht brüchig werde, und mit Blättern des Mkubabaumes geglättet. Zum Schmuck wird er mit Messing oder Kupferdraht beflochten, auch wohl mit Zink oder Zinn belegt und unten mit einer Eisenspitze versehen, so daß man ihn bequem in die Erde stecken kann. Die nördlichen Wagogo, deren Nachbarn, die Wamasai, und einige andere Stämme haben schaufelartige Speerköpfe, die sich zum Werfen nicht eignen. Die besten Kriegswaffen werden in Karagwah verfertigt.

Den Kikuki, das heißt die Assagaye, den Wurfspieß, findet man bei den Warori und anderen kriegerischen Völkern, welche davon ein ganzes Bündel mit ins Gefecht nehmen; aber sie wissen sich dieser Waffe nicht mit so großer Geschicklichkeit zu bedienen, wie die Südafrikaner. Der Wurfspieß gleicht dem Stoßspeer, nur ist die Spitze leichter und oft auch ausgezackt; der Schaft ist nur vier Fuß lang und verjüngt sich bis zu der Dicke eines kleinen Fingers. Man legt ihn auf die flache Hand, giebt ihm eine schwin-

gende Bewegung, bis der Punkt des Gleichgewichts gefunden ist, und wirft ihn dann so, daß er seine Richtung durch einen Druck des Daumens und des Vorderfingers erhält. Hin und wieder besteht solch ein Wurfspeer völlig aus Eisen.

Ein guter Bogenschütze ist der Ostafrikaner; schon als kleiner Knabe zielt er mit Pfeilbolzen nach Kürbissen, und hält sich für einen Mann, wenn er Pfeile mit eiserner Spitze bekommt. Aber gerade die tapfersten Völker, die Wamasai und Wakuasi, die Warori und Watuta, bedienen sich des Bogens nicht, und die Somal überlassen ihn den Stämmen, welche sie als Knechte betrachten, den Midgans. Der ostafrikanische Bogen besteht aus einem einzigen Stück Holz, ist sehr steif, in gerader Richtung gemessen fünf Fuß lang, und wird mit derselben Sorgfalt verfertigt wie der Speer, auch in ähnlicher Weise verziert. Den Strang verfertigt man aus Haut, Därmen, Sehnen aus dem Nacken oder den Flechsen eines Ochsen, manchmal auch aus Baumfasern; er ist doppelt so lang als der Bogen selbst, da man das, was überlei ist, um die Enden wickelt, um dem Ganzen noch mehr Stärke zu geben. Beim Abschießen des Pfeiles schnellt man den Bogen, und läßt ihn nicht, wie in Europa, mit langem Zuge abfliegen. Die besten Bogen werden von den Stämmen am Rufidschiflusse verfertigt. Der Pfeil hat zwei Fuß Länge; der Schaft besteht aus irgend einem leichten Holz oder Rohr und ist nicht schwer genug; auf weiter als zwanzig Schritte kann man mit ihm eine Antilope nicht erlegen, und erst zwanzig solcher Pfeile bringen einen Stier zum Fallen. Wer ein Schießgewehr hat, fürchtet den Pfeil aus der Entfernung gar nicht, in der Nähe ist er dagegen gefährlich, weil der Bogenschütze mit seiner Waffe zehnmal schießen kann, während jener in derselben Zeit nur einmal zu feuern vermag. Glühende Pfeile sind unbekannt, vergiftete findet man nur bei den Wanika von Mombas, den Wazaramo, Wakhutu, den westlichen Wasagara und den Leuten von Uruwwa. Die Wazaramo und Wakhutu nennen die Pflanze, von welcher sie das Gift gewinnen, Mkandekande, wollten dieselbe jedoch nicht zeigen; nach ihrer Beschreibung ist sie eine Euphorbie. Der deutsche Reisende Werne sagt, daß die Stämme am Weißen Nil ihr Pfeilgift aus dem milchigen Saft einer Asclepias gewinnen, welche zwischen zwei Steinen ausgepreßt wird; nachher läßt man die Flüssigkeit stehen, damit sie sich verdicke. Livingstone erwähnt, daß die Buschmänner zu ihrem Pfeilgift die Ngawaraupe benützen und Wasser mit einer

Euphorbia arborescens vergiften; Andersson fand Euphorbia candelabrum bei den Owaherero und Berg-Damaras in Gebrauch. In Ostafrika thut man die Giftblätter in einen Topf und läßt sie über einem langsamen Feuer distilliren; sobald der Saft dick und klebe-rig geworden ist, streicht man ihn auf den Pfeil und reibt ihn mit der Hand ein. Der Theil unterhalb der Spitze erhält etwa, in der Länge von fünf Zoll, einen glänzend schwarzbraunen Ueberzug, der wie Pech aussieht. Die Leute fürchten sich sehr vor dem Pfeilgifte, waschen allemal ihre Hände, nachdem sie dasselbe berührt haben, und behaupten, ein Mensch oder Thier müsse sterben, ehe eine Viertelstunde nach dem Pfeilschuß vergangen sei. In Betreff der Wirkung der Gifte übertreiben indeß die Barbaren; jenes Pfeilgift wirkt eben nicht stärker als das bei den Somal, wie ein allerdings nicht schwaches Betäubungsmittel, und ist wohl nur selten tödtlich.

Dieser leichte Pfeil wird befiedert; es giebt aber auch solche mit einer Doppelspitze und Bolzen zum Vogelschießen. Der Schütz drückt nicht ab, bevor er etwas Staub in die Luft geworfen hat, nicht um zu sehen, woher der Wind kommt, sondern um sich gut Glück zu verschaffen. Aehnlich verfahren die Thibetaner, wenn sie ein Gewehr abfeuern. Den Köcher, Rouga, bildet ein hübsch verzierter Kasten aus Rinde; in einer langen Abtheilung stecken die vergifteten, in einer kürzern die unvergifteten Pfeile.

Die Keule, Rungu, finden wir in Afrika vom Vorgebirge der Guten Hoffnung bis hinauf zu den Somal im Norden des Aequator, aber die Gestalt derselben wechselt fast in jedem Bezirk; sie ist lang oder rund, oval oder unregelmäßig, und manchmal ist die eine Seite geschärft. Man nimmt dazu sehr hartes Holz und gewöhnlich nur ein einziges Stück. Zuweilen setzt man einen Knopf auf den Griff und befestigt auf jenen eine Speerspitze. Der Griff ist in der Regel nur zwei Fuß lang. Die Wanyamwezi sieht man fast nie ohne diese Waffe; sie tragen dieselbe auch auf der Jagd und im Kampfe gegen Bogenschützen. Die Kaffern benützen den Handgriff der Keule, um Löcher für Pflanzen in die Erde zu machen, die Ostafrikaner nicht.

Die Gestalt des Dolches, Sime, ist fast bei jedem Stamme eine andere. Die Wahumba oder Wamasai haben zwei Finger breite, vier Fuß lange Klingen mit langem, rundem Griff ohne Querstange; das Eisen ist vortrefflich. Bei den Wasegura und Wagogo gleichen die Messer jenen der Somal; bei manchen Völkern ist die Klinge

drei und einen Fünftel Fuß lang, und steckt zur Hälfte in einer ledernen Scheide. Insgemein trägt man sie jedoch nicht so groß; der Dolch ist immer gerade, zugespitzt, zweischneidig oder ausgezackt. In den Gegenden am Tanganyika-See werden viele Dolche von verschiedener Größe verfertigt und nach auswärts verkauft; die kleinsten sind nur fingerlang.

An eben diesem Tanganyika bedient man sich auch der Schoka, Streitaxt, deren Klinge dreieckig und etwas länger und dünner ist als bei der gewöhnlichen Axt. Die Wavinza verfertigen sechs Fuß lange, zwei Fuß breite Schilde aus Flechtwerk, welche an jene der südlichen Kaffern erinnern; die Waungu führen große Setztartschen aus Ochsenhaut. Burton meint, der Schild wäre wohl in allgemeinern Gebrauch gekommen, wenn nicht das Leder von dem sehr feuchten Klima so sehr angegriffen würde; auf der Wanderung sei er ohnehin lästig, weil man ihn auf dem Kopfe tragen müsse, damit das feuchte Gras ihn nicht anstreife. Diese Annahme scheint uns nicht zutreffend.

Man ist so unbesonnen gewesen, den Wasegura und anderen Küstenvölkern Feuerwaffen zu verkaufen. Sie benützen dieselben, um die Karawanen zu belästigen, ihre schwächeren Nachbarn zu überfallen und Menschenraub zu treiben. Ein deutsches Handelshaus in Zanzibar soll im Laufe eines Jahres nicht weniger als dreizehn tausend alte Towermusketen verkauft haben. Die Schwarzen nehmen am liebsten Gewehre, welche aus Hamburg oder Amerika kommen, und bezahlen dieselben mit vier Dollars, die französischen gelten nur vierthalb Dollars. Im Innern sind glücklicherweise die Musketen noch nicht häufig, weil die Araber sich hüten den Barbaren solche Waffen in die Hand zu geben. In Unyamwezi ist eine alte Muskete ein stattliches Geschenk für einen Häuptling, und die mächtigsten Herrscher haben nicht mehr als drei Stück. Das Pulver kommt von Zanzibar in Fäßchen von 10 bis 25 Pfund und hat amerikanisches Märk; die Qualität ist schlecht und verschlämmt den Lauf schon nach wenigen Schüssen. In Zanzibar wechselt der Preis für das kleine Faß zwischen vierthalb und sieben Dollars; an der Küste wird solches mit sieben bis zehn Dollars bezahlt; in Unyamwezi giebt man für das Pulver Sklaven und Elfenbein.

Schwerter werden in Ostafrika nur von Fremden getragen, denn die Wasawahili und die Sklavenfaktoren ziehen den Kittareh vor, einen krummen Säbel, der in Oman oder in Hadramaut verfertigt

wird; in Ermangelung eines solchen haben sie wohl einen alten deutschen Reitersäbel. Die Araber betrachten ihren Ferendschi als eine Auszeichnung; diese Waffe ist gerade, dünn, an beiden Ecken scharf, vier Fuß lang und wird mit beiden Händen geführt; man bezahlt sie je nach der Eigenschaft von zehn bis zu einhundert Dollars.

Dem Schwarzen mangelt alle Anlage zu mechanischen Fertigkeiten und seine Industrie geht nicht weit über die Gränzen jener hinaus, die wir bei ganz wilden Völkern finden. Im Innern wächst sehr viel Baumwolle und doch ist der Webstuhl der Wanyamwezi völlig roh; die Verarbeitung des Eisens und Kupfers finden wir nur bei den Wasyoma und den Stämmen am See; an die Stelle des Töpfergeschirres tritt noch häufig der Kürbis. Matten, Körbe, Seile und dergleichen nothwendige Sachen kann jedes barbarische Volk bereiten. Das Zimmergewerk ist noch in den ersten rohen Anfängen und man kennt die Säge nicht. Der Ostafrikaner höhlt einen Baumstamm aus und verwandelt ihn in einen Kahn; er verfertigt in ähnlicher Weise Näpfe, Mörser, Schüsseln, Löffel, Stühle und dergleichen mehr. Er ringelt einen Baum, schält die Rinde ab, und fällt ihn durch Feuer oder mit der Axt; dann spaltet er ihn der Länge nach, so wie er die Stücke gerade braucht, und beginnt dann ein mühsames Hauen und Hacken mit der Schoka, einer kleinen Axt, die nur etwa ein Fünftel so groß ist wie unsere gewöhnlichen Aexte. Im Innern kennt man auch ein Krummbeil, Mzibo; aber von einer Handsäge, einem Bohreisen oder einem Meißel haben nur allein die Fundi einen Begriff und die Sklaven, welche an der Küste verweilten.

Die Baumwolle wird mit der Hand ausgekörnt und dann zu einem groben Zwirn versponnen. Der Spinnrocken ist unbekannt; man dreht die Baumwolle zu einer Art Zwirn und windet diese um den linken Arm. Die Mlawi oder Spindel ist entweder ein kurzer Stab, welchen man durch das Loch eines Bleiklumpens oder eines Stücks von gebranntem Thon steckt, oder ein dünner Stecken von $1^1/_5$ Fuß Länge, der sich am obern Ende halbmondförmig biegt, und an welchem ein eiserner Haken zum Halten des Drahtes befindlich ist. Der Utanda oder Webstuhl ist von dem in Westafrika, welcher senkrecht steht, verschieden; zwei etwa zwölf Fuß lange Seitenstangen werden an den Enden von vier anderen gestützt und winkelförmig gestellt, so daß der Weber seine

Arbeit im Stehen verrichten kann; das Gestell wird durch zwei Querstäbe vervollständigt, um welche der doppelte Faden der Kette, des Zettels, welcher längs läuft, befestigt wird. Solch ein Gewebe ist fünf bis sechs Fuß lang und zwei bis drei Fuß breit; der Einschlag oder Querfaden wird vermittelst zweier oder dreier dünnen Stäbe, der Spindeln, eingeschossen, um welche das weiße oder gefärbte Garn gewunden ist. Der Zettel ist doppelt und die eine Fadenreihe wird von der andern durch einen Holzstab getrennt, so daß jene Spindeln hindurchgeschossen und mit der andern Hand aufgefangen werden können. Mit einem andern Brett oder einer Latte, die aber breiter und flacher ist als die übrigen, werden die Fäden geschlagen, damit sie dicht aneinander liegen. Der Weber arbeitet höchstens drei Stunden am Tage, und bedarf einer vollen Woche, um ein Stück Zeug fertig zu machen. Die Wahl der Muster beweist Geschmack; sie sind manchmal viereckig, abwechselnd schwarz und weiß, oder schwarze Streifen wechseln auf weißem Grunde mit rothem ab; die Linien macht man in der Mitte gewöhnlich breit, nach den Seiten hin werden sie dann schmäler; das Gewebe ähnelt dem von unserer Sackleinwand. Dunkle Farbe erhält man aus dem Safte des Mzimabaumes; durch ihn wird das Zeug dunkelbraun; dann steckt man es ein paar Tage lang in den vegetabilischen Schlamm der Teiche oder Sümpfe, und es bekommt dann eine Maulbeerfarbe. (Aehnlich verfahren die Bauern im Lüneburgischen, und in der Umgegend von Celle; sie stecken die von ihnen gewebten Zeuge, Beiderwand genannt, weil sie aus Wolle und Leinen bestehen, in den Schlamm der Torfmoore, um eine dauerhafte braune Farbe zu erzielen.) Krapproth liefert die abgekochte Wurzel und Rinde des Strauches Mdaa; Okerfarbe gewinnen sie aus dem rothen Stoffe der Durrablätter. Alle Zeuge sind mit einer Franse versehen, denn diese ist in Ostafrika geradezu unentbehrlich. Die Frauen haben mit dem Weben und Färben nichts zu schaffen.

Dieses Zeug ist ein klägliches Machwerk; das lose Gewebe läßt Wind und Regen durch; trocken erscheint es rauh und unangenehm, wenn naß, wird es bald wie Leder; gebleicht wird es niemals. Die Araber sagen, man tauche das Garn in Stärke, um dem Gewebe ein festeres Ansehen zu geben; aber diese Zubereitung verschwindet nach dem ersten Regen oder Waschen, und das Zeug läuft so sehr ein, daß man es an Pflöcken ausspannen muß; man kennt nicht das richtige Verhältniß zwischen Kette und Einschlag,

und die halbwilde Baumwolle taugt nicht viel. Für sechs Fuß amerikanischer Domestics erhält man das größte Stück solchen Zeuges, welchem auch die Eingeborenen fremde Fabrikate vorziehen.

Eisen gewinnt man als Muttererz, Utundwe, an den Abhängen niedriger Sandsteinhügel. Die Leute schlagen Schachte von ein paar Ellen Tiefe und finden was sie suchen; pisolithhaltiges Eisen kommt in der Küstengegend häufig vor, wird aber nicht verarbeitet. Die Kunst des Mhesi oder Schmiedes ist noch in der Kindheit. Man bringt ihm das Erz unter seinen Schuppen, wo sich der Schmelzofen befindet, nämlich ein mit Holzkohlen angefülltes Loch, in welches man das Utundwe wirft und mit einer zweiten Lage Kohlen überdeckt. Gebläse erhält man durch einen Makkukutu. Dieser Blasebalg besteht aus zwei Trögen von sechs Zoll Durchmesser (s. die Abbildg. S. 331). Man schmilzt das Eisen mehrmals durch, bis es rein ist; aber das Härten versteht man nicht. Statt des Hammers und Amboses bedient man sich einiger Steine. Mit so einfachen Werkzeugen und Hülfsmitteln liefert der ostafrikanische Schwarze Speere, Assagayen, Pfeilspitzen, Streitäxte, Beile, Messer, Dolche, Sicheln, Scheermesser, Ringe und Sambo d. h. Kreise von Draht. Die Kinda ist eine große Glocke, welche der Elfenbeinträger unterwegs an den Elephantenzahn hängt; eine kleinere Glocke, Kengere oder Kiugi, befestigt er am Beine. Bei einigen Stämmen werden Tabakspfeifen mit eisernen Röhren und Köpfen verfertigt, und der Raucher macht sich kleine Zangen, welche, seltsamer Weise, den civilisirteren Leuten in Zanzibar nicht einmal dem Namen nach bekannt sind.

Kupfer findet man in diesen Gegenden Afrikas nicht, aber aus dem Lande des Kasembe kommt eine Sorte nach Udschidschi und manchmal bis an die Küste; sie ist roth, schwer, weich, glänzend, und kann mit dem japanischen Kupfer verglichen werden. Man verkauft dieses Metall in Stangen von einem bis zwei Fuß Länge; in Udschidschi ist es billig, denn vier bis fünf Pfund werden mit zwei Doti, ungefähr vier Dollars, bezahlt. Gediegenes Kupfer kommt also eben so hoch zu stehen, wie das aus Europa eingeführte. Die Schwarzen verfertigen daraus Gehstöcke, welche auch von Frauen getragen werden; sie verzieren damit Speere, Bogen, Keulen und andere Gegenstände.

Die Töpferkunst hat noch keine Fortschritte gemacht, und die Töpferscheibe kennt man nicht. Der graubraune Thon liegt in

Flußbetten; er wird geknetet, auf einem Steine trocken gerieben, gepulvert und gereinigt. Nachher bereitet man aus ihm eine dicke Masse und dieser giebt der Arbeiter mit seinen Händen die erforderliche Gestalt. Sobald das Gefäß getrocknet ist, legt er wieder Thon auf und so fort, bis er die gehörige Dicke hervorgebracht hat. Dann verziert er sein Machwerk, und stellt auf einmal sechs bis acht Töpfe in brennendes Gras, weil sie in Holzfeuer springen würden; natürlich bleiben sie bei einer solchen Zubereitung halbroh. Gewöhnlich bekommen sie so eine Rußfarbe, in Usagara aber, wo der Thon stark eisenhaltig ist, werden sie roth. Ein gewandter Arbeiter bringt in einem Tage vier bis fünf solcher Töpfe zu Stande. Sie überraschen durch ihre regelmäßigen und manchmal recht anmuthigen Formen (s. S. 331). Die besten verfertigt man in Udschidschi, Karagwah und Ugunda; die von Unyamwezi sind nicht so gut, und in Zanzibar ist der Thon sehr schlecht. Manche gleichen den verglaseten Krügen der alten Aegypter. Das größte Gefäß heißt Ukango, und ist eine Art Faß, in welchem man Getränke gähren läßt; Mtungi, ein Gefäß zum Aufbewahren des Wassers, hat einen engen, kurzen Hals, ist unten rund und kann auf dem Kopfe getragen werden; der Kochtopf, Schungu, hat dagegen eine sehr weite Oeffnung. Mkungu ist eine flache Schale. In Udschidschi und am See macht man auch kleine Gefäße mit oder ohne Schnauze oder, wie die Niedersachsen sagen, Tille.

Töpfergefäße sind verhältnißmäßig theuer, man behilft sich deshalb wo immer möglich mit dem Bugu, Flaschenkürbis, welchen die Schwarzen so zu ziehen wissen, daß er sehr mannigfaltige Formen annimmt; auch wird er mit Farben, mit Draht und Messingstiften verziert, und die Muster sind oft recht hübsch; Sprünge werden sorgfältig ausgebessert. Die größeren Kalebassen verwendet man als Schöpfeimer, Wassertöpfe, Reiseflaschen, Butterfässer, Resonanzböden an musikalischen Werkzeugen, auch wohl zu Wasserpfeifen; aus den kleineren verfertigt man Schnupftabaksdosen, Arzneikästen und Salbebüchsen.

Auf das Herstellen von Pfeifenköpfen versteht sich der Ostafrikaner ganz vortrefflich; er hat zweierlei Arten. Die eine bereitet er aus einem weichen Steine, wahrscheinlich Steatit, der in Usonga, bei Utumbara und auf der Straße nach Karagwah gefunden wird; sie ist aber nicht häufig und ein solcher Steinkopf ist zehnmal mehr werth als ein Kopf aus Thon; der letztere wird sehr leicht unten

an der Röhre, dicht am Kopfe, brüchig, und man umwickelt deshalb diese Stelle mit Draht. Die Pfeifen in Unyamwezi sehen recht hübsch aus; die Köpfe laufen nach unten hin spitz zu; in Udschidschi sind sie sehr klein, rundlich und flach. Die Leute von Uvira verwenden sehr viel Sorgfalt auf ihre Mtemba; der Kopf ist inwendig schwarz, auswendig grauweiß und roth verziert mit Crocus Martis. Bhang, Hanf, wird allemal aus einer Wasserpfeife geraucht, Tabak zuweilen; der Kopf an einer solchen ist groß, und kann wenigstens ein halbes Pfund fassen. Das Rohr der gewöhnlichen Tabakspfeife hat 1$^1/_2$ Fuß Länge und besteht fast immer aus einem ausgehöhlten Zweige des Melewelebaums, welchen man mit einem glühenden Draht ausbohrt, und mit Wachs und einem Drahtüberzuge luftdicht macht. Röhre von Eisen oder Messing sind selten, und werden sehr hoch gehalten.

Eine Lieblingsbeschäftigung für Leute jeden Alters und Geschlechtes besteht in Korbmachen und Mattenflechten; selbst Araber befassen sich damit, während doch in ihrem heimathlichen Oman eine solche Arbeit dem Manne nicht anstehen würde. Der gewöhnliche Korb, Sengo, ist von der Küste bis zum See ein flaches Geräth, offen, platt, etwa wie eine Pfanne; zumeist verfertigt man ihn aus Bambusrinde, Muanzi, welche vermittelst des Saftes von der Wurzel des Mkurutibaumes schwarz, mit anderen Stoffen auch wohl roth gefärbt wird. Das Geflecht ist sehr hübsch, und der Henkel, an welchem man den Korb trägt, ist gleichfalls sehr sorgfältig gearbeitet. Kanda, in der Mehrzahl Makanda, dient als Matte in der Hütte, auch macht man Beutel und Säcke daraus. Den Stoff dazu nimmt man von der Myara, (Zwergpalme, Chamaerops humilis); das Blatt wird abgeschält, in der Sonne getrocknet, in fünf oder sechs Streifen zertheilt, zurecht gemacht und dann geflochten. Die Karagwah dient als Fußteppich und zum Zudecken; durch Nässe schwellt sie auf und läßt dann weder Thau noch Regen durch. Man bereitet sie aus Binsen oder aus Gras, und die beste Art Matte, Mkeke genannt, kommt aus Zanzibar und von der Küste, wo man sie aus den jungen Zweigen der Ukhindu oder Brab flicht. Das Stück kostet vier Dollars, und Frauen, welche eine solche Matte verfertigen können, thun sich viel darauf zu Gute. Bei den Stämmen im Küstenlande dürfen nur die Häuptlinge auf dergleichen Teppichen Platz nehmen; im Innern, wo die Matten von Sklaven zum Verkauf umhergetragen werden, ist das nicht der Fall. Aus

dem Brab macht man auch hübsche Durchschläge zum Durchseihen und Reinigen des Honigs und des Pombe. Der Fischernetze ist schon bei der Beschreibung des Tanganyika-Sees erwähnt worden; das Luavo, Handnetz, hat weite Maschen, wird an zwei in den Boden gesteckten Stangen ausgespannt, und dann treibt man die Fische hinein.

Bast, Rinden und Faserstoffe sind in Menge vorhanden und wohlfeil zu haben, an der Küste benützt man vorzugsweise die Fasern der Ananas, im Innern jene vom Pisang, von den Kalabassen- und dem Myombobaume. Man könnte aus allen ein recht gutes Fabrikat herstellen, aber das verstehen die Afrikaner nicht. Sie quetschen oder kauen die Rinde, spinnen aber die Faser nicht, sondern drehen sie in der Hand zusammen, und bringen in einer halben Stunde ein großes Seil fertig, das freilich bald reißt, und nicht viel angestrengt werden darf. Eine feine seidenartige Schnur, die man zum Fischfang gebraucht, wird aus aloëartigen Pflanzen bereitet, die bei den Eingeborenen, den Wasawaheli, Mkonge, bei den Arabern Bag, Masad und Kideh heißen. Der Somali nennt sie Hig oder Haskul; sie wächst auch im dürftigsten Boden, kann nicht abgebrannt werden, und die Gegenden, in welchen sie wuchert, sind der Stacheln wegen für Vieh und Menschen unzugängig. Lunten für die Luntenflinten bereitet man in Zanzibar aus Baumwolle, im Innern aus Kalabassenfasern.

Viele Krankheiten der civilisirten Völker sind den Ostafrikanern unbekannt. Dagegen kommen Fieber in verschiedenen Formen und Abstufungen häufig vor. Von den einheimischen Plagen sind die Blattern am gefährlichsten, denn sie verbreiten sich ohne körperliche Berührung und durchwüthen manchmal wie ein Todessturm weit und breit das Land. Seit Jahren haben sie aus der arabischen Niederlassung zu Kazeh nicht weichen wollen, und als Burton und Speke dort ankamen, erfuhren sie, daß kurz vorher in einem Monat von achthundert Sklaven etwa fünfzig an den Pocken gestorben waren. Schon früher ist einmal darauf hingewiesen worden, wie viele der halbverhungerten und mit schwerer Last überbürdeten Karawanenträger von den Blattern hinweggerafft werden. Man hat gesehen, daß zwanzig und mehr dieser Leute, zugleich von der gräßlichen Krankheit ergriffen, halbblind und fast ohne Bewußtsein auf dem Wege fortstolperten und hin und her schwankten. Die Araber haben eine Art von Impfung eingeführt, die in Südafrika von

Alters her bekannt ist, sie machen nämlich einen Einschnitt über der Nase zwischen den Augenbrauen und bringen dort die Impfe ins Blut. Heilmittel gegen die Pocken kennt man nicht. Eine mildere Form, Schurua, gleicht unseren europäischen Windpocken; gegen diese wendet man Kaltwasserbäder an, und beschmiert den ganzen Leib mit Okererde. Als die arabischen Kaufleute aus Unyanyembe zuerst nach Karagwah kamen, richtete dort die Pest, Taun, große Verheerungen an. Bei dieser Krankheit zeigten sich Bubonen unter den Achselhöhlen, brennender Durst und rascher Verlauf, also baldiger Tod. Auf der Insel Zanzibar und an der Küste war im Anfange des Jahres 1859 die Cholera sehr heftig, sie reichte von Maskat und Ostarabien bis ins afrikanische Gestadeland, drang aber nicht ins Innere vor.

Die Fremden leiden in Ostafrika an Durchfällen und anderen Störungen, welche das Fieber im Gefolge hat; wenige bleiben frei von Hämorrhoiden, die auch in Aegypten eine Plage sind, und in Unyamwezi sind mit ihnen Koliken und Nabelschmerzen verbunden. Durch die kalten Winde entstehen Rheumatismen und rheumatische Fieber oder Influenza, und beim Zuge durch das Hochland müssen die Karawanenleute auf Entzündung der Lungen und des Brustfells gefaßt sein. Indische und arabische Ansiedler an der Küste bekommen weiße Aussatzflecken auf der Haut und wenden dagegen verschiedene Salben an. Im Innern wird der Reisende vom Scharbock auch dann heimgesucht, wenn er vollauf Gemüse und frisches Fleisch hat und nasse Kälte vermeidet. Man hat am obern Nil dasselbe bemerkt; selbst in den trockenen Gegenden westwärts vom Rothen Meere sind Europäer vom Scorbut ergriffen worden, und den portugiesischen Offizieren, welche Usinda im Kasembe-Gebiet erforschten, ist es nicht besser ergangen.

Unter den Eingeborenen sind Nabelbrüche und Vorfälle sehr gemein; den letzteren behandelt man mit gepulvertem Bhang, (Hanf,) der mit Ghibutter versetzt wird. Auch der Kihindu-hindu, arabisch Sara, der fallenden Sucht, sind sie unterworfen; ihrer Behauptung zu Folge läßt sie sich durch Mark aus Rhinocerosbeinen heilen. Unter den verschiedenen Anfällen und Zuckungen fürchten sie am meisten die Kichyoma chioma, d. h. das „kleine Eisen.“ Der Ausdruck bezeichnet sehr gut die schmerzhaften Krämpfe, Stiche und das Gliederreißen; an dieser Krankheit sterben viele, und man hält die Unglücklichen für besessen. Wahnsinn und Blödsinn kommen nicht selten

vor; man sagt, der Kranke „hat Feinde", ana wazimo. Daß viele Leute an schwachen Augen leiden, kann bei dem Rauch in den Hütten, dem grellen Sonnenschein, der Feuchtigkeit und so manchen Ausschweifungen nicht auffallen; auch acute Augenkrankheiten sind häufig.

An niedrig gelegenen ungesunden Stellen entstehen in Folge plötzlich unterbrochenen Schweißes Abschuppungen der Haut, Geschwülste und überhaupt Hautkrankheiten. Von der schrecklichen Kidonda in den Küstengegenden und dem Hautjucken in Udschidschi ist schon früher die Rede gewesen. Als Schokea bezeichnet man ein Gerstenkorn am obern Augenlid; die Funza soll vom Stich einer großen Fliege herrühren, ist anfangs eine kleine rothe Geschwulst, die nach einiger Zeit aufgeht, und dann kommt ein halbzoll langer Wurm zum Vorschein. Kumri sind gewöhnliche Eiterbeulen, P'hambazi bösartige Geschwüre, welche tiefe, verfärbte Narben zurücklassen; in manchen Fällen geht dadurch ein Glied verloren. Gegen die meisten dieser Krankheiten wird Zinkspath, Tutiya oder Murturu, als sicheres Heilmittel betrachtet.

Bei diesen der Ausschweifung ergebenen Ostafrikanern, die mit der Halbcivilisation in Berührung gerathen sind, hat sich die Lustseuche von der Insel Zanzibar bis Udschidschi und bis ins Herz von Afrika verbreitet. Die Eingeborenen und die Araber behaupten steif und fest, und bringen viele Beweise dafür bei, daß diese Krankheit sich ohne persönliche Berührung weiter verbreite. Sie verendet aber und hat noch nicht so tiefe Wurzeln geschlagen, wie unter den Nordamerikanern und den Bewohnern der Südseeinseln. Außer Zinkspath kennt man keine mineralischen Arzneimittel. Aus den schwächeren Formen der Lustseuche macht man sich nicht viel, weil sie einfachen Mitteln weichen, aber sie haben oft Harnröhrenverengerung, Blasenentzündung, chronische Nierenkrankheiten und auch Rheumatismen im Gefolge.

Mit vielerlei Heilmitteln giebt man sich nicht ab. Als Abführmittel giebt man die Rinde vom Baume Kalakala in einem Brei; unter den Brechmitteln sind einige so stark, daß die Araber sie nicht vertragen können. Nur selten greift man zum Ausbrennen einer Wunde, sondern beschüttet sie lieber mit Galmeipulver; der Kranke erleidet großen Schmerz dabei, und heult vierundzwanzig Stunden. Man läßt sehr oft zur Ader und bedient sich zum Schröpfen der Cucurbita cruenta. Erst wird die Haut mit einem Scheermesser

oder Dolche durch Abschaben gereizt, und dann setzt man ein Horn auf. Schlangenbisse sind nicht tödtlich; man schneidet die verwundete Stelle aus. Verrenkungen einzurücken versteht man nicht, eben so wenig das Schienen gebrochener Glieder.

Der Mganga oder Medicinmann ist in seiner Eigenschaft als Doctor eine sehr wichtige Person. Er tritt mit großer Würde in die Hütte des Kranken, fettbeschmiert, mit einem Antilopenhorn, einem Halsbande von Muscheln, und nimmt mit ernster Miene auf einem dreibeinigen Stuhle Platz. Da natürlich ein böser Geist schuld an der Krankheit ist, so braucht der Doctor sich gar nicht um die Ursache zu bemühen; er bedarf keiner Diagnose, sondern verordnet sogleich etwas Genießbares für sich selber, je nach dem Wohlstande des Leidenden, von einer Maaß Getreide bis zu einem Stück Rindvieh. Er läßt eine Ziege schlachten, und nimmt für sich das Bruſttheil als Handgeld, und dann erst wird über seine Gebühren unterhandelt, die allemal vorausbezahlt werden müssen. Nachdem somit das Wichtigste in Ordnung gebracht worden ist, richtet der Doctor einige Fragen an den Kranken. Daß dieser Gift bekommen habe, wird allemal als unumstößlich angenommen, und als Heilmittel wird um den krankhaften Theil ein Zauber gebunden. In leichteren Krankheiten, z. B. beim Fieber, läßt der Mganga sich so weit herab, ein Mittel zum Niesen zu geben, und den Kopf mit einem andern Pulver einzureiben. Wirken seine Mittel zu stark oder gar nicht, so macht er sich aus dem Staube, und vergißt am andern Tage um so mehr das Wiederkommen, da er den Erlös seiner Bemühungen in starkes Getränk umsetzt und sich eine Güte thut. Uebrigens mag noch bemerkt werden, daß in Ostafrika viele Frauen sich mit der Heilung Kranker befassen.

Sechszehntes Kapitel.

Charakter und Religion der Ostafrikaner. — Regierung und Sklaven.

Dem Psychologen bietet Ostafrika ein ausgedehntes Feld für die Beobachtung. Dort findet er den Geist des Menschen noch in den Anfängen und der materiellen Natur und deren Wirkungen dermaßen unterworfen und von denselben so abhängig, daß er sich weder fortentwickelt noch zurückschreitet. Man könnte fast in Versuchung gerathen, diesen Menschen eher wie eine Ausartung civilisirter Geschöpfe zu betrachten, denn als einen Wilden, welcher den ersten Schritt vorwärts thut, wenn er nicht offenbar für jede Weiterentwickelung unfähig wäre. Ihm fehlt der Ring vom ächten Metall; in ihm ist kein so reiches und volles Wesen wie etwa im Neuseeländer, den man (— bis auf einen gewissen Grad —) erziehen und ausbilden kann. Er scheint einer jener kindischen Racen anzugehören, die sich nie bis zum Mann emporheben, und wie abgenützte Glieder aus der großen Kette der beseelten Natur herausfallen. In ihm vereinigt sich die Unfähigkeit des Kindes mit der Unbiegsamkeit des Alters, die Unzulänglichkeit des Kindes und die Leichtgläubigkeit der Jugend mit dem Skepticismus der Erwachsenen und der Steifnackigkeit des Alters, das am Ueberkommenen klebt. Er hat Meer, Seen, und wohnt in einem vielbesuchten Lande; seit Jahrhunderten steht er in unmittelbarem Verkehr mit den weiter entwickelten An-

wohnern der Ostküste, und jeder hat wenigstens Araber, wenn auch nicht gerade Europäer gesehen. Und doch ist er vor der Schwelle des Fortschrittes stehen geblieben; bei ihm ist keine höhere und mannigfaltigere Stufe der Einsicht zum Vorschein gekommen. Selbst die einfachen Wahrheiten des Islam haben keinen Eindruck gemacht auf diese Menschen, welche zwar denken können, aber alles Denken hassen, weil sie sich vollauf damit beschäftigen, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; er ist in den Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren gebannt und kann darüber nicht hinaus; auch will und mag er sich lediglich nur mit dem Augenblicke, mit der Gegenwart beschäftigen. Gedächtniß und Phantasie fehlen ihm.

Dieser Ostafrikaner erscheint, wie andere Barbaren auch, als ein seltsames Gemenge von Gutem und Bösem; aber das schlimme Element ist sorgfältig gepflegt worden, das gute gar nicht. Im Allgemeinen kann man als Regel annehmen, daß der civilisirte Mensch, der höchste Typus, dem Antriebe der Verstandeskraft, der Vernunft, gehorcht; der Halbcivilisirte (z. B. die großen Völker im Osten) läßt sich von Gefühlen, Wallungen und Neigungen in einer für uns oft unbegreiflichen Weise bestimmen; der Barbar erscheint als Sklav des äußern Antriebes, der Leidenschaft und des Instinctes, die alle nur äußerst schwach vom Gefühl beeinflußt werden; er hat ganz und gar keinen Begriff von geistiger Zucht. Dem höher gebildeten Menschen erscheint er als ein der Vernunft abgekehrtes Geschöpf, ein Geschöpf, in welchem keine Logik ist, eine Masse von lauter Widersprüchen. Seine Wege sind nicht unsere Wege, seine Vernunft ist nicht wie unsere Vernunft. Er leitet Wirkungen aus Ursachen ab, die wir nicht kennen, er erreicht seine Zwecke und Ziele durch Mittel und Wege, für welche wir kein Verständniß haben; seine Kunstgriffe und sein ganzes Verfahren sind so einfältig und ohne alle Folgerichtigkeit, daß sie uns gerade dadurch überraschen verächtlich erscheinen. Diese Schwarzen sind gutmüthig und hartherzig, suchen leicht Streit und sind doch wieder vorsichtig und bedachtsam; in diesem Augenblicke zeigen sie ein gewisses Wohlwollen, und gleich nachher benehmen sie sich grausam, heftig und erbarmungslos. Sie sind abergläubig und doch ohne Ehrerbietung, gesellig und doch ohne Zuneigung, tapfer und feig, sklavisch und unterdrückend, hartnäckig und doch wieder unbeständig, Wechsel und Veränderung liebend; in gewisser Beziehung haben sie eine Art Begriff von Ehre, aber

Rechtschaffenheit in Wort und That kennen sie nicht; sie legen großen Werth auf das Leben und doch kommt sehr häufig Selbstmord vor: sie sind habgierig und knickerig, unbedachtsam und ohne alle Voraussicht, haben eine Art Ahnung, daß sie niedrig stehen, aber der Verbesserung, der Weiterentwickelung und des Fortschreitens sind sie unfähig. Dieser Schwarze ist ein Embryo von zwei höheren Rassen geblieben, dem Europäer, dessen Geist thätig und gegenständlich, analytisch und perceptiv ist, und dem idealen, subjectiven, synthetischen und reflectiven Araber. Er hat viel von den schlechten Merkmalen der niedriger organisirten Typen des Ostens, nämlich geistige Versumpfung, körperliche Trägheit, unentwickelte Moralität, Aberglauben und kindische Leidenschaft.

Der civilisirte Mensch trachtet dahin, seine Selbstsucht zu verdecken, bei diesem Barbaren tritt sie dagegen ganz offen hervor. Dankbarkeit kennt er nicht, wer ihm eine Wohlthat erzeigt, wird für schwach gehalten, ihm ist die Hand, von welcher er Futter erhält, ganz gleichgültig. Ueber den Tod eines Verwandten oder Kindes klagt er vielleicht am Abend, aber am andern Morgen denkt er nicht mehr daran. Gastfreundschaft übt er nur, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, und seine erste Frage bleibt allemal: Was willst du mir geben? Einem Fremden, der ins Dorf kommt, wird die allerschlechteste Hütte angewiesen, und wenn er sich beklagt, entgegnet man ihm, draußen sei ja Platz genug. Sein Wirth verlangt für Alles, was er giebt und gewährt, sogleich Vorausbezahlung; ohne diese kann man Hungers sterben, wenn auch ringsum Lebensmittel vollauf wären. Es gäbe für den Fremden keine Sicherheit, wenn er nicht das Schießgewehr hätte, und wenigstens die Häuptlinge die Nothwendigkeit von Handel und Verkehr einigermaßen begriffen; deshalb nehmen sie den Kaufmann unter ihren Schutz. Der Handel bringt Vortheile, von anderen Fremden erwartet man dergleichen nicht, und behandelt sie deshalb mit weniger Rücksicht. Der Schwarze verweigert einem verschmachtenden Mann einen Trunk Wasser, wenn er auch Ueberfluß daran hat; er wird keine Hand ausstrecken, um die Waaren eines Andern zu bergen, wenn auch tausende dabei verloren gingen. Was geht ihm das an? Aber er gebärdet sich lächerlich heftig, wenn ihm selber ein zerlumptes Stück Zeug oder ein lahmer Sklav abhanden kommt. Er ist geizig und karg auch dann, wenn etwas ihm Vergnügen macht; seine Köter liebt er mindestens eben so sehr wie seine Kinder, aber er giebt

diesen Hunden nur selten ein wenig zu fressen, und kann nicht begreifen, daß die Araber ihre Esel mit Korn füttern; er giebt sein Erstaunen darüber mit einem langgezogenen Hi! hi! zu erkennen. Er ist höchst unbedachtsam, kennt keine Vorsorge, denkt nicht an morgen, und wird uns gewiß nicht den Weg zeigen, bevor man ihm Glasperlen gegeben hat. Es wurde schon bemerkt, daß in allen Dingen Vorausbezahlung geleistet werden muß; freilich hält Niemand ein gegebenes Versprechen und Keiner glaubt sich durch irgend eine Verpflichtung gebunden. Verlangt man auch nur für eine Stunde Credit vom ihm, dann entgegnet er: „In meiner Hand ist nichts." Seine Habsucht ist groß, aber noch stärker sind an ihm Leichtfertigkeit und geistige Schlaffheit; er ist von einem launenhaften Hange nach neuen Dingen und nach Veränderung besessen, und wird entlaufen, wenn es ihm gerade einfällt; dann verschlägt es ihm auch sehr wenig, ob er sich dadurch Schaden zufügt. Auch kann seine Gewinngier nicht Schritt halten mit seiner eingewurzelten Trägheit, und gegen diese Faulheit läßt sich gar nichts thun, da sie durch das Klima begünstigt wird. Die Natur hat in diesem Lande alle Ueppigkeit entfaltet und diese ist den Bewohnern zum Fluche geworden; sie befriedigt seine Bedürfnisse, ohne daß er sich anzustrengen braucht.

Wahrheitsliebe ist unter derartigen gesellschaftlichen Verhältnissen keine Tugend, und die Lüge ist auch dann an der Tagesordnung, wenn der Lügner von ihr weder Nutzen noch Vergnügen zu erwarten hat. Wenn ein Mnyamwezifuhrer dem Reisenden sagt, daß nur eine kurze Strecke bis zum nächsten Haltplatze sei, dann darf er mit Zuversicht darauf rechnen, daß ihm ein langer und beschwerlicher Weg bevorsteht, und umgekehrt. Der Schwache und Unterdrückte benützt die Unwahrheit als eine Waffe, aber der Schwarze in diesem Lande will belogen sein und hat das Sprüchwort: „Es ist besser, betrogen zu sein, als nicht betrogen zu werden.

Auch halsstarrig und ungestüm ist dieser schwarze Ostafrikaner, und keine Zucht würde über ihn etwas vermögen, und in seiner verstockten Widerspänstigkeit und seinem Eigensinn gleicht er manchen Thieren. Wenn er beim Tauschhandel irgend einen Gegenstand, auf welchen er sich einmal gesteift hat, nicht erhalten kann, so schleppt er gewiß Alles, was er mitgebracht hat, wieder nach Hause, und wäre es auch noch so weit hin. Alles Handeln hat ein Ende, sobald der Verkäufer dem, welcher bietet, den Rücken zuwendet; gefordert

wird ohne alle Rücksichtnahme auf den Werth einer Waare. Nie geht ein Geschäft glatt vor sich, es ist allemal Aerger dabei. Rachsucht ist eine stark vorwaltende Leidenschaft; dafür liefern die vielen blutigen Fehden zwischen nahe verwandten Stämmen den Beweis. Rache und Wiedervergeltung ersetzen einen Rechtszustand, von welchem man gar keine Ahnung hat, und Vaterliebe, Sohnes- und Bruderliebe scheint man nicht zu kennen. Selten wird ein Mann um einen gestorbenen Vater, um seine Mutter, um einen Verwandten eine Thräne vergießen, und von Trauer wird man wohl nur ausnahmsweise eine Spur zu finden vermögen. Es ist wahrhaft peinlich, wenn man mit ansehen muß, daß ein von den Blattern ergriffener Träger mitten im Walde liegen bleibt, ohne daß seine Gefährten sich weiter um ihn bekümmern. Der Mann wird vielleicht noch einige Tage leben, aber kein Lohn, nicht einmal die Glasperle, wird einen andern Menschen vermögen, dem Kranken einige Pflege angedeihen zu lassen. Man wird ihn von jeder Hütte wegtreiben; er mag sich, wenn er kann, ein Obdach im Freien aus Zweigen zurecht machen. Er stellt dann seine Schale mit Getreide und seine mit Wasser gefüllte Kalebasse neben sich hin, und wartet ab, bis er stirbt. Dann ist er ein Fraß für die Hyänen und die Raben. Der Schwarze bricht oft plötzlich in Wuth aus, und bei diesen Anfällen läßt er sie an lebendigen und unbelebten Gegenständen ohne Unterschied aus; er ist ungeduldig bis zum Lächerlichen, und wird manchmal wahnsinnig, wenn sein Wille ihm nicht geschieht. In seinem eigenen Lande stellt sich seinem ganzen Treiben kein Hinderniß entgegen, dort kann er anmaßend und heftig sein, aber in anderen Gegenden darf er sich so nicht gebärden. Die Araber sagen: „In ihrer Heimath sind die Schwarzen wie Löwen, bei uns wie Hunde.“ Höchst widerwärtig ist ihr ewiges Zanken, Keifen und Schreien; es scheint fast, als ob sie ohne Streiten sich gar nicht glücklich fühlen könnten. Die Zänker versetzen sich rasch in Aufregung, gehen auf einander ein und weichen wieder zurück, strecken, als Zeichen der Drohung, einen Finger voraus, heulen, kreischen, fluchen, schimpfen, und zuletzt schlagen Beide eine helle Lache auf oder stöhnen und schluchzen. Ihre Thränen „liegen hoch;“ ein Mann, der einen Faustschlag erhält, bedeckt das Gesicht mit den Händen und schreiet, als ob das Herz ihm brechen wollte.

Die Weiber sind wie Furien und im höchsten Grade widerspänstig; es ist unmöglich, sie zum Schweigen zu bringen, und beim

Zanke der Männer schelten sie tapfer mit und hetzen weidlich; sie weinen nur selten. So redselig und geschwätzig sind die Schwarzen, daß sie selbst den redseligsten Araber ermüden. „Lange Worte!" Maneno marefu, hört man alle Augenblicke als Vorwurf aussprechen. Im Rausche ist der Ostafrikaner sehr reizbar; er stellt dann die Beine weit auseinander, schreit, fährt mit den Armen umher, oder schwingt Speer, Bogen und Pfeil wüthend in der Luft, doch kommt es nicht gar oft zum Blutvergießen. Handgreiflichkeiten bestehen darin, daß die schwarzen Kämpen einander stoßen, gegenseitig das Haar ausraufen und sich Ohrfeigen versetzen; nach einiger Zeit legen sich dann die Umstehenden ins Mittel. Die festansässigen Stämme müssen wir als schwache und unkriegerische Barbaren betrachten; auch die tapfersten setzen sich nicht ohne Noth der Lebensgefahr aus. Sie lieben Ueberfälle aus sicherm Hinterhalt und ergreifen nach geringem Verlust an Todten die Flucht. Diese Leute sind, wie die Kinder, immer in Extremen. Ein Mann erhängt sich mit derselben Kaltblütigkeit wie ein Engländer im Nebelmonat November, und doch hat der Tod für eben jenen Barbaren etwas unaussprechlich Schreckhaftes. Alle Gedanken der Schwarzen sind ja ohnehin auf das diesseitige Leben gerichtet; sie sagen: „Ach, sterben ist sehr schlecht; nachher giebts kein Essen und Trinken mehr, keine schönen Kleider trägt man!" Beim ganzen Negerstamme, und auch bei diesen Schwarzen, ist der Zerstörungssinn sehr scharf ausgeprägt; ein Sklav, der etwas zerbricht, wird dabei unwillkürlich ein Gelächter der Schadenfreude erheben. Das eigene Leben gilt dem Schwarzen sehr viel, aber das eines Andern, und wäre dieser auch ein naher Verwandter, achtet er nicht höher als das einer Ziege. Man hat bei Feuersbrünsten in Zanzibar gesehen, daß die Schwarzen noch Holz in die Gluth warfen und vor wilder Wonne tanzten und sangen. Bei dergleichen Gelegenheiten werden sie dann von den Arabern wie Hunde todtgeschossen.

Die Ehe ist ein Handelsgeschäft. Der Mann muß eine Frau nehmen, weil er eine solche braucht, um sich behaglich zu fühlen, und deshalb kauft er die Waare. Der Vater verlangt von dem Bewerber so viele Kühe, Stücken Zeug oder Arm- und Fußreifen von Messingdraht, als dieser ablassen kann; nachher gehört die Tochter dem Käufer, bei welchem sie mit anderm Vieh in gleicher Linie steht. Der Mann kann seine Frau verkaufen; ein anderer Mann, welcher sie ihm etwa wegnimmt, muß für sie so viel zah-

len, als sie auf dem Sklavenmarkte werth wäre. Mitgift kennt man nicht, Feierlichkeiten beim Abschluß einer Ehe eben so wenig; der Vielweiberei ist keine Schranke gezogen, und die Häuptlinge rühmen sich der Anzahl ihrer Frauen, die allerdings beträchtlich genug ist, denn sie steigt von zwölf bis zu dreihundert! Es ist für ein Mädchen kein Schimpf, Kinder zu haben; nach der Heirath wird die Frau etwas vorsichtiger. Der Ehebrecher, Mgoni, muß dem beeinträchtigten Manne Vieh geben, oder wird als Sklav verkauft, doch kommt es selten so weit, da das Vergehen für nicht so bedeutend erachtet wird als ein kleiner Diebstahl. Ein eifersüchtiger Mann verstümmelt oder ermordet wohl einen andern, doch kommt auch das sehr selten vor. Mit der Ehescheidung ist man leicht fertig; man wirft ganz einfach die Frau vor die Thür und behält die Kinder. Die Anhänglichkeit des Schwarzen an seine Hütte ist sehr stark, entspringt aber nicht etwa aus der Liebe zur Familie, sondern dem Vergnügen, welches dem Manne sein Haus und der tägliche Verkehr mit genauen Bekannten gewährt. Mann, Weib und Kinder haben ihr ganzes Leben lang sehr verschiedene Interessen und gegenseitig nur geringe Zuneigung. Auch kann man nur eine schwache Liebe des Vaters zu Kindern voraussetzen, von denen er nicht weiß, ob sie seine eigenen seien oder mit einem andern Manne erzeugt wurden; es ist eben ein ganz eigenes Ding mit Treue in der Ehe bei den Schwarzen. Sie haben auch in dieser Beziehung ganz andere Begriffe als die Europäer; der Vater kann seine Kinder nach Belieben verkaufen und diese beweisen ihm keine Liebe oder Zuneigung. Zärtlichkeit für die Mutter zeigt sich dann und wann, aber nur durch den Ausdruck der Ueberraschung: „Mama, Mama!“ So ruft man, wenn man sich vor etwas fürchtet oder sich wundert. Ein Sohn, der erwachsen ist, wird des Vaters Feind, und umgekehrt, gerade so wie bei den wilden Thieren. Bei alle dem haben diese Menschen einen gewissen Hang zur Geselligkeit, und man hat einzelne Beispiele, daß Leute tiefsinnig, ja verrückt geworden sind, weil ihnen ein Verwandter plötzlich weggestorben war; sie können eben nichts ertragen, was über den gewöhnlichen Strich ihres geistigen Horizontes hinausgeht. Etwas lernen, ein wenig geistige Anstrengung, würde sie wahrscheinlich um ihren Verstand bringen, wie wir das bei den Widad oder Winkelpriestern der Somal sehen, denen aller gesunde Menschenverstand und jede Fähigkeit zu nützlichen Beschäftigungen abhanden kommt, wenn sie es dahin gebracht haben, daß sie den Koran lesen

können und einzelne Theile desselben auswendig wissen. Aus diesem eigenartigen Hang zur Geselligkeit erklärt sich auch, weshalb sie gern jedem Tadel ausweichen. Nie läßt man Ukosa, Ueberschreitung, gelten, und es wäre vergebliche Mühe, mit vielen Worten darthun zu wollen, daß etwas Schlechtes gut sei. Sehr oft hört man die Redensart: „Mbaya we! Du bist schlecht," welche einen Tadel in sich schließt. In einigen Landestheilen bekleiden Frauen die Häuptlingswürde, und bei den Wanyamwezi fragt der Mann wohl auch eine Frau um Rath.

Vom Bauwesen hat der Ostafrikaner nur die allerrohesten Begriffe, und vor steinernen Mauern oder Wänden zeigt er einen förmlichen Abscheu. Ihm genügt eine aus Zweigen geflochtene Hütte, die wie ein Bienenkorb gestaltet ist, oder ein Lederzelt. Nach Zanzibar kommen oft Wanyamwezi, aber viele derselben sind platterdings nicht zu bewegen, ein Haus zu betreten.

Diese Schwarzen sind gierig und gefräßig, und lieben häufige und kleine Mahlzeiten, um sich den Genuß des Essens recht oft zu verschaffen. Selbst die civilisirteren Kisawaheli haben keine Ausdrücke für Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen. Auch die ostafrikanischen Barbaren können im Nothfall mit wenig Speise sich behelfen, dagegen ertragen sie den Durst nicht. Ein Träger erhält täglich $1\frac{1}{8}$ Pfund Getreide; dieses könnte, wenn er eßbare Gräser und Wurzeln hinzunähme, für mehrere Tage ausreichen, aber an ein Aufbewahren und Uebersparen denkt Keiner. Viel essen, das ist des Lebens höchster Zweck, wohlverstanden nächst der Berauschung. Der Schwarze trinkt, bis er nicht mehr stehen kann, dann legt er sich zum Schlafen hin, und nachdem er die Augen wieder aufgeschlagen hat, trinkt er von Neuem. Zechgelage sind hochwichtig und gehen allem Andern vor; bei jeder Gelegenheit wird Bier getrunken; bei der Rückkehr von einer Reise, nach der Geburt eines Kindes oder bei einer Elephantenjagd veranstaltet man einen Schmaus; der Arbeiter regt keine Hand, bevor man ihm nicht Bier gereicht. Manche Stämme geben dem Häuptling eine Bierschale mit ins Grab; ein König muß viel Bier trinken und wenig Fleisch essen. Wenn ich einen Mnyamwezi, der eben gespeist hat, frage, ob er hungrig sei, dann antwortet er mit Ja, und will damit sagen, er sei nicht betrunken. Der Rausch dient für alle Verbrechen zum Deckmantel oder zur Entschuldigung; am liebsten trinkt man früh am Morgen, bald nach Tagesanbruch; der Barbar hat nichts zu versäumen, und

macht sich aus Kopfschmerz nichts; auch kann er ja den Rausch immer sofort wieder ausschlafen.

Der Neger hat kein Wohlwollen und kennt keinerlei Ehrerbietung oder Festigkeit; er hat auch kein Gewissen, also auch keine Gewissensbisse. Nach einem von ihm verübten Morde kennt er keine andere Besorgniß, als die, daß der Geist des Getödteten ihn belästigen könne. Er raubt, als verstehe sich dergleichen von selbst, und bettelt unverschämt; er ist entsetzlich niederträchtig, und wenn er nicht gerade betrunken ist, macht er gewiß Schlechtigkeiten.

Dieses ganze wilde und rohe Treiben wurzelt in dem völligen Mangel an Ehrerbietung, welche den Ostafrikaner kennzeichnet; er weiß gar nicht, was Ehrfurcht, Verehrung, Veneration ist. Sein Gemeinwesen besteht aus zwei großen Abtheilungen, denn es giebt nur Herren und Sklaven; gesellschaftliche Unterschiede und Stufen kennt dieser Schwarze nicht, und er behandelt, vom Häuptling allein abgesehen, Jedermann als seines Gleichen. In das Haus des ersten besten Fremden tritt er ohne Weiteres unangemeldet ein, mit seiner ohnehin harten, bellenden Stimme spricht er stets so laut als möglich, und ist glücklich, wenn er sich selber reden hören kann. Seine Anrede hat einen befehlshaberischen Ton, sein ganzes Benehmen etwas Rohes und Freches, und dem Allen entspricht der Ausdruck seines Auges. Er streckt seinen ungewaschenen, mit schmierigem und zerlumptem Baumwollenzeug oder Ziegenfell umhüllten Leib sofort auf einer Haut aus und sucht sich den besten Platz in der Wohnung des Fremden aus. Auf der Reise eilt er rasch vorwärts, um wo möglich die beste Hütte für sich in Beschlag zu nehmen. Der Inhaber einer Karawane mag in Regen und Thau schlafen, das kümmert seine schwarzen Träger nicht, wenn nur sie Obdach haben; er macht dann wohl einen Versuch, für sich gleichfalls eine trockene Stelle zu erobern, aber die Träger machen ihm keinen Platz, sondern bleiben liegen. Deshalb sagen die Araber: „Diese Menschen haben keine Scham.“ Sehr lästig wird ihre im höchsten Grade zudringliche Neugier, welcher der Fremde sich gar nicht erwehren kann; er muß sie eben gewähren lassen. Sie kommen meilenweit her, um ihn anzuglotzen, heben den Zeltvorhang auf, um hineinzugucken, und benehmen sich unverschämt. Lungernde Frauen, Knaben und Mädchen treiben sich unterwegs stundenweit neben der Karawane umher; alle halbnackt und so zu sagen nur mit schmierigem Fette bekleidet, die ersteren mit lang herabhängenden Brüsten, die in ekelhafter

Weise hin und her schlenkern, und sie schreien und heulen wie wilde Thiere. An diesem Benehmen gegen die Fremden sind die Araber nicht ohne Schuld; als sie zuerst im Lande erschienen, wurden sie mit einer gewissen Achtung und Unterwürfigkeit behandelt, aber sie machten sich mit den Schwarzen zu gemein, schwatzten mit ihnen, trieben Scherz, und ließen sich Beleidigungen gefallen. Seitdem glaubte der Schwarze sie als seinesgleichen betrachten zu dürfen, und nun ist dem Uebel gar nicht mehr abzuhelfen. Man kann sich keinen stärkern Gegensatz denken als das sehr unterwürfige Benehmen des indischen Reiot, Bauern, und eines ostafrikanischen Mschenzi Anmaßung.

In geistiger Beziehung ist dieser Schwarze ganz unfruchtbar, roh, für Alles, was Fortschritt, Entwickelung und Veränderung heißt, vollkommen unfähig. Gleich anderen Barbaren hat er wohl Gabe zum Beobachten, aber er kann aus seinen Wahrnehmungen etwas Ordentliches nicht ableiten. Seine Intelligenz ist in einen engen Kreis eingeschlossen, und über denselben kann dieser Schwarze gar nicht hinaus. Er bleibt stehen, wie manche Asiaten, aber er steht ungemein tiefer als diese allesammt. Er liebt die Musik und hat es, aus sich selber heraus, doch nicht weiter als bis zum Pfeifen gebracht; es ist schon weiter oben gesagt worden, daß er alle musikalischen Werkzeuge von den Völkern an der Küste erhalten habe. Metrische Gesänge kennt er nicht, so gern er auch singt; er improvisirt einige Worte ohne Sinn oder Rhythmus und wiederholt sie in einem langgezogenen Recitativ immer und immer wieder bis zum Ekel, und schließt zuletzt mit einem durch die Nase hervorgestoßenen Ah, ha! Für gewisse Gelegenheiten hat er, gleich den Somal, besondere Tonweisen, zum Beispiel für die Elephantenjagd und die Erntearbeiten; die Trauermelodie besteht in einem von Weinen und Seufzen begleiteten Klagegesang, dessen einzelne Abtheilungen mit einem besondern Gegröl schließen. Dieser Afrikaner ist unglaublich schwatzhaft und zungenfertig, aber er kennt weder Erzählungen noch Poesien oder Beredtsamkeit; nach Barbarenweise ist er dann und wann sententiös, aber den lieben langen Tag über wird er nichts Gescheidtes reden. Seine Sprache ist kunstreich und wohlklingend; der Leser wird bemerkt haben, daß die Namen oft aus flüssigen Mitlautern und Selbstlautern bestehen, daß Consonanten am Ende eines Wortes gar nicht, und doppelt nur im Anfang eines solchen vorkommen; aber der Begriff eines

Syllabariums bleibt trotzdem diesem Schwarzen fremd. Er liebt den Tanz, hält den Takt vortrefflich, aber dieser Tanz ist unglaublich roh.

Das hier Bemerkte paßt im Allgemeinen auf sämmtliche Stämme, doch sind auch Unterschiede und Ausnahmen vorhanden. So gelten die Wazaramo für weit gefährlicher als alle anderen; die Karawanen ziehen so rasch als möglich durch das Land dieser Wilden und preisen sich glücklich, wenn sie mit dem Verlust weniger Leute und Waaren über die Gränze gelangen. Ihre Nachbarn, die Wasagara im Hügellande, waren einst friedsam und gegen die Reisenden zuvorkommend; das ist nun anders geworden, seitdem sie von den Küstenvölkern feindlich behandelt wurden, und sie leben jetzt in steter Aufregung und Furcht vor Ueberfällen. Die Stämme in Ugogo gelten für eben so gefährlich und gewaltthätig wie die Wazaramo; sie erpressen, was irgend möglich, denn Blutvergießen und Plündern unterbleibt in diesen Ländern nur, wenn einem Stamme Furcht eingejagt wird, oder Rücksicht auf den eigenen Vortheil ein friedliches Benehmen angemessen erscheinen läßt. Die Wanyamwezi gelten für den Stamm, bei welchem noch am meisten Civilisation, Ordnung und Fleiß herrsche, wenn anders von solchen Eigenschaften überhaupt die Rede sein kann; denn Burton und Speke wurden gerade im Lande dieser Leute ärger bestohlen als in anderen Gegenden. Die Araber werden dort nur noch geduldet, weil der Handel mit ihnen Vortheil bringt; in Ansehen stehen sie schon längst nicht mehr. Je weiter man in das innere Land vordringt, um so weniger menschlich erscheinen die Leute. Die Wavinza, Waschischi und andere Stämme am See gleichen einander sehr; sie sind räuberische, gewaltthätige, rachsüchtige Barbaren, kein Mnyamwezi würde sich einzeln in ihr Land wagen, und kleinere Reisegesellschaften sind stets in Gefahr vernichtet zu werden.

Wer in Ostafrika wandert, soll einem Ausspruche Baco's gemäß verfahren: „Gegen Wilde sei gerecht und freundlich, aber niemals darfst du ihnen trauen.“ Allerdings muß man sie immer als Feinde betrachten und sich niemals in ihre Gewalt geben, namentlich wenn Leib und Leben auf dem Spiele steht. Die Sicherheit einer Karawane hängt oft davon ab, daß der Barbar verhindert wird, den Angriff zu beginnen; kommt es erst so weit, dann wird insgemein der an Zahl überlegene wilde Stamm, der sich ohnehin auf eigenem Grund und Boden weiß, Sieger bleiben. Im Nothfalle

muß man aber durchgreifende Strenge nicht scheuen und recht fest auftreten, weil der Barbar Güte oder Nachgiebigkeit an sich selbst nicht kennt und bei Anderen sie für Schwäche hält. Kaufleute, welche vor alten Zeiten in Guinea Handel trieben, haben gesagt: „Mit dem schwarzen Manne kommt man am Besten aus, wenn man ihm mit der einen Faust die Hand schüttelt und die andere geballt hat, um zu zeigen, daß man im Nothfalle ihn zu Boden schlagen würde.“ Vor den Schwarzen muß man Alles, was werthvoll ist, wohl verborgen halten und allemal nichts weiter blicken lassen, als was zum Tausch oder Kauf im Augenblicke unbedingt nöthig ist.

Wer die obigen Schilderungen mit dem Gemälde vergleicht, welches andere Reisende von den stammverwandten Kaffern in Südafrika entworfen haben, meint vielleicht, daß unsere Farben zu dunkel und zu stark aufgetragen seien. Es mag aber gleich hier zur Erläuterung bemerkt werden, daß der Sklavenhandel, welcher seit manchem Jahrhundert ununterbrochen seinen Fortgang genommen, viel Schuld an dieser wilden Barbarei der Ostafrikaner trägt; durch ihn ist viel Böses unter diese Menschen gekommen, er hat sie sehr verschlimmert. Der wenige Firniß, welchen der Handel mit halbcivilisirten Völkern ihnen gebracht hat, steht ihnen schlecht an und nützt nichts.

Der Ostafrikaner ist nie über den Fetischdienst hinausgekommen. Dieser erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß Gedanken und Glauben der Menschen durch die Natur, von welcher sie sich umgeben sehen, beeinflußt und gefärbt worden sind; er spiegelt im Grunde nur den monströsen Charakter der Thier- und Pflanzenwelt wieder. In diesen Gegenden tritt die Natur nicht oft schön und erhaben auf; manchmal erscheint sie schreckhaft und öde; hier sind düstere Wälder, dort undurchdringliche Gestrüppe; hier ist ein Gewirr von Hügeln, dort eine unabsehbare Ebene, und die Menschen stehen einander als Todfeinde gegenüber. Unter solchen Umgebungen und Verhältnissen fühlen sie ihre Schwäche und Hülflosigkeit, werden von einer ungewissen Furcht, von einem namlosen Grauen gepackt. Sie ahnen nicht, daß man sich dem Schutz eines höhern Wesens anempfehlen könne, und wenden sich also unmittelbar an die Gegenstände, welche ihnen Scheu und Furcht einflößen, und hoffen dieselben zu begütigen, etwa derart wie sie einen Nebenmenschen befriedigen können. In die großen Geheimnisse von Leben und Tod können sie nicht eindringen, über diese haben sie weder

Offenbarungen noch eine Erklärung; mit den großartigen Phänomenen der Schöpfung wissen sie nichts anzufangen und sind deshalb eine Beute dessen, was sie eben sich einbilden oder vorstellen. Da sie von Furcht und Schrecken gepeinigt werden, so bevölkern sie die unsichtbare Welt mit bösen Geistern und Kobolden, diesen Verleiblichungen ihrer kindischen Furcht und Angst. Die Besorgniß vor Zerstörung und Vernichtung ist in der Brust jedes Barbaren rege, und der Schrecken, welcher ihn immer gepackt hält, bewegt ihn, auf Alles, was er um sich her sieht, mit Verdacht zu blicken. Der sterbende Afrikaner wirft sich die Frage auf: „Wie kann ich allein krank sein, wenn alle Uebrigen um mich her sich wohl befinden? Ich bin verhext, bin bezaubert worden.“ Daher rührt der Glaube an Magie und übernatürliche Kräfte, welchen die weniger Befangenen zu ihrem Vortheil ausbeuten.

Der Fetischismus ist die Anbetung oder vielmehr die Sühnung belebter und unbelebter Gegenstände, welchen man gewisse geheimnißvolle Einflüsse beilegt. Er kennt weder Gott noch Engel oder Teufel, weder geoffenbarte noch überkommene Religion, keine Schöpfung oder Auferstehung, Seele oder Geist, Himmel oder Hölle. So wird dann eine Art von praktischem Atheismus zu einem hervorragenden Merkmal bei derartigem Aberglauben. Es dämmert wohl in der Seele des Afrikaners instinktmäßig auf, daß ein Wesen über ihm vorhanden sei, aber den Begriff eines solchen hat er nicht fassen können; im allerhöchsten Falle stellt er sich in diesem Wesen einen verschwommenen Gott vor, ohne Persönlichkeiten, Eigenschaften oder Vorsehung. Er bezeichnet ihn als Mutungu; bei den Kaffern heißt er Uhlunga und bei den Hottentotten Utika; doch bedeutet der Ausdruck auch einen Geist, das Sternenzelt und die Sonne. Auch kommt es vor, daß ein Mann sich selbst Mutungu nennt und das Wort mbaya hinzusetzt, das schlecht oder böse bedeutet. In der Sprache der Wamasai ist das Wort Aï, oder mit dem Artikel Engaï, der Schöpfer, weiblich und hat zugleich die Bedeutung von Gott und von Regen.

Der Fetischaberglaube ist wesentlich afrikanisch, aber nicht auf Afrika allein beschränkt. Sein Wesen erscheint als ein roher sinnlicher Aberglaube, als der Glaube einer verächtlichen Furcht bei ganz unentwickelten Racen, die sich wohl nicht bis zum Deismus erhoben haben und vielleicht auch ganz unfähig sind, diesen zu fassen, weil er die Religion für höher geartete Menschenstämme ist,

welche eine Religion der Liebe zu begreifen vermögen. Im östlichen wie im westlichen Afrika scharrt man Sklaven mit dem verstorbenen Gebieter ein, stellt Lebensmittel auf das Grab und zündet neben demselben in kalten Nächten ein Feuer an. Daraus haben einige Missionäre schließen wollen, daß die schwarzen Menschen eine Fortsetzung der Verbindung zwischen den Todten und den Lebenden annähmen und den Glauben an ein zukünftiges Leben hätten, aber der Glaube an Unsterblichkeit ist Eigenthum der höher angelegten und entwickelten Menschenracen. Der Neger glaubt an Geist und Geister, an einen Schatten des Verstorbenen. - Auf die Frage, was aus den „alten Leuten," nämlich den Vorfahren geworden sei, über deren Staub und Asche er gewisse Feierlichkeiten verrichtet oder Bräuche beobachtet, erhält man zur Antwort! „Wame kuischa," das heißt: sie sind zu Ende gegangen.

Schon daraus ergiebt sich die niedrige Anlage und Begabung dieser Race. Selbst die Indianer Nordamerikas, (eine Race, deren Aus- und Absterben sich voraussehen läßt, welche demnach die Natur nicht forterhalten will,) wissen und glauben, daß es für den Menschen ein zukünftiges Leben gebe, aber der Ostafrikaner hat aus seiner Furcht sich einen Geist geschaffen, der niemals zur Form einer Seele gelangt, und darüber ist er nie hinausgekommen. Selbst sein Glauben ist schwankend, unsicher, verschwommen und ohne irgend ein System, doch treten zweierlei Kennzeichen bei demselben deutlich hervor. Wir erkennen darin eine Art von Dämonologie, weil die Koma, Gespenster der Abgeschiedenen, eine Rolle spielen, und Uchawi, Hexerei, schwarze Kunst, Zauber, welche mit den Gespenstern in Verbindung steht, auf dieselben Bezug hat.

Nur einige Stämme an der Küste haben dem Islam eine sehr schwache Vorstellung von Einem höchsten Wesen entlehnt. Von Thierverehrung, wie im alten Aegypten oder in Indien, findet man keine Spur; bei den Kaffern wollen indessen einige Reisende dergleichen wahrgenommen haben. Von Sabäismus, Gestirnverehrung, finden wir beim Schwarzen eben nur so viel, als sich aus dem menschlichen Instinct ergiebt; er verehrt bis auf einen gewissen Grad Sonne und Mond, und der letztere wird höher geachtet als jene, aber um die Sterne kümmert er sich nicht. Man fragt ihn, woher seine tägliche Nahrung komme, und er zeigt nach der Sonne; man fragt ihn, aus welchen Ursachen sein Bruder gestorben sei, und er antwortet: durch Dschua oder Rimue, nämlich durch die Sonne.

Der Kaffer hat am Neumond einen Feiertag, der Ostafrikaner nicht, doch begrüßt er das Erscheinen desselben mit Händeklatschen. Die Fetischhütte, Mzimo, ist ein erster schwacher Ansatz zu einem Tempel, und wahrscheinlich vom Kurban der Araber abgeleitet; (?) man findet dergleichen Hütten überall, namentlich aber in Uzaramo, Unyamwezi und Karagwah. Sie sind zwerghaft klein, nur ein paar Fuß hoch, haben ein Dach, aber keine Wände. Getreide, und kleine mit Bier gefüllte Töpfe stehen am Boden oder hängen vom Dache herab; sie sollen die Geister versöhnen und die Felder gegen Unfälle schützen.

Der Fetischanbeter wird von niedrigen Leidenschaften, Trübsinn und Furcht beherrscht; er bevölkert die unsichtbare Welt mit böswilligen Wesen und belebt die stoffliche Natur mit bösen Einflüssen. Alle Gebräuche seines düstern Aberglaubens zielen darauf hin, von ihm selbst Uebel und Nachtheil abzuwenden und dieselben auf Andere zu übertragen. Daher kommen Zauber und Magie als natürliche Ausflüsse der Dämonologie. Selten stirbt ein Mann, ohne daß Frau oder Kind, ein Verwandter oder ein Sklav angeschuldigt würde, den Zauber über den Verstorbenen geworfen zu haben. Dann wird mit der Untersuchung wie mit dem Zuerkennen der Strafe ganz willkürlich verfahren. Aber Zauberei und Hexerei wird von Tausenden ausgeübt, welche steif und fest an die Wirkungen derselben glauben. Der Zauberer und die Hexe wissen, daß sie schwere Martern und den Tod zu erleiden haben, aber das Rachegefühl ist im Neger so stark, daß er sich trotzdem nicht abschrecken läßt. Manchmal gesteht er, wie das auch bei europäischen Hexenprozessen vorkam, seine Zauberei ein und rühmt sich einer That, an welche er selber glaubt. „Ich habe den geschlagen," oder „ich brachte über ihn die Krankheit." So spricht solch ein Mensch, und sein Wahnglaube wie die Handlung, zu welchen derselbe ihn antreibt, sind Ausflüsse seines schwachen Geistes, welchen er durch überkommene Hallucination aufgestachelt hat.

Ueber diesen schwarzen Menschen lagert geistige Oede, geistiger Tod, und sie sind deshalb auch nicht fanatisch; was sie als Ersatz für Gott haben, ist kein eifersüchtiges Wesen. Aber der Neger glaubt, so gut wie die Bekenner wirklicher Religionen, die im Alleinbesitze der Wahrheit zu sein vermeinen, daß er allein recht und das Wahre habe. Aber er fastet wie ein Muselmann, damit er doch etwas mehr als ein gewöhnliches Geschöpf

zu sein glaube; allein im Uebrigen kann er vom Islam nichts in sich aufnehmen. Sein Fetischdienst bannt ihn in die Fesseln seines Aberglaubens, an überkommene Gewohnheiten, deren er sich nicht entledigen mag; sie halten ihn umstrickt, er kann nichts vergeistigen und deshalb vermochte er es nie zu dem philosophischen Pantheismus oder Polytheismus der Europäer und Asiaten zu bringen. Dagegen nahmen die mit semitischem Blute verquickten Küstenstämme: die Somal, Wasawaheli und Wamrima den Islam leicht an. Auch haben die Araber aus Politik keine Proselyten unter diesen Schwarzen im Innern machen wollen, damit eine Ungleichheit bestehen bleibe. Mit dem Schwerte könnte man wohl ganzen Stämmen gewaltsam den Mohammedanismus auferlegen, nicht aber in friedlicher Weise durch Erörterung oder Ueberredung einen Einzelnen für die Lehre gewinnen. Die Missionäre bei Mombas verließen sich auf Belehrung und Ueberredung, sind aber damit vollkommen gescheitert und haben ganz und gar nichts ausgerichtet. Sie mußten eingestehen, daß ihre schwarze Heerde „den ärgsten Ungläubigen und Spöttern in Europa nichts nachgebe und blasphemire." Die Schwarzen sagten zu den Sendboten: „Euer Gott ist ein schlechter Gebieter, denn er heilt seine Diener nicht." Ein Mann, welchen man bekehrt hatte, starb an einer Krankheit; daraus zogen die Wanika den Schluß, daß es einen Erlöser gar nicht gebe; ein solcher müsse ja doch dafür sorgen, daß seine Freunde nicht vom Tode hinweggerafft werden können. Bei Gesprächen über Gott äußern sie den Wunsch, ihn einmal zu sehen, aber nur um an ihm Rache dafür zu nehmen, daß Verwandte, Freunde und Ochsen gestorben sind; denn daran trägt ja er die Schuld.*)

---

*) In dieser Beziehung gleicht der westafrikanische Neger seinem ostafrikanischen Bruder auf ein Haar. J. Smith erzählt in seinem 1851 zu London erschienenen Werke: „Trade and Travels in the Gulf of Guinea and Western Africa" Folgendes.

Ich nahm jede Gelegenheit wahr, mit ihnen über Gott und Religion zu sprechen. Eines Tages sagte ich zum Häuptling;

Was habt Ihr gethan, König Pepple?

Dasselbe wie Ihr; ich danke Gott.

Für was?

Für alles Gute, das Gott mir sendet.

Habt Ihr Gott schon gesehen?

Schi! Nein! Ein Mensch, der Gott sieht, muß sogleich sterben.

Werdet Ihr Gott sehen, wenn Ihr sterbet, König Pepple?

Vom Fetischdienst ziehen mancherlei „heilige" Männer Vortheil. Der Mfumo zum Beispiel ist ein Prophet oder Hellseher, der Mchavi ein in der schwarzen Kunst erfahrener Zauberer. Bei den Wasegura und den Wasagara findet man den Mgonesi; er ist ein

---

Das weiß ich nicht. (Dabei wurde er sehr aufgeregt.) Wie kann ich das wissen? Denke gar nicht daran und will auch über diesen Gegenstand gar nichts mehr hören.

Weshalb denn nicht?

Das geht Euch nichts an und Ihr habt nicht danach zu fragen, denn Ihr seid hierher gekommen, um mit mir Handel zu treiben.

Smith schreibt weiter: Ich wußte nun, daß ferner nichts mit ihm anzufangen war, und ließ den Gegenstand fallen. Indem ich von Sterben und Tod sprach, hatte ich eine zarte, sehr empfindliche Saite berührt. König Pepple sah nun wild und grämlich aus, der Ausdruck in seinem Gesichte wechselte rasch, und er war innerlich sehr aufgeregt. Endlich gebärdete er sich sehr heftig, sein Antlitz zeugte von wildem Grimm, und er fuhr dann mit den Worten heraus: „Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf dem Flecke todtschlagen." Nach so diabolischen Worten trat ich voll Entsetzen einen Schritt zurück. „Ihr möchtet Gott todtschlagen, König Pepple? Ihr schwatzt wie ein Verrückter, Ihr könnt Gott nicht todtschlagen. Aber angenommen, Ihr könntet ihn umbringen, dann würde ja Alles gleich aufhören, denn er ist ja der Geist, welcher das Weltall zusammenhält. Er aber kann Euch tödten."

„Ich weiß, daß ich ihn nicht todtschlagen kann, aber wenn ich ihn todtschlagen könnte, so würde ich ihn todtschlagen."

„Wo lebt Gott?"

„Dort oben." Er zeigte nach dem Himmel.

„Aber weshalb möchtet Ihr ihn denn todtschlagen?"

„Weil er die Menschen sterben läßt."

„Aber, mein guter Freund, Ihr möchtet doch nicht etwa ewig leben? Oder möchtet ihr das?

„Ja, ich möchte immer leben."

„Aber nach und nach werdet Ihr alt und dann schwach und hinfällig, wie jener Mann dort." In der Nähe stand ein blinder abgemagerter Mensch. „Ihr werdet lahm und taub werden wie dieser, und blind obendrein und habt kein Vergnügen mehr auf der Welt. Wäre es nicht besser, Ihr stürbet vorher, und machtet Eurem Sohne Platz, wie Euer Vater Euch Platz gemacht hat?

„Nein, das will ich nicht; ich will bleiben, wie ich bin!"

„Aber bedenkt doch; wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kämet, wo es schön und herrlich ist und" —

König Pepple fiel mir ins Wort: „Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, daß ich jetzt lebe, ich habe sehr viele Frauen, viele Niggers (Sklaven) und Kähne: ich bin König, und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts, aber am Leben bleiben will ich."

Ich konnte zu keiner Antwort kommen, denn er wollte nichts mehr hören, und wir sprachen dann von Handelsgeschäften.

Geomant, und kündet vermittelst seiner Wahrsagekunst, die man als Miramoro bezeichnet, Gefechte, Hungersnoth, Seuchen und Sterben an. Zu diesem Behufe wirft er eine Anzahl kleiner Stecken auf die Erde und prophezeiet, je nachdem diese gefallen sind. Der Regenmacher kommt bei allen Stämmen vom Kaplande nach Norden hin bis weit über den Aequator hinaus vor; er heißt hier Mganga, in der Mehrzahl Waganga, und die Araber bezeichnen diesen wichtigen Mann als Doctor, Tabib; in den centralen Gegenden heißt er Mfumo. Man kann diese Müßiggänger, welche als Drohnen im Lande umher schwärmen, als einen sehr rohen Ansatz zu einem Priesterthume betrachten. Es giebt auch weibliche Waganga, doch beschränken sich diese vorzugsweise auf Ausübung der Arzneikunst. Der Beruf selbst erbt vom Vater auf den Sohn fort, welcher schon in früher Jugend bei dem Gaukelspiel behülflich sein muß. Es ist nicht viel Geheimnißvolles bei diesem Handwerk, und in Unyamwezi sind auch schon Araber von den Zauberern eingeweiht worden. Der Mganga hat sehr großen Einfluß, man behandelt ihn wie einen Sultan, sein Wort gilt, sogar über Leben und Tod. Man giebt ihm den königlichen Titel und er darf das Ehrenabzeichen des Häuptlings tragen, das aus der Basis einer kegelförmigen Muschel besteht; um seinen Gürtel hängt eine Anzahl geschwärzter, sehr schmieriger, kleiner Kürbisse, die mit Arzeneien und Zaubermitteln gefüllt sind. Heiligkeit und Schmierigkeit trifft man auch in Afrika oft beisammen. Diese Leute ziehen von Dorf zu Dorf und erhalten als Gebühr für ihre Bemühungen Ziegen, Schafe, Ochsen und andere Lebensmittel. Aber ihre Person ist nicht geheiligt, denn für verbrecherische Handlungen werden sie eben so bestraft wie andere Missethäter. Die größte Gefahr für einen Mganga ist dann vorhanden, wenn er in seinem Fach ein berühmter Mann geworden ist; dann stirbt er selten eines natürlichen Todes; man erwartet zu viel von ihm und verfährt sehr gewaltthätig gegen ihn, sobald er nicht leisten kann, was man von ihm hofft. Er ist aber nicht etwa schlechthin ein Betrüger, sondern ist selber in Täuschung befangen und glaubt an seine Gaukeleien; er heilt mit natürlichen und übernatürlichen Mitteln, ist Zauberer, entdeckt Hexereien durch eine Art Gottesurtheil, ist Regenmacher, Augur und Prophet.

Es wird durchgängig angenommen, daß alle Krankheiten, sogar Altersschwäche, vom P'hepo, Hubub oder Wind herrühren; diese drei Ausdrücke bedeuten ein und dasselbe. P'hepo ist, im

Kisawaheli, die Pluralform von Upepo, ein Zephyr, und bezeichnet einen starken Wind, Wirbelwind, „Teufel", und einen bösen Geist, in der Regel von einem Muselmann. Hubub ist die arabische Uebersetzung und besagt buchstäblich „Wehen des Windes," bildlich genommen ein „Besessensein." Der Afrikaner sagt von einem Menschen, den er für besessen hält: ana p'hepo, er hat den Teufel, und diesen soll der Mganga austreiben. Er sucht ihn, wie in den Tagen des Königs Saul, durch Musik zu bannen, läßt die Trommel schlagen und den Kranken heftig tanzen und viel trinken. Nachher lockt er den Geist aus dem Leibe und bannt ihn in irgend einen leblosen Gegenstand. Das Ganze bezeichnet man als Keti, Stuhl; dieses Keti besteht in einer gewissen Art von Glasperlen, einigen mit Schlangenhaut umwundenen Stückchen Holz, oder in Löwen- und Leopardenkrallen, und dergleichen Dingen, welche um Arm, Elbogen oder Fußknöchel gebunden werden. Bei den Wasukama und anderen Stämmen gilt auch Papier für eine große Medicin und wird theuer bezahlt; je seltener ein Gegenstand ist und je schwieriger man ihn sich verschaffen kann, um so größer ist der Zauber. Man schlägt auch Nägel in die Bäume und hängt Lappen an diese letzteren. Die Europäer nennen solch einen Baum den Teufelsbaum, dieser selbst genießt aber keine Verehrung, sondern er ist nur der Platz, an welchen der Geist festgelegt wird; man befestigt zugleich ein solches Keti, welches man für ihn am angenehmsten erachtet, und zwingt ihn solchergestalt, den Menschen in Ruhe zu lassen.

In der Stadt Zanzibar ereigneten sich einige merkwürdige Vorfälle. Einem Kaufmann, Peters, ward es lästig, daß Massen von Sklaven in seinen Hof kamen und in einen „Teufelsbaum" eiserne Haken schlugen, an welchen sie Lappen aufhingen. Zum Entsetzen aller Schwarzen ließ Herr Peters den Baum niederhauen, aber keiner von ihnen wollte dabei Hand anlegen. Binnen sechs Monaten starben dann in jenem Hause fünf Leute, nämlich Peters, zwei seiner Handlungsgehülfen, sein Küper und sein Schiffszimmermann. Dieser Aberglaube erinnert an den indischen Pipulbaum (Ficus religiosa), in welchem Feinde hausen, und geben eine Erklärung für die geheimnißvollen Bräuche, welche auch bei den Muselmännern vom westlichen Afrika bis zum fernen Osten vorkommen.

Es giebt noch manche andere geheimnißvolle Mittel, den Kranken wieder gesund zu machen. Man bestreicht zum Beispiel kleine

Stecken mit Oker und drückt damit Zeichen auf die Haut; nachher wird ein Zauberspruch gesungen, der Besessene antwortet, und aus dem Ende jedes Stäbchens fliegt ein böser Geist fort, sobald der Mganga ein Stück Holz zur Erde wirft. Manche Unglückliche sind von mehreren Geistern besessen und haben wohl gar ein Dutzend Teufel im Leibe. Dann muß gegen jeden einzelnen ein besonderes Zaubermittel in Anwendung gebracht werden, und für jede dieser Austreibungen verlangt der Mganga eine besondere Gebühr. Wo Gefahr ist, entsteht Furcht; diese greift zu Zauberern und Beschwörungen, Austreibungen und Talismanen, und wo man übernatürliche Mittel und Wirkungen für nöthig erachtet, wird es nie an Leuten fehlen, welche über dergleichen verfügen. Nun hat der Afrikaner bei schwachem Gehirn eine große Empfänglichkeit Eindrücke aufzunehmen, und seine Nerven sind erregbar; das letztere wird bestätigt durch häufiges Vorkommen von fallender Sucht, Zukkungen und hysterischen Krankheiten. Der Schwarze ist eben darum sehr empfänglich für epidemische Manien, und der Glaube an böse Geister steht bei ihm unverbrüchlich fest. Selbst die Araber werden angesteckt, und manche glauben, daß sie besessen gewesen seien; sie erzählen darüber ausführliche Geschichten. Dagegen ist der Glaube an Verwandlungen, der in Maskat, Abessinien, dem Somalilande und am Kap allgemein vorkommt, den Ostafrikanern fremd; nur die Wahiao zwischen Kiloa und dem Nyassa-See nehmen an, daß ein böser Zauberer den Menschen nach seinem Tode in einen Löwen, einen Leoparden oder in eine Hyäne verwandeln könne. Am Zambesi glauben, wie Livingstone berichtet, die Leute, daß ein Häuptling sich beliebig in einen Löwen verwandeln, als solcher irgend einen Feind erlegen, und dann wieder Menschengestalt annehmen könne. In der Gegend von Tete herrscht der Glaube, daß lebendige Menschen die Gestalt von Löwen und Alligatoren und doch nachher wieder menschlichen Leib annehmen.

Eine sehr wichtige Obliegenheit des Mganga besteht in der Entdeckung der schwarzen Magie, Uchawi. Ordalien, Gottesurtheile, können nicht fehlen, wenn der Zauberer als Untersuchungsrichter das große Wort zu führen hat. Das Baga oder Kayapo der Ostafrikaner wird von den Arabern als el Halaf, der Eid, bezeichnet, und ist eben so widersinnig, scheußlich und grausam als das rothe Wasser der Aschantis, das Gift in Kassandschi, das Muavi der Banyaistämme von Monomotapa, das Tanginagift der

Malgaschen, das Bitterwasser der Juden 2c. In Usambara stößt man dem Angeklagten ein rothgeglühetes Beil in den Mund, bei den Stämmen im Südosten treibt man in einen gewissen zarten Körpertheil einen glühenden spitzen Nagel und schlägt auf diesen zweimal mit einem Klotze. Die Wasaramo tauchen die Hand in siedendes Wasser, die Waganda in siedendes Oel, und bei den Wasegura prickelt man die Ohren mit den schärfsten Borsten eines Gnuschweifes. Bei den Wakuafi erstickt der Schuldige an Fleisch, das man ihm einstopft; die Wanyamwezi zerreiben zwischen zwei Steinen eine giftige Rinde, den Muavi, thun Wasser hinzu, und geben dieses Mittel zuerst einem Huhne, das als Stellvertreter des Angeklagten betrachtet wird; aber dieser letztere muß selber die Rinde verschlucken, wenn das Volk es verlangt.

Der Regenmacher weiß die Besorgnisse und Hoffnungen der Menschen vortrefflich zu seinem Vortheil auszubeuten. Der Schwarze denkt nur an die Gegenwart, er weiß nicht, was Fürsorglichkeit ist, sammelt keine Vorräthe, und deshalb wird er von Hunger und Krankheiten heimgesucht, sobald langanhaltende Dürre in seinem Lande herrscht. Jede auffallende Erscheinung oder ungewöhnliche Begebenheit bringt er in Zusammenhang mit dem, was er sehnlich wünscht, einen recht nassen Monsun. Er glaubt, sein Feind habe Mittel, die Wolken zu zerstreuen; ein Fremder, der bei starkem Regen anlangt, wird als Glück verheißendes Anzeichen betrachtet, insgemein aber blickt der Schwarze auf Alles, was ihm neu erscheint, mit Argwohn. Ein Reisender kommt bei nasser Witterung, und das ist gut; aber nachdem er schon lange wieder fort ist, trocknen Quellen und Brunnen ein, und es brechen vielleicht obendrein die Blattern aus, und nun verbreitet sich das Gerücht, daran sei jener schuld gewesen. Nun soll der Mganga dem Uebel steuern. Er besitzt Zaubermittel derart, wie wir sie auch bei anderen Fetischdienern finden, also geheimnißvolle Anwendung irgend eines widerwärtigen, giftigen Mittels, das man als selten erachtet, oder etwa getrockneten Hyänenkoth, den Fangzahn einer Schlange nebst Löwenhaaren. Dergleichen Sachen sammeln die jungen Leute des Stammes für den Regenmacher, der sich übrigens auf das Wetter versteht und in jenem tropischen Lande das Herannahen des Regens leicht voraussehen und verkündigen kann. Freilich ergeht es ihm übel, wenn er sich einmal als falschen Propheten zeigt.

Als Wahrsager verkündet der Mganga auch den Erfolg oder

das Fehlschlagen von Handelsunternehmungen, Kriegen und Raubzügen; er sagt, ob Pest und Hungersnoth kommen werden, und sucht dieselben abzuwenden; er bringt Sühnopfer, bestimmt, ob eine Karawane aufbrechen könne oder noch warten müsse, beobachtet den Vogelflug und das Geschrei der wilden Thiere, denn er ist ja auch Augur. Sein Hauptwerkzeug besteht, wie schon weiter oben angedeutet wurde, in einem Buyu, der aus kleinen schmutzigen Kürbissen verfertigt und um die Hüfte geschlungen wird. Der Mganga nimmt eine ernste Miene an, hat sich sehr stark mit Fett eingerieben und im Haar auf dem Vorderkopf ein Antilopenhorn befestigt. Seine Werkzeuge trägt er in einem Mattenbeutel, und sitzt auf einem niedrigen Stuhle dem Menschen gegenüber, der ihn befragen will. Vor allen Dingen muß dieser bezahlen, und dann beginnt das Geschäft. Außer den Kürbissen verwendet der Mganga noch allerlei anderes Handwerkzeug; er wirft Beeren in eine Schale mit Wasser und prophezeiet aus der Art und Weise, wie sie schwimmen; ringsum stellt er große Pflöcke oder Stecken, an welche er Büffel- oder Zebraschweife gebunden hat. Die Kasanda besteht aus einer Zusammensetzung von Dreiecken, die sich verschieben und lang oder kurz machen lassen, etwa so wie jene, auf welchen bei uns hölzerne Soldaten angebracht sind, und womit unsere Kinder spielen. Er nimmt sie in die rechte Hand und verlängert sie vermittelst eines Ruckes; dadurch wird dann die sichere Richtung des Weges angezeigt, welchen ein Reisender zu nehmen hat. Der Schero ist ein Stück Holz von der Größe einer Manneshand, gleicht einem Blasebalge, hat einen Handgriff, eine Art von Schnauze, und in der Mitte eine kleine Aushöhlung, die mit Wasser angefüllt wird. Auf dieses wirft der Mganga ein Hirsekorn oder ein ganz kleines Stück Holz; das Treiben desselben nach den Seiten hin bedeutet Unglück, nach der Schnauze zu deutet es auf Glück.

Der Mganga verkündet seine Ankunft, indem er eine Klapper rührt; dieses Sanje, ein hohler Kürbis, hat viele Löcher und ist halb mit Mais, Getreide und Kieselsteinen angefüllt. Bei Elephantenjagden wirft der Mganga den ersten Speer, und er trägt die Schuld, wenn das Thier nicht erlegt wird; er bezeichnet das Elfenbein mit allerlei Figuren, und man glaubt, daß nun die Waare ungehindert bis an die Küste gelangen werde. Den Kirangozi oder Führer behängt er mit Amuleten, um alle Gefahren von ihm abzuwenden; dabei schärft er demselben ein, unterwegs keinem Menschen, auch

nicht dem Inhaber der Waaren, welche die Karawane führt, dem Mtongi, den Vortritt zu erlauben. Im Kriege leistet er einen Beistand ganz eigenthümlicher Art, indem er eine Biene fängt, Zauberformeln über dieselbe spricht und sie dann nach der Richtung hinfliegen läßt, wo der Feind steht. Die Biene wird dann ihre Schwärme herbeirufen und den Feind auseinander treiben. In Südafrika stößt der Zauberer an einen Ameisenhügel und läßt eine Wespe fliegen, welche den Feind verjagt. Im alten Testamente, (Josua, Cap. 24, V. 12.) lesen wir, daß Josua im Kampfe der Kinder Israel gegen die Amoriter, Pheresiter und andere Völker die Hornissen aussandte, „die trieben sie aus vor euch her, die zween Könige der Amoriter, nicht durch dein Schwert noch durch deinen Bogen."

Wir finden in Ostafrika eine despotische und eine halbmonarchische Regierungsform. Bei den Stämmen, welche unter uneingeschränkter Gewaltherrschaft stehen, z. B. bei den Wakilima, Gebirgsbewohnern von Dschagga, ist ungemein drückende Knechtschaft. Alle, nur mit Ausnahme der Zauberer und Räthe, sind Wasoro, d. h. Soldaten und Sklaven des „Sultans", Mangi. Die arabischen Kaufleute bezeichnen in Ostafrika jeden Häuptling als Sultan, der in den verschiedenen Ländern auch verschiedene Benennungen trägt; in Uzaramo bezeichnet man ihn als P'hazi, in Khutu als P'hazi oder Mundewa, in Ugogo als Mteme, in Unyamwezi als Mwani, in Udschidschi und Karagwah als Mkama. Der Hauptrathgeber oder Minister eines solchen Sultans wird von den Arabern Wesir genannt; bei den Eingeborenen sind seine Benennungen verschieden: Mwene goha, Msagira, Magawe, Mhango und Muhinda. Die Aeltesten nennt man überall Wagosi und Wanyap'hara, und diese werden zur Berathung herbeigezogen. Der Sultan nimmt den Müttern alle Knaben weg, läßt diese gemeinschaftlich abrichten, damit sie Dienste versehen, die Palasthütte bewachen, des Häuptlings Felder bestellen, und die Wasserläufe in ordentlichem Zustande erhalten. Man nahet dem Gebieter nur mit Furcht und Zittern, muß in einer gewissen Entfernung vor ihm stehen bleiben und vor der Anrede in die Hände klatschen. Frauen beugen das rechte Knie zur Erde und der Häuptling nickt dazu. Manchmal erscheinen die Aeltesten mit vielen Weibern vor dem Sultan und fragen ihn, womit sie ihm gefällig sein könnten; er läßt ihnen dann ein Stück Feldes anweisen, das sie bestellen oder

reinigen müssen. Wer etwa Unkraut stehen läßt, wird um ein Stück Rindvieh gebüßt. Frauen, welche im Kriege erbeutet werden, verkauft der Sultan, die Kinder behält er als Sklaven. Kein Wasaro darf ohne ausdrückliche Erlaubniß des Häuptlings heirathen; dieser verfügt unbedingt über Leben und Tod und hat ein Recht, seine Unterthanen zu verkaufen; bei den Karagwah, Uganda und Unyoro genießt er fast göttliche Verehrung. Niemand darf, bei Todesstrafe, den Namen des Sultans führen, dessen Gewalt nur in dem Ada, altem Herkommen, verderbten Gebräuchen, eine Art von Schranke findet. Der Afrikaner ist, gleich dem Asiaten, von Natur ein conservativer Mensch, und darin liegt sowohl die Ursache wie die Wirkung seiner Unfähigkeit, sich zu einer höhern gesellschaftlichen Ordnung emporzuarbeiten. Der Häuptling ist von barbarischem Staat oder Pomp umgeben, er besitzt große Dörfer, in welchen seine Weiber und Sklaven wohnen, hat immer ein Geleit von Bewaffneten und hält es unter seiner Würde, auch die reichsten Araber zu besuchen. Die monarchischen Stämme sind Legitimisten von der alten Schule, die einen neuen Mann verschmähen.

Bei den aristokratischen oder halbmonarchischen Völkern, z. B. den Wanyamwezi, hängt die Macht des Sultans hauptsächlich von seinem Reichthum und seiner Persönlichkeit ab; ein kräftiger Mann wird sich zu uneingeschränkter Gewalt emporarbeiten, und mit seinen Unterthanen ohne Gnade oder Barmherzigkeit verfahren. Sein Rath besteht aus einer Anzahl von Leuten, die nicht selten mit ihm verwandt sind, und sich nach Möglichkeit geltend zu machen suchen; manchmal können diese Aeltesten und Beiräthe zusammen eben so viele Krieger aufstellen als der Sultan, der alsdann Rücksichten zu nehmen hat. Ein persönlich schwacher Häuptling gilt dann nicht viel, ist aber immerhin für den Kaufmann und den Reisenden ein Mann von Bedeutung, weil er mit leichter Mühe Zank und Streit hervorrufen, Mord verüben lassen oder sich förderlich bezeigen kann. Es steht bei ihm, Träger für eine Karawane zu stellen oder zu verweigern, einen Weg zu eröffnen oder zu verlegen, und Lebensmittel zu liefern oder nicht. Deshalb hat das Reisen in Gegenden, wo man den Häuptling günstig gestimmt hat, keine besonderen Schwierigkeiten, wird aber andern Falles ungemein lästig und gefährlich. Doch sind im Allgemeinen die Sultane so eigennützig und so klug, die Reisenden und Kaufleute zu beschützen.

Eine patriarchalische oder republikanische Regierungsform kennt

Ostafrika nicht. Die Wasagara wählen (gleich den Banyai in „Monomotapa") allerdings ihren Häuptling, aber sofort nach der Ernennung wird er Monarch. Diese Schwarzen haben gleichsam instinktmäßig Achtung und Furcht vor dem Häuptling und den Vorstehern, Aeltesten, wissen aber nichts von Beschränkung der Gewalt und einer natürlichen Gliederung in höher und niedriger gestellte Klassen und Leute; selbst Ehrenzeichen und Auszeichnungen sind ihnen unbekannt. Also Rangklassen hat man nicht, keiner gilt oder hält sich für mehr als alle Anderen, auch giebt es bei so durchaus barbarischen Verhältnissen keine Oligarchie von Gelehrten. Nur allein die Stärke gebietet, aber gegenseitige Eifersucht läßt es nicht zu vereinigten Bemühungen kommen, und ein Geist der Vaterlandsliebe kann sich gar nicht entwickeln. Kein Mensch kümmert sich um das Gemeinwohl, jeder nimmt lediglich seine eigenen persönlichen Belange wahr, und wie sollte dabei bürgerliche Ordnung und Sicherheit oder ein geregeltes Verhältniß zu anderen Völkern erwachsen können?

Bei den am niedrigsten stehenden Schwarzen gilt der „Sultan" am allerwenigsten, und Jeder hält ihn für seinesgleichen. Die Würde und der Vorrang eines solchen Häuptlings besteht eigentlich nur darin, daß er auf einem dreibeinigen Schemel sitzen darf, mehr Messingdraht als Glasperlen trägt, und etwas bessere Kleider als seine Unterthanen besitzt. Den Fremden, welche ins Land kommen, muß er ein Gegengeschenk machen, und in einzelnen Fällen zuerst eine Gabe darreichen. Die Aeltesten, welche seinen Beirath bilden, erhalten keine Besoldung, reden ein gewichtiges Wort mit und verlangen Antheil von den Geschenken oder von Erpressungen und auferlegten Strafgebühren. Wer durch diese Leute irgend etwas erringen will, muß sie bestechen, denn ihr Einfluß auf das gemeine Volk ist nicht gering.

Legitimität ist die Regel, und durchgängig folgt der älteste Sohn dem Vater; nur bei den Wasukuma im nördlichen Unyamwezi geht die Herrschaft auf den Schwestersohn über, weil man in dieser Weise sicher weiß, daß königliches Blut vorhanden ist. Der neue Gebieter erbt alles Eigenthum des Verstorbenen, auch die nachgelassenen Frauen. Diese ächt afrikanische Praxis waltet auch bei manchen anderen Völkern vor, namentlich bei den Bakuene. Unter den Wanyamwezi herrscht der Brauch, daß die unehelichen Kinder mit den ehelichen bei der Erbschaft in gleiche Theile gehen, doch findet er auf die Nachfolge in der Herrschaft keine Anwen-

dung. In Usukama geht die Würde eines Häuptlings, der keine Söhne hinterläßt, auf dessen Wittwe über.

Mit dem Strafrecht verhält es sich sehr einfach. Die Sar (Blutrache, Blutfehde, Vendetta) und deren Zubehör (Diyät, Wehrgeld) sind in den Anfängen vorhanden und noch nicht in so verwickelter Weise ausgebildet wie bei den Arabern. Wer einen andern tödtet, verübt nicht, wie bei uns, ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, sondern nur gegen einen Einzelnen, dessen Angehörige sich dann rächen wollen. Der Häuptling entscheidet sich dafür, daß Blutgeld an die Verwandten gezahlt werde, nimmt dasselbe auch wohl selbst und für sich in Anspruch, im Fall er sich mächtig genug glaubt; ihm liegt daran, daß das Hinüber- und Herübermorden nicht andauernd werde. So geschieht es, daß bei einigen Stämmen der Einzelne Rache nimmt, bei anderen sie dem Sultan überträgt. Hier nimmt er als Ersatz für einen erschlagenen Bruder einige Stück Vieh, dort übt er durch Mord Wiedervergeltung. Eine Abstufung in den Bestrafungen und Bußen giebt es also nicht; manchmal kommt ein Mörder mit einigen Ochsen weg, während ein Dieb gespeert, geköpft oder als Sklav verkauft wird, nachdem der Häuptling sich alle seine Habe angeeignet.

Der Grund und Boden ist in Ostafrika überall volles Eigenthum des Besitzers; der Häuptling hat auf ihn keinen Anspruch, und von Lehnwesen kennt man nicht einmal eine Spur. Ein Stamm, der fortwandert, verliert dadurch sein Anrecht auf das Land, das von anderen in Besitz genommen werden kann; in solchem Falle läßt sich aber der Sultan von den neuen Ansiedlern eine Gebühr zahlen. Seine Einnahmen sind verschiedener Art; die Ackerbau treibenden Stämme entrichten eine kleine Abgabe vom Getreide. Ohne des Häuptlings Einwilligung darf Niemand säen oder ernten, und er giebt sie in der Art, daß er Vortheil davon hat. Bei den Jägervölkern wird der Elephant ein Eigenthum Derer, welche ihn erlegt haben; aber von solchen Thieren, welche in des Sultans Gebiet verwundet oder todt gefunden werden, nimmt dieser einen Zahn für sich in Anspruch, wie denn auch todte Löwen als Eigenthum der Krone betrachtet werden. Wildpret wird zwischen dem Häuptling und den Aeltesten vertheilt, und Beide nehmen auch einen Theil von dem Zeug und den Glasperlen in Anspruch, welche von den Karawanen gegen Elfenbein ausgetauscht werden. Manche haben nicht unbeträchtliche Vorräthe von solchen Waaren aufgehäuft; von

den Sklaven, welche durch das Gebiet eines Häuptlings getrieben werden, muß der Eigenthümer eine Abgabe entrichten. Mächtige Häuptlinge verlangen Geschenke und erwiedern dieselben nicht; schwächere geben wohl einiges Vieh und andere Lebensmittel, erwarten aber ihrerseits den Werth davon zehnfach in Messingdraht, Zeugen und Glasperlen. Der Fremde hat nicht nöthig diese Dinge zu geben, es ist aber herkömmlich, sie nicht zu verweigern. Gütereinziehungen und Strafen sind ungemein häufig; hier nur einige Fälle. Der Monsunregen verzögert sich; sogleich befiehlt der Häuptling dem Mganga den Mann ausfindig zu machen, welcher daran schuld sei. Dieser wird sogleich getödtet, und der Sultan zieht das Vermögen ein. Dasselbe thut er mit der Habe aller Verbrecher und Hingerichteten, selbst einen Sklaven, den der eigene Herr tödtet, beerbt er. Bei den mehr republikanischen Stämmen lebt der Häuptling vom Schweiß seiner Sklaven.

Die Sklaverei reicht in Afrika bis in die ältesten Zeiten hinauf und ist gegenwärtig ganz allgemein. Mit Ausnahme der Wahinda, Watosi und Wagogo können alle Völker im äquatorialen Ostafrika von der Küste bis Udschidschi und zu den Gegenden im Westen des Tanganyika-Sees als Sklavenracen bezeichnet werden. Ein Araber und ein Msawaheli, ja selbst ein Höriger aus Zanzibar wird dagegen überall als Murungwana oder freier Mann angesehen. In manchen Landestheilen führt man mehr Sklaven ein als aus; dort stehlen die Leute Sklaven aus anderen Stämmen, verkaufen aber ihre eigenen Landsleute nur, wenn sie überwiesene Verbrecher sind, also gestohlen, böse Zauberei getrieben oder sich selbst die oberen Vorderzähne früher als die unteren ausgeschlagen haben. Freilich wird im Nothfall ein Mann gar kein Bedenken tragen, seine Frauen, Kinder und Verwandten oder auch sich selber zu verkaufen. Es ist schon erwähnt worden, daß bei manchen Völkern der Oheim ein Recht besitzt, über seine Neffen und Nichten zu verfügen.

Verhältnißmäßig ist die Barbarei beim Sklaventransportiren nur gering. Allerdings werden in solchen Gegenden, in welchen Gefahr ist, daß der Sklav geraubt werde oder entlaufen könne, die Unglücklichen aneinander gebunden, aber durchgängig ist die Behandlung mild, und gute Worte müssen das Beste thun. Oft liegt der träge Sklav gemächlich im Schatten, während sein Herr sich in Sonne und Wind abmüht; er wird gut genährt und hat wenig

zu thun, während der Träger in der Karawane schwer belastet und lediglich auf sich selbst angewiesen ist. Das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven erscheint wie die Stellung eines Beschützers zum Schutzbefohlenen, des Patrons zum Clienten; man redet den Sklaven mit Ndugu yango, mein Bruder, an, und Schläge oder harte Reden kommen nur selten vor. Das eigentliche Wesen der Sklaverei, nämlich Zwangsarbeit ohne Lohn, ist vielleicht in Indien häufiger als in Ostafrika, das keine an die Scholle gebundenen Menschen kennt. Allerdings kommen als Ausnahme scheußliche Dinge vor; das läßt sich aber nicht anders erwarten bei Leuten, die gar keine Achtung vor dem menschlichen Leben haben. Der Kirangozi, Führer, welcher Burton von Udschidschi nach der Küste zurückgeleitete, hatte eine Sklavin bei sich, welche wegen beschädigter Füße nicht rasch mit fortgehen konnte. Da schlug er ihr den Kopf ab, damit sie ja nicht einem Andern als Eigenthum zufalle.

Die für den Ausfuhrhandel bestimmten Sklaven werden, gleich dem Elfenbein, weit und breit im Lande aufgekauft, und aus den Hauptniederlagen, nämlich der Insel Kasendschi, Udschidschi, Unyanyembe und Zungomero, durch Araber oder Wasawahelikaufleute nach der Küste geführt, wo sie dann auf dem großen Sklavenmarkt in Zanzibar einzeln losgeschlagen werden. Im Innern treiben die Stämme unter einander Sklavenhandel, und es läßt sich nicht absehen, wie demselben gesteuert werden könne. Der Afrikaner führt Krieg, um Menschen oder Vieh zu erbeuten. Einige Hirtenstämme, z. B. die Wamasai, Wakuafi, Watuta und Warori, stellen als Grundsatz auf, daß nur sie allein das Recht haben, Heerden zu besitzen, und dasselbe von ihrem Urahn erhielten, welcher das Rindvieh geschaffen habe; dieses gehöre also, wo es sich auch finden möge, lediglich ihnen allein. Doch bleibt des Krieges Hauptzweck der Menschenraub, welcher sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Derartige Fehden bringen Vortheil und Ruhm für den Sieger; ein mächtiger aber armer Häuptling wird nicht leiden, daß seine Nachbarn reicher seien als er selber, er sucht also Streit, überfällt den Schwächern, treibt das Vieh weg, raubt Menschen und verkauft sie an die erste beste Karawane; vorher hat er die Dörfer verbrannt. So wüthen diese Schwarzen gleich Wölfen gegeneinander, und entvölkern und verheeren das Land. Der Sklavenhandel verewigt den Glauben an die schwarze Kunst, auch die Verwandten eines wirklichen oder angeblichen Verbrechers werden

nicht selten als Sklaven verkauft, damit der Häuptling sich bereichere.

An der Küste und auf der Insel Zanzibar hat man zweierlei Art von Sklaven, die in der Gefangenschaft geborenen, welche häusliche Dienste verrichten, Mowallid, und die wilden, welche aus dem Innern gebracht werden. Die ersteren werden wie Mitglieder des Hausstandes angesehen, weil die Behaglichkeit des Gebieters davon abhängt, daß die Leute mit ihrer Behandlung zufrieden sind; nicht selten ist auch die Schwester eines solchen Haussklaven Kebse des Herrn. Am folgsamsten sind die Sklaven bei den Wasawaheli, von welchen sie sehr streng gehalten werden; die Araber sind nicht so hart, und wenden nur selten Stockschläge oder das Kreuz an, vermittelst dessen Nacken und Fußknöchel zusammengebunden werden, oder den Mantakale, einen schweren Klotz, welcher den Sklaven am Entfliehen verhindern soll. Aber ein mißvergnügter Mensch verläßt heimlich das Haus, sucht einen andern Gebieter und kehrt vielleicht nach Jahresfrist wieder zum erstern zurück, als ob gar nichts vorgefallen sei. So verbindet er in gewisser Hinsicht die Vortheile der Freiheit und der Sklaverei; und ohnehin haben die Araber das Sprüchwort: ein Sklav, der gut thun soll, muß wenigstens ein Mal fortgelaufen sein. Am schlimmsten sind die Sklaven der Banyanen und der europäischen Unterthanen daran. Der Mowallid versieht die Dienste eines Trägers in ähnlicher Weise wie der Pombeiro in Westafrika; sein Herr sendet ihn von Unyamwezi und Udschidschi nach den gefährlichsten Gegenden aus, wo er den Handel vermitteln muß; der Kaufmann selbst verweilt inzwischen bei seinen Landsleuten und ruhet aus. Dieses ganze Verfahren ist für den Verkehr nachtheilig und verzögert den Umsatz über Gebühr. Der Sklav, welchem Zeuge und Glasperlen anvertraut werden, hält sich plötzlich für einen großen und wichtigen Mann, benimmt sich üppig und bleibt Monate lang an Orten, wo er seine Geschäfte binnen einer Woche abmachen könnte. Vor zwölf Jahren erhielt man in Unyamwezi für ein Pfund Glasperlen zehn Pfund Elfenbein, jetzt muß man beinahe zehn Pfund dafür geben. Jede Karawane bedarf ihrer Sicherheit wegen eine Bedeckung von Sklaven, welche Musketen führen; diese legen ihre Waffe nie ab, selbst dann nicht, wenn sie nur aus einer Hütte in die andere gehen; sie betteln, borgen oder stehlen Pulver und Kugeln, und tragen keine Last, weil man ihnen dergleichen nicht zumuthen darf; sonst laufen sie

davon. Ein freier Träger bestiehlt die Karawane nicht, wenn er dieselbe heimlich verläßt, der Musketenträger, welcher entläuft, thut es allemal. Diese Leute trinken stark und treiben mit den Frauen Unfug.

In Zanzibar kauft man lieber Kinder als erwachsene Sklaven, denn jene kann man zum Islam bekehren und zu Mowallids abrichten; doch werden sie nie so völlig zahm wie die im Hause geborenen. Erwachsene verwendet man beim Feldbau, sie bleiben aber ungelehrig und ändern sich nicht viel. Der Herr läßt sie, wenn er gerade keine Beschäftigung für sie hat, umherlaufen, und sie mögen sich dann selbst durch Stehlen oder irgendwie das tägliche Brot suchen; ihre Leichen wirft man ohne weitere Umstände ins Meer oder in die erste beste Grube. Solche Sklaven sind eine arge Plage, weil Niemand vor ihren Gewaltthätigkeiten sicher ist; sie plündern Gärten und Felder. Waffen dürfen sie nicht tragen, haben aber trotzdem in Zanzibar mehr als einen blutigen Sklavenaufstand erhoben. –

Die Araber behaupten, daß die schwarzen Barbaren in der Sklaverei etwas besser würden, doch darf man billig daran zweifeln. Auch in der Sklaverei bleiben sie so wild und steifnackig wie in ihrer Heimath; sie sind eingefangen worden, lassen sich aber nicht zähmen und noch weniger civilisiren. Trotz aller Bemühungen sie abzurichten, bleiben sie doch die schlechtesten Diener auf der ganzen Erde, und ein Hausstand mit solchen Sklaven ist der ungemüthlichste, den man sich denken kann. Sie sind ungemein sinnreich, wenn es darauf ankommt, Verwirrung anzustiften, Schlechtigkeiten zu verüben, und ungehorsam zu sein. Auch in Ostafrika ist der Sklav „ein Thier, das so viel als möglich ißt und so wenig als möglich arbeitet.“ Sie sind plump und unbeholfen, schmutzig und sorglos, selbst mit Schlägen kann man keine andauernde Arbeit von ihnen erzwingen, und eine ganze Rotte schafft nicht so viel wie ein einziger ordentlicher Diener. Er mag nichts lernen, er hat denselben Antrieb wie der Esel, daß er nämlich nicht gehorchen will; späterhin thut er es immer nur aus Furcht. Als einzige Gegenwehr hat er den Betrug und listige Verschlagenheit, und nachdem man ihn auf einer Nichtswürdigkeit betroffen hat, sagt er ganz ruhig: „Bin ich nicht ein Sklav?“ Er ist unglaublich faul und hat auch vor der allergeringsten Anstrengung eine wahre Scheu; er liebt das Leben sehr, setzt es aber auf die leichtsinnigste Weise

in Gefahr. Meilenweit läuft er vor einer solchen fort, wenn er sich von ihr bedroht glaubt, aber unterwegs wird er seine Pfeife an ein leckes Pulverfaß binden und Tabak rauchen. Musa, der indische Kaufmann in Kazeh, lag am Boden, wollte schmauchen, war aber viel zu träg, um sich eine Pfeife herbeizuholen; er schlug die Pfanne seiner Muskete auf, schüttete Tabak hinein, zündete ihn an, zog den Qualm ein, das Gewehr ging los und tödtete ihn.

Der Sklav stiehlt instinctmäßig wie eine Elster; beim Fürsten von Zanzibar wurde einmal einem europäischen Offizier während der Tafel das Gold von der Schärpe gestohlen. Der Herr giebt dem Sklaven Kleider, aber dieser trägt sie in den Bazar, verpfändet oder verkauft sie, und geht halb nackt. Sein Hang zu berauschenden Getränken und Ausschweifung mit Weibern ist groß, und er greift zu allen Mitteln, um denselben zu befriedigen. In der Sklaverei wird er noch viel liederlicher, als er schon in seiner Wildniß war, er lernt neue Laster und Schandthaten, das viehische Wesen des schwarzen Barbaren nimmt Schlechtes von der Halbcivilisation an. Bei Mondschein wird in Zanzibar der Tamtam geschlagen und auf einer schrillenden Pfeife gepfiffen; dieser Musik widerstehen die Schwarzen nicht, und es ist dann unmöglich, sie im Hause zu halten. Männer und Weiber stürmen hinaus, tanzen, heulen, sind glücklich, und am Ende giebt es die wildeste Orgie. Der verstorbene Fürst von Zanzibar verbot aus Rücksichten der Schicklichkeit dergleichen Tänze, Nyoma. Niemand verläßt sich auf die Treue eines Sklaven.

Die Somal gewinnen im Auslande einen ganz andern Gemüthsstrich und werden aufgeweckt und heiter, während sie in ihrer Heimath düster und trübsinnig erscheinen. Aehnlich verhält es sich mit dem ostafrikanischen Schwarzen, sobald er von Zanzibar fort über die See hinweg in andere ihm völlig fremde Gegenden gebracht wird; er streift dann Einiges von seinem mürrischen Wesen ab, und bekommt eine Art von Respect vor höher gestellten Leuten. So ist „Sidi Mobarek“ als Arbeiter am Bord der indischen Dampfer gern gesehen, und weiß sich auch in seiner Weise geltend zu machen. Sidi Mobarek fühlt sich frei, und ist mit sich und seiner Umgebung zufrieden. Aber man trauet ihm doch nicht ganz; die Perser und andere Asiaten nehmen auf weiten und gefährlichen Reisen allemal so viele Weiße mit, daß sie von Seiten der schwarzen Begleitung nichts mehr zu besorgen brauchen; sie wissen, daß der Schwarze seltsame und bedenkliche Einfälle hat, und ein blutdürstiger, ver-

rätherischer Barbar bleibt. Gleich den Buschnegern in Surinam, welche einst den Holländern so große Verlegenheit verursachten, haben aus Zanzibar entlaufene Sklaven zwischen dem Berge Yombo und der Schimbaregion der östlichen Ghats eine Art von unabhängigem Gemeinwesen gebildet, Karawanen überfallen, die von Mombas nach Usambara zogen, und sich gegen andere Stämme vertheidigt. In der Gegend von Guluen unweit Barava soll auch eine Anzahl solcher entlaufenen Sklaven hausen, welche entsetzliche Verwüstungen anrichten und scheußliche Grausamkeiten verüben.

In Zanzibar weiß man viel von den schwarzen Sklaven zu erzählen. Mancher allzustrenge Gebieter ist von ihnen ermordet worden; mehr als einem wurden während des Schlafes mit dem Dolch die Augen ausgestochen. Kombo, Sklav des arabischen Kaufmannes Mohammed ben Seyf, stahl dem Fürsten einen Korb voll Gewürznelken, verbarg diesen im Hause seines Herrn und zeigte dann denselben als Dieb an. Fahl ben Nasr reiste in Handelsangelegenheiten durch Ugogo, wo er fast sein Leben verlor, denn einer von seinen Sklaven hatte den dortigen Schwarzen vorgelogen, sein Herr habe Krokodile getödtet, und benütze das Fett derselben zum Vergiften. In beiden Fällen wurden die verrätherischen Sklaven nicht bestraft, denn Züchtigung hätte sie doch nicht gebessert; höchstens wären sie fortgelaufen.

Von den Sklavinnen läßt sich auch nichts Rühmliches sagen; von Ehre oder Schande, Keuschheit oder Anstand haben sie keinen Begriff. Kein Mensch hält die Mutter seiner Kinder für treu oder glaubt mit Bestimmtheit daran, daß diese Kinder von seinem eigenen Blute seien.

Ueber den durchschnittlichen Preis der Sklaven läßt sich nichts Genaues feststellen. Kein anderer Handelsartikel, nicht einmal das Pferdefleisch, wechselt und schwankt auf dem Markte so sehr als die schwarze Menschenwaare. Der Preis beträgt von sechs Fuß ungebleichten Baumwollenzeuges oder einige Pfund Hirse, in Zeiten der Hungersnoth, bis zu siebenzig Dollars. Im Innern, wo die Sklaven oft Gelegenheit zum Entlaufen finden, sind sie am billigsten, in Unyamwezi schon etwas theurer, und auf der Insel Zanzibar stellt sich der Preis am höchsten. Hier hat sich derselbe in den letztverflossenen Jahren verdoppelt, wahrscheinlich deshalb, weil auch dort das Geld wohlfeiler geworden ist. Man bezahlt einen noch nicht mannbaren Knaben mit fünfzehn bis dreißig Dollars, unter fünfzehn Jahren

gilt er eine Kleinigkeit weniger; ein Mann zwischen fünfundzwanzig und vierzig Jahren ist dreizehn bis zwanzig Dollars werth, ist er älter, nur etwa zehn Dollars. Sklaven, die so weit abgerichtet sind, daß sie als Faktoren beim Handel im Innern verwendet werden können, erhält man für fünfundzwanzig bis siebenzig Dollars; Sklavinnen kommen immer um ein Drittel theurer zu stehen als Männer. Die Eingangsabgabe, welche in Zanzibar bei der Sklaveneinfuhr für jeden Kopf entrichtet werden muß, ist je nach Herkunft und Abstammung der Leute verschieden; von den Wahiao, Wagindo und anderen, die aus Kiloa gebracht werden, muß ein Dollar erlegt werden, für jene aus Mrima und den Küstengegenden zwei Dollars, und für solche aus Unyamwezi, Udschidschi, und überhaupt aus dem Innern, drei Dollars. Die Hauptniederlage ist Unyanyembe und dort hat man Mittel preise; ein Knabe kostet acht bis zehn Doti, Doppelzeuge, ein Jüngling neun bis elf Doti, ein kräftiger Mann fünf bis zehn, und ist er schon etwas älter, vier bis sechs Doti. In Karagwah und Urori kann man Alles noch wohlfeiler haben. Oberst Hamerton, englischer Consul in Zanzibar, welcher mit den Landesverhältnissen genau bekannt war, versicherte, daß dort die Einfuhr im Durchschnitt jährlich vierzehntausend Sklaven betrug; sie wechselte zwischen neuntausend und zwanzigtausend Köpfen. Durch Tod und Flucht entsteht jährlich ein Abgang von dreißig Procent; alle drei oder vier Jahre muß also eine völlige Erneuerung stattfinden.

Auf Zanzibar selbst ließe sich der Sklaverei mit einem Schlage leicht ein Ende machen, und nach Verlauf einiger Zeit würden auch die großen Grundbesitzer begreifen, daß ihnen selbst daraus Nutzen erwüchse. Der Sklavenausfuhr nach Asien könnte ein kleines Geschwader von Dampfern wirksam steuern. Aber trotz alledem würden die Ursachen der Sklaverei und des Sklavenhandels bleiben, die im Innern nach wie vor wirksam sind. Der Afrikaner will und mag nicht arbeiten; all sein Tichten und Trachten geht dahin, sich Sklaven zu verschaffen, die ihm seinen Acker bestellen. Burton meint: „Wenn ein gesteigerter Verkehr mit dem Küstenlande bei den Barbaren Bedürfnisse erregt, welche ihn zwingen, selber thätig zu sein, damit er sie befriedigen könne, dann werde die Sklaverei aufhören.“ Wir sind anderer Meinung, und ein Blick auf Westafrika genügt, die Sache zu erläutern. Dort hat man seit dreihundert Jahren lebhaften Verkehr mit den Negern, und diese sind auch heute noch nicht um ein Haar anders geworden; sie haben

die Sklaverei in demselben Umfange wie früher und treiben den Sklavenhandel fort, trotz aller „sentimalen Kreuzergeschwader", die bis auf diesen Tag nichts weiter gewesen sind als eine kostspielige und so gut wie überflüssige Maaßregel. Aber die Engländer wollen nun einmal mit „philanthropischen Redensarten" regalirt sein.

a. Mnvamwezi. b. Msaramo. c. Mgogo.
d. Mganga, Zauberer, mit Antilopenhörnern.
e. Mugungu Mbava.
f. Muyinvi Kidogo.
g. Ein Träger in der Karawane.
h. Eine Frau aus Udschidschi.
i. Der Kirangosi, Karawanenführer.
k. Eine Mutter mit dem Kinde.

Digitized by Google

Siebenzehntes Kapitel.

Die Rückreise von Kazeh in Unyanyembe über Zungomero nach Konduchi an der Küste. — Ein mißlungener Versuch, den Lauf des Lufidschi zu erforschen.

Wir haben nun die sehr beschwerliche Rückreise Burton's und Speke's von Kazeh bis ans Meer zu schildern, und wollen uns dabei möglichst kurz fassen. Die Wanderer hatten auf derselben großes Ungemach und viele Widerwärtigkeiten zu bestehen, deren sie doch am Ende noch glücklich Herr wurden. Aber selbst in Zanzibar hörten die Unannehmlichkeiten noch nicht auf.

Burton rüstete sich zu Anfang des Septembers 1858 in Kazeh zur Abreise. Am 5. jenes Monats traf dort ein muselmännischer Kaufmann, Musa Mfuri, der schöne Moses, ein, der lange Zeit in Karagwah verweilt und überhaupt ein abenteuerliches Leben hinter sich hatte, das für die ostafrikanischen Verhältnisse charakteristisch erscheint. Vor etwa fünfunddreißig Jahren verließ Musa, ein armer Mohammedaner von der Kodschasekte, seine Vaterstadt Surate in Indien und begab sich zu seinem Bruder, der in Zanzibar ein Unterkommen gefunden hatte. Mit Unterstützung des Statthalters unternahm er dann einige Reisen ins Innere. Im Jahre 1825 besuchten beide Brüder das „Land des Mondes“, wohin vor ihnen noch keine arabischen Kaufleute gekommen waren; diese handelten damals auf den Märkten von Usanga und Usenga, die etwa ein Dutzend Tagemärsche südsüdöstlich von Kazeh liegen. Musa wurde in dem wohl

angebaueten Unyamwezi freundlich aufgenommen, und kam mit 800 Farassilah Elfenbein (28,000 Pfund) glücklich nach Zanzibar zurück. Später unternahm er dann noch manche Reisen und besuchte insbesondere auch die nördlichen Reiche. In Karagwah fand er Gelegenheit, dem schon früher von uns erwähnten Sultan Armanika gegen dessen aufständischen Bruder Rumanika wichtige Dienste zu leisten, und dehnte sein Geschäft immer mehr aus, so daß er nun der reichste Kaufmann in Kazeh war und viele Schuldner hatte. In seinem Waarenlager fanden sich stets viele Käufer und Verkäufer ein, sowohl Araber wie Afrikaner, und er hatte stets große Vorräthe von Zeug, Glasperlen, Draht und anderen Gegenständen, für welche er Elfenbein eintauschte. Als Burton ihn kennen lernte, war er gegen fünfzig Jahre alt, hatte die regelmäßigen Gesichtszüge, welche man bei indischen Muselmännern aus den höheren Klassen oft findet, war aber dem Opium so leidenschaftlich ergeben, daß er in jeder Tasche Pillen trug. Er kleidete sich ungemein sauber, seine Gewänder dufteten von Jasminöl und Sandelholz; seine Wohnung glich einem kleinen Dorfe, hatte große Eingangsthore und geräumige Höfe, in denen sich viele Sklaven und Kundleute bewegten. Musa hatte es weiter gebracht und lebte viel stattlicher als alle arabischen Kaufleute. Er hatte zwei Söhne mit verschiedenen Sklavinnen gezeugt. Der älteste kannte einige englische Wörter, sprach aber nicht das Hindustani, in welchem sich doch sein Vater, auch nachdem er schon so lange aus der Heimath abwesend war, noch sehr rein und geläufig ausdrückte. Der eine Sohn war ein Trinker und Zänker, welcher den Reisenden belästigte und um einen hübschen Anzug bettelte.

Musa erschien in Begleitung der angesehensten Araber, um Burton zu besuchen, welcher ein Empfehlungsschreiben des Sultans von Zanzibar an ihn hatte. Er beschenkte den Reisenden und behandelte ihn mit Aufmerksamkeit.

Inzwischen war die Noth mit den Trägern sehr groß; diese Leute haben keinen Begriff von Zucht oder Einordnung in ein Ganzes, machen immer neue Einwendungen, verlangen Gaben, auf welche sie keinen Anspruch haben, machen nicht selten Miene zu entlaufen, und der Verdruß mit ihnen nimmt kein Ende. Burton erzählt alle Einzelnheiten darüber sehr ausführlich, offenbar in der Absicht zu zeigen, daß er Recht gehabt habe, sie in Zanzibar nicht zu belohnen. Wir übergehen aber diese für unsere deutschen Leser unwichtigen Dinge.

Kurz vor Burton's Abreise aus Kazeh trafen dort verschiedene Reisende ein, von denen er Erkundigungen über Land und Leute einzog. Der Araber Selim ben Raschid war in Usukuma und im Osten des Nyanza-Sees gewesen, um Elfenbein zu kaufen, und hatte einen Msawaheliträger mitgebracht, den eine Karawane unter den wildesten ostafrikanischen Völkern, nämlich den Wamasai oder Wahumba, zurückgelassen. Inmitten dieser Räuber und der eben so nichtswürdigen Warudi hatte der Mann zwei Jahre verlebt; von ihm erhjelt Burton einige werthvolle Mittheilungen über die große nördliche Route zwischen der Küste und dem Nyanza. Ferner machte er Bekanntschaft mit einem graubärtigen Araber, Emir ben Seid el Schakft, der weit ins Innere vorgedrungen war. Einst scheiterte sein Fahrzeug auf dem Tanganyika-See, aber der Kaufmann rettete sich durch Schwimmen und mußte sich fünf Monate lang von Wurzeln und Früchten ernähren, bis ein arabischer Nachen ihn wieder nach Udschidschi brachte. Mit diesem redseligen Alten, der gern von seinen Fahrten erzählte, verbrachte Burton manche Stunde.

Am 25. September meldete Seid ben Selim aus Masui, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Kazeh, daß er zur Abreise bereit sei, doch verging noch ein Tag, bevor dieselbe angetreten wurde. Es war nun die Jahreszeit, in welcher Lebensmittel theuer und in manchen Gegenden nicht einmal zu haben sind. Doch waren die Wasungu (Europäer) reichlich mit afrikanischem Geldeswerth versehen. Sie hatten vierzehn Trägerladungen Zeug, nämlich 645 Domestics, 653 blaue Cottons und 20 gefärbte Tücher als Geschenk für die Häuptlinge. Dazu kamen eine Menge von Glas- und Porzellanperlen und verschiedene andere Gegenstände. Auch sechszehn Stück Rindvieh waren eingekauft worden, man hatte aber vergessen sie zu zeichnen, und so wurden sie verwechselt. Bald waren alle fortgelaufen.

Der gastfreundliche Sney ben Emir erschien am 26. September, um beim Aufbrechen der Reisenden anwesend zu sein und sie noch einmal mit einem Frühstück zu bewirthen. Dann wurde unter brennender Sonne, aber bei kaltem Winde, der drei Meilen lange Weg nach Masui zurückgelegt, wo Seid ben Selim mit der Karawane lag. Erst am 4. Oktober hatte dieselbe nach allerlei überflüssigem Aufenthalt Hanga erreicht, Burton's früheres Quartier an der Ostgränze des Distrikts Unyanyembe. Mehrere Sklaven liefen fort, die Söhne Ramdschi's waren widerspänstig wie immer, die Träger

schwierig. In Hanga erkrankte Speke, der sich unterwegs bei heftigem Ostwind erkältet hatte und schon nach der zweiten Tagereise vom Fieber geschüttelt wurde. In dem elenden Neste Hanga wohnten die beiden Europäer in einer Art von Kuhstall, in welchem es von Ungeziefer wimmelte. Der kalte Wind blies in diese elende Herberge hinein. Speke konnte auf dem einen Ohre nicht hören, ein Auge war entzündet, das Gesicht geschwollen; im Körper zog ein Schmerz umher, der oft die Stelle veränderte und von Leber oder Milz ausging. Erst verspürte der Kranke ein Brennen wie von glühendem Eisen, über der rechten Brust, das sich dann mit scharfen Stichen über die Herzgegend verbreitete, um die Milz herumzog, den obern Theil des rechten Lungenflügels ergriff und sich zuletzt an der Leber festsetzte. Am 10. Oktober erwachte er gegen Tagesanbruch aus einem fürchterlichen Traume. Haufen von Tigern, Leoparden und anderen wilden Thieren waren mit eisernen Haken auf ihn eingesprungen, und hatten ihn wie im Wirbelwind über die Erde hingeschleift. Er saß auf dem Bettrande und schlug mit beiden Händen an seine Seiten. Der Schmerz hatte ihm fast den Verstand geraubt; aber er rief doch nach Bombay, der selber einmal an der Kichyomachyoma, den „kleinen Eisen", gelitten hatte. Der Diener nahm Speke beim rechten Arme, brachte ihn in eine sitzende Stellung, denn liegen konnte er nicht, und drehete ihm den Kopf mit der linken Seite nach rückwärts. Dadurch verloren sich die entsetzlich schmerzhaften Stiche; die nächsten Krämpfe waren nicht mehr so stark, aber der Kranke war seines Verstandes nicht mächtig, und er wollte immer seine beiden Seiten mit den Händen schlagen, woran jedoch Bombay ihn verhinderte.

Am andern Morgen wankte Speke, auf Bombay und Gaetano gestützt, nach dem Zelte; als er aber den einen Diener wegschickte, um einen Stuhl zu holen, und damit die Stütze unter dem einen Arme verlor, stellten sich sogleich wieder heftige Krämpfe und Stiche ein; alle Muskeln zogen sich zusammen. Die Diener brachten ihn wieder ins Haus, wo er abermals von epileptischen Anfällen gepackt wurde und sich dabei geberdete wie ein von der Wasserscheu Ergriffener. Er sah die Gestalten scheußlicher Teufel, Riesen, Geister mit Löwenköpfen, welche ihm mit übermenschlicher Kraft alle Sehnen und Flechsen bis auf die Fußknöchel herabrissen. Endlich saß oder lag er vielmehr auf dem Stuhle mit Krämpfen in allen Gliedern, geisterhaftem Antlitz, starrenden Augen, steifem Körper

und fing an zu bellen; dabei waren Mund und Zunge in einer eigenthümlichen, hackenden Bewegung, die Lippen standen weit vor, das Athmen war schwer und der Kranke sah so schrecklich aus, daß man ihn kaum erkannte. Nachdem dieser dritte Anfall, der auch der heftigste war, sich gelegt hatte, forderte Speke Feder und Papier und schrieb einen zusammenhanglosen Abschiedsbrief an seine Familie. Aber nun war auch die Krisis überstanden; von nun an bewegte er sich nur mit großer Vorsicht und nie ohne Beistand; die folgende Nacht war schon besser, doch mußte er in Kissen gehüllt sitzen und konnte sich erst nach Verlauf einiger Wochen wieder auf die Seite legen. Der Schmerz war weniger heftig, hörte aber noch nicht ganz auf; der Kranke bemerkte darüber: „das Messer steckt in der Scheide." So verhält es sich mit der ostafrikanischen Kichyomachyoma. Es ist entweder eine Nachwirkung des Fiebers, das dem Europäer in Zanzibar so viel zu schaffen macht, oder es rührt von den Miasmen her, welche ja so mannigfache Krankheiten hervorrufen. Burton ließ sogleich durch einen Eilboten von Sney ben Emir die nöthigen Arzeneien holen. Die Araber wenden gegen die „kleinen Eisen" gepulverte Myrrhe mit Eidotter an, indem sie beides mit Mehl von der Mungbohne (Phaseolus Mungo) vermischen und den Brei auf die Glieder legen. Bei Speke half dieses Mittel nicht viel. Seid ben Selim munkelte viel von dem Einflusse, welchen der „Vater des Haares" ausübe, nämlich der prachtvolle Komet, welcher damals am westlichen Himmel stand, und drang darauf, daß der Mganga, der Medicinmann der Karawane, herbeigeholt werde. Dieser ehrwürdige Mann erschien denn auch, verlangte und erhielt seinen Lohn im Voraus, nämlich eine große Ziege, bestrich mit dem Fette derselben zwei Holzstückchen, die er mit einem Faden aus Baumbast umwickelte, und dann dieses Lebenselixir, Mpigi, um Speke's Leib band. Der Faden riß aber gleich nachher.

Speke's Krankheit verzögerte die Weiterreise, aber eine Luftveränderung war unumgänglich nothwendig; auch Burton's Glieder waren erstarrt, er konnte nicht gehen, sondern mußte sich in einer Hängematte tragen lassen. Die Stationen wurden nun kürzer, die Sonne brannte nicht mehr so arg, und der Wind war milder; nachdem man vierzehn Monate vom Fieber geplagt gewesen war, glaubte man sich nun leidlich acclimatisirt und Alle lobten Wasser und Luft. Speke konnte nach vierzehn Tagen wieder reiten; der heftige Schmerz in der Leber war verschwunden, doch blieb eine

Zeit lang ein lästiges Kopfweh und Neigung zum Erbrechen, besonders wenn er sich auf den Nachmittagsmärschen der Sonne aussetzte. Nachher bekam er wieder guten Schlaf und das Essen schmeckte ihm; zu Khoko in Ugogo, konnte er schon wieder ein Gewehr tragen und auf Perlhühner und Antilopen Jagd machen. Auch die goanesischen Diener, welche viel an Fieber und Schmerzen im Gesichte gelitten hatten, erholten sich.

Burton verließ das schmutzige Hanga am 13. Oktober und damit begann eigentlich erst die Heimreise. Die sieben kurzen Märsche bis nach Tura nahmen fünfzehn Tage in Anspruch; in Tura, welches er am 28. erreichte, mußte er sechs Tage lang bleiben, um die für den Marsch über das „Feurige Feld" nöthigen Nahrungsmittel zusammenzubringen; sie waren in jener Gegend selten und theuer. Die Karawane bestand aus den beiden Europäern, zwei Goanesen, Bombay mit zwei Sklaven, dem ochsenköpfigen Mabruki, dem halbblütigen Masruiaraber Nasir aus Kaseh, und dem jungen Msawaheli Tausiki, der sich als Flintenträger verdungen hatte; im Ganzen zehn Mann. Seid ben Selim war von zwölf Leuten begleitet; die zwölf Beludschen hatten 15 Sklaven und 11 Träger, zusammen 38; die Söhne Ramdschi's und die Eseltreiber unter ihrem Obmannn Kidogo, und ihre Sklaven, zusammen 24 Köpfe. Dazu kamen noch 68 Wanyamwezi-Träger, so daß in Allem 152 Menschen die Karawane bildeten. Am 3. November trat sie wohlgemuth von Tura aus ihren Zug über das schon früher geschilderte Feurige Feld, (Mgundu Mkhali) an, und war nach sieben Tagen bei dem Runden Steine, Dschiwe la Mkoa, wo sie einige Lebensmittel kaufte. Am 12. ging sie weiter, nach zwei Tagen hatte sie die mit Gestrüpp bedeckte Einöde hinter sich und war auf dem fruchtbaren rothen Boden der Ebene von Mdaburu. Nun zog sie durch Ugogo, und kam ohne Gefährde weiter. Magomba, Sultan von Kanyenye, empfing sie freundlich, mußte aber sehr reichlich beschenkt werden. Die Wanyamwezi-Träger schwebten in steter Furcht vor den Eingeborenen und wurden sehr gefügsam.

Burton theilte eine Unterhaltung mit, welche der Obmann der Eseltreiber, Tuanigana, anknüpfte; sie ist sehr bezeichnend. Der Kirangozo erkundigte sich zuerst nach der Gesundheit und sprach: — Dein Zustand, Mduta? (d. h. Abdullah; der Negroide kann aber dieses Wort nicht aussprechen). — Der Zustand ist sehr, (d. h. gut). — Der Zustand ist sehr. Und der Zustand von Spikka? (Es ist

Speke gemeint.) — Der Zustand von Spikka ist sehr. — Nun fährt Tuanigana fort: Wir sind den Wagogo entronnen, weißer Mann, O! — Wir sind ihnen entronnen, mein Bruder. — Die Wagogo sind schlecht. — Sie sind schlecht. — Die Wagogo sind sehr schlecht. — Sie sind sehr schlecht. — Die Wagogo sind nicht gut. — Sie sind nicht gut. — Die Wagogo sind gar nicht gut.

Die runden Steine, Tschiwe la Mkoa.

— Sie sind gar nicht gut. — Ich fürchtete mich sehr vor den Wagogo, denn sie tödten die Wanyamwezi. — Das thun sie. — Aber nun fürchte ich mich nicht mehr vor ihnen. Ich nenne sie (folgen einige derbe Schimpfwörter) und will mit dem ganzen Stamme fechten, weißer Mann, O! — So ist es, mein Bruder.

Der Eseltreiber hatte Muth, als die Gränze von Ugogo hinter ihm lag. Weniger beschränkt war Muzungi Mbaya, welchen die Beludschen zum Mohammedanismus bekehren wollten, ohne jedoch viel bei ihm auszurichten. Nach dem Tagemarsche pflegte er sich ans Feuer zu setzen, wärmte sich die Beine, räucherte sein Gesicht ein, und versank in tiefes Nachsinnen; dann und wann blickte er nach einem Kochtopfe, aus welchem ein angenehmer Duft empor-

stieg. Diese Stimmung benützte der Beludsche Gul Mohammed, um über religiöse Dinge mit ihm zu reden.

„Du, Muzungu Mbaya, auch Du mußt sterben.“

„Ugh, ugh! Sprich davon nicht, Du mußt auch sterben.“

Gul Mohammed läßt sich jedoch nicht irre machen und beginnt wieder: „Es ist ein schlimmes Ding mit dem Sterben.“

„Hu, hu! Es ist schlimm, sehr schlimm. Man kann kein hübsches Kleid mehr tragen, wohnt nicht mehr mit Weib und Kindern beisammen, kann nicht essen und trinken, nicht mehr Tabak rauchen und schnupfen. Hu, hu! Das ist schlimm, sehr schlimm!“

„Aber wir Muselmänner essen (im Paradiese) das Fleisch von Vögeln, ganze Berge Fleisch, prächtig gebraten, und trinken Zuckerwasser; wir haben, was wir wünschen.“

Darin findet der Afrikaner Widersprüche. Aus dem Fleische der Vögel macht er sich nur wenig, aber Braten liebt er, und jene Berge von Fleisch sind doch etwas Anderes, als die spärlichen Bissen, welche er im Topfe hat. Für Zucker würde er sich selber verkaufen; aber von Tabak hat der Mohammedaner nichts gesagt. Der Afrikaner fragt nun:

„Wo ist das Alles, o mein Bruder?“

Gul Mohammed zeigt gen Himmel und spricht! „Dort oben.“

Das begreift der Afrikaner wieder nicht. Die Entfernung bis zum Himmelsgewölbe ist groß; er kann nicht glauben, daß Gul Mohammed dort oben alle die leckeren Dinge mit eigenen Augen gesehen habe; deshalb fragt er: „Bist Du denn dort gewesen, o mein Bruder?“

Gul Mohammed entgegnete halb im Aerger und halb im Scherze: „Astagfar Allah, möge Allah mir verzeihen; was für ein Heide (Mschenzi) ist das! Nein, mein Bruder, ich selber bin nicht dort gewesen, aber mein Mulungu (Allah) hat es meinem Apostel gesagt,*) und dieser hat es seinen Nachfolgern gesagt, und diese haben es meinem Vater und meiner Mutter gesagt, und diese haben es mir gesagt, daß wir nach dem Tode in eine Schamba (Pflanzung, nämlich den Paradiesgarten) kommen, wo —“

*) Rasûl heißt buchstäblich „der gesandt ist.“ Man kann also Mohammed nicht als Propheten bezeichnen; das wäre eine Verfälschung einer Hauptgrundlage des mohammedanischen Glaubens. Mohammed wollte gar kein Prophet sein, nichts vorhersagen, sondern als ein von Allah gesandter Apostel eine Lehre verkündigen.

Nun grunzt Muzungu Mbaya ein Uf! heraus und spricht: „Ist es gut, daß Du mir all diesen Upumbafu (Unsinn) erzählst, den Deine Mutter Dir gesagt hat? Also oben in den Wolken giebt es bepflanzte Felder?"

„Ganz gewiß," entgegnete Gul Mohammed, und giebt sich nun alle Mühe, dem Afrikaner auseinanderzusetzen, wie es sich mit dem Paradiese der Mohammedaner verhalte. Muzungu Mbaya hört ihn ruhig an, sitzt gedankenvoll da, blickt dann den Andern an und sagt etwas spöttisch: „Sehr gut, mein Bruder, Du weißt alle Dinge. Sag' mir also, ist Dein Mulungu (Gott, Allah) schwarz wie ich, weiß wie dieser Muzungu (der Europäer, Burton), oder weißbraun wie Du?"

Darauf weiß Gul Mohammed nichts zu entgegnen als: „La hul!" Nachdem er sich eine Weile besonnen, ermannt er sich endlich und spricht: „Der Mulungu hat gar keine Farbe."

„Tu uh uh!" ruft der Muzungu und speiet aus, denn er meint, daß man ihn zum Besten gehabt habe; an die Fleischberge glaubt er jetzt nicht mehr, und Gul Mohammed predigt tauben Ohren.

Der Zug durch das Land Ugogo nahm drei Wochen in Anspruch, vom 14. November bis 5. Dezember. In Kanyembe traf Burton mit einer nach der Küste reisenden Wanyamwezi-Karawane zusammen, welche Elfenbein führte; dort fand er auch den Msawaheli Abdullah ben Nesib oder Kisesa, welcher ihm Thee und Zucker überließ, und von dem Speke sich „eine Menge werthloser oder vielleicht mißverstandener Nachrichten" erzählen ließ. Am 6. Dezember traf er dann auf seinem frühern Haltplatz, Ugogi Dhun, wieder eine Karawane, die von zwei indischen Moslems aus Mombas geführt wurde. Sie übergaben ihm Briefe, die wenig Angenehmes enthielten. Der eine meldete ihm, daß er für seine Berichte über die Lage der Dinge im Rothen Meere von der Regierung einen Verweis erhalten habe; der zweite, daß an die Stelle des verstorbenen Consuls Hamerton der Kapitän Rigby ernannt worden sei, mit welchem er nachher viele Irrungen hatte. Noch ein Brief lautete: „Lieber Burton. Vorwärts! Vogel und Macguire todt, ermordet. Schreiben Sie oft an Ihren treuergebenen N. S."

Ueber den „amtlichen Wischer" äußert sich Burton in folgender Weise. „Aus manchen Unterredungen mit Arabern und anderen Leuten in Suez und Aden und aus Mittheilungen eines mit den Verhältnissen im Rothen Meere genau bekannten Seeoffiziers,

hatte ich während meiner letzten Ueberlandsreise nach Indien die Ueberzeugung gewonnen, daß die britische Seemacht in jenen Gewässern zu schwach und nicht ausreichend, auch der Sklavenhandel in vollem Gange sei, und daß die britischen Unterthanen und Schutzbefohlenen keinen angemessenen Schutz fänden. Ich hatte es nun nach meiner Ankunft in Zanzibar gewagt, unterm 15. Dezember 1856 darüber einen Privatbrief an den Sekretär der geographischen Gesellschaft in London zu schreiben. Derselbe enthielt einen „Bericht über die politischen Verhältnisse im Rothen Meere," und in demselben war die Hoffnung ausgesprochen, daß er zur Kunde der indischen Direktoren oder des auswärtigen Ministeriums gebracht werden möge." Was erfolgte? Der Regierungssekretär in Bombay erhielt vom Gouverneur sofort Auftrag, dem Kapitän Burton zu eröffnen, daß sein Mangel an Discretion und gebührender Achtung vor der Behörde von der Regierung mit Mißbilligung aufgenommen worden sei. Und doch hatte der aufmerksame Reisende durchaus Recht. Der amtliche Wischer war vom 23. Juli 1857 datirt; Burton erhielt denselben in Innerafrika am 5. Dezember 1858, zugleich aber auch ein Zeitungsblatt aus Bombay vom 30. Juni 1858, worin die Nachricht stand, daß zu Dschidda am Rothen Meere beinahe alle dortigen Christen ermordet worden seien, und daß man besorge, es werde in Folge dieses Gemetzels die arabische Bevölkerung auch in Suez in große Aufregung gerathen. Der Reisende hatte also die Dinge richtig beurtheilt.

Ugogi liegt halbwegs zwischen Unyanyembe und der Küste. Am 7. Dezember begann der Zug über die Berge von Usagara auf der Kiringawana-Route, die südlicher zieht als die Straße, welche Burton auf dem Hinwege eingeschlagen hatte. Beide sind da, wo der Zwischenraum am breitesten ist, 45 englische Meilen voneinander entfernt. Die Kiringawana-Linie ist die ältere und enthält einige Ortschaften, z. B. Maroro und Kisanga, welche den europäischen Geographen bekannt waren. Karawanen, welche nach der Küste hinabziehen und also keine Vorräthe an Zeug &c. mehr haben, nach denen es den habgierigen Häuptlingen gelüstet, schlagen diese Straße gern ein; wer aber landeinwärts zieht, findet die nördliche Mukondokwa-Straße bequemer, weil die Pässe auf der Kiringawana für Esel zu steil sind. Diese letztere hat 19 kurze Stationen, die in zwölf Tagereisen, jede von fünf Stunden, ohne Beschwerde zurückgelegt werden können. Lebensmittel kann man überall haben,

wenn die Warori nicht gerade abwesend sind; Wasser ist überall, wenn auch nicht immer gut. Weite Strecken bestehen aus Wald ohne Untergehölz oder übelriechendes Gras, aber die Eingeborenen sind diebisch und die Häuptlinge in ihren Forderungen unverschämt. An den vielen Bächen, die man in einem einzigen Tage oft zehnmal durchwaten muß, sind die Mücken eine entsetzliche Plage, die steilen Wege auf und ab sehr schlüpferig und oft mit Steinblöcken angefüllt, so daß die Träger ihre liebe Noth haben.

Am 7. Dezember also ging Burton von Ugogo nach Murundusi; dort ist die Gränze von Usagara und Uhehe. Der Weg führt über gewellten Boden mit Dorngestrüpp; am Fuße des Rubehogebirges, dessen Ausläufer sich bis in jene Gegend erstrecken, stehen Kalebassenbäume. Einige Stunden weiter folgt ein ungemein fruchtbares Land, das durch die von den Höhen herabrinnenden Gewässer reich befeuchtet wird; Kalebassenbäume und Sykomoren wachsen ganz prächtig; nicht minder der duftende Myombo, der Mkora, Mgongo, Ndabi, der Chanvya mit eßbaren, gelblichrothen Beeren, und eine große Akazie, die einen herrlichen Geruch verbreitet. In diesen Bäumen flattern Papageien, Tauben, Elstern, Fliegenschnäpper mit glänzendem Gefieder; unter dem saftigen Laube finden die Heerden kühlenden Schatten. Das Wasser ist rein und gut und wird aus etwa 15 Fuß tiefen Löchern geschöpft, aus welchen die Bewohner es mit Kalebassen an einem Seile herausziehen. Am Abend erhob sich ein Ostwind mit Gewitter und Regen, als Vorzeichen, daß in Usagara nun die Regenzeit komme. In der That regnete es von nun an alle Tage, bis die Reisenden das Gebirge überschritten hatten. Am 10. gingen sie in sechs Stunden von Kinianguku bis Rudi; dieses ist der Hauptdistrikt von Uhehe. Die nächste Station von Myorota, dessen Bewohner arge Diebe sind; trotzdem mußte Burton einen Tag dort liegen bleiben. Am 12. Dezember kam er bis Ikuka, das gleichfalls in Uhehe liegt. Hier und überall weiter nach Osten hin war die Straße gleichfalls sehr steinig, führte durch Gestrüpp und Gießbäche, vier Stunden weit bis Inena in Usagara und weiter bis Ginyindo. Am 15. wurde das schöne fruchtbare Thalbecken von Maroro erreicht; es wird von einem Bergstrom durchzogen, der aus den Schluchten des nördlichen Gebirgspasses herabkommt und sich dann langsam durch die mit Tabak, Hirse, Bataten, Pisang und Mais bepflanzte Ebene windet. Das Korn stand fünf Fuß hoch und schon in Aehren;

man macht wenigstens zwei, häufig drei und vier Ernten im Jahre. Dieses von Hügeln umschlossene Becken liegt etwa dreißig Tagereisen von der Küste entfernt; es hat an seinem südlichen Ende eine ähnliche Oeffnung wie im Norden; durch jene strömt der „Fluß von Maroro" zum Rwaha ab, der in gerader Linie zwei Tagereisen weit nach Südost geht.

Maroro oder Malolo ist das „Marorrer Town" des Lieutenant Hardy, der 1811 bis 1812 von der Regierung zu Bombay beauftragt wurde, in Gemeinschaft mit Kapitän Smee, zu Kiloa Erkundigung über die ostafrikanischen Küstengegenden einzuziehen. Maroro ist keine Ortschaft, sondern ein Distrikt mit vielen kleinen Dörfern, ungesund, heiß und dumpf; die Pflanzen im Sumpflande verbreiten einen übeln Geruch, die Mücken sind giftig, die Bewohner leiden an Fiebern und Geschwüren, und sind nicht besser als die Wakhutu. Sie wohnen in sehr armseligen Tembe's; in den Feldern stehen kleine Gerüste für die Hüter der Ernte. Maroro ist der westliche Punkt, bis wohin die Kundschafter aus Mrima vordringen; oft sind hier anderthalbhundert dieser mit Musketen bewaffneten Männer anwesend, und die Wasagara machen sich dadurch gefürchtet. Das Volk zwingt in diesem Thalbecken die Karawanen, in einem Zuge durchzureisen und am andern Ende das Lager aufzuschlagen. Am 17. Dezember verließ Burton dasselbe durch die südliche Oeffnung, die sich allmälig nach Osten windet, überstieg noch einen Höhenzug und gelangte dann in das angebauete Thal des Flusses Muega. Er ist etwa zwanzig Fuß breit, hat helles Wasser, bei trockenem Wetter eine Tiefe bis zum Knie; die Ufer sind mit Binsen bestanden; er ergießt sich in den Fluß von Maroro. In diesem Thalbecken des Muega wurde übernachtet; der nächste Haltpunkt war Kiperepeta; in der Nähe dieser Ortschaft hat man einen hübschen Blick auf das Becken von Maroro. Von nun an tragen die Frauen einen aus Binsen geflochtenen Schurz; die viereckigen Tembe's hören auf und machen den Bienenkorb-Hütten Platz, die mit Rücksicht auf Vertheidigung gegen Feinde auf den Hügeln stehen. Cactus, Aloë und Milchbüsche deuten an, daß die Gegend nicht besonders fruchtbar sei. Etwa 400 Kundschafter mit Musketen warteten auf die Ankunft von Karawanen aus dem Innern.

Am 19. Dezember stieg Burton von Kiperepeta aus einen steilen Berg hinan und kam auf einen Paß, welcher in dieser Gegend von Usagara die Wasserscheide bildet. Der Abfall geht erst nach

Südwesten und biegt dann nach Südosten hin. Der Weg zu Thal führte am linken Ufer des Rufita, eines Gebirgswassers, das in der Regenzeit eine Reihenfolge von Stromschnellen und Kaskaden bildet, und in den Yovu mündet, der sich mit dem Rwaha vereinigt. So gelangt man in das Thalbecken von Kisanga, dessen Sohle rauh und uneben, aber von den Hügelabhängen bis zum Flusse sehr gut angebaut ist. Dort rasteten zwei landeinwärts gehende Wanyamwezi-Karawanen. Der Yovu durchschneidet dieses Becken in der Richtung von Norden nach Süden, und fällt gen Südosten in den Rwaha; er war vier Fuß tief, hatte ein schlammiges Bett; von den Ufern, an denen Myriaden von Stechmücken summten, strömte ein widerwärtiger Geruch aus.

Der Sultan Kiringawana hatte einen Theil seiner Jugendjahre in Zanzibar verlebt und seine Wohnung einigermaßen behaglich eingerichtet. Die Fremden, welche ihn besuchen, um ihre Zwangsabgabe zu überreichen, werden mit einem gewissen Ceremoniell empfangen. Der Herrscher affectirt angenehme Manieren, hängt auf seinen dicken schwarzen Leib Zeuge von allen Regenbogenfarben, hat einen persischen Säbel und versteht sich auf die Auswahl von Zeug. Sein Großvater, ein Mnyamwezi vom alten Wakalaganzastamme, hatte seine Heimath in Usagozi, war ein gewaltiger Elephantenjäger und großer Zauberer, ließ sich unter den Wasagara nieder, und wußte sich durch Klugheit und Waffen in so großes Ansehen zu bringen, daß man ihn als Herrscher anerkannte. Burton erhielt einen Besuch vom Kronprinzen Msimbiri, denn Kiringawana selbst war in Rücksicht auf seine königliche Würde verhindert den Yovu zu überschreiten. Der Prinz gab einige Mittheilungen über den Rwaha und versprach Milch. Nachdem der Reisende ein sehr beträchtliches Zwangsgeschenk gegeben hatte, konnte er am 22. Dezember seine Weiterreise antreten. Der Weg führte erst ins Thalbecken des Yovu, dann in jenes des Ruhembebaches, wo Wasagara wohnen, welche Manioc, Korn und bittere Eierpflanzen verkaufen und den Boden ziemlich gut bestellen. Die Reisenden rasteten in einem Dorfe und trafen dort mit einer Wasawaheli-Karawane aus Zanzibar zusammen. Von ihr erfuhr Seid ben Selim, man habe ihn dort todt gesagt und in Folge dessen wäre sein Eigethum in den Besitz seines Bruders übergegangen.

Burton überschritt den übelriechenden Ruhembe und war nach einer kurzen Wanderung durch eine anmuthige Waldlandschaft

am südlichen Ende der Makataebene. Diese bildet eine sumpfige Fläche mit vielen Lachen; sie ist ungesund und hat viele Stechmücken. Weiterhin kam er in das Kikoboga-Becken, mußte in demselben vier Mal durch einen schlammigen Fluß waten und in einem armseligen Khambi, Dorf, übernachten. Dasselbe stand am Ausgang einer engen Thalschlucht, neben einem dunkeln morastigen Bache und wimmelte von Ungeziefer. Die Bewohner, Wasagara, stellten sich bewaffnet auf, um die Reisenden zu überwachen. Diese zogen am Weihnachtstage 1858 am Kikobogaflusse hin und stiegen dann den Mabrukipaß hinan; als sie denselben überschritten hatten, lagen die Höhen von Usagara hinter ihnen, die Ebenen von Uziraha in Khutu vor ihnen. Zur Festfeier hatten sie einen Ochsen schlachten wollen, um doch ein altenglisches Roastbeef auf ihrem Tische zu haben, derselbe war aber in Uhehe verloren gegangen, und an seine Stelle trat nun ein fetter Kapaun; statt des Plumpuddings hatten sie Erdmandeln mit Zucker.

Der Pfad ging dann durch das östliche Mbuiga, Marundue und Kirengue, Distrikte mit üppigem Pflanzenwuchs, in denen man aber keine Heerden und kaum ein wildes Thier erblickt; auch Hühner sind selten. Die elenden Strohhütten in den ganz armseligen Dörfern sehen aus wie Vogelnester, die man von den Bäumen herabgerissen hat; die Bewohner haben vergiftete Pfeile.

Am 29. Dezember erreichte Burton das „centrale" Zungomero. Das zu dieser Ortschaft gehörende Dorf, in welchem die Reisenden vor achtzehn Monaten gewohnt hatten, war jetzt nicht mehr vorhanden, und man führte sie in eine andere Niederlassung am rechten Ufer des Mgeta. Dort wurden sie von bunt aufgeputzten schwarzen Musketenträgern festlich empfangen und zum Hause des Obmannes geleitet. Am andern Tage besprach Burton mit dem Kirangozi seinen Plan, von Zungomero aus nach Südosten hin zu gehen und bei Kilwa (Kiloa) die Küste zu erreichen. Dabei stieß er jedoch auf unbesiegbare Hindernisse. Seid ben Selim zeigte sich widerwillig, Tuanigana erklärte, daß er für seine eigene Person nicht abgeneigt sei, aber seine Leute wollten von der gewöhnlichen Straße nicht abweichen. Andere sagten, wenn man den von Burton vorgeschlagenen Weg nehme, müsse man ein paar Tagereisen zurückgehen, und das sei gegen ihren Brauch. Aber kein einziger sprach die Meinung aus, daß er in Gefahr schwebe, zu Kilwa als Sklav verkauft zu werden. Sie wußten sehr wohl, daß nie Ange-

hörige der Wanyamwezi-Karawanen, welche Kilwa besuchen, dort belästigt oder gar in die Sklaverei gebracht werden.

In Folge von allerlei Irrungen wurden die Reisenden von der Mehrzahl ihrer Begleiter verlassen und mußten in Zungomero liegen bleiben. Am 11. Januar erschien eine Anzahl von Wanyamwezi, die auf der Rückwanderung nach der Küste waren. Ihr Mtongo, Führer, zeigte sich willig, dem Europäer neun von seinen Leuten zu überlassen. Am 14. Januar 1859 erhielt Burton allerlei Arzeneien und Erquickungen aus Zanzibar vom Apotheker Frost, um welche er schon im Juli 1857 gebeten hatte. Aber sie kamen ihm auch jetzt noch sehr gelegen.

Am 17. Januar langte eine starke Karawane aus dem Innern an, deren Anführer Suleyman ben Raschid el Riami, ein Araber von der Küste, unserm Reisenden manche Mittheilung über seine Wanderungen gab. Er war gemeinschaftlich mit dem Msawaheli Mohammed ben Gharib, im Juni 1857 von der Küste nach Ubena aufgebrochen und dorthin etwa sechs Monate unterwegs gewesen. Seine Begleitung bestand aus ungefähr 600 Sklaven und Freien, von denen reichlich 150 Musketen trugen. Die Karawane zog auf der großen Mbuamadschistraße nach Westen hin bis Maroro in Usagara, bog dann nach Süden hin ab, und watete durch den Rwaha, welcher den Leuten bis ans Knie reichte. Dann zog sie durch das Gebiet der Wahehe und der Wafadschi gen Süden und weit vom Flusse weg, um die Warori zu vermeiden, welche an beiden Seiten desselben wohnen. Der Sultan dieses räuberischen Volkes befand sich eben in Fehde mit den Wabena und würde nicht erlaubt haben, daß Kaufleute seinen Feind besuchten; selbst in friedlichen Zeiten nimmt er ihnen die Hälfte ihrer Habe als Geleitsgeld ab. Der Karawane lag zur Rechten oder nach Süden hin, von Uhehe bis Ubena, eine zusammenhängende Gebirgskette, von der manche Gefliesse, welche die Straße durchschneiden, in den Rwaha fallen; Wasser fand man nur in den Betten dieser Nullahs und Fiumaras. Wenn diese Kette eine irgend beträchtliche Länge hat, so ist es wohl möglich, daß sie die Wasserscheide zwischen den Seen Tanganyika und Nyassa bildet, und so durch einen südlichen Seitenstreifen die große Depression Centralafrikas scheidet. Das Land war dürr und unfruchtbar, eine Art von Ugogo, nur daß die Kalebassenbäume fehlten. Auf dem weißbräunlichen Boden wuchs kaum Gras und die Reisenden wußten nicht, wovon die zahlreichen Heerden sich ernährten. Der Masika,

Regenmonsun, begann gleichzeitig mit jenem in Unyamwezi, dauerte aber im Norden nicht halb so lange. Die Karawane konnte sich in jenem Lande oft nur in der Woche einmal mit Lebensmitteln versorgen, wurde aber von Kimanu, dem Jyari oder Sultan von Ubene, gastlich aufgenommen; auch das, obwohl wilde und grimmige, Volk schien sich zu freuen, daß Fremde zu ihm kamen. Die Wabena behängen sich mit so vielen Glasperlen als immer möglich; Tracht, Nahrungsweise und Wohnungen sind wie bei den Warori; sie sind sehr tapfer, streng monarchisch und schwören bei ihrem Häuptling. Die Warori sind aber reinlicher und nehmen oft ein Bad, während sich die Wabena mit demselben Wasser die Zähne, Hände und das Gesicht putzen.

Die Karawane des Arabers machte zu Ubena beim Einkaufen von Sklaven und Elfenbein gute Geschäfte. Die ersteren, Kriegsgefangene oder geraubte Leute, wurden nur mit vier bis sechs Fundo Glasperlen bezahlt; am Markte war so großer Vorrath, daß 800 Stück gekauft werden konnten, und jeder Pagazi, Träger, wenigstens einen sich verschaffte; unterwegs lief aber wohl die Hälfte davon. Das Elfenbein war bedeutend besser als das von Unyanyembe und glich jenem von Karagwah. Zeuge konnte man nicht anbringen.

Auf der Rückreise zog die Karawane auf achtzehn Stationen am rechten Ufer des Rwaha. Als sie einst in dem Bett des Trockenbaches (Fiumara) Bonye übernachtete, der vom südlichen Hochlande zum Rwaha fließt, kam plötzlich eine gewaltige Wassermasse herangebraust; Alles gerieth in große Bestürzung, und der wilde Strom riß etwa 150 Sklaven, die wahrscheinlich aneinander gefesselt gewesen sind, mit sich fort; auch büßten die Träger viel Elfenbein ein. Es ist immer gefährlich, an solchen Stellen zu lagern, aber der Ostafrikaner zieht sie vor, weil es dort bei Nacht warm und der Boden weich und sanft ist. Unweit vom Rwaha liegt der Hauptbezirk des Mui Gumbi, welcher in den Karawanenleuten Räuber vermuthete und ihnen mit einigen tausend Streitern entgegenzog. Als jedoch diese Warori ihres Irrthums inne wurden, zeigten sie sich sehr freundlich, und nannten die Fremden Brüder. Ihr Sultan, Mui Gumbi, ein ehrwürdig aussehender, schlank gewachsener Mann von etwa siebenzig Jahren, hatte eine helle Haut, große Ohren und eine gebogene Nase „wie ein Moghrebiner.“ Ihm glichen seine Söhne, etwa dreißig an der Zahl; sie waren sehr hübsch und bildeten eben dadurch einen scharfen Abstand gegen das gemeine Volk, in welchem

die Häuptlinge nur Sklaven sehen. Eine Ueberlieferung will wissen, daß dieser Herrscherstamm aus Madagaskar oder einer der umliegenden Inseln stamme. Mui Gumbi trug sehr viele Glasperlen an sich; manche waren von solcher Farbe und Gestalt, die jetzt in Zanzibar nicht mehr vorkommen, also offenbar schon alt; am linken Oberarme hatte er einen schweren Ring von Elfenbein; mit einem solchen dürfen sich nur die Häuptlinge schmücken. Die Warori wunderten sich, daß ihr Land seit längerer Zeit nicht von Karawanen besucht worden sei, und der Sultan bot dem Araber eine große Menge von Trägern ohne alle Vergütung an. Diese Leute laufen nicht fort, weil sie damit das Leben verwirken. Die Karawane kam aus dem Lande des Mui Gumbi ohne jeden Unfall, aber unter großen Entbehrungen nach der Küste zurück; denn in manchen Gegenden fehlten Lebensmittel, und mehr als einmal mußten die Leute sich mit Wurzeln und Gräsern begnügen.

Burton sah in Zungomero einige Warori, und zog über dieses Volk von Suleyman ben Raschid el Riami, sodann von Sney ben Emir und von den Arabern in Kazeh, folgende Nachrichten ein. Sie wohnen von der westlichen Gränze des Gebiets der Wahehe etwa vierzig Tagemärsche weit hauptsächlich am nördlichen Ufer des Rwahaflusses, bis etwa zum Meridian des östlichen Unyanyembe, sind halb und halb ein Hirtenvolk und stets im Kriege mit ihren Nachbarn. Sie verkaufen ihre eigenen Landsleute nicht, bekämpfen aber ihre Nachbarn, nämlich die Wabena, Wakimbu, Wahehe, Wakonongo und die Stämme von Unyangwira; und bringen die Gefangenen zum Verkauf nach der Küste, oder geben sie an die Sklavenhändler in Usagara ab. Ein erwachsener Sklav wird mit der Kleinigkeit von sechs Schukka Merkani bezahlt. Vor einigen Jahren rückte ihr Häuptling, Mbangera, mit einer Schaar Bewaffneter gegen Kalala, den Sultan der Wasukuma, wurde aber von Kalala's Schwiegersohn Kafrira, der Sultan von Kivira ist, geschlagen. Die Warori haben Unyanyembe verwüstet; dort mußte das Volk in einer natürlichen, von Felsen gebildeten Festung zwischen Kazeh und Yombo Schutz suchen; auch haben sie mehr als einmal die Besitzungen Fundikara's bedroht. Die großprahlerischen Wagogo fürchten sich vor den Warori; auch Uhehe und Unyangwira hat durch ihre Raubanfälle gelitten, die Stämme der Wakimbu und Wamia sind von ihnen aufs Haupt geschlagen worden. Sie haben die Hauptstraße, welche von der Küste durch ihr Land führt, brach gelegt, indem sie uner-

schwingliche Abgaben und selbst Bezahlung für Wasser verlangten; vor einigen Jahren ermordeten sie zwei arabische Kaufleute, und sind erst etwas ruhiger geworden, seitdem sie von den Watuta eine derbe Züchtigung erhielten. Gefährlich sind sie aber noch immer; denn als Burton nach Ugogi kam, hatten sie dort eben die Heerden weggetrieben, und ließen aus jenem Lande Niemanden in ihr Gebiet. Am liebsten rauben sie Vieh, stürzen über dasselbe wie Hyänen her, speeren es mit ihren Assagayen, hacken dann große Stücken Fleisches ab, und verschlingen dasselbe roh.

Die Warori sind kleine, zusammengeschrumpfte Wilde, ihre Sultane bilden dagegen einen großen und hübschen Menschenschlag. Die Sklaven, welche Burton sah, hatten kein besonderes Abzeichen an den Zähnen, dagegen zwei kurze in die Höhle der Schläfen tättowirte Streifen. Die Männer tragen eine Art Rock von Glasperlenschnüren, etwa zehn bis zwölf Pund schwer, der wie eine Kapuze über die Schulter hängt; manche haben auch einen Gürtel aus demselben Stoffe, die Frauen einen Schurz von Glasperlen, der bis an die Kniee reicht; in Ermangelung von Perlen besteht er aus einer Thierhaut. Die Lieblingswaffe ist eine dünne biegsame Assagaye; jeder Krieger nimmt deren ein Dutzend und wirft sie mit großer Kraft und Genauigkeit gegen den Feind. Bogen haben sie nicht; sie lieben vielmehr den Nahkampf mit einem langen Speer; Eisen bekommen sie in Menge aus Ubena und Urori. Man sagt, sie wohnen in großen Tembe's, in deren jeder vier- bis fünfhundert Menschen ein Unterkommen finden. Ihre Hauptnahrung besteht aus Milch, Fleisch, Mais, Durra und Hirse, aber das Lieblingsgericht ist ein gemästeter Hund. Reis wächst in ihrem trockenen Lande nicht. Als Berauschungsmittel haben sie Pombe und Hanf, welchen sie aus Kürbispfeifen rauchen; auch ihren Speisen mischen sie Hanf bei. Die Warori können lange hungern und dursten. Der Häuptling behandelt Fremde gastlich, so lange sie in seinem Dorfe weilen, nachdem sie es verlassen haben, macht er sich kein Gewissen daraus sie zu plündern. Das erinnert an die arabischen Beduinen.

Am 21. Januar verließ Burton endlich Zungomero und war nach zwölf Märschen, die in fünfzehn Tagen zurückgelegt wurden, zu **Konduchi** an der Küste. Diese Reise bot nichts Bemerkenswerthes dar, war aber sehr beschwerlich. Der Yegeasumpf am Duthumi war sehr tief; an manchen Stellen mußten die Reisenden

bald unter einer brennenden Sonne wandern, bald unter dickem Gestrüpp hinwegkriechen, namentlich am Mgazi und an anderen Flüssen. Dort war es dumpfig, feucht, kalt, und die Ausdünstung so übelriechend, daß die Reisenden mehr als eine Ohnmacht anwandelte. Dann leistete Aetherlimonade und eine Pfeife des stärksten Tabaks gute Dienste. Nach und nach mußte auf solchen Wegen das Meiste von dem noch vorhandenen Gepäck und Waarenvorrath zurückgelassen werden. Am 25. Januar durchwatete Burton das kalte gelbe Wasser des Mgeta, war dann in Uzaramo und kam am 27. Januar glücklich an dem Dorfe vorüber, wo Maizan einen so frühen Tod gefunden hatte. Dort traf er Romazan und Salman, Kinder des Seid ben Selim, die von Letzterm insgeheim von Zungomero nach Zanzibar vorausgesandt waren und nun mit Briefen, Kleidern und Lebensmitteln zurückkamen. Am 28. Januar erreichte er Makutaniro, wo die Kaole- und die Mbuamadschi-Straßen zusammentreffen, und wo auf dem Hinwege die Wazaramo den Reisenden den Weg versperrt hatten; jetzt legten sie denselben kein Hinderniß in den Weg.

Am 30. Januar erhoben die aus Zanzibar gebürtigen Leute ein Freudengeschrei, denn sie sahen wieder einen Mangobaum; und bald auch Ananas, Kokospalmen und andere Pflanzen ihres Landes. Am 2. Februar lag endlich das Meer vor den Augen der Reisenden und wurde mit dreimaligem Jubelrufe begrüßt. Am 3. Februar 1859 ritten sie in das kleine Stranddorf Konduchi, ein, an Stangen vorüber, die mit Menschenschädeln gekrönt waren; diese befinden sich jetzt im Royal College of Surgeons in London.

Der Einzug war von den üblichen Feierlichkeiten begleitet; die Krieger tanzten, schossen ihre Gewehre ab und schrien; Groß und Klein drängte sich heran, und so gelangten die Reisenden in eine Hütte, welche der angesehenste Kaufmann des Ortes, der Baniane Premdschi, reinlich hergerichtet hatte. Noch an demselben Abend fanden einige von Burton's Begleitern Gelegenheit, nach der Insel Zanzibar überzuschiffen, die man von Konduchi aus sehen kann. Burton sandte ein Schreiben an den britischen Consul, bat um allerlei nothwendige Gegenstände, und sprach den Wunsch aus, daß man ihm eine Battela, ein Küstenschiff, ausrüsten und senden möge, da es seine Absicht sei, das Delta des Rufidschi, (Ruaha, Lufidschi) und dessen unbekannten Lauf zu erforschen.

Burton blieb vom 3. bis zum 10. Februar in Konduchi, das nichts Bemerkenswerthes darbietet.

Die Battela war am 9. eingetroffen, und schon am folgenden Tage segelten die Reisenden dem Gestade entlang nach Süden hin, Kilwa zu, das die Portugiesen Quiloa nennen. Aber die Fahrt war in hohem Grad ungünstig, denn fast die ganze Bemannung starb an der Cholera. Die Seuche hatte die Ostküste von Arabien und Afrika verheert, dann auch auf den Inseln Zanzibar und Pemba gewüthet, und war von dort am Gestade hin immer weiter nach Süden vorgedrungen. Burton und Speke sahen sich also verhindert, den Rufidschi zu erforschen, welchen der Erstere als einen großen Fluß, gleichsam als ein Nebenstück zum Zambesi bezeichnet; er sei bestimmt, als wichtige Fahrbahn einst den Völkern einen Weg in das innere Ostafrika zu eröffnen. Niemand wollte auf der Battela Dienst nehmen; die indischen Banianen, in deren Händen sich der Kopalhandel in den Gegenden am Rufidschi befindet, hetzten die Häuptlinge gegen Burton auf; dazu kam, daß der Strom Hochwasser hatte, und weit über seine Ufer ausgetreten war. Unter solchen Umständen war gar keine Hoffnung auf irgend welchen Erfolg; am vierten März wandte Burton das Schiff und steuerte wieder gen Norden nach Zanzibar.

Dort trat er im britischen Consulat ab; sein Freund Hamerton war todt, und dessen Nachfolger ein ihm gar nicht zusagender Mann, Rigby, mit dem er späterhin in allerlei verdrießliche Irrungen gerieth. Auf die Anstrengungen und Aufregungen der langen Reise, folgte nun die äußerste Abspannung. Damals war gerade eine sehr unruhige Zeit in Zanzibar. Der Said Suweyni, Herrscher von Maskat, machte Anspruch auf einen Tribut, welchen sein jüngerer, in Zanzibar regierender Bruder ihm zahlen sollte. Er hatte am 11. Februar 1859 eine Menge Beduinengesindels auf einigen europäisch betakelten und vielen arabischen Fahrzeugen eingeschifft, und drohete Zanzibar zu überfallen. Hier waren die Stationen auf der Küste des Festlandes, in welchen gewöhnlich Söldlinge aus Beludschistan liegen, ohne Besatzung; deshalb wurden in Zanzibar 7000 Musketen nebst Schießbedarf an Sklaven und anderes Gesindel ausgetheilt. In einigen Daus, arabischen Fahrzeugen, kamen bewaffnete Abenteurer aus Hadramaut an, um für Den Partei zu nehmen, welcher ihnen das höchste Gebot machen werde. Die turbulenten Harisihäuptlinge auf Zanzibar wurden vom

Consul Rigby veranlaßt, auf Seite des dortigen Herrschers Said Medschid zu treten; aber die Vertreter anderer christlicher Staaten konnten sich untereinander nicht verständigen, und der französische Consul Cochet war den Ansprüchen des ältern Bruders günstig; er meinte, das Volk werde, wenn man es befrage, wohl die Herrschaft des Letztern vorziehen. Nun bewahrten die Harist, welche über Tausende von Streitern verfügten, (Burton sah, daß man einmal 2200 Mann musterte,) eine bewaffnete Neutralität, um sich gelegentlich auf die Seite des Stärkern zu schlagen; der Handel lag völlig danieder, die Kaufleute hatten großen Verlust, und am Ende der, durch die Monsune bedingten Verkehrsmonate fehlten etwa achtzig Schiffe der Eingeborenen aus Bombay und dem Norden. Um die Verwirrung noch zu steigern, kamen einige französische Sklavenschiffe, um mit Güte oder Gewalt sogenannte „Negerauswanderer“ oder „freie Arbeiter“ zu laden, und nöthigenfalls dergleichen Menschen zu rauben.

Nach einigen Wochen erfuhr man, daß die Regierung zu Bombay den Kriegsdampfer Pendschab ausgeschickt, und dem ältern Bruder von Maskat bedeutet hatte, keinen Angriff gegen die afrikanische Küste zu unternehmen. Er hatte also gleich nach Arabien zurückkehren müssen. Darüber war große Freude in Zanzibar, die noch gesteigert wurde, als einige Baggalas, Fahrzeuge, von der feindlichen Flotte, welche durch Sturm verschlagen gewesen waren, genommen wurden. Die Neger tranken, tanzten und sangen eine ganze Woche lang in Einem fort, aber der Handel hatte schwer gelitten.

Der Herrscher von Zanzibar hatte sich gegen Burton in jeder Beziehung freundlich erwiesen, und der Reisende dankte ihm dafür in einer Abschiedsaudienz. Dann ging er an Bord der Clipperbark Drágon of Salem, die nach Aden fuhr. Am 22. März warf er den letzten Blick auf die Gewürznelkenbüsche und Kokosbäume von Zanzibar, und war am 16. April im Angesicht des schwarzen Kraters von Aden. Die Krisis seiner afrikanischen Fieberanfälle war auf dem Tanganyika-See eingetreten, aber noch jetzt haftete das Fieber an ihm wie ein Nessushemd. In Aden rieth ihm ein Arzt, Doctor Steinhauser, dringend zu längerer Ruhe in Europa, wohin er von Aden am 28. April 1859 abging.

Ostafrikanische Träger in einer Karawane.

Achtzehntes Kapitel.

Die Handelsverhältnisse von Ostafrika.

Wir haben in den früheren Abschnitten hin und wieder einzelne Mittheilungen über die Handelsverhältnisse gegeben, welche in dem Folgenden ihre Vervollständigung finden. Wir benützen, außer Burton, auch die Angaben Mac Leod's, der einige Zeit britischer Consul in Mosambique war.

Einer freien Entwickelung des Verkehrs stellen sich in Ostafrika viele Hindernisse entgegen. An der Küste selbst und auf den vor ihr liegenden Inseln monopolisiren die Banianen den Handel nach dem Inlande. Im Innern selbst möchten die Suaheli wo möglich jeden Mitbewerb ausschließen und arbeiten aus allen Kräften gegen die arabischen Eindringlinge, welche ihrerseits ganz offen eingestehen, daß sie die Anwesenheit der Europäer nur ungern sehen, und gegen die Eingeborenen ganz ohne Rücksicht verfahren. Sie senden Fundi, Faktoren, weit und breit im Lande umher, und diese benachtheiligen sowohl den Käufer wie den Verkäufer; die Preise für Lebensmittel wie für Handelswaaren sind immer mehr in die Höhe gegangen, und von einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken der Kaufleute ist gar keine Rede. Weder Banianen noch Araber

Digitized by Google

oder Suaheli haben eine Ahnung davon, daß sie bei freiem Verkehr Alle gewinnen würden; sie arbeiten einander entgegen und legen sich Hindernisse in den Weg.

Die Haupteinfuhrartikel bestehen in Stückgütern und Domestics, in schlichten und gebleichten Baumwollenzeugen, Glas- und Porzellanperlen und Messingdraht. Dazu kommen außerdem indische und arabische gefärbte Baumwollenzeuge, Wollentuche, Kalikos, Kappen, Eisenwaaren, Messer, Nadeln, Eisen- und Kupferdraht, woraus man Schmuck verfertigt, und in manchen Gegenden auch Schießbedarf und allerlei Tand. Die Araber bringen auch Gewürze, allerlei Kräuterwaaren und dergleichen mehr.

Ehemals waren die Eingeborenen mit schlechten, sehr lose gewebten Kaniki zufrieden, d. h. indischen blaugefärbten Zeugen; dann kamen statt derselben die Merkani in Gunst, amerikanische Domestics, ungebleichter Shirting und Sheeting, welche man nun längst auf allen afrikanischen Märkten von Abessinien bis Mosambique findet. Aber auch die Merkani sind nicht mehr beliebt; der wilde Mann findet sie nicht dauerhaft genug, trägt in manchen Gegenden lieber eine Bekleidung aus Faserstoffen oder Ziegenfell, und kauft Perlen und Draht. Die Domestics kommen meist aus den Fabriken von Salem, Lawrence und Manchester; auf Zanzibar heißen sie Wilaiti (fremde) oder Chami (roh), im Innern nennt man sie Merkani. Man hat zweierlei Arten: Wilaiti mpana (breit) oder Sheeting, das in Stücken von 30 Yards lang und 36 bis 38 Zoll breit verkauft wird, und Wilaiti kabibu (schmal), eben so lang, aber nur 32 bis 34 Zoll breit. Die Länge ist, je nach den verschiedenen Fabriken, auch verschieden, von 24 bis 36 Yards. Die Zeugmaaße, welche überall im Lande gelten, sind folgende:

2½ Fitr (kurze Spanne)	= 1 Mukono, Ziraa oder Vorderarm.
2 Mikono oder Ziraa	= ½ Schukkah (d. h. 3 Fuß Domestics).
2 halbe Schukkah	= 1 Schukkah, Muende, Upande oder Lupande, d. h. die portugiesische Braça, also 6 Fuß Domestics.
2 Schukkahs	= 1 Tobe (arab. Saub), Doti, Unguo va ku schona (Waschzeug) oder einfach Unguo; 12 Fuß.
2 Doti	= 1 Takah.
7 bis 11 Doti	= 1 Jurah oder Gorah, Stück.

Die Fitr oder kurze Spanne reicht von der Spitze des ausgestreckten Vorderfingers bis zum Daumen; die Schibr oder lange

Spanne vom Daumen bis zum kleinen Finger; davon gehen zwei bis zum Elbogen. Zwei Elbogenlängen machen den Wár, die Yard, und zwei Wár sind eine Baa, Faden, Klafter.

Der Preis der Domestics wechselt, je nachdem theuere oder wohlfeile Jahre sind. In Zanzibar fällt das Gorah manchmal auf 2 Dollars und steigt bis 2 Dollars 75 Cents. Unter den Dollars sind allemal Maria Theresiathaler zu verstehen, von denen 100 in Bombay gleich 213 bis 215 Compagnie-Rupien gelten. In Zanzibar zerfällt der Kronenthaler wie die Rupie in 16 Annas, jede Anna in 9 oder 8 Pice, von denen 128 auf den Dollar kommen; doch schwankt das sehr oft. Die Kaufleute führen ihre Rechnungen nach Dollars und Cents; die Araber theilen den Dollar in folgender Weise:

4 Rubah baisa (die „Pie")	= Baisah (Plural Bivas), der indische Paisa.
8 Bivas	= Anna.
2 Annas oder 16 Pice (Pais)	= 1 Toman oder Achtel.
4 Annas, 32 Pais, 25 Cents	= 1 Ruba, Rubo, 1/4 Dollar, indischer Paola.
2 Ruba, 64 Pais, 50 Cents	= 1 Nusu, 1/2 Dollar.
2 Nusu	= 1 Dollar.

Der spanische Säulenpiaster, Colonnate, heißt bei den Arabern Abu Madfa, bei den Wasawaheli Riyal mazinga, Kanonenthaler; er gilt im Osten durchschnittlich 6 bis 8 Procent mehr als der Maria Theresiathaler, ist aber in Zanzibar kein gesetzliches Zahlungsmittel, und hat deshalb keinen fest bestimmten Werth. Die einzige allgemein bekannte Unterabtheilung dieses Geldstücks heißt Seringe, Pistoline oder kleiner Vierteldollar, und ist nur 10 Pice und 2 Pies werth, die Ruba dagegen, oder 1/4 des Maria Theresiathalers 32 Pice. Der französische Fünffrancsthaler kommt nur selten vor; die Banianen suchen ihn bei Fremden zu 108 für 100 Maria Theresiathaler auszugeben oder anzubringen. Im Verkauf wechselt der Preis von 15 bis 22 Schukkahs, deren jede, den Werth des österreichischen Kronenthalers zu 4 Schilling 2 Pence gegerechnet, auf Zanzibar von 6 bis 8 Pence werth ist. Nach der Schukkah wird in Ostafrika Alles berechnet, sie ist aber ohne Frage das schlechteste Umlaufsmittel, der zweckwidrigste Werthmesser, welchen jemals Menschen ersonnen haben.

Benennungen und Maaß der Kaniki sind bei den verschie-

denen Kaufleuten, welche mit den halbwilden Stämmen handeln, keineswegs einerlei, sondern wechseln nach den Umständen. Von diesem mit Indigo blau gefärbten Zeuge hat man dreierlei Arten; die beste hat ein ziemlich dichtes Gewebe, kommt aber selten über Zanzibar hinaus. Das Gorah, Stück von 16 Cubits, 45 Zoll breit ist etwa 1 Dollar werth. Die gewöhnliche Sorte, 40 Zoll breit, und für die Märkte im Innern bestimmt, kostet nur halb so viel; die schlechteste, 36 Zoll breit, noch weniger.

Der sehr gewinnreiche Handel mit Porzellan- und Glasperlen ist völlig in den Händen der Banianen, welche ganze Schiffsladungen aufkaufen, die Preise nach ihrem Belieben stellen, und thatsächlich ein Monopol haben. Ein Reisender, welcher Perlen kauft, darf sich auf jene Leute durchaus nicht verlassen, weil sie gar zu gern ihre verlegene Waare losschlagen. Denn im Innern wechselt die Mode, und man thut am besten, sich bei glaubwürdigen arabischen Kaufleuten nach dem wahren Stande der Dinge zu erkundigen. Eine falsche Auswahl von Perlen kann sehr leicht verhängnißvoll für eine Expedition werden. Die Monopolisten in Zanzibar schwatzten dem Kapitän Burton nicht weniger als neun Mannsladungen weißer und schwarzer Perlen auf, von denen manche so schlecht waren, daß man sie wegwerfen mußte, weil die Wilden sie nicht einmal geschenkt nehmen möchten. Uebrigens muß der Reisende mit Perlen so viel als möglich Haus halten und recht sparsam sein. Der Vorrath erscheint anfangs unerschöpflich, reicht aber doch nicht weit. Die gewöhnlichen kleinen Einkäufe kann ein Europäer täglich mit etwa zehn Strängen bestreiten, und so hält eine Mannsladung nur etwa fünf Wochen vor.

Solcher Perlen, arabisch Charas, im Kisawaheli Uschanga, werden jahraus jahrein zu ganzen Schiffsladungen eingeführt, und das geschieht nun bereits seit Jahrhunderten, und doch trägt immer noch kaum ein Drittel der Bevölkerung diesen Schmuck! Man weiß nicht, wohin die ungeheure Menge dieser Kügelchen kommt. Es giebt deren etwa vierhundert gangbare Sorten, jede mit besonderm Namen, Werth und Absatzgebiet. Doch wechselt Geschmack und Mode sehr oft. Der Handelsmann muß eine große Auswahl darbieten können; der Reisende thut wohl, wenn er korallen- oder scharlachrothe oder rosafarbene Porzellan- und große blaue Glasperlen einlegt, doch sind in manchen Gegenden sogar die theueren

Korallenperlen ohne Cours. In Zanzibar verkauft man die Perlen nach folgendem Gewicht:

16 Wakiyeh (Unzen, jede = 1 Doll. schwer)	= 1 Rattl (Pfund, im Plural Artal).
3 Rattl oder 48 Wakiyeh	= 1 Man (Maund).
12 Amnam (Maunds)	= 1 Frassilah (35 bis 36 Pfund).
60 Artal, (Pfunde)	= 1 Frassilah.
20 bis 22 Farassilah.	= 1 Kandi.

Das Pfund in Zanzibar stimmt mit dem englischen Pfund Handelsgewicht überein. Die Araber gebrauchen das Rattl ohne Standard, nur muß es so viel wiegen wie sechszehn Maria Theresiathaler. Der Man oder Maund ist das allgemeine Maaß; es giebt aber davon drei verschiedene Arten. Der Man von Zanzibar hat drei Rattl (Rottoli), der von Maskat neun, jener von Oman im Allgemeinen 0,25 weniger als der von Zanzibar. Das Frassilah (in der Mehrzahl Farassilah) wiegt ungefähr einen Drittel-Centner.

Das Gemäß für die Perlen ist eben so willkürlich und verwickelt als jenes für Baumwollenzeuge. In Zanzibar verkauft man sie nach dem Gewichte, im Innern sind:

4 Bitil, jeder ein einfacher Strang, so lang wie von der Spitze des Zeigefingers bis zum Armgelenke,	= 1 Khete.
10 Khete, jeder die doppelte Länge um den Hals, oder einmal um den Daumen gebunden und bis zum Elbogenknochen	= 1 Fundo, d. h. Knoten.
10 Fundo, im Plural Mafundo	= 1 Ugoyye od. Ugoe.
10 Ugoyye (60 Fundo)	= 1 Miranga oder Gana.

Doch giebt es viele örtliche Abweichungen; in den centralen Gegenden ist ein Khete nur halb so lang, und ein Fundo hat nicht zehn, sondern nur fünf Khete.

Die Banianen in Zanzibar kaufen die Perlen lose und lassen sie, für die verschiedenen Gegenden assortirend, auf Stränge ziehen. Der Strang heißt Ut'hembue, Plural T'hembue, und besteht gewöhnlich aus Palmenfasern. Für den Verkauf kommt sehr viel darauf an, daß die Perlen in hübscher Auswahl und so regelmäßig als möglich aufgezogen seien. Die Perlen vertreten bei den Wilden die Stelle unserer kleinen Silber- und Kupfermünzen. Der Werth eines Khete ist nach den Oertlichkeiten verschieden und hat einen Werth von einem halben Penny bis zu drei Pence. In Zanzibar

ist der Werth eines Chete durchschnittlich drei Pice, und 100 Chete, gehen auf 1 Maund. Der Bitil wird im Lande etwa so gebraucht, wie in England ein Farthing, ein Chete wie der Penny, die Schukkah kaniki wie Sixpence und Schilling, die Schukka merkani und das Fundo wie die halbe Krone und die Krone, während Barsatizeug, das Kitindi oder Armband von Messingdraht und die größeren Perlen unseren Goldmünzen entsprechen.

Außer Zeugen und Perlen bilden Messingdrähte, (Masango; im Singular Sango,) besonders auf den nördlichen Straßen und auf dem westlichen Theile der Centralroute, eine wichtige Handelswaare. Sie heißen bei den Arabern Hadschula, und in Zanzibar kostet das Frasilah, je nachdem die Preise hoch oder niedrig sind, 12 bis 16 Dollars. Zum Versenden packt man das Frasilah in drei oder vier große Rollen, zusammengelegte Gewinde, arabisch Daur, afrikanisch Chata genannt, damit der Träger sie an seine Stange hängen könne. In Unyanyembe werden sie von den dortigen Künstlern in Kitindi oder gewundene verwandelt. Aus jedem Daur bereitet man zwei oder drei dieser sehr beliebten Zierrathen; das einzelne Stück wiegt etwa drei Pfund. Für das Schneiden, Putzen und Zurechtdrehen von 50 Kitindis erhält der Arbeiter 1 Doti Domestics. In Unyamwezi galt 1858 das Kitindi 1 Doti Merkani; in Udschidschi, wo man Sklaven und Elfenbein damit bezahlt, das Doppelte. Also gilt ein Kitindi, das man in Zanzibar um etwa einen Dollar kauft, an den Seen beinahe das Fünffache. Früher verfertigte man diesen Schmuck auch aus Kupferdraht, derselbe ist aber zu theuer und deshalb in Abgang gekommen. Dicker Eisendraht, Senyenge, ist auf Ugogo und die nördlichen Gegenden, wo die Wamasai wohnen, beschränkt. Die Ostafrikaner haben gelernt, den Draht fein zu ziehen und verstehen sich gut darauf. Die Wadschidschi führen auch Zink, Sat, ein.

Bunte Stoffe, „Zeuge mit Namen", führt jede Karawane. In einigen Gegenden, z. B. in Ugogo, verkaufen die Leute Ziegen und andere Lebensmittel nicht für schlechte Zeuge, sondern wollen recht bunte, grellfarbige haben. Die Sultane verlangen für sich und ihre Frauen auch dergleichen, während sie die Domestics und blauen Zeuge, welche sie gleichfalls als Zwangsabgabe erheben, unter ihren Beamten austheilen. Oftmals macht ein Stückchen Scharlachtuch den besten Eindruck und räumt Schwierigkeiten aus dem Wege.

'Dschoho, Wollentuch, ist grob und blau oder scharlachroth.

Selbst viele Asiaten wissen die Tuche nicht nach ihrem Werthe zu taxiren, sondern schätzen sie, ähnlich wie Schießgewehre oder Uhren, nur nach dem äußern Ansehen; die Afrikaner verlangen außerdem lange Wolle und volle Farben. Das ordinäre englische Tuch kostet in Zanzibar 50 Cents, weit im Innern viermal so viel, und dort ist es ein Geschenk für die Häuptlinge. In Udschidschi und auf anderen großen Elfenbeinmärkten ist viel Begehr nach dieser Waare; Männer tragen sie um die Hüften geschlungen, Frauen über den Busen. In Unyanyembe sind gewöhnlich arme Araber und Suaheli, welche aus den Zeugen ein Kisbao, einen Rock, zurecht schneidern.

Von Baumwollenzeugen giebt es eine Menge Sorten, die Burton ausführlich mit Preisangabe beschreibt; wir können uns damit begnügen, sie kurz anzuführen. Barsati, oder afrikanisch Kitambi, ist blau mit breiten rothen Streifen. Von diesem indischen Stoffe hat man drei verschiedene Arten. Im Innern repräsentirt Barsati ein Doti oder eine Tobe von Merkani; an der Küste ist es bei ärmeren Freien, Sklaven und Frauen beliebt; aber jenseit der Küstenregion wird es von manchen Häuptlingen zurückgewiesen, weil es so schmal und locker gewebt ist. In früheren Zeiten verfertigte man es auch aus Seide. Seit einigen Jahren ist bei den Wanyamwezi das Barsati oder Kitambi baniani beliebt geworden; ein dünnes weißes Zeug mit krapprothem Rande. Das Dabwani hat kleine blaue und weiße Würfel, manchmal auch noch einen mit weiß und gelb eingefaßten rothen Streifen. Dieses Zeug gilt im Innern doppelt so viel als Barsati. Dschamdani, eine Art gemusterten Musselins, ist bei den Vornehmen unter den Küstenstämmen als Turbanzeug sehr beliebt. Bandera oder Flaggenzeug, ist roth und kommt aus Bombay; Schit, Chintz, in verschiedenen Arten, roth mit gelben und dunkelgrünen Streifen. Die französischen und die deutschen, welche von den Hamburger Kaufleuten in Zanzibar eingeführt, und bis nach Unyamwezi und Udschidschi versandt werden, sind beliebter als die englischen. Andere Baumwollenstoffe sind die Chazarangi, Ukaya, Sohari oder Ridia, Schali, Tadschiri, Msutu Kikoi und Schasar. Von den „Zeugen mit Namen“ sind die aus Seide und Baumwolle gemischten am beliebtesten. Diese Subai, gestreift und zugleich gewürfelt, werden von den Mittelklassen der Araber als Gürteltücher getragen und mit Fransen versehen.

Die Kaufleute führen zweierlei Arten Kappen oder Mützen ein.

Erstens einen kleinen Fes, Kummah genannt, der meist aus Frankreich kommt, seltner aus Bagdad. Zweitens die Alfiyyah oder Surate-Kappe mit Seide auf baumwollenem Grunde. Auch einige Eisenwaaren gehen ins Innere; Messer, Scheermesser, Fischangeln und Nadeln sind bei der Reise durch Uzaramo nützlich, aber als Handelswaare vollkommen unbedeutend, denn die Schwarzen bereiten sich die Eisenwaaren, deren sie bedürfen, selbst, und fragen nicht viel danach, ob die importirten besser seien. Sie haben kleine Beile und scharfe Speere, und mögen keine theueren Messerschmiedearbeiten kaufen; Porzellan und Glas schaffen sie nicht an, weil sie Kalebassen genug haben. Spielwaaren und Tand würden wohl Weiber und Kinder sich schenken lassen, aber man könnte nicht eine Hand voll Getreide dafür kaufen. Die Leute machen sich ihren Geschmack in Putzsachen und diese letzteren selber; in der Küstenregion nehmen sie allerdings gern Thaler, wollene Decken, Schnupftabaksdosen und Zinnsachen, aber die Wanyamwezi würden darauf gar keinen Werth legen. Burton nahm ins Somaliland eine Kiste voll Birminghamer Tand mit, fand aber dafür gar keine Verwendung.

Kaffee, Zucker und Seife kann man in geringer Menge bei den Arabern in Unyanyembe kaufen. Hutzucker, Buludschi, kommt aus Amerika und Hamburg; Kandis, Sukkari zamave, und brauner Zucker, nebst Gur, Molasse, kommen aus Indien.

Von den nachfolgenden Einfuhrwaaren, die nach Zanzibar kommen, geht wenig ins Innere: — Reis und anderes Getreide bringen die Schiffe aus Bengalen und dem westlichen Indien; aus Indien und Amerika kommt allerlei Schiffsbedarf, z. B. Segeltuch, Hanftaue, Planken, Malerfarbe, Pech, Terpentin, Leinöl, Theer, Wachs, Möbeln und allerlei Hausrath wird aus Europa und Amerika, China und Bombay gebracht; grobe wollene Decken und Teppiche sind aus der Türkei und Persien, Matten aus Madagaskar, Glaswaaren aus Europa und Amerika, Töpferwaaren, Papier und Kerzen aus Europa und Bombay; Kuzah, Wasserkrüge, vom persischen Meerbusen; Hölzer aus Madagaskar, Mosambique und der Nordküste bis Mombas; Felle und Häute aus dem Benadir, d. h. dem Küstenstriche, vor welchem die Häfen Lamu, Brava und Patta liegen; gesalzene Fische, auch Haie, aus Oman, Hadramaut und dem Benadir; Cognac, Rum, Pfeffermünzbranntwein, kölnisches Wasser, Eingemachtes, Tabak, Cigarren aus Europa, Bombay und Mauritius; Rosenwasser vom persischen Golf; Rosen- und Sandelessenz

aus Bombay; Datteln, Mandeln und Trauben aus Arabien, Gummata und Ambergris aus Madagaskar, Mosambique und Ras Awath, d. h. der langen Küstenstrecke von Ras Awath in 5° 33′ nördl. Br. bis Ras el Chayl, 7° 44′ nördl. Br.; Aloë und Drachenblut aus Socotra; Weihrauch, Gummi arabicum und Myrrhen aus dem Somalilande und dem Benadir; Safran, Opium, Ingwer, Gewürznelken, Colombo-Wurzel (vom Cocculus palmatus, dem handförmigen Mondkorn, einer bitterschmeckenden Arzneipflanze gegen Magensäure und Schwäche der Eingeweide), Cardamomen, Zimmt, Anis, Kampher, Benzoïn, Assa foetida, Salpeter, Potasche, blauer Vitriol, Alaun, Soda, Gelbholz, Safran, Knoblauch, Bockshornklee (Trigonella foenum graecum) und dergleichen mehr aus Bombay und dem westlichen Indien.

Die Stapelwaaren im Binnenlande sind Sklaven und Hornvieh, Salz, Eisen, Tabak, Matten, Baumrinde und Seile. Salz wird in arabischen Daus nach Zanzibar gebracht und auf einem freien Platze vor dem Gurayza oder Fort aufgehäuft; es ist Steinsalz von zweierlei Sorten. Die Ortschaften an der Küste versorgen sich selbst mit Seesalz, das sie in ganz kunstloser Weise aus dem Seewasser durch Verdunstung gewinnen. Für das Salz erhalten sie beim Verkauf gewöhnlich gleich viel Gewicht von Durra, manchmal aber auch das Doppelte. Im Innern giebt es zwei große Märkte für Salz, und die Schwarzen werden durch dieselben weit regelmäßiger mit Salz versorgt als die Leute in Abessinien oder in Härrär, wo man einen reichen Mann bezeichnet, wenn man von ihm sagt: er ißt Salz. Ugogo führt Salz aus, das aber schlecht ist; eine bessere Sorte wird in Gruben am Rusugifluß im westlichen Uvinza gewonnen.

Wir wenden uns nun zu den Ausfuhrartikeln. Ohne Handelsverkehr kann und will auch der Ostafrikaner nicht sein; deshalb sind auch immer da oder dort Wege nach dem Innern offen. Aber das Geschäft wird höchst umständlich und mit überflüssigen Weitläufigkeiten getrieben, weil dort Niemand Werth auf die Zeit legt. Es ist allerdings nicht schwierig, in Zanzibar Großhandel zu treiben, aber der Verkauf im innern Lande ist es desto mehr, denn der Handelsmann hat mit Barbaren zu schaffen, deren ganzes Benehmen so gut wie unberechenbar ist.

Die Hauptartikel, welche von der Zanzibarküste zur Ausfuhr kommen, sind Kopal, Elfenbein, Hippopotamuszähne, Rhinoceros-

hörner, Hornvieh, Häute, Hörner, Getreide, Holz und Kauries. Dazu kommen noch Sklaven, über welche schon früher ausführlich geredet wurde. Auch von Wachs und Honig, Orseille, Faserstoffe und Gummata könnte diese Gegend in beträchtlicher Menge liefern.

Der ostafrikanische Kopal, welcher vorzugsweise von Zanzibar aus in den großen Handel kommt, ist von der gleichnamigen Waare der mexikanischen Westküste und dem neuseeländischen Cowaï wesentlich verschieden. Den Kopalbaum nennen die Araber Schadschar el sandarus, (nach dem indischen Schhandarus), die Wasawaheli Msandarusi, die Wazaramo und andere Stämme im Küstenlande Mnangu. Er kommt auch auf der Insel Zanzibar und dem gegenüberliegenden Festlande vor; Burton sah ihn bei Mombas, Saadani, Mu'honyera und bei Mzegera in Uzaramo, und hörte, daß er auch in der Umgegend von Baganoyo, Mbuamadschi und Kilwa gefunden werde. Er ist nicht, wie Manche behauptet haben, ein strauchartiges Dorngewächs, denn es giebt Stämme von solcher Höhe, daß man sechszig Fuß lange Kähne daraus verfertigt hat, und daß ein einziger Stamm zur Kolschwinne einer Brigg genügend war. Durchschnittlich hat er aber nur eine Höhe von etwa 30 Fuß, und über der Wurzel einen Umfang von 5 bis 6 Fuß. Die Rinde ist weich, die unteren Aeste kann man mit der Hand erreichen, und oft erhebt sich der Baum aus einer kreisförmigen Umzäunung dichten Gebüsches. Der Stamm hebt sich wegen seiner gelblich-weißen Farbe von der im Allgemeinen sehr dunkeln afrikanischen Waldvegetation scharf ab; aus ihm schwitzen Flecken rohen Gummis hervor, mit welchem er gleichsam besprenkelt ist, und das in Stücken auch am Boden zerstreut umherliegt. In diesem Baume halten sich viele Ameisen auf, namentlich halb durchsichtige ingwerbraune, deren Biß einen höchst empfindlichen Schmerz verursacht; die Eingeborenen nennen daher dieses lästige Thier: „siedendes Wasser“, Madschi moto. Das Kopalholz ist gelblich, durch die Politur wird es honigbraun, hat hübsche Masern und wird zu Thürfüllungen benützt. Die kleineren sehr biegsamen Zweige geben gute Karbatschen. Jetzt wächst der Kopalbaum vorzugsweise in den aufgeschwemmten Ebenen am Meere und auf dem ältern Ufer des Oceans, er reicht nicht tief landein und ist im eigentlichen Innern unbekannt.

Das Kopalgummi wird von den Arabern und Hindus Sandarus genannt; diese fremde Benennung haben auch die Suaheli

angenommen; aber bei den Wanyamwezi, welche das Harz gleich den Mexikanern und Yucateken bei Beschwörungen und als Arznei anwenden, führt es die einheimischen Benennungen Sirokko und Mamnangu. Dieses Halbfossil wird nicht etwa von Flüssen durch Abspülung zu Tage gefördert, sondern von den Leuten am Meeresgestade und den Barbaren der Küstenregion aus der Erde gegraben. Man findet es oft, wenn man den Grund zum Hüttenbau, legt und manchmal auch an Stellen, welche von der Hochfluth bespült werden. Man kann füglich das ostafrikanische Gestadeland auf einer Strecke von etwa acht deutschen Meilen landeinwärts vom Ras Gomani, 3° südlicher Br., bis Ras Delgado, 10° 41′ südlicher Br., als die Kopalküste bezeichnen, weil dort fast überall das Gummi gefunden wird. Schon eine Abtheilung dieser Strecke, etwa jene von der Mündung des Pangani bis nach Ngao (Monghu), könnte bei angemessenem Betrieb den gesammten europäischen Bedarf decken.

Die Araber und Afrikaner theilen dieses Gummi in zwei Sorten ein. Der rohe Kopal, Copal vert der Franzosen, heißt Sandarusi za miti, „Baum-Kopal", oder Schakasi, und daraus haben die fremden Kaufleute das verstümmelte Wort Jackass-Kopal gemacht. Dieses Schakasi nimmt man entweder von den Bäumen ab, oder man findet es, z. B. auf Zanzibar, im losen Erdboden, in dem es noch nicht lange genug gelegen hat, um fossil zu werden. Er sieht inwendig räucherig oder gewölkt aus, fühlt sich weich an, wird im Alkohol kittartig, und dann in der Auflösung, welche man zur Reinigung des ächten Kopals gebraucht, zäh und kleberig. Von den Europäern wird diese Sorte wenig geschätzt, die Banianen schicken sie aber nach Bombay, wo man eine geringe Art Lack daraus verfertigt. Die Chinesen sollen sich darauf verstehen, aus dem rohen Kopal einen sehr feinen Lack zu bereiten, aber das Verfahren ist ihr Geheimniß. Das Schakasi kostet vier bis neun Dollars das Frasslah..

Der ächte oder reife Kopal, Sandarusi, ist das Erzeugniß großer untergegangener Wälder. Das Gummi liegt so tief, daß es den atmosphärischen Einflüssen nicht ausgesetzt ist, gleich dem Bernstein und ähnlichen Gummiharzen, ist in seiner ganzen Reinheit fossil geworden, und hat seine flüchtigen Bestandtheile erhalten. Auf jeden Fall ist es Erzeugniß eines Baumes, denn man findet viele Stücken in zunderartigem Holze, das man mit den Fingern zerreiben kann. Die „Gänsehaut", welche von Eindrücken durch

Sand und Kies herrührt, zeigt unwiderlegbar, daß das Harz in weichem Zustande vom Erdboden überdeckt wurde, auch findet man im Kopal nicht selten Bienen, Fliegen, Mücken und andere Insekten vortrefflich erhalten. Es wird gewöhnlich zu Ende der Regenzeit ungereinigt nach Zanzibar gebracht; wird es gleich an der Küste gereinigt, so kostet das Frassilah einen Dollar mehr. Die Banianen kaufen es bei den Kopalgräbern auf und schicken es nach Zanzibar, wo es von fremdartigen Zuthaten gesäubert und an die europäischen oder amerikanischen Häuser verhandelt oder nach Indien geschickt wird. Die Auflösungen, in welchen man es reinigt, sind verschiedener Art, von Soda und von Potasche, doch werden die Recepte geheim gehalten. Es kommt vor Allem darauf an, die „Gänsehaut" von allem Schmutze zu reinigen; die Amerikaner lassen das theils zu Salem in Massachusetts thun, theils, gleich den Hamburgern, an Ort und Stelle selbst. Das Kopalgummi verliert durch die Reinigung 20 bis 37 Procent, wird nachher gewaschen, einige Stunden lang in der Sonne getrocknet, und mit einer Bürste abgerieben; dabei muß man aber sehr vorsichtig sein, um die Gänsehaut nicht zu beschädigen. Nachher sortirt man den Vorrath je nach Größe und Farbe, dazu gehört aber ein erfahrener Kenner. Im Allgemeinen gelten helle, halbdurchsichtige Stücke für die besten, dann folgen die verschiedenen Abtheilungen von mattem Weiß, die citronengelben, die bernstein- und rhabarber-gelben, die hellrothen und die mattrothen. Manche Stücke sehen geschwärzt aus, als ob sie der Einwirkung des Feuers ausgesetzt gewesen seien, andere zeichnen sich durch zarte grasgrüne Farbe aus. Einige behaupten, der Kopal verändere die Farbe, wenn er sehr lange liege. Die Stücke sind sehr verschieden, von der Gestalt kleiner Kiesel, und zwei bis drei Unzen schwer bis zu fünf Pfund; in Salem soll sogar ein Stück von fünfunddreißig Pfund sein. Die Hamburger Häuser in Zanzibar, welche jährlich mehr als 150,000 Pfund von dort ausführen, lassen den Kopal von ihren europäischen Küpern verpacken. Im Ganzen kommen jährlich 800,000 bis 1,200,000 Pfd. in den Handel.

Die Araber sagen, der Kopal sei um so besser, je röther der Boden sei, in welchem man ihn gräbt. Die Oberfläche des Bodens besteht in den Kopalgegenden insgemein aus einer dünnen Lage heißen Sandes über einer dunkeln Dammerde, welche durch zersetzte Pflanzenstoffe gebildet worden ist, und von einigen Zoll bis

zu anderthalb Fuß Dicke hat. Auf der Insel Zanzibar, wo man nur rohen Kopal gewinnt, besteht der Unterboden aus steifem blauem Thon; er ist das alte emporgehobene Seeufer, auf welchem einst Kokospalmen standen. Tiefer liegt eine mit Eisenoxyd geschwängerte Erde, in der man hellrothe faserige Stoffe, Ueberbleibsel von Kokos, findet. Den Kopal findet man in der Dammerde über dem thonigen Unterboden.

Burton sah Kopalgräber in der Umgegend des kleinen Hafens Saadani bei der Arbeit; auf der Strecke von vierzig Miles landeinwärts hinter Bagamoyo und Kaole, tritt der Kopalbaum in weiten Zwischenräumen in den Wäldern auf, und wird bis nach Muhonyera hin gegraben. Er gilt für werthvoller als der von Saadani; auch bei Mbuamadschi kommt eine gute Sorte vor, noch besser ist jene von Hunda, aber die werthvollste findet man an den Ufern des Rufidschi, namentlich im nördlichen Bezirk von Wande. Die Wawande bringen ihn nach Kikunya und anderen Häfen, oder verkaufen ihn an Hausirer für 1½ bis 2 Dollars das Frassilah. Vier Tagereisen hinter Kiloa graben die Mandandu und andere Stämme; die geringe Waare, welche bei Ngao und an der Lindibucht gewonnen wird, ist die wohlfeilste. Die Kopalgräber verrichten überall ihre Arbeit äußerst nachlässig. Jene bei den Wamrima haben, je nach den verschiedenen Oertlichkeiten, ihren Mtu mku oder Akidaao, Obmann, welcher auch die Vorräthe vertheilt; bei den heidnischen Waschenzi arbeitet Jeder auf eigene Hand. Man gräbt nur während der Zeit des Kosi, Regenmonsuns; während des Kaskasi, der trockenen Jahreszeit, ruhet die Arbeit, zu der man sich überhaupt erst versteht, wenn man kein Pfund Getreide mehr besitzt.

Die civilisirteren Stämme bedienen sich einer Hacke, die wilderen nur eines Stabes zum Lockern der Erde, welche sie dann mit den Händen herauswerfen. Sie denken nicht daran, eine Grube sorgfältig zu durchsuchen, obwohl sie ganz bequem täglich bis zu zehn oder zwölf Pfund gewinnen könnten. Bei Blutfehde, Dürre, Hungersnoth oder Pestilenz wird gar kein Kopal gegraben. So lange die Arbeit in den Händen solcher Barbaren bleibt, kann man auf regelmäßigen Ertrag nicht rechnen.

Von Zanzibar aus kommt das allerbeste Elfenbein in den Handel. Dasselbe wird in der ganzen Region von 2° nördl. Br. bis 10° südl. Br. gewonnen, von der Küste an bis in die Gegen-

den westlich vom Tanganyika-See. Auch im Gestadeland ist der Elephant noch nicht völlig verschwunden. Man findet ihn z. B. während der Regenzeit am untern Pagani, bei den Wasegura und nach Süden hin bis zum Gamaflusse. Die Wadu jagen ihn in der Nähe des Schakini, dessen Gipfel man von Zanzibar aus sehen kann. In Usaramo und Khutu ist er ausgerottet worden, aber am Kingani und am Rufidschi kommt er noch vor. Die Küstenstämme fordern für das Frasstlah 30 bis 35 Dollars Werth in Bauwollenzeug, Perlen und Messingdraht. Im westlichen Usagara reicht der Elephant von Maroro bis Ugogi; dort haben aber die Männer keine Liebhaberei für die Jagd, spähen jedoch solche Elephanten auf, die vor Durst oder an Wunden gestorben sind. In Ugogo und den umliegenden Wüstenstrecken, wo Elephanten in großer Menge vorkommen, giebt es ausgezeichnete Jäger, die sich auch auf das Fallenstellen verstehen; in dürren Jahren findet man auch viele todte Elephanten in den Wäldern. Das Elfenbein auf dem Markte zu Unyamwezi kommt aus den Bezirken von Mgunda Mkhali, Usukuma, Umanda, Usagozi und einigen anderen Bezirken. Als die Araber dort ihren Handel anfingen, waren die Zähne so billig, daß man für ein Frasstlah weißer oder blauer Glasperlen 10 Farasstlah Elfenbein erhielt; jetzt kostet ein Frasstlah bis zu 35 Dollars. Auch in K'hokoro sind die Preise gestiegen. Die besten Zähne kommen aus Karagwah; jene von Udschidschi aus den Gegenden am nördlichen Drittel des Tanganyika-Sees, besonders aus Urundi und Uvira, bekommen sehr bald dunkelbraune Flecke, die sich dann ringförmig immer mehr ausdehnen. Dieses Dschendaï-Elfenbein ist außerdem leicht und wird an der Oberfläche brüchig.

Ueber die Elephantenjagd ist schon in früheren Abschnitten ausführlich geredet worden. Ein Theil der Zähne bleibt im Lande und wird zu allerlei Schmuck verarbeitet. Die Araber verlangen am Elfenbein sechs gute Eigenschaften; dasselbe soll sein: weiß, schwer, sanft, dick an der Spitze des Zahns, sanft gebogen, denn wenn der Zahn sehr stark gekrümmt ist, gilt er 10 bis 14 Prozent weniger; endlich muß er dunkle Striche an der Oberfläche haben, kleine Risse, welche der Länge nach bis an die Spitze laufen.

Die arabischen Kaufleute haben von ihren Handelszügen im innern Lande keinen sehr erheblichen Nutzen. Ein Anlagekapital von 1000 Dollars reicht für den Einkauf von 70 Farasstlah, also 2450 Pfund aus. Der Verkauf ergiebt etwa 3500 Dollars; aber von

den überschüssigen 1050 Thalern müssen die Träger und deren Lebensmittel bestritten werden, und das macht für jedes Frassilah etwa 5 Dollars. Dazu kommen noch die hohen Zinsen vom Kapital, Risico und Verluste. Zeit, Arbeit und Sorgen oder Krankheit sind dabei noch nicht einmal in Anschlag gebracht.

Der Elfenbeinhändler muß sehr vorsichtig sein und viele Erfahrungen gemacht haben, wenn er bei seinem Geschäft empfindliche Verluste vermeiden will. Die beste Sorte ist weich, sehr weiß, dick und hat nur eine kleine „Bambu“, d. h. röhrenartige hohle Stelle; sie kommt aus dem Benadir, besonders von Brawa, Makdischu und Marka. Eine etwas härtere und deshalb nicht ganz so werthvolle Art kommt aus den Ländern Dschagga, Umasai und Nguru. Die Wamasai verringern manchmal den Werth der Zähne dadurch, daß sie dieselben der leichtern Beförderung wegen zerstückeln; auch hängen sowohl sie, wie die Leute von Nguru und einige andere Stämme, die Zähne in den Rauch, weil sie der Ansicht sind, daß dann das Elfenbein in der Sonne keine Risse bekomme. Die röthliche Farbe, welche es durch den Rauch erhält, kann man durch eine Mischung von Kuhdünger und Wasser oder durch Abwaschen mit Blut wieder entfernen. Von dieser Sorte bringt ein kleiner Zahn 40 bis 50 Dollars, einer von sechs Fuß Länge etwa 12 Pfund Sterling, aber für einen 7½ Fuß langen Zahn sind schon 60 Pfund St. bezahlt worden. Der Verkauf einer Partie von 47 Zähnen brachte 1500 Pfd. St., das Durchschnittsgewicht betrug 95 Pfund.

Die zweite Sorte kommt aus der Region des Nyassa-Sees und wird von den Wabisa, Wahiao, Wagindo, Wamakua und anderen Stämmen nach Kiloa gebracht. Das „Bischa-Elfenbein“ fand früher einen Abzug nach Mosambique, die Wilden ziehen aber nun Zanzibar vor, wo man sie sehr zuvorkommend behandelt, weil sie ihre Waare billiger verkaufen als die Wahiao. Die Wabisa bringen oft Zähne von zehn Fuß Länge. Der Preis für „Bab Kalasi“, d. h. Scrivellos oder kleine Zähne unter 20 Pfund, werden mit 24 bis 25 Kronenthalern bezahlt, und der Preis steigt mit der Größe um etwa einen Dollar für das Pfund. Das „Bab gudschrati oder Kaschschi“ ist für den indischen Markt bestimmt; „Bab wilaiti“ oder „fremde Sorte“ geht nach Europa und Amerika; am liebsten nimmt man Zähne von 45 bis 100 Pfund und zahlt 52 Dollars für das Frassilah.

Die geringste Sorte, das Gendai, kommt aus den westlichen Gegenden, insbesondere aus Usagara, Uhehe, Urori, Unyamwezi ꝛc.: man bezahlt das Frassilah je nach Größe, Gestalt und Schwere mit 45 bis 56 Dollars. In Zanzibar werden Scrivellos unter sechs Pfund im Zollhause nicht gerechnet. Im Ganzen kommen in manchem Jahre nahe an zwanzigtausend Elephantenzähne nach Zanzibar; solche von fünf Frassilah Gewicht sind nicht selten; ja die Leute sprechen von Zähnen, die 227, von einzelnen, die 280 Pfund schwer waren.

Die Zähne des Hippopotamus bilden nur einen geringen Bestandtheil der Karawanenladungen. Man kauft sie im Innern einzeln auf; der Preis beträgt ein bis zwei Fundo Perlen, an der Küste wird beste Waare mit 25 Dollars für das Frassilah bezahlt.

Das kleine schwarze Rhinoceros mit zwei Hörnern, das Gargatan, ist im Innern eben so häufig wie der Elephant; der Preis richtet sich nach der Größe des Horns; ein kleines kostet eine eiserne Hacke, Dschembe, größere werden doppelt so hoch bezahlt; in Zanzibar giebt man für das Frassilah 8 bis 12 Dollars. Die Wilden im Innern legen Platten vom Rhinoceroshorn als vermeintliches Heilmittel auf Geschwüre, oder schneiden sie in Stücke, welche sie um ein schadhaftes Glied binden. Sehr große Hörner gehen von Bombay nach China und Centralasien, wo man Trinkbecher daraus verfertigt; man glaubt, daß sie eine Feuchtigkeit ausschwitzen, wenn Gift unter das Getränk gemischt sei. Sie werden eben so hoch geschätzt wie die seltsame Coco do mar*); die Araber in Maskat und Yemen machen Dolch- und Schwertgriffe, kleine Tabakskästchen und dergleichen aus Rhinoceroshorn.

Nur eine geringe Menge Rindvieh kommt aus dem Innern an die Küste. Die Banianen befassen sich aus religiösen Bedenklichkeiten mit dem Viehhandel nicht, dieser ist also ausschließlich in den Händen von Mohammedanern. Ziegen und Schafe sind überall häufig. Anfuhr von Häuten ist zu Lande nicht möglich, weil sich die Transportkosten zu hoch belaufen würden. Die Wilden verfertigen Schilde daraus, benützen sie zum Lager, zu Sandalen, Vorhängen an den Hüttenthüren und dergleichen mehr; Ziegenfelle dienen auch als Bekleidung. Aus den Küstenplätzen kommen Häute

*) Die Frucht der herrlichen Palme, Laodicea Scychellarum, auch Cocos maldivicus und Nux medica genannt. Sie wächst überhaupt nur auf den drei Seychellen-Inseln: Praslin, Ronde und Curieuse, sonst nirgends.

zum Export nach Zanzibar, wo die deutschen Kaufleute sie mit einer Auflösung von Arsenik bestreichen lassen, damit sie keinen Schaden durch Insekten leiden. Die Amerikaner und Franzosen haben bis jetzt eine so zweckmäßige Behandlung nicht nachgeahmt.

Seit 1818 werden auf Zanzibar Gewürznelken gebaut; sie kommen so gut fort und geben solchen Ertrag, daß durch sie der Zuckerbau ziemlich verdrängt und selbst das Anpflanzen der Kokospalme in den Hintergrund getreten ist. Der Handel mit Getreide ist in den Küstenstädten nicht unbedeutend. Als Nutzholz verwendet man vorzugsweise Mukanda, rothes und weißes Mangrove; der Holzhandel wird von Arabern betrieben. Die Küstenregion liefert auch Grenadilleholz, das im Lande oft mit dem wirklichen Ebenholze (Diospyros ebenus) verwechselt, und Abnus und Pingu genannt wird. Es ist nicht so spröde als jenes, härter als Lignum vitae, saugt weder Wasser noch Fett ein, und wird in Europa zu Mundstücken von Instrumenten nnd dergleichen gebraucht. Die Wilden bereiten daraus Pfeifenköpfe. Der Mpira oder Kautschuckbaum, Ficus elastica, ist in der Küstenregion sehr häufig, seither aber noch nicht nach Gebühr benützt worden. Eben daselbst wächst auch ein bemerkenswerther Baum, welcher gleichfalls auf Madagaskar vorkommt; aus Einschnitten in die Rinde quillt ein Saft, welcher sich bis zur Consistenz weicher Seife verdichtet und mit dem indischen Kokam Aehnlichkeit hat. Die Araber nennen dieses Erzeugniß Kanya, und essen dasselbe, weil es „den Leib feucht macht", legen es in geschmolzenem Zustande auf schadhafte Gliedmaßen, und reiben die Haut damit ein. Die Färberflechte, Orseille, ist an der ganzen Ostküste in großer Menge vorhanden.

Die Kaurimuscheln, von den Suaheli Khete, im Innern Simbi genannt, werden an verschiedenen Punkten des Gestades vom Ras Hafun bis nach Mozambique hinab gefunden, und von mohammedanischen Kleinhändlern aufgekauft, denn der Baniane, der keinen Anstand nimmt, mit Elfenbein zu handeln, hat eine religiöse Bedenklichkeit gegen diese Cypräamuschel. Beim Einhandeln erhält der, welcher sie gesammelt hat, für jedes Maaß Kauris ein eben so großes Maaß voll Durra; Geld wird beim Einkauf dieser Muscheln nicht gebraucht. Von Zanzibar gehen die Kauris nach zwei ganz verschiedenen Richtungen. Da sie in den Gegenden nördlich vom „Lande des Mondes" das Umlaufsmittel bilden und in Unyamwezi als Zierrath beliebt sind, so nehmen gewöhnlich die Träger,

welche von der Küste nach dem Innern zurückgehen, eine Partie Kauris mit. Aber der bei weitem größte Theil wird nach der westafrikanischen Küste verschifft und geht von da weit und breit in die Negerländer, wo die Kauri überall gangbare Münze ist; 2000 bis 2400 Stück Muscheln werden auf einen Kronenthaler gerechnet. Am Kaurihandel wird großer Profit gemacht; denn in Zanzibar kostet ein 'Jislah, d. h. 3 bis 3½ Sack, nur drei Viertel Dollar, und in den westafrikanischen Häfen verkauft man diese Quantität für acht bis neun Dollars, so daß, nach Abzug aller Unkosten, ein Nutzen von 500 Prozent sich herausstellt. Während die Engländer im ostafrikanischen Handel kaum zählen, haben deutsche Häuser aus Hamburg großen Schwung in denselben gebracht; eines derselben, das klein mit dem Kaurihandel anfing und zuerst nur ein einziges Schiff nach Zanzibar gehen ließ, machte so gute Geschäfte, daß es die Zahl seiner Schiffe auf achtzehn steigerte, wovon sieben allein mit Kauris befrachtet waren. Allerdings stieg bei der größern Nachfrage der Preis von ¾ auf 4, ja bis 6 und 7 Dollars für ein 'Jislah, aber der Handel bringt auch dabei noch Vortheil, weil die Schiffe in Westafrika für die Kauris Palmöl kaufen, das sie nach Hamburg bringen.

Baumwolle ist in Ostafrika einheimisch und wächst auf der ganzen Strecke zwischen Zanzibar und dem Tanganyika-See fast wild, nur nicht in Ugogo und an beiden Seiten der Wildniß, wo der Boden zu hart und die trockene Jahreszeit zu lang für diese Pflanze ist. Aus denselben Ursachen ist sie auch in Unyamwezi nicht häufig. Die Araber haben vor längerer Zeit eine bessere Sorte eingeführt, die aber aus Mangel an gehöriger Pflege ausgeartet ist. Die Baumwolle gedeiht am besten in schwarzer, aus zersetzten Pflanzenstoffen bestehender Dammerde und dem fetten rothen Thon der Küstengegend, vorzugsweise in Usambara, Usagara und Udschidschi, wo nahe unter der Oberfläche Wasser liegt. Aber noch ist nirgends von einem sorgfältigen Anbau die Rede. Man säet unmittelbar nach dem Schlusse der Regenzeit ein, macht eine Hecke um das Feld, damit es vom Vieh nicht verwüstet werde, und kümmert sich weiter nicht um die Pflanze. Diese soll in einigen Gegenden nach dem dritten Jahre eingehen, dagegen in anderen perenniren.

Anhang.

Wir fügen hier einige Angaben über die Dauer der Reise Burton's und Speke's nebst Höhen- und Ortsbestimmungen hinzu, welche nach den Beobachtungen der Reisenden von A. G. Findlay berechnet worden sind. Die Hauptdaten sind folgende.

1856.	September.	Abreise aus England.
	2. Dezember.	Abreise von Bombay.
	19. Dezember.	Ankunft in Zanzibar.
1857.	6. Januar.	Von Zanzibar nach der Küste.
	14. Juni.	Aufbruch von Zanzibar nach dem Festlande.
	27. Juni.	Von Kaole an der Küste nach dem Innern.
	7. November.	Zu Unyanyembe in Unyamwezi.
1858.	14. Februar.	In Udschidschi am Tanganyika-See.
	26. April.	In Uvira am Tanganyika-See.
	26. Mai.	Aufbruch von Udschidschi zur Rückreise.
	19. Juni.	Wieder in Unyanyembe.
	26. September.	Aufbruch von Unyanyembe.
1859.	3. Februar.	In Konduchi an der Küste.
	4. März.	Wieder in Zanzibar.
	4. Mai.	Abfahrt von Aden.
	20. Mai.	Wieder in Southampton.

Hauptmann Speke trat seinen Ausflug von Kazeh nach Norden hin am 9. Juli 1858 an, und war am 3. August zu Muanza am Nyanza-See, 2° 24′ 39″ s. Br., 33° 10′ östl. L., 3740 Fuß Meereshöhe.

Burton's „Erste Region“ reicht von der Küste bis Zungomero, dem Hauptdistrikt von Khutu; 17 Tagereisen, in 67 Stunden 55 Minuten. Wir geben einige Hauptstationen.

Kaole 6° 25′ s. Br., 38° 51′ östl. L.

Dege la Mbora 7° 12′ 54″ s. Br., 38° 16° östl. L.

Zungomero 7° 27′ 9″ s. Br., 37° 22′ östl. L., 330 F. Meereshöhe.

Mittlere Höhe der ersten Region 230 Fuß.

Zweite Region. 23 Reisetage in 103 Stunden 25 Minuten; von Zungomero über das Usagaragebirge nach Ugogi.

Rubeho-Paß 6° 38′ s. Br., 36° 19′ östl. L., 5700 F. Meereshöhe.

Ugogi 6° 40′ s. Br., 36° 6′ östl. L., 2770 F. Meereshöhe.

Dritte Region. 20 Reisetage in 93 Stunden 40 Minuten. Von Ugogi durch Marenga Mkhali, Ugogo und Mgunda Mkhali, nach Tura in Unyamwezi. Oestliche Grenze von Tura 5° 27′ s. Br., 34° östl. L., 4125 F. Meereshöhe.

Vierte Region. 37 Reisetage. Durch Unyamwezi, Usagara, Uwende (oder Uwindi) und Uvinza bis zur Fähre am Malagarazi.

Kazeh (Kasi) 5° 1′ 3″ s. Br., 33° 3′ östl. L., 3490 F. Meereshöhe.

Fähre am Malagarazi 5° 7′ s. Br., 31° 13′ östl. L.

Usenye 3190 Fuß Meereshöhe.

Fünfte Region. Von der Fähre am Malagarazi nach Ukaranga am Tanganyika-See; 10 Reisetage in 44 Stunden 45 Minuten.

Ukaranga 4° 58′ s. Br., 30° 3′ 3″ östl. L., 1850 F. Meereshöhe.

Insel Kasenge (Kassendschi) im Tanganyika-See 5° 43′ 20″ s. Br., 29° 40′ östl. L.

Udschidschi am Tanganyika-See 4° 54′ 56″ s. Br., 30° östl. L. 1844 F. Meereshöhe.

Uvira, Elfenbeinmarkt, am Tanganyika-See, 3° 24′ 47″ s. Br., 29° 33′ 30″ östl. L.

Von der Küste bei Kaole bis zum Tanganyika-See 420 Stunden 25 Min. Reise. Von Kaole bis Udschidschi in geradem Striche 540 geogr. engl. Miles, oder Statutemiles mit den Wegkrümmungen von Kaole bis Kazeh 520, von da bis Udschidschi 276; ein Fünftel auf Umwege gerechnet 159, zusammen 955 Statutemiles; durchschnittlich 2,27 Miles in der Stunde.

IV.

Krapf und Rebmann

im ostafrikanischen Küstenlande.

Die deutschen Missionäre in Abessinien.

Erstes Kapitel.

Ludwig Krapf an der Ostküste von Afrika. — Gründung des Missionshauses zu Rabbai Mpia im Lande der Wanika. — Rebmann's Wirksamkeit.

Ludwig Krapf hatte, gemeinschaftlich mit einigen anderen deutschen Sendboten, seit dem Jahre 1837 sich bemühet, in Abessinien für die Ausbreitung der evangelischen Lehre zu wirken. Wir werden später erzählen, weshalb alle seine Bestrebungen scheiterten. Als er im November 1842 noch einen Versuch wagen wollte, um von Tadschurra aus nach Schoa vorzudringen, wurde er zurückgewiesen, mußte nach dem Hafenplatz Aden in Südarabien zurücksegeln und alle Hoffnungen auf eine Missionsthätigkeit in Abessinien fallen lassen.

Die vielen Widerwärtigkeiten brachen indessen seinen Muth keineswegs; er beschloß in einer andern Gegend zu arbeiten und von irgend einem Punkte der ostafrikanischen Küste aus unter den Gallavölkern das Christenthum zu verbreiten. Am 11. November 1843 ging er, von seiner Frau begleitet, zu Aden an Bord eines nach Zanzibar bestimmten arabischen Fahrzeuges, das sich jedoch nach einigen Tagen als nicht seetüchtig erwies, und deshalb am 23. November mit einem Schiff aus Mombas vertauscht wurde. Dieser Wechsel war dem Missionär willkommen, weil er jetzt Gelegenheit fand, die verschiedenen Hafenplätze, welche zwischen Muk-

discha und Zanzibar liegen, zu besuchen und vorläufige Erkundigungen über Land und Leute einzuziehen.

Die Fahrt ging anfangs der arabischen Küste entlang bis nach Sihut, von wo das Schiff querüber nach dem Kap Guardafui zusteuerte, dem Ras Gerdaf der Araber, welches am 18. Dezember in Sicht kam. Von diesem Punkte, nach dem Aequator hin, wohnen der ganzen Küste entlang Somalstämme, welche bis in die Gegend von Mukdischa die Bemannung schiffbrüchiger Fahrzeuge überfallen und als Sklaven ins Innere verkaufen. Bei den Arabern heißt diese Somalküste Dar Adschem, (nicht Ajan), weil dort Leute wohnen, welche nicht arabisch reden. Als Adschemi bezeichnet man überhaupt Völker anderer Zunge, ganz so, wie der Grieche jeden Nichthellenen einen Barbaros nannte. Am 23. war Krapf in Mukdischa (Magadoscho) und in Marka, zwei Hafenplätzen, deren jeder etwa 5000 Einwohner zählt; sie treiben Handel mit den Gallas, welche aus dem Innern Elfenbein, Gummi, Pferde, Häute und Sklaven bringen. Von Mukdischa ab gewinnt das Gestade einen weniger öden Anblick, weil dann und wann Bäume auftreten, während nach Norden hin die Küste nackt, sandig und voll Felsen ist. Ihr Klima ist nicht so ungesund, wie das im Süden des Aequators in den üppigfruchtbaren Gegenden. Am Tage vor Weihnachten war Krapf in Barawa (Brawa), einer der wichtigsten Städte an der SuahelIküste, einst im Besitze der Portugiesen. Jetzt hat sie nur etwa 3000 Einwohner, aber ausgedehnten Handel; denn die Barawaleute gehen ins Innere bis Härrär und zu verschiedenen Gallastämmen, namentlich zu den Boren. Jenseit dieser letzteren soll das Land Gonsi liegen und von Amhara, d. h. Christen, bewohnt sein. Zehn Tagereisen nordwestlich von Barawa liegt die Stadt Bardera am Dschobflusse, von wo aus Karawanen am Strome hin bis zur Handelsstadt Ganana oder Ganali gehen. In der Umgegend von Barawa bauet man Baumwolle und Durra; Hornvieh ist wohlfeil. Nördlich von diesem Punkte darf kein Sklavenhandel getrieben werden, denn England hat 1847 einen Vertrag mit dem Sultan von Zanzibar geschlossen, welcher die Ausfuhr von Sklaven auf der ganzen Küstenstrecke jenseit des zweiten Grades nördlicher Breite verbietet; nach Süden hin ist er von da bis zum zehnten Grade südlicher Breite gestattet; doch sah Krapf 1853 in Mukdischa nicht weniger als zwanzig arabische Fahrzeuge, welche Schleichhandel mit Sklaven trieben.

Der Fluß Dschob wird von den Somal Gowin, von den Suahelis Wumbu genannt. In Barawa wußte man über seinen obern Lauf nichts Genaues, denn man erzählte, er sei eine Abzweigung eines großen Flusses im Innern, aus welchem auch der Osi und der Pangani kämen. Die Araber halten diesen angeblichen großen Fluß für einen Arm des Nils.

Krapf segelte am Weihnachtstage vor der Mündung des Dschob vorbei, dessen röthliches Wasser er eine große Seemeile weit im Meere erkennen konnte; sie ist nur wenige Fuß tief, und selbst Boote können nur bei Hochfluth einlaufen. Weiter aufwärts soll er tiefer sein. Etwa acht Seemeilen entfernt liegt die von Suahelis bewohnte Insel Kiama. Die Gallas bringen dorthin Rhinoceroshörner, Kupferdraht und andere Waaren. In Takaunga blieb der Reisende fünf Tage, bis zum 3. Januar 1844. Der Ort hat eine hübsche Lage und die Leute benahmen sich freundlich. Sie verkehren mit den Gallas. Krapf überzeugte sich, daß die südlichen Stämme des großen Gallavolkes sich in mancher Hinsicht von den nördlichen unterscheiden. Sie haben ein anderes politisches System und weichen auch in religiösen Vorstellungen ab. Sie verehren keine Schlangen und wissen von der Mutter Maria (Maremma) nichts; darin liegt ein Beweis, daß die nördlichen Gallas Manches von den Abessiniern angenommen haben. Aber Kalischa und Wato, d. h. Priester und Beschwörer, haben auch diese Gallas, welche für grausam gelten und alle Fremden in ihrem Lande ermorden.

Im Süden des Osi fließt der Dana, welcher in die Formosabay mündet. Die Gallas nennen ihn Maro und die heidnischen Pokomostämme, welche an seinen Ufern wohnen, Pokomoni. Auch seine Mündung ist nicht tief, doch soll das Wasser weiter aufwärts zwölf bis zwanzig Fuß haben. An ihm wohnen, außer den Pokomos, auch Gallas und andere ackerbauende Stämme. Der Dana, welchen Krapf späterhin, 1854, besuchte, kommt vom Schneeberge Kenia, nordwestlich von Ukambani. In Takaunga hörte der Reisende die ersten Nachrichten über das Volk der Wanika, in deren Lande er sich bald nachher ansiedelte, über das Land Dschagga im Innern, über Usambara und die Stämme von Uniamesi (Unyamwezi), in deren Gebiete ein großer See liege.

Die Reise weiter nach Süden hin machte er in einer Dau, einem kleinen Suaheliboote, dessen Bord nur wenige Fuß über das Wasser emporragt; diese Fahrzeuge haben aber den Vortheil, daß

sie ganz nahe der Küste und über Felsen und Sandbänke hinwegfahren können. Von Takaunga ab nach Süden hin ist das Gestade sehr niedrig, wie überhaupt vom Dschob bis nach Malindi; es erhebt sich im Allgemeinen nur 20 bis 30 Fuß und zieht sich einige Wegstunden ins Innere, wo dann Hügel von 800 bis 1200 Fuß Höhe sich erheben. Jene eigentliche Gestadeleiste wird zumeist von Suahelis bewohnt, welche Reis, Mais, Hirse, Cassia und rothen Pfeffer bauen; das höhere Land ist im Besitz ackerbautreibender Heiden. Von Takaunga bis zu den Inseln Wassin und Tanga wohnen die Wanika; südlich von ihnen die Wasegeschu, Waschinsi (Waschenzi) und Wasegua; westlich von den Waschinsi die Wasambara.

Mombas war der nächste Punkt, welchen Krapf erreichte. Auf dieser Insel ist, seiner Meinung zufolge, der Zimmt einheimisch; verwilderte Schweine sind aus den Zeiten der Portugiesen vorhanden. Wir haben schon früher ausführliche Mittheilungen über diese Stadt gegeben. Die Einwohner treiben Handel mit den Wanika und Wakamba, und zuweilen geht auch eine Karawane nach dem Gebirgslande Dschagga, um von dort Sklaven und Elfenbein zu holen. Von Mombas ging die Fahrt nach der Insel Tanga, dann an der Mündung des Pangani vorüber, und am 7. Januar wurde Zanzibar erreicht, wo der Reisende vom englischen Consul Hamerton freundlich empfangen wurde und beim amerikanischen Consul Waters wohnte. Dieser wollte ihm zum Bleiben bewegen, damit er predige und unter den etwa 700 Banianen Bekehrungsversuche mache; Krapf blieb aber dem Vorsatze getreu, sein Heil unter den Gallas zu versuchen, die bis vier Grad südlich vom Aequator sich erstrecken. Ihr Land, Ormania, schien ihm ein afrikanisches Germania zu sein. Vom Sultan Said Said wurde er zuvorkommend aufgenommen; er erzählte ihm seine Abenteuer in Habesch und entwickelte seine Pläne zur Bekehrung der Gallas. Der Iman machte Bedenken über die Schwierigkeit des Unternehmens geltend, versprach aber jegliche Unterstützung.

Der Reisende blieb vom 7. Januar bis zu Anfang des Märzmonates 1844 in Zanzibar, hörte und sah, predigte an Sonntagen für die Engländer und Amerikaner, und verkehrte viel mit Arabern, Banianen und Suahelis, um Erkundigungen über das Küstenland und das Innere einzuziehen. Dann ließ er seine Frau zurück und wollte mit einem Empfehlungsschreiben des Sultans nach Lamu

schiffen, um von dort sich unter die Gallas zu begeben. Er kam aber nur bis Pemba, wo ihm der Gouverneur aus mancherlei Gründen abrieth, seine Reise weiter fortzusetzen. Am 13. März war er wieder in Mombas, dessen Gouverneur, Ali ben Nasser, zweimal als Gesandter des Imans in London gewesen war. Er benahm sich sehr freundlich gegen den Fremden, welcher noch hin und her schwankte, wo er sein Missionshaus bauen solle. Eine Zeit lang schien ihm Mombas der geeignete Punkt zu sein, weil von diesem aus die heidnischen Völker, auch die Gallas, ohne Mühe zu erreichen seien. Vorläufig beschloß er, dort seinen Aufenthalt zu nehmen, und seine Frau von Zanzibar abzuholen. Auf dem Schiffe befand sich ein Hindu, welcher in Bombay eine englische Schule besucht hatte; auch waren mehrere Mohammedaner an Bord. Krapf erzählt:

Als ich einem mohammedanischen Scheich von Lamu die runde Gestalt der Erde und ihre Bewegung um die Sonne zu beweisen suchte, wurde der Scheich sehr unwillig und warnte die Passagiere vor solchen Lehren, welche dem Koran widersprechen. Der Hindu, der in Bombay etwas Geographie gelernt hatte, trat auf meine Seite und sagte zu dem Scheich: der Franke kann seine Sätze beweisen, aber Ihr wißt nichts dagegen einzuwenden, als daß sie eben dem Koran widersprechen. Der Scheich setzte sich zu den Passagieren und unterhielt sie mit folgenden Fabeln:

1) Im Norden der Erde gebe es ein Baher-el-Tulemat, d. h. ein Meer der Finsterniß, weil am Ende der Erde beständige Finsterniß sei, und weder Sonne noch Mond dort gesehen werden, und die Sterne an einander schlagen. Es seien dort ungeheure Walfische, welche die größten Schiffe umstürzen. Die Franken gehen dorthin, um Gold und Silber im Wasser zu suchen. Dorthin komme das viele Geld der Europäer, welche Esel und Pferde vor die Wallfische werfen, damit sie ihre Schiffe nicht umstürzen.

2) Es gebe drei Wunder der Welt, welche von allen guten Mohammedanern geglaubt werden. Erstlich die Munara-el-Iskandaria, d. h. die Minarete von Alexandrien, welche sehr hoch seien und auf ihrer Spitze Kanonen haben, die bei einer Annäherung von Schiffen von selbst losgehen; zweitens die Mesdschid-el-Bannamai (die Moschee von Bannmaia, welche jetzt zerstört sei), welche 300 Thore gehabt habe, die sich alle selbst öffneten, nachdem ein Thor geöffnet war; drittens El-Schagir-el-Hindie (der

indische Baum), welcher eine Frucht erzeugte, die Frauen hervorbrachte, welche riefen „Waki, Waki."

3) Jenseit China sei eine Insel, welche ihre Lage verändere nach der Beschaffenheit des Windes von Norden nach Süden, Osten und Westen. Dort sei der Baum Ekfir, welcher keinen Schatten gebe, aber eine Arznei enthalte gegen alle möglichen Krankheiten und bösen Geister.

Mit solchen Mährchen unterhalten sich die Araber auf den Schiffen, besonders Nachts beim Mondschein, wenn sie lange nicht einschlafen. —

Seit dem Maimonate wohnte dann Krapf in Mombas und gab sich große Mühe, die Suahelisprache zu erlernen. Mit Hülfe des Arabischen gelang ihm allmälig die sehr schwierige Aufgabe. Daneben studirte er auch die Sprache der Wanika (das Kinika) und begann mit einer Bibelübersetzung, trotzdem er bald am Fieber erkrankte und eine schwere Prüfnug über ihn kam. Seine Frau starb, nachdem sie eben ein Mädchen geboren, das wenige Tage später der Mutter folgte. Nun stand er ganz allein, aber er genas, arbeitete weiter, und machte Ausflüge in die Umgegend.

Seine Lieblingsgedanken waren, allerdings in sehr ausschweifender Weise, auf die Bekehrung Afrikas gerichtet. Er berechnete, wie viele Missionäre und welche Geldsummen erforderlich seien, um Afrika von Ost nach West mit Missionshäusern zu besetzen. Er nahm an, daß die Entfernung von Mombas bis zur Mündung des Gabunflusses in Westafrika, im Süden der Bucht von Benin, etwa 900 Wegstunden betrage. Wenn, dachte er, nun alle 100 Stunden weit eine Station mit vier Missionären aufgestellt würde, so brauchte man 9 Stationen, 36 Missionäre und etwa 50,000 Gulden jährlich. Er dachte sich Dafeta bei Dschagga als das Land für die erste östliche Station. Im Jahre 1849 tauchte dieser Plan wieder in ihm auf. Aber es ist eine Eigenthümlichkeit der meisten Sendboten, daß sie in sanguinischen Hoffnungen sich ergehen, die, mit sehr wenigen und geringen Ausnahmen, sich nicht verwirklichen. Auch die Mission in Rabbai Mpia hat wieder einen Beleg dafür gegeben, und hat kaum eine Spur hinterlassen, trotzdem so tüchtige und ausdauernde Männer wie Krapf und Rebmann unermüdet thätig waren. Sie haben eben so wenig erreicht wie Livingstone in Südafrika oder die katholischen Missionäre am obern Nil. Man beruft sich stets auf den Psalm 68, Vers 31, worin ein jüdischer Sänger

sagt: „Die Fürsten aus Aegypten werden kommen, und Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott.“ Seit dritthalb tausend Jahren läßt die Erfüllung dieses Ausspruches auf sich warten; der Mohammedanismus hat in Afrika reißende Fortschritte gemacht, und wo er einmal Boden gewinnt, ist der Ausbreitung des Christenthums aller Boden genommen. Er kennt keine Dreieinigkeit und gestattet die Polygamie; deshalb sagt er auch den dunkelfarbigen Leuten besser zu als die Lehre der Christen, welche ohnehin kein an sinnlichen Freuden reiches Paradies in Aussicht zu stellen hat. Die Missionsgesellschaft in Chrischona bei Basel verfolgt, seitdem die Bestrebungen bei Mombas völlig scheiterten, wieder einen weit aussehenden Plan. Sie will zwölf Missionsstationen von Alexandria ab, Nil aufwärts, bis Gondar in Abessinien anlegen, und jede einzelne nach einem Apostel benennen; die Kette soll nun von Norden nach Süden gezogen werden. Es läßt sich indessen kaum bezweifeln, daß ihr ein gleiches Schicksal widerfahren werde, wie jener projektirten Kette von Mombas bis zum Gabun. Dieser Mangel an Erfolg liegt, was die ostafrikanischen Negroiden betrifft, in der psychischen Anlage, in dem völligen Mangel an Entwickelungsfähigkeit, an dem niedrigen, wir möchten sagen festgenagelten Culturwerthe dieser Schwarzen, welche jeder höhern und tiefern Auffassung platterdings unfähig sind. Sie können, ihrer immanenten Naturbeschaffenheit wegen, nicht über ihre Geistes- und Gefühlsbarbarei hinaus, und alle Versuche, sie zu sittigen, sind Wasser gewesen, das man mit einem Siebe schöpft. Für den unbefangenen Ethnologen erklärt sich das Scheitern fast aller Missionsbestrebungen ganz von selbst. Wir verweisen auf das, was Burton (S. 350 u. folg.) über den Charakter der Ostafrikaner sagt.

In dem Dorfe Rabbai Ku (Alt- oder Groß-Rabbai), wohin Krapf einen Ausflug machte, um zu untersuchen, ob der Ort sich für eine Missionsstation eignen werde, empfingen ihn die Wanika mit lärmender Freude. Sie hoben den weißen Mann aus dem Boote, trugen ihn auf den Schultern, sangen, tanzten und schwangen ihre Pfeile. Ihr Anführer war Abdallah ben Pisila, ein zum Islam bekehrter Hindu. Zum Dorfe führt ein enger Fußpfad durch den Wald; die armseligen Hütten liegen innerhalb einer dreifachen Pfahlumzäunung. Auch auf späteren Ausflügen wurde der weiße Mann in verschiedenen Dörfern sehr freundlich aufgenommen, z. B. in Ribe, Kambe und Magomboni. Das letztere wird von Moham-

medanern bewohnt, welche den Handel mit Kopal in ihrer Hand haben, Reis und Wälschkornfelder bestellen und prächtiges Schiffsbauholz an die Araber verkaufen. Diese Mohammedaner nehmen allmälig mit schlauer Berechnung das Niederland der Wanika in Besitz. Sie bauen da und dort an der Bergkette ein kleines Dorf, bevölkern dasselbe mit ihren Sklaven, gewinnen die Heiden durch kleine Geschenke, und kaufen ihnen die Landeserzeugnisse um geringen Preis ab. Im Fortgange der Zeit kommen neue Ansiedler und bringen einen Scheich mit, der die Wanika zum Islam bekehrt und zufrieden ist, wenn sie einstweilen nur dessen äußere Gebräuche mitmachen. Sie verbinden Handelsspeculation und Mission, wenden auch gelegentlich Gewalt an, und hetzen einen Stamm gegen den andern auf, damit man sich an sie als Vermittler wende.

Krapf fand die Wanika der Trunksucht und der Wollust ergeben; gegen seine Bekehrungsversuche verhielten sie sich stumpf und gleichgültig. Der Häuptling von Kambe sagte, es gebe keinen Gott, weil man ihn ja nicht sehen könne; die Wanika bekümmerten sich um Nichts als um Kokoswein, Kühe, Reis, Mais und Putz; das sei ihr Himmel. Die Mohammedaner seien große Thoren, weil sie so viel beten und fasten.

Im Januar 1845 wurde das Dorf Endila besucht, in welchem Wakamba wohnen. Sie sind hier Einwanderer, die bald nach der Hungersnoth von 1836 sich in der Küstengegend niedergelassen haben. Die Aeltesten saßen finster und gleichgültig unter einem Baume und sahen den Weißen an, als sei er ein höheres Wesen. Endlich holte ihm einer eine Schale voll Getränkes, das aus einer Mischung von Milch und Blut bestand. Einige Männer waren völlig unbekleidet; die Frauen hatten den Unterleib dürftig verhüllt, und trugen eine Art Schwanz von Leder, der um die Lenden mit einem Riemen befestigt war. „Kein Wunder, daß die Sage geht, es gebe geschwänzte Leute im Innern von Afrika." Wakamba und Wanika vermischen sich nicht mit einander. Die ersteren gehen in Karawanen von zwei bis dreihundert Mann bis 250 Stunden weit ins Innere, um Elfenbein zu holen, sind beschnitten, und ihre Sprache gehört zu dem großen „orphnohamitischen" (schwarzbraunhamitischen) Sprachstamme, welcher vom Aequator bis zum Kaffernlande reicht.

In der Mitte des Märzmonats setzte der Kus (Kosi), Südwind, ein, und die Schiffe gingen nun der Küste entlang von Süden

nach Norden. Krapf besuchte das Dorf Likoni, wo er den Leuten etwas „von ewigen Gütern" anbieten wollte, allein sie schlichen bis auf einige Wenige fort. Im Dorfe Jumbo feierten die Wanika ihr Wagnaro, ein grausames „Spiel", der jungen Männer, welche eine gewisse Altersstufe erreicht haben. Sie bestreichen sich den ganzen Körper mit weißer und grauer Erde, bleiben in völlig nacktem Zustand so lange in den Wäldern, bis sie einen Menschen getödtet haben, waschen sich dann und kommen nach Hause, um Zechgelage zu halten. Gewöhnlich lauern sie einsamen Reisenden auf.

Rabbai Mpia (Neu- oder Klein-Rabbai), wo die Mission angelegt wurde, besuchte Krapf zum ersten Male am 25. März. Dieses Dorf war vor etwa einem Vierteljahrhundert gegründet und zählt nur ungefähr 25 Hütten; man gelangt auf sehr steilem Pfade zu der Höhe, auf welcher es in einem Walde von Kokospalmen liegt. Es war ein günstiger Umstand, daß es gerade regnete, als der Europäer zum ersten Male diese Stätte betrat, denn die Wanika meinten, der Fuß des weißen Mannes bringe Regen. Nach Osten hin hatte dieser eine herrliche Aussicht auf das Meer, auf Mombas und das Niederland; gegen Norden hin lag das Flachland der Wanika und Wakamba, nach Süden war Wald, welcher den halbinselartigen Hügel mit dem flachen Lande verbindet, und rechts und links eine tiefe Schlucht hat. Die Höhe über dem Meere beträgt 800 bis 1000 Fuß, und Krapf hatte gleich den Eindruck, daß hier der rechte Ort für ein Missionshaus sei. Auf dem Rückwege sah er zum ersten Male den Berg Kadiaro, der etwa 36 Stunden von Rabbai entfernt liegt und 4000 Fuß hoch ist.

Bis zum Juni 1846, also ehe Rebmann eintraf, beschäftigte sich Krapf in Mombas mit dem Studium der Pokomo- und Gallasprache und machte von Zeit zu Zeit Ausflüge. Im August 1845 besuchte er das Wanikadorf Emberria, wo eine große Gallakarawane angekommen war. Die Galla leben dort einige Wochen lang friedlich mit anderen Stämmen zusammen, aber sobald sie wieder aus einander sind, beginnt die alte Feindschaft von Neuem. Die Führer der Gallakarawane müssen bei ihrer Ankunft vor Emberria, wo sie ihr Lager außerhalb des Dorfes aufschlagen, einen Schwur ablegen, daß sie Frieden halten wollen; trotzdem werden sie von den Wanika stets bewacht. Sie nehmen im Handel keine Thaler, sondern nur Baumwollenzeug, Kupfer und Glasperlen. Von den Banianen und Suaheli kaufen sie Sklaven, um denselben die Scham-

theile abzuschneiden und diese als Siegeszeichen mit heimzunehmen. Es herrscht bei ihnen die Sitte, daß der Bräutigam der Braut ein emasculirtes membrum virile übergeben muß, ehe er sie heirathen kann. Da man nun nicht immer Gelegenheit hat, einen Feind im Kriege zu verstümmeln, so kauft man Sklaven. „Wenn die Elephantenzähne, welche jährlich nach Europa gebracht werden, reden und offenbaren könnten, wie viel Gräuel ihrethalben in Afrika begangen worden sind, welche Schattenseiten der menschlichen Natur würden an das Tageslicht kommen!“

Am 4. September lief das erste deutsche Schiff, die Picciola, Kapitän Schmidt aus Hamburg, in Mombas ein, und Krapf hielt auf demselben eine deutsche Predigt. Es hatte eine weite Versuchsreise gemacht, welche die Begründung des Handelshauses der Herren Horn und Oswald im Gefolge hatte. Jetzt treiben deutsche Häuser den bedeutendsten Handel in Zanzibar.

Rebmann, Missionär aus Gerlingen in Württemberg, der in Basel und England vorbereitende Studien für seinen Beruf gemacht hatte, traf endlich am 10. Juli 1846 in Mombas ein, erkrankte aber bald nachher am Fieber, von welchem auch Krapf wiederholt ergriffen worden war. Gleich nach der Genesung begaben sich beide Landsleute nach Rabbai Mpia, wo sie mit den Vorstehern ein Maneno oder Palaver hielten, und die Erlaubniß zur Niederlassung bekamen. Die Häuptlinge erklärten, das ganze Land solle den Weißen offen sein, sie möchten reisen, wohin sie wollten, man werde sie bei „Händen und Füßen halten,“ und sie sollten die Könige des Landes sein. So war denn der erste entscheidende Schritt gethan, aber beide Missionäre, welche wieder nach Mombas zurückgegangen waren, um allerlei Vorkehrungen zu treffen, wurden wiederholt vom Fieber heimgesucht. Am 25. reisten sie abermals nach Rabbai Mpia; Krapf hatte wieder einen starken Fieberanfall. „Die Mission muß angefangen werden, sagte ich zu mir selbst, und sei Tod oder Leben die Folge; ich kann jetzt nicht auf die Krankheit achten, sie soll mich in Ruhe lassen. Mit diesem Entschluß und mit innerlichem Seufzen zu Gott, wankte ich neben Rebmann her, der gleichfalls sehr schwach war, und kaum gehen konnte. Wir beschlossen daher, im Reiten unseres einzigen Esels abzuwechseln. Kaum wird je eine Mission in solcher Schwachheit angefangen worden seien.“ Aber oben war die Luft kühl, der Schlaf brachte einige Linderung, und der Tag zum Hausbau wurde mit den Häupt-

lingen verabredet. Am 16. September war das Gebäude unter Dach, 24 Fuß lang, 18 Fuß breit und eben so hoch. Die Wände wurden mit Lehm von Innen und Außen bestrichen, und das schiefe Dach mit Makuti, geflochtenen Kokosblättern, bedeckt. Es lag in einem Hain von Kokospalmen, an einer Stelle, von wo man die Festung und die Schiffe im Hafen von Mombas sehen kann, etwa

Rabbai Mpia.

1000 Fuß über dem Meere. Am 16. Oktober wurde diese Missionshütte bezogen. Der Rabbai-Berg sollte „ein Zion für Ost- und Mittel-Afrika werden, der erste Schritt zum Vorrücken ins Herz des Festlandes." Dann bauete man Küche, Stall, Vorrathshaus, Backofen und eine Hütte zum Gottesdienst. Man lud zu letzterm die Wanika ein; sie fragten aber, was man ihnen zu essen geben werde; wenn sie am Sonntag allemal Reis und eine Kuh bekämen, dann würden sie erscheinen, sonst aber wegbleiben. Das war für den Einweihungstag eine niederschlagende Erfahrung, die aber doch kaum überraschen durfte. Krapf ging zu den Wilden von Hütte zu

Digitized by Google

Hütte, lud sie alle ein, und gab das Zeichen zu seiner Andacht durch Flintenschüsse; später kam eine kleine Glocke aus London.

Nach einiger Zeit wurde den beiden Sendboten klar, daß sie ihre Thätigkeit auch auf die innerafrikanischen Stämme zu richten hätten. Für das Christenthum und dessen Ausbreitung wurde damit freilich nichts erreicht, wohl aber gewann die Länder- und Völkerkunde durch die Reisen der beiden muthigen Männer. Wir geben einige Auszüge aus Krapf's Tagebüchern, welche zur Erläuterung des Lebens und Treibens, insbesondere der Wanikastämme, dienen können.

Am Neujahrstage 1847 erschien ein Mnika und bat den weißen Mann um eine Arzenei gegen Unfruchtbarkeit und schweren Athem. „Wie oft bin ich in Afrika schon um die Arzenei gegen männliche und weibliche Unfruchtbarkeit angelaufen worden. Von dem Könige von Schoa bis zum geringsten Sklaven herab ist das Verlangen danach kund gegeben worden!“

Gegen das Fieber bereiten die Suaheli-Quacksalber eine Mischung von Küchenruß, gestoßenem Pfeffer, Limonen- und Bananensaft; das Ganze wird zu einem schwarzen Brei zusammengekocht, und in kleine Einschnitte eingerieben, welche die Quacksalber mit einem Scheermesser in die Gelenke, besonders an Armen und Füßen, machen. Nach der Einreibung gießt man dem Kranken Wasser über den Kopf, oder er muß sich im Meere baden. Das letztere ist im Anfange des Fiebers vortheilhaft und bringt für die Krankheit einen mildern Verlauf.

Die Frauen von Rabbai Mpia versammelten sich am 15. Januar gegen Abend und zogen unter Tanz und Gesang durch die Straßen. Sie spielten den weiblichen Muansa die ganze Nacht hindurch und verlangten in jeder Hütte ein Geschenk. Angeblich dürfen diesem weiblichen Feste keine Männer beiwohnen, doch werden trotzdem im Walde grobe Unsittlichkeiten verübt. Jedes Alter und Geschlecht hat zu gewissen Zeiten Festlichkeiten, die mit Schmausereien anfangen und enden. Durch dieselben werden die Leute enger unter einander verbunden, und wer nicht erscheint, muß als Strafe eine Kuh oder eine Ziege geben.

Das Brummen des Muansa spielt eine große Rolle bei den Wanika. Sie wollen die Leute glauben machen, der Muansa sei ein im Walde schreiendes Thier, da er doch nur ein ausgehölter

Baumstamm ist, in welchem ein Brummen verursacht wird. „Sie suchen durch Aberglauben und Betrug sich vor dem Volke wichtig zu machen und über dasselbe zu herrschen, da sie sonst keine Gewalt über die Leute haben; denn nur die Häuptlinge dürfen das brummende Instrument sehen.“ Was Krapf über den Muansa schreibt, erinnert an den Mumbo Dschumbo und andere Gaukeleien bei den westafrikanischen Negern; Zweck derselben ist, die Weiber und Sklaven in Furcht und Zaum zu erhalten. Die Aeltesten in Rabbai hörten nicht auf die Abmahnungen des Missionärs, sondern trieben ihr „Werk der Finsterniß“ mit großem Eifer. Zuerst begaben sie sich nach dem Maroni oder Rathhaus, wo der Muansa wa Kurri schon brummte. Mit einbrechender Dunkelheit wurde das Schreien, Singen, Tanzen und Jauchzen der Aeltesten, und das Brummen des Muansa furchtbar; der wilde Lärm währte die ganze Nacht hindurch, und die rasenden Leute tranken viel Palmwein. „Die Heiden stehen unter besonderm Einfluß böser Geister, und solche Festlichkeiten sind ihre Abendmahle!“ Derartige Stoßseufzer äußert der Missionär öfters. Wenn, fährt er fort, Kinder und Weiber den Muansa sehen würden, so müßten sie, wie man sagt, gleich todt niederfallen, oder die Frauen würden doch nicht mehr gebären können. Zuerst wird der Muansa im Walde gespielt, wo man ihn in einer besondern Hütte aufbewahrt. Sobald man ihn von ferne brummen hört, muß jeder Nichteingeweihete sich verbergen. Es ist klar, daß die Aeltesten ihn gebrauchen, um das Volk in Schrecken und Unterwürfigkeit erhalten zu wollen. Sie lassen den Muansa allemal spielen, wenn eine neue Verordnung gegeben wird, und überhaupt bildet der Muansa den Mittelpunkt ihres bürgerlichen und religiösen Lebens; er wird auch in Bewegung gesetzt, wenn sie opfern, um Regen beten, oder ein mißgestaltetes Kind im Wald erdrosseln wollen. Nur Einzelne sind eingeweiht. Der Muansa wird von einem Zimmermann verfertigt; der Besitzer erhält bei allen Zechgelagen einen Antheil umsonst. Nur die Wanika und ihre nördliche Abtheilung, die Wadigo, von welchen eigentlich der Muansa stammt, kennen diese Feierlichkeiten und Einrichtungen; andere Völker haben sie nicht.

Am 20. Februar feierten die Wafulana, d. h. die jungen Leute, den Tag, an welchem die Jünglinge ihre Brust mit Messern ritzen und etwas Blut fließen lassen, um, wie sie sagen, frisches Blut an die Stelle des alten zu bekommen. Sie meinen, die Feierlichkeit

mache stark und tapfer. Man trommelt dabei den ganzen Tag, schwingt die Waffen, tanzt, jubelt und trinkt.

Manchmal bringen die Wanika Opfer, Sadaka, um Regen zu erlangen oder wegen Verstorbener. Sie schlachten ein schwarzes Schaf, sprengen Blut auf das Grab und beten dabei: Möge der Todte Ruhe haben; möge bald Regen kommen; möge der Kranke geheilt werden &c.

Mulungu ist der Ausdruck für den Begriff eines höchsten Wesens, aber er ist völlig unbestimmt. Der Eine sagte, Mulungu sei der Donner, ein Anderer verstand darunter den Wolkenhimmel, ein Dritter das Wesen, welches Krankheiten verursacht; ein Vierter hatte eine schwache Vorstellung von einem höchsten Wesen. Einige glaubten, jeder Mensch werde nach dem Tode ein Mulungu.

Die Verwandten eines Todten bleiben drei Tage beisammen, schreien, weinen und stampfen auf den Boden wie Rasende; sie scheeren das Haupt, zerritzen das Gesicht, schreien fürchterlich, und essen, trinken und tanzen.

Die Wanika werden schwerlich verstanden haben, was es bedeuten sollte, wenn der Missionär ihnen einschärfte, daß der Mganga, Zauberer und Medicinmann, der bei den ostafrikanischen Barbaren überall eine so große Rolle spielt, „wirke mit den Kräften des Satans, welcher die ihm von Gott anerschaffenen Kräfte Gottes verkehrt und gegen Gott und seine Werke gerichtet habe. Satan, und folglich auch seine Diener, die Zauberer, könnten aber nichts thun, ohne den Willen und die Erlaubniß Gottes. Die Teufel hätten ohne die Erlaubniß Christi nicht in die Schweine fahren dürfen. Wo Gott dem Satan und den Zauberern gestattet, die Menschen zu plagen, oder Werke Gottes zu zerstören, da seien die Menschen selbst schuld, weil sie durch ihre Sünden und Gottlosigkeit den Zorn Gottes erregt und herausgefordert haben, der dann dem Satan gestattet, den sündigen Menschen entweder am Leib oder an Hab und Gut zu beschädigen. Satan wirke im Zorn Gottes, vollbringe den Zorn Gottes an denen, welche ihn erregt haben &c."

Es begreift sich leicht, daß derartige wundersame Auslassungen den Wilden vollkommen unverständlich waren, und man begreift auch, weshalb sie fortgingen, wenn Predigten oder Ermahnungen solches Inhalts vorkamen.

Rebmann handelte praktisch, als er am 14. April Kartoffeln pflanzte und der Erde allerlei Sämereien anvertraute.

Krapf lucubrirt: „Zauberei ist möglich, weil ein Wirken mit Satans Kräften eben so möglich und wirklich ist, wie das Wirken mit Gottes Kräften beim Wunderthun zum Segen der Menschen. Ein Zauberer ist der Wunderthäter der Hölle, der höllische Wunder offenbart und verrichtet. Wie ein Christ die Gabe des Wunderthuns erlangen kann, wenn er ernstlich danach strebt, so kann auch ein Knecht der Sünde die Gabe der höllischen Wunder, also der Zauberei erlangen, wenn er mit allem Eifer danach strebt. Solche Aspiranten giebt es aber unter den Heiden!!!"

Bei den Wanika nehmen einzelne Familien das Regenmachen in Anspruch; die Würde ist erblich und giebt großes Ansehen. Das Volk achtet auf das Geschrei und den Flug der Vögel.

Die Eidschwüre sind verschiedener Art. 1) Der Eid des Beiles. Der Zauberer nimmt die Hand eines, z. B. des Diebstahls Angeklagten, den er sagen läßt: „Wenn ich das Eigenthum des N. N. gestohlen habe, so möge Mulungu für mich sprechen; habe ich aber nichts Böses gethan, so möge er mich retten." Dann führt der Mganga ein glühendes Beil oder Eisen viermal über die Hand. 2) Der Eid des kupfernen Kessels. Der Zauberer macht denselben glühend, und wirft einen Stein hinein, damit Funken sprühen, und dazu thut er etwas Fleisch von einer Ziege. Der Angeschuldigte muß dann sagen: „Möge Mulungu mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen", legt die Hand in den Kessel und nimmt den Stein heraus. Ist er unschuldig, dann bleibt er ganz unbeschädigt. 3) Der Eid der Nadel. Der Zauberer zieht eine glühende Nadel durch die Lippen des Angeklagten. Beim Unschuldigen kommt kein Blut. 4) Der Eid des kleinen Brodes. Der Angeklagte muß etwas vergiftetes Brod essen, das er, wenn unschuldig, leicht hinabschluckt; im Gegentheil bleibt es ihm im Halse stecken und er muß es unter Schmerzen und Blutverlust ausspeien. Der Zauberer bekommt allemal ein Stück Zeug vom Kläger und vom Verklagten; der heilige Mann macht also stets ein gutes Geschäft.

Den Geistern, Koma, Schatten der Verstorbenen schreibt man höhere Natur und Kraft zu, aber Bilder irgend einer Art haben die Wanika nicht. Der Koma ist bald im Grabe, bald über der Erde, bald im Donner und Blitz, kann aber nicht gesehen werden, obwohl er die dargebrachten Gaben annimmt, sich durch sie versöhnen und den Lebenden geneigt machen läßt. Der Hauptaufenthalt des Koma ist in oder bei der Kaya, d. h. dem Mittelpunkte des Stammes; dort

ist ihm eine Hütte errichtet, wo er wohnen kann. Bei ihr ist alles niedergelegte Eigenthum sicher, weil ein dabei aufgehängter Zauber die Diebe verscheucht. Man begräbt gern die Todten in der Nähe jener Hütte.

Verwandte und Freunde kommen oft aus weiter Ferne, um einen Kranken zu besuchen und ihm Beileid zu bezeigen.

Die Suaheli haben eine eigenthümliche Vorstellung von dem Ende der Erde. Sie ende im Westen von Afrika in einem Morast, werde dort begraben, und das sei der Welt Ende. Sie nennen das Usiko wa uti, Begräbniß der Erde.

Nach anderthalbjährigem Verweilen in Rabbai Mpia am 31. Dezember 1847, klagt der Missionär über „die Gleichgültigkeit der Wanika gegen den Antrag des Heils in Christo. Die verfinsterten und fleischlichen Leute blieben taub gegen alle unsere Bestrebungen.“ Rebmann wollte Schule halten, hatte Buchstaben aus Pappendeckel gemacht, aber die Kinder liefen immer wieder fort. „Wir stärkten uns an den Verheißungen Gottes, daß sein Wort nicht leer zurückkommen soll. Ich erinnerte mich an das Wort eines Geistlichen in Amerika, der zu einem scheidenden Missionär sagte: Werden Sie nicht verzagt, wenn Sie auch zehn Jahre an einer Felsenwand hinaufklettern müssen; Sie werden doch zuletzt hinaufkommen.“ In der Regel geschieht das freilich nicht. Als Krapf gegen die Zaubereien sprechen wollte, mochte Niemand ihn anhören, denn „diese Leute sind so hart in geistlichen Dingen, wie Granitfelsen.“

Bei den Wakamba wird der böse Geist aus einem Kranken in merkwürdiger Weise ausgetrieben. In der Mitte der Versammlung stand ein hölzerner, mit Wasser gefüllter Mörser; daneben war ein schwarzer, mit blauen Glasperlen verzierter Stab in den Boden gesteckt. Diese Perlen liebt der böse Geist, und verläßt den Kranken, um sich auf jene zu setzen, wenn man dabei tüchtig schreiet, tanzt und trommelt. Krapf sprach „über die vielen Teufel, welche Jesus austriebe,“ es wurde ihm aber nachgerade klar „daß ich seit einiger Zeit zu viel gegen die heidnischen Sitten und Gebräuche polemisirt habe.“ Wenn er predigte, liefen die Wilden fort und riefen: „Wir müssen jetzt Palmwein trinken.“ „Wie sie das einmal reuen wird in der Ewigkeit, wenn sie sich erinnern, wie nahe ihnen das Heil gewesen und wie schnöde sie es zurückgestoßen.“!! „Ich war am 5. Juni sehr niedergeschlagen, theils wegen meinem eigenen harten Herzen, theils wegen der Gleichgültigkeit der Heiden um mich her.

Die Wanika hören nur eine Zeitlang zu, dann fangen sie an zu betteln, weil sie glauben, sie hätten nun ein Recht, einen Lohn für die Mühe der Anhörung meiner Worte zu verlangen. So machen es auch die Kinder in der Schule."

Die Wanika legen beim Essen und Trinken ein wenig Speise und Trank auf den Boden, als eine Gabe für den Koma. Sie glauben, jeder Kokosbaum, jede Quelle, jeder Sumpf, wo man Wasser findet, habe einen guten Geist; die Zerstörung einer Kokospalme betrachten sie wie einen Muttermord, weil dieser Baum ihnen Nahrung gebe, wie die Mutter dem Kinde. Sie halten die Hyäne für ihren Vater und lassen dieses Thier nicht tödten. Als einst ein Suaheli ein solches erlegte, wurde eine Todtenfeier veranstaltet, man trauerte weit und breit, und der Muansa mußte brummen.

Am 10. Juni 1849 kamen Erhardt und Wagner in sehr leidendem Zustande in Rabbai an; zwölf Tage später kehrte Rebmann von einer seiner Reisen nach Dschagga heim. Schon am ersten August erlag Wagner dem Fieber. Krapf machte mit Erhardt im Februar und März einen Ausflug zur See nach Süden hin bis Kap Delgado und trat dann eine Reise nach Europa an, um in London seinen Plan wegen der schon erwähnten „Missions-Kette" vorzulegen. Im April des Jahres 1851 war er wieder in Mombas zurück, begleitet von dem Missionär Pfefferle und drei Laienbrüdern, Hagemann, Metzler und Kaiser. Alle wurden gleich nach ihrer Ankunft in Rabbai vom Fieber ergriffen; Pfefferle starb; Kaiser und Metzler waren so hinfällig, daß man sie schleunig nach Europa zurücksenden mußte. In Rabbai fand Krapf die Mission ganz so, wie er sie verlassen, „ausgenommen, daß der Krüppel Mringe im Glauben an Jesum heimgegangen und noch vor seinem Tode von Rebmann getauft worden war."

Während Krapf's Abwesenheit hatten Rebmann und Erhardt von den Häuptlingen in Rabbai Mpia sich für 30 Thaler ein bedeutendes Stück Land in Kisulutini gekauft, und ein neues Haus für zwei Missionsfamilien zu bauen angefangen. Sie waren von der Ansicht ausgegangen, daß die Mission sich erst an der Küste befestigt haben müsse, ehe man Stationen im Innern gründen könne; sie wollten vor allen Dingen den Wilden erst die Vortheile des Landbaues und der Civilisation überhaupt anschaulich machen, ehe sie weiter gingen. Wenn überhaupt die Missionen in Ostafrika auf Erfolg zu rechnen hätten, (was wir unsererseits gar nicht an-

nehmen), so waren diese beiden Männer gewiß im Recht. Krapf scheint aber mit diesem Hausbau nicht zufrieden gewesen zu sein. Seine Erfahrungen in Abessinien, sagt er, hätten ihn gelehrt, daß die Feinde unter den Eingeborenen an feste Niederlassungen der Missionäre allerlei Verdächtigungen knüpfen, als ob man eine Festung bauen und europäische Soldaten zur Eroberung des Landes herbeiziehen wolle. Auch könne das Streben nach bequemen Einrichtungen auf secundäre Gegenstände hinlenken, der Missionär weniger beweglich werden, das Evangelisiren der Heiden nah und fern bei Seite setzen 2c.

Rebmann's Missionshaus in Kisulutini.

Wie dem auch sein möge, das von Rebmann und Erhardt gebauete Haus in Kisulutini war in seiner Art ein Meisterstück und ist als solches auch von Burton ausdrücklich anerkannt worden. Krapf blieb in seiner alten Hütte zu Rabbai. Erhardt machte eine Reise nach Usambara, wo ihn der Sultan freundlich aufnahm, aber doch erklärte, daß er ihn nicht im Lande behalten oder schützen könne, weil der Sultan von Zanzibar ihn mit Krieg bedroht habe, wenn er dem Fremden Aufenthalt gewähre. Dieser zog sich dann an die Küste von Tanga zurück, und arbeitete dort an einem Vokabularium der Masaisprache. Später kehrte er nach Rabbai zurück, ging aber 1855 wegen geschwächter Gesundheit nach Europa zurück und 1857 nach Indien.

Digitized by Google

Auch Krapf's Gesundheit litt in dem tropischen Klima. Er mußte im Herbst 1853 Rabbai verlassen, um in Europa seine Gesundheit herzustellen. Rebmann war dann mit seiner Frau, die er in Aegypten geheirathet hatte, allein auf der Station, denn Erhardt befand sich damals in Usambara. Im Oktober fuhr Krapf von Mombas nach Aden und reiste über Suez nach Deutschland. Das Missionscomité in London beschloß den Missionär Demmler aus Bayern nach Afrika zu schicken. Zu gleicher Zeit hatte Bischof Gobat von Jerusalem den Plan gefaßt, einige in Chrischona gebildete Handwerker nach Abessinien zu schicken, um wo möglich die seit 1843 dort eingestellten Arbeiten wieder zu beginnen. Krapf wollte sie dort einführen und dann wieder nach Rabbai zurückgehen.

Nachdem er in Tübingen sein Wakuafi-Wörterbuch und eine englische Liturgie im Kisawaheli hatte drucken lassen, fuhr er im November 1854 von Triest nach Palästina, und besuchte Abessinien. Diese Reise erzählen wir späterhin in einem besondern Kapitel. Krapf's Absicht war gewesen, von Gondar aus durch das südliche Abessinien nach Südosten hin, bis zur Küste am indischen Ocean vorzudringen, er wurde aber daran durch die kriegerischen Zustände verhindert. So ging er denn von Gondar aus nach Chartum und Nil abwärts nach Kairo. In der nubischen Wüste war er dem Tode nahe, und durfte nicht mehr daran denken, noch einmal nach Rabbai zurückzukehren. Im August 1855 sagte er dem afrikanischen Erdtheil, in welchem er so viele Jahre mit Aufopferung und Selbstverleugnung thätig gewesen, für immer Lebewohl. Seitdem wohnt er zu Kornthal in Württemberg, wo er fortwährend im Interesse der Mission thätig bleibt.

Zweites Kapitel.

Krapf's Reisen nach Usagara. Vom 12. Juli bis 1. September 1848 und vom 10. Februar bis 14. April 1852.

Etwa zehn Jahre vor Burton's und Speke's Ausfluge nach Fuga in Usambara, welchen wir weiter oben geschildert haben, betrat Ludwig Krapf dieses bis dahin von keinem Europäer besuchte Land. Nachdem Rebmann von seiner ersten Reise nach Dschagga zurückgekehrt war, beschloß sein Gefährte die Gegenden im Süden und Südwesten von Mombas zu besuchen. Schon 1844 hatte er von Wasin, Tanga und vom Panganifluß aus, das Bergland von Usambara erblickt, dessen König Kmeri (Kimeri oder Kimwere, wie Burton ihn nennt) den weißen Leuten günstig gesinnt war. Krapf durfte also auf guten Empfang rechnen, miethete einen mehrfach erprobten Führer Rebmann's, Bana Cheri, und brach am 12. Juli wohlgemuth von Mombas auf, um auf dem Wege durch die Wakuafi-Wildniß über Udigoni und Uschinsini nach Usambara zu gelangen. Er wählte diesen Weg, welcher ungleich länger und beschwerlicher ist, als der durch Burton geschilderte von der Mündung des Pangani aus, um nicht die Küste der Suaheli zu berühren, denn diese eifersüchtigen Handelsleute hätten ihm möglicherweise Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Zunächst kam er durch Udigo, das Gebiet der Wadigo-Stämme, d. h. der südlich von Mombas wohnenden Wanika;

die nordwestlich und nordöstlich wohnenden heißen Walupanga; die Wadigo hausen theils unmittelbar an der Seeküste neben und zwischen Suahelis, theils höher landeinwärts bis hinab zur Insel Wasin, zu den Wasegedschu und Waschenzi (Waschinsi) und westlich bis Usambara und zu der großen Wildniß, durch welche Krapf reisen wollte. Nachdem er von einigen Häuptlingen sehr freundlich empfangen worden war, ging er über die Tafelebene von Schimba nach Kuale, einem Dorfe von etwa siebenzig Hütten, in dessen Umgegend die Wadigo viel Tabak bauen, den sie dann in der Gestalt von kleinen runden und getrockneten Kuchen verkaufen, er geht bis in die Galla-Länder.

Von dort schlug Krapf zuerst eine südwestliche Richtung ein und stieg in die Wakuafi-Wildniß hinab, welche von der Küste von Wasin und Tanga, so wie vom Wanika-Lande als große Ebene nach dem Innern sich ausbreitet, und auf der hie und da ein vereinzelter Berg oder eine Bergmasse sich erhebt. Bundini war das letzte Dorf, wo noch Menschen wohnen. Dort bat ein Mann den Reisenden um Emfudsche, eine Art von Moschus, die aus Indien kommt und von den Suaheli als Arzenei gegen Krankheiten und böse Geister gebraucht wird.

Der richtige Weg wäre gegen Süden bei Ost gewesen und Krapf hätte dann Usambara in der Nähe von Daluni erreicht, aber er ging fast immer östlich nach der Küste von Wasin und Tanga und machte also einen großen Umweg. Er wollte die „Sklavenkolonie" Muasagnombe vermeiden, in welcher flüchtige Heiden und Mohammedaner unter einem Häuptling beisammen leben.

Krapf sagt: „Ich fühlte mich in der Wildniß wie zu Hause. In ihr habe ich mich oft trotz aller Beschwerden von Hunger und Durst, Müdigkeit, Grimm der Dornen, die meine Kleider zerfetzten, und trotz der Gefahren von Räubern, innerlich und äußerlich so glücklich gefühlt, wie kaum ein König oder Kaiser in aller Herrlichkeit und Bequemlichkeit sich fühlen kann."

Nachts wärmte er sich an einem Feuer von Ebenholz, das stark und anhaltend brennt und nicht flackert. In der Wildniß waren viele Fallgruben gelegt, in welchen die Wadigo wilde Thiere fangen. Die Gegend war wellenförmig; hohes Gras und dicker Wald wechselten mit Lichtungen ab, auf manchen Strecken lagen rother Sand und Kieselsteine. Das ist der allgemeine Charakter dieser Wildniß, welche des Anbaues sehr wohl fähig wäre. Manch-

mal wurde der Weg von Euphorbien und wilder Aloë fast versperrt; an sumpfigen Stellen findet man Elephanten, im Dickicht Nashörner, welchen Krapf mehr als einmal begegnete. Auch Giraffen in Rudeln von acht bis zehn Stück waren nicht selten. Am Flusse Leni schnitt der Missionär ein großes Kreuz und die Jahreszahl in einen Baum.

Der Führer besorgte mit den Wasegedschu zusammenzutreffen, die für sehr wild und feindlich gelten, die ganze Küste von Wanga und Tanga bewohnen, und deren Sprache mit jener der Pokomostämme am Danaflusse verwandt ist. Im Wadigodorfe Gondscha am Flusse Umba sind viele Pasi, große Wanzen, deren Stich Fieber verursacht. Ein Eingeborener fragte im Ernst: ob die Europäer Menschenfresser seien? Diese Mähr ist von den Suaheli verbreitet worden. Mua Muiri, Häuptling von Gondscha, ließ sich gegen ein Geschenk bereit finden, den Reisenden nach dem großen Dorfe Rugniri zu geleiten, wo eine Tochter des Königs Kmeri einen Theil des Waschenzilandes beherrscht. Der Fluß Umba war an der Furt etwa 30 Schritte breit, aber nur anderthalb Fuß tief. Weiterhin mußten mehrere Bäche und Flüsse durchwatet werden, z. B. der Emgambo oder Sidschi, der in die Bucht von Tanga mündet. Rugniri hat feste Thore und ist mit undurchdringlichem Gebüsch umgeben; die Einwohner sind Waschinsi. Das Wort bezeichnet Ueberwundene, Besiegte; Kmeri betrachtet alle diese Leute als Sklaven; sie bewohnen das Niederland bis an die Küste, wo sie neben den Mohammedanern leben und von diesen auch manche Sitten und Gebräuche angenommen haben. Sie sind durch ihre braune Farbe leicht von den Suaheli und Wanika zu unterscheiden, bauen Getreide, haben vergiftete Pfeile und wohnen in runden Hütten.

Die Zahl der Waschinsi, welche dem König Kmeri unterworfen sind, beträgt nach Krapf etwa 90,000 Köpfe; das ganze „Reich" Usambara zähle wohl an eine halbe Million. Es erstreckt sich von der Küste landeinwärts bis zu den Pare-Bergen, sechs bis acht starke Tagereisen von Ost nach West; im Süden bildet der Pangani, im Norden die Wakuafi-Wildniß und das Wadigoland die Gränze. Das schöne Thal Kerenge trennt die gebirgigen Provinzen von Uschinsi und Usambara; was westlich von jenem Thale liegt, heißt Usambara im engern Sinne, was östlich, heißt Bundei, wovon Uschinsi, d. h. das Gebiet der Waschinsi, den Hauptheil ausmacht.

Nachdem die Gebieterin einige Geschenke entgegengenommen, kam vom König aus Fuga Befehl, daß der Europäer sich so bald als möglich dort einfinden solle, und Krapf brach mit Kmeri's Schwager gen Fuga auf. Er kam zunächst am Berge Pambire vorüber, dessen 2000 Fuß über dem Meere liegender Gipfel aus einem ungeheuern Felsblocke besteht. In diesem afrikanischen „Alpenlande" ist das Wandern ungemein beschwerlich und ermüdend, da ein Berg, ein Strom, eine Thalschlucht nach der andern folgt; denn in diesen Gebirgen fehlen Bergebenen. In den nächsten Tagen passirte Krapf den Fluß Engambo, den 3000 Fuß hohen Berg Makueri, die Bergreihe von Handeï, den Fluß Engerea, welcher von Osten nach Süden fließt und das Thal von Kerenge durchschneidet, den Nebenfluß Kole, das Dorf Tamotta und den Ort Emlola, wo er warten mußte, bis des Königs Befehl eingeholt war.

Am 6. August erreichte er Fuga, das wir schon nach Burton geschildert haben. Der König befand sich eben in Salla, seiner zweiten Hauptstadt. Als den Räthen gesagt worden war, was der Missionär im Lande wolle und suche, erklärten sie, die Absicht sei gut, doch möge der Fremde sofort die mitgebrachten Geschenke vorzeigen. Am 9. Aug. begab sich Krapf nach Salla zum „selbstständigen Löwen" Kmeri, der ihn am folgenden Tage freundlich empfing, die Geschenke sogleich an sich nahm, und sein Begehren nach mehr Glasperlen und Kleidern aussprach. Von einigen hundert Frauen, die er in Salla hatte, bewohnte jede eine besondere Hütte auf einem Hügel, welchen das Volk niemals betreten darf. Kmeri war nicht abgeneigt, Missionäre aufzunehmen, wünschte Handwerker undeinen guten Arzt, Landeskinder wollte er aber nicht nach Rabbai in die Mission geben. Der Reisende war im Allgemeinen mit dem Könige zufrieden, der ihm nach der Abschiedsaudienz am 13. August zwei Soldaten zur Bedeckung mitgab, und zum Schlusse die Worte: „Lebe wohl, mein Vater" zurief.

Der Rückweg führte auf kürzerer, weniger gebirgiger Strecke über Bumburri, wo der Kronprinz wohnte. Vier Ortschaften in Usambara, nämlich Fuga, Manga, Kirrei und Schierri, wo die großen Zauberer des Reiches wohnen, sollen eigentlich von keinem Fremden betreten werden. Sie sind Asyldörfer; ein Mörder, welcher sich dorthin rettet, ist sicher vor seinen Verfolgern; das Gleiche ist der Fall, wenn er des Königs Person berührt, oder das Haus einer Königsfrau oder eines Königskindes betritt. Der Pfad führte

über Kitunda, wo man eine schöne Aussicht auf den hohen Berg Msihi hat, über Kiserui, mit einem Blick auf den Berg Mabanduka, dann in das Thal des Flusses Engambo, bei Dschumbi über den Fluß Emkulumusi, welcher von den Pambirebergen kommt und bei Tangata in die See fließt. Am 19. war er in den Dörfern an der Mündung des Pangani, wo die Suaheli mit Erstaunen hörten, daß der weiße Mann von Mombas aus zu Lande nach Usambara gelangt sei. Dieser fuhr nun nach der Insel Zanzibar, wo er beim Sultan Audienz hatte, und traf schon am 30. September wieder in Mombas ein. Am folgenden Tage war er bei seinem Freunde Rebmann in Rabbai Mpia.

Die Missionäre trugen sich, wie schon bemerkt, mit dem kühnen Plane, eine große Kette von Stationen durch Afrika hindurch, wo möglich bis zur Westküste, zu gründen, und den Anfang dazu gedachten sie in Usambara zu machen; das Ganze lief indeß, wie wir wissen, auf fromme Wünsche hinaus. Seit der Heimkehr von Fuga im September 1848 hatte Krapf zwei Reisen nach Ukambani gemacht, die wir später schildern; im Anfang des Jahres 1852 wollte er nun abermals nach Usambara, um sich vom König die Erlaubniß zur Gründung einer Mission bestätigen zu lassen.

Diesmal ging er nicht durch die Wakuafiwildniß nach Fuga, sondern auf dem gewöhnlichen Karawanenwege von der Mündung des Pangani aus, welchen, wie wir wissen, späterhin auch Burton und Speke nahmen. Rebmann war damals in Aegypten; die Station Rabbai Mpia blieb dem Missionär Erhardt anvertraut. Krapf landete am 11. Februar in Tanga, von wo zwei Männer vorausgesandt wurden, um den König Kmeri rechtzeitig von der Ankunft des Fremden zu benachrichtigen, und schiffte dann nach Zanzibar hinüber, wo er mit dem oft erwähnten englischen Consul Hamerton viel verkehrte. Von diesem Manne spricht er nicht so lobpreisend wie Burton, sondern äußert: „Sein Streben ging eher dahin, die Kunde von Ostafrika zu verbergen. Er war der Erforschung desselben so abgeneigt, daß er, als Dr. Bialloblotzky ins Innere vordringen wollte, einmal in meiner Gegenwart die Worte fallen ließ: Ich werde Sorge tragen, daß der Doctor in der Exeterhalle zu London keine Reden über Ostafrika halten kann. Er gehörte zur alten Militärschule der englisch-ostindischen Compagnie und war überhaupt eine Zusammensetzung von guten und bösen Eigenschaften, wie man sie selten findet."

Am 20. Februar war Krapf wieder in den Panganidörfern, in denen nur Mohammedaner wohnen, welche viel Mais und Reis ausführen. Das Niederland, von der Küste bis an den Fuß der Berge, erstreckt sich von Osten nach Westen, etwa achtzehn Stunden weit. Der Missionär hörte, daß König Kmeri mit dreihundert Frauen mehr als vierhundert Kinder gezeugt habe. Am 26. Februar führte der Weg über den Fluß Emkulumusi, nach Dschumbi, und weiter nach Kadango, wo eine Tochter des Königs herrschte, deren Gemahl sich nicht in die Regierung mischen darf. Die Bewohner sprechen reines Kischinsi (Sprache der Waschinsi); dasselbe ist die Hauptmundart in Bondeï, d. h. der Gegend zwischen der Seeküste und dem Kerengethal im Westen. Sie hat die nächste Verwandtschaft mit der Sprache der Waseguastämme, während die eigentliche Sprache von Usambara mehr mit der in Pare und Ngu verwandt ist.

Am 29. Februar wurde der Kombora überschritten, eine etwa 4000 Fuß hohe Bergkette, die sich von Norden nach Süden erstreckt. Von derselben hat man eine großartige Aussicht auch auf das Meer. Auf der andern Seite lag das von Wasegedschu bewohnte Dorf Hingo. Dieses Volk lebte einst im Kriege mit den Wadigo, ein Theil desselben wanderte aus der alten Heimath im Kerengethale und gründete auf dem Kombora das genannte Dorf. Die Wanika, Wakamba, Wandurobbo sind gleichfalls Bruchtheile, die aus ihrer ursprünglichen Heimath vertrieben wurden.

Die Suaheli werden von den Wasambara als Waunguana bezeichnet, d. h. freie Leute. Jeder Msambara betrachtet sich selber als Sklaven des Königs, der wie ihr Mulungu, Gott, ist. Die Mohammedaner haben auch viel mehr Freiheiten als die Waschinsi oder Wasambara, welche weder zu Pferd noch zu Esel reiten, noch ein gutes Kleid tragen, oder in fremde Länder reisen dürfen. Den Suaheli ist das Alles nicht verboten; der König schont sie, damit sie ihm nicht gefährlich werden.

Der Weg führte über Kisara nach dem auf einer hohen Bergspitze liegenden Dorf Utinde, von welchem man in das sehr tiefe Thal Kirenge hinabsieht. Im Osten des letztern erblickt man den Berg Msihi, wo eine durch Rebellion zur Herrschaft gelangte, mit dem König von Usambara blutsverwandte Häuptlingsdynastie regiert. In Usambara selbst herrscht der Brauch, daß der Kronprinz immer einen andern Namen führen muß als sein Vater. Er soll stets in der Provinz Bumburri regieren; nach dem Tode

des Königs kommt er nach Fuga, um als Herrscher ausgerufen zu werden. Der erste Sohn, welcher ihm nach seiner, wir wollen sagen Krönung oder Ausrufung in Fuga, geboren wird, ist Thronfolger, nicht etwa einer der früher ihm geborenen Söhne.

Die Wasambara steigen mit großer Leichtigkeit Berge hinauf und hinab. Ihre Hautfarbe spielt etwas ins Gelbliche.

In der Nähe von Fuga werden die Berge weniger rauh. Das Königsdorf selbst steht auf einem Kiombo, d. h. Kuppelberg; dieser Name bedeutet auch großes Dorf, weil alle größeren Wohnplätze auf solchen Hügeln erbaut worden sind. Am Hügel von Fuga wurde der Missionär mit Ehrenschüssen begrüßt, und dann in eine der vielen Hütten geleitet, welche zur Aufnahme der Fremden (die also doch Zulaß finden) bereit stehen. Bald fand sich Bana Osman ein, Leibarzt, Hofnarr und Oberzauberer des Königs; er war ein Mohammedaner aus Zanzibar, von wo er nach Fuga berufen wurde, um recht wirksame Zauberzettel zu schreiben. Als Krapf in Fuga war, kam noch ein mohammedanischer Zauberer an. Man erzählte dem Weißen Manches über die Wadoe, und diese Nachrichten fallen mit dem, was Burton über sie hörte, genau zusammen. Die Wadoe, sagt man, haben einst im Kriege gefangene und todte Wakamba in den Wald geschleppt, sie gekocht und verzehrt, und trinken auch heute noch aus Menschenschädeln. Auch ein hübsches Mährchen wurde, natürlich als Wahrheit, zum Besten gegeben. Einst wollte ein Wadoekönig Usambara erobern. Als er aber heranrückte, sah er, daß auf den Bergen ein dicker Nebel lag. Diesen hielt er für Rauch aus Tabakspfeifen und schloß daraus, die Zahl seiner Feinde müsse so ungeheuer groß sein, daß er sie nicht besiegen könne. Deshalb zog er wieder ab.

Am 14. März erschien der König in Fuga, wurde vom Volk als Löwe Gottes angejubelt und entgegnete nur in summendem Tone ein em, em, em! Die mohammedanischen Zauberer hatten ihm gerathen, dem Fremden den Aufenthalt in Usambara zu verweigern, weil man die Europäer nicht festen Fuß gewinnen lassen dürfe; sie gingen darauf aus, das Land zu erobern. Aber Kmeri nahm vor allen Dingen die Geschenke des Missionärs, der sich sehr, obwohl durchaus vergeblich, bemühete, für religiöse Dinge ein geneigtes Ohr zu gewinnen.

Man erzählte ihm von den Ala, (auch Wassi und Wandurobbo genannt,) einem zerstreuten Völkchen, das in den Wäldern

der Wildniß wohnt und von der Jagd lebt. Nach Krapf waren sie ein Ueberrest der „Ureinwohner von Ostafrika"; man findet sie sowohl im Innern, wie an der Küste, in Schimba, im Wanikalande und bei Daluri und Bondeï. Sie treiben weder Viehzucht noch Ackerbau, und leben nur von der Jagd; die Panganileute kaufen ihnen Elfenbein ab.

Die Mitte des Märzmonats war herangekommen, und dem Reisenden mußte daran liegen, noch vor Eintritt der Regenzeit die Küste zu erreichen. Er begab sich also zum König, um Abschied zu nehmen. Kmeri erklärte, daß er dem Weißen Erlaubniß zur Gründung einer Mission in Tongue gebe; zugleich beauftragte er den Mbereko, Hauptmann der Leibwache, seinen Willen zu vollziehen. Dann nahm dieser des Königs rechte Hand, und drückte sie gegen dessen Leib. Das war so viel als eine eidliche Bekräftigung, und der Mbereko war von nun an Krapf's „Einführer und Mittler."

Die Rückreise wurde am 19. März angetreten. Jetzt sollte die Gebirgsgegend von Usambara vermieden und ein nicht so beschwerlicher Weg genommen werden. Krapf stieg deshalb vom Hügelland gegen Süden hinab und konnte auf einer Höhe den Lauf des Pangani bis zur Meeresküste verfolgen. Man sagte ihm, daß die Panganimündung, auf dem kürzesten Wege durch das Wasegualand, von Fuga aus in vier Tagen erreicht werden könne, und diese Straße war in früheren Zeiten jene der Karawanen. Diese schlugen den beschwerlichern Gebirgsweg über Bondeï und Usambara erst ein, als die Erpressungen der Waseguahäuptlinge unerträglich wurden.

Krapf erreichte die Panganidörfer, also die Küste, am 30. März und war am 14. April wieder in Mombas. Er hatte nun die Ueberzeugung, daß in Usambara der Gründung einer Mission von Seiten des Königs und des an Ordnung und Gehorsam gewöhnten Volkes kein Hinderniß im Wege stehe, und daß in Friedenszeiten ein Fremder mit Sicherheit im Lande reisen könne. Aber weder in Usambara noch in Ukambani haben die Sendboten Stationen zu gründen vermocht, und selbst jene bei Mombas haben sie aufgeben müssen. Trotz aller Mühe waren bei den gegen ihre Lehren unempfänglichen Schwarzen keine Erfolge zu verspüren.

Drittes Kapitel.

Die zwei Reisen Krapf's nach Ukambani im November und Dezember 1849 und vom 11. Juli bis 30. Dezember 1851.

Diese beiden Wanderungen fallen in die Zeit zwischen der ersten und zweiten Reise Krapf's nach Usagara. Es war schon längst der Wunsch der Missionäre in Rabbai Mpia gewesen, die Wakambastämme im Innern zu besuchen. Die Wakamba an der Küste sind ein ganz untergeordnetes, ungestümes, wankelmüthiges und bettelhaftes Volk, aber ihre Stammgenossen im Innern durchreisen einen großen Theil Ostafrikas zu Handelszwecken. Nach Rebmann's Rückkehr von der dritten Reise aus Dschagga und Erhardt's Ankunft aus Europa, wurde beschlossen, daß Krapf die etwa einhundert Wegstunden weite Reise zu diesen Wakamba unternehmen solle, „um den Namen Christi auch dort bekannt zu machen und zu erforschen, ob es von Ukambani aus keinen Weg nach Uniamesi, zu den Nilquellen und zu den christlichen Ueberresten am Aequator, von denen ich in Schoa gehört hatte, geben möchte."

Als nächstes Ziel galt die Ortschaft Kitui, dessen Häuptling Kiwoi die Missionäre 1848 in Rabbai Mpia kennen gelernt hatten; von dort wollte Krapf bis zum Flusse Dana vordringen. Nachdem er Träger gemiethet, machte er sich am 1. November 1849 auf den Weg in westlicher Richtung über sandigen Boden. Nach einigen Tagen vernahm er plötzlich den lauten Schall eines Kriegshornes; seine

Begleiter machten sich zum Kampfe bereit, doch hatten es die Landeseinwohner nur auf Erpressung eines Geschenkes, so zu sagen eines Durchgangszolles abgesehen. Den Distrikt Ngoni und den Wald von Kumbulu durchzog der Reisende ungefährdet; dann trat er in die Wildniß ein, in welcher die Eingeborenen den ganzen Tag reisen und 10 bis 14 Stunden zurücklegen, sich aber sehr still verhalten, um nicht die Aufmerksamkeit lauernder Feinde zu erregen. Der Pfad führte oft durch Zakka, das heißt durch einen Wald von Akazien, Euphorbien und vielen anderen Bäumen, deren Aeste den Weg oft derart verschließen, daß man sich immer in gebückter Stellung durch das Dickicht hindurch winden muß. Lastthiere können auf solchen Pfaden gar nicht benützt werden. In dieser Wildniß fürchten sich die Reisenden besonders vor der Ebene von Kadidza, wo ihnen die Galla im Wald auflauern. Die ganze Gegend heißt Mdigno; sie wird von Zebras und Elephanten durchschwärmt. Auf dem Berge Maungu fand man Wasser; dort liegt ein Dorf und dieses ist wichtig, weil man zwischen der Küste und Ukambani nur hier und auf dem Berge Ndara Mundvorräthe kaufen kann.

Am 10. November hatte Krapf eine schöne Aussicht auf den Kilimandscharo in Dschagga. „Der Schneeberg ragte über den Ndara und Bura hervor. Sogar in dieser weiten Enfernung konnte ich wahrnehmen, daß die weiße Materie, welche ich sah, Schnee sein müsse. Als der Himmel gegen zehn Uhr umwölkt wurde, entzog sich die weiße Materie meinem Blicke und verlor sich hinter den Wolken von röthlicher Farbe. Dies ist es, was ich und alle meine Leute gesehen haben und was jeder nachfolgende Reisende sehen wird, vorausgesetzt das es klares Wetter ist und der Beobachter nördlich vom Berge Maungu seinen Standpunkt hat. Alle Theorien, die Desborough Cooley gegen das Vorhandensein eines Schneeberges und gegen den Bericht Rebmann's aufgestellt, verschwinden in ihr Nichts, wenn ein Reisender klare Thatsachen vor sich hat; — sie sind auch kaum einer Widerlegung werth.“ Am 11. November hatte Krapf den hohen, von Teitastämmen bewohnten Berg Ndara zur Linken; der fruchtbare Boden am Fuße desselben wird aus Furcht vor den Galla, Masai und Wakuafi nicht angebaut. Man wollte diese gefährliche Gegend umgehen und zog durch ein weites Gestrüpp. Der Führer der Wakambakarawane warf eine Mischung zerpulverter Rinde ins Feuer, damit die Feinde das Nachtlager nicht ausspähen konnten.

Die Gegend zwischen den Flüssen Woi und Zawo ist auf weiten Strecken ohne Wasser. Der letztere ist 20 bis 25 Fuß breit, fließt von Nord nach Süd, kommt aus Dschagga, nach Krapf's Meinung vom östlichen Abhange des Kilimandscharo, und trocknet auch in der heißen Jahreszeit nicht aus. Am 16. November konnte der Reisende die ganze Ostseite des Dschaggalandes und seiner ungeheuern Bergmasse sehr deutlich bemerken. „Ich sah ganz klar die transparente weiße Materie auf dem domartigen Gipfel des Kilimandscharo, und südlich von ihm einen etwas niedrigern Berg, der sich allmälig zuspitzt. Zwischen ihm und dem Kilimandscharo ist eine sattelähnliche Vertiefung, welche auf den Kilimandscharo hinausführt und auf dem ich Schnee (Kibo) ganz deutlich wahrnahm. An einigen Stellen bemerkte ich tiefe und breite Schluchten oder Einschnitte."

Kikumbuliu wurde am 17. November erreicht. Die Wakamba umringten den fremden Mann, dessen Haar, Hut, Schuhe und Regenschirm ihre größte Aufmerksamkeit erregten; sie hüpften wie Kinder um ihn herum, fragten, wann der Regen kommen werde und ob er nicht Regen machen könne, da er doch ein Mann des großen Wassers sei (von der Meeresküste komme) und ein Regenhaus (den Schirm) bei sich trage. Auch an den nächsten Tagen war der Weiße stets von Schwarzen umringt, welche seine Kleider berührten.

„Während wir, erzählt Krapf, am 19. November bei Idu nur ausruheten, sah einer meiner Wanika eine ziemlich große Schlange, welche er ohne Weiteres mit der Hand hinter dem Kopf ergriff. Als er ihr das Gift herausgenommen und das Thier beim Schwanze gefaßt hatte, gehorchte dasselbe, nachdem er einige unverständliche Worte hergemurmelt, augenblicklich seinem Befehle und machte alle Bewegungen, die er von ihr haben wollte. Da ich sah, daß er sich in den Augen der Wakamba, die ihn anstaunten, wichtig machen wollte, so befahl ich ihm die Schlange zu tödten. Allein er erklärte, das dürfe er nicht thun, weil er mit der Schlange Brüderschaft gemacht habe; wenn er sie tödte, werde ihm großes Unglück begegnen und andere Schlangen würden ihm nicht mehr gehorchen. Ich nahm nun meine Flinte und schoß sie todt; dann trug er sie fort, um sie in einiger Entfernung im Verborgenen zu begraben. „Ich nahm aus diesem Umstand eine Veranlassung, den Leuten die Geschichte des Sündenfalles, welchen der Teufel, die alte Schlange, verursacht hat, zu erzählen." — Sicherlich haben die Wanika und

Wakamba von diesen Auslassungen des Missionärs auch nicht das Allermindeste begriffen.

Unterwegs begegnete der Reisende von Zeit zu Zeit Karawanen, welche mit Elfenbein nach der Küste gingen. Am 20. November fiel der erste Regen, und dadurch stieg der weiße Mann in der Gunst der Schwarzen; am andern Tage ging der Weg sanft bis zum schönen Flusse Adi hinab, welcher das eigentliche Ukambani gegen Südwesten begränzt. Sein großes Bett ist 170 Fuß breit, sein engeres etwa 60; er hatte 1½ Fuß Wasser, ist aber in der Regenzeit so mächtig, daß die Eingeborenen ihn nicht passiren können. Der Führer versicherte, ein Theil des Wassers komme vom Kilimandscharo. Krapf stieg langsam die Bergreihe hinauf, welche von Endunguni an dem Galla-Land entlang, sich bis Ukambani, ja bis Kikuyu hinzieht. Der ganze Bezirk heißt Yata, und auf der Höhe in etwa 1800 Fuß hatte man eine herrliche Rundschau. Im Westen und Nordwesten sah man den Schlangenlauf des Adiflusses, die Hügel und Ebenen des Wakuafi, im Süden und Südwesten die Berge Dschulu, Engoha, Theuka; im Osten die Berge von Mudumoni, welche das Gebiet der Galla von Ukambani trennen. Die Wakamba waren freundlich; sie boten Hühner, Fleisch von Giraffen und von Elephanten zum Kauf an; das erstere schmeckte gut, das letztere war hart und hatte einen eigenthümlichen Geschmack. Den Mohammedanern gilt es für unrein.

Von Yata zieht der Pfad in die ausgedehnte Wildniß von Tangai hinab; sie ist unbewohnt und erstreckt sich im Osten und Südosten bis an die Mudomoniberge. „Bei dem klaren Wetter konnte ich das Schneehaupt des Kilimandscharo sehr deutlich sehen; er ragt über alle seine Nachbarn weit hervor, wie ein Riese über Kinder. Der Dschuli ist 5000 bis 6000 Fuß hoch und doch scheint der Kilimandscharo auf ihm zu ruhen."

Man war jetzt im eigentlichen Ukambani und kam an den Tiwa, welcher zum Adi fließt. Auch von der Wasserstation Mbo sah Krapf am 23. November den Kilimandscharo mehrmals. „Ueberhaupt verfolgte uns der Schneeberg an jedem Ort, der etwas erhöht war und eine Aussicht in die Ferne gestattete." Der Zug ging durch viele kleine Dörfer der Wakamba. Am Felsenhügel Nsambani, einer weithin sichtbaren Landmarke, beginnt das Gebiet des Stammes Kitui, dessen Häuptling Kiwoi war. Er kam dem Fremden entgegen; mit ihm seine Hauptfrau, die einen schwarz ge-

färbten Zauberstab trug. Der Empfang war freundlich und der Musungu (Europäer) bekam seine eigene Hütte.

Kiwoi versprach, den Fremden nach allen Gegenden mitzunehmen, wohin er gehe. Krapf lenkte das Gespräch auf den Kilimandscharo. Der Häuptling erklärte, daß er ihn sehr wohl kenne; es sei aber noch ein anderer Berg vorhanden, der Kiima dscha dscheu, d. h. Berg der Weiße, weißer Berg, zwischen den Ländern Kikuyu, Mbe und Uimbu, von welchem der Dana herabfließe. Er sagte dann weiter: „Du wirst beide Berge (den Kilimandscharo und Kenia) in einer kleinen Entfernung von meinem Dorfe sehen können, wenn es helles Weiter ist. Von hier bis zum Kilimandscharo sind zehn Tagereisen, aber nur sechs bis zum Kenia in Kikuyu." Den Kilimandscharo sah Krapf bald nachher südwestlich von Kiwoi's Dorfe, den Kenia aber nicht, da es im Norden und Nordwesten nicht hell genug war. Kiwoi sprach auch von einem See, welcher im Norden von Kikuyu liegen soll.

Der Häuptling war stolz darauf, daß ein weißer Mann zu ihm gekommen sei, und machte sich damit gegen die Seinigen sehr wichtig. Indessen beschloß Krapf möglichst bald nach der Küste zurückzugehen. Er fühlte sich unwohl, hatte seit Kikumbuliu keine ordentlichen Speisen genossen, und eine Reise an den Dana war des Regens halber jetzt nicht ausführbar. Auch trauete er den Wakamba nicht und wollte sich nicht völlig in ihre Hände geben.

Die Häuptlinge der Wanika saßen ohne jegliche Bekleidung auf ihren sehr kleinen Stühlen, und Kiwoi verlangte Alles, was der Fremde überhaupt im Besitz habe, dagegen wolle er diesem gern zwei Elephantenzähne geben. Er erzählte viel von einem Feuerberge, der in der Nähe des Wasserberges Kenia liege.

In Kiwoi's Dorfe befanden sich einige Leute aus Kikuyu; ihre Gesichtszüge waren hübscher als jene der Küstenbewohner; ihre Sprache schien ein Gemisch aus Kikamba und Kikuafi zu sein. Sie bringen Tabak und Elfenbein, und erboten sich, den weißen Mann mit in ihr Land zu nehmen.

Krapf sprach in Kiwoi's Dorfe von Sündenfall, Erlösung und dergleichen mehr; dann rüstete er sich zur Abreise, und des Häuptlings Frauen bereiteten für ihn Mehl aus Mais. Beim Reinigen des Getreides gebrauchen die Wakamba kein Sieb, weil sie meinen, dann werde der Regen aufhören. Aus demselben Aberglauben verwenden sie niemals Ackergeräthe von Eisen. Am 3. Dezember nahm

der Missionär Abschied von Kiwoi, der eine lange Rede hielt, in welcher er den Wanika dringend einschärfte, diese Fremden wohlbehalten an die Küste zurückzubringen.

So zog der Missionär ab. Nach Verlauf einer Stunde konnte er von einer etwas hochliegenden Stelle den Schneeberg Kenia bei reiner Luft deutlich sehen; derselbe erstreckte sich von Ost nach Nordwest bei West. „Er erschien wie eine ungeheure Mauer, auf deren Spitze ich zwei große Thürme oder Hörner erblickte, welche nicht weit von einander stehen und dem Berg ein imposantes Ansehen gaben. Der Kilimandscharo hat einen kuppelähnlichen Gipfel, der Kenia ist dagegen mehr dachstuhlartig.“ Die Rückreise ging über Nsambani, Ilangilo, Nsu, Mbo, über den Tiwa und den Adi; am 11. Dezember war Krapf in der ersten Ortschaft von Kikumbuliu, verließ diesen Bezirk am 13., litt dann zuweilen Wassermangel, gelangte aber am 21. Dezember glücklich in seinem Missionsorte wieder an, von welchem aus er vor einundfünfzig Tagen die Wanderung angetreten.

Wir wissen nicht, worauf sich die Hoffnung gründete, daß eine Mission in Ukambani sich irgend welchen Erfolg versprechen könne; die Sendboten in Rabbai beschlossen aber, offenbar in höchst sanguinischen Voraussetzungen, „mit der Missionskette durch Afrika hindurch einen wirklichen Anfang zu machen“, und im Fall des Gelingens der Ukambanimission eine weitere Station in der Nähe des hohen Schneeberges Kenia zu errichten. Jene in Ukambani sollte auf der Höhe von Yata, etwa 110 Stunden von Rabbai entfernt, angelegt werden, in dem Dorfe eines Mkamba, Namens Mtangi wa Nsuki, welches von den Karawanen besucht wurde und also eine häufige Verbindung mit der Küste möglich machte. Dieser Ort liegt auf einer Ebene wohl zweitausend Fuß über dem Meere. Bei Yata beginnt auch das eigentliche Wakambaland.

Krapf verfehlte seinen Zweck, aber diese zweite Reise nach Ukambani gewährt ein mannigfaches Interesse. Nachdem er dreißig Wanika als Träger gemiethet, schlossen sich ihm etwa hundert in ihre Heimath zurückkehrende Wakamba an, so daß der Zug eine nicht unbeträchtliche Karawane bildete.

Am 11. Juli 1851 begann die Wanderung, und drei Tage später lag das bewohnte Land hinter dem Reisenden. Unterwegs erzählte ihm ein Mkamba allerlei Mähren über das Land der Wabilikimo, der „kurzen Leute“, welche jenseit des Flusses Kiloluma

wohnen. Er, der Erzähler, habe das Land Ubilikomini besucht; die Entfernung von Ukumbani dorthin sei größer als die nach Mombas. Die kurzen Leute hätten lange Beine, aber einen kurzen Oberleib, und auf dem Rücken hätten sie eine Art Höcker. Ihre Sprache verstehe Niemand. Die Wakamba knüpfen dadurch mit ihnen Freundschaft, daß sie ihnen einen kupfernen Ring anbieten, wofür die Wabilikimo einen Schlauch Honig als Gegengeschenk geben. Sie seien unschädliche Leute; in ihrem Lande finde man viele Elephanten. Derselbe Berichterstatter fügte noch eine andere Erzählung bei. Im Westen von Dschagga wohne ein Volk, das die Sitte habe, die Gesäßtheile mit Kuhschwänzen zu verzieren. Daraus sei die Sage entstanden, daß es in Dschagga geschwänzte Menschen gebe; das sei jedoch nicht wahr und das Schwänzetragen lediglich Schmucksache. Diese Erzählung läßt sich hören; sie erklärt auf sehr einfache Weise die weit verbreitete Sage von den Nyam-Nyam im centralen Aequatorial-Ostafrika.

Am 20. Juli war Krapf wieder am Woi, der jetzt fließendes Wasser hatte. Nach Osten hin läuft das Buragebirge aus. Bald nachher überschritt er den Zawo, nachdem er unterwegs „über die verschiedenen Bitten des Vaterunsers nachgedacht;" aber in solchen Betrachtungen wurde er auf sehr unsanfte Weise gestört. Bisher war die Wakambakarawane auf dem Marsch immer vorne gegangen, jetzt aber zufällig zurückgeblieben. Als sich nun Krapf mit seinen Wanika in einem Dickicht befand, wo das Ausweichen schwer war, vernahm er plötzlich ein Geschrei der zurückgebliebenen Wakamba. „Aëndi, Aëndi!" „Wir sind von Räubern angefallen!" Unter den Wanika entstand eine allgemeine Verwirrung; sie warfen ihre Lasten ab und versuchten in den Wald zu flüchten, fanden es aber schwierig, durch die Dornen zu dringen. Mehrere riefen: feuert die Gewehre ab! Aber der Mann, welcher Krapf's Doppelflinte trug, war im Fliehen begriffen und der Missionär also waffenlos. Die anderen Flintenträger feuerten ein paarmal, und die Wakamba schossen ihre Giftpfeile gegen die Räuber ab. Die hintersten Wakamba warfen beim Anblick der Feinde ihr Gepäck ab und ließen die Räuber herankommen, welche sogleich die Lasten auf ihre Schultern nahmen. Dann aber feuerten die Wakamba und tödteten drei Feinde auf einmal. Nach einer Weile wichen die Räuber in ihr Versteck zurück. Krapf hatte in der Verwirrung sein Pulverhorn verloren, einem seiner Leute zersprang ein Flintenlauf, einem andern zerbrach

der Ladestock, einem dritten versagte das Gewehr. Bald nachher erhob sich abermals der Ruf: Räuber, Räuber! Doch kam man diesmal mit dem bloßen Schrecken davon, denn man sah nicht Feinde, sondern eine aus mehr als dreihundert Leuten bestehende Karawane der Wakambas, welche mit Elfenbein aus dem Innern herabkam. Ihr Vortrab rief: „Schießt nicht, wir sind Handelsleute!“ Offenbar hatten die Räuber dieser Karawane aufgelauert, dann aber das Gewisse für das Ungewisse genommen. Die Bezeichnung Aëndi bedeutet eigentlich Jäger und bezieht sich auf die Bewohner der niederen Gegenden des Kilima Kibomu, d. h. der ganzen Buragebirgsregion, welche in der benachbarten Wildniß umherziehen, um namentlich Elephanten zu jagen; das Jägerleben hat sie zum Räuberleben geführt.

Am 22. Juli begegnete man abermals einer starken Wakambakarawane; am 24. wurde in Kikumbulin Rast gehalten, und während der folgenden Tage führte der Weg durch einen dichten Zakka und über Lavasteine. Bald nachher wurde der Fluß Adi überschritten, und dann begann das Hinansteigen zur Höhe von Yata, welche eine Fortsetzung des Ndunguni-Hügelgürtels ist. Oben herrschte in den Dörfern Hungersnoth. Die Häuptlinge erklärten am 26., der weiße Mann möge immerhin unter ihnen wohnen und sich eine Hütte bauen; sie würden ihn schützen. Er übergab ihnen ein kleines Geschenk. Aber Krapf mußte im Freien schlafen, vom Kilimandscharo und von den Dschulubergen, welche südlich von Yata liegen, wehete ein sehr kalter Wind. Aber am andern Morgen hatte er dann eine prächtige Aussicht auf den gewaltigen Schneeberg, welcher auf dem Dschulu zu ruhen schien, obwohl zwischen beiden eine weite Ebene von mehr als zwanzig Stunden Weges sich ausbreitet.

Niemand bot dem Weißen ein Obdach an, er mußte im Freien liegen und hatte keine andere Bedeckung als seinen Regenschirm. Darüber wurde er „ganz melancholisch,“ und obendrein erklärten seine Wanikaträger, sie würden am andern Tage mit einer Wakambakarawane an die Küste zurückkehren. Doch zuvor mußten sie ihm eine Art Hütte bauen, und das war binnen ein paar Stunden geschehen; freilich fehlte noch das Dach, eine bloße Grasdecke. Das Ganze war ein „Hühnerstall, 6 Fuß hoch, 6 Fuß lang und breit.“ Am andern Tage zogen die Wanika ab, ohne diese Hütte zu vollenden; auch Krapf's einziger Knecht, den er in Rabbai gemiethet und voraus bezahlt hatte, entfernte sich. In seinem Hühnerstall

konnte er weder lesen noch schreiben, noch schlafen, noch sonst etwas thun, und obendrein belästigten ihn die Wakamba sogar schon vor Tagesanbruch. Las er, so fragten sie, ob er ihnen ins Herz sehen, oder nach Regen schauen oder nach Krankheiten forschen wolle. Alle seine Bewegungen wurden genau beobachtet, das Betteln nahm kein Ende, Trunkenbolde kamen in die Hütte, lachten, lärmten und verunreinigten Alles.

Es wurde dem Missionär klar, daß er unter solchen Leuten allein nicht bleiben könne. Zwei Wanika, welche noch bei ihm verweilten, wollten nach Verlauf von zwei Monaten an die Küste zurückgehen. Diese Zeit wollte Krapf dazu benützen, um das Innere von Ukambani bis an den Danafluß zu besuchen und auch zu seinem „alten Freund Kiwoi“ zu gehen, mit dessen Unterstützung er dann seinen Zweck zu erreichen hoffte. Am 1. August trat er die Wanderung nach Kitui an, wo er schon am 4. anlangte. Kiwoi grüßte ihn freundlich, und erzählte, daß er im vergangenen Jahre im Westen von Dschagga gewesen sei. In seiner Hütte lag etwas Magaddi, eine trockene Erdart von weißlicher Farbe, welche einen etwas aromatischen Geruch hat und als Pulver in den Schnupftabak gethan wird. Kiwoi's Sohn verunreinigte auf eine schamlose Weise die Wohnung des Weißen in dessen Gegenwart. Das ist dort Landessitte; bei gewissen Verrichtungen giebt man sich gar nicht die Mühe, aus der Hütte heraus zu gehen. Unter solchen Umständen redete Krapf mit den Schwarzen „über das Heil ihrer Seele.“

Er hatte sehr unruhige Tage. Kiwoi versprach viel, war aber im höchsten Grade habsüchtig. Von Bekehrung konnte keine Rede sein. Am 20. August kam eine Karawane aus Mbe an und brachte Tabak. Die Leute aus Mbe oder, wie sie selber sagen Mberre, waren nackt wie die Wakamba und hatten die mit Glasperlen verzierten Ohrläppchen durchlöchert. Die Mberreleute kaufen Glasperlen, Kupferdraht und dergleichen, und verhandeln diese Waaren an die nördlich und westlich von ihnen liegenden Stämme.

Am 23. August Abends trat endlich Krapf mit Kiwoi die Expedition nach dem Danafluß an. Der Weg ging nach West und Nordwest durch eine grasbewachsene Einöde, in welcher viele Nashörner weiden. Am 25. kam er an den Fuß des Berges Data und passirte die Wasserscheide zwischen dem Danafluß und Ukambani. Uembu-Leute, welche sich von Kitui aus dem Zuge angeschlossen hatten, trugen eine Quantität Holz von dem Giftbaum,

der in Kikumbuliu Mberria und Teita wächst. Die Stücke sind etwa drei bis vier Zoll dick; das Holz wird zerrieben und gesotten; so entsteht ein schwarzer Brei, mit welchem man die Pfeilspitzen bestreicht. Die Stärke des Giftes wird an Thieren erprobt. Dieses Giftbaumholz bildet einen beträchtlichen Handelsartikel; die Stämme jenseit des Dana, wo es nicht wächst, tauschen es gegen Tabak und Elfenbein ein. Krapf sah in Kikumbuliu ganze Karawanen, welche schwere Lasten von diesem Holze nach Ukambani trugen.

Bald trat eine schwere Prüfung an Krapf heran. Der habsüchtige und hochfahrende Barbar Kiwoi vernachlässigte seinen weißen „Freund", und machte demselben großen Kummer. Aber bald sollte er auch diesen „Beschützer" verlieren. Am 27. August hatte man in einer grünen Wildniß gerastet und dann den vereinzelt stehenden Hügel Kense erreicht. Dort stießen noch einige Leute Kiwoi's zu der Karawane, welche nun aus etwa fünfzig Leuten bestand. Als sie nur noch etwa eine Stunde weit vom Danafluß entfernt war, deuteten einige Sklaven nach dem Walde hin, aus welchem etwa zehn Männer hervorkamen. Bald folgte eine größere Anzahl, und es war offenbar die Absicht der bewaffneten Männer, die Karawane zu umzingeln. Das Geschrei: Meïda! Es sind Räuber! war allgemein. Kiwoi feuerte sogleich seine Flinte ab und forderte den Missionär auf, ein Gleiches zu thun. Dieser erzählt weiter:

Nachdem wir drei Mal gefeuert haben, fingen die Räuber an, langsam zu gehen, wahrscheinlich weil sie das Pfeifen unserer Kugeln in der Luft gehört hatten. In der Verwirrung hatte ich den Ladestock im Flintenlauf stecken lassen und abgefeuert, so daß er in die Luft flog; ich konnte also jetzt nicht mehr laden. Auch konnte ich an meiner Doppelflinte nur einen Lauf benützen, weil mir in Kiwoi's Dorf eine Nadel in dem Zündloch abgebrochen war; ich konnte dieselbe nicht entfernen, denn die nöthigen Werkzeuge hatte ich in Yata zurück gelassen. Während wir feuerten und unsere Karawane sich zum Kampf anschickte, mußte eine von Kiwoi's Frauen meinen Regenschirm aufmachen. Sogleich gingen die Räuber langsamer. Auch war ihnen das Gras hinderlich, welches Kiwoi in Brand gesteckt hatte, um durch den Wind ihnen das Feuer ins Gesicht zu treiben. Kiwoi lief ihnen dann entgegen und forderte sie zu einer Unterredung auf. Sie rannten auf und ab, schwangen ihre Waffen und erhoben ein Jubelgeschrei. Drei Mann kamen in unser Lager, wo wir uns in Reihe und Glied auf den Boden gesetzt hatten.

Auch die Feinde setzten sich. Kiwoi hielt jetzt eine Rede; der Sprecher der feindlichen Partei lachte und betheuerte, daß man keine schlimmen Absichten habe. Wir wollten, sagte er, nur wissen, wer die Leute seien, welche den Grasbrand verursacht haben. Jetzt könnt ihr an den Fluß gehen; wir werden sogleich nachfolgen und dort unsere Sache mit euch abmachen. — Die Räuber blieben dann sitzen und berathschlagten, während wir die Reise fortsetzten.

Kiwoi war von alle dem sehr unbefriedigt, denn die Leute seien doch Räuber. Wir traten nun in den Wald ein, wo rechts und links von unserm Fußwege Bäume und dichte Gebüsche waren. Die Räuber folgten uns von der Ebene her; ich schnitt mir in der Eile einen Ladestock, um mein Gewehr zu laden. Etwa fünf Räuber kamen zu uns, und sagten: hier ist der Weg zum Flusse, kommt mit. Wir folgten ihnen. Ich war bei den Vordersten unserer Karawane, während Kiwoi hinten blieb. Plötzlich kehrten die vordersten Räuber um, erhoben ein Kriegsgeschrei und schossen Pfeile auf uns ab. Die hintersten Räuber umringten Kiwoi. Jetzt entstand eine große Verwirrung; unsere Leute warfen ihre Lasten weg und schossen ihre Pfeile auf die Feinde ab. Ich feuerte zweimal in die Luft; denn ich konnte es nicht über mich bringen, Menschenblut zu vergießen. Während ich meine Flinte wieder lud, sprang ein Mkamba an mir vorbei, welcher an der Lende verwundet war. Die Pfeile fielen rechts und links neben mir nieder, aber keiner traf mich.

Als meine Leute sahen, daß sie dem etwa 130 Mann starken Feinde nicht gewachsen waren, nahmen sie die Flucht und ließen mich ganz allein stehen. Jetzt hielt auch ich es für hohe Zeit, an die Flucht zu denken, zumal ich in der Verwirrung zwischen Freund und Feind nicht unterscheiden konnte. Ich rannte daher meinen Leuten nach. Aber ich fiel in einen breiten Graben, zerbrach dabei den Kolben meiner Flinte und verletzte mich. Die steilen Ufer konnte ich nicht erklettern, deshalb lief ich längere Zeit in dem Bette fort, bis ich eine passende Stelle zum Hinaufkriechen fand. Die Räuber waren bis an den Bach gekommen und verfolgten mich mit ihren Pfeilen. Meinen Leuten konnte ich nicht nachkommen, weil mich meine Flinte und der schwere Schießbedarf am Laufen hinderte. So blieb ich ganz allein im Walde zurück; von meinen Gefährten sah ich keinen mehr.

Als ich anfing zu fliehen und an den Graben kam, hörte ich einen schweren Fall, und sogleich durchlief mich der Gedanke, Kiwoi

Digitized by Google

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Krapf auf der Flucht.

Digitized by Google

müsse gefallen sein, und das war, wie ich nachher erfuhr, wirklich der Fall. Ich lief so schnell als möglich am Bach entlang in den Wald hinein. Auf einmal kam ich an eine lichte Stelle, wo ich etwa 300 Schritte von mir entfernt, einen Haufen Menschen sah. Mir kam der Gedanke, es könnten Räuber sein, sah durch mein Perspektiv, und entdeckte zu meinem Schrecken die Räuber, welche die geraubten Lasten unserer Karawane davon trugen. Jetzt ging ich sogleich wieder über den Bach zurück, ohne daß die Feinde mich bemerkten, obwohl ich sie mit dem bloßen Auge sehen konnte.

Als ich wieder in den Wald hineintreten wollte, kamen mir zwei große Nashörner entgegen. Sie blieben etwa fünfzehn bis zwanzig Schritte vor mir stehen, traten dann bald auf die Seite und liefen in den Wald hinein. Ich aber kam bald in eine offene Ebene, wo ich mich unter einem Baume niedersetzte und über meine bedenkliche Lage nachdachte. —

Bedenklich war dieselbe allerdings. Wohin konnte der weiße Mann seine Schritte lenken? Er war ganz allein, und schwankte, ob er weiter nach Mbere oder zu Kiwoi's Dorfe gehen sollte. Das letztere war etwa 36 Stunden weit entfernt. Zunächst mußte der Durst gestillt werden, denn Krapf hatte an jenem Tage noch nicht getrunken. Der Danafluß war nahe; in einiger Entfernung standen hohe Bäume und dorthin ging Krapf. Vom hohen Ufer stieg er bis an den Rand des Wassers; es schmeckte angenehm und war kühl. Nachdem er tüchtig getrunken, füllte er, aus Mangel an einem Gefäße, das lederne Futteral seines Fernrohrs und die beiden Flintenläufe, welche er mit Gras verstopfte und mit etwas Tuch, das er von seinen Beinkleidern abschnitt. Nun erst untersuchte er den Fluß ein wenig; er fand denselben etwa 150 Fuß breit und sechs bis sieben Fuß tief. In der heißen Jahreszeit ist er niedriger; in der Regenzeit setzen die Wakamba auf Flößen hinüber. Im Bette lagen viele Felsen, aber so weit auseinander, daß ein Boot zwischen ihnen hindurch fahren kann. Dort läuft der Strom rasch, im Uebrigen fließt er ruhig nach Osten hin. „Wenn seine Quelle 6000 Fuß hoch am Kenia liegt, so muß er allerdings große Bogen machen oder hohe Wasserfälle haben, bis er das Meer erreicht." Auf der andern Seite des Dana, im Mberre-Lande, lag ein hoher Berg, welchen Krapf Albertino nannte.

Nun mußte er an den Rückweg denken. Zunächst verbarg er sich bis zum Einbruche der Dunkelheit im Gebüsch, nachher folgte er

dem Zuge des Windes, welchen er auf der Hinreise im Rücken gehabt hatte, und welchem er deshalb jetzt entgegenging. Er kam durch Dick und Dünn, fiel manchmal in kleine Gruben oder über Steine und Baumstämme, und wurde von Dornen und hohem Grase vielfach gehemmt. Dabei erinnerte er sich Mungo Park's, der einmal in ähnlicher Lage war, und faßte neuen Muth, besonders als er sich wieder auf der großen Ebene befand, auf welcher Kiwoi das Gras angezündet hatte. Dann ruhete er an einem Hügel, welcher in der Danagegend als Landmarke für die Karawanen dient, schützte sich mit dürrem Grase gegen den scharfen Wind und zog erst gegen Morgen weiter. Nun stellten sich Hunger und Durst ein; das Wasser im Futteral des Fernrohrs war durchgelaufen; das in den Flintenläufen war theils getrunken, theils verloren. So arg wurde die Qual, daß Krapf Blätter, Wurzeln und die Excremente der Elephanten kauete, und auch Ameisen verzehrte. Das Brüllen des Löwen war Musik in seinen Ohren, weil er auf Ueberbleibsel irgend einer Löwenbeute hoffte.

Am 28. August überzeugte er sich, daß er die rechte Richtung eingeschlagen habe. Bald nach Tagesanbruch sah er wieder vier große Rhinoceronten, die hinter einem Gebüsche weideten. Sie starrten ihn an, bewegten sich aber sonst nicht. Um zehn Uhr Morgens verlor er die Danagegend aus dem Gesicht und stieg den Berg hinab in ein tiefes Thal, und an ein trockenes Flußbett. Dort belebte das Geschrei von Affen seine Lebensgeister, denn er wußte, daß in Niederungen, welche um Mittag von diesen Thieren besucht werden, eine Wasser vorhanden ist. In der That fand der müde Wanderer bald von den Affen in den Sand gegrabene Grube mit köstlichem Wasser. Er trank sich satt, band sein Schießpulver in ein Sacktuch und füllte Pulverhorn, Futteral und Flintenläufe. Zur Stillung des Hungers nahm er eine Hand voll Pulver und aß dazu junge Schößlinge von einem Baume, die aber sehr bitter waren und ihm Leibschmerzen verursachten.

Die größte Gefahr war indeß überstanden, denn bald nachher traf er mit zwei bekannten Wakamba zusammen, die ihm ein wenig Manioc gaben. Mit ihnen zog er weiter, so viel als möglich immer durch Gebüsch, um nicht bemerkt zu werden. Oft war Krapf so hinfällig, daß er allemal nach ein paar hundert Schritten sich setzen und ausruhen mußte; dabei plagten ihn Hunger und Durst, die Zunge klebte ihm am Gaumen und er konnte nicht reden. Zum

Glück traf er wieder einen Bach und konnte nun frisch gestärkt den Weg bis zu einem Wakambadorfe zurücklegen, in welchem ein Verwandter Kiwoi's Häuptling war. Man erzählte ihm, daß Kiwoi und der Europäer, also Krapf, getödtet worden seien; viele Flüchtlinge waren bereits zurückgekommen. Nebst Kiwoi waren noch vier Wakamba erschlagen worden.

Die Leute benahmen sich höchst gleichgültig gegen den Weißen; sie sagten, er sei ein schlechter Mann, weil er den Kiwoi und die Karawane nicht geschützt habe; Einige meinten, man solle ihn deshalb tödten, und Krapf's Lage wurde so bedenklich, daß er den Entschluß faßte, in der nächstfolgenden Nacht zu entfliehen. Aber am Nachmittag des 31. August kamen zwei Wakamba, welche ihn nach dem Dorfe Kitetu's abholten. Als er dort ankam, war Alles in Aufruhr; der Sohn des Häuptlings Kitetu stand völlig unbekleidet vor seinem Vater und schalt denselben auf eine entsetzliche Weise aus. Abends war festlicher Schmaus. Man schlachtete eine Kuh derart, daß man ihr die Nasenlöcher zustopfte, damit sie ersticke. Das ist die gewöhnliche Weise, in welcher die Wakamba ihre Schlachtthiere tödten.

Krapf war noch immer in einer unangenehmen und gefährlichen Lage. Die Leute umringten ihn und gafften den Weißen an; sein neues Testament, Papier, Bleistift und Fernglas wurden für Zauber gehalten. Kitetu wollte ihn weder nach Yata noch nach Kiwoi's Dorfe ziehen lassen, und man machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er nicht mit Kiwoi gestorben sei. Von den Verwandten des Letztern waren fünfzehn Handelsleute blos deshalb getödtet worden, weil sie aus Mbe waren, und man glaubte, auch die Räuber seien aus diesem Lande gekommen. Das war Blutrache.

Der weiße Mann durfte keine Zeit verlieren. Bevor er am 4. September schlafen ging, legte er etwas Speise und eine mit Wasser gefüllte Kalebasse zurecht, erhob sich Morgens um etwa zwei Uhr von seinem Lager, band Fernrohr, Speise und Flinte auf den Rücken, öffnete unter Herzklopfen die Thür der Hütte, welche mit schweren Hölzern belegt war, weil die Wakamba keine regelmäßigen Thürflügel haben, und kroch hinaus. Dann bedeckte er das Thor mit der Kuhhaut, auf welcher er geschlafen hatte, damit der kalte Wind nicht in die Hütte wehen und die in ihr befindlichen Leute zu früh aufwecken möchte. Zum Glück waren keine Hunde im Hofe. Krapf mußte an einer andern Hütte vorbei, in welcher ein Feuer

brannte und eine Frau ihr Kind säugte; sie bemerkte ihn nicht. Dann sprang er über zwei Gehäge. Eben jetzt verschwand der Mond hinter den Bergen von Kikuyu. Der Flüchtling nahm seinen Weg gen Südwesten; er hatte schon an den vorhergehenden Tagen die Umgegend ausgekundschaftet. Jetzt mußte er in der Nähe eines Dorfes vorüber, in welchem die Hunde bellten, und lief über eine grasbewachsene Ebene fort. Nach Tagesanbruch suchte er ein Versteck im Gebüsch und blieb dort bis zum Abend. Dann erst zog er weiter, fiel oft nieder und zerriß seine Kleider an den Dornen, welche er als die Tyrannen der Wildniß bezeichnet. Während er durch die Pflanzungen der Wakamba schlich, pflückte er grüne Mbellasi, eine Art Bohnen, und fand Wasser in der Sandgrube eines Waldbaches. Gegen Morgen schlief er etwa eine Stunde unter einem Baume; als er weiter ging, vergaß er seine Flinte, und kam bald nachher in eine sumpfige Gegend, in welcher Zuckerrohr wuchs. Er schälte die Rohre ab, kauete sie, nahm einigen Vorrath mit, und verbarg sich bei Tagesanbruch unter den tief herabhängenden Aesten eines Baumes. Um Mittag wäre er beinahe entdeckt worden, denn nur etwa dreißig Schritte von seinem Versteck lasen einige Frauen Holz auf. Die eine wollte sich gerade dem Baume nahen, als ihr Kind zu schreien anfing. Das rettete den Weißen, der eine volle Stunde lang in der Angst schwebte, entdeckt zu werden. Er reiste dann bei Nacht weiter in einer Gegend voll Dornen und Vertiefungen, zwischen Dörfern hin, immer besorgt, daß man ihn verhaften und dann als Zauberer tödten oder zurückhalten werde, bis ein Lösegeld von der Küste kam.

Am Ende erkannte Krapf die Unmöglichkeit, durch Nachtreisen Yata zu erreichen, und hatte keine andere Wahl, als sich den Verwandten Kiwoi's auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er verfügte sich zunächst zu einem einflußreichen Manne, Namens Kaduku, dessen Sohn sich an der Küste unweit von Rabbai niedergelassen hatte. Er wollte ihn bitten, Nachrichten über das Schicksal, welches man ihm etwa bereiten werde, nach Rabbai gelangen zu lassen. Kaduku war freundlich und theilte mit, daß Krapf's Knecht in einem benachbarten Dorfe sei. Dann ging der Missionär in Kiwoi's Dorf, wo inzwischen der Bruder des Erschlagenen Herrschaft und Frauen geerbt hatte. Krapf sprach zu ihm: „Ich habe gehört, daß ihr mich tödten wollt; ich bin in eueren Händen, ihr könnt mit mir machen, was ihr wollt, müßt aber auch die Folgen tragen, welche 'euern

ganzen Stamm treffen werden. Der Gouverneur an der Küste würde meinen Tod rächen. Begleitet ihr mich aber in Frieden nach Yata, so werde ich euch Geschenke geben." Die Hauptfrau gab dem Fremden etwas Milch. „Ich war jetzt freilich in einer elenden Lage, und so zu sagen ein Auswürfling der Menschen, der froh sein mußte, mit dem Leben davon zu kommen. Niemand wollte mir Nahrung verschaffen oder auch nur Feuer anzünden oder Wasser holen. Ich mußte um Alles bitten wie ein Bettler. Als ich nach den Sachen fragte, die ich vor meiner Reise nach dem Dana zurückgelassen hatte, wurden mir bloß meine Schuhe, mein Luftbett und etwas Reis zurückgegeben, die wichtigeren Sachen aber zurückbehalten. Und als ich nach dem Diebe fragte, ließen mir Kiwoi's Frauen sagen, daß sie mich tödten lassen würden, wenn ich auf Entdeckung des Diebstahls beharre."

Am 13. September war er wieder in Yata, wo man ihn todt geglaubt hatte. Dort fand er mehrere Wanika, welche von den Wakamba beraubt worden waren. In seiner Hütte, dem „Hühnerstall," fand er seinen Knecht; die Verwandten Kiwoi's, welche ihn nach Yata gebracht hatten, erhielten dafür einen Theil von Krapf's Habe. Dieser mußte, hülflos wie er war, und da auch seine Knechte mit den Wanika an die Küste zurück wollten, auf alle seine Pläne zur Gründung einer Mission in Ukambani verzichten, und sich zur Heimkehr entschließen. Die Häuptlinge von Yata schenkten ihm, als Ausdruck ihrer freundlichen Gesinnungen, eine Ziege. Beim Abschiede nahmen sie etwas Wasser in den Mund und sprengten es gen Himmel mit den Worten: „Wir wünschen Dir Glück auf den Weg; möge Mulungu (Gott) Dich bewahren und möge bald Regen auf unser Land fallen!"

Krapf zog ab, gen Osten. Er meint: „ich hatte so viel erreicht, daß ich jetzt wußte, wie man es angreifen muß, um in diesem Land eine Mission zu beginnen." Es bleibt aber mindestens zweifelhaft, ob eine solche überhaupt auf Erfolg rechnen könnte.

Am 20. September war er in Kikumbuliu, am 22. bei den rothen Hügeln, welche das Gallaland von der Wildniß trennen, ging über den Zawo, kam durch dichte Wälder, die undurchdringlich wären, wenn nicht Elephanten und Nashörner für die Menschen Bahn gemacht hätten, litt unterwegs Hunger und Durst, und kam am 27. Abends nach Ndunguni, so elend und abgemattet, daß er sicherlich unterlegen wäre, wenn die Reise noch einige Tage

länger gedauert hätte. Am 28. September erreichte er matt und müde seine Hütte in Rabbai, wo man ihn schon todt gesagt hatte.

Wir übergehen Krapf's Betrachtungen über die Möglichkeit einer Gründung von Missionen im östlichen Afrika, und geben einige seiner Mittheilungen über die Völkerstämme, durch welche die Angaben Burton's vervollständigt werden.

Die Wakamba werden von den Suahelis Warimangao genannt. Sie sollen von Südosten aus der Nachbarschaft von Dschagga gekommen sein; wahrscheinlich wurden sie durch das Vordringen der Wakuafi und Masai nach Norden und Osten getrieben, wo ihnen mehr gebirgiges Land offen stand. Auf das letztere legen diese Barbaren, welche hauptsächlich grasreiche Ebenen für ihre Heerden aufsuchen, den höchsten Werth, und deshalb verdrängen sie schwächere Stämme aus denselben. Die Wakamba rückten nur nach und nach in ihr heutiges Land ein, gaben das Wanderleben auf, und fingen an den Acker zu bestellen. Mit den ihnen früher befreundeten Stämmen blieben sie in Handelsverkehr, und fanden zuletzt auch an der Küste von Mombas, im Gebiete der Wanika, Zugang. In allen diesen Gegenden ist der Elfenbeinhandel hauptsächlich in ihren Händen; an die Suahelis und Wanikas verkaufen sie Vieh und tauschen dagegen fremde Waaren, z. B. Messingdraht, Baumwollenzeuge und dergleichen mehr ein.

Krapf meint, man könne die Wakamba „auf keinen Fall zum Negergeschlechte rechnen." Die Gesichtszüge sind nicht gerade häßlich, die Lippen etwas aufgeworfen, die Augen ziemlich groß, die Zähne weiß und künstlich gespitzt. Das Kinn ist etwas spitzig, der Bart sehr schwach oder gar nicht vorhanden, die Haut glatt und schwärzlich. Sie wird gewöhnlich mit Röthel und Butter gefärbt, und das Haar scheert man ab oder dreht es in Locken. Die Wakamba beiderlei Geschlechts gehen fast ganz nackt und haben nur über der Hüfte ein Stück Zeug oder Fell. Der Schmuck ist ähnlich wie bei den übrigen Ostafrikanern; kleine kupferne Ketten werden von Wakambaschmieden verfertigt.

Die Wakamba sind geschwätzig, lärmend, unzuverlässig und habsüchtig, an der Küste als Diebe verschrien und arge Bettler und Lügner. Auf der Jagd und auf Reisen zeigen sie sich muthig und unternehmend und können große Beschwerden ertragen. Ihre Zahl soll etwa 70,000 betragen. Sie haben keinen König oder Häuptling, der von der ganzen Nation anerkannt wäre, und eben so wenig

giebt es allgemein bindende Gesetze. Jedes Familien- und Dorfoberhaupt regiert gemeinschaftlich mit den Aeltesten des Orts die Leute nach alten Sitten und Gebräuchen. Ein Mann gelangt zu Macht und Ansehen durch Reichthum, Rednergabe, und wenn er für einen Zauberer und Regenmacher gilt. Bei dem oben erwähnten Kiwoi trafen diese Eigenschaften zusammen. Der Aberglaube äußert sich in ähnlicher Weise wie bei den übrigen Negroiden; die Wakamba haben es noch nicht einmal bis zum Fetischismus gebracht und besitzen keine Idole; es fehlt ihnen jedes religiöse Bedürfniß und sie haben auch kaum eine religiöse Vorstellung. Das Sklavenwesen hat bei ihnen besonders in der neuern Zeit größern Eingang gefunden. Im Innern kaufen sie Sklaven in Mbe, an der Küste von den Suaheli; die Sklaven im Innern sind meist Kriegsgefangene. In Ukambani liegt viel vortreffliches Eisen, das man dem indischen weit vorzieht.

Die Wakuafi- und Masaï-Stämme haben ein Flachland von vier bis sechs Breitengraden im Innern von Ostafrika inne, so daß sie sich bis zwei Grad im Norden und vier im Süden desselben erstrecken. Sie selber nennen sich Orloikob oder Loikob, in der Einzahl Orloikobani, was so viel bedeutet als Besitzer des Landes, Ureingeborene, Aborigines; Wakuafi und Masai sind Benennungen, welche die Küstenbewohner ihnen geben. Ihre Sprache ist von dem großen südafrikanischen Sprachstamme, welchen Krapf als den orphno-hamitischen bezeichnet, ganz verschieden, hat dagegen in lexikographischer Beziehung einige Verwandtschaft mit einem sehr alten Arabisch, welches er kuschitisch-arabisch nennt.

Diese Stämme führen eine durchaus nomadische Lebensweise; wo Gras und Wasser in Fülle ist, bleiben sie oft Monate lang mit ihren Heerden. Ihre Nahrung besteht in Milch, Butter, Honig und Fleisch; der Genuß von Getreide macht, nach ihrer Meinung, die Leute schwächlich und paßt nur für die verachteten Volksstämme auf den Bergen. Sie haben große Abneigung gegen den Ackerbau, machen oft Raubzüge, um anderen Stämmen Vieh wegzunehmen, denn sie sagen, der Himmel (Engai) habe ihnen alles Vieh gegeben, und keine andere Nation dürfe dergleichen besitzen. Um sich ihr „Eigenthum" zu holen, machen sie Einfälle in das Gebiet der Wakamba, der Galla, der Wadschagga und selbst der Wanika an der Seeküste. Die schwächeren Stämme wagen es nicht, diesen gefürchteten Kriegern im offenen Felde entgegen zu treten,

sondern überlassen denselben ihre Heerden und retten sich durch die Flucht. Sie führen Spieße, große lange Schilder und eine sehr gefürchtete Waffe, vor welcher sich selbst die Musketenträger fürchten. Es ist eine Keule, mit welcher sie fünfzig Schritte weit werfen oder dem Feind die Hirnschale einschlagen. Die Wakuafi verbergen sich hinter dem Schilde, bis der Gegner so nahe ist, daß sie ihn mit dieser Keule erreichen können.

Diese Barbaren haben über ihren Ursprung folgende Sage. Der Engai (Himmel, Gott) setzte in uralten Zeiten einen Mann, Namens Neiterkob, auf den Orldoinio-Eibor, d. h. Weißberg, Schneeberg, nämlich den Kenia. Neiterkob war eine Art Halbgott und mehr als Mensch, aber doch nicht so viel wie der Engai. Von diesem Wesen auf dem weißen Berge bekam Ndschemasi Enauner Kunde, der mit seinem Weibe Samba auf dem hohen Berge Samba wohnte, der südwestlich von Orldoinio Eibor liegt, aber keinen ewigen Schnee hat. Die Frau Samba gebar, durch Neiterkob's Vermittelung, eine Anzahl von Kindern, und diese sind die Stammväter der Wakuafi und Masai. Neiterkob unterwies den Mann der Samba im Bezähmen der wilden Kühe und Büffel, welche am Fuße des weißen Berges in großer Menge vorhanden waren, und so wurden die Wakuafi ein Hirtenvolk. Neiterkob verschwand plötzlich vom weißen Berge. Da kehrte Ndschemasi auf den Berg Samba zurück und dieser war seitdem Hauptsitz der Masai, während deren Brüder, die Wakuafi, den weißen Berg als ihre ursprüngliche Heimath betrachten, und noch jetzt aus weiter Ferne sich dorthin begeben, um dem Engai Opfer zu bringen und um Gesundheit, Regen und Vieh zu bitten. Das weite grasreiche Flachland, welches sich südöstlich vom weißen Berge ausbreitet, heißt Kaptei oder Kaputei, und dort halten sich die Urstämme der Wakuafi auf. Sie haben also gerade das Land im Besitz, das sich zwischen den Schneebergen Kilimandscharo und Kenia befindet, „und sie sitzen an den Quellen des weißen Flusses, wie die wilden Agaus in Abessinien sich an den Quellen des blauen Flusses herumtreiben.“ Uebrigens hegen die beiden Bruderstämme tödtlichen Haß gegen einander und das ist ein Glück für die schwächeren Völker. Denn wären jene beiden vereinigt, so würden sie ihnen nicht widerstehen können; selbst die Galla fliehen vor ihnen und werden zwar oft durch List, aber nie in offener Feldschlacht so mächtigen Feinden gefährlich.

Krapf schildert diese Wakuafi und Masai als große und schlanke

Gestalten mit schönen Gesichtszügen und etwas heller Farbe. Sie haben, sagt er, die meiste Aehnlichkeit mit den Somal, und ihre Mädchen sind bei den Suaheli und Arabern sehr gesucht. Beide Stämme halten sich, wie gesagt, für die ausschließlichen Besitzer der Ebenen und Wildnisse, und lassen die Bergbewohner in Ruhe, wenn diese nicht ins Flachland herabkommen, um dasselbe abzuweiden; doch scheinen sie in neuerer Zeit Versuche gemacht zu haben, sich des Berges Kadiaro zu bemächtigen, um von dort Raubzüge gegen die Galla, Wanika und Suaheli zu unternehmen.

Da, wo die Masai und Wakuafi sich längere Zeit aufhalten, bauen sie eine große Art von Stadt, eine Orlmaniara, in der sie Hütten errichten, welche mit Gras oder Ochsenhäuten bedeckt werden.*) Gegen plötzlichen Ueberfall schützt ein Dornengehäge. Die Bewachung liegt den Elmoran ob, den jungen Kriegern, welche gleichsam das stehende Heer bilden und immer kriegsbereit sind. An ihrer Spitze steht der Orlkibroni oder Häuptling, immer ein reicher, tapferer, redefertiger Mann, und er leitet in Gemeinschaft mit dem Orleibon, der Zauberer, Arzt, Regenmacher, Beschauer der Eingeweide in einer Person ist, die Angelegenheiten der Wakuafi- und Masai-Republiken. Die Würde des Häuptlings ist nicht erblich; wenn er mehrmals vom Feinde geschlagen wird, kann das Volk ihn absetzen oder tödten.

Die Kinder bleiben bei den Müttern und alten Leuten, welche die Heerden und die Hausgeschäfte besorgen; die Knaben gehen dem Spiel nach oder auf die Jagd; die Jünglinge bilden den Kern der Streitmacht; verheirathete Männer in mittlerm Alter gehen mit in den Krieg und stellen Elephanten und Büffeln nach. Die Alten ziehen nicht mehr mit aus, sondern überwachen Alles, und man zollt ihnen große Achtung. Die Weiber tragen lederne Röcke, welche bis über die Knie reichen; den Brautpreis bilden Kühe; jede Familie hat für ihr Vieh ein besonderes Brandmahl.

Tabak, der mehr geschnupft als geraucht wird, kommt zumeist aus Kikuyu, Dschagga und Usambara zu ihnen; fremde Waaren bringen ihnen Suaheli-Karawanen, die gewöhnlich zwischen 600 und

*) Eine kleinere Stadt nennen sie Engang; eine Niederlassung, welche anfängt groß zu werden, Enganassa. Das Wort „Stadt" ist natürlich streng im afrikanischen Sinn, als eine Masse unregelmäßig neben und durch einander stehender Hütten, zu fassen.

1000 Mann stark und mit Musketen bewaffnet sind. Sie holen Elfenbein. Honigwasser, Meth, Olmarua genannt, ist Lieblingsgetränk. Jeder Fremde gilt für einen Feind; Sklaven machen die Wakuafi und Masai nicht, treiben auch keinen Menschenhandel, tödten im Kriege Männer und Frauen, und lassen nur kleine Kinder am Leben. Einzelne Stämme im Innern, z. B. die Wandurobbo, Elkonono und Wamau, stehen in einem Sklavenverhältniß zu den Masai und Wakuafi, etwa so wie die Dahalo zu den Galla an der Küste von Malindi. Sie müssen für ihre Gebieter Elephanten jagen, Spieße, Messer und Schwerter machen, und haben noch allerlei andere Obliegenheiten.

Bei Begräbnissen haben sie weder Geheul noch Tanz, sollen auch keine Ruhetage kennen, während bei den Wanika jeder vierte Tag ein Fest- und Trinktag ist. Sie haben, wie so viele andere Ostafrikaner, Beschneidung; eine schwache Vorstellung von einem höchsten Wesen scheint vorhanden zu sein. Sie nennen dasselbe Engai, und das Wort bedeutet zunächst Regen und Himmel. Es wohnt auf dem weißen Berge, woher das Wasser oder der Regen kommt, der für Wiesen und Kuhheerden unentbehrlich ist. Zwischen Engai und den Menschen bildet Neiterkob eine Art Mittler, und an ihn wendet man sich zuerst, wenn man Wünsche für Regen, Gesundheit, Vieh oder Sieg bittend ausspricht.

Ausführlich hat Krapf über die Masai und Wakuafi im „Auslande", Jahrgang 1857, S. 437 ff. gesprochen.

Viertes Kapitel.

Rebmann's Ausflug nach Kadiaro im Teita-Lande und seine drei Reisen nach Dschagga.

Rebmann hatte gleich nach Anbeginn seiner Missionsthätigkeit den Wunsch gehegt, das Land, welches sich hinter Mombas nach dem Innern hin ausdehnt, zu erforschen, hatte aber manche Schwierigkeiten zu überwinden, bevor seine Absicht ausgeführt werden konnte. Ihm kam es darauf an, zunächst den etwa 36 Stunden von der Küste entfernt liegenden Berg Kadiaro im Teita-Lande zu besuchen, und dann bis in die Landschaft Dschagga vorzudringen.

In der Nacht des 14. Oktobers 1847 trat er, begleitet von sechs Wanika und zwei Mohammedanern, seinen Ausflug nach Kadiaro an. Der Weg führte zunächst an einigen Weilern der Wakamba vorbei, auf ein wellenförmiges Gelände. Ein Vogel, welcher von der Linken zur Rechten über den Weg flog, galt für ein böses Anzeichen bei den Schwarzen, wir finden also in dieser Gegend denselben Aberglauben, welchen Burton auf seiner Reise durch Unyamwezi bemerkte. Rebmann bemühete sich seinen Begleitern klar zu machen, was eigentlich das Schreiben bedeute, damit sie nicht Verdacht der Zauberei haben sollten, wenn sie ihn schreiben sahen. Die Bewohner jener Gegend sind Halbnomaden, die auch den Acker bestellen; das Dorf Engoni bestand aus zwei Abtheilungen, deren jede zehn

bis fünfzehn Hütten enthielt und mit einem heckenartigen Gebüsch umgeben war.

Nachdem der Reisende vier Stunden lang durch eine unangebauete Landstrecke gekommen war, erreichte er Endungu. Mit diesem Namen bezeichnet man die ganze östliche Gränze einer Wüste, die sich zwanzig Stunden weit bis nach Teita hin ausdehnt, und wahrscheinlich nach Norden hin sich bis ins Gallaland erstreckt. Sie bildet eine große Ebene; in Endungu, das einige hundert Fuß über der Wüste steht, übersieht man diese letztere; im Hintergrunde erheben sich die Berge von Teita bis 5000 Fuß Höhe.

Die Wildniß war in den letzten Jahren durch die Raubzüge der Wakuafi und Galla sehr unsicher geworden. Mohammedaner und Heiden suchten sich deshalb durch Zauber gegen Ueberfälle zu schützen. Rebmann sah am Wege zwei schwarzgebrannte, etwa zwei Fuß lange Zauberstäbe aufgepflanzt, welche man an einem Ende mit Baumrinde umwunden hatte. Die Leute, welche voraus gingen, blieben stehen, um zu warten bis der Karawanenführer käme, und sie an sich und mit durch die Wüste zu nehmen. Aber der Missionär riß die Stäbe aus und warf sie weit weg; als die Schwarzen sie wieder aufnahmen, zerbrach er sie und schnitt mit dem Messer die Rinde ab. Das Alles geschah zum großen Mißvergnügen seiner Begleiter, welche äußerten: für den Karawanenführer seien jene Stäbe genau dasselbe, wie für ihn, den Missionär, sein Buch, nämlich die Bibel; sie seien die Arzenei, vor welcher die Löwen fliehen würden. Der Führer hatte alle seine früheren Reisen nur mit solchen Stäben gemacht und sagte zu dem Weißen, welcher gegen den Aberglauben eiferte: „Jeder Mensch hat seine Weise."

In der Wüstenei liegen Wasserquellen; der Pflanzenwuchs ist einfach, neben vielen Euphorbien treten verkrüppelte Akazien auf, die ein Gummi liefern. Der Weg war nicht beschwerlich, das Wild zahlreich, namentlich sah Rebmann Gazellen, Antilopen, Giraffen und das Baschi. Diese letztere Thierart kannte er nicht; die Jungen, sagt er, gleichen sehr den Schweinen und werden deshalb von den Mohammedanern nicht gegessen; die Alten hatten mehr die Gestalt eines Esels und waren von grauer Farbe.

Am 16. Oktober erreichte er Kurundu, am folgenden Tage Ja Endoro, dann Mundege, fand überall Wasser, übernachtete unter freiem Himmel und kam am 18. nach Kadimu, das er als ein Vorspiel der Berge von Teita bezeichnet; ungeheure Felsmassen

sind mehrere hundert Fuß hoch übereinander gethürmt und ohne allen Pflanzenwuchs. Einige Stunden später war er in Lukinga; dieser Name bezeichnet eine Hügelgruppe, welche schon bis 600 Fuß hoch und mit prächtigem Pflanzenwuchs bedeckt ist. Die felsigen Anhöhen, welche die Wüste von Nord nach Süd in einer Entfernung von je vier bis fünf Stunden durchziehen, hält Rebmann für eben so viele Gebirgsansätze, welche dann in den Bergen und Gebirgszügen von Teita eine Höhe von 4000 bis 5000 Fuß erreichen.

Am 19. Oktober erreichte er denjenigen Theil von Teita, welcher Kadiaro genannt wird. Dies ist eine einzeln stehende Bergmasse, welche sich etwa anderthalb Stunden von Süden nach Norden ausdehnt, und in der Mitte die höchste Spitze erreicht; letztere besteht aus einer ungeheuern Felsmasse und steigt großentheils vollkommen senkrecht empor. Auf diesem Berge findet man das Dorf Maquastni, dessen halbhundert Hütten zwischen den aus dem Berge hervorstehenden Felsen liegen. Dort begrüßte Rebmann eine Versammlung von Teita-Leuten, Menschen von ernstem Charakter, welche sogleich fragten, ob der fremde Mann gekommen sei, um eine Festung zu bauen. Im Dorfe befanden sich auch zwei Männer vom Stamm der Pare, der zwei Tagereisen südwestlich von Teita liegt. Sie waren in Häute gekleidet und hatten sehr regelmäßige Tabakspfeifen, welche sie selbst verfertigen. Aus einer Anzahl von Wörtern, welche der Missionär sammelte, schließt er, daß ihre Sprache, wie jene der Teitaleute, zur Familie der Kisawaheli gehöre.

Die Teita-Leute sagen, daß ihre Voreltern dreißig Tagereisen weit aus Norden hergekommen seien. Damit stimmt die Bauart ihrer Hütten überein, welche nach abessinischer Weise eine runde, manchmal auch länglich-runde Gestalt haben; auch reichen die Dächer nicht, wie bei den Wanika, bis auf den Boden hinab, sondern hören vier Fuß über der Erde auf. Die Frauen behängen sich mit einer außerordentlich großen Menge von Glasperlen, mit denen sie auch den doppelten Lederschurz besetzen, welchen sie um ihre Hüften tragen. Auch tragen sie, gleich den Männern, Reifen von Messingdraht. In dem steinigen Boden gedeihen doch Mais, Bohnen, Pisang und ein vortreffliches Zuckerrohr, aus welchem man ein Lieblingsgetränk bereitet.

Rebmann wollte die Spitze des Berges ersteigen, dessen Höhe, wie er sagt, noch zweimal so hoch gelegen sein mag, als das Dorf gelegen ist. Er wollte den See betrachten, welcher angeblich auf

dem Gipfel liegt, und einen Ueberblick des Landes nach Westen hin gewinnen. Aber die Teita-Leute verweigerten die Erlaubniß, und gestatteten ihm nur eine niedrige Höhe zu ersteigen. Sehr naiv sagt er: „Ich muß gestehen, daß mir dieses Verhalten der Leute, bei dem Bewußtsein, daß ich gekommen sei, ihre eigene zeitliche und ewige Wohlfahrt zu befördern, für einige Augenblicke fast Thränen auspreßte!“ Von jener Berghöhe hatte er eine ziemlich weite Aussicht nach Nordwesten und konnte das ganze Teita-Land überblicken. Es bildet ein Dreieck, dessen südliche Spitze durch den Kadiaro gebildet wird. Die nördliche und nordwestliche Spitze stellt sich dar in den Gebirgszügen Endara und Bura, die beide von Südwest nach Nordost, angeblich in einer Länge von drei Tagereisen, sich erstrecken. Der Rücken dieser beiden Gebirgszüge scheint schmal zu sein und in derselben Höhe von vier bis fünf tausend Fuß auf eine weite Strecke hin zu verlaufen, ohne viele hervorragende Gipfel darzubieten.

„Mit dem Teita-Lande,“ schreibt Rebmann, „hatte ich eine zweite Terrasse auf dem Hochlande von Afrika zu ersteigen gehofft; aber statt dessen zog sich dieselbe Ebene, auf die man durch das Randgebirge (— Krapf sagt statt dessen in der englischen Ausgabe: Dünen —) heraufsteigt, das sich der Küste entlang zieht und von den Wanika bewohnt wird, zwischen dem Kadiaro und den zwei nördlichen Gebirgszügen von Teita hindurch.“ Auf dem Kadiaro, also dem südlichen Theile des Landes, sollen nur acht Dörfer, zusammen mit etwa zwei tausend Bewohnern sein. Auf dem Bura, der auch Kilima Kibomu, Großer Berg heißt, sollen 500, auf dem Endara 800 Dörfer liegen; das würde etwa 152,000 Seelen ergeben, wenn die Nachricht keine Uebertreibungen enthält.

Am 22. Oktober trat Rebmann seinen Rückweg durch die Wüste an und war am 25. wieder in der Mission Rabbai Mpia.

Seine erste Reise nach Dschagga nahm die Zeit vom 27. April bis zum 10. Juni 1848 in Anspruch, und sie bot eine ergiebigere Ausbeute als jener kurze Ausflug nach dem Kadiaro, welchen er jetzt wieder berührte. Von dort gelangte er in nordwestlicher Richtung zu dem kleinen bewaldeten, aber unbewohnten Berge Buguda, überschritt am 3. Mai den Bach Madade, der am östlichen Fuß des Bura von Norden nach Süden fließt, manche andere kleinere Gewässer aufnimmt, dann den Namen Gnaro bekommt, der Küste zufließt, sich mit dem Dschimbo (Dschiarbo) vereinigt, und bei Wasin ins Meer fällt. Der Reisende war nun im Gebiete von

Bura und verweilte des Regenwetters halber bis zum 6. Mai beim Dorfe Dschawia, das auf der Spitze des Berges liegt. Die Bewohner waren sehr zurückhaltend, selbst die Kinder fürchteten sich vor dem Fremden, was uns nicht wundern darf, wenn es richtig ist, daß die mohammedanischen Kaufleute den Schwarzen erzählen, seien die Europäer Menschenfresser.

Auf dem Wege weiter nach Westen gewann man besonders gen Süd und Südwest eine herrliche Aussicht nach den Pare- und Ugonobergen hin. Rebmann glaubte sich in die Baseler Juraberge oder in die Umgend von Cannstadt versetzt, so schön war das Land und so lieblich das Klima. Beim Dorfe Muasagnombe erhoben zwei Häuptlinge Abgaben in Domestics und Glasperlen. Die Teitaleute sind ungemein schmutzig und die Kinder durch denselben sehr verkümmert. Von einer Bergspitze in der Nähe des Dorfes, erblickte Rebmann abermals die Pare-Gebirge im Süden und die von Ugono in Südwesten. Bevor er am 9. Mai weiter reiste, beschenkte der Häuptling des Dorfes ihn mit Dschoft, einem aus Zuckersaft bereiteten Getränke und der Hälfte eines Rindes, das erst noch geschlachtet werden sollte. Bevor der Dschoft dem Fremden überreicht wurde, spie der Häuptling drei Mal auf die Erde; weiteren Ceremonien entzog sich der Missionär, weil er darin „heidnisches Treiben“ sah, und sein mohammedanischer Führer, Bana Cheri, wurde Stellvertreter. Der Brauch scheint uns ein recht sinniger zu sein. Als das Rind zu Boden geworfen worden war, nahmen der Führer und der Häuptling Maina Gras in die Hand und sprachen, gewissermaßen in liturgischer Weise, verschiedene Wünsche und Gebete zum höchsten Wesen und zu den Seelen der Verstorbenen. Der Sinn dieser sehr hübschen Ceremonie war folgender:

Beide Schwarzen sprachen: „Dieser Fremde ging von den Seinigen fort, und kam zu mir und sprach: Maina, laß uns einig werden. Ich sagte zu ihm: Wir wollen als Vergnügte in Freude mit einander reden. Wir wollen gemeinschaftlich Gott bitten, daß er dieses Land heile. (Es herrschte gerade eine Krankheit in Bura.) Möge die Krankheit von meinem Dorfe weichen. Möge dieser Fremde, wohin er auch gehe, kein Ding (wohl etwas Böses) auf dem Wege sehen, nicht aufgehalten werden durch Dornen, nicht zusammentreffen mit Elephanten oder Nashörnern, nicht mit den Masai (einem feindlichen Volke). Wenn er ankommt in Dschagga, so mögen die Leute dort ihn erfreuen. Ich bitte die Seele meines Vaters und meiner

Mutter, zu machen, daß er anlange. Wir mögen kommen, ich mit ihm, wir wollen uns freuen, wie wir jetzt uns freuen. Er lange an im Frieden, verirre sich nicht auf dem Wege, und das, was ich ihm gebe (das Rind), esse er selbst; es bekomme ihm gut; es möge ihm nicht wehe thun."

Das mag nach den Begriffen eines Missionärs sehr „heidnisch" sein; aber es ist rührend durch seine Einfachheit, und wunderschön ausgedrückt und rechtschaffen gemeint. Es liegt ungeheuchelte Frömmigkeit darin, die sich freilich nicht in abendländischen Formeln ausdrückt. Während dieses Gebetes hielten beide Männer Gras in der Hand, gaben dann dasselbe dem Rinde zu fressen und ließen dieses schlachten. Der Missionär nahm das Fleisch, ließ es räuchern, und es bekam ihm wohl, obschon es unter „heidnischen" Ceremonien geschlachtet worden war.

Am 9. Mai übernachtete er am Flüßchen Gnaro, kam am andern Tage durch eine Gestrüppwiese, in welcher die Teitas viele Fallgruben gemacht hatten, um Büffel und Elephanten zu fangen; die letzteren scheinen hier häufiger zu sein als östlich von Teita; auch sah man Giraffen, Zebras und ein Nashorn. Am 11. sah er die Berge von Dschagga immer deutlicher. „Gegen zehn Uhr Morgens glaubte ich den Gipfel von einem derselben, mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt, zu erblicken. Mein Führer bezeichnete das Weiße, das ich sah, schlechtweg als Kälte (Beredi); es wurde mir aber eben so klar als gewiß, daß das nichts Anderes sein könne als Schnee, welchen Namen ich meinen Leuten sogleich nannte und die Sache zu erklären suchte.

„Sie wollten mir aber nicht recht glauben, ausgenommen mein Führer, der, wie ich nachher erfuhr, auf seiner letzten Reise nach Dschagga (wo er schon wußte, daß wir auch dorthin zu gehen beabsichtigten, und daher für das Silber in jenem Lande fürchtete) die Sache untersuchen ließ. Er schickte gegen eine geringe Belohnung einige Dschaggaleute den Berg hinauf, die ihm des Silbers so viel als möglich bringen sollten; sie brachten aber dem spekulirenden Suaheli nichts als Wasser zurück. Alle die sonderbaren Geschichten von einem unzugänglichen, weil von bösen Geistern bewohnten Gold- und Silberberg im Innern, die ich mit Dr. Krapf seit meiner Ankunft an der Küste oftmals gehört hatte, waren mir nun auf einmal klar geworden. Natürlich, daß die un-

gewohnte Kälte die halbnackten Besucher des Schneegebirges bald zur Rückkehr nöthigte; oder wenn sie auf Befehl der despotischen Dschaggakönige genöthigt waren, weiter zu gehen, so lange ihr Körper nicht gänzlich erstarrt war, sie wirklich tödtete; was dann Alles in der Unwissenheit der Eingeborenen den bösen Geistern zugeschrieben wurde. Der Schnee fällt natürlich sehr fern von den Wohnungen." *)

Der Missionär las nun den 111. Psalm in der englischen Bibel. Gegen Nordwesten sah er wieder einen andern großen Berg in der Nähe von Kikumbuliu, welcher die südliche Gränze des Wakambalandes bildet. Die ganze Gegend in der Mitte zwischen Dschagga und Teita hatte etwas Großartiges. Westlich war der hohe Kilimandscharo mit seinem ewigen Schnee, südwestlich lag der einförmige und plumpe Ugonoberg, nordwestlich der ausgedehnte Bergzug von Kikumbuliu, östlich waren die Ketten der Teitaberge mit ihrer höchsten Spitze, Veruga genannt, welche, den Kilimandscharo ausgenommen, 4000 bis 6000 Fuß über die sie umgebende Ebene hervorragen. Auch konnte Rebmann einen schwachen Blick nach Kaptei thun; so heißt das eigentliche Land der Wakuafi.

Der Reisende kam dem Dschaggaland immer näher, nachdem er über den nur etwa sechs Ellen breiten Lumi- oder Lomifluß gegangen war. Der Pflanzenwuchs wurde nun reicher, in Wiesenthälern wuchs hohes Gras. Bald war er an dem frischen Gonafluß, „dessen Quelle das Schneehaupt des Kilimandscharo ist." Er war 3 Fuß tief, 30 bis 40 Fuß breit, und tosete gewaltig schnell über sein Felsenbett dahin. Das Wasser war kalt; ein Baumstamm bildete die Brücke.

Am 13. Mai wurde der erste Schanzgraben erreicht, welcher das kleine Königreich Kilema umgiebt. Die Menschen gingen durchweg unbekleidet. Ueber den Graben war ein dünner Baumstamm gelegt, welcher die Brücke bildete. Man begegnete vielen Soldaten des Königs; sie trugen nur gefranzte Thierhäute; einer derselben ging fort, um seinem Könige die Ankunft der Fremden zu melden, welche im Schatten eines Baumes saßen.

Rebmann erschien vor dem Könige Masaki, welcher etwas

---

*) Diesen Absatz hat Dr. Krapf in der englischen Ausgabe fortgelassen. Wir wollen aber, da noch immer so viel über den Kilimandscharo hin und hergestritten wird, die Aeußerungen und Ansichten Rebmann's wörtlich geben, obwohl einleuchtet, daß sie der Kritik einen weiten Spielraum gewähren.

Gras in der Hand hielt; dergleichen mußte auch der weiße Mann nehmen, denn das Grashalten ist ein Symbol der Begrüßung, bei welcher man sich auch die Hand reicht. Dann wurde ein Schaf geschlachtet, damit das Kischogno, Zeichen der Freundschaft, gegeben werden könne. Der König nahm ein Stück Haut von der Stirn des Thieres und befestigte es dem Gast am mittlern Finger der rechten Hand wie einen Ring. Nun war Rebmann „des Königs Sohn." Er schenkte seinem Vater Baumwollenzeuge, Glasperlen, Scheere, Nadeln, und auch Messer und Gabeln, deren Gebrauch er ihm erklärte. Als aber Masaki ihn einige Tage später besuchte, hatte Seine Majestät die Gabel als Schmuck in sein Haar gesteckt! Den eigentlichen Gebrauch eines solchen Werkzeuges konnte er nicht begreifen. Des Königs Bruder war ein zudringlicher Bettler. Täglich erhielt Rebmann Besuche von den Großen des Landes, die unter Anderm fragten, ob im Lande der Weißen Menschen seien, welche vermöge ihrer Größe die Sonne ergreifen könnten, und ob auch Gras und Wälschkorn bei ihnen wachse. Der König war ein lebhafter junger Mann von verständigem Aussehen. Die Sprache der Dschaggas, das Kidschagga, bildet mit der Suaheli- und Kinikasprache eine und dieselbe Familie.

Der Fremde durfte ungehindert Ausflüge in die Umgegend machen und bestieg einen etwa 2000 Fuß hohen Berg, von welchem er eine weite Aussicht hatte. Im Südsüdosten lag ihm das massenhafte, bis 6000 Fuß hohe Ugono- und Usangegebirge, nur eine kleine Tagereise weit entfernt; etwas weiter hin in derselben Richtung das niedere Bergland von Kisungo, „am Fuße dessen und des Ugonogebirges der große See Ibe sich ausbreitet, der in der Sprache der Wakuafi Ariaro genannt wird, und sich in einem großen Winkel nach Süden, zwei Tagereisen von Ost nach West ausdehnt." (?) Gegen Südosten war die Aussicht bis nahe an die Meeresküste geöffnet, denn man konnte den Gipfel des hohen Jomboberges im Wanikaland, in der Nähe von Wasin, noch deutlich unterscheiden. Der Führer sagte, von diesem Berge könne man sowohl die Insel Zanzibar wie den Schneeberg Kilimandscharo sehen, gewiß eine interessante geographische Thatsache, wenn sie richtigist. „Der Kilimandscharo war in Wolken gehüllt, sonst hätte ich ihn auch sammt seiner Silberkrone sehen können, durch die ihn der Schöpfer des Weltalls zum Könige der Berge Ostafrikas erklärt hat." Rebmann meint, die Portugiesen seien wohl einst bis nach Dschagga vorge-

drungen. Die Dschagga-Leute beten auch, wie wir schon weiter oben sahen, zu den Seelen der Verstorbenen, welche sie Warumu nennen. Sie setzen nicht, wie die Wanika, Reis und Palmwein, sondern Milch auf die Gräber, und diese Sitte ist in Afrika sehr weit verbreitet.

Die Rückreise wurde am 29. Mai Abends angetreten, und am 11. Juni war der Missionär wieder in Rabbai Mpia. Von Kadiaro hatte er den Weg zur Küste über Schimbas eingeschlagen, d. h. über die südliche Fortsetzung des von den Wanika bewohnten Küstengebirges, das etwa eine Tagereise von Rabbai entfernt ist.

Die Dschagga unterscheiden sich sehr wesentlich durch ihre Regierungsform von den Wateita, den Wanika und Wakamba. Es scheint fast, als ob zwischen der Bodengestaltung dieser Länder und ihren politischen Einrichtungen eine gewisse Uebereinstimmung vorhanden sei. Im Flachlande der Wakamba geht in der ausgedehnten Ebene gleichsam Alles auseinander, kein Mensch hat einige Autorität oder Herrschaft. Bei den Dschaggas finden wir das andere Extrem; bei ihnen ist ein Einziger mit solcher Machtfülle ausgestattet, daß alle Uebrigen nichts weiter als Sklaven sind, die Wandschama, Geheimen Räthe des Herrschers, etwa ausgenommen.

Dem Mangi, König, ist es allemal lieb, wenn ein Knabe geboren wird. Alle männlichen Kinder werden gleich in den ersten Lebensjahren den Müttern weggenommen, und gemeinschaftlich für den Dienst des Herrschers erzogen. Sie müssen Wache stehen und an Wasserleitungen und Schanzgräben mitarbeiten. Auch über alle Weiber hat der Mangi unumschränkte Gewalt, und keine Hochzeit kann ohne seine Genehmigung stattfinden. Ein Msoro, der sich eine Frau nehmen will, muß dem Herrn und Gebieter seinen Wunsch anzeigen.*) Dieser giebt der Braut einen Ring an den Finger und erklärt sie dann für des Mannes Frau. Auch schenkt der König der Familie des Brautpaares ein gutes Getränk.

Fast alle Arbeit, auch jene auf dem Felde und im Viehstalle, fällt den Frauen zu.**) Die Wasoro, so heißen die Bewohner, arbeiten nur wenig; ihre Beschäftigung besteht darin, den König und das Land zu bewachen. Der Boden ist fruchtbar, die Menschen

*) Wir finden Aehnliches an der Westküste von Afrika im Lande Dahóme. Auch dort gehören alle Kinder dem Könige, dieser vergiebt die Frauen, und seine Gewalt ist eben so unumschränkt wie in Dschagga. „Karl Andree, Geographische Wanderungen. Dresden 1859, Bd. II. S. 383 ff."

**) Die Leute in Dschagga haben Stallfütterung.

sind arm, aber kräftig und gesund. Städte oder zusammenhängende Dörfer haben sie nicht, sondern vereinzelte Höfe, die etwa fünf Minuten Weges auseinander liegen und von Pisangfeldern umgeben sind. Gegen die wilden Thiere, namentlich die Hyänen, schützt man sie durch künstliche oder lebendige Zäune. Die Webekunst ist ihnen unbekannt. Des Handels wegen kommen sie mit ihren nächsten Nachbarn, den Dafetas, den Ugono- und Kaheleuten oft auch an Marktplätzen, Sangaras, zusammen. Eine eigenthümliche Waare bildet die Emballa, eine Erdart, die südlich von Dschagga, im Lande Kahe gefunden wird. Sie lösen dieselbe in Wasser auf, das sie an ihre Speisen thun; es ersetzt ihnen das Salz, welches sich bei ihnen nicht findet. Es ist bitter und schmeckt wie das Balinger Wasser in Württemberg.

Rungua, König von Madschame, sandte einst viele Leute ab, welche sich überzeugen sollten, ob das Weiße, das auf den hohen Bergen lag, etwa Silber sei. Aber nur ein einziger Mann kam mit erfrorenen Händen und Füßen zurück, alle übrigen waren vor Kälte oder Schreck umgekommen. Rebmann's Führer will jenen Mann noch mit gänzlich erfrorenen Gliedern gesehen haben. Er erzählte auch, oben auf dem Berge sei eine offen stehende Thür gewewesen, etwa so wie an dem Festungswerke von Mombas. „Wie sonderbar, wenn die Portugiesen sogar in den Schneeregionen von Dschagga eine Festung gebaut hätten!“ ruft Rebmann aus, obwohl die Erzählung des Führers offenbar aus der Luft gegriffen ist. Wer dem Schnee so nahe wohnt wie die Dschagga, weiß sicherlich, was Schnee und Eis ist.

Nach Verlauf einiger Monate trat der unerschrockene Missionär eine zweite Reise nach Dschagga an, welche die Zeit vom 14. November 1848 bis zum 16. Februar 1849 in Anspruch nahm. Seine Begleitung bestand aus fünfzehn Suaheliträgern und dem schon erwähnten Führer Bana Cheri. Auch diesmal preßten die Häuptlinge von Kadiaro und Buru ihm einen großen Theil seiner Waaren ab. Am 4. Dezember brach er von Bura nach Dschagga auf, legte, wie er behauptet, binnen drei Tagen eine Strecke von 80 (?) englischen Meilen durch die Wüste zurück, und kam wieder nach Kilema, wo Masaki ihn freundlich aufnahm und scheinbar gegen die Weiterreise nach Madschame nichts einzuwenden hatte. Aber bald nahmen die Dinge eine andere Wendung. Masaki fragte: was er dem weißen Manne Böses gethan habe, daß dieser ihn verlassen,

zu einem andern König ziehen, einen andern als ihn sich zum Freunde machen wolle? Das sei ja, als ob ein Mann eine Frau heirathe, sie bald nachher verlasse und eine andere aufsuche.

Diese Vorstellungen sind ächt afrikanisch. Masaki wollte keinem andern die Waaren gönnen, welche der Fremde mitgebracht hatte. Aber Mamkinga, König von Madschame, war der mächtigste unter den Monarchen in Dschagga, „und gleichsam ihr Kaiser.“ Dieser hegte längst den Wunsch, einen weißen Mann an seinem Hoflager zu sehen, er hatte sogar die Absicht gehegt, sich einen solchen von der Küste her holen zu lassen, den er als Zauberer behalten wollte. Er ließ nun den Missionär durch eine Anzahl Soldaten abholen, und mit ihnen trat Rebmann am 4. Januar 1849 seine Weiterreise an. Er ging über ein wellenförmiges, immer höher hinansteigendes Land, „nur zwei bis drei Stunden in nordwestlicher Richtung, gerade dem Kilimandscharo zu, dem wir nun so nahe waren, daß ich sein herrliches Schneehaupt sogar bei Nacht im Mondschein deutlich sehen konnte. Dieser Nähe entsprechend war die empfindliche Kälte, die den Berg hinunterkam, eine Kälte wie bei uns im November.“ Weiter hinauf ist das Land unbewohnt, und für Leute, die keine europäischen Einrichtungen haben, auch unbewohnbar. Am 5. setzte er seinen Weg in nordwestlicher Richtung fort, durch einen Wald mit hohen, ihm aber unbekannten Bäumen und Farrnkraut, noch „einige tausend Fuß höher.“ Dann stieg er binnen fünf Stunden wieder bis in die Region der Bananen hinab, wo das Land wieder bewohnt war. Auch am folgenden Tage kam er durch einige sehr tiefe Flußthäler immer mehr gegen Madschame hinab, das sich zwischen dem südwestlichen Fuße des Kilimandscharo und dem nordöstlichen Fuße des Schira ausbreitet, „welcher bisweilen auch beschneiet wird.“ Im Westen, Süden und Südosten des hohen Berges Schira, haben die Masai, ein Brudervolk der Wakuafi, die große Ebene eingenommen, welche sich südlich und südwestlich von Dschagga ausdehnt und reichlich bewässert ist. Er überschritt einen Fluß, der Uru vom Gebiete Lambongo trennt. Auf der andern Seite des Wassers legten seine Dschaggabegleiter und die Suaheli ihre Zaubermittel nieder, um sich vor Feinden in Lambongo unsichtbar zu machen; denn in jener Gegend hatte vor längerer Zeit der Häuptling von Lambongo eine Karawane fast ganz vernichtet, weil sie nicht mit ihm Handelsgeschäfte getrieben hatte. Endlich war die Ebene im Süden von Dschagga erreicht; dort wachsen

Himbeeren. Der Weg führte durch das kleine Land Kindi, das im Osten vom Flusse Wumbo, im Westen von dem unbewohnten Distrikt Kombo begränzt wird. Bald nachher gelangte er an den schönen Fluß Weriweri, der bis zu 30 Fuß breit und nur etwa anderthalb Fuß tief ist. Es dient als Schanze gegen den Feind, bildet die östliche Gränze der Landschaft Madschame, einer Ebene am südlichen und südwestlichen Fuße des Kilimandscharo. Die Dschaggabergmasse steigt dort sehr plötzlich, in Kilema dagegen so sanft und allmälich empor, „daß, wenn ein Weg über die oft wiederkehrenden Schluchten gebahnt wäre, zwei Kühe sehr gut einen Wagen bis zur Schneeregion hinaufziehen könnten; was eine ausgedehnte Basis anzeigt.“ Das Thal der Weriweri liegt dem Schneeberg Kilimandscharo ganz offen; dieser schien im Mondlicht prächtig auf dasselbe herab; es war so kalt, daß ich mich in meinen Teppich hüllen mußte; meine Leute wärmten sich am Feuer.“

Nachdem das schon oben erwähnte Kischogno gemacht worden war, führte ihn des Königs Bruder in eine Hütte, am 6. Januar 1849. Der Herrscher verbot seinen Leuten bei Todesstrafe, den Fremden zu besuchen; er sollte nicht mit Betteleien belästigt werden.

Beim König Mamkinga lebte damals schon seit sechs Jahren ein Suaheli aus Pangani als Arzt und Zauberer. Dieser Mann, Muigni Wessiri, erhielt Auftrag, die für den Herrscher bestimmten Geschenke zu besehen; doch wurde dem Weißen eröffnet, der König wolle nicht dessen Waaren, sondern ihn selber haben. Der Suaheli bat um mehrere Arzeneien, besonders gegen den Teufel. Dem König wurde Rebmann erst am 12. Januar vorgestellt, denn es ist Brauch, daß bei Ankunft eines Fremden erst eine Arzenei aus einer gewissen Pflanze bereitet und mit dem Blute des Thieres vermischt wird, aus welchem der König selbst das Kischogno macht. Mit dieser Mixtur wird der Fremde besprengt, ehe er vor den König hintreten darf. Dem Missionär wurde sie mit einem Kuhwedel ins Gesicht und auf den Vorderleib gespritzt. Der Reisende wurde sehr freundlich behandelt und hörte allerlei Nachrichten über andere Länder. Man erzählte ihm vom Lande Uru, vom großen See Ro, welcher während der Regenzeit sehr viel Wasser und hohe Wellen habe, dann aber vertrockne und eine Salzkruste zurücklasse; vom Land Jtandu, wo man den Kilimandscharo noch sehen könne, und durch das man ziehen müsse, wenn man durch Ramba und Ukimba nach dem großen

Ländergebiet Uniamesi wolle; vom See Lúaya am Fuße des Kilimandscharo, von den Wabilikimo, einem pygmäenartigen Stamm, von welchen die Dschagga sagen, die Leute wären nur zwei Vorderarmslängen groß, „zweimaßig", was auch der Name Wabilikimo bedeutet. Auch sprach man ihm vom Land Uniemi und Ugogo, und von Magassi, das von einer Königin regiert werde. Einige von diesen Nachrichten beruhen allerdings auf Thatsachen.

Rebmann äußerte den Wunsch, nach Uniamesi (Uniamwezi) zu reisen; und der König versprach ihm dazu behülflich zu sein, machte aber später Einwendungen, und damit war der Plan beseitigt. Doch gab er ihm einen Mann mit, der an der Küste sich persönlich überzeugen sollte, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit dem Missionär habe. Er entließ den Fremden wohlwollend am 29. Januar.

Dieser machte die Heimreise in der heißen Jahreszeit und kam noch näher an den Fuß des Kilimandscharo. Die Berge waren jetzt nicht wie in der Regenzeit fast beständig in Wolken eingehüllt, und deshalb konnte er jetzt erst deutlich „die himmelhohen Gipfel der Dschaggabergmasse" in ihrer besondern Abgränzung gegen einander sehen. Es sind, ihm zu Folge, zwei Hauptgipfel, die sich auf der gemeinsamen, etwa zehn Stunden langen und eben so breiten Basis lagern, so daß zwischen beiden ein von Ost nach West drei bis vier Stunden weit ausgedehnter Sattel sich befindet; der östliche Berggipfel ist niedriger und hat spitzige Formen, der westliche bildet eine prächtige Kuppe und bleibt auch in der heißen Jahreszeit mit Schnee bedeckt. Der Schnee des Kilimandscharo ist eine Quelle für wenigstens zwanzig Flüsse, die von ihm herabkommen, und besonders auch in der heißen Jahreszeit ein beständiger Erzeuger von Regen, „wie man dies täglich mit Augen sehen kann." In der Nacht ist der Berg gewöhnlich ganz frei vom Gewölk; sobald aber die Sonne heiß zu scheinen anfängt, sieht man, wie ein dünner Nebel sich bildet, der sich immer mehr verdichtet, und um Mittag umhüllt eine mächtige Wolkenmasse den Berg mit seinem Schnee gänzlich. Dann fängt es an zu donnern; Regen fällt nur in kleinen Zwischenräumen von durchschnittlich vier bis fünf Tagen. Die Suaheli nennen den Schneeberg: Kilimandscharo, d. h. Berg der Größe, der höchste Berg; Krapf's Meinung, daß er auch Berg der Karawane (Kilima-Berg, Dscharo-Karawane) bedeuten könne, weil die Karawanen von allen Seiten und aus weiter Ferne ihn sehen könnten, ist schon künstlicher. Die Dschaggas nennen ihn

Kibo, „was zugleich den Schnee selbst bezeichnet." Sie kennen den Schnee und erzählen, wie er zu Wasser werde, wenn man ihn ans Feuer bringe. „So viel ist bekannt, daß Leute zu Zeiten hinaufsteigen und glücklich wieder herabkommen."

Am 30. Januar hatte Rebmann Kilema erreicht, er blieb dort bis zum 6. Februar und kam über Bura und Kadiaro in zehn Tagen glücklich nach seinem Missionshause in Rabbai Mpia.

Nach seiner Rückkehr berieth er mit Krapf, ob beide Männer den Versuch machen sollten, bis weit hinein in die Mitte Afrikas, wo möglich bis an die Westküste, eine Reise zu unternehmen. Sie rechneten auf König Mamkinga's Unterstützung; jedenfalls wollten sie Alles aufbieten, um von Dschagga aus nach Uniamesi zu gelangen. Sie kauften baumwollene und farbige Kleider, verschiedene Arten von Glasperlen, Messer, Spiegel, Nadeln und dergleichen Gegenstände mehr, mietheten 30 Träger, meist Wanika, und brachen am 6. April 1849 von Mombas auf. Auf dieser dritten Reise nach Dschagga wurde Rebmann von Dr. Krapf bis Kadiaro begleitet. Von dort bis Dschagga war die Wanderung der Regenzeit wegen sehr beschwerlich, und die Flüsse waren angeschwollen. Leider konnte Kilema, das Dorf des habgierigen Masaki, nicht umgangen werden; dort hielt sich Rebmann's ehemaliger Führer Bana Cheri auf, der nun Ränke gegen ihn anzettelte und die Träger einschüchterte. Am 12. Mai durfte der Reisende von Kilema aus weiter ziehen und kam der Schneeregion so nahe, daß er den Berg in drei bis vier Stunden hätte erreichen können, wenn nicht die vielen Abgründe ein Hinderniß gewesen wären. Nachdem er den zum Fürstenthum Uru gehörenden Distrikt Kinamfua durchwandert und eine beträchtliche Anzahl kleiner Flüsse passirt hatte, kam er nach Madschame. Alle Hoffnungen, welche er auf den König gesetzt hatte, wurden bald schmerzlich getäuscht; Mamkinga und sein Zauberer Muigni Wessiri entfalteten einen sehr betrügerischen Charakter und beraubten ihren Gast auf schamlose Weise. Von einer Begünstigung der Reise nach Uniamesi war keine Rede mehr; der König sagte, er sei in Krieg mit verschiedenen Stämmen, und der weiße Mann könne sich nicht in eine so gefährliche Gegend wagen. Der König ließ offen erklären, es sei seine Absicht, sich alle Habe des Reisenden anzueignen, der ohnehin das erste Mal mit fast leerer Hand gekommen sei. Unter solchen Umständen, und da der räuberische Häuptling auch der Rückreise Hindernisse in den Weg legte, litten Rebmann's Körper und

Gemüth gleich sehr. Endlich am 6. Juni wurde er verabschiedet, und bekam für alle Waaren, die man ihm abgepreßt, einen alten verdorbenen Elephantenzahn, für welchen er sich unterwegs Speise kaufen möge. Er hatte Anspruch auf drei große Elephantenzähne, die Neger verhöhnten ihn aber, indem sie sagten, als Sohn des Buches (der Bibel) oder Lehrer von Gottes Wort dürfe er gar keinen Wunsch nach Elfenbein hegen. Beim Abschiede spie ihm der König gemäß der Landessitte an und sprach: „Gehe in Frieden." Für diesen Speichel verlangte er dann noch Bezahlung.

Frauen aus Dschagga. Suaheli. Frauen aus Schoa.

Auf der Rückreise verlor Rebmann auf einer Baumbrücke das Gleichgewicht und fiel in einen Fluß, dessen Strömung so heftig war, daß der Missionär nur mit genauer Noth sein Leben rettete. Von nun an passirte er die Baumbrücken in reitender Stellung. Später fand er in der Wüste wilden Honig und viele junge Vögel in Nestern; manchmal hatte er nicht Wasser genug, um Bohnen zu kochen, und mehr als einmal schmolzen unter den Dornen der Wild-

niß die Thränen des muthigen Mannes. Bevor er wieder nach Bura kam, litt er Hunger und Durst.

In den letzten Tagen des Junimonates war er wieder in der Mission zu Rabbai Mpia, wo inzwischen die beiden Sendboten Erhardt und Johannes Wagner aus Europa eingetroffen waren. Der Letztere starb schon am 1. August am Fieber.

Fünftes Kapitel.

Krapf's und Erhardt's Fahrt an der ostafrikanischen Küste von Mombas bis zum Kap Delgado. Vom 4. Februar bis 23. März 1850.

Ludwig Krapf war seit 1837 nicht in Europa gewesen. Im Jahre 1850 beschloß er sein Vaterland wieder zu besuchen, vorher aber der Küste entlang nach Süden hin bis zum Kap Delgado zu fahren, um diese Gegend näher kennen zu lernen. Auf dieser Reise begleitete ihn J. Erhardt.

Die beiden Missionäre mietheten für 55 Conventionsthaler ein kleines Suaheliboot, dessen Eigenthümer verpflichtet war, bei allen Ortschaften, die man ihm bezeichnen werde, anzulegen, und verließen Mombas am 4. Februar. Einen Theil dieser Küste kennen unsere Leser schon aus Burton's Darstellung. Das Boot fuhr immer möglichst nahe an der Küste, zuerst am palmenreichen Strande des Wadigo-Landes hin, zum Hafen von Tiwi. Dort sah Krapf viele Wanika vom Wadigostamm, denen er eine Predigt zu halten gedachte. Während Erhardt am Bord zurückblieb, stieg sein Gefährte in einen ausgehöhlten Baumstamm, der höchstens drei Personen aufnehmen konnte. Krapf mußte sich rücklings hineinlegen. Am Lande bat er die Wanika, sie möchten ihn zum Häuptling führen. Man fragte, welche Geschenke er bringe und welchen Führerlohn er geben werde. Als er entgegnete, er sei „Träger von himmlischen Schätzen für den Häuptling und das Volk“, und auf seine Bibel hinwies,

liefen einige Wanika fort, andere erklärten, sie müßten jetzt Palmwein trinken. Sie zeigten, wie sich erwarten ließ, „Gleichgültigkeit gegen unsichtbare Güter", und wollten ihn nicht ins Dorf geleiten. Auf der Rückfahrt schlug das Boot um, Krapf fiel rücklings in die See, doch zum Glück an einer seichten Stelle, sonst wäre er verloren gewesen, denn er kann gar nicht schwimmen! Er dachte, wie er sagt, ganz im Stillen an die Zeit, wo auf den Bergen des Wanikalandes die Trompete des Evangeliums geblasen werden wird.

Die üble Erfahrung mit den Heiden verringerte indeß seinen Eifer nicht, und am andern Tage versuchte er in der Bay von Magugu eine religiöse Unterredung mit den Mohammedanern anzuknüpfen, natürlich ohne jeden Erfolg. „Sobald man auf die Gottheit Christi zu sprechen kommt, fangen sie an zu zanken, und sagen: Gott hat keinen Sohn, er ist nicht gezeugt worden und zeugt auch nicht."

Das Schiff passirte die Bucht von Moa, die kleine Insel Kuale, und legte in der Tanga-Bay an, wo Krapf einen Suaheli traf, der als Matrose in England gewesen war; berührte Tangata und war am 10. in der Mündung des Pangani. Weiter nach Süden hin war ihm die Küste noch unbekannt. Sie ist von Norden nach Süden von folgenden Stämmen bewohnt. Am rechten Ufer des Pangani beginnen die heidnischen Waseguastämme und reichen bis zum Suahelidorfe Sadan, welches der Insel Zanzibar gegenüber liegt. Dann folgen die Wadoie (Wadoe), die Burton für Menschenfresser erklärt, was aber Krapf noch nicht recht glauben will. Südlich von ihnen wohnen die Waseramu (Wazaramo), dann die Wakatoa, die Watumbi, die Wagnindo, die Wamerua bei Kiloa Kibendsche, die Makonde und die Makua am Kap Delgado. Jenseit dieses Vorgebirges beginnt das portugiesische Gebiet. Mit allen diesen Stämmen leben die Suaheli, welche unmittelbar an der Küste wohnen, in Frieden und in Handelsverkehr.

Im Hafen von Msasani, wo Krapf einen Tag wegen ungünstigen Windes liegen bleiben mußte, erzählte ihm sein Schiffsführer, der ein Mann vom Wameruastamme war, daß er vor Jahren einmal mit einer Karawane von Kiloa aus nach dem Lande der Wahiau am Nyassa-See gezogen sei, von wo man Sklaven und Elfenbein hole; das letztere bringen die Wanyassa-Leute von der Westseite des Sees. Sie machen leichte Boote aus Rinde, fahren damit über den See, und kaufen Elfenbein von den Mawisastämmen.

Im Hafen des Dorfes Mtotana trafen die Missionäre eine Karawane, welche aus Unyamwezi gekommen und drei Monate von dort unterwegs gewesen war. Die Leute brachten Sklaven und Elfenbein, waren vom Stamm Ukimbu, und dieser gehört zur großen südafrikanischen Sprachfamilie. Einer von diesen Männern war einmal in Sofala gewesen und hatte von dort Kupfer geholt. Selbst diesen Schwarzen haben die Suaheli im Innern gesagt, daß die Europäer Menschenfresser seien. Auch auf der kleinen Insel Sinda, welche dem Küstendorfe Buromadsch gegenüberliegt, lagerten viele Handelsleute aus Unyamwezi. Am 15. Februar ankerte Krapf bei der niedrigen Insel Koma, die von Suahelis bewohnt wird, und gelangte am folgende Tage zum Eiland Mafia, das auf manchen Karten, aber unrichtig, Monfia genannt wird, und dann nach den Inseln Dschole, Kibando und Utende. Die erstere hat einige Bedeutung, weil sie eine Art von Mittelpunkt für den Handel mit Kaurimuscheln bildet. Diese sind an der Küste in großer Menge vorhanden, werden von eingeborenen Kaufleuten aus Zanzibar aufgekauft und dort an europäische Häuser verhandelt. Wir haben früher in dem Abschnitt über die Handelsverhältnisse ausführlicher darüber gesprochen.

Am 19. Februar war das Schiff im Hafen von Kiloa Kibendsche. Diese Stadt ist die wichtigste zwischen Mosambik und Zanzibar, und heißt bei den Eingeborenen Kitofu oder „Nabel" der Suaheliküste, weil sie den Mittelpunkt für den Handel jener Gegenden bildet. Der Hafen bietet gegen Nord- und Ostwind keine Sicherheit, und die Schiffe müssen in weiter Entfernung von dem niedrigen Ufer ankern. Das Klima ist ungesund. Die Wohnungen liegen weithin zerstreut dem Gestade entlang, und die Zahl der Einwohner beläuft sich auf höchstens 15,000. Von der Seeseite her gewährt Kiloa einen hübschen Anblick, wegen der Kokosbäume, welche sich schlank zwischen den Häusern erheben und dieselben überschatten. Einige Gebäude sind von Stein, z. B. jenes des indischen Hafenmeisters, welcher für den Sultan von Zanzibar Zölle erhebt. In der kleinen Burg liegen Beludschen als Besatzung. Der Handel mit Elfenbein, Reis, Kopal, Tabak und Sklaven ist beträchtlich, und Krapf meint, daß von den letzteren jährlich wohl zehn bis zwölftausend durch Kiloa kommen, um von dort nach den verschiedenen Häfen der Suaheliküste und nach Arabien gebracht zu werden. Er sah Parthien von sechs bis zehn Schwarzen, die zu-

sammengekettet hinter einander herliefen und noch Lasten auf dem Kopfe tragen mußten. Die Wahiau, welche nach Kiloa kommen, sollen einander oft verrätherischer Weise an die Suaheli verkaufen. Ein Mann lockt z. B. einen Verwandten unter irgend einem Vorwande in das Haus eines Suaheli, mit welchem er sich verabredet hat, schließt die Thür zu und bindet ihn.

Der Sultan von Zanzibar hat den Sklavenhandel nach Arabien verboten, aber trotzdem gehen alljährlich Sklavenschiffe dorthin; sie umsegeln Zanzibar ostwärts und entgehen so der Polizei des Herrschers; auch erklären die Schiffsführer die am Bord befindlichen Sklaven für Matrosen. Die Zustände in dem Binnenlande hinter Kiloa sind offenbar eben so wild wie jene in den Strecken zwischen der Küste und den nördlichen Seen. Manche Wahiau und Wanyassa, welche von Kiloa in ihre Heimath zurückkehren, werden unterwegs von den Wamuera eingefangen. Diese legen Stricke auf den Weg, um die Nachtwanderer darin zu fangen. Dann legt man ihnen ein gabelartiges Holz um den Hals, bindet ihnen die Hände, und schafft sie so nach Kiloa zum Verkauf. An den Nyassa-See gelangt man, je nach Umständen, in zehn bis zwanzig Tagen.

Am 21. Februar segelten Krapf und Erhardt von Kiloa Kibendsche, das auf dem Festlande liegt, nach Kiloa Kisiwani oder Insel-Kiloa, wo der Hafen gut ist. Das Meer richtet an der ostafrikanischen Küste im Süden des Aequators große Verwüstungen an; auch bei Kiloa ist ein Theil der Festung hinweggerissen worden, und die noch vorhandenen Mauern stehen bis zu fünf Fuß unter Wasser. Daß auch in Zanzibar das Meer zunimmt und das Land verschwindet, haben wir schon früher erwähnt. Auch auf der Insel Kiloa liegt eine Besatzung von Beludschen in einer viereckigen Burg mit Thürmen. Kiloa war einst bedeutend und hatte viele Moscheen; 1505 wurde die Stadt von den Portugiesen eingeäschert; jetzt besteht sie nur aus einer Anzahl von Hütten, in denen Suaheli wohnen; sie ist nicht mehr, wie in den Zeiten der arabischen Herrschaft, „eine Königin unter den Städten."

Weiter nach Süden hin liegen Kokoshaine der Küste entlang, welche von der schönen großen Bay von Kisueri bis zum Kap Delgado von den Eingeborenen Mgau genannt wird. Am 23. Februar lag das Schiff in der schönen Bucht von Lindi, und von Kiloa abwärts wird das Gestade sehr interessant. Die vielen Meereseinschnitte sind wie gemacht für die Sklavenhändler, welche ihr

Gewerbe noch immer fortsetzen. Denn im Jahre 1847 hat die arabische Diplomatie über die englische gesiegt; dem mit Zanzibar abgeschlossenen Vertrage zufolge dürfen die Suaheli den Sklavenhandel ungestört fortsetzen, nur sollen sie ihn weder südlich noch nördlich über das Gebiet des Sultans hinaus und nicht mit Europäern oder Amerikanern, sondern blos unter Afrikanern betreiben.

Am 24. Februar trafen die Missionäre viele Menschen in der Bucht von Muania, die gleich fragten, ob die Weißen nicht nach dem Nyassa-See reisen wollten; in diesem Falle werde man ihnen das Geleit geben. Der Gouverneur sagte: „Bleibt hier, bauet ein Haus und thut, was ihr wollt; ihr werdet mir willkommen sein.“ Ueberhaupt wußte man an der ganzen Küste von den europäischen Männern, welche sich bei Mombas niedergelassen hatten. Ueberall fiel den Missionären der böse Einfluß auf, welchen der Handel von Zanzibar aus auf die Eingeborenen übt. Ueberall verlangten sie Branntwein, dem auch die Mohammedaner leidenschaftlich ergeben sind.

Die Bucht, in welche der Lufuma oder Ruvuma sich ergießt, wurde am 26. Februar erreicht. Die Küste ist an der Mündung sehr niedrig, doch scheinen in letzterer Felsen zu liegen. Krapf konnte nicht in dieselbe einlaufen, weil gerade der Wind nachließ. Der Lufuma soll in der trockenen Jahreszeit einige Fuß tief und in der Jahreszeit gar nicht zu passiren sein; in der Nähe wohnen keine Menschen. Der Schiffsführer versicherte wiederholt, daß dieser Fluß aus dem Nyassa-See komme; das ist aber mehr als ungewiß. Südlich vom Strome ist das Kap Delgado, welches die Suaheli Suabu zu nennen scheinen; es liegt in 10° 41′ 2″ südl. Br. und 40° 34′ 6″ östl. L. In der Nähe ist das Dorf Tongue und dieses gehört noch zum Gebiete des Sultans von Zanzibar; darüber hinaus beginnt die Herrschaft der Portugiesen.

Krapf und Erhardt hatten nun ihr Ziel erreicht und waren froh darüber, weil ihnen das Verweilen in dem engen Schiffe täglich unangenehmer wurde. Auch fiel ihnen der Regen sehr lästig, und die Nahrungsmittel wurden spärlich.

Die Rückfahrt nach Mombas bot nichts Bemerkenswerthes dar. Krapf war am 23. März wieder in Rabbai, trat am 10. April seine Reise nach Europa an, und landete am 10. Juni im Hafen von Triest.

Sechstes Kapitel.

Krapf als Missionär im abessinischen Lande Tigre. — Seine Vertreibung. — Rückkehr auf anderm Wege, über Tadschurra nach Schoa. — Die Samhara und die Danakil. — Das Reich Schoa und dessen Bewohner. — König Sahela Salessi.

Ludwig Krapf lebte im Jahre 1836 in der Missionsanstalt zu Basel, wo er sich zu einer Wirksamkeit in der Levante vorbereitete. Dort wurde er mit Herrn Coates, dem Sekretär der anglikanischen Missionsgesellschaft, bekannt, und durch diesen bewogen, seinen Plan zu ändern und nach Abessinien zu gehen. Der Missionär Knoth, welcher den Sendboten Blumhardt begleiten sollte, war gestorben, und Krapf trat an dessen Stelle. Er vertauschte das Studium des Neugriechischen und Türkischen mit jenem der äthiopischen (Geez-) und der amharischen Sprache, las Ludolf's Geschichte von Aethiopien und trat im Februar 1837 seine Reise an. Seine nächste Bestimmung war Adoa, Hauptstadt des Königreichs Tigre, wo Isenberg und Blumhardt eine evangelische Mission gegründet hatten.

Bis zum September verweilte Krapf in Kairo bei den Missionären Kruse und Lieder, lernte die arabische Umgangssprache, und ritt dann durch die Wüste nach Suez, wo er sich nach Dschidda einschiffte. Seine Bemerkungen über den vielgerühmten Suez-Kanal sind zutreffend und verständig. Auch wenn derselbe gebaut würde, könnte darum doch das Rothe Meer nicht die große Bedeutung ge-

winnen, wie Manche glauben. Zwar haben Abessinien und die Gallaländer Gummi, Weihrauch, Myrrhen; sie liefern Elfenbein, Ochsenhäute, Pferde, Esel und Maulesel; aus Yemen, Härrär und den Gallaländern kommen Kaffee und Tabak, das Rothe Meer hat Schildpat und Perlen, aber das Alles macht noch keinen großen Handel. Wichtiger könnte der Durchgangsverkehr werden, die europäische Politik und etwas Weniges von europäischer Civilisation könnten in Habesch, Arabien und Ostafrika sich leichter ausdehnen; ob aber, wie Krapf annimmt, dadurch der Mohammedanismus in seinem Stammland Arabien geschwächt und das Heidenthum der Schwarzen durch das Christenthum besiegt werden würde, das lassen wir unsrerseits dahingestellt sein. Die Erfahrung in allen anderen Gegenden spricht nicht dafür.

Von Dschidda fuhr der Missionär nach dem unter der Hoheit des türkischen Sultans stehenden Hafen Massawa, wo er im Dezember anlangte. Bevor er seine Reise ins Innere antrat, mußte er nach Harkiko oder Dohono gehen, dem Hauptort der mohammedanischen Schohos, nomadischer Leute, deren Naib, Häuptling, vom türkischen Statthalter in Massawa ernannt wird. Vom ihm erhielt der Reisende vier Soldaten zur Begleitung bis an den 6000 Fuß hohen Schumfeito. Bis hart an den Fuß desselben hatte er Kameele, dann mußte er von den Schohos Ochsen miethen, welche sein Gepäck bergan trugen. Jetzt begann das Gedränge, welches ihn in das afrikanische Reiseleben einweihen sollte. Die Schoho verlangten von dem in der Wildniß hülflosen Fremden mehr Geld, als sie zu fordern berechtigt waren, und als er sich ihnen nicht fügen wollte, zogen sie flugs auf ihre Berge zurück. Am dritten Tage erschallte plötzlich ein Kriegsgeschrei, die Schoho stiegen von allen Seiten in die Thalschlucht herab und stellten sich etwa hundert Schritte von Krapf's Lagerplatz in Schlachtordnung auf. Ihm wurde bange; die Soldaten des Naib zitterten und baten um Pulver und Kugeln. Ein paar Schüsse in die Luft hielten die Schoho ab, dem Lager näher zu rücken, wo Krapf hinter einem Viereck von Kisten mit den scharf geladenen Gewehren das Anstürmen der Schoho ruhig erwartete. Im Augenblicke der größten Gefahr erschien jedoch ein deutscher Offizier, Kielmaier aus Württemberg, mit sechszig Abessiniern, welche Missionär Isenberg seinem Landsmann entgegengeschickt hatte, um dessen Gepäck nach Adoa zu bringen. Jene Abessinier hielten aber nicht Stand, entflohen nach Halai, dem ersten christlichen Dorf an

der Gränze, und Krapf mußte sich den übertriebenen Forderungen der Schoho fügen.

Von Halai kam er durch die Zaranna-Wildniß, welche oft durch Räuber unsicher gemacht wird. Ein Haufe verdächtiger Leute schien über die Reisenden herfallen zu wollen, wich aber sogleich zurück, als Kielmaier seinen Degen zog und die Flinte zeigte. Eine Tagereise von Adoa wurde Krapf von einem Ortshäuptlinge angehalten und sollte nicht weiter reisen, bis der Statthalter Erlaubniß zum Abzuge gegeben habe. Es war nämlich den Feinden der protestantischen Mission in Adoa unangenehm, daß schon wieder ein Sendbote im Lande angekommen sei. Er wurde an der Zollstätte streng untersucht, man zählte sein Geld und verlangte je den zehnten Thaler als Abgabe für den König Ubie von Tigre.

Diesem machte Krapf, in Begleitung seiner Freunde Isenberg und Blumhardt, einen Besuch. Er hatte in der Nähe der Stadt Axum sein Lager. Der Empfang war wohlwollend; Ubie versprach dem Fremden Schutz, hielt aber sein Wort nicht, sondern ließ geschehen, daß die Missionäre vertrieben wurden. Ihre Feinde, sagt Krapf, hätte die Sage verbreitet, daß diese Fremdlinge einen unterirdischen Weg zwischen Massawa und Adoa machten, um auf demselben englische Soldaten und Kanonen zur Eroberung Abessiniens kommen zu lassen! Ubie gab den Priestern und Großen nach, welche aus religiöser Bigotterie und unbefriedigter Habsucht seit langer Zeit die protestantische Mission haßten. Auch kamen römische Missionäre, und sagten den Abessiniern, die Protestanten seien böse Ketzer, die selbst in Europa nicht geduldet würden. Zwei Franzosen, die Gebrüder Abbadie, erschienen in Adoa mit zwei katholischen Priestern; ein abessinischer Kirchenvorsteher verlangte von Ubie die Austreibung der Protestanten und das Verbleiben der Katholiken, weil die letzteren erklärt hätten, sie seien Christen wie die Abessinier selbst.

Nach kaum zweimonatlichem Verweilen mußten Krapf, Isenberg und Blumhardt Tigre verlassen. Viele der von ihnen nach Adoa gebrachte Bibeln wurden von den abessinischen Priestern vernichtet. Im März 1838 zogen die drei deutschen Protestanten von Adoa ab, hinunter nach Massawa. Isenberg und Blumhardt gingen nach Kairo, während Krapf sich entschloß, von Zeila aus nach dem christlichen Königreiche Schoa vorzudringen, dessen christlicher König Sahela Salessi schon früher einen Boten an Blumhardt gesandt hatte,

um ihn zu sich einzuladen. Deshalb stand eine freundliche Aufnahme zu erwarten,

Krapf fand in Massawa kein nach Zeila bestimmtes Fahrzeug, schiffte erst nach Dschidda und dann nach Mokka, wo er im Mai 1838 vom Fieber ergriffen wurde, aber auch einen Mann aus Schoa kennen lernte, der ihm erklärte, daß der Weg nach Schoa nicht von Zeila, sondern von Tadschurra aus ins Innere führe. Die Reise dorthin mußte indessen aus mehr als einem Grunde aufgeschoben werden; Krapf segelte von Mokka nach Hodeida und Loheia und traf in diesen arabischen Küstenorten manche Europäer. Von Loheia fuhr er nach Dschidda, dann nach Kosseir an der afrikanischen Küste, ging quer durch das Land bis Kenneh am Nil, war im September 1838 in Kairo, wo er Isenberg fand, und bald nachher auch den Offizier Kielmaier, der sich erbot, ihn nach Abessinien zu begleiten. Im November erkrankte Krapf indessen abermals so schwer, daß man für sein Leben fürchtete. Isenberg entschloß sich, mit ihm nach Schoa zu gehen, während Kielmaier sich an den Franzosen Rochet anschloß, um später nachzukommen; er zerfiel jedoch mit diesem, und starb in der Adalwüste.

Krapf und Isenberg fuhren von Suez nach Dschidda, dann in einem persischen Fahrzeuge nach Mokka, und von da nach Tadschurra. Dieser Platz liegt in einer großen Ebene, am Gestade einer schönen Bucht, welche sich weit ins Land hinein erstreckt und das Land der Somal von jenem der Adal scheidet. Die Bewohner leben von Viehzucht, Handel mit den Arabern und den Schoa und vom Fischfang; auch verkaufen sie Holz, und früher ging der Sklavenhandel stark im Schwange. In diesem Tadschurra blieben die Missionäre beinahe vier Wochen lang, weil die Verhandlungen mit den Eingeborenen wegen der Transportkosten kein Ende nehmen wollten. Für die 120 Wegstunden von Tadschurra bis Schoa mußten sie für jede Kameelslast 17 Thaler zahlen und obendrein dem stets bettelnden alten Sultan 7 Thaler schenken.

Am 27. April 1839 konnten sie endlich abreisen. Bevor wir ihnen weiter folgen, wollen wir, zumeist nach Isenberg's Aufzeichnungen, einen Blick auf die Gegend werfen, welche sie zunächst durchwandern mußten.

Das ganze ostafrikanische Küstenland, von der Nordgränze des Gebietes der Somal, also dem Hawaschfluß und der Bay von Tadschurra, bis zur Südgränze der Bischaris, d. h. bis zum untern

Laufe des Gaschflusses und zum Vorgebirge Mikdam, etwas südlich von Suakim, (12 bis 17 Grad nördlicher Breite) wird von den Abessiniern als Samhar oder Samhara bezeichnet. Diese Region bildet ein Land mit sehr eigenthümlichem Charakter, einen langen Küstenstrich zwischen dem Rothen Meere und Habesch, in welchem kein einziger Fluß sich einen ordentlichen Lauf bis zur See gebahnt hat. Eine arabische Sage erzählt, daß die Bab el Mandeb von einem alten himiaritischen Könige herrühre, der sie geöffnet habe; ein anderer Volksglaube deutet an, daß der lange schmale

Tadschurra an der Adalküste.

Meerbusen durch ein Erdbeben entstanden sei. In der That gleicht das Rothe Meer einer ungeheuren Spalte oder Falte, in welche die Wasser des indischen Oceans eindrangen. Sie ist zu beiden Seiten in größerer oder geringerer Entfernung von hohen Gebirgen eingesäumt, und wesentlich nur dem Nordwinde zugängig, der über die von den Sonnenstrahlen erwärmten Wüsteneien Arabiens und Aegyptens kommt, oder dem Südwinde, welcher aus den Aequatorialgegenden weht. Deshalb hat die Luft auf und an dem Rothen Meere eine sehr hohe Temperatur; die tropischen Regen, welche auf dem entgegengesetzten Abhang der Gebirge vier Monate lang vorherrschen und den Zuflüssen des Nils eine so große Wasserfülle liefern, fehlen fast gänzlich in der Samhara; die ärmlichen Flußläufe am Ostabhange verlieren sich im Sande.

Digitized by Google

Die Samhara, oder der Samhar, wird von den Abessiniern in drei, von der Natur selbst bezeichnete Regionen getheilt, in das trockene heiße Tiefland, Kolla; in die feuchte Gegend, Mazaga, und in das Gebirgsland, Dega oder Doga. Die Kolla erstreckt sich der Küste entlang, steigt allmälig bis zur Wasserscheide an und hat mit der verschiedenen Höhe über dem Meer auch einen wechselnden Pflanzenwuchs. Mangrovegebüsche wachsen im Bereiche der Meeresfluth und stoßen landeinwärts an salzhaltige Pflanzen. Weiter hinauf zeigen sich Seyalmimosen und in dieser Region weilen vorzugsweise gern Gazellen, Strauße und Hühner; darauf beginnen die Hügel, auf welchen sich der indische Balsambaum zeigt; dort weiden große Antilopenarten, und der hundsköpfige Affe kommt in Menge vor, eben so das Perlhuhn. In den höheren Theilen des Kolla findet man in den Thälern gewöhnlich einen Wasserlauf, an dessen Ufern sich Tamarinden und Sykomoren von riesigem Wuchs erheben; dorthin kommen Löwen, Elephanten, Rhinoceronten und die Kondomaantilope mit langen gewundenen Hörnern zur Tränke.

Im Gebirgslande, Doga, treten Terebinthen auf, der Barabaum, von dessen Zweigen Flechten herabhängen, und der Kolquall, eine Euphorbie, welche dreißig bis vierzig Fuß Höhe erreicht und in deren abgestorbenen, durchlöcherten Zweigen kleine grüne Papageyen nisten. Dort findet man die Springantilope in großer Anzahl. An den nördlichen Ausläufern der Gebirge beginnt die Mazaga. Dieses feuchte Land wird von einer Thalebene gebildet, welche der vielbesprochene Marebfluß durchströmt, dessen Lauf wir auch jetzt noch sehr mangelhaft kennen. Er führt sehr verschiedene Benennungen, und man glaubte bisher, daß er als Bahr el Gasch mit dem Atbara sich vereinige und somit zum Wassersystem des blauen Nils gehöre. Nun hat aber Freiherr von Heuglin nachgewiesen, daß er nicht in den Atbara münde, sondern ein Theil seiner Wasser sich bei höchstem Stand durch den Chorfluß auf der Straße nach Suakim bei Tokar ins Rothe Meer ergieße. Das von den Gebirgen herabströmende Wasser fängt sich in diesem Tiefthale, findet dort nur theilweise einen Abfluß, und bildet im Uebrigen ausgedehnte Sümpfe und Moräste. In dieser Region wachsen Bambus, Tamarinden, Sykomoren, Debub und Gelingue, welche undurchdringliche Waldgestrüppe bilden; denn eine unzählige Menge von Lianen schlingen sich von Baum zu Baum, und der Schmarozerpflanzen ist eine unendliche Fülle, wie denn überhaupt Wärme und Feuch-

tigkeit zusammenwirken, um der Vegetation eine Ueppigkeit zu geben, welche an jene der tropischen Wälder Südamerikas erinnert. Hier ist die rechte Heimath der Büffel, einiger Antilopenarten, des Rhinoceros und anderer Dickhäuter; hier treten, neben Schlangen und Krokodilen, alle Katzenarten Afrikas auf.

In diesen Wald- und Sumpfwüsten, deren Klima für den Fremden zu allen Jahreszeiten mörderisch ist, wohnen die sogenannten Schánkala, „schwarzen Wilden“, die in verschiedene Stämme zerfallen. Sie leben in ununterbrochener Fehde mit ihren Nachbarn, von denen sie verfolgt und gehetzt werden. Häufig unternehmen die im Sennâr wohnenden Araber Raubzüge gegen diese Heiden, um sie in die Sklaverei zu schleppen; ein Gleiches thun die Troglodytenhorden an der Küste, und auch die christlichen Abessinier lassen den Schánkala keine Ruhe. Nur in den Tiefen ihrer Wälder und in den Morästen finden sie einige Sicherheit. Es wird behauptet, daß im Gebiete dieser Schwarzen Trümmer von Städten und Kirchen zu finden seien, aber gegenwärtig trifft man nur Barbarei; auch der Islam hat dort keine Anhänger finden können. Bei einigen Horden soll eine Art von Gestirndienst, ein schwacher Ansatz von Sonnenverehrung, mit einigen christlichen Gebräuchen vorhanden sein. Heilige Männer verkehren mit den Geistern, Weiber verkünden die Zukunft und werfen Loose; im Rathe der Männer geben die Alten den Ausschlag dann, wenn es sich um Krieg oder um große Jagdzüge handelt. Während der trockenen Jahreszeit wird das Fleisch des erbeuteten Wildes in Streifen geschnitten, an der Sonne getrocknet und als Vorrath für die Regenzeit aufbewahrt. Sobald diese sich einstellt, ziehen die Jägervölker, namentlich die Baza, sich in Höhlen am Abhang der Berge zurück und hausen in diesen, bis das Wetter sich ändert, der Himmel wieder blau wird und die Familien ihre aus Leder verfertigten Hütten wieder an einen Baumast hängen können.

Die Kolla am Rothen Meere wurde schon im Alterthum als das Gebiet der Troglodyten bezeichnet, und auch heute noch kann man dort die meisten Stämme als Höhlenbewohner bezeichnen. Betrachten wir den Volksstamm, welcher das Tiefland zwischen dem östlichen Abessinien und der Meeresküste bewohnt, nördlich von den Somal, also von Tadschurra bis zur Bay Duknu, die auch Annesleybucht heißt, und etwas südlich von Massawa liegt. Ueber diese Bewohner der Samhara, die Danákil, haben wir durch C. W.

Isenberg zuverlässige Berichte.*) Das Wort Dankali, in der Mehrzahl Danákil, ist ursprünglich wohl der Name eines Häuptlings oder Stammvaters, der Dankal hieß. Das Volk bezeichnet man auch als Adel; dieses ist die europäische Modification des arabischen Adaïel oder des abessinischen Adal. Die Bezeichnung Adaiel rührt daher, daß man die Namen eines einzelnen Stammes, der Ad Alli, auf das Gesammtvolk übertrug. Von diesen Ad Alli stammen zwei andere große Stämme gleichsam als Ableger, die noch bedeutend sind, weil sie als die mächtigsten in der Debenik-Weema-Abtheilung der Danákil dastehen; es sind die Sippen Burhanto und Dinsarra. In ihrer eigenen Sprache nennen sich die Danákil Affar, und sie haben, wie schon angedeutet, den ganzen Landstrich zwischen Abessinien und dem Rothen Meere inne. Im Norden werden sie begränzt von den Habab und den Leuten von Harkiko, 15° 40′ n. Br.; im Süden reichen sie bis zu den Ittu-Galla und den Isa-Somal. Im Norden leben folgende Stämme: — die Schoho, (so sprechen die Abessinier das arabische Wort Sahawi oder Schahawi aus,) und die Hasaorta, beide an der Straße zwischen Harkiko und Halaï; sodann die Teltal, südöstlich von Tigre. Die südlichen Stämme sind: — die Ad Alli, Burhanto, Dinsarra, Debeni, Weema, Galeile, Takil, Meschaich, Gisdoso, Mudaito; die drei ersteren können als zusammengehörig betrachtet werden. Bei den Burhanto und den Dinsarra sind die Würden des Sultans und des Wesirs erblich; sie wechseln beim Tode des Sultans in der Weise, daß nach dem Ableben des Sultans der Wesir sein Nachfolger wird, während der Sohn des verstorbenen Sultans ohne Weiteres die Würde eines Wesirs übernimmt. Unter den verschiedenen Sultanen wird jenem, der in Tadschurra wohnt, der höchste Rang zuerkannt; die Mudaito haben zwei Sultane, wenn man die Raheita anders zu diesem Volke rechnen kann, das unter den südlichen Danákil das bei Weitem zahlreichste ist.

Ueber die Anzahl der Danákil kann Isenberg nicht einmal eine annähernde Ziffer feststellen. Er fand auf seiner Reise von Tadschurra nach Schoa das Land an der Südgränze fast öde; doch sind die sämmtlichen Stämme Nomaden, und aus jenen Thatsachen läßt sich also kein fester Schluß ziehen. In Bezug auf den National-

*) A small vocabulary of the Dankali language. By the Rev. C. W. Isenberg, London 1840. 8. Einleitung.

charakter tritt zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen eine auffallende Verschiedenheit hervor. Die ersteren sind durchgängig stark, kräftig, grimmig und gewaltthätig, aber unter Verhältnissen doch nicht ohne eine gewisse Großmuth und dabei der Dankbarkeit fähig; die anderen erscheinen ruhiger, langsamer und gemessen; ihre Gestalt ist kleiner, das Gesicht hat weniger Ausdruck, und sie sind überhaupt nicht so kräftig als ihre Stammverwandten; in ihrem Wesen liegt etwas Scheues und Zurückhaltendes.

Die Dankalimänner kleiden sich wie die Abessinier, nur tragen sie keine Beinkleider, sondern ein buntes baumwollenes Zeug um den Unterkörper. Das Haar wird, namentlich bei den Schohos, in einer solchen Art gekräuselt, daß der Kopf recht wild aussieht. Bei den südlichen Stämmen ist Kahlköpfigkeit an der Tagesordnung, wahrscheinlich weil sie das bare Haupt zu viel der Sonne aussetzen, ohne dasselbe reichlich mit Butter zu salben, wie es bei den Schoho und den Abessiniern Brauch ist. Die Frauen schlingen ein Stück bunten Baumwollenzeuges um den Leib und werfen eine zubereitete Kuhhaut, die zugleich als Oberrock und Mantel dient, über die Schultern. Sie flechten ihr Haar und bedecken das Haupt mit einem blauen Suratetuche.

Die Danákil sind Mohammedaner, dürfen als solche vier Frauen heirathen und daneben so viele Kebsweiber halten, als ihnen beliebt. Das weibliche Geschlecht ist bei diesem Volke eben so wenig züchtig wie in Abessinien; deshalb sind die Männer sehr eifersüchtig. Nur allein die Teltals, welche abessinische Unterthanen wurden, bekennen sich zu einem sehr äußerlichen Christenthum. Die südlichen Stämme zeigen mehr mohammedanischen Eifer als die nördlichen; bei ihnen gilt die Ortschaft Aussa als Sitz der Gelehrsamkeit, weil dort einige Scheichs in den heiligen Büchern wohlbelesen sind. An diese Männer, „deren Kenntniß weit ist wie die See", wendet man sich in schwierigen Rechtsfällen. In Tadschurra werden die drei Moscheen fleißig besucht, außerdem befindet sich bei jedem Hause ein kleiner Platz, auf welchem der Gläubige seine Gebete und Niederwerfungen verrichtet. Selbst die Frauen sind eifrige Anhängerinnen des Islams; lesen und schreiben lernen sie nicht, wohl aber religiöse Gesänge und Stellen aus dem Koran. Oft hört man sie auch in der Nacht, wenn sie Getreide zwischen Steinen zerreiben, melodisch singen und guten Takt halten. Der muselmännische Eifer ist bei

den Danákil so stark, daß christliche Missionäre unter ihnen gar keine Aussicht auf irgend welchen Erfolg haben.

Diese Nomaden gehen mit ihren Heerden in der Regenzeit in das Hügelland, und während der trockenen Monate ziehen sie in die Thäler dorthin, wo sie Weide und Wasser finden. Zwischen dem Hawasch und dem Gaïel haben sie Vieh in sehr beträchtlicher Menge und Ueberfluß an Milch, welche ihr Hauptnahrungsmittel bildet; nur selten schlachten sie ein Stück Vieh des Fleisches wegen. Die Frauen verrichten die gewöhnlichen häuslichen Arbeiten und flechten Matten aus Palmblättern, mit welchen auch die Häuser und Hütten gedeckt werden, und die zugleich als Packtuch dienen. Nur bei Aussa wird etwas Ackerbau getrieben, weil dort Wasser in Menge ist. Brotkorn erhält man in Tausch für Salz, das man aus dem Assal-See bei Tadschurra gewinnt, in Aussa oder in Schoa; die Bewohner von Tadschurra bekommen ihr Getreide zumeist aus Lahadsch in der Nähe von Aden. Der Sklavenhandel wird in ausgedehnter Weise getrieben; man bezieht die Waare von der östlichen Gränze Schoas und verkauft sie zu Berbera und Mokka, wo ein Sklav, der für acht bis zwanzig Dollars eingekauft wurde, mit dreißig bis sechszig bezahlt wird. Als Isenberg mit einer Karawane aus Schoa zurückkam, führte diese 132 Sklaven mit sich, meist Gallamädchen zwischen etwa acht und zwanzig Jahren. Sie mußten mit den Kameelen Schritt halten und ihre Wassergefäße tragen; manche waren übermüdet und hatten Wunden, die ihnen von den Stacheln der Dorngesträuche in Beine und Leib gerissen worden waren trotzdem mußten sie unter Schelten und Schlägen vorwärts. Die Kaufleute widmeten den Kameelen weit mehr Sorgfalt, als diesen unglücklichen Menschen. Sklaven, welche für Christen gelten, müssen sich zum Islam bekehren.

Die Danákil sind so träg und faul wie alle anderen Afrikaner. Ihr Land ist freilich wasserarm; sie könnten es mit geringer Mühe an vielen Stellen so weit bewässern, daß der Ackerbau sich lohnte und reichte Ernten brächte, aber sie thun es nicht. Die Stämme am westlichen Ufer des Hawasch müssen dem Könige von Schoa einen Tribut in Elfenbein zahlen, und deshalb auf die Jagd gehen. Diese Mühe bleibt denen am östlichen Ufer erspart, obwohl ihr Gebiet reich an Elephanten ist; außer den Zähnen derselben könnten sie auch Myrrhen, Farbehölzer, Senna, Gummi arabicum und manche andere Landeserzeugnisse in den Handel bringen, aber sie nehmen sich nicht einmal die Mühe des Einsammelns, denn sie scheuen auch

die geringste Arbeit. Seit Jahrhunderten durchziehen die von Tadschurra nach Schoa bestimmten Karawanen das Land, aber bis auf den heutigen Tag hat noch Niemand daran gedacht, die Basaltsteine im Wege bei Seite zu rollen, oder Engpässe in so weit breiter zu machen, daß Kameele mit größeren Kisten hindurch können.

Die nördlichen Stämme hängen in gewisser Beziehung vom Naïb zu Harkiko ab, welcher seinerseits unter dem Kaimakan von Massawa steht. Dieser erkennt als seinen Vorgesetzten den osmanischen Pascha von Dschidda. Die Teltals und ein Theil der Schohos waren Unterthanen von Tigre in Abessinien; die südlichen Stämme kann man dagegen als unabhängig betrachten; doch hat der Sultan von Tadschurra eine geringe Abgabe an den Gouverneur von Zeila zu zahlen; die Stämme westlich vom Hawasch stehen in einer Art von Vasallenverhältniß von dem abessinischen Beherrscher Schoas.

Durch das Land dieser Danákil zogen Krapf und Isenberg zunächst in südwestlicher Richtung hinab zum Salzsee Assal, dessen wir schon oben erwähnten. Dort hauet man Steinsalz in der Form von Wetzsteinen aus, die in Abessinien als Münze umlaufen; in Schoa gelten 20 Stück einen Conventionsthaler, weiter im Innern nur 10, und zuletzt bekommt man nur 5 Stücke für einen Thaler oder für ein Stück Tuch, das einen Thaler werth ist. Jenseit Hasnadera wurde die Reise gefährlicher, denn südlich von der Karawanenstraße hausen die wilden Galla, nördlich der feindliche Adalstamm Mondeitu.

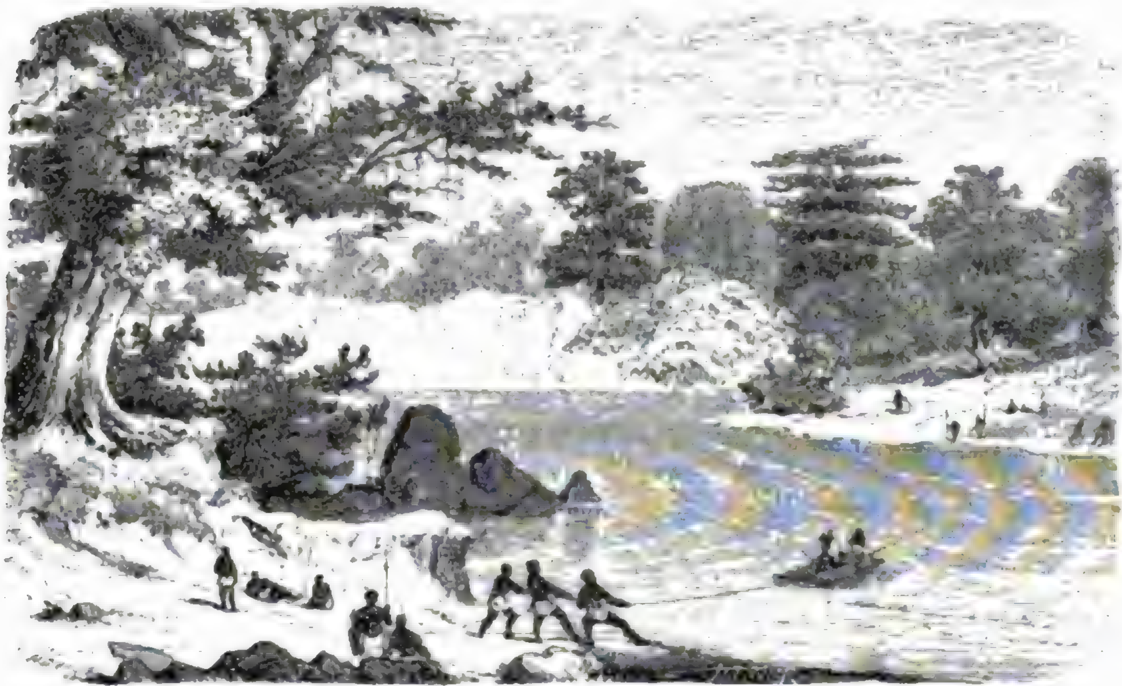
Am 29. Mai kamen die Reisenden bei Melkukuju, d. h. Furt, über den Hawasch, der in der trockenen Jahreszeit mehr als 2 Fuß Tiefe hatte, und in einer Breite von etwa 60 Fuß zwischen 20 Fuß hohen Ufern dahinfloß. Er lief von dort gegen Nordost, und verliert sich östlich von Aussa im Sande. Während Nachts Alle, auch die Wächter, schliefen, kam eine Hyäne bis nahe an die Schlafstelle der Missionäre, welche dann am andern Morgen Fußspuren im Sande bemerkten. Der Weg führte dann durch das Thal Kokai, wo man gutes Wasser, viel Vieh und große Bäume fand; hier verkündete schon Alles die Nähe des Hochlandes. Am 31. Mai wurde der Gränzort Dinomali erreicht, wo ein schoanischer Zolleinnehmer das Gepäck besichtigte. Der Statthalter berichtete sofort an den König, daß zwei Gypzis (so nennt man in Habesch die Europäer) angekommen seien. Bis eine Antwort eintraf, mußten sie in Farri am Fuße des Hochlandes warten, denn ohne Erlaubniß des Herrschers

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Ankober.

Google

durfte kein Fremder Schoa betreten. Die Genehmigung traf rasch ein; am 2. Juni stiegen die Reisenden das Hochland hinan, erreichten das große Dorf Aliu Amba, das auf einem steilen Felsen liegt, zumeist von Mohammedanern bewohnt wird und für das östliche Schoa einen Hauptmarkt bildet. Am 3. Juni erstiegen sie den hohen Berg, auf welchem Ankóber, die Hauptstadt von Schoa, liegt, und hatten von demselben herab eine entzückende Aussicht in das Adal-Niederland.



Flußübergang über den Hawasch.

Am 7. Juni erhielten sie eine Audienz beim Könige Sahela Selassi, der sie freundlich empfing. Als Zweck der Reise gaben sie den Wunsch an, „das Wort Gottes in Schoa zu verbreiten und den abessinischen Christen zu gründlicher Erkenntniß des Evangeliums förderlich zu werden.“ Er ließ sie gut bewirthen. Der Minister des Auswärtigen hatte etwa 300 Diener um sich, deren Amt es war, Fremden aufzuwarten und Botschaften nach allen Theilen des Landes zu tragen. Ein solcher Diener heißt Afero. Die Fremden aus verschiedenen Theilen Abessiniens erhielten täglich Dirgo, d. h. Rationen von Brot, Fleisch, Honigwein und Bier.

Die Missionäre gingen mit dem Könige auf dessen Wunsch nach Angóllala, der zweiten Hauptstadt von Schoa, welche unmittelbar in der Nähe der Gallastämme liegt. Der König versprach ihnen, sechs Knaben zum Unterricht zu schicken, nahm aber

sein Wort wieder zurück und sagte, er brauche nicht sowohl geistliche Lehrer als Aerzte, Maurer, Künstler und Schmiede. Die Handwerker liebte er so sehr, daß er oft persönlich in die Werkstätten der Weber, Büchsenmacher und Schmiede ging, um ihre Arbeit zu besehen.

Der König pflegte während der Regenzeit in Ankober zu residiren, von wo Isenberg sich am 10. Oktober 1839 verabschiedete, um nach Europa zurückzugehen und dort Schriften in amharischer Sprache drucken zu lassen. Vier Wochen später verließ er seinen Gefährten Krapf, der nun allein stand. Der König kam von einem Feldzuge gegen die Galla zurück, und hatte im Lande derselben auf einem Berge Christen und Kirchen gefunden. Kurz vor Isenberg's Abreise war der Franzose Rochet (aus Hericourt) eingetroffen; er wollte für den französischen Einfluß arbeiten, brachte dem Könige außer anderen Geschenken auch eine Pulvermühle mit, und wurde dadurch sehr beliebt.

Krapf fing nun an, die Gallasprache zu erlernen, und wandte bei seiner Uebersetzung des Neuen Testamentes lateinische Buchstaben an, was den Abessiniern mißfiel; diese gaben der äthiopischen Schrift den Vorzug. Er forschte nach christlichen Ueberresten im Süden, erhielt häufig Besuche aus Gurague von christlichen Priestern und gab ihnen Bibeln. Auch sammelte er äthiopische Handschriften, von denen er nach und nach gegen 80 nach Europa schickte. Den König begleitete er auf mehreren Kriegszügen gegen die Galla, um Land und Leute kennen zu lernen und „um das Wort Gottes zu verkündigen."

„Im Gebiete der Kuttai-Galla fragte ich, in Verbindung mit Herrn Rochet, welcher die Expedition mitmachte, den König über die Quelle des Hawasch, und ob er die Expedition nicht dorthin ausdehnen wolle? Der König anwortete: So viel er wisse, sei zwischen den Gallastämmen Soddo, Betscho, Woreb und Metscha ein sumpfige Gegend, in welcher der Fluß entspringe; sein Heer werde aber diesmal nicht so weit vordringen. Noch an demselben Tage gab er Befehl, auf einem andern Wege nach Angollala zurückzugehen. So mußten ich und Rochet das Vergnügen entbehren, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Trotzdem hat Rochet in seinem Reisewerke behauptet, er habe die Quellen des Hawasch gesehen, indem der König ihm eine Bedeckung dorthin gegeben habe. Leider ist es aber entschieden unrichtig. Rochet sprach

auf dieser Expedition einmal zu mir: Herr Krapf, wir müssen sagen, daß wir die Hawaschquellen gesehen haben. Als ich erwiderte, daß dies nicht wahr sei, denn wir hätten sie ja nicht gesehen, äußerte er lachend: O, wir müssen Philosphen sein!"

Der König veranstaltete gewöhnlich im Januar, Juni und Oktober Kriegszüge, um von den Galla Tribut einzutreiben. Den Stämmen, welche denselben verweigerten, zündete er Dörfer, Wiesen und Getreidefelder an, tödtete die männliche Bevölkerung, und nahm Weiber und Kinder gefangen. Stolz und Freiheitslust treibt die Galla zu beständigen Empörungen und Niederlagen. Die meisten schoanischen Soldaten waren zu Pferd oder Maulesel; Weiber, Sklaven und Frohnleute gingen zu Fuß und trugen Honigwein, Bier, Getreide, Mehl, überhaupt Lebensmittel für die Soldaten; unter 50,000 Köpfen bestand kaum der dritte Theil aus eigentlichen Kämpfern, und deshalb sind Feldzüge von langer Dauer nicht möglich. Oft ergiebt sich auf solchen Zügen der König auch der Büffeljagd. Einst hatte er einen Büffel und einen Elephanten erlegt und zog dann unter großer Feierlichkeit in Angollala ein, wo die Priesterschaft ihn segnend empfing. Die Soldaten feuerten ihre Gewehre ab und erhoben dann ein Freudengeschrei. „Die Trophäen der erschlagenen Galla, das heißt die abgeschnittenen und ausgestopften männlichen Glieder derselben, hatten sie an ihren Armen hängen. Je mehr Einer solche Trophäen aufweisen kann, um desto mehr gilt seine Tapferkeit und sein Name, und die ganze Familie empfängt ihn mit Trommeln, Freudengeschrei und einer herrlichen Mahlzeit. Freilich geht die Tapferkeit mancher Schoaner nur so weit, daß sie Esel entmannen und dann vorgeben, Galla erschlagen zu haben, um doch nicht ohne eine Trophäe nach Hause zu kommen. Ja, gerade auf dieser Expedition kam es vor, daß Einer seinen Kameraden erschlug und emasculirte."

Im Mai 1840 machte Krapf eine Reise nach Debra Libanos, dem heiligsten Orte der Schoaner, vier Tagereisen nordwestlich von Ankober, wo Tekla Heimanot, der größte Heilige Abessiniens, im 12. Jahrhundert gelebt und durch sein Gebet einen wunderthätigen Brunnen geschaffen haben soll, dessen Wasser Kranke heilt und auf sieben Jahre Vergebung der Sünden verschafft. Auf dem Wege dorthin liegt noch eine heilige Stätte, Sona Markos, auf steilem Felsen. Im Flusse Segawadam, d. h. Fleisch und Blut,

baden die Wallfahrer, welche nach Debra Libanos pilgern, und küssen in der Kirche ein vom Himmel gefallenes Kreuz.

Sahela Selassi wollte mit den Engländern in Verbindung treten und sandte Briefe und Geschenke nach Aden, damit sie von dort der Ostindischen Compagnie übermittelt würden. Das geschah im Juli 1840; gerade ein Jahr nachher, am 15. Juli 1841, erschien dann in Dinomali, an der Gränze von Schoa, Major Harris, als Bevollmächtigter jener Compagnie, wurde aber zuerst mit

Sahela Selassi, König von Schoa.

viel Mißtrauen behandelt. Die bigotten Priester und Mönche suchten dem Könige Mißtrauen einzuflößen; sie sagten, die Fremden würden Schoa erobern und den Glauben zerstören, und waren insbesondere auch gegen Krapf verstimmt, weil sie meinten, er habe den König bewogen, die Engländer kommen zu lassen. Aber der deutsche Missionär versichert, daß er sich stets von allen politischen Beziehungen fern gehalten, und nur auf ausdrückliche Aufforderung seine Ansichten geäußert habe. Von der Gesandtschaft verstand auch nicht Einer Amharisch, und deshalb übernahm Krapf das Amt eines

Digitized by Google

Dolmetschers. Harris schloß mit dem König einen Freundschafts- und Handelsvertrag, dessen Bestimmungen aber lediglich auf dem Papier geblieben sind. Es wurde dem Engländer bald klar, daß Schoa nicht bedeutend für den Handel sei und also sein Verkehr mit Aden nicht einträglich werden könne. Nach der Rückkehr schrieb Harris dann sein bekanntes Werk: „Die Hochländer Aethiopiens"; das Wichtigste in demselben rührt aber von Dr. Roth, Graham, Beke und vorzüglich auch von Krapf her, welcher dem Major viele Mittheilungen zur Verfügung stellte. Der Missionär suchte das freundliche Einvernehmen zwischen England und Schoa nach Kräften zu fördern. Sahela Selassi schien anfangs empfindlich, weil ein Traum seines Vaters auf ihn einwirkte. Dieser soll vorausgesagt haben, daß zur Zeit seines Sohnes „rothe Leute", d. h. Europäer nach Schoa kommen und Weisheit und Künste verbreiten würden. Seit 1836 waren dann viele Fremde ins Land gekommen, z. B. Combes und Tamisier, Martin, Dufey, Isenberg, Krapf, der Schotte Airston, der windige Franzmann Rochet mit der Pulvermühle, Dr. Beke und Major Harris mit Gefolge. Sahela Selassi war gutmüthig, zu Verbesserungen geneigt, hatte Rechtssinn und überhaupt manche gute Eigenschaften; aber er war auch gierig nach Anhäufung von Schätzen und stand unter dem Einflusse abergläubiger Priester.

Als Schoa bezeichnet man im weitern Sinne das ganze Hochland, welches begränzt wird im Osten von der Adalwüste, im Süden vom Hawasch, im Westen vom Abai (blauen Fluß) und im Norden von mohammedanischen Gallastämmen. Im engern Sinne begreift es den westlichen Theil dieses Hochlandes, das im Osten, gegen die Adalwüste hin, den Namen Efat trägt; zu diesem letztern gehört auch Argobba, das von Mohammedanern bewohnte Niederland. Sowohl Schoa wie Efat haben sehr fruchtbaren Boden und herrliches Klima; Krapf schätzt die ganze Bewohnerzahl auf etwa eine Million.

Der König regierte unumschränkt. Er war der einzige Herr und Meister des Landes, ihm gehörte Leben und Gut seiner Unterthanen, und viele Streitigkeiten schlichtete er persönlich. Das höchste Gericht wird von den „vier Stühlen des Reichs", d. h. vier Richtern gebildet. Sahela Selassi hatte kein stehendes Heer, sondern nur einige hundert bewaffnete Knechte; zu Kriegszügen mußte jeder Statthalter einen Beitrag stellen, und die ganze bewaffnete Macht konnte auf 30 bis 50,000 Mann gebracht werden, von denen aber

nur etwa 1000 mit Flinten, die übrigen mit Lanzen, Schild und Schwert bewaffnet waren.

Die Mehrzahl der Schoaner bekennt sich zum Christenthum, nach der Form der koptischen Kirche in Aegypten, von welcher die abessinische Kirche eine Abtheilung bildet. Im östlichen Theile sind viele Mohammedaner, im Süden heidnische Galla. Die Kirchen-

Schoaner.

verfassung ist bischöflich. Den obersten Bischof, den Abuna, d. h. unser Vater, ernennt seit etwa 1280 der koptische Patriarch in Aegypten. Der Abuna ordinirt die Priester und Diakonen, salbt den König und regiert die Kirche in Gemeinschaft mit dem Etschege, Oberhaupte der zahlreichen Mönche. Der zu Ordinirende muß lesen und das nicänische Glaubensbekenntniß hersagen können; der Abuna bläst ihn an, legt ihm die Hände auf, segnet und bekreuzigt ihn, und bekommt dann als Gebühr zwei Salzstücke. Nach der Einweihung dürfen die Priester nicht mehr heirathen, behalten aber die Frau, welche sie einmal haben. Sie lesen lange Litaneien und müssen

neben dem Gesangbuch alle Psalmen auswendig lernen. Die Debtera, welche die gelehrte Klasse bilden, Schulunterricht ertheilen, Bücher abschreiben und wohl auch beim Kirchendienste behülflich sind, werden nicht ordinirt; eben so wenig die Kirchenvorsteher, Alakas, welche Staat und Kirche vermitteln.

Die Literatur der Abessinier umfaßt etwa anderthalb hundert Bücher, wovon manche nur Uebersetzungen griechischer Kirchenväter sind. Sie werden in vier Theile oder Gubaiotsch getheilt; die beiden ersten umfassen das alte und das neue Testament; der dritte umfaßt die Bücher der Liks, d. h. vollkommenen Meister, z. B. die Werke des Chrysostomus; der vierte die Schriften der Heiligen und Mönche. Wichtig ist, daß die Abessinier die Bibel in der alten äthiopischen (Gheez-) Sprache und jetzt auch im Amharischen besitzen. Sie stellen die Apokryphen den kanonischen Büchern gleich und halten überhaupt die Tradition der Kirchenlehrer für gleichberechtigt mit dem geschriebenen Worte der Apostel und Propheten. Sie haben sehr viele Heiligen; die Maria spielt eine große Rolle; der Aberglaube ist so dick wie nur möglich, und kindische Spitzfindigkeiten, von welchen überhaupt die Dogmengeschichte der Jahrhunderte wimmelt, und mit denen so viele Menschen sich Kopf und Zeit verdorben haben, sind in Habesch sehr arg im Schwange. Die Maria ist z. B. für die Sünden der Welt gestorben und hat, wohlgezählt, 144,000 Seelen gerettet. Die Kinder werden weiß geboren wie Milch. Der Mensch hat schon im Mutterleibe Erkenntniß und Thätigkeit. Die Priester können, freilich nur wenn sie sehr gut dafür bezahlt werden, für die Sünden Anderer durch Beten und Fasten genugthun. In dem langen und argen Zank der Kirche über das Dogma vom Ausgang des „heiligen Geistes“ haben sich die Abessinier für den Ausgang vom Vater entschieden; auch sind sie Monophysiten, d. h. sie nehmen nur eine Natur und einen Willen in Christo an. Lächerlich sind auch die Zänkereien über die Lehre von den drei Geburten, welche seit länger als sechszig Jahren dauern. Ein Mönch in Gondar behauptete, die Taufe oder Salbung Christi mit dem heiligen Geist im Jordan sei eine dritte Geburt gewesen. Der Sohn Gottes, geboren vom Vater von Ewigkeit, — erste Geburt —, wurde Mensch in der Zeit, — zweite Geburt —, und getauft im Jordan, — dritte Geburt. Nach Anderen wurde Christus schon im Mutterleibe gesalbt, hatte schon dort Glauben und Erkenntniß, betete und fastete, und das wird als seine dritte Geburt bezeichnet. Diese Lehre wurde

in Schoa, nach langem Kampfe mit den Anhängern zweier Geburten in Christo, durch die Entscheidung des Königs Sahela Selassi zur Kirchenlehre erhoben; alle Priester, welche nicht an die neudekretirte Lehre von den drei Geburten glauben wollten, wurden 1840 abgesetzt; unter Sang und Klang zogen die Eiferer in die Kirche, reinigten sie von den Ketzern, d. h. hier den Altgläubigen, und drangen auch auf eine noch gesteigerte Verehrung der Maria und der Heiligen. Die besiegte Partei wandte sich an den Abuna in Gondar, welcher sie in Schutz nahm und dem Könige von Schoa mit Krieg drohete. Durch Kaiser Theodoros von Aethiopien, der das Land eroberte, ist nun wieder der alte Glaube von den zwei Geburten herrschend geworden, aber seine Gegner brandmarken ihn als „Messerglauben", weil er die dritte Geburt Christi abgeschnitten habe! —

Ueberhaupt leben die christlichen Abessinier in einer kläglichen Versumpfung. Sie haben neun Monate im Jahre Fasten, und dazu kommen die vielen Festtage der „Heiligen," an denen lediglich gefaulenzt und wild gelebt wird. Die Knaben und auch die Mädchen werden beschnitten. Unverheirathete Leute dürfen nicht zum Abendmahl gehen, wohl aber Kinder. Bei der Communion wird Weizenbrot mit Traubensaft vermischt und in einem Löffel dargereicht. Für reiche Spenden an die Priester kann man Seelen der Verstorbenen aus der Hölle erlösen; bei der darauf bezüglichen Feierlichkeit wird viel Bier und Honigwein getrunken. Je mehr dem Priester gegeben wird, um so mehr preist er den Verstorbenen selig, und betet ihn aus der Qual heraus. Das abessinische Christenthum übt auf seine Bekenner kaum eine moralische Wirkung; alle Reisenden stimmen darin überein, daß die Mohammedaner viel ehrenwerthere Leute seien. Grobe Unsittlichkeit ist auch bei Priestern und Mönchen an der Tagesordnung; selten ist Jemand frei von einer gewissen schlechten Krankheit. Die Kirche gebietet Einweiberei, aber der fromme König, welcher das Dogma von den drei Geburten Christi dekretirte, hatte blos — 500 Frauen! Doch seine Priester lobten ihn, obwohl er jede schöne Frau im Lande als sein Eigenthum betrachtete. Der Aberglaube hat auch seine ergötzlichen Seiten. Der heilige Aragawi wurde am Schwanz einer Schlange auf den Felsen Damo in Tigre hinaufgezogen. Der heilige Samuel ritt nur auf Löwen; ein anderer wunderlicher Heiliger schwamm auf einer Haut über das Rothe Meer. Wenn es beim Sonnenschein regnet, dann

wird ein Tiger oder eine Hyäne geboren; ein bunter Leopard entsteht, wenn die Wolken buntfarbig aussehen. Eine das Haus umflatternde Nachteule deutet an, daß eine Frau bald gebären werde; die Fledermaus erzeugt Kopfschmerzen. Das Küssen der Kirche, das Tragen einer blauseidenen Schnur am Halse, Fasten und Almosengeben sind Hauptsachen des abessinischen Christenthums.

Eigenthümlich ist die Einrichtung der Diebsfänger, welche Staatsdiener sind. Ein Bestohlener macht dem Lebaschi Anzeige; dieser giebt einem seiner Diener eine gewisse Arzenei und läßt ihn Tabak rauchen. Dadurch wird er in eine Art von Raserei versetzt, läuft von Haus zu Haus umher und kriecht auch wie ein Wahnsinniger auf Händen und Füßen. Dabei hält der Lebaschi ihn an einem Stricke fest. Zuletzt bleibt er in einem Hause, wo er sich auf der Bettstelle des Eigenthümers schlafen legt. Nach einiger Zeit weckt ihn sein Meister, der Lebaschi, mit Schlägen auf; er erwacht, packt den Eigenthümer des Hauses und schleppt ihn vor die Priester. Er wird als Dieb betrachtet und muß bezahlen, gleichviel ob er schuldig oder unschuldig sei. Alle Leute zittern, wenn der Lebaschi in den Straßen erscheint. Krapf beobachtete ihn am 31. Juli 1841 in den Straßen von Ankober.

Siebentes Kapitel.

Die Landschaften im Süden von Schoa und die von Gallavölkern bewohnten Regionen.

Wer von Angollala, der zweiten Hauptstadt von Schoa, vier Tagereisen weit durch ein von unterworfenen Galla bewohntes Land wandert, kommt an den Hawasch, der Schoa im Osten umfließt. Auf der Südseite des Flusses beginnt das Land Gurague, das vom 8ten Grade nördl. Br. durchschnitten wird und zumeist von Christen bewohnt ist, welche früher die ganze Gegend um den Hawasch inne hatten. Südöstlich vom Dorfe Aimemelle liegt der See Suai, welchen die Guraguer Dschilalu, die Galla Lagi nennen. In ihm sollen auf fünf Inseln christliche Mönche wohnen. Sie hausen aber nicht in Klöstern, sondern, wie überhaupt in Gurague, jeder in besonderen Wohnungen. Gurague hat keinen Fürsten, jede Gemeinde ist unabhängig; sie befehden einander, um Sklaven zu machen, welche zumeist an mohammedanische Kaufleute verhandelt werden. Oft stehlen die Christen ihre eigenen Verwandten, überfallen Häuser bei Nacht, zünden sie an und rauben Menschen. Die Guraguer sind so schlechte, so bettelhafte und unzuverlässige Leute, daß sie sogar von den Schoanern verachtet werden.

Aus dem südlichen Gurague kommt man in das Gebiet der Adia Galla und dann in das kleine Gebirgsland Kambat, wo sich fünfzehn christliche Kirchen und Klöster erhalten haben sollen. Der

König wohnt in der Hauptstadt Karemsa und ist gegen die Fremden recht freundlich.

Wolamo, ein kleines unabhängiges, von Christen bewohntes Land, liegt südöstlich von Kambat im Gebirge. Die Sklaven, welche von dort nach Schoa gebracht werden, sind hübsche Leute und reden eine Sprache, die in Ankober nicht verstanden wird. Die Hauptstadt soll Wofana heißen, der große Fluß Omo durch das Land fließen. Nach Südosten hin liegt das heiße aber fruchtbare Königreich Kutscha; es wird von negerartigen Gallas bewohnt, die viele Pferde haben. Weiße Leute, wohl Araber, bringen von der Küste, angeblich in Booten, blaue Zeuge, Pfeffer, Tabak, Kupfer, und nehmen dafür Sklaven, Elfenbein und Gewürze. Westlich, auf dem linken Ufer des Godschob, ist das Land der Golda-Neger, welche unbekleidet gehen, und westlich von diesen, zwischen dem 4ten und 5ten Grade nördl. Br., das Königreich Susa, im Süden von Kaffa, „wo der Omo entspringt. Er führt dem Godschob, der zwischen Kaffa und Enarea in einer großen Wildniß zu entstehen scheint, bei Dumbaro eine große Wassermasse zu, und bildet dort einen Katarakt.“ Susa soll sehr hoch liegen; jenseit dieser Landschaft soll es Schneeberge geben; als Hauptstadt wird Bonga bezeichnet, wo ein Herrscher nach Art der abessinischen Könige regiere, und jährlich Einfälle in das Gebiet seiner Nachbarn mache, um Sklaven zu bekommen.

Krapf lernte im Jahre 1840 zu Angollala einen aus Sabba in Enarea gebürtigen Sklaven kennen, der ihm manche interessante Mittheilungen gab. Er hieß Dilbo, hatte in seiner Jugend Karawanenreisen nach Kaffa gemacht, und von dort die Sklavenjäger zehn Tagereisen weit nach Tuffte begleitet. Dort kam er über den Omofluß auf einer 60 Fuß langen hölzernen Brücke und dann in sieben Tagen nach Kullu. Von dort habe man nur einige Tagereisen zu den Doko oder „kleinen Leuten,“ über welche man weit und breit in Ostafrika so viele wundersame Dinge berichtet hat. Dilbo war achtzehn Jahre alt, als er in Sabba am Kibbefluß überfallen, und aus Enarea erst nach Nono, dann nach Migra und endlich in Agabdscha für 40 Salzstücke verkauft wurde. Man verhandelte ihn später aus einer Hand in die andere; zu Gonan im Gebiete der Soddo-Galla galt er schon 60, zu Roggie 80, in Golba 100 Salzstücke. Endlich brachte man ihn nach Aliambu, wo ein Mohammedaner ihn für 12 Thaler kaufte und bald nachher an eine

Wittwe zu Ankober für 14 Thaler losschlug. Zuletzt wurde er Sklave des Königs.

Dieser Dilbo erzählte den deutschen Sendboten, im Süden von Kaffa und Susa liege ein heißes, nasses Land mit vielen Bambuswäldern. In diesen leben die Doko; sie sind so klein, wie zehnjährige Knaben, etwa vier Fuß hoch, haben eine dunkelolivenfarbige Haut und sind in wildem Zustande, wie die Thiere. Man findet bei ihnen weder Häuser noch Tempel oder heilige Bäume, aber sie haben ein höheres Wesen, Jer, zu welchem sie derart beten, daß sie den Kopf auf den Boden legen und die Füße aufrecht an einen Stein oder Baum stellen. Sie haben weder Oberhaupt noch Gesetze oder Waffen, jagen nicht, bauen kein Feld, nähren sich von Früchten, Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Ameisen und Honig, steigen wie die Affen auf die Bäume, um Früchte zu pflücken, gerathen auch wohl oben in Streit und werfen einander herab. Beide Geschlechter gehen völlig nackt. Sie haben dicke Lippen, platte Augen, kleine Nasen, aber das Haar ist nicht wollig, und reicht bei den Frauen bis auf die Schultern. Die Nägel lassen sie wachsen, damit sie dieselben wie Krallen beim Graben nach Ameisen und zum Zerreißen der Schlangen benützen können. Vom Feuer wissen sie nichts, alle Speisen werden roh verzehrt. Als einziger Zierrath dient ein Rückgrat der Schlange, das man am Halse trägt, und ein Stück Holz im Ohre. Die Jäger aus Kaffa, Susa und anderen Gegenden machen Raubzüge in die Wälder der Doko, die sich willig fangen lassen, wenn man ihnen farbige Kleidungsstücke zeigt und vor ihnen singt und tanzt. Als Sklaven sind sie ganz willig, behalten aber ihre Liebhaberei für den Genuß von Ameisen und von Schlangen. Man verkauft sie nicht über Enarea hinaus.

Da hätten wir also wahre Ideale von Wilden, Musterbarbaren, wie man sie nur wünschen kann! Uebrigens hörte Krapf die Sage von den kleinen Leuten auch in Ukambani und in Barawa, also südlich und nördlich vom Aequator. An letzterem Orte sah er einen Sklaven, welcher Dilbo's Beschreibung entsprach. Er war etwa vier Fuß hoch, sehr dick, hatte eine dunkle Hautfarbe und war äußerst lebhaft. Die Leute versicherten, er sei einer von den kleinen Leuten im Innern. Im Kisawaheli bedeutet Doko — Klein; in der Sprache von Enarea so viel als einen dummen, einfältigen Menschen.

Nördlich vom Dokoland und nordöstlich von Susa liegt das Reich Kaffa. Es hat indeß seinen Namen nicht vom Kaffee, der,

wenn zubereitet, im Arabischen Kahawa oder Kahoa heißt; denn die rohe Bohne nennt man Bun, in Galla Bunna. Nach einer arabischen Ueberlieferung soll die Kaffeebohne durch eine Zibethkatze auf die Berge der Arrusi- und Itta-Galla gebracht worden sein. Dort wuchs sie ohne alle Pflege, bis sie vor etwa 500 Jahren von einem Kaufmanne nach Arabien gebracht wurde. Die Hauptstadt von Kaffa soll Suni heißen; das Land selbst einen größern Umfang als Schoa haben. Als Dilbo dort war, regierte die Königin Balli, welche nach ihres Gemahls Tode viele angesehene Männer gefangen nehmen und sich durch die Trommel des Reichsheroldes zur Herrscherin erklären ließ. Ein tapferer Sohn, Gomarrœ, stand ihr zur Seite und führte die Kriege, aus denen er mit männlichen und weiblichen Trophäen zurückkehrte. Die letzteren bestehen in abgeschnittenen Brüsten. Die aus Enarea nach Kaffa handelnden Kaufleute holen Sklaven und baumwollene Kleider und bringen Salzstücke, Kupfer, Pferde, Kühe, Kleider und andere Sachen, welche auf dem Markte von Gondar zu haben sind. Fremde Handelsleute sind in Kaffa wohl gelitten. Die Kaffaner sind eine Art von Christen, arbeiten am Freitag und Sonntag nicht, haben die Beschneidung und einige Heiligenfeste. Man erzählt, es sei Sitte, daß Männer und Frauen sich bei Tage gar nicht sehen und getrennt von einander leben. Die Stammväter dieses Volkes sollen in einer Höhle gelebt haben.

Wer von Kaffa nach Norden geht, muß über den Godschob setzen. Dilbo erzählte: Es giebt in Enarea und jenseit desselben mehr als einen Fluß. Da ist der Kibbe, der Dambese, der Dirdese und der Godschob, der größte von allen. Er entspringt aber nicht in Enarea, fließt auch nicht durch dieses, sondern kommt von der großen Wildniß Gobó, welche südwestlich von Enarea liegt. Der Godschob fließt zwischen Kaffa und Mandscho an Sendschero vorbei nach Sonnenaufgang. — Delbo war zweimal über den Godschob gegangen, dessen Wassermasse ihn erschreckt habe. Die Reisenden setzen entweder auf ausgehöhlten Baumstämmen hinüber, oder machen Flöße. Krapf wollte sich von der Richtigkeit dieser Aussage überzeugen. Die Schoaner kennen weder Boote noch Flöße, Dilbo konnte also von ihnen darüber nichts wissen; er machte aber aus Rohr ein vollkommenes Floß mit Rudern. In der Wildniß von Gobo sollen viele Elephanten sein; jenseit derselben leben schwarze Leute. Nachdem der Godschob nördlich an Kaffa vorüber-

geflossen sei, gehe er durch einen großen See und nehme dann weiter östlich den Omo auf, der im Südwesten von Susa entspringe. Beim Zusammenfluß scheint der Strom einen Katarakt zu bilden, welchen Dilbo Dumbara nannte.

Der Reisende, welcher den Godschob überschritten hat, kommt nach Norden hin in zwölf bis fünfzehn Tagen durch das Gebiet der Mantscho und Dschimma-Galla nach Enarea, das viel höher als Kaffa liegt. Die Hauptstadt Saka soll etwa 12,000 Einwohner haben; dort wohnt der Suppera, König, und die von Gondar kommenden Karawanen verweilen einige Zeit daselbst. Der König war Mohammedaner; er sitzt bei feierlichen Gelegenheiten auf einem hölzernen Stuhl, über welchen eine Haut ausgebreitet wird. Der Sohn der Hauptfrau erbt den Thron. In den Kriegen werden Kinder und Frauen nicht in der in Abessinien üblichen Weise verstümmelt. Die Bewohner reden eine Gallamundart. Der Kaffeebaum wächst wild in den Wäldern; Lebensmittel sind wohlfeil, Zibeth ist theuer. Man erhält ihn von der Zibethkatze, die in den Wäldern lebt, in Fallen gefangen und in Käfichen aufbewahrt wird. Unter diesen zündet man täglich ein Feuer an, um die Katze in Schweiß zu bringen. Das Säckchen oder die Blase am Hintertheil, in welchem sich der Zibeth ansammelt, wird von Zeit zu Zeit mit einem Löffel abgeschöpft und in ein Horn gethan. Auch Myrrhen und Weihrauch soll es in Enarea geben. Die Jäger aus Enarea gehen oft nach Westen hin in die Wildniß Bakko, wo Schwarze wohnen. Dort gebe es, erzählt man, weiße Elephanten, deren Haut jener eines aussätzigen Menschen gleiche. Sie dürfen nicht getödtet werden, denn sie gelten für Adbar, Beschützer der Menschen, und man zollt ihnen religiöse Verehrung. Auch an der Küste von Lamu sollen weiße Elephanten vorkommen, und in Enarea unantastbare weiße Büffel. Die weiße Farbe ist unverletzlich.

Südöstlich von Enarea liegt das einst so mächtige Königreich Sendschero, das jetzt von Enarea abhängig sein soll. Krapf erhielt von einem Eingeborenen, der als Sklav in Ankober lebte, über dieses bisher unbekannte Land einige Nachrichten. Die Hauptstadt heißt Anger; der König ist ein großer Freund der Krieger, aber nicht der armen Leute; der Fluß Kibbe berührt das Land, welches sehr fruchtbar ist. Die Bewohner essen weder Ziegen noch Hühner, weil sie letztere für Geier halten. Dasselbe Vorurtheil herrscht auch bei den Galla und anderen südafrikanischen Völkern.

Handelsleute aus Guraque werden wohl aufgenommen. Man hat die Beschneidung, einige Heiligenfeste, aber keine Fasttage. Einst waren die Leute Christen, sind aber ins Heidenthum zurückgefallen. Den Knaben werden bald nach der Geburt die Zitzen ausgeschnitten, weil sie einem Manne nicht geziemen. Der Sklav, welcher dieses berichtete, hatte allerdings keine Brustwarze. Man bringt der Gottheit Menschenopfer. Die Sklavenhändler werfen ein schönes Mädchen als Opfer in den See Umo, wenn sie Sendschero verlassen. Manche Familien müssen die erstgeborenen Söhne opfern. Salz ist die kleine Münze des Landes, und überhaupt als solche in allen Ländern südlich von Abessinien gangbar. Nur in diesem letztern kennt man noch die Maria Theresia-Thaler, die aber ein bestimmtes Gepräge haben müssen. Die sieben Punkte oben, der Stern in der Mitte und das S. F. unten müssen deutlich ausgeprägt sein, wenn der Thaler für einen weiblichen gelten soll und nicht für einen männlichen, der einige Salzstücke weniger werth ist.

In Vorstehendem ist oft der Galla erwähnt worden, welche in Ostafrika eine wichtige Rolle spielen und einen beträchtlichen Theil desselben in Besitz genommen haben. Sie zerfallen in eine große Anzahl von einander unabhängiger Stämme, von denen Krapf sechszig theils persönlich, theils dem Namen nach kennen gelernt hat. Viele sind zwischen abessinischen Provinzen eingekeilt; im Allgemeinen wohnen sie vom 8ten Grad nördlicher bis zum 3ten Grade südlicher Breite. Unser Landsmann schätzt ihre Gesammtzahl auf etwa acht Millionen Seelen.

Im sechszehnten Jahrhundert fiel Mohammed Grague,*) König der mohammedanischen Adals, in Habesch ein und verheerte das Land. Damals drangen auch die berittenen Galla ein, nahmen viele schöne Niederungen in Besitz und wurden eine Geißel für Christen und Mohammedaner. Krapf ist der, auch vielfach von anderer Seite aufgestellten Ansicht, daß damals eine große Völkerbewegung und Wanderung im Innern Afrikas stattfand, für welche wir vielfache Anzeichen haben, wenn wir auch die Einzelnheiten nicht genau nachweisen können. „An der Suaheliküste konnte ich," sagt der Missionär, „beobachten, daß sie die Binnenvölker nach der Küste trieb, und sie war auch die Ursache, daß die Galla nach Norden und Osten vorgeschoben wurden."

*) Siehe Theil I. S 337.

Der Name Galla bedeutet in der Sprache dieses Volkes Einwanderer. Sie selbst nennen sich Orma oder Oroma, d. h. starke oder tapfere Männer; ihre Sprache Afan Orma, Mund der Name. Zur Bezeichnung der Gesammtheit ihres Ländergebietes haben sie keinen besondern Namen. Deshalb bezeichnet Krapf dasselbe als Ormania.

Ihren Stammsagen zufolge sind sie von jenseit eines „großen Wassers" hergekommen. Ihr Stammvater Wolab habe neun Söhne gehabt, von welchen die verschiedenen Gallavölker herstammen. So viel ist gewiß, daß sie bei ihrem Auftreten in Abessinien ein sehr kriegerisches und wildes Volk waren. Nachdem sie sich dort festgesetzt, bekämpften sie sich unter einander, und so konnten die Abessinier die einzelnen Stämme wieder unterwerfen oder abhängig machen; ohnehin waren sie als Reitervolk im Gebirgslande vielfach im Nachtheil.

Die Galla, große, kräftige Leute, haben im Allgemeinen ein männliches Aussehen und wilde Gesichtszüge, welche durch das lange Haar, das in Zöpfen über die Schultern herabhängt, noch wilder erscheinen. Den Körper und ihr langes Oberkleid beschmieren sie mit Butter; man riecht sie deshalb auch schon von Weitem. Die Frauen tragen einen kurzen Rock von Leder, der mit Glaskorallen verziert ist, und ein weites Oberkleid. Als Waffen haben die heidnischen Galla noch immer Schwert, Spieß und Schild, die mohammedanischen bedienen sich der Feuerwaffen. Alle reiten, auch die Frauen, denn man hält es für eine Schande, zu Fuß zu gehen. Das gilt indessen nur von den nördlichen Stämmen, denn die südlichen, unter dem Aequator, haben keine Pferde und stehen überhaupt sehr hinter jenen zurück, welche einige abessinische Einflüsse empfangen haben. Die Gallapferde sind klein, rasch, und werden nicht beschlagen. Die nördlichen Stämme treiben auch Ackerbau; die Männer pflügen, säen und ernten, die Frauen besorgen das Vieh und die häuslichen Geschäfte. Jene am Aequator sind lediglich Nomaden. Das Klima der meisten Galläländer ist ausnehmend schön und gesund; die Ebenen sind fast das ganze Jahr hindurch grün, reich an Quellen und Bächen; auf den vielen bewaldeten Bergen tritt der hohe Wacholderbaum als Charakterpflanze auf.

Im Allgemeinen sind die Galla schwarzbraun. Dadurch und durch ihre höhere geistige Fähigkeit unterscheiden sie sich sehr vortheilhaft von den ostafrikanischen Negroiden. Gallamädchen sind sehr

gesucht und kosten in Arabien bis zu 150 Thaler. Die Häuser sind rund und kegelförmig, die Dächer von Gras, und die Dörfer liegen, wo es irgend angeht, in Wäldern, auf Anhöhen, an Bergabhängen oder Flüssen. Die Galla sind große Redner und haben lebhaftes Geberdenspiel. Sie reden fünf verschiedene Mundarten, aber alle Stämme, wie weit sie auch auseinander wohnen, können sich verständigen.

Die Galla haben Luba, Priester, und Kalidscha, die Aerzte und Beschwörer sind. Der Baum ist bei ihren religiösen Bräuchen von großer Wichtigkeit, denn unter dem Schatten der Woda verrichtet man Gebete und Opfer; im Woda wohnt ein höherer Geist und deshalb ist er heilig; Niemand darf ihn beschädigen oder gar umhauen. Berühmt ist der Workabaum (eine Sykomore) Woda Nabi am Hawasch. Dort opfern die Galla alljährlich ein großes Opfer und beten zum höchsten Gotte Waka. Dabei rauchen sie Tabak und trinken Bier, und die Luba weissagen aus den Eingeweiden der Ziegen, ob das Volk im nächsten Jahre Kriegsglück haben werde oder nicht. Den Christen (Sidama) bleibt der Sieg, wenn die Eingeweide sehr roth sind. Die Kalidscha treiben aus den Kranken böse Geister aus, deren es achtundachtzig giebt; sie werden von zwei Vorstehern geleitet. Der Kalidscha hängt getrocknete Gedärme von Ziegen um den Hals, nimmt Schelle und Peitsche, bringt der Schlange, welche in den Häusern mit Milch gefüttert wird, ein Opfer dar, reibt den Kranken mit Fett ein und beräuchert ihn mit wohlriechenden Kräutern. Nachher schreit er ihn entsetzlich an, und treibt mit Peitschenhieben den Geist der Krankheit aus. Luba und Kalidscha werden vom Volke sehr gefürchtet, aber in noch höherm Ansehen stehen die Wato, die höchste Art von Priestern oder Zauberern, welche behaupten die ächten Galla zu sein und sich nur unter ihrer Sippe verheirathen. Sie wohnen auf dem Berge Dalatscha am Hawasch, können sicher von einem Stamme zum andern gehen, werden überall gut aufgenommen und bewirthet. Sie sind Jäger, ziehen von einem Fluß oder See zum andern und essen vorzugsweise gern das Fleisch des Hippopotamus, welches von anderen gar nicht angerührt wird. Hühner und Fische verschmäht jeder Galla; die Schlange wird heilig gehalten; Honig hat man in Ueberfluß.

Die abessinischen Fürsten haben an den Galla vorzüglich deshalb so gefährliche Feinde, weil diese glauben, daß sie Christen werden und sehr bald sterben müßten, wenn sie sich unterwürfen. Auch

ist ihnen mit Recht das Fasten zuwider. Die Christen sollen sich des Tabakrauchens und Kaffeetrinkens enthalten, und das widerstrebt den Galla eben so wohl, wie das Zahlen von Abgaben an die Priester, das Kirchenbauen, die Taufe, und die blaue seidene Halsschnur, an welcher man die Christen erkennt. Diese wollen ihr klägliches Treiben den Galla aufzwingen, weil sie ihr Christenthum für ein Hülfsmittel der Herrschaft betrachten. Manchmal gelingt die Bekehrung, und dann ist der Galla „gechristlicht", in abessinischer Weise.

Der Eidschwur wird gewöhnlich bei einer Grube geleistet; Heirathen schließt man vor dem Kriegsobersten; auf den Gräbern pflanzt man Aloë. Der Verstorbene geht in den Garten zu Waka und erlangt Glückseligkeit, wenn die Aloë zu blühen beginnt. Für einen erschlagenen Stammgenossen zahlt man hundert Ochsen Strafe, für eine Frau nur fünfzig.

Die religiösen Vorstellungen der Ormanen, wie Krapf die Galla nennt, sind viel reiner und ausgedehnter, als die bei anderen ostafrikanischen Völkern. Götzenbilder sind allen unbekannt. Sie halten die Vorstellung eines höchsten Wesens fest. Die Schlange ist Mutter des Menschengeschlechts; deshalb wird sie verehrt. Unter Wak, dem höchsten Wesen, stehen zwei Untergottheiten, eine männliche, Oglie, und eine weibliche, Atetie; letztere ist Göttin der Fruchtbarkeit, und ihr empfehlen sich besonders die Frauen. Die Wollo Galla, welche aus sieben Stämmen bestehen und die Länder zwischen dem nördlichen und südlichen Abessinien im Besitze haben, sind fanatische Mohammedaner, und werden an Raubsucht und Treulosigkeit kaum von einem andern Volke übertroffen, obwohl sie von Außen höflich und freundlich sind. Indessen berauben sie den Fremden nur, und tödten ihn nicht. Das letztere geschieht bei den heidnischen Galla Jedem, der nicht ein Mogasa ist, ein Günstling ihres Heiu, d. h. Häuptlings; dieser wechselt alle sieben Jahre, ist Friedensrichter und hat die Oberleitung im Kriege.

Bei den Wollo Galla herrscht ein eigenthümlicher Brauch. Die Großen kommen am Mittwoch und Freitag Morgens früh zusammen, sagen ihre Gebete her, trinken Kat und rauchen Tabak. Die Priester dürfen nicht fehlen bei dieser Wodadscha, das heißt Vereinigung, Zusammenkunft. Die Männer glauben, daß sie während derselben göttliche Offenbarungen, namentlich über Kriegszüge,

erhalten. Sie bitten, daß ihnen Allah viele Kühe und Kleider, ihrem Häuptlinge Gold und Silber schenken und seine Macht und Herrschaft vergrößern möge. Bei einer solchen Wodadscha erhielt ein Priester des Adara Bille, Häuptlings von Loga Gora, im Jahre 1842 eine Offenbarung, welche ihm gebot, den deutschen Missionär bei dessen Reise durch das Wolloland gänzlich auszuplündern. Der Plan wurde ausgeführt und brachte unsern Landsmann in Lebensgefahr.

Achtes Kapitel.

Krapf's Reise von Ankober nach Massawa im Jahre 1834. — Seine Beraubung durch Adara Bille.

Krapf war in Ankober bis 1842 thätig. Er meint, seine Missionsarbeiten seien nicht ganz vergeblich gewesen, denn er habe etwa tausend Stück Bibeln verbreitet, und manche Priester und Laien seien „zur Erkenntniß des Heils" gekommen, während Andere seine entschiedenen Feinde wurden und ihn gern aus dem Lande gejagt hätten. Das ist auch sehr begreiflich. Der Fremdling hatte eine kleine Schule angelegt; die zehn Knaben, welche dieselbe besuchten, wurden von dem Missionär genährt, gekleidet, erzogen und unterrichtet. Einige derselben waren „von der Wahrheit des Wortes Gottes" so sehr überzeugt, daß sie in Betreff der Heiligenverehrung, des Fastens 2c. gegen ihre Aeltern, Lehrer und Landsleute eiferten, „ja sogar mit den Priestern disputirten." Die Knaben waren offenbar sehr vorlaut geworden.

Trotzdem hatte der König dem Missionär ein silbernes Schwert geschenkt und ihn dadurch auf die Rangstufe eines Statthalters gestellt. Krapf wollte damals versuchen, ob er in Garague und unter den heidnischen Galla wirken könne, mußte jedoch diesen Plan fallen lassen, weil Kriege und innere Unruhen der Ausführung entgegenstanden. Auch trat noch ein anderer Zwischenfall ein. Zwei neue Missionäre, Mühleisen-Arnold und Müller, waren in Tadschurra

angelangt, um von dort nach Schoa heraufzukommen, aber die Adal stellten ihrer Weiterreise unübersteigliche Hindernisse entgegen. Deshalb wollte Krapf sie abholen und auf einem andern Wege ins Land bringen. Zugleich lag ihm daran, eine Frau zu nehmen, weil ein unverheiratheter Missionär in Abessinien auf die Länge nicht bestehen könne. Auch war 1841 ein neuer Abuna ins Land gekommen, und Krapf wollte ihn und seine Stellung zu den protestantischen Missionen kennen lernen. Deshalb gedachte er über Gondar nach Massawa zu gehen.

Am 10. März 1842 verließ er, wohlversehen mit äthiopischen und amharischen Bibeln, die Hauptstadt Ankober und ging zunächst nach Angollala, um vom Könige und dem britischen Gesandten Harris Abschied zu nehmen. Sahela Salessi gab ihm ein Maulthier und bot ihm eine Beamtenstelle an, welche jedoch der Geistliche ablehnte. Er zog am 12. März fort und schlug eine nordöstliche Richtung ein. So kam er nach Debra Berhan, wo der König zuweilen residirte, und Bollo Workie, einem Marktflecken, wohin die Galla allwöchentlich ihre Landeserzeugnisse bringen. Sein Gefolge bestand aus zehn bewaffneten Dienern.

In Salla Dengai, wo die Senama Work, Mutter des Königs von Schoa, Hof hielt, wurde der Fremde gastlich empfangen. Diese Frau war eine mächtige Person, da sie fast die Hälfte des ganzen Landes regierte, allerdings im Namen ihres Sohnes, aber doch mit ziemlicher Unabhängigkeit. Krapf schenkte der sechszigjährigen Dame einen bunten Shawl, eine Scheere, einen Spiegel und ein paar Bibeln. Dafür empfahl sie ihn dem Statthalter von Gesche, das an der Nordgränze Schoas liegt. Am 14. März wurde der Fluß Mofer überschritten, der sich mit dem Kaskasch vereinigt und mit ihm in den Dschumma fließt, nachdem er die Gränze zwischen den Provinzen Tegulet und Mans gebildet. Der Weg führte steile Höhen hinan in nordöstlicher Richtung, und das Wetter war sehr kalt. Mans ist die größte Provinz in Schoa, und die Einkünfte derselben erhält die Frau des verstorbenen Königs als Witthum oder Erbreich. Die Bewohner sind streitbar, ungastlich und ziemlich unabhängig. Der Reisende überschritt die Flüsse Gurmengue, Sanafilasfach, Retmat, Igam und Aftanat, welche alle nach Westen hin zum Blauen Nil gehen. Weiterhin setzte er über den Hulladehah, Gedambo und Agandscha. Unterwegs schlossen sich viele Schoaner an, welche unter dem Schutze der Karawane sicherer nach

Gondar zu gelangen hofften. Die meisten waren Knaben und Jünglinge, welche sich dort von dem neuen Abuna ordiniren lassen wollten.

Von der Höhe, auf welcher das Dorf Amad Wascha liegt, führte der Weg dreitausend Fuß in eine Thalschlucht herab, durch welche der Katscheni strömt. Dieser trennt Mans von der Provinz Gesche. In jene können die Wollo Galla nicht eindringen, so lange der Statthalter von Gesche dem Könige treu bleibt, denn der steile Paß kann von einer geringen Anzahl Soldaten unbedingt vertheidigt werden. Die Burg des Statthalters liegt auf dem Berge Dair, wo Krapf einige Tage verweilte, um sich zur Reise durch das Wollo-Land vorzubereiten. Die Schoaner trennten sich dort von ihm und nahmen einen andern Weg; er selber ging durch den Bezirk Lagga Gora, dessen Häuptling Adara Bille mit dem Könige von Schoa auf freundlichem Fuße stand. Am 18. März brach Krapf vom Dair auf mit der Ueberzeugung, daß er Beschwerden und Gefahren in Menge zu überstehen haben werden, und gelangte am folgenden Tage nach Gatira, wo er von Adara Bille sehr freundlich empfangen wurde. Er beschenkte den Häuptling und erhielt von ihm einen Führer nach dem Bezirk Worra Himano. Unterwegs war er zweimal von feindlichen Angriffen der Galla bedroht, welche indessen vor den Bayonneten seiner Diener zurückwichen, und gelangte nach Tanta, wo Imam Liban, Häuptling von Worra Himano, wohnte. Er war ein Knabe von fünfzehn Jahren und fragte den fremden Gast viel nach europäischen Verhältnissen. Krapf erfuhr von ihm, daß die Straße nach Gondar durch zahlreiche Räuberbanden unsicher sei, doch wurde ihm ein Geleit angeboten, und der eben anwesende Sohn des Statthalters von Daunt ging erst mit ihm, bald aber eilte er voraus, weil die Karawane sich nicht so rasch fortbewegte, als er wünschte.

Von nun an begaben sich Dinge, aus welchen wir abnehmen können, wie zerrüttet und kläglich die Zustände in Abessinien waren. Der Reisende übernachtete am 23. März am Ufer des Baschilo und stieg dann einen steilen Berg hinan, auf welchem sich die große Ebene Dalanta ausdehnt. Der Weg nimmt eine südwestliche Richtung nach einer etwas tiefer liegenden Gegend, in welcher die Stadt Daunt liegt. Plötzlich vernahm man aus jener Gegend her Geschrei und Weheruf, und bald kamen Flüchtlinge mit einer Schreckenskunde. Der Gouverneur sei am Morgen getödtet und sein Sohn gefangen genommen worden von Berru Aligas, Statthalter von

Wadela, welcher einen Einfall in das Gebiet des Imam Liban gemacht hatte. Die Flüchtlinge eilten, um ihre Habe auf der Dalantaebene in Sicherheit zu bringen. Krapf ließ sich anfangs nicht einschüchtern und setzte seinen Weg fort, aber bald nachher begegnete ihm eine Verwandte des Imam, welche Alles eingebüßt hatte. Die Sachen standen sehr schlimm, ein Rückzug war unvermeidlich, alle Leute schafften ihr Vieh über den Baschilo. Auf die Frage, ob man sich denn nicht für den Landesherrn Imam Liban wehren wolle, gab ein Mann zur Antwort: „Der Stärkste soll unser Herr sein; arme Leute suchen nur ihr Vieh, nicht ihren Herrn zu retten; er muß für sich selbst sorgen.“ Auch der Reisende ging über den Baschilo zurück, erklomm dann mit großer Anstrengung einen steilen Berg und erreichte das Dorf Gembargie, von wo er zum Imam Liban zurückkehren wollte. Allein die Verwirrung war überall so groß, daß vorläufig nichts Anderes übrig blieb, als wieder in das Gebiet des freundlichen Adara Bille zu gehen und dort das Weitere abzuwarten.

In Gatira, wo Krapf am 28. März eintraf, äußerte Adara Bille große Theilnahme; führte jedoch viel Böses im Sinne. „Er hatte ja eine Wollo-Natur, deren Grundzug Höflichkeit und Freundlichkeit ist, verbunden mit Verschmitztheit und verrätherischer Raubgier, gleich einer Hyäne, mit der die Wollo sich selber vergleichen.“ Als der Reisende am 30. März Gatira verlassen wollte, befahl der Häuptling, er solle bleiben, bis er vom Statthalter in Dair Erlaubniß habe, ihn nach Schoa zurückzuschicken. Der Reisende sandte einen Boten mit einem erläuternden Briefe nach Dair, aber man sperrte denselben ein.

Wir erwähnten am Schlusse des vorigen Abschnittes, daß bei den Wodadadscha, Zusammenkünften der Galla, Offenbarungen vorkommen. Eine solche wollte in Gatira der Priester Takir erhalten haben. Sie sagte ihm, daß der Fremde viel Geld bei sich führe und daß Adara Bille ihm dasselbe abnehmen solle. Von nun an ließ dieser den Missionär bewachen, nahm die Maulthiere weg, und ein Soldat begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Als er etwas einkaufte, sagte der Wächter: „Wozu diese Verschwendung?“ Ein Bettler verlangte einen Thaler und sprach: „Du weißt nicht, ob Du glücklich wieder von hier fortkommst, oder als ein Bettler, wie ich bin.“ Krapf beschloß zu entfliehen, berieth darüber mit einigen seiner Diener, aber unter ihnen war ein Verräther. Noch immer

heuchelte Adara Bille Freundschaft und sandte Lebensmittel im Ueberfluß. Das Weitere mag Krapf selber erzählen.

„Am 2. April brach endlich das Gewitter los, und die teuflische Heuchelei des Häuptlings wurde offenbar. Vormittags kamen die Boten von Dair zurück, aber ohne bestimmte Antwort hinsichtlich meiner Rückkehr nach Schoa. Am meisten erstaunte ich darüber, daß mein Knecht an der Gränze von Adamie Dima gefangen gehalten wurde, und daß einer der Geheimräthe des Adara Bille sagte: „Du hast keinen Freund oder Verwandten hier, als Gott.“ Dies erneuerte und verstärkte meinen Verdacht und trieb mich abermals zu dem Entschluß, bei Nacht zu entfliehen. Ich packte alle werthvollen Sachen, Geld, Kleider, Kompaß, Höhenmesser, wichtige Schriften u. s. w. zusammen, und gedachte um Mitternacht in aller Stille das Haus zu verlassen, so daß ich gegen Tagesanbruch die Gränze von Schoa hätte erreichen können. Den Tag über erforschte ich die Wege in der Umgegend von Gatira. Allein auch jetzt wieder brauchte Adara Bille seine vorige List, weil er wahrscheinlich von meinem treulosen Diener auf die beabsichtigte Flucht aufmerksam gemacht worden war. Adara Bille ließ mich rufen, und erklärte, der Statthalter von Dair habe nichts gegen meine Rückkehr nach Schoa, ich solle mich freuen, daß ich morgen gehen dürfe. Dies sagte der Treulose mit einer Vertraulichkeit und Freude, welche mich in meinem Entschluß zur nächtlichen Flucht wieder wankend machte, wobei ich freilich auch das in Betracht zog, daß der Knecht jetzt krank war, welcher an der Gränze gefangen gewesen war. Aber man sollte eben einem Barbaren kein Wort mehr glauben, wenn er einen einmal hintergangen hat. Ja, man sollte aus seinen Worten und seinem anscheinend freundlichen Betragen gerade auf das Gegentheil schließen, und nur nach eigener Ueberzeugung handeln, ohne sich durch sein Bezeugen irre führen zu lassen. In diesem Punkt werden alle Reisenden mit mir übereinstimmen. Kaum hatte ich die Wohnung des Häuptlings verlassen, so sandte der hinterlistige Mann einen frischen Vorrath von Lebensmitteln für meine Reise nach Schoa, um mich in meiner Meinung hinsichtlich der baldigen Abreise zu bestärken. Da ich hoffte, am nächsten Tag abreisen zu können, so hatte ich heute frische Kleider angezogen. Auch ging ich Abends bald zu Bette, um in aller Frühe am nächsten Morgen abzureisen. Ich war bereits eingeschlafen, als ich von einem Knecht des Häuptlings plötzlich aufgeweckt wurde mit dem Befehl, sogleich zu Adara

Bille zu kommen, der diesen Abend noch von mir Abschied nehmen wolle. Diese späte Einladung machte mich zwar stutzig, allein ich folgte ihr unverzüglich, in der Hoffnung, endlich einmal der Plage los zu werden. Zugleich wurden alle Knechte bis auf den Treulosen*), der das Gepäck hüten sollte, aufgefordert, zum Häuptling zu kommen. Da ich es doch für unschicklich hielt, bewaffnet vor dem Häuptling zu erscheinen, so überließ ich meine und meiner Diener Waffen dem treulosen Hüter, den ich damals noch für den treuesten erachtete.

Als Adara Bille mich in sein Zimmer eintreten sah, verbeugte er sich und sagte, es freue ihn sehr, daß ich der Einladung gefolgt sei. Er habe mich nur deswegen so spät rufen lassen, weil er morgen wahrscheinlich viele Geschäfte haben werde und also nicht persönlich von seinem abreisenden Freund Abschied nehmen könne, und doch wünsche er, noch einmal durch eine Unterhaltung mit ihm ergötzt zu werden. Dann wollte Adara Bille meine Augengläser probiren, mit denen er aber nichts sehen konnte, da er ein gutes Gesicht hatte. Auch wollte der listige Mann wissen, was in meinen Stiefeln wäre, und bat mich, einen Stiefel auszuziehen, was ich that, um ihn nicht durch Verweigerung zu beleidigen. Das Gespräch wurde dann noch länger fortgeführt und Meth und Brod vorgesetzt. Endlich war ich der Sache müde, wollte aufstehen und gute Nacht sagen, allein Adara Bille erwiederte: „Gehe noch nicht, mein Vater, ich habe mich noch nicht genugsam an Dir ergötzt, Du hast auch noch nicht hinreichend gegessen und getrunken." Nach kurzer Zeit stand ich auf, entschlossen, nach Hause zu gehen. Jetzt erhob sich auch der Häuptling, ging in ein kleines Kabinet hinter seinem Bettgestell, auf welchem er saß, und in demselben Augenblick fielen die Soldaten über mich und meine Leute her. Ein Soldat packte mich am Arm und sprach: Du bist gefangen, gieb Bürgschaft, daß Du nicht entfliehen willst." Man brachte mich in ein kleines Zimmer, das neben der Wohnung des Häuptlings war. Meine Knechte wurden in eine abgesonderte, kleine Hütte eingesperrt, die ich einen Augenblick sehen durfte. In dem Gefängniß wurden mir nun alle Kleider und der Inhalt meiner Taschen abgefordert. Da ich zögerte, so erklärten die Wächter, sie hätten Befehl, mich sogleich umzubringen.

*) Dieser verrätherische Knecht, der mit dem britischen Gesandten nach Aden ging, wurde später wahnsinnig und wollte sich in Aden mit einem Rasirmesser den Hals abschneiden.

Mein abessinischer Mantel wurde mir vom Leibe gerissen. Als ich mich auf Adara Bille's Gerechtigkeit und Freundschaft berief, wurde ich ausgelacht und mir nur zugerufen: „Her mit Deinen Schätzen! Der Tod für Verheimlichung des Geringsten Deiner Habe!" Die in einer Ecke des Zimmers Korn mahlenden Sklavinnen fingen an, jämmerlich zu schreien, da sie glaubten, man werde den fremden Mann umbringen. Als die Soldaten Stiefel, Hosen und Hemd ausziehen wollten, wußten sie nicht damit zurecht zu kommen, ohne dieselben zu zerschneiden, und gaben endlich nach, als ich mich auf die Kälte der Nacht und das Unschickliche der Sache berief. Indessen mußte ich mir eine genaue Untersuchung meiner Taschen gefallen lassen. Ein Thaler, mein Kofferschlüssel und ein Federmesser wurde gefunden und sogleich weggenommen. Auch ein englisches Testament nebst dem Notizenbuche wurde mir entrissen. Bald darauf wurde eine von meinen Kisten gebracht, die ich öffnen mußte, weil die Soldaten nicht verstanden sie aufzumachen. Ich öffnete sie ruhig, zeigte den Inhalt und erhielt den Befehl, sie wieder zu schließen, sah aber weder sie, noch mein übriges Gepäck je wieder.

Da es sehr kalt war und das kleine Feuer im Zimmer wenig Wärme verbreitete, so wagte ich es, noch einmal um meinen abessinischen Mantel zu bitten. Ein Soldat überbrachte diese Bitte dem Häuptling, und dieser hatte noch so viel Mitleid, daß er den Mantel zurücksandte. Von den Mehl mahlenden Sklavinnen, die übrigens nicht mit mir sprechen durften, erfuhr ich wenigstens so viel, daß wir nicht ermordet werden sollten. Müde und mit düsteren Gedanken erfüllt legte ich mich auf den Boden, aber der Schlaf floh meine Augen bis nach Mitternacht. Die Soldaten brachten das geraubte Gepäck in Sicherheit, kamen dann wieder ins Gefängniß und legten sich zu beiden Seiten auf die Enden des Mantels, damit ich nicht entfliehen könne. Auch von Außen wurde das Gefängniß mit Soldaten umstellt."

Am andern Tage durfte Krapf seine Knechte sehen, auch brachte man ihn in seine frühere Wohnung zurück. Viele Dorfbewohner kamen, um ihn zu begrüßen und Theilnahme zu bezeugen. Auch die Soldaten, welche in der Nacht so roh gewesen waren, äußerten sich unzufrieden über Adara Bille's Betragen. Selbst des Letztern Hausfrau sandte zu dem Fremdling, um ihn zu trösten; manche Leute brachten ihm Speise, Alles nahm Antheil an seiner Lage, und als er am 5. April abziehen durfte, „versammelte sich fast die ganze

Bevölkerung von Gatira; Manche weinten, Andere wünschten eine glückliche Reise, Keiner lobte den Häuptling, und Viele erwarteten ein Strafgericht Gottes über das Land, welches dem Fremden Unrecht gethan."

Wie paßt das zu der weiter oben mitgetheilten Aeußerung des Missionärs über den hyänenartigen Charakter der Wollo Galla?

Krapf als Gefangener bei Adara Bille in Gatira.

Nur Adara Bille und die Priester, mit welchen er die Beute theilte, waren hartherzig. Der Häuptling wollte den Gefangenen nicht vor sich lassen und äußerte: es schade nichts, wenn dieser sein tägliches Brot erbetteln müsse. Endlich gab er ihm drei Thaler und das schlechteste Maulthier zurück, das dann Krapf unterwegs verkaufen mußte, um sich Speise und Nachtlager zu verschaffen. Auch ein amharisches Wörterbuch, ein Notizenbuch und ein englisches Testament wurden zurückgegeben. Adara Bille behielt 140 Thaler, 5 Maulthiere, einige Pistolen, 10 Bayonnetflinten, eine Kugelbüchse, Uhr, Kompaß, Fernglas und andere werthvolle Dinge. Am 5. April that er dem Fremden zu wissen, daß er ihn nebst den Knechten von sechs Soldaten über die Gränze bringen lassen wolle. Der treulose Diener blieb zurück, um Adara Bille im Gebrauche der geraubten Gegenstände zu unterweisen.

Der schwer geprüfte Mann wäre, wie er sagte, gern aus Lagga

Gora hinausgeflogen, weil er fürchtete, der Räuber könne ihn noch einmal zurückrufen. Unterwegs mußte er sich nach Sonne und Sternen richten, denn den Kompaß hatte ja Adara Bille genommen. So zog er durch das herrliche Thal Totala, wo ein berühmter Markt gehalten wird, auf welchem Kaufleute aus allen Theilen Abessiniens sich versammeln. Sie handeln mit Pferden, Häuten, Kleidern, Tuch, Salzstücken und Sklaven; 30 Salzstücke gelten so viel wie ein Maria Theresiathaler. Durch das Thal fließt der Gerado; die Hügelseiten sind mit Wacholderbäumen bedeckt und man sieht auf den Höhen Reihen von Wäldern und Dörfern. Als Krapf stehen bleiben wollte, um die herrliche Gegend zu betrachten, trieben ihn die Soldaten vorwärts und riefen: „Ihr seid unser Vieh, und wir können mit Euch machen, was wir wollen." Bei Totala war er über die Wasserscheide gekommen, denn der Berkona, welchen er um Mittag erreichte, fließt nach Osten zum Hawasch. Unterwegs traf er einen Kaufmann, der ihm einen guten Rath gab. Adara Bille's Soldaten wollten ihn nämlich zu Ali Gongul bringen, einem Statthalter Amade's, der Häuptling des Wollostammes Tehuladere ist. Der Kaufmann rieth ihm, zu rechter Zeit die Bauern herbeizurufen, und darauf zu bestehen, daß man ihn zu Amade bringe. So geschah es auch, und dieser Häuptling, den es verdroß, daß Adara Bille Soldaten in sein Gebiet geschickt hatte, gab den Missionär sogleich frei. Bald nachher gelangte er in das erste christliche Dorf.

Aber die Beschwerden und Gefahren waren noch lange nicht zu Ende. Krapf reisete in nordöstlicher Richtung fort, denn zunächst wollte er nach der Stadt Antalo; dann ging er nach Nordwesten und erreichte nach siebenzehn Tagen Tekunda, das Gränzdorf von Tigre gegen das Land der Schoho; von dort geht dann der Weg weiter nach Massawa. Auf dieser ganzen Strecke gewährte die Gegend eine große Mannigfaltigkeit und Abwechselung. Der Weg führte bald durch fruchtbare Thäler, über Ebenen oder Hochgebirge, bald durch öde Wüsteneien, bald durch dichtbevölkerte Gegenden. Die Reisenden mußten sich durchbetteln. Manchmal fanden sie bei Mohammedanern und dann wieder bei Christen ein Unterkommen, welche sich insgemein nicht so gut benahmen wie die Anhänger des Propheten von Mekka, und weit abergläubiger waren als selbst diese letzteren, welche insbesondere in Tigre sich sehr ungastlich zeigten.

Endlich, am 29. April, langte Krapf in höchst abgerissenem, kläg-

lichem Zustande in Tekunda an. Der Statthalter wurde etwas freundlich, als er vernahm, daß der Fremde englischer Schutzbefohlener und mit Bischof Gobat in Jerusalem befreundet sei. Er gab ihm Brot und Saubohnen. Als er Adara Bille's Schandthat vernahm, rief er: „Es sind eben einige Pilger hier, Unterthanen Adara Bille's, die von Mekka kamen. Nimm sie fest, raube ihnen ihre Kleider, räche Dich!" Natürlich ging der Missionär nicht darauf ein. Er war froh, den Charfreitag in Ruhe verleben zu können, und einen Schoho-Führer zu erhalten, der ihn nach Halai geleitete und am 2. Mai nach Harkiko brachte. Nun war er endlich geborgen. Der Naib, welchem er auf der Gasse begegnete, gab ihm ein Unterkommen. Von einem in Harkiko verweilenden Engländer erfuhr er, daß die beiden Missionäre Mühleisen und Müller, nach langem Verweilen in Tadschurra, unverrichteter Dinge umgekehrt und nun in Aegypten seien. Am 4. Mai machte sich Krapf barfuß auf den Weg nach Massawa, wo der französische Consul ihn gastlich empfing. Dann ging er über Aden nach Kairo, verheirathete sich mit Rosine Dietrich, und schiffte mit Isenberg und Mühleisen wieder nach Aden. Sie wollten abermals durch die Adalwüste nach Schoa vorzudringen suchen, um bei den Gallas, in Gurague, Kambat und Kaffa zu lehren und Bibeln zu verbreiten; von den letzteren hatten sie nicht weniger als dreißig Kisten bei sich.

Am 20. November 1842 trafen sie wohlbehalten in Tadschurra ein und waren guter Hoffnung. Allein der dortige Sultan erklärte, sie dürften nicht weiter, denn er habe einen schriftlichen Befehl des Königs von Schoa, keinem Europäer die Reise ins Innere zu erlauben. Alle Gegenvorstellungen blieben vergeblich und die Missionäre gingen nach dem nahen Zeila, um von dort wo möglich durch das Somaliland nach Südabessinien vorzudringen. Bis in den März 1843 hinein unterhandelten sie mit den Somalihäuptlingen, von deren Wesen und Treiben uns Burton auf seiner Reise nach Härrär ausführlich Kunde gegeben hat. Weitere Schritte konnten aber zu nichts fruchten, weil die Nachricht eintraf, daß Major Harris mit seinem Gefolge Schoa verlassen habe und Sahela Salessi von den Missionären gar nichts mehr wissen wolle. Wahrscheinlich hatten die einheimischen Priester auf ihn eingewirkt; Geistliche lassen sich überhaupt nicht gern Concurrenz machen. Auch war ohne Frage der gewissenlose und ränkesüchtige Franzose Rochet aus Héricourt im Spiele, welcher insbesondere die Königin von Schoa gegen

die Protestanten eingenommen hatte. Dieser Mann starb 1854 als französischer Consul in Dschidda. Er sagte einmal zu Krapf: „Ich will König von Abessinien werden und Sie dann zum Minister des Cultus machen." In seinem Werk über Abessinien finden sich manche gute Angaben, die er aber unserm Landsmann verdankt; trotzdem erwähnt er desselben nicht. Der König von Schoa hatte die reichen Geschenke der Engländer und glaubte nun keiner Europäer mehr zu bedürfen; sie wären ihm vielleicht unbequem geworden.

Was sollten die Missionäre nun beginnen? Isenberg und Mühleisen wollten durch Tigre nach Gondar in Amhara gehen, um zu sehen, ob sie im westlichen Habesch ein Feld für ihre Thätigkeit fänden, nachdem ihre Bemühungen, nach dem Süden und Osten zu gelangen, fehlgeschlagen waren. Krapf dagegen wollte seine Pläne, im Süden zu wirken, nicht fallen lassen; er hatte es immer noch auf die Galla abgesehen. Indessen wollte er vorher noch einmal einen Versuch im Norden wagen. Er ging also wiederum von Aden nach Massawa, wo er am 14. Mai 1843 anlangte und seine beiden Gefährten traf. Indessen erfuhr er, daß der Priester Kidana Maria, der alte Feind der protestantischen Mission, in Adoa noch den alten Einfluß übe und Ubie den Protestanten noch immer eine sehr ungünstige Gesinnung zeige. Krapf ließ sich aber nicht abschrecken; er ging, schwer mit Bibeln beladen, durch das Schoaland bis an die Gränze von Tigre. Unterwegs gebar seine Frau zu früh ein Mädchen, das der Vater als Eneba, Thräne, taufte und in der Wildniß begrub; die Mutter mußte drei Tage nach der Entbindung mit weiter ziehen, da die Schohoführer nicht länger warten mochten. Er gelangte an die Gränze, vertheilte überall Bibeln, namentlich in der Umgegend von Hamassien, und traf mit Mühleisen und Isenberg zusammen. Aber weiteres Vordringen war ihnen nicht gestattet; sie mußten nach Massawa zurück. Der letzte Versuch scheiterte an der Feindseligkeit der abessinischen Priester und der katholischen Missionäre in Adoa. Vorläufig mußte man alle Hoffnungen auf Abessinien fallen lassen. Isenberg und Mühleisen gingen nach Aegypten und wurden später nach Indien geschickt; Krapf schiffte sich nebst seiner Frau nach Aden ein, tröstete sich damit, daß er im Ganzen 8000 Bibeln vertheilt habe, und wandte sich, wie wir erzählt haben, nach Ostafrika, wo er die Station Rabbai Mpia gründete. Am 11. November 1843 fuhr er von Aden nach Zanzibar.

Neuntes Kapitel.

Ludwig Krapf's Reise von Massawa am Rothen Meere zum Kaiser Theodoros von Abessinien, über Adoa und Gondar und über Sennar nach Chartum am Nil. Vom 20. Januar bis 28. Juli 1855.

Die Missionsarbeiten der protestantischen Sendboten in Tigre nahmen, wie wir wissen, im Jahre 1838 und 1843 einen unglücklichen Ausgang. Nach Verlauf längerer Zeit beschlossen Bischof Gobat in Jerusalem und die Vorsteher der Missionsanstalt bei Basel einen neuen Versuch zu wagen und vorerst Handarbeiter nach Abessinien zu schicken, „welche zunächst ihren irdischen Beruf treiben, dabei aber mit christlichem Wort und Wandel den Abessiniern vorleuchten und die Bibel unter ihnen verbreiten würden.“ Sechs solcher Arbeiter wurden zunächst nach Jerusalem geschickt, um sich dort vorzubereiten, und Krapf erbot sich, einige derselben nach dem Lande zu bringen, das er aus früherer Zeit so genau kannte. Er hatte zugleich noch immer die Absicht, von Gondar aus nach Schoa und von dort nach Guragne vorzudringen, um die zerstreueten christlichen Ueberreste in Kambat, Wolamo ꝛc. aufzusuchen und, in südöstlicher Richtung, wo möglich bei Marka oder Barawa, die Küste in der Nähe des Aequators zu erreichen und sich dann nach Mombas einzuschiffen. Diesen letztern Plan konnte er jedoch nicht ausführen.

Im Dezember 1854 kam er, in Begleitung seines Mitarbeiters Deimler aus Bayern, in Jerusalem an, und ging mit Martin

Flad aus Württemberg, den er nach Abessinien bringen sollte, nach Kairo, wo der junge Maderakal, ein Abessinier, der vier Jahre lang im anglikanischen Collegium zu Malta gebildet worden war, sich ihm anschloß, und schiffte sich dann in Sues ein. Am 20. März 1855 erreichte er Massawa, und erfuhr sogleich, daß Ubie, Herrscher von Tigre, von dem Wiederhersteller des abessinischen Reiches Kassai oder Kaiser Theodoros aufs Haupt geschlagen worden sei. 'Mit diesem lebte der englische Consul Plowden im besten Einvernehmen. Bei den Abessiniern steht ein altes Buch, Fakera Yasus, d. h. Liebe Jesu, in Ansehen. In demselben liest man, daß einst ein Theodoros in Griechenland auferstehen und die ganze Welt seiner Herrschaft unterwerfen werde; diese müsse sich dann auch dem Christenthume zuwenden. Wahrscheinlich hat Kassai, im Hinblick auf diese Sage, den Namen Theodoros angenommen.

Massawa ist dem osmanischen Sultan unterworfen, und der Statthalter desselben wird durch den Pascha von Dschidda eingesetzt. Krapf wohnte der feierlichen Bestallung bei. Der Firman des Sultans wurde in türkischer Sprache vorgelesen, und es war dem Beamten insbesondere eingeschärft, sich freundlich gegen Engländer und Franzosen zu benehmen, welche Verbündete der Türkei seien.

Die Nachrichten aus dem Innern wurden mit großer Spannung vernommen. Ubie war von Theodoros gefangen genommen, sein tapferer Sohn Schetu in der Schlacht gefallen, zwei andere hatten sich dem Kassai ergeben, und dieser war als König oder Kaiser von Aethiopien gekrönt worden. Zum Vicekönig des nördlichen Abessiniens, der Landschaft Tigre, hatte er einen Freund der Europäer ernannt und die katholischen Missionäre aus dem Lande getrieben. So wurde diesen dasselbe Schicksal zu Theil, welches sie vor anderthalb Jahrzehnten den protestantischen Missionären bereitet hatten.

Krapf erhielt vom Consul Plowden einige Führer durch das Schoholand und segelte mit ihnen nach Harkiko oder Dohono, um dort Kameele bis zum Fuße des hohen Berges Schumfeito zu miethen. Es regnete am 7. März. Die eigentliche Regenzeit fällt an der Küste in die Monate Dezember bis Februar, während sie im Innern vom Juni bis Dezember dauert. Die Schoho, ein Nomadenstamm, ziehen mit ihren Heerden an die Gränze von Tigre, wenn es an der Küste regnet, und weiden die Küstenregion ab, wenn in Habesch nasse Jahreszeit ist. Am 9. März war der Gipfel des etwa

6000 Fuß hohen Berges Schumfeito erstiegen; die Kameele schickte man zurück, und Ochsen trugen das Gepäck bis Halai, dem ersten christlichen Dorfe in Tigre. Dort traf Krapf den Pater Jacobis, einen römischen Missionär, der aus Gondar hatte fliehen müssen. „Welche merkwürdige Wendung der Dinge! Als Jacobis und seine Genossen vor 17 Jahren ankamen, mußten Isenberg, Blumhart und ich aus dem Lande weichen, während wir jetzt zurückkehren durften und die Römer weichen mußten. Sie hatten lange Zeit zur Wirksamkeit, machten Convertiten, und viele Priester im Innern hielten es mit ihnen. Sie tauften ihre Bekehrten nochmals, ordinirten die Priester zum zweiten Male und verbrannten unsere Bibeln oder verschlossen sie in Kisten, damit Niemand sie lesen solle. Auch gaben sie sich alle mögliche Mühe, den jetzigen Abuna, den koptischen Erzbischof, welcher der römischen Lehre abhold war, zu vertreiben. Ubie, der von ihnen Geschenke erhielt, schützte sie auf alle Weise, als jedoch Kassai siegte, hatte die Stunde der Römer geschlagen. Aber ein politischer Wechsel konnte plötzlich Alles wieder ändern."

In Halai traf aus dem Innern der Engländer Coffin ein und erzählte, daß der neue Herrscher auf dem Marktplatze in Adoa als König ausgerufen worden sei. Der Weg führte durch die Zaranna-Wildniß, in welcher oft Räuber lauern. Krapf versteckte aus Vorsicht einen Theil seines Geldes in Stiefeln, welche er zu diesem Zwecke schon in London hatte machen lassen. Im Fall eines Angriffes wäre in dem ungeheuern Dickicht an kein Entrinnen zu denken. Indessen wurde Adoa am 26. März glücklich erreicht. Dort wußte man, daß der neue König den Sklavenhandel überhaupt und auch die Vielweiberei bei seinen Soldaten verboten habe; auch hieß es, daß von ihm eine Gesandtschaft an den Kaiser von Rußland abgeschickt worden sei; das war indessen nicht der Fall. Den Mohammedanern gebot er, binnen zwei Jahren Christen zu werden oder das Land zu verlassen.

Am 2. April besuchte Krapf das nur vier Stunden von Adoa entfernte Axum, die ehemalige Hauptstadt Aethiopiens. Von den berühmten Obelisken stehen noch einige; die meisten sind umgestürzt. Die große steinerne Kirche, Hedar Tsion, seit uralter Zeit eine Freistätte, ist wahrscheinlich einst ein heidnischer Tempel gewesen. Der abessinischen Sage nach wird in ihr die alte jüdische Bundeslade aufbewahrt, welche Menelek, Sohn der Königin von Saba und Salomons, in Jerusalem gestohlen habe, als er von dort nach

Abessinien ging und die sogenannte salomonische Dynastie gründete. Diese Bundeslade wird vom Gouverneur der Stadt überwacht. In der Nähe von zwei noch aufrecht stehenden Obelisken, die etwa 65 Fuß Höhe haben, steht eine herrliche Sykomore.

Auf dem Wege von Adoa in Tigre nach Gondar in Amhare erreichte der Reisende am 7. April den Takassie, welcher zwischen hohen und steilen Bergen in einer tiefen Schlucht floß und ein etwa 160 Fuß breites Bett hat; in der trockenen Zeit ist dasselbe fast um ein Drittheil schmäler. Die Tiefe betrug nicht über eine Elle. In der Regenzeit kann man nicht hinüber, da eine Brücke fehlt. Am 10. April übernachtete Krapf in Tschau Ber, in der Provinz Waldubba, welche hauptsächlich von Mönchen und Nonnen bewohnt wird, stieg dann zum Flusse Sarima hinab und zog bis an den Fuß des hohen und steilen Berges Lamalmo, den man nur mit großer Anstrengung erklimmt. Von der Höhe desselben hat man einen Blick auf das Schankelaland im Norden und die Berge von Semien im Osten; auf der Höhe des Lamalmo, wo es sehr kalt war, begann die Provinz Woggara. Am 14. April hatte Krapf wieder eine großartige Aussicht; diesmal auf den Tzana-See; auch erblickte er die hohen Berge der Wollo-Galla, durch deren Gebiet er 1842 gereist war; dann kam er über den Fluß Angreb auf einer steinernen Brücke, welche im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts König Basilides (Fasil) von portugiesischen Arbeitern bauen ließ, und war bald in Gondar, wo der Abuna, Patriarch, seinen Sitz hat. In der Wohnung desselben fand der Missionär Unterkommen; der geistliche Würdenträger war aber eben so wenig in der Stadt, als König Theodoros, welcher auf einem Feldzuge gegen die Wollo-Galla begriffen war und sein Lager etwa 15 deutsche Meilen von Gondar aufgeschlagen hatte. Deshalb brach Krapf sogleich wieder von Gondar auf, und zog in südwestlicher Richtung nach dem Tzana-See und kam nach Efak, das, nebst Terita und Gorada, einen Hauptpunkt für den Handel im Süden und Südosten von Gondar bildet.

Nachdem der Reisende den Fluß Erep überschritten, welcher in den Tzana fällt, erreichte er Debra Tabor, wo der einst viel genannte Ras Ali, Beherrscher des westlichen Abessiniens, sich aufhielt, und kam noch an demselben Tage, 19. April, zum königlichen Lager in Dschan Meda. Dort galt sein erster Besuch dem Abuna, welcher den Fremden herzlich willkommen hieß und zum Sitz eine

Kuhhaut vor ihm ausbreiten ließ. Er erinnerte sich, den deutschen Missionär 1837 in Kairo gesehen zu haben, und erzählte, daß er ein Herz und eine Seele mit dem König sei. Dieser unterstütze die Kirche auf jede Weise; er wolle die mohammedanischen und heidnischen Gallaländer und auch Schoa erobern,*) um ein großes äthiopisches Reich, wie es vor Alters gewesen, herzustellen und die christliche Religion zur herrschenden zu machen. Er gehe fleißig zum Abendmahl und zur Kirche, lese die Bibel in amharischer Sprache, während seine Gemahlin, eine Tochter des Ras Ali, sie im Aethiopischen lese. Theodoros werde sich freuen, geschickte Handwerker und Künstler zu erhalten; er habe zu diesem Zweck nach England, Frankreich und Deutschland schreiben wollen. Der Abuna erklärte, so lange er lebe, werde er den katholischen Missionären die Rückkehr nicht gestatten; sie hätten Ränke gegen ihn angesponnen und es darauf abgesehen, ihn aus Gondar zu vertreiben; sie hätten sich auch in sein Kirchenregiment eingemischt, ihre Anhänger zum zweiten Male getauft und ordinirt, gerade als ob die abessinische Taufe und Ordination ungültig seien. „Ich hätte sie nicht beunruhigt, wenn sie sich mit lehren begnügt, oder wenn sie blos die Galla bekehrt und getauft hätten, denn ich wünsche, daß die Galla Christen werden. Sie können sich nicht beklagen, wenn ich sie fortschicke, denn der Papst in Rom würde einen Priester oder Lehrer, welcher einer andern Religion als der römischen angehört und in Rom lehren wollte, im Augenblick aus dem Lande jagen. Die protestantischen Missionarien schaden der abessinischen Kirche nicht, denn sie verbreiten ja nur die Bibel; aber die Römer sollen nicht zurückkehren."

Krapf lernte auch Herrn Bell kennen, einen verständigen Engländer, der sich seit vielen Jahren in Abessinien aufhielt und in Sprache und Sitten wie ein Landeseingeborener geworden war. Theodoros hatte ihn zu seinem Adjutanten und Lika Mankuas, das heißt Träger des königlichen Kleides in der Schlacht, gemacht. Es giebt vier solcher Lika Mankuas; sie müssen sich genau so kleiden wie der König selbst, damit der Feind in der Schlacht diesen letztern nicht erkenne. Der Abuna hatte diesem Engländer aufgetragen, Krapf einzuschärfen, daß er mit dem Könige nicht über den

---

*) Das ist ihm seitdem gelungen. Nach Sahela Selassi's Tode kam dort Haila Malakot an die Regierung, welcher 1856 plötzlich starb. Theodoros machte dessen Sohn zu seinem Vicekönig.

geistlichen Charakter der Männer rede, welche Gobat aus Jerusalem zu senden gedenke, denn die religiösen Dinge gehörten vor den Abuna, nicht vor den König.

Bei diesem letztern erhielt der deutsche Reisende am 20. April Gehör. Theodoros, die Krone auf dem Haupte und in ein prächtiges Obergewand gekleidet, ging sofort dem Abuna entgegen, führte ihn zu einem mit schönen Teppichen belegten Sitze und ließ sich von ihm die von Krapf überreichten Briefe Gobat's und des koptischen Patriarchen von Kairo vorlesen. Er sprach den Wunsch aus, daß Gobat ihm vor der Hand nur drei Handwerker sende, nämlich einen Büchsenmacher, einen Baumeister und einen Buchdrucker (oder Wappenstecher). Dann sprach der Abuna: „Aber Ew. Majestät werden dieser Arbeiter Religion nicht antasten, sondern sie nach ihrer Ueberzeugung leben lassen?“ Theodoros entgegnete: „In Sachen des Glaubens will ich mich nicht mischen, das ist Deine Sache. Was Du mir in dieser Hinsicht sagst, das werde ich thun.“

Nach dieser Audienz brach er mit seinem Heere gegen die Wollo-Galla auf. Krapf schildert ihn als einen schönen Mann von fünfunddreißig Jahren, gleichalterig mit dem Abuna; er hat schwarzbraune Hautfarbe, mittlere Statur und scharfen Blick. Er ist freundlich und herablassend gegen seine Untergebenen, vergißt aber die königliche Würde nicht, verfährt mit Ruhe und Umsicht, giebt kurze und treffende Antworten, urtheilt rasch und ist ein Freund der Europäer, deren Erzählungen er gern anhört. Für seine staatsmännische Klugheit liegt ein günstiges Zeugniß darin, daß er gegen die Armen, Priester und Kirchen sich sehr freigebig zeigt denn bei halbcivilisirten Völkern liegt viel daran, daß der Herrscher mit der geistlichen Gewalt in gutem Einvernehmen bleibe. Seine Urtheile sind stets gerecht, und er wurde von Leuten aus ganz Abessinien förmlich belagert, oft schon um zwei Uhr Morgens, um ihnen Recht zu sprechen. Sie brachten ihre Klagen vor und er gab die Entscheidung durch den „Mund des Königs“, nämlich den Staatsherold. Seine Thätigkeit war unermüdlich, und seinen Hofleuten, die ihn beklagten, weil die Leute, welche Urtheile verlangen, ihm keine Ruhe ließen, entgegnete er: „Wenn ich den Armen nicht helfe, so werden sie bei Gott über mich klagen. Ich bin selbst ein armer Mann gewesen.“ Seine Mutter soll in Gondar Verkäuferin von Kosso (dem bekannten Mittel gegen den Bandwurm) gewesen sein; sein Vater war Regierungsbeamter in der Provinz Kuara. Kassai lernte in

Gondar lesen und schreiben, und wurde Soldat im Heere des Dedschadsch Komfu, Gouverneurs von Dembea, der ein Verwandter seines Vaters war. Durch ihn wurde er dem Ras Ali empfohlen, welcher bald die Tüchtigkeit des tapfern und klugen Jünglings zu würdigen wußte, ihn mit seiner Tochter verheirathete und ein wichtiges Amt übertrug. Er verwaltete dasselbe unter Leitung der berühmten Woisoro Mennen, Mutter des Ras Ali. Mit ihr gerieth Kassai in Zwist, rückte gegen sie ins Feld, schlug ihr Heer, nahm sie gefangen und eroberte ihre schöne Provinz Dembea am Tzana-See. Diese behielt er dann für sich, die Großmutter seiner Gemahlin setzte er in Freiheit. Kassai's wachsende Macht wurde seinem Schwiegervater Ras Ali gefährlich. Dieser zog 1853 gegen ihn, verlor aber eine Schlacht und mußte zu den Galla fliehen, während der Sieger Herr des ganzen Landes westlich vom Takassie bis zum Blauen Flusse wurde; Amhara, die abessinische Kernlandschaft, gehorchte ihm. Dann kam es darauf an, die Priester günstig zu stimmen, um mit Erfolg gegen Ubie von Tigre wirken zu können. Dieser hatte die abessinische Geistlichkeit vernachlässigt, die römische begünstigt, und auf diesen Fehler bauete Kassai das Gelingen seines Planes. Er setzte sich mit dem Abuna Abba Salama in Verbindung, welcher sich damals zu Adoa in Tigre aufhielt, und ließ ihn zu sich einladen. Der Patriarch antwortete, er werde nicht nach Gondar kommen, so lange dort römische Priester geduldet würden. Kassai verstand den Wink und vertrieb diese Priester. Dann kam der Abuna nach Gondar und verband sich mit dem glücklichen Krieger zur Herstellung des abessinischen Staates und der Kirche. Kassai, nun der Geistlichkeit sicher, forderte Ubie, den Herrscher von Tigre, auf, sich ihm zu unterwerfen und Tribut zu geben. Das war gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung, und in der That griff Ubie zu den Waffen. Aber das Glück verließ ihn, er wurde in der Schlacht bei Debraski in Semien aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen. Kassai ließ sich dann als Theodoros der Erste zum König der Könige von Aethiopien ausrufen.

Krapf hatte den Hauptzweck seiner Reise erreicht, nahm vom Abuna Abschied und begab sich wieder nach Gondar. Unterwegs trank er von dem süßen Wasser des Tzana-Sees; er fand das Gestadeland an demselben reizend und fruchtbar. Trotz einiger Fieberanfälle bereitete er sich zur Reise nach Chartum vor, hatte aber große Mühe, Diener zu finden, weil die im Hochlande geborenen

Abessinier nur ungern in das heiße, ungesunde Tiefland sich begeben. Einige Tage vor seiner Abreise von Gondar traf der englische Consul Plowden dort ein, um den König auf dem Feldzuge gegen die Galla zu begleiten.

Gondar, welches Krapf am 3. Mai verließ, ist eine der wichtigsten Städte des Landes, war aber früher viel bedeutender. Jetzt zählt sie noch etwa 12,000 Einwohner. Viele Häuser liegen in Trümmern, die Straßen sind eng, krumm, oft sehr abschüssig und schmutzig. Sie liegt auf einer Anhöhe, die Häuser sind rund, fast alle aus Steinen aufgeführt, und mit Stroh gedeckt. Die Christen wohnen in einem Stadttheile auf dem Hügel, wo auch der von portugiesischen Maurern erbauete Königspalast steht. Einige tausend Mohammedaner, meist Handelsleute, wohnen am südwestlichen Abhang. Die Falaschan oder Juden, welche in Gondar Handarbeiten verrichten, bewohnen unweit Gondars ein Dorf im Gabathale. Sie sind Schmiede, Maurer, Zimmerleute und sehr geschickte Sattler, Drechsler, Schuster und Korbmacher. Auch viele Gold- und Silberarbeiter und Weber sind in Gondar, wo auf dem Wochenmarkte dreierlei Arten von Kaffee verkauft werden. In rohem Zustande heißt die Bohne Bunn, geröstet Kahawa. Die Sorte, welche am Tzana-See wächst, ist gering; die von Härrär ist besser; die allerbeste kommt aus den Landschaften Enarea und Kaffa, welche man als die eigentliche Heimath des Kaffeestrauches betrachtet. Salpeter kommt nach Gondar aus Sennar, Schwefel aus dem östlichen Tigre, Flintenkugeln macht man aus Eisen, Lunten aus Bast.

Auf dem Wege von Gondar nach Südwesten hin, besuchte Krapf ein Judendorf, dessen Bewohner fast alle Weber waren. Ihr Geistlicher unterhielt sich mit dem Reisenden. Die Sprache dieser Leute, so wie die der Kamanten, welche Krapf in Gondar kennen gelernt hatte, ist von Kuara, und mit dem Aethiopischen nicht verwandt, sondern gehört zu einer Sprachfamilie, die wahrscheinlich an den Ufern des Blauen Flusses und weithin von demselben nach Westen geredet wird. Die Falaschan sind bisher in der freien Ausübung ihrer Religion nicht gestört worden.

Am Kuangflusse fand Krapf ein ausgedehntes Lager von Steinkohlen, deren Gebrauch die Abessinier noch nicht kennen. Nachdem er den Distrikt Ammanuel durchzogen hatte, mußte er vom Hochlande, das etwa 7000 Fuß über dem Meere liegt, auf steilen Pfaden ins Tiefland hinabsteigen, und ließ zur linken mehrere Berge liegen,

insbesondere den Zaramba, an welchem die „heidnischen" Kamanten wohnen. Sie haben das Gebirgsland von der Amba Entschiet bis an den Berg Waha inne; dieser bildet in der Nähe von Wechne eine natürliche Festung. Es ist die Obliegenheit dieser Kamanten, die Pässe, welche aus dem Tiefland ins Hochland führen, zu bewachen, und sie werden deshalb auch von den abessinischen Herrschern sehr geachtet.

Dr. Krapf.

Krapf bezeichnet die Kamanten als „heidnisch", sagt aber auch, daß sie getauft seien, Priester haben und zum Abendmahl gehen. Sie verrichten ihre religiösen Feierlichkeiten in dichten Wäldern, wo sie, sagen die christlichen Abessinier, besonders der Cactuspflanze Verehrung beweisen; sie legen derselben eine vernünftige Seele bei, und aus dieser sei das Menschengeschlecht entsprossen. Gott bezeichnen sie als „die Herrlichkeit." Unterwegs traf der Reisende dann und wann auch Salanen, jene nomadischen Leute, die Nachkommen Jakob's zu sein behaupten, welcher den Sohn Salomo's und der Königin von Saba nach Abessinien begleitet habe. Sie nehmen nur eine Frau und leben von den übrigen Abessiniern getrennt, wie die Abelam (Hirten) in Schoa. Ihr Hauptstamm soll

Digitized by Google

westlich von Kuara am Blauen Flusse wohnen. Sie zahlen den Herrschern einen Tribut in Ochsen und dürfen dafür in den westlichen Landestheilen herumziehen.

Am Flusse Lagnat, dessen Schlangenwindungen der Reisende verfolgte, begegnete er vielen Kaufleuten, welche auf Eseln Baumwolle von Wechne nach Gondar und Godscham brachten. Sie wächst in der Provinz Kalabat, deren Hauptort Matamma ist; in ihr liegt die westliche Gränze Abessiniens gegen das ägyptische Gebiet, nämlich Sennar, das zum Sudan gehört. Nachdem Krapf den Berg von Engidibba herabgestiegen war, befand er sich im heißen Tieflande, das bis an den Blauen Fluß hin ziemlich eben ist, und gelangte nach Wechne oder Wochne, einem Dorfe, das aus vielen Strohhütten besteht und zwischen herrlichen Baumgruppen liegt. Die meisten Bewohner sind Christen. Im Juni und Juli verlassen fast alle diesen Ort und ziehen sich in die höheren Gegenden zurück, weil nach dem Regen im Tieflande Fieber herrschen. Erst im Oktober kommen sie zurück, richten ihre Hütten wieder ein, beginnen die Handelsgeschäfte und pflanzen Mais, Hirse und Baumwolle. Wechne gehört noch zur Provinz Tschelga, in dessen gleichnamigem Ort ein großer Markt gehalten wird. Wechne ist wichtig, weil alle aus Chartum und Sennar nach Abessinien und umgekehrt bestimmte Waaren diese Stadt passiren, indem die beste Straße über diesen Punkt führt. Der Verkehr mit Baumwolle, Kaffee, Häuten, Elfenbein, Glasperlen, farbigen Stoffen und anderen ägyptischen, abessinischen und europäischen Artikeln ist nicht unbedeutend.

Wechne liegt am Fuß einer Bergreihe, von welcher sieben Vorsprünge wie Batterien hervorstehen und das Niederland beherrschen. Krapf zog am Fuße eines Ausläufers der abessinischen Hochlande hin, durch eine wellenförmige Ebene, in welcher er wieder Bambusrohr fand, das er seit der tiefen Schlucht des Takassie nicht mehr gesehen hatte. Es gedeiht in diesen Regionen am liebsten da, wo das Hochland (Doga) aufgehört, das Tiefland (Kolla) noch nicht begonnen hat, etwa 3000 Fuß über der Meeresfläche. Der Reisende passirte erst den Abaï, (welcher aber mit dem Großen Abaï, dem Blauen Nil, nicht zu verwechseln ist), dann den Gendoa, an dessen Ufern dichte Waldungen sich ausbreiten, und begegnete einer Karawane von etwa 300 Kameelen und 100 Eseln, welche schwere Lasten von Baumwolle aus Matamma nach Wechna brachten. In beiden Ortschaften werden große Wochenmärkte gehalten.

Von den Flüssen, welche Krapf am 11. Mai überschritt, war der Koki am beträchtlichsten. Er strömt durch eine holzreiche Wildniß, in der viele Antilopen und Perlhühner sich zeigen. Am andern Tage wurde Matamma erreicht, wo ein vom König Theodoros ernannter Scheich die Gränze zwischen dem ägyptischen und abessinischen Gebiete bewacht. In diesem Marktflecken traf der Reisende viele Menschen aus sehr verschiedenen Gegenden; außer den Eingeborenen, die meist Mohammedaner sind, auch Araber, Takruri, d. h. Leute aus dem westlich gelegenen Sudan, z. B. aus Dar Fur, Türken 2c. Alle waren des Handels wegen dort. Hauptsprache war eine Mundart des Arabischen, welche Krapf nur mit Mühe verstand, und die bis Sennar und Chartum reicht. Nördlich von diesem letztern Punkte beginnt die Berbersprache und herrscht nilabwärts bis Assuan. Auf dem Markte sah man Baumwolle, Glasperlen, Wachs, Honig, Spiegel, Scheermesser, Nadeln, Trinkgeschirr, Kaffee und Kaffeetassen, Salz, Zwiebeln, Hörner, farbige Zeuge, Schafe, Ziegen, Rindvieh, Kameele, Spießglanz und viele andere Waaren. Matamma hat nur etwa 1500 Einwohner, und ist Hauptort der Provinz Kalabat, welche zugleich an Abessinien und Aegypten Tribut giebt. Die Mohammedaner im Westen von Abessinien werden von den Christen als Dschibberti bezeichnet; sie ihrerseits geben jenen die Benennung Makada. In Massawa heißen die Christen Kostan, verstümmelt aus Christian, in Tadschurra nennt man sie Amhara, bei den Galla Sidama.

In Matamma verkaufte Krapf die Esel, welche er von Gondar mitgebracht, und miethete ein paar Kameele. Bei Dschibri war er in der Nähe des Flusses Atbara, fand in den verschiedenen Dörfern überall und ohne Umstände eine Hütte, Bettstätte, Wasser und Speisen, und hatte Ursache, die ägyptische Regierung zu loben, welche Ordnung hielt. — Das erste ägyptische Dorf war Doka und die Reise war von nun an ohne erhebliche Schwierigkeiten.

Die Kaufleute haben mehrere Reisewege zwischen Abessinien und dem Blauen Flusse. Von Gondar geht eine Straße über Dagossa, Agau und Gubbe nach Fasogl, in zehn bis zwölf Tagen. Eine zweite von Gondar über Matamma nach Deberki und Sennar, in zwölf bis fünfzehn Tagen; eine dritte von Gondar über Dagossa und Sarago nach Kalabat und von da nach Deberki und Sennar; eine vierte von Gondar über Wechne, Matamma, Doka, und Kanara nach Abu Harras.

Nachdem Krapf die Flüsse Rahat und Dender überschritten, kam er am 28. Mai beim Dorf Abbas an den blauen Nil, (Bahr el Asrek; Abeg der Wüstenaraber; Abaï der Abessinier), und ging von dort, am östlichen Ufer des Stromes entlang, drei Stunden weit nach Südwesten, bis zu der Fähre, auf welcher man nach Sennar übersetzt. Das Flußbett war etwa 300 Ellen breit, aber nur etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt; schon so weit oben sind Krokodile häufig. Der Reisende fand beim Komos, welcher in der koptischen Kirche der nächste Würdenträger nach dem Bischof ist, eine gastliche Aufnahme.

Die Häuser der Stadt Sennar sind aus Luftziegeln aufgeführt, denn Steine giebt es in der Umgegend nicht, viereckig, und haben flache Dächer. Die Bevölkerung überstieg 15,000 Seelen nicht, die ägyptische Besatzung bestand aus einigen hundert schwarzen Soldaten. Karawanen gehen nach allen Richtungen hin. Der Blaue Nil ist schiffbar bis aufwärts zum siebenten Katarakt bei Roserres in Fasogl. In dieser letztern Provinz ließ die ägyptische Regierung eine Zeit lang Goldgruben bearbeiten, doch war der Gewinn so gering, daß man das Unternehmen wieder aufgab.

In Sennar fehlte es gerade an Booten und der Reisende mußte sich deshalb zu einer Landreise nach Chartum über Wad Medina entschließen. Am 2. Juni brach er auf und war am 4. in der letztgenannten Stadt, die ihm größer vorkam als Sennar, verließ dieselbe am 6., hatte unterwegs bald eine unausstehliche samumartige Hitze, bald sehr kalte und heftige Sandwinde, die ihm ein Fieber brachten, und erreichte am 11. Juni Chartum, wo er von dem österreichischen Viceconsul Bender gastlich beherbergt wurde. Er verkehrte auch mit den katholischen Missionären Kirchner und Goßner, die ihm freundlich entgegenkamen. Er erfuhr, daß seit Gründung der (nun aufgegebenen) römischen Mission Chartum, 1845, schon zehn Missionäre dem Klima erlegen waren. Auch mit dem englischen Consularagenten Petherick, welcher um die Erforschung des obern Nils sich manche Verdienste erworben hat, verkehrte Krapf.

Am 28. Juni war er, nach einer sehr beschwerlichen Reise, in Kairo.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Leipzig** sind ferner erschienen:

Andersson, Charles J., Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850 bis 1854. Aus dem Schwedischen von Dr. H. Lotze. Mit 16 Stahlstichen in Tondruck von Alexander Alboth und zahlreichen Holzschnitten, nebst einer Karte. Lex.-8. 2 Bde. broch. 5 Thlr. 15 Ngr.

Berlepsch, H. A., die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex.-8. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr.

Elegant gebunden mit reicher Deckenvergoldung 4 Thlr. 7½ Ngr. Mit Goldschnitt 4½ Thlr.

Bibra, Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 8. 3 Bde. broch. 3½ Thlr.

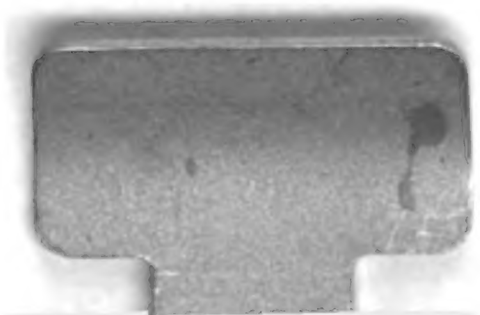
Heine, Wilh., die Expedition in den Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Calw. Ringgold und Commodore John Rodgers, im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1857, unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verf. nach der Natur gezeichneten Ansichten, Portraits, landwirthschaftlichen Maschinen &c. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geographisch-artistischen Anstalt, nebst 4 Karten. Zugleich Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan. 3 Bde. Lex.-8. broch. 9¾ Thlr.

Heine, Wilhelm, Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. Lex.-8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Heine, Wilhelm, Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. gr. 8. broch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Heine, Wilhelm, Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. 2. Auflage. 8. broch. 1¼ Thlr.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.



Digitized by Google